Bibliothek

der

Novellen, Märchen

und

Sagen.

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel
und Karl Simrock.

Erster Theil.

Berlin.
In der Finckeschen Buchhandlung.

1831.

Quellen

des

Shakspeare

in

Novellen, Märchen und Sagen.

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel
und Karl Simrock.

Erster Theil.

Berlin.
In der Finckeschen Buchhandlung.

1831.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Jur. Facultäts-Bibliothek München

Berlin,
gedruckt bei A. Wetsch.

Vorwort.

Mit den vorliegenden beiden Bändchen eröffnen wir eine größere Sammlung sagenhafter Erzählungen abendländischen Ursprungs oder doch abendländischer Gestaltung, welche ein Gegenstück zu den unter dem Namen **Tausend und eine Nacht**, **Tausend und ein Tag** beliebten Sammlungen orientalischer Märchen und Erzählungen bilden soll.

Von allen bisher in Deutschland erschienenen oder angekündigten Märchen- und Novellensammlungen werden wir die unsrige wesentlich dadurch unterscheiden, daß wir einestheils den **sagenmäßigen** Gehalt, anderntheils die künstlerische Gestaltung, die wir nicht erst hinzuthun, sondern in den Quellen, aus welchen wir schöpfen, schon vorgefunden haben, als unerläßliche

Bestimmungen aller darin aufzunehmenden Erzählungen betrachten.

Es giebt eine Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, sagt Uhland irgendwo, es giebt eine freie Dichtung begabter Geister. Für solche Erzählungen, welche die Phantasie eines Einzelnen aus dem Nichts hervorgerufen, sind bereits mehrere Sammlungen theils vorhanden, theils angekündigt; für andere aber, welche der poetischen Thätigkeit eines ganzen Volks, oder der Ueberlieferung von Volk zu Volk ihr erstes Entstehen verdanken und dann nur zuletzt mit größerer oder geringerer Selbstthätigkeit des Einzelnen aufgezeichnet worden sind, ist die gegenwärtige Sammlung bestimmt.

Den großen Zusammenhang der mythischen Ueberlieferungen zu erforschen, in den gemeinschaftlichen, immer wiederkehrenden Zügen ein Allgemeines und Nothwendiges zu erkennen und den Schatz zu heben, welchen die dichterische Anschauung der Völker in Sagen, Märchen und Liedern, wie in Mythologieen und Kosmogonieen niedergelegt hat, ist eine der schönsten, aber auch schwierigsten Aufgaben, welche unsere Zeit dem wissenschaftlichen Geiste gestellt hat. Das Studium der Sprache muß mit dem Studium der Sage Hand in Hand gehen, um

das große Räthsel von der Urgeschichte des Menschen und der Verwandtschaft der Völker zu lösen; ja dieses würde schneller zum Ziele führen, wenn es ohne jenes nur überhaupt zu vollbringen wäre.

Während sich aber die Wissenschaft an dem ariadnischen Faden der Sage zu dem Ursprung des Menschengeschlechts zurückwindet und den Born der Ueberlieferung auf die Beete der Erkenntniß leitet, wird es wohl uns Müßigen fernerhin unverwehrt bleiben, uns an dem zarten Gespinnste jenes Fadens zu ergötzen, uns an jenem Born zu laben und zu erfrischen und was die Wissenschaft als Mittel vernutzt, unsrerseits als ein für sich Daseiendes, an sich selbst Schönes und Liebenswürdiges zu bewundern und zu lieben. Keiner andern Rechtfertigung bedarf es für das gegenwärtige Werk, das bloß für die Unterhaltung und das Vergnügen der Leser bestimmt, ihre Belehrung niemals zum Zweck, wenn auch mittelbar zur Folge hat. Hiermit glauben wir denn auch die Frage nach der Nützlichkeit unseres Unternehmens zu beseitigen, und haben uns nur noch wegen der Anmerkungen zu entschuldigen, welche demselben leicht ein zu ernsthaftes Ansehen geben könnten. Diesem auszuweichen, haben wir sie an das Ende der einzel-

nen Lieferungen verwiesen, und bitten diejenigen unserer Leser, für welche die darin enthaltenen Nachweisungen weniger Interesse haben, sich dadurch nicht stören zu lassen, während wir bei Andern, welche die mitgetheilten Sagen gern zu ihrem Ursprunge verfolgen, keiner Rechtfertigung bedürfen.

Wenn wir in den gegenwärtigen beiden Bändchen diejenigen Novellen, Märchen und Sagen vorausschicken, welche sich auf Shakspeare beziehen, weil sie als nähere oder entferntere Quellen seiner Schöpfungen zu betrachten sind, so glauben wir durch diese Anordnung unserm Zwecke zu unterhalten und zu vergnügen, nicht untreu zu werden, da diese Erzählungen an sich selbst anziehend und mannigfaltig genug sind, und das höhere Verständniß des Dichters, das dem Leser daraus erwachsen mag, ihm nur zum Genuß und Vergnügen gereichen kann. Der Vollständigkeit wegen mußten wir zwar hier einzelne Mittheilungen machen, die wir wegen ihres geringern sagenmäßigen Gehalts ohne diese Rücksicht nicht aufgenommen haben würden; da aber gerade diese sich durch künstlerische Vollendung auszeichnen, so hoffen wir damit dem Leser ein wohlgefälliges Opfer gebracht zu haben.

Berlin, im October 1830. K. S.

Inhalt.

Vorwort. . . . . S. V

I. Romeo und Julie. Nach Bandello. . . 1

II. Die Sage von Amleth. Nach Saxo Grammatikus 67

III. Maaß für Maaß. Nach Giraldi Cinthio. 95

IV. Der Mohr von Venedig. Nach Giraldi Cinthio. 117

V. Zum Kaufmann von Venedig.

1. Der Kaufmann von Venedig. Nach Giovanni Fiorentino 141

2. Die drei Kästchen. Nach den Gesta Romanorum. 171

3. Die beiden Kasten. Nach Boccaccio. . . 172

VI. Zu Cymbeline.

Weibliche Treue. Nach Boccaccio. 179

VII. Zu den lustigen Weibern von Windsor.

1. Die Kunst zu lieben. Nach Giovanni Fiorentino 201

2. Die Rache. Nach Straparola. 214

3. Der Ring. Nach Straparola 231

VIII. Die gezähmte Keiferin. Nach Straparola. 243

IX. Zu Ende gut, Alles gut.

Giletta von Narbonne. Nach Boccaccio. . . 253

I.

Romeo und Julie.

Nach Bandello.

Zu den Zeiten der Herrn de la Scala zeichneten sich in Verona zwei Familien, die Montecchi und die Capelletti, vor allen andern durch Adel und Reichthümer aus, unter sich aber waren sie, was auch die Ursache sein mochte, durch eine so heftige und blutige Feindschaft entzweit, daß bei verschiedenen Gefechten, welche sich diese mächtigen Geschlechter lieferten, Viele, sowohl von den Montecchi als von den Capelletti und den beiderseitigen Parteigängern ums Leben kamen, wodurch ihr Haß gegen einander immer höher gesteigert wurde. Herr von Verona war dazumal Bartolomeo Scala, welcher sich viele Mühe gab, zwischen beiden Häusern Frieden zu stiften; aber er konnte es nie ganz durchsetzen, so tief hatte der Haß in ihren Herzen gewurzelt. Indeß brachte er sie dahin, daß sie zwar nicht Frieden schlossen, aber doch die beständigen Scharmützel abstellten, die oft genug zwischen ihnen mit dem Tode vieler Menschen geendet hatten, so daß hinfort die Jüngern der einen Partei den Bejahrtern der Andern auf der Straße auswichen. Eines Jahres nach Weihnachten, als die Feste

und Maskenzüge begannen, geschah es, daß Antonio Capellette, das Haupt seiner Familie, ein glänzendes Fest gab, zu welchem er viele vornehme Herren und Damen eingeladen hatte. Man sah daselbst den größten Theil aller jungen Leute der Stadt, und unter andern kam auch Romeo Montecchio dahin, ein Jüngling von zwanzig bis ein und zwanzig Jahren, der schönste und artigste von Veronas ganzer Jugend. Er war verkleidet und begab sich, als die Nacht schon begonnen hatte, mit den Uebrigen in das Haus des Capellette.

Romeo war zu jener Zeit heftig verliebt in eine junge Dame, welcher er schon seit mehr als zwei Jahren zum Raube geworden war, denn obgleich er ihr, wenn sie in die Kirche, oder sonst wohin ging, den ganzen Tag nachfolgte, so hatte sie sich doch nie auch nur mit einem Blicke freundlich gegen ihn erwiesen. Er hatte ihr oft und viele Briefe geschrieben und Botschaften gesandt, aber die übertriebene Sprödigkeit und Härte der Dame gestattete ihr nicht, dem verliebten Jüngling eine geneigte Miene zu zeigen. Dies schien ihm so bitter und unerträglich, daß ihn das Uebermaaß des Schmerzes, den er darüber empfand, nach unendlichen Seufzern und Thränen, zuletzt zu dem Vorsatz brachte, Verona zu verlassen, und einige Jahre außen zu bleiben, um durch mancherlei Reisen durch Italien seine zügellose Leidenschaft zu ersticken. Aber die glühende Liebe zu der Dame zwang ihn bald wieder, sich selber Vorwürfe zu machen, daß er einem solchen Gedanken Raum gegeben, und es war ihm durchaus unmöglich, die Stadt zu verlassen.

Manchmal sprach er zu sich selbst: Fern sei es von mir, Diese ferner zu lieben, da ich an tausend unzweideutigen Zeichen erkenne, daß ihr meine Dienstbarkeit nicht angenehm ist. Wozu ihr folgen auf Schritt und Tritt, wenn mir all mein Liebäugeln nicht frommt? Ich thue Unrecht, die Kirche oder sonst einen Ort zu besuchen, wo sie sich befindet: wenn ich sie nicht mehr sähe, vielleicht daß dieses Feuer, das von ihren schönen Augen Stoff und Nahrung entlehnt, sich nach und nach verzehren würde. Aber was half's? Alle seine Gedanken waren verloren und verschwendet, denn je ungnädiger sie sich erwies und je weniger Hoffnung er hatte, desto mehr schien seine Liebe zu wachsen, und desto unglücklicher fühlte er sich, wenn er sie nur einen Tag nicht gesehen hatte. Da er so beständig in dieser glühenden Liebe verharrte, fürchteten einige seiner Freunde, daß er sich verzehre, daher sie ihn mehrmals liebevoll ermahnten und baten, von solchem Beginnen abzustehen. Aber er kümmerte sich so wenig um ihre gegründeten Ermahnungen und heilsamen Rathschläge, als die Dame um Alles, was er thun mochte. Unter andern hatte Romeo einen Gefährten, welchem es gar zu leid that, daß er ohne alle Hoffnung, Dank zu erwerben, in dem Dienst dieser Dame die Zeit seiner Jugend und die Blüthe seiner Jahre verschwende, daher er eines Tages zu ihm sprach: Romeo, eine Qual ist es mir, der ich dich brüderlich liebe, zu sehen, daß du dich in dieser Weise, wie Schnee an der Sonne verzehrst: da du doch siehst, daß mit Allem was du thust und aufwendest (und ohne Gewinn und

Ehre aufwendest) du diese nicht bewegen kannst, dich zu lieben; daß dir alle angewandten Mittel nichts frommen, vielmehr ihre Sprödigkeit täglich zunimmt, was willst du dich länger vergebens abmühen? Es ist die äußerste Thorheit eine Sache, die nicht etwa schwer, sondern unmöglich ist, ausführbar machen zu wollen. Du siehst ja deutlich, daß sie weder von dir noch von deinen Geschenken wissen will. Vielleicht hat sie einen Liebhaber, der ihr so theuer und werth ist, daß sie ihn dem Kaiser nicht aufopfern würde. Du bist jung und wohl der Schönste, der sich in dieser Stadt finden mag; du bist, erlaube mir dir die Wahrheit unter die Augen zu sagen, wohlgezogen, tugendreich, liebenswürdig und was die Jugend am meisten ziert, in den schönen Wissenschaften bewandert; du bist ferner der einzige Sohn eines Vaters, dessen große Reichthümer bekannt genug sind. Und hält er vielleicht gegen dich die Hände zu? Schilt er dich aus, daß du spendest und verschenkst, wie es dir beliebt! Vielmehr ist er dir ein Verwalter, der sich für dich abmüht und dich nach Belieben schalten läßt. So ermanne dich denn und erkenne den Irrthum, in welchem du deine Tage verbringst; hebe den Schleier von deinen Augen, der dich blind macht und dich den Weg nicht sehen läßt, den du zu wandeln hast; entschließe dich, dein Her; anderswohin zu wenden, und ergieb dich einer Herrin, die dich zu verdienen weiß. Laß dich einen gerechten Unwillen bestimmen, der im Reiche der Liebe noch mehr vermag, als die Liebe selbst. In der ganzen Umgegend

beginnen jetzt Feste und Maskeraden; begieb dich hin zu allen Festen, und begegnet dir irgendwo die, welcher du so lange Zeit vergebens gedient hast, so schaue nicht nach ihr, sondern blicke zurück in den Spiegel der Liebe, die du zu ihr getragen, so wirst du ohne Zweifel für alle ausgestandenen Schmerzen Ersatz finden, denn ein gerechter, wohlgegründeter Unwille wird so heftig in dir auflodern, daß er dein schlechtgeregeltes Verlangen bezwingen und dich in Freiheit setzen wird.

Mit diesen und vielen andern Gründen, die ich hier übergehe, ermahnte der getreue Geselle seinen Romeo, das schlecht begonnene Unternehmen aufzugeben. Romeo hörte Alles, was er ihm sagte, mit Geduld an und beschloß dem weisen Rathe Folge zu leisten. Er fing an, alle Feste zu besuchen, und traf er irgend seine spröde Dame, so kehrte er sein Antlitz nie zu ihr hin, sondern ging umher die Andern anzusehen und zu mustern, um sich die auszusuchen, die ihm die Schönste schiene, gerade, als wäre er auf einen Markt gegangen um Pferde zu kaufen.

Zu dieser Zeit kam nun Romeo, wie gesagt, als Maske zu dem Feste des Capelletto, und obgleich sie schlechte Freunde waren, duldeten sie sich doch gegenseitig. Nachdem Romeo sich eine Weile mit der Maske vor dem Gesichte hier aufgehalten hatte, nahm er sie ab und ließ sich in einer Ecke nieder, von wo aus er Alle übersehen konnte, die in dem Saale waren; denn dieser war von dem Schein unzähliger Fackeln hell wie am Tage erleuchtet. Jeder blickte auf Romeo, besonders

die Damen, und alle wunderten sich, daß er so unbesorgt in diesem Hause verweile. Indessen war Romeo, nicht blos seiner Schönheit willen, sondern als ein sehr wohlgezogener, artiger Jüngling, in der ganzen Stadt allgemein beliebt. Seine Feinde hingegen achteten nicht so auf seine Gegenwart, wie sie vielleicht gethan hätten, wenn er älter gewesen wäre. Hier warf sich also Romeo auf das Studium der weiblichen Schönheiten, welche das Fest versammelt hatte, rühmte bald diese, bald jene mehr oder minder, wie sein Geschmack es ihm eingab, und unterhielt sich ohne zu tanzen auf diese Weise recht gut, als ihm plötzlich ein unbeschreiblich schönes Mädchen zu Gesichte kam, das ihm unbekannt war; diese gefiel ihm unendlich, er glaubte nie ein schöneres, anmuthigeres Fräulein gesehen zu haben; je aufmerksamer Romeo sie betrachtete, desto mehr schienen ihm ihre Reize an Reiz zu gewinnen, desto anmuthiger ihre Anmuth zu werden. Er begann ihr mit verliebten Blicken zu kosen und wußte sich nicht von ihrer Anschauung loszureißen; eine ungewöhnliche Wonne gewährte ihm ihr Anblick; er entschloß sich alle seine Kräfte aufzuwenden, um ihre Gunst und Liebe zu erwerben. So wich die Leidenschaft, die er zu jener andern Dame empfunden hatte, von dieser neuen besiegt, der frisch auflodernden Flamme, die nun nichts mehr auszulöschen vermochte, als der Tod. Bei dem Eintritte in dieses reizende Labyrinth hatte Romeo den Muth nicht, sich nach dem Namen der Dame zu erkundigen, sondern war einzig bedacht, die Augen an ihrem Anblick zu weiden; sorg-

fältig achtete er auf alle ihre Bewegungen, schlürfte das süße Gift der Minne und pries mit Bewunderung und Entzüken jeden ihrer Reize und jede ihrer Gebehrden. Er saß, wie schon erwähnt, in einem Winkel, vor welchem beim Tanze alle Paare vorüber kamen.

Julie, so hieß das Fräulein, das Romeon so sehr gefiel, war die Tochter des Herrn des Hauses und des Festes; den Romeo kannte sie nicht, aber er schien ihr der schönste und reizendste Jüngling, den man finden möge; sie fühlte sich unendlich befriedigt bei seinem Anblicke, und wenn sie ihm zuweilen süß verstohlen unter die Augen sah, fühlte sie, ich weiß nicht welche Wollust am Herzen, die sie ganz mit Freude und unendlicher Wonne durchdrang. Von ganzer Seele wünschte die Jungfrau, Romeo möchte sich den Tanzenden anschließen, damit sie ihn besser sehen könne und sprechen höre, denn seine Reden, meinte sie, müßten eben so viel unendliche Süßigkeit enthalten, als sie aus seinen Augen, so oft sie ihn ansah, zu kosten vermeinte. Aber er sai dort ganz alleine und schien gar keine Lust zum Tanz zu verrathen; all sein Sinnen ging dahin, dem schönen Mädchen mit Augen zu kosen, so wie sie ihrerseits keinen andern Gedanken hatte, als ihn zu betrachten. Und so unverwandt schauten sie sich einander an, daß, wenn ihre Augen sich begegneten und die feurigen Strahlen ihrer Liebesblicke sich mischten, sie wohl gewahrten, daß die Liebe sie zusammen führe, denn so oft ihre Blicke sich kreuzten, füllten beide die Luft mit verliebten Seufzern, und schienen keinen andern Wunsch mehr zu ken-

nen, als miteinander zu sprechen und sich ihre neu entfachte Glut zu gestehen. Während sie so in Anschauung versunken waren, rückte das Ende des Balles heran und der Fackeltanz, welchen andre den Kranzreigen nennen, sollte das Fest beschließen. Während dieses Tanzes wurde Romeo von einer Dame geholt, er trat also in den Reihen, that was seines Amtes war, gab die Fackel einer Dame, nahm, wie es das Gesetz des Tanzes erforderte, neben Julien seinen Platz und ergriff zum unermeßlichen Vergnügen beider Theile, ihre Hand. Julie stand jetzt zwischen Romeo und einem Andern Namens Marcutio der Schielende, einem sehr aufgeräumten Hofmanne, der wegen seiner witzigen Einfälle und drolligen Späße, die er vorbrachte, allgemein gern gesehen war, denn er hatte immer einen Schwank bei der Hand, um die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, und gar zu gern, doch ohne Jemandes Schaden, ließ er seiner Laune den Zügel schießen. Dabei hatte er aber Winter und Sommer und zu jeder Zeit des Jahres Hände, die kälter und eisiger waren, als das allerkälteste Alpeneis, und wenn er auch eine gute Weile am Ofen stand um sich zu wärmen, blieben sie doch eiskalt wie zuvor. Julie, welche Romeon zur Linken, und den Marcutio zur Rechten hatte, fühlte sich kaum von dem Geliebten bei der Hand gefaßt, als sie, vielleicht um ihn reden zu hören, sich mit heiterer Miene zu ihm wandte und mit schwankender Stimme sprach: Gesegnet sei eure Ankunft hier an meiner Seite: und dabei drückte sie ihm liebevoll die Hand. Der Jüngling, der aufgeweckt

und eben nicht böse war, erwiederte den Händedruck zärtlich und entgegnete: Was ist das für ein Segen, schöne Herrin, den ihr mir da gebt? dabei sah er sie mit liebeflehenden Blicken an und schien seufzend an ihrem Munde zu hangen. Sogleich gab sie holdselig zur Antwort: Wundert euch nicht, oder junger Herr, daß ich eure Ankunft neben mir glücklich preise, schon eine gute Weile läßt mich der Herr Markutio hier durch den Frost seiner kalten Hand zu lauter Eis gerinnen, habt also Dank, daß ihr mit eurer zarten Hand mich wieder erwärmt. Sogleich versetzte Romeo: Schöne Herrin, daß ich euch, wodurch es auch sei, einen Dienst erzeige, ist mir überaus willkommen, denn ich wünsche nichts so sehr, als euch dienen zu können, und würde mich glücklich preisen, wenn ihr geruhtet mir zu befehlen, wie eurem geringsten Diener: wenn aber meine Hand euch erwärmt, so wißt, daß ihr mit der Glut eurer schönen Augen mich ganz in Brand setzt und ich betheure euch, wenn ihr mir nicht helft, diese mächtige Feuersbrunst zu ertragen, so werdet ihr mich bald völlig abbrennen und zu Asche werden sehen. Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, so war der Fackeltanz zu Ende, und Julie, die ganz vor Liebe glühte und ihm seufzend die Hand drückte, hatte nicht Zeit ihm anders zu erwiedern, als mit den Worten: Weh mir, was kann ich euch sagen, als daß ich mehr euch als mir gehöre!

Als sich nun Alle entfernten, wartete Romeo um zu sehen, welchen Weg das schöne Fräulein nehmen werde.

Aber es währte nicht lange, so sah er deutlich, daß sie die Tochter des Hausherrn sei, und ganz außer Zweifel setzte ihn darüber ein guter Bekannter, welchen er über mehrere Damen befragte. Darüber ward er sehr mißgelaunt, denn nun schien es ihm schwierig und gefährlich das erwünschte Ziel seiner Liebe zu erreichen; aber die Wunde war einmal geschlagen und das Gift der Liebe schon zu tief eingedrungen.

Von der andern Seite wünschte auch Julie den Namen des Jünglings zu erfahren, dem sie sich ganz als Beute anheim gefallen fühlte, sie rief also eine Alte, welche sie gesäugt hatte, trat mit ihr an das Fenster ihrer Kammer, die von der Straße aus von unzähligen Fackeln erleuchtet wurde und fing an sie zu fragen, wer Jener sei, der so und so gekleidet gehe, wer Dieser, welcher den Degen in der Hand halte, und wie jener Dritte heiße, bis sie zuletzt auf die Frage kam, wer der schöne Jüngling sei, der die Maske in der Hand trage. Die gute Alte, welche fast alle kannte, nannte ihr jeden bei Namen, und da ihr auch Romeo sehr wohl bekannt war, sagte sie ihr, wer er sei. Bei dem Zunamen Montecchio ward das Fräulein ganz bestürzt und verzweifelte bei der eifersüchtigen Erbitterung zwischen ihren beiden Familien, ihren Romeo je zum Gemahl erwerben zu können; indeß ließ sie doch nicht das mindeste Zeichen von Unzufriedenheit blicken. Als sie darauf zu Bette ging, konnte sie die ganze Nacht vor den mannigfaltigen Gedanken, die sich in ihrer Seele kreuzten, wenig oder gar nicht schlafen, doch von der Liebe zu ihrem Romeo

ablaſſen wollte und konnte ſie nicht, ſo heftig fühlte ſie ſich für ihn entbrannt, denn da die unglaubliche Schönheit des Geliebten für ihn ſtritt, ſo ſchien es, als ob in Ermangelung der Hoffnung, das Verlangen nach ihm nur deſto mehr wüchſe, je ungünſtiger und gefährlicher ſie ihre Sache ſtehen ſah. So von zwei entgegengeſetzten Gedanken beſtürmt, von welchen ſie der eine ermuthigte, ihren Vorſatz zu verfolgen, während ihr der andere alle Wege dazu abſchnitt, ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt: Wohin laß ich mich von meinen ſchlecht geregelten Wünſchen entführen? Weiß ich Thörin denn, ob Romeo mich liebt? Vielleicht hat mir der verſchmitzte Jüngling dieſe Worte geſagt, mich zu betrügen, und wenn er mehr von mir erlangt, als die Ehrbarkeit erlaubt, mein zu ſpotten, und mich zur feilen Dirne herabzuwürdigen: vielleicht denkt er auf ſolche Weiſe im Namen der Feindſchaft Rache zu nehmen, die von Tag zu Tag zwiſchen ſeinen und meinen Verwandten an Grauſamkeit zunimmt. Doch nein, der Adel ſeiner Seele geſtattet ihm nicht, die zu betrügen, die ihn liebt und anbetet. Er iſt zu ſchön und reizend, wenn anders das Geſicht von der Seele ein untrügliches Zeugniß giebt, als daß ein ſo gottloſes und verruchtes Herz in ihm wohnen könnte; ich darf nicht glauben, daß von einem ſo edeln und ſchönen Jüngling, ſich Anderes, als Liebe, Zucht und Edelmuth erwarten laſſe. Geſetzt indeß, daß er mich, wie ich glauben möchte, wirklich liebe, und zu ſeinem rechtmäßigen Gemahl begehre, muß ich nicht vernünftigerweiſe denken, mein Vater werde niemals darein

willigen? Doch wer weiß, ob man nicht gerade mittelst dieser Verbindung hoffen dürfe, einst dauernde Eintracht und festen Frieden zwischen diesen beiden Familien zu begründen! Hab ich doch oft sagen hören, daß durch Ehebündnisse nicht nur zwischen einfachen Bürgern und Edelleuten das Vernehmen wiederhergestellt worden, sondern nicht selten zwischen den größten Fürsten und Königen, unter welchen die grausamsten Kriege herrschten, Freundschaft und wahrer Friede zum Vortheil beider Theile erfolgt sei. Vielleicht bin ich es, die auf solchem Wege Ruhe und Frieden zwischen diesen beiden Häusern stiften soll.

Durch diesen Gedanken beschwichtigt, zeigte sie Romeon, so oft sie ihn nur sehen mochte, wenn er durch die Straße kam, stets ein heiteres Antlitz, worüber er alsdann unendliches Vergnügen empfand. Denn obgleich er nicht minder als sie mit seinen Gedanken in beständigem Kriege lebte, und bald hoffte, bald verzweifelte, so unterließ er doch nicht, fleißig an dem Hause des geliebten Mädchens vorüber zu gehen; was bei Tag und bei Nacht nur mit großer Gefahr geschehen konnte; allein die freundlichen Gesichter, die ihm seine Julie zeigte, entflammten ihn immer mehr und mehr und zogen ihn stets von Neuem in jene Gegend. Die Fenster von Juliens Kammer gingen nach einem sehr engen Gäßchen hinaus, und gegenüber lag eine Hütte: wenn also Romeo die große Straße herabkam, und an die Mündung des Gäßchens gelangte, sah er seine Julie oft genug am Fenster und so oft er sie erblickte, machte

ſie ihm ein freundlich Geſicht, das ihm ſagte, ſie ſehe ihn mehr als gern. Oft kam Romeo des Nachts und ſiedelte ſich in dem Gäßchen an, theils weil dieſer Weg wenig beſucht war, anderntheils weil er hier, wenn er ſich dem Fenſter gegenüber ſtellte, zuweilen ſeine Geliebte ſprechen hören konnte. Eines Nachts, da Romeo ſich an dieſem Orte aufhielt, geſchah es, daß Julie, entweder weil ſie ihn bemerkt hatte, oder durch Zufall, das Fenſter öffnete. Romeo zog ſich in die Hütte zurück, aber nicht ſo raſch, daß ſie ihn nicht erkannt hätte, denn der Mond erhellte mit ſeinem Glanze die Nacht. Sie, die ſich allein in ihrer Kammer befand, rief ihn ſanft beim Namen und ſprach: Romeo, was macht ihr hier zu dieſer Stunde ſo allein? Wenn man euch hier träfe, Unglücklicher, was würde aus eurem Leben? Wißt ihr nicht die tödtliche Feindſchaft, welche zwiſchen den euren und den unſern herrſcht, und wie vielen ſie ſchon das Leben gekoſtet hat? Sicherlich, ihr würdet grauſam umgebracht; was euch nur zum Schaden und mir nicht zur Ehre gereichen könnte.

Herrin, antwortete Romeo, die Liebe zu euch iſt Schuld, daß ich zu dieſer Stunde hieher komme, obgleich ich nicht zweifle, daß die Eurigen, wenn ſie mich hier träfen, mir nach dem Leben ſtehen würden; aber ich würde mich beeifern, ſo viel als meine ſchwachen Kräfte vermögen, meine Pflicht zu thun, und wenn ich die Uebermacht mich überwältigen ſähe, wenigſtens nicht allein zu ſterben trachten. Da mir doch beſtimmt iſt, in dieſer Liebe das Leben zu laſſen, könnte mir wohl ein grö-

ferrs Glück begegnen, als in eurer Nähe zu sterben? Daß ich aber jemals Ursache werden sollte, den leisesten Schatten auf eure Ehre zu werfen, das glaube ich, wird niemals geschehen, vielmehr würde ich das Opfer des eigenen Blutes nicht scheuen, sie so rein und untadelhaft zu erhalten, wie sie ist. Wenn aber die Liebe zu mir so viel über euch vermöchte, als die eure über mich, und mein Leben euch so werth wäre, als mir das eure, so würdet ihr alle jene Gelegenheiten hinwegräumen, und so an mir thun, daß ich der glücklichste Mensch würde, der heutzutage lebt.

Und was wolltet ihr, das ich thäte? fragte Julie.

Ich wollte, antwortete Romeo, daß ihr mich liebtet, wie ich euch liebe, und daß ihr mich in eure Kammer ließet, damit ich euch mit mehr Gemächlichkeit und weniger Gefahr die Größe meiner Liebe, und die herbe Pein, die ich beständig um euch erdulde, schildern könnte.

Hierauf antwortete Julie etwas erzürnt und außer Fassung: Romeo, ihr kennt eure Liebe, und ich kenne die meine und weiß, daß ich euch liebe, so sehr, als man nur Jemand lieben kann und vielleicht mehr, als meiner Ehre geziemte; das aber sage ich euch, wenn ihr glaubt, mein jemals anders, als durch das unerläßliche Band der Ehe genießen zu können, so seid ihr im größten Irrthum und werdet nie mit mir einig werden. Und weil ich weiß, daß ihr in dieser Nachbarschaft allzuviel verkehrt, so fürchte ich, ihr könntet in die Gewalt böser Geister gerathen und dann würde ich nie wieder froh werden; deßhalb sage ich euch zum Schlusse, wenn

ihr

ihr so der meinige werden wollt, wie ich ewiglich die eure zu sein wünsche, so müßt ihr euch mir, als eurem rechtmäßigen Gemahl, antrauen lassen. Vermählt euch mir, so bin ich bereit mich an jedem Orte einzufinden, wo es euch beliebt; habt ihr andere Gedanken im Kopf, so gebt eures Weges und laßt mich, so gut ich kann, in Frieden leben. Als dies Romeo, der keinen andern Wunsch hegte, vernahm, gab er ihr mit vieler Freude zur Antwort, dies sei ja all sein Verlangen; zu jeder Stunde, die sie befehlen, und auf jede Weise, die sie anordnen werde, sei er bereit, ihr seine Hand zu reichen. Nun ist es gut, versetzte Julie: was aber die Anordnung betrifft, so wünsche ich, daß die Trauung vor dem ehrwürdigen Bruder Lorenzo da Reggio, meinem geistlichen Vater, geschehe. Hierüber vereinigten sie sich und beschlossen, Romeo solle am nächsten Tage mit ihm von der Sache sprechen, denn er war sehr genau mit ihm bekannt. Dieser Bruder war vom Minoritenorden, Magister der Theologie, großer Philosoph und erfahren in vielen Dingen, unter andern auch in der wunderthätigen Chemie und in der magischen Kunst. Und weil er sich in der guten Meinung des Volks zu erhalten und doch von den Genüssen zu kosten wünschte, die ihm zusagten, so bemühte er sich seine Handlungsweise so klug als möglich einzurichten und wußte sich in allen Fällen, die ihm vorkamen, an irgend eine Person von hohem Stande und Namen anzulehnen. Unter den Freunden, welche ihn in Verona begünstigten, war auch Romeos Vater, ein Edelmann, der großes Ansehen und

allgemeine Hochachtung genoß und von der Heiligkeit dieſes Bruders feſt überzeugt war. Romeo liebte ihn ebenfalls ſehr, und der Bruder ihn in hohem Maaße, weil er ihn als einen klugen und herzhaften Jüngling kannte. Doch beſuchte er nicht blos das Haus des Montecchi, ſondern unterhielt auch mit den Capelletti eine ſehr genaue Bekanntſchaft: überdies hörte er den größten Theil des Adels der Stadt, ſowohl Männer, als Frauen, Beichte.

Nach dieſer Verabredung nahm alſo Romeo von ſeiner Julie Urlaub und ging nach Hauſe und den Morgen darauf begab er ſich nach San Francesco und erzählte dem Bruder die ganze Geſchichte ſeiner Liebe und die mit Julien getroffene Verabredung. Da Lorenzo dies hörte, verſprach er Alles zu thun, was Romeo verlangte, theils weil er dieſem nichts abſchlagen konnte, theils weil er ſich vorſpiegelte, auf dieſem Wege die Capelletti und die Montecchi ausſöhnen und die Gnade des Herrn Bartolomeo de la Scala erwerben zu können, der unendlich wünſchte, daß dieſe beiden Häuſer Frieden machen möchten, damit endlich alle Unruhen in ſeiner Stadt ein Ende hätten. Die Liebenden warteten die Gelegenheit des Beichtgehens ab, um ihre Verabredung auszuführen. Als die Charwoche kam, beſchloß Julie, ſich mehrerer Sicherheit willen der Alten anzuvertrauen, die in ihrer Kammer ſchlief und bei ſchicklicher Gelegenheit entdeckte ſie der guten Amme die ganze Geſchichte ihrer Liebe. Und obgleich die Alte ſie ausſchalt und von ſolchem Beginnen abmahnte, ſo ſah ſie doch bald, daß ſie

hiermit nichts ausrichte, und bequemte sich dem Willen Juliens, welche ihr so viel vorzusagen wußte, daß sie zuletzt einwilligte, einen Brief an Romeo zu überbringen. Als der Liebende ihn gelesen hatte, hielt er sich für den glücklichsten Menschen von der Welt, denn sie schrieb ihm, er solle sich gegen die fünfte Stunde der Nacht an ihrem Fenster, der Hütte gegenüber, zur Zwiesprache einfinden und eine Strickleiter mitbringen. Romeo hatte einen sehr vertrauten Diener, dem er sich schon oft bei Sachen von der größten Wichtigkeit anvertraut und ihn immer willig und treu befunden hatte. Diesem theilte er seinen Vorsatz mit und übertrug ihm die Anschaffung der Strickleiter, und als Alles vorbereitet war, begab er sich zur bestimmten Stunde mit Pietro (so hieß der Diener) nach dem Gäßchen, wo er Julien schon seiner harrend fand. Sobald diese ihn erkannte, ließ sie den Bindfaden herab, den sie bereit hielt, zog die daran geheftete Leiter hinauf und Pietro verbarg sich in der Hütte. Als Romeo das Fenster erstiegen hatte, das so stark und dicht vergittert war, daß er Mühe hatte eine Hand hindurchzustecken, ließ er sich mit seiner Julie ins Gespräch ein. Nach gegenseitigen liebevollen Begrüßungen, sprach Julie zu ihrem Geliebten: Theurer Freund, den ich mehr liebe als das Licht meiner Augen, ich habe euch hieher kommen lassen, weil ich mit meiner Mutter verabredet habe, nächsten Freitag in der Vesperstunde zur Beichte zu gehen. Unterrichtet Bruder Lorenzo davon, damit er für das Weitere sorge. Romeo antwortete, er habe den

Bruder Lorenzo schon benachrichtigt und überredet, ihnen zu Willen zu sein. Nachdem sie eine gute Weile von ihrer Liebe gesprochen, stieg Romeo, da es ihnen Zeit schien, wieder herab, zog die Strickleiter, die man oben gelöst hatte, nach sich und entfernte sich mit Pietro. Sehr verdrießlich blieb Julie zurück und jede Stunde schien ihr tausend Jahre zu währen, bis sie ihrem Romeo vermählt würde. Von der anderen Seite unterhielt sich Romeo mit seinem Diener und war so fröhlich, daß er sich kaum zu lassen wußte.

Als der Freitag kam, ging Madonna Giovanna, Julens Mutter, wie diese mit Romeo verabredet hatte, nebst der Tochter und ihren Dienerinnen nach San Francesco, welches damals in der Citadelle lag, und ließ, als sie in die Kirche kam, den Bruder Lorenzo rufen. Er, der von allem unterrichtet war, und den Romeo schon in seine Beichtzelle gelassen hatte, verschloß ihn nun darin, und ging zu der Dame, welche ihn anredete: Mein Vater, ich komme in der Frühe bei euch zu beichten, und bringe auch Julien mit, weil ich weiß, daß ihr den ganzen Tag sehr beschäftigt sein werdet, euern vielen Beichtkindern zu sitzen. Der Bruder antwortete, es könne in Gottes Namen geschehen, gab ihnen den Segen, führte sie dann in seine Klosterzelle und setzte sich in den Beichtstuhl, in welchem sich Romeo schon befand. Von der andern Seite war Julie die erste, welche sich dem Bruder darbot, ihre Beichte abzulegen. Sie trat in den Beichtstuhl, schloß die Thüre hinter sich, und gab dem Bruder das Zeichen ihres Eintritts

Dieser hob das Gitterchen aus, und sprach nach kurzen Begrüßungen zu Julien: Meine Tochter, nach dem was mir Romeo erzählt, bist du mit ihm einig, ihn zum Gatten zu nehmen, und er ist entschlossen dich zur Gattin zu haben. Seid ihr noch jetzt dieses Willens? Die Liebenden antworteten, sie hätten keinen andern Wunsch. Da der Bruder den Willen Beider vernommen hatte, hielt er eine kurze Rede zum Preise des heiligen Ehestandes, und sprach dann jene Worte, welche nach dem Gebrauche der heiligen Kirche bei Trauungen üblich sind, worauf dann Romeo seiner theuern Julie, zum größten Vergnügen beider Theile, den Ring übergab. Dann versprach Romeo, sie die nächste Nacht zu besuchen, küßte sie durch das Fensterchen, schlich sich behutsam aus der Zelle und dem Kloster, und ging fröhlich von dannen an seine Geschäfte. Der Bruder rückte das Gitterchen wieder so vor das Fenster, daß Niemand bemerken konnte, es sei ausgehoben gewesen, und hörte die Beichte des glücklichen Mädchens und dann der Mutter und der übrigen Damen. Als die Nacht kam, ging Romeo mit Pietro zur verabredeten Stunde vor die Mauer des Gartens, erklomm mit Hülfe des Dieners die Mauer und stieg in den Garten herab, wo er seine Gattin fand, die ihn mit der Alten erwartete. Als er Julien erblickte, ging er ihr mit offenen Armen entgegen. Das Gleiche that ihm Julie: sie umschlang seinen Hals und vom Uebermaaß des Entzückens bewältigt, blieb sie lange sprachlos. Der Liebende war von gleicher Freude durchglüht, nie glaubte er solche Wonne

empfunden zu haben. Dann begannen sie sich zu küssen, mit unendlicher Lust und unaussprechlichem Verlangen beider Theile. Darauf zogen sie sich in einen entlegenen Winkel des Gartens zurück, und dort auf einer Ruhebank umarmten sie sich liebevoll und vollzogen die heilige Ehe, und Romeo, der ein kräftiger Jüngling und sehr verliebt war, erneuerte zu wiederholten Malen das süße Spiel mit seiner schönen Gattin. Alsdann verabredeten sie, wie sie sich wieder zusammen finden und unterdeß Juliens Vater, Messer Antonio Capelletti, bereden lassen wollten, Frieden zu stiften und sie zu verbinden: worauf Romeo seine Gattin tausend- und aber tausendmal küßte und den Garten verließ, indem er voller Freuden zu sich selber sprach: Wer mag nun wohl auf Erden gefunden werden, der glücklicher wäre, als ich? Wer darf sich in der Liebe mit mir vergleichen? Wer hatte je ein so schönes und reizendes junges Weib, als ich? Desgleichen freute sich auch Julie und pries sich glücklich, denn es schien ihr unmöglich auf der ganzen Welt einen Jüngling zu finden, der an Schönheit, Höflichkeit, feiner Bildung, adlichem Betragen und tausend andern glücklichen und schönen Eigenschaften ihrem Romeo die Wage hielte. Mit dem heißesten Verlangen von der Welt erwartete sie nun die nächste Gelegenheit, wo sie wieder ohne Verdacht ihres Romeo froh werden könne: und es fügte sich also, daß die Liebenden sich an manchen Tagen zusammen fanden, an manchen nicht. Bruder Lorenzo betrieb indessen aus allen Kräften den Frieden zwischen den Montecchi und Capelletti,

und hatte die Sache schon auf einem ziemlich guten Stand gebracht, so daß er hoffen konnte, mit völliger Einstimmung beider Theile die Verbindung der Liebenden zu bewirken. Allein es geschah in den Osterfeiertagen, daß auf der Straße von der Porta dei Borsari nach Castelvecchio, Viele von dem Hause der Capelletti einigen der Montecchi begegneten, und sie mit bewaffneter Hand heftig angriffen. Unter den Capelletti war Tebaldo, Juliens nächster Vetter, ein sehr tapfrer Jüngling, welcher die Seinigen ermahnte, die Hände herzhaft und ohne alles Ansehen der Person gegen die Montecchi zu erheben. Der Streit nahm zu und da beide Theile jeden Augenblick Verstärkung an Mannschaft und Waffen erhielten, so erhitzten sich die Kämpfenden bald dergestalt, daß sie sich ohne alle Rücksicht unzählige Wunden schlugen. Da führte der Zufall Romeo herbei, welcher außer seinen Dienern noch einige junge Leute, seine Gefährten, bei sich hatte, mit welchen er sich in der Stadt erging. Als er seine Verwandten mit den Capelletti handgemein sah, erschrak er heftig, denn da er von den Friedensunterhandlungen wußte, welche Bruder Lorenzo betrieb, so war ihm eine Erneuerung der Händel sehr unwillkommen. Um den Tumult beizulegen, rief er seinen Gefährten und Dienern mit lauter Stimme zu, was von Vielen der Anwesenden vernommen wurde: Brüder, laßt uns dazwischen fahren, und den Streit auf jede Weise beizulegen suchen: wir wollen sie nöthigen, die Waffen niederzulegen. Und somit begann er die Seinigen wie die Gegner zurückzudrängen

und bemühte sich an der Spitze seiner Gefährten mit Worten und Werken Alles anzuwenden, damit der Streit keinen Fortgang habe; aber er konnte nichts ausrichten, denn die Wuth der Streiter hatte auf beiden Seiten so zugenommen, daß sie auf nichts achteten, als wie sie den Gegnern beikämen. Schon waren auf beiden Seiten zwei bis drei Mann gefallen, als dem Romeo, der sich vergebens bemühte die Seinigen zurückzuziehen, jener Tebaldo in die Flanke fiel, und ihm einen gewaltigen Degenstich in die Seite beibrachte. Da er aber einen Ringharnisch trug, so blieb er unverwundet, indem der Degen nicht durch den Panzer dringen konnte. Romeo wandte sich jetzt gegen Tebaldo und redete ihn mit freundlichen Worten an: Tebaldo, du bist in großem Irrthum, wenn du glaubst, ich sei hierher gekommen mit dir oder den deinigen zu kämpfen. Der Zufall hat mich hierhergeführt und jetzt bin ich hier, die meinigen zurückzuholen, denn ich wünsche, daß wir uns künftig als gute Bürger vertragen; und ein Gleiches bitte und ermahne ich dich bei den Deinigen zu thun, damit kein weiteres Aergerniß gegeben werde, zumal da schon Blut genug geflossen ist.

Diese Worte wurden fast von Allen vernommen, aber Tebaldo, der entweder Romeo nicht verstand, oder sich stellte, als verstehe er ihn nicht, rief: Verräther, du bist des Todes; hohlte wüthend nach ihm aus, um ihm den Kopf zu zerschmettern. Romeo, welcher seiner Gewohnheit nach Halsschienen trug, und den Schild am linken Arme hatte, deckte mit diesem den Kopf und

kehrte die Spitze des Schwerdtes gegen den Feind, welchem sie in die Kehle fuhr und sie ganz und gar durchbohrte, so daß sich Tebaldo sogleich todt zur Erde fallen ließ. Ein gewaltiger Lärm erhob sich, und als jetzt die Wache des Podesta heranzog, zerstreuten sich die Kämpfenden nach allen Seiten. Trostlos, den Tebaldo getödtet zu haben, begab sich Romeo in Begleitung einiger seiner Gefährten nach San Francesco, um sich in Bruder Lorenzo's Zelle zu verbergen. Als der gute Bruder den Vorfall von dem Tode Tebaldos erfuhr, wollte er schier verzweifeln, denn nun glaubte er sich aller Gelegenheit beraubt, die Feindschaft der beiden Familien zu beseitigen. Die Capelletti versammelten sich und erhoben Klage vor dem Herrn Bartolomeo Scala. Von der andern Seite bewies der Vater des verborgenen Romeo mit den Angesehensten der Montecchi, daß sich Romeo mit seinen Gefährten in der Stadt ergangen habe und zufällig an den Ort gelangt sei, wo die Montecchi von den Capelletti angegriffen worden waren, und sich nur unter das Getümmel begeben, um den Tumult zu beseitigen und den Streit beizulegen; daß er den Tebaldo, als er von diesem von der Seite her angefallen wurde, gebeten, die Seinigen hinwegzuführen und die Waffen niederzulegen; Tebaldo aber zum zweiten Mal nach ihm ausgeholt habe, und was sich weiter zugetragen. So mit wechselseitigen Anklagen und Entschuldigungen stritten beide Theile auf das Heftigste vor dem Herrn Bartolomeo. Da es indessen deutlich genug war, daß die Capelletti die Angreifer gewesen, und durch viele

glaubwürdige Zeugnisse erwiesen wurde, was Romeo zu seinen Begleitern gesprochen, und welche Worte er an den Tebaldo gerichtet hatte, so befahl Signor Bartolomeo Allen, die Waffen niederzulegen und verbannte den Romeo. In dem Hause der Capelletti herrschte große Wehklage über den Tod ihres Tebaldo. Julie, deren Thränenschleusen schon aufgezogen waren, ließ sie jetzt nicht nieder, sondern vergeß häufige Thränen, allein sie beweinte nicht den Tod ihres Vetters, vielmehr die entschwundene Hoffnung auf den Frieden und die Verbindung mit Romeo war es, um welche sie jammerte und sich unendlich betrübte, denn sie konnte nicht absehen, welchen Ausgang die Sache noch nehmen werde. Als sie darauf durch Bruder Lorenzo erfuhr, wo Romeo sich aufhalte, schrieb sie ihm einen Brief, der mit tausend Thränen angefüllt war und schickte ihn durch die Alte an Lorenzo. Sie wußte, daß Romeo verbannt sei, und wie nöthig es sei, daß er Verona verlasse; daher sie ihn auf das Zärtlichste bat, ihr Gelegenheit zu geben, mit ihm zu fliehen. Romeo antwortete ihr, sie möge sich beruhigen, die Zeit werde für Alles Rath schaffen; noch sei er unschlüssig, wohin er sich begeben solle, doch werde er einen möglichst nahen Aufenthalt wählen, und vor seiner Abreise Alles anwenden, sich an dem Orte, der ihr der bequemste scheine, zur Unterredung mit ihr einzufinden. Sie wählte als den mindest gefährlichen Ort den Garten, wo sie schon ihre Hochzeit mit Romeo begangen hatte. Als die Nacht der verabredeten Zusammenkunft herankam, nahm Romeo seine Waffen, verließ

mit Bruder Lorenzos Hülfe das Kloſter, und begab ſich in Begleitung ſeines getreuen Pietro zu ſeiner Gattin. Als er den Garten betrat, wurde er von Julien mit unendlichen Thränen empfangen. Lange Zeit ſtanden Beide, ohne ein Wort hervorbringen zu können und küßten ſich wechſelsweiſe die tropfenden Thränen hinweg, die in großer Menge herniederfielen. Dann klagten ſie ſich ihr Leid über die Nothwendigkeit der bevorſtehenden Trennung und konnten nicht aufhören zu weinen und das ihrer Liebe ſo ungünſtige Schickſal zu bejammern; dann umarmten und küßten ſie ſich vielfach und brachen noch einmal die ſüße Frucht der Liebe. Als jetzt die Stunde des Abſchieds herannahte, erſuchte Julie den Gemahl mit den inſtändigſten Bitten, ſie mit ſich hinweg zu führen. Mein theurer Herr, ſprach ſie zu ihm, ich will mir das lange Haar kürzen, und mich als einen Knaben kleiden; wohin euch dann zu gehen beliebt, dahin werde ich euch ſtets begleiten und euch überall bedienen: wie könntet ihr auch einen zuverläſſigern Diener finden als mich? Ach, mein theurer Gemahl, erzeigt mir dieſe Gnade, und laßt mich ein Schickſal mit euch theilen, damit, was euch betrifft, auch mich betreffe. Romeo tröſtete ſie, ſo viel er vermochte, mit den zärtlichſten Worten, und gab ſich alle Mühe, ſie zu beruhigen: er verſicherte ſie, er hoffe zuverläſſig, ſeine Verbannung werde binnen Kurzem widerrufen werden, der Fürſt habe ſeinem Vater ſchon einige Hoffnung darauf gemacht. Und wenn er ſie mit ſich führe, ſo ſolle es nicht in Pagenkleidern geſchehen, ſondern als ſeine Gattin

und Hausfrau gedenke er sie ehrenvoll und mit standesmäßiger Begleitung heimzuführen. Er betheuerte ihr nochmals, seine Verbannung werde in keinem Falle länger als ein Jahr währen, und wenn bis dahin der Friede zwischen ihren Verwandten nicht gütlich zu Stande gekommen sei, so werde der Fürst dazwischen treten und die Widerstrebenden mit Gewalt zur Ausgleichung zwingen; was aber alsdann auch geschehen möge, so werde er, wenn er sehe, daß sich die Sache in die Länge zöge, andre Maaßregeln treffen, da es ihm durchaus unmöglich sei, lange Zeit ohne sie zu leben. Hierauf verabredeten sie, sich brieflich Nachricht von einander zu geben. Tausenderlei sagte Romeo seiner Gattin, um sie beruhigt verlassen zu können, aber das unglückliche junge Weib hörte nicht auf zu weinen. Zuletzt, als schon das Morgenroth zu dämmern begann, küßten und umschlangen sich die Liebenden in enger Umarmung und nahmen unter häufigen Thränen und Seufzern Abschied von einander. Romeo kehrte nach San Francesco zurück, und Julie auf ihre Kammer. Zwei bis drei Tage darauf verließ Romeo, der schon Alles zu seiner Abreise eingerichtet hatte, als ein fremder Kaufmann gekleidet, heimlich Verona, fand gute und zuverlässige Reisegesellschaft bereit und gelangte ohne Gefahr nach Mantua. Hier bezog er ein Haus und lebte, da sein Vater es ihm an Geld nicht fehlen ließ, ehrenvoll und in guter Gesellschaft.

Julie that indessen den ganzen Tag nichts als Weinen und Seufzen, aß wenig, schlief noch weniger und

verbrachte ihre Nächte wie ihre Tage. Die Mutter, welche den Kummer ihrer Tochter bemerkte, fragte sie mehrmals um den Grund ihres Mißvergnügens und was ihr doch fehle? Sie sagte ihr, es sei endlich Zeit, so vielen Thränen ein Ziel zu setzen, sie habe nun lange genug den Tod ihres Vetters betrauert. Julie antwortete, sie wisse nicht, was ihr fehle, fuhr aber fort, so oft sie sich nur aus der Gesellschaft wegstehlen konnte, sich ihrem Schmerz und ihren Thränen hinzugeben. Die Folge war, daß sie immer magerer und schwermüthiger ward, so daß sie bald jener schönen Julie, die sie zuvor gewesen war, kaum noch ähnlich sah. Romeo ließ es ihr an Briefen nicht fehlen, sprach ihr Trost zu und gab ihr immer Hoffnung, daß sie bald vereinigt werden würden. Auch bat er sie dringend gutes Muthes zu sein, sich Zerstreuung zu machen, und nicht so dem Grame zu überlassen, denn Alles werde noch den glücklichsten Ausgang nehmen. Allein Alles war vergebens, denn sie wußte ohne Romeo ihren Schmerzen kein Heilmittel zu finden. Die Mutter glaubte den Grund der Betrübniß ihrer Tochter darin zu finden, daß die Vermählung einiger ihrer Gespielinnen auch in ihr den Wunsch nach einem Gemahl erregt habe. Kaum hatte sie sich diesen Gedanken in den Kopf gesetzt, so theilte sie ihn ihrem Gatten mit und sprach: Mein Gemahl, unsere Tochter Julie führt ein trauriges Leben; sie thut nichts als Weinen und Seufzen, und flieht, wo sie nur kann, jede Gesellschaft und Unterhaltung. Ich habe sie wiederholt um die Ursache ihrer Unzufriedenheit gefragt,

und nach allen Seiten hingehorcht, um sie zu erfahren, konnte sie aber nicht herausbringen. Sie antwortet mir immer das alte Lied, sie wisse nicht, was ihr fehle und Alle im Hause zucken die Achseln, und wissen nicht, was sie davon sagen sollen. Gewiß ist es irgend eine heftige Leidenschaft, die sie quält, daß sie sich so zusehends wie Wachs am Feuer verzehrt. Nachdem ich auf tausend Gründe bei mir verfallen war, ist mir einer in den Sinn gekommen, der mir Zweifel erregt hat, ob Julie, welche den letztverflossenen Carneval alle ihre Freundinnen sich vermählen sah, während noch nie Rede davon war, ihr einen Mann zu geben, etwa darum sich so sehr härme und betrübe? Sie wird nächsten Eufemientag ihr achtzehntes Jahr zurücklegen. Deßhalb hab ich gedacht, mein Gemahl, dir ein Wort zu sagen: denn mich dünkt, es wäre wohl Zeit, daß du ihr eine gute und anständige Partie ausmachtest und sie nicht länger ohne Mann ließest, denn das ist keine Waare, die man auf dem Lager hält. Als Messer Antonio seine Frau so reden hörte, kam es ihm nicht ungelegen: Frau, antwortete er, da du keinen andern Grund der Schwermuth unserer Tochter herausbringen kannst, und der Meinung bist, man müsse sie verheirathen, so werde ich die Maaßregeln ergreifen, die mir geeignet scheinen, ihr einen Mann zu verschaffen, wie er sich für den Rang unseres Hauses geziemt: suche du aber unterdeß auszukundschaften, ob sie etwa verliebt ist, und sieh, ob du von ihr erfragen kannst, welcher Gemahl ihr wohl der Liebste wäre. Madonna Lievanna versprach zu thun, was sie könne: ver-

fehlte auch nicht, sowohl bei der Tochter, als bei den übrigen Hausgenossen, nach bestem Wissen und Können Nachforschungen anzustellen, allein sie erfuhr nichts. Inzwischen unterhandelte Messer Antonio mit dem Grafen Paris di Lodrone, einen sehr schönen und tüchtigen Jüngling von vier bis fünf und zwanzig Jahren. Während diese Partie mit vieler Hoffnung günstigen Erfolgs betrieben wurde, unterrichtete Messer Antonio seine Gattin davon, und diese (welcher sie gut und ehrenvoll schien) hinterbrachte es der Tochter: worüber sich Julie überaus traurig und betrübt zeigte. Als Madonna Giovanna dies sah, war sie sehr mißstimmt darüber, und wußte durchaus nicht, welcher Ursache sie dies zuschreiben solle? Nach vielen Reden, die sie mit Julien darüber gewechselt hatte, sprach sie endlich: Wohlan denn, meine Tochter, wie ich sehe, willst du keinen Mann? Ich werde mich nie vermählen, gab sie zur Antwort, indem sie hinzufügte, wenn sie nur irgend sie liebe und ihr ein wenig gut sei, so möge sie ihr nie wieder von einem Manne sprechen. Als die Mutter diese Antwort ihrer Tochter hörte, sprach sie zu ihr: Und was willst du denn, wenn du keinen Mann willst? Willst du eine Betschwester werden, oder ins Kloster gehen? Sage mir, was du vorhast? Hierauf gab ihr Julie zur Antwort, sie wolle weder Betschwester werden, noch ins Kloster gehen, und wisse nicht, was sie anders wolle, als sterben. Auf diese Antwort gerieth die Mutter in Staunen und Bestürzung und wußte nicht was sie sagen, geschweige thun solle. Auch die übrigen Hausge-

nessen konnten nichts sagen, als daß Julie seit dem Tode ihres Vetters immer sehr mißstimmt gewesen, daß sie nicht aufgehört zu klagen, sich auch nicht fernerweit an den Fenstern gezeigt habe. Madonna Giovanna hinterbrachte Alles dem Messer Antonio. Dieser berief die Tochter vor sich und redete sie, nach einem kurzen Gespräche, also an: Meine Tochter, da ich nun sehe, daß du deine mannbaren Jahre erreicht hast, so habe ich dir in der Person des Grafen di Lodrone einen sehr edeln, reichen und schönen Bräutigam ausgesucht: bereite dich also, ihn zu heirathen, und meinen Willen zu ehren, denn eine so anständige Verbindung findet sich nicht alle Tage. Hierauf antwortete Julie freimüthig und mit mehr Entschlossenheit, als sich für eine Tochter geziemte, sie wolle sich nicht verheirathen. Der Vater stutzte und gerieth in so heftigen Zorn, daß er nahe daran war, sie zu schlagen: er drohte ihr aber in strengen und bittern Worten und schloß damit, ob sie wolle oder nicht, so werde sie sich anschicken, binnen drei bis vier Tagen mit der Mutter und andern Verwandten nach Villa Franca zu gehen; dort werde sie Graf Paris mit seiner Gesellschaft besuchen kommen; sie solle ihn freundlich empfangen und keinen Widerstand blicken lassen, wenn sie nicht wolle, daß er ihr den Hals breche und sie zum unglücklichsten Kinde mache, das je zur Welt geboren worden.

Was in Julien vorging, und welche Gefühle sie ergriffen, mag sich denken, wer jemals die Flamme der Liebe empfunden hat. Sie war so betäubt, daß sie

recht

recht eigentlich vom Blitze getroffen schien. Doch bald kehrte sie zu sich selbst zurück und benachrichtigte durch Bruder Lorenzos Vermittlung Romeo von ihrer Lage. Dieser schrieb ihr zurück, sie solle gutes Muthes sein, er werde nächstens kommen, sie aus dem Hause ihres Vaters zu entführen und nach Mantua zu bringen. Indessen war sie genöthigt, sich nach Villa Franca zu begeben, wo der Vater ein sehr schönes Landgut besaß. Sie ging dahin mit jener Seelenfreude, welche die Verurtheilten empfinden, wenn man sie ausführt, um sich an den Galgen knüpfen zu lassen. Dort sah sie Graf Paris in der Kirche während der Messe und obgleich sie mager, bleich und abgehärmt aussah, so gefiel sie ihm doch, weßhalb er sich nach Verona begab und mit Messer Antonio den Heirathsvertrag ins Reine brachte. Als Julie nach Verona zurückkehrte, kündigte ihr der Vater an, er habe mit Graf Paris den Ehevertrag abgeschlossen; darauf ermahnte er sie guter Dinge zu sein und sich zu erheitern. Sie that sich Gewalt an, hielt die Thränen zurück, welche ihre Augen füllten, und antwortete nichts. Bald darauf erfuhr sie, daß man die Hochzeit auf die bevorstehende Mitte Septembers anberaumt habe, und in ihrer Rathlosigkeit bei so dringenden Umständen beschloß sie, selbst zu Bruder Lorenzo zu gehen, und sich mit diesem zu berathen, wie sie der schon fest beschlossenen Heirath ausweichen möge. Das Fest der glorreichen Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau und Mutter unseres Erlösers stand nahe bevor: diese Gelegenheit benutzte Julie, ging zu ihrer Mutter

und sprach: Liebe Mutter, ich weiß mir nicht zu erklären, woher diese heftige Schwermuth rühre, die mich ergriffen hat, denn seit dem Tode Tebaldos konnte ich nie wieder fröhlich sein und täglich scheint es ärger und ärger zu werden, und nichts ist, das mich erheitern mag. Deswegen habe ich gedacht, bei diesem gebenedeiten und heiligen Feste der Himmelfahrt unserer Schutzherrin Jungfrau Maria, zur Beichte zu gehen; vielleicht daß ich auf diesem Wege einige Linderung meiner Qualen erringe: was sagt ihr dazu, meine theure Mutter? Dünkt es euch wohlgethan, mein Vorhaben auszuführen? Oder wißt ihr mir einen bessern Rath, so gebt ihn mir, denn ich selbst weiß nicht, wo mir der Kopf steht.

Madonna Giovanna, die eine gute Frau und sehr fromm war, freute sich den Vorsatz ihrer Tochter zu vernehmen, ermahnte sie ihren Entschluß auszuführen, und belobte ihren Einfall von ganzem Herzen. Sie gingen also zusammen nach San Francesco, ließen den Bruder Lorenzo rufen, welcher sogleich erschien und in dem Beichtstuhl Platz nahm, worauf Julie von der andern Seite ihm entgegen kam und ihn also anredete: Mein Vater, Niemand auf der Welt mag besser wissen als ihr, was zwischen mir und Romeo vorgegangen ist, und deßhalb ist es nicht nöthig, daß ich es euch wiederhole. Ihr werdet euch auch erinnern, den Brief gelesen zu haben, den ich euch sandte, um ihn zu lesen und dann an Romeo zu befördern und in welchem ich schrieb, wie mein Vater mich dem Grafen Paris di Lodrone

zur Gattin versprochen habe. Romeo antwortete mir, er werde kommen und machen, aber Gott weiß, wann? Jetzt steht es so, daß sie beschlossen haben, die Hochzeit diesen nächsten September zu feiern, und ich werde gezwungen werden. Und weil die Zeit drängt, und ich kein Mittel sehe, mich von diesem Ladrone loszuwinden, der mir ein Räuber (Ladrone) und Mörder scheint, weil er fremdes Gut zu rauben trachtet, bin ich hiehergekommen, euch um Rath und Hülfe zu bitten. Ich möchte mich nicht gern in diesem: Ich werde kommen und Ich werde machen, das mir Romeo schreibt, verfangen, denn ich bin Romeos Weib, habe die Ehe vollzogen und kann keinem Andern, als ihm gehören: und wenn ich auch könnte, so wollte ich nicht, da ich ihm allein ewig anzugehören gesonnen bin. Darum bedarf ich eurer Hülfe und eures Raths. Aber hört, was mir in den Sinn gekommen iſt, zu thun: Ich wollte, mein Vater, daß ihr mir Beinkleider und Jacke verschafftet, und was sonst noch zur männlichen Tracht gehören mag, damit ich so bekleidet am späten Abend, oder Morgens in aller Frühe unerkannt Verona verlassen könne; alsdann würde ich mich von hier nach Mantua begeben und in dem Hause meines Romeo Schutz suchen.

Als der ehrwürdige Bruder dies nicht allzu meisterlich gesponnene Märchen hörte, das ihm gar nicht zusagte, sprach er: Meine Tochter, dein Vorsatz iſt nicht ausführbar; du würdeſt dich zu großen Gefahren Preis geben; du biſt ein junges, zärtlich erzogenes Kind;

wie wolltest du die Anstrengungen der Reise ertragen, da du nicht gewohnt bist, zu Fuße zu gehen? Ferner weiß du den Weg nicht, und würdest die Kreuz und Quer in die Irre laufen. Sobald dein Vater erführe, daß du im Hause nicht zu finden seist, würde er nach allen Thoren der Stadt, und auf alle Straßen des Stadtgebiets Boten aussenden, und ohne Zweifel würden sie dich bald finden. Wenn sie dich nun nach Hause brächten: würde dein Vater dich nicht um die Ursache fragen, warum du in Männertracht die Stadt verlassen habest? Ich weiß nicht, wie du die Drohungen ertragen wolltest, womit sie dich bestürmen und vielleicht gar die Schläge, welche dir die Deinigen geben würden, um hinter die Wahrheit zu kommen: und dieser Schritt, der dich zu deinem Romeo führen sollte, würde dir die Hoffnung rauben, ihn je wieder zu sehen.

Bei diesen glaubhaften Worten des Bruders beruhigte sich Julie und versetzte: Da mein Entschluß, mein Vater, euch nicht räthlich scheint, und ich glaube euch gern, so rathet ihr mir denn und lehrt mich, diesen verschlungenen Knoten zu lösen, der mich Unglückliche jetzt befangen hält, damit ich mich mit möglichst geringen Beschwerden mit meinem Romeo zusammen finde, ohne den zu leben mir unmöglich ist. Und wenn ihr mir in anderer Weise nicht beistehen könnt, so helft mir nur, daß ich, wenn mir versagt ist, Romeo anzugehören, wenigstens keinem Andern zu Theil werde. Romeo hat mir gesagt, daß ihr Arzeneien aus Kräutern und andern Dingen zu bereiten versteht, und daß ihr ein Wasser

braut, das in zwei Stunden ohne alle Schmerzen den Tod giebt. Gebt mir deſſen ſo viel als hinreicht, um mich aus den Händen dieſer Räuber zu befreien, da ihr mich auf keine andere Weiſe Romeon zu erhalten wißt. Da er mich liebt, wie ich weiß, daß er thut, ſo wird er es lieber zufrieden ſein, daß ich ſterbe, als daß ich einem Andern zu Theil werden ſollte. Ueberdies befreit ihr mich von einer großen Schande und zugleich mein ganzes Haus, denn wenn kein anderer Weg iſt, mich aus dieſem ſtürmiſchen Meere zu retten, das ich auf leckem, ſteuerloſem Boote befahre, ſo verpfände ich euch meine Ehre, und werde ſie zu löſen wiſſen, daß ich in einer Nacht mit einem ſcharfen Meſſer gegen mich ſelbſt wüthen, und die Adern meines Halſes durchſchneiden werde; denn ich bin entſchloſſen, lieber zu ſterben, als die eheliche Treue gegen Romeo zu brechen.

Bruder Lorenzo war ein ſehr großer Experimentenmacher, der zu ſeiner Zeit viele Länder bereiſt, und ſich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, mancherlei Dinge zu verſuchen und zu lernen; und vor Allem kannte er die Kräfte der Kräuter und Steine und war einer der größten Scheidekünſtler, die zu jener Zeit lebten. Unter andern wußte er gewiſſe ſchlaferregende Beſtandtheile zu miſchen, und einen Teig daraus zu kneten, aus welchem er dann ein feines Pulver von wunderbarer Kraft bereitete. Wer es mit ein wenig Waſſer vermiſchte und trank, den verſenkte es binnen einer oder zwei Viertelſtunden in einen ſo feſten Schlaf, betäubte ſeine Lebensgeiſter und richtete ihn dergeſtalt zu, daß kein Arzt, ſo

gelehrt und erfahren er auch ſein mochte, ihn nicht für todt gehalten hätte. In dieſem ſüßen Tode hielt es Den, der es getrunken hatte, wenigſtens vierzig Stunden, oder länger befangen, nach Maaßgabe der größern oder geringern Doſis, welche er davon nahm, und des Temperaments des Trinkers. Nachdem aber das Pulver ſeine Wirkung gethan hatte, erwachte er, nicht anders als aus einem langen ſüßen Schlaf, und fühlte nichts von Beſchwerde oder ſchädlicher Nachwirkung.

Da nun Bruder Lorenzo den Entſchluß klärlich vernahm, welchen das unglückliche junge Weib gefaßt hatte, ward er ſo von Mitleid ergriffen, daß er mit vieler Mühe die Thränen zurückhielt, und mit bewegter Stimme ſprach: Du mußt nicht von Sterben ſprechen, meine Tochter, denn ich verſichere dich, wenn du eines Tages ſtirbſt, daß von da keine Rückkunft mehr ſein wird, bis auf den Tag des allgemeinen Gerichts, wo wir mit allen den Todten auferſtehen werden. Du ſollſt leben, ſo lange es Gott dem Herrn gefällt: er hat uns das Leben gegeben, er erhält es uns, er nimmt es zurück, wenn es ihm gefällt. Darum verbanne dieſen Gedanken der Schwermuth von dir. Du biſt jung und ſollteſt dich freuen noch zu leben, und deinen Romeo zu genießen. Wir werden zu Allem Mittel finden, zweifle nicht. Wie du ſiehſt, bin ich in dieſer herrlichen Stadt durchgehends bei Allen wohl angeſchrieben und im beſten Ruf. Wenn man erführe, daß ich bei deiner heimlichen Vermählung mitgewirkt habe, ſo würde es mir Schaden und unendliche Schande bereiten. Wie nun

gar, wenn ich dir Gift gäbe? Ich habe keins, und wenn ich es hätte, so würde ich dir keins geben, denn die Todsünde würde Gott zu bitter beleidigen und überdies wäre alles Zutrauen, das ich genieße, verloren. Du wirst leicht begreifen, daß für gewöhnlich wenig Dinge von Wichtigkeit hier vorgehen, die ich durch mein Ansehen nicht vermittelt hätte. Es sind noch nicht vierzehn Tage, daß der Fürst unserer Stadt sich in einer Unterhandlung von der höchsten Wichtigkeit meiner bediente. Ich will mich also gern, meine Tochter, für dich und Romeo abmühen und zu deinem Heil werde ich schon Mittel finden, daß du deines Romeo bleibst, nicht dieses Lodrone, und daß du auch nicht zu sterben brauchst, aber wir müssen es so einrichten, daß Niemand in der Welt je etwas davon erfährt. Dir aber geziemt es Hoffnung und Vertrauen zu schöpfen, und dich zu entschließen Alles zu thun, was ich dir rathe, da du in keiner Weise auch nur den allergeringsten Schaden davon zu befahren hast. Vernimm das Weitere. Hier begann der Bruder Julien von seinem Pulver und dessen Kraft zu sprechen, und daß er es mehrmals versucht und stets bewährt gefunden habe. Meine Tochter, sprach Lorenzo, dieses Pulver ist so köstlich und von so herrlicher Wirkung, daß es dich ohne allen Schaden so lange schlafen macht, als ich dir sagte; und so lange du in dem allerruhigsten Schlafe daliegst, möchten dich Galenus, Hippokrates, Messue, Avicenna und die ganze Schule der unvergleichlichsten Aerzte sehen und dir den Puls fühlen, sie würden Alle einstimmig urtheilen, du seist

todt. Doch ſobald du es verdaut haſt, wirſt du von dieſem künſtlichen Schlafe ſo ſchön und geſund erſtehen, wie du pflegſt, wenn du des Morgens aus deinem Bettchen ſteigſt. Trinkſt du dieſes Waſſer gegen Anbruch des Tages, ſo ſchläfſt du bald darauf ein, und zur Stunde des Aufſtehens werden die Deinigen, die dich ſchlafen ſehen, dich wecken wollen und nicht können. Du wirſt eiskalt ſein, dein Puls wird ſtille ſtehen. Aerzte und Verwandte, die ſie herbei rufen, werden dich einſtimmig für todt erklären, und ſo werden ſie dich gegen Abend beſtatten, und dich in die Gruft der Capelletti bringen. Hier wirſt du die Nacht und den folgenden Tag in ſüßem Schlummer liegen. Die Nacht darauf komme ich mit Romeo dich abzuholen; denn dieſen werde ich durch einen Eilboten von dem Vorgang unterrichten. Dann wird er dich auf verborgenen Wegen nach Mantua führen, und dich dort verſteckt halten, bis dieſer geſegnete Friede zwiſchen den Deinen und Seinen erklärt wird: denn ich getraue mich ihn bald zu Stande zu bringen. Wenn du dieſen Weg nicht gehſt, ſo weiß ich nicht, wie ich dir anders helfen ſoll. Aber ſchau, ich habe dir ſchon geſagt, du mußt verſchwiegen ſein, und dies für dich behalten, ſonſt würdeſt du meine und deine Sachen verderben.

Julie, die in einen glühenden Ofen gegangen wäre, um ihren Romeo zu finden, geſchweige denn in ein Begräbniß, maß den Worten des Bruders vollkommenen Glauben bei, willigte ohne weitere Ueberlegung ein und ſprach: Mein Vater, ich will Alles thun, was ihr mir

ſagt, ich lege mein Geſchick in eure Hände; zweifelt nicht, daß ich von dem Allen Niemand eine Sylbe ſagen, ſondern völlig verſchwiegen ſein werde. Der Bruder lief raſch in ſeine Kammer und brachte Julien etwa einen Löffel voll dieſes Pulvers, in ein wenig Papier eingewickelt. Julie nahm das Pulver, ſteckte es in einen Beutel und dankte dem Bruder Lorenzo vielmals. Da es ihm aber ſchwer fiel zu glauben, daß ein ſo junges Geſchöpf den Muth und die Kühnheit haben werde, ſich in ein Grab unter Todte verſchließen zu laſſen, ſo ſprach er: Sage mir, meine Tochter, wirſt du dich nicht vor deinem Vetter Tebaldo fürchten, der erſt kürzlich ums Leben kam, und in der Gruft, wo ſie ihn beigeſetzt haben, liegen und ganz abſcheulich riechen muß? Mein Vater, antwortete das beherzte junge Weib, darüber ſeid außer Sorgen, denn wenn ich mitten durch alle grauſamen Qualen der Hölle ſchreiten ſollte und meinen Romeo zu finden hoffte, ſo würde ich das ewige Feuer nicht ſcheuen. So ſei es denn in unſeres Herrgotts Namen, ſprach Lorenzo.

Julie kehrte fröhlich zu ihrer Mutter zurück und auf dem Heimwege ſprach ſie zu ihr: Mutter ich ſage euch fürwahr, dieſer Bruder Lorenzo iſt ein heiliger Mann! Er hat mich mit ſeinen ſüßen, frommen Worten ſo getröſtet, daß er mich faſt ganz aus der heftigen Schwermuth heraus geſprochen, an der ich litt. Er hat mir eine Predigt gehalten, die ſo andächtig war, und ſo genau auf mein Uebel paßte, als ſich einer nur vorſtellen mag. Als Madonna ihre Tochter ſo ungewöhnlich

heiter sah und ihre Worte vernahm, wußte sie sich kaum zu lassen vor Freude über die heitere und getröstete Stimmung der Tochter und antwortete ihr: Mein liebes Kind, Gott segne dich, ich bin sehr froh, daß du endlich anfängst, dich zu ermuntern: wir sind unserm geistlichen Vater für diese Wohlthat unendlich verpflichtet. Wir müssen ihn werth halten, und ihn mit unsern Almosen unterstützen, denn das Kloster ist arm, und bittet alle Tage Gott für uns. Erinnere dich manchmal an ihn und schicke ihm irgend ein gutes Klostergericht.

Madonna Giovanna glaubte in der That, bei dem Scheine von guter Laune, welchen Julie blicken ließ, sie sei von ihrer frühern Schwermuth geheilt und hinterbrachte dies ihrem Gemahl; worüber sich denn Beide sehr zufrieden und beruhigt fühlten, und den Verdacht fahren ließen, daß sie wohl in irgend Jemand verliebt sein möge. Zwar konnten sie sich die Ursache ihres langen Mißmuths noch nicht erklären, aber sie dachten, der Tod ihres Vetters oder sonst ein auffallendes Ereigniß habe sie bekümmert. Darum und weil sie ihnen noch zu jung schien, würden sie ihr gern, wenn es sich mit Ehren hätte thun lassen, noch in einigen Jahren keinen Mann gegeben haben, aber die Sache mit dem Grafen war schon zu weit vorgerückt, als daß man ohne Aufsehen das einmal Abgemachte und Beschlossene hätte widerrufen können. Der Tag der Hochzeitfeier wurde bestimmt und Julie mit prächtigen und reichen Gewändern und Juwelen ausgestattet. Sie war guter Dinge, lachte und scherzte und konnte die Stunde kaum erwar-

ten, wo ſie das Waſſer mit dem Pulver trinken ſollte. In der Nacht nach dem Sonnabende, wo ſie am Sonntag darauf öffentlich vermählt werden ſollte, hielt ſie ſich ſelbſt, ohne Jemand ein Wort zu ſagen, einen Becher mit Waſſer bereit, und ſetzte ihn, ohne daß es die alte Amme bemerkte, ſich zu Häupten des Bettes. Sie ſchlief wenig oder nicht in dieſer Nacht, da mannigfaltige Gedanken ihre Seele durchkreuzten. Als darauf die Morgendämmerung zu nahen begann, in welcher ſie das Waſſer mit dem Pulver zu ſich nehmen ſollte, begann ihre Einbildungskraft ihr die Geſtalt Tebaldos vorzuführen, wie ſie ihn geſehen hatte mit der Wunde im Halſe, ganz mit Blut übergoſſen. Bei dem Gedanken, daß ſie an ſeiner Seite oder gar neben ihm begraben werden ſolle, und daß in jener Gruft ſo viel Leichen, ſo viel nackte Gebeine ſeien, lief ihr ein eiskalter Schauder über den Leib, ihr Haar ſträubte ſich empor, und von Furcht überwältigt, zitterte ſie, wie ein Blatt im Winde. Nun goß ſich ein eiſiger Schweiß über alle ihre Glieder aus und jeden Augenblick wähnte ſie, von jenen Todtengerippen in tauſend Stücke zerriſſen zu werden. In dieſer Furcht verharrte ſie lange unſchlüſſig, was ſie thun ſolle. Darauf erholte ſie ſich wieder ein wenig und ſprach zu ſich ſelbſt: Weh mir, was will ich thun? Wozu laſſe ich mich verleiten? Wenn ich nun erwachte, ehe der Bruder mit Romeo käme, was würde aus mir? Wie ſollte ich den Geſtank ertragen, den der verweſte Leichnam Tebaldos verbreiten muß, da ich zu Hauſe nicht den mindeſten übeln Geruch

ertragen kann? Wer weiß, was für Schlangen und tauſenderlei Würmer in jenem Gewölbe umherkriechen mögen, die ich in den Tod fürchte und verabſcheue? Da ich nie das Herz faſſen konnte, ſie anzuſehen, wie werde ich es aushalten können, wenn ſie mich umgeben und berühren? Und habe ich nicht ſo oft und manches Mal ſagen hören, was für erſchreckliche Dinge ſich des Nachts ereignet haben in ſolchen Beinhäuſern, ja ſelbſt in den Kirchen und auf den Gottesäckern?

In dieſer Furcht führte ihr die Einbildungskraft ſo mancherlei Schrecken vor, daß ſie faſt Willens war, das Pulver nicht zu trinken, und wenig fehlte, ſo hätte ſie es auf die Erde ausgegoſſen: mancherlei ſeltſame Gedanken raſten durch ihr Gehirn, die ihr bald zuredeten den Trank zu nehmen, bald ihr tauſend gräßliche Bilder vor die Seele führten. Nachdem ſie noch eine Weile in Fieberträumen gefaſelt hatte, ſiegte zuletzt die mächtige, glühende Liebe zu ihrem Romeo, deren Gewalt in der Trübſal nur wuchs, und als im Oſten das Morgenroth begonnen hatte ſein ſtrahlendes Haupt zu erheben, verjagte ſie alle widerſtrebenden Vorſtellungen und trank das im Waſſer aufgelöſte Pulver in einem Schluck muthig hinunter; dann begab ſie ſich wieder zur Ruhe, und es währte nicht lange, ſo ſchlief ſie ein. Die Alte, welche bei ihr ſchlief, hatte zwar bemerkt, daß ihre Pflegetochter die ganze Nacht hindurch wenig oder nichts geſchlafen, es war ihr aber entgangen, welchen Trank ſie zu ſich genommen hatte: ſie erhob ſich alſo und ging, wie ſie gewohnt war, ihre häuslichen Ge-

ſchäfte zu verrichten. Als dann die Stunde kam, wo Julie aufzuſtehen pflegte, kehrte die Alte in die Kammer zurück und ſprach, indem ſie hineintrat: Geſchwind, geſchwind, es iſt Zeit Aufſtehens. Dann öffnete ſie die Fenſter und als ſie ſah, daß Julie ſich nicht rührte, noch Miene machte, aufzuſtehen, trat ſie zu ihr, rüttelte ſie und ſprach: Auf, auf, Siebenſchläferchen, erhebe dich; aber die gute Alte predigte tauben Ohren. Nun fing ſie an, ſie aus allen Kräften zu rütteln und zu ſchütteln, ſie bei der Naſe zu ziehen und zu kneifen, aber alle Anſtrengung blieb vergebens. Alle ihre Lebensgeiſter waren ſo gebunden, daß die erſchütterndſten, gewaltſamſten Donnerſchläge ſie mit all ihrem Lärmen nicht erweckt hätten. Darüber erſchrak die arme Alte heftig, denn da ſie ſah, daß ſie nicht mehr oder minder Empfindung blicken laſſe, als ein Leichnam gezeigt hätte, ſo hielt ſie ſich für überzeugt, Julie ſei todt, und lief, außer ſich vor Schmerz und Betrübniß, unter den bitterſten Thränen hinweg, Madonna Giovanna aufzuſuchen, welcher ſie, durch den Mangel des Athems und das Uebermaaß der Schmerzen verhindert, kaum die Worte ſagen konnte: Madonna, eure Tochter iſt todt!

Die Mutter lief mit haſtigen Schritten und unter unendlichen Thränen nach der Kammer der Tochter und da ſie dieſelbe in dem beſchriebenen Zuſtande fand, mag man leicht ermeſſen, von welchem Jammer, welchen maaßloſen Schmerzen ſie ergriffen wurde. Die Stimme ihrer Wehklage, welche ſie bis zu den Sternen ſchickte, würde Steine zum Erbarmen gerührt

und Tiger beſänftigt haben, wenn der Verluſt ihrer Jungen ſie zur äußerſten Wuth gereizt hätte. Das Jammern und Wehrufen der Mutter und der Amme, das im ganzen Hauſe gehört wurde, verſammelte alle Hausgenoſſen an dem Orte, wo ſie vernommen wurden. Auch der Vater lief hinzu, und als er die Tochter kälter als Eis und ohne das geringſte Zeichen von Leben fand, wäre er faſt vor Schmerzen geſtorben. Das Gerücht verbreitete ſich, und bald war die ganze Stadt davon erfüllt. Die Verwandten und Freunde kamen herbei und je voller das Haus von Menſchen wurde, deſto lauter ward das Wehklagen und Jammern. Man ſchickte ſogleich nach den berühmteſten Aerzten der Stadt, welche alle Mittel anwandten, die ſie für tauglich und heilbringend hielten, aber mit all ihrer Kunſt weder Hülfe noch irgend eine Wirkung hervorbrachten, und da ſie hörten, wie das Fräulein ihre letzten Tage verbracht habe, daß ſie nichts gethan als Weinen und Seufzen, ſo ſtimmten ſie alle in der Meinung überein, daß in der That das Uebermaaß des Leides ſie erſtickt und getödtet habe. Darüber verdoppelte ſich das endloſe Weinen und in ganz Verona härmte ſich faſt Jedermann über einen ſo grauſamen, jählingen Tod; aber von Allen war es die unſelige Mutter, welche am bitterſten weinte und jammerte und keinerlei Troſt annehmen wollte. Dreimal fiel ſie über den Küſſen in Ohnmacht, womit ſie die Tochter überhäufte und ſchien ſo todt als je. Das fügte Schmerz zu Schmerz und Jammer zu Jammer. Viele Frauen umgaben ſie, welche ſich

alle beſtrebten, ſie ſo gut ſie konnten zu tröſten, aber ſie hatte ihrem Schmerz die Zügel ſo verhängt, und ſich ſo ganz ſeiner Gewalt übergeben, daß ſie in ihrer Verzweiflung nicht vernahm, was man ihr ſagte und nichts that als Weinen und Schluchzen, indem ſie von Zeit zu Zeit einen Schrei bis zum Himmel ausſtieß und ſich wie wahnſinnig die Haare raufte. Eben ſo bekümmert war Meſſer Antonio, und je weniger er ſeinem Schmerz durch Thränen Luft machte, deſto mehr gewann er innerlich an Heftigkeit. Er hatte die Tochter auf das Zärtlichſte geliebt, und ſein Schmerz war grenzenlos: weil er aber verſtändiger war, wußte er ihn mehr zu beherrſchen.

An demſelben Morgen ſchrieb Bruder Lorenzo dem Romeo ausführlich über die Maaßregel mit dem Pulver, und was daraus erfolgt ſei: die nächſtfolgende Nacht werde er Julien aus dem Begräbniß holen und nach ſeiner Zelle bringen. Er ſolle ſuchen, verkleidet nach Verona zu kommen, wo er ihn morgen gegen Mitternacht erwarte: das Weitere könnten ſie dann überlegen und nach Gutbefinden beſchließen. Hierauf ſiegelte er den Brief zu und übergab ihn einem, ihm ganz zugethanen Bruder, welchem er auf das dringendſte einſchärfte, noch heute nach Mantua zu gehen, den Romeo Montecchio aufzuſuchen, und ihm und keinem andern, den Brief zu übergeben, wer es auch ſein möge. Der Bruder ging und gelangte ziemlich zeitig nach Mantua, ſtieg beim Kloſter San Francesco ab, und ließ ſein Pferd nach dem Stalle bringen, während er den Pater

Guardian aufsuchte, um sich zur Besorgung seiner Geschäfte einen Begleiter durch die Stadt zu erbitten. Hierbei erfuhr er, daß kurz vorher einer der Brüder dieses Klosters gestorben sei, und weil sich einige Spuren der Pest gezeigt, hatte das Gesundheitscollegium geurtheilt, jener Bruder sei ohne Zweifel an der Pest gestorben, um so mehr, als man eine Beule von der Größe eines Eies an ihm entdeckt hatte, welche man für das sicherste und untrüglichste Zeichen irgend einer pestartigen Krankheit hielt. Nun geschah es, daß in dem Augenblicke, wo der Bruder aus Verona den Begleiter begehrte, die Beamten der Gesundheitspolizei erschienen und dem Pater Guardian im Namen des Herrn der Stadt unter Androhung der härtesten Strafen befahlen, so lieb ihm die Gnade des Fürsten sei, Niemand unter irgend einem Vorwande aus dem Kloster zu lassen. Der aus Verona gekommene Bruder wollte einwenden, er sei erst in diesem Augenblicke angelangt und habe sich mit Niemanden befaßt, aber er bemühte sich vergebens, er mußte wider Willen mit den andern Brüdern im Kloster zurückbleiben, daher er jenen wichtigen Brief an Romeo nicht bestellen, noch ihm irgend etwas sagen lassen konnte. Dies ward, wie man bald hören wird, die Ursache großen Uebels und unermeßlichen Unglücks.

In Verona bereitete man unterdeß die feierliche Bestattung des todtgeglaubten Fräuleins: es ward beschlossen, dies solle noch an demselben Tage und zwar am späten Abend geschehen. Als Pietro, Romeos Diener, die

die Nachricht vernahm, Julie sei todt, entsetzte er sich und beschloß, sich nach Mantua zu begeben, zuvor jedoch di Stunde ihres Begräbnisses abzuwarten, damit er sie selbst bestatten sehe und seinem Herrn sagen könne, er habe die Todte mit eigenen Augen geschaut. Alsdann gedachte er die Stadt noch am Abend zu verlassen, die ganze Nacht durchzureiten, und am Morgen bei Eröffnung der Thore in Mantua einzutreffen. Am Abend ward also zum allgemeinen Kummer von ganz Verona die Todtenbahre mit Juliens Leiche erhaben und mit feierlichem Aufzuge der gesammten Geistlichkeit und aller Brüderschaften der Stadt nach San Francesco gebracht. Pietro war wie betäubt, und vor Erbarmen mit seinem Herrn, von dem er wußte, daß er sie einzig und alleinig geliebt habe, so ganz besinnungslos, daß ihm nicht einfiel, hineinzugehen und mit Bruder Lorenzo zu sprechen, wie er sonst wohl zu thun pflegte. Wäre das geschehen, so würde er die Verabredung mit dem Pulver erfahren und sie Romeo hinterbracht haben, in welchem Falle alle die traurigen Ereignisse vermieden worden wären, die sich weiter begaben. Doch sobald er Julien auf der Bahre erblickt und sehr wohl erkannt hatte, stieg er zu Pferde und ritt einen guten Trab bis Villa Franca, wo er anhielt, um sein Pferd zu erfrischen und ein Weilchen zu schlafen. Dann erhob er sich wohl mehr als zwei Stunden vor Tage, traf gegen Sonnenaufgang in Mantua ein und begab sich in das Haus seines Herrn. Doch kehren wir nach Verona zurück.

Das Fräulein ward in die Kirche gebracht, und als die bei solchen Leichenbegängnissen gebräuchlichen feierlichen Todtengesänge abgehalten waren, wurde sie gegen Mitternacht in die Todtengruft gesenkt. Die Gruft war von Marmorsteinen, sehr geräumig und lag vor der Kirche bei dem Gottesacker: von der einen Seite stieß sie an eine Mauer, die ohngefähr drei bis vier Ellen Länge, und ziemlich hoch von der Erde mehrere Löcher hatte, die nach einem andern Beinhause führten, und durch welche man, wenn ein Leichnam in einen der Särge gelegt wurde, die Gebeine der früher darin Begrabenen bei Seite schaffte. Als der Sarg geöffnet wurde, ließ Lorenzo den Leichnam des Tebaldo in einen Winkel der Gruft bringen. Da er immer sehr hager gewesen war, und im Tode all sein Blut verloren hatte, so war er nur wenig verweset und roch nicht sehr. Darauf befahl er, da ihm die Sorge für das Begräbniß des Fräuleins übertragen war, den Sarg auszukehren und zu reinigen, ließ dann die Scheintodte so sanft als nur möglich hinein bringen, legte ihr ein weiches Kissen unter das Haupt und gebot das Begräbniß zu schließen.

Als Pietro das Haus seines Herrn betrat, fand er den Romeo noch im Bette, als er aber vor ihn kam, konnte er vor Schluchzen und Weinen kein Wort sprechen; Schreck und Erstaunen ergriffen Romeo: er fürchtete nicht die wirklich ergangenen, sondern andere Unfälle, und rief ihm wiederhohlt zu: Pietro, was ist dir? Welche Nachrichten bringst du mir von Verona? Wie geht es

meinen Vater und den übrigen Meinen? Sprich, halte mich nicht länger in dieſer Spannung: was kannſt du haben, daß du ſo betrübt biſt? Raſch, ſpute dich! Pietro bewältigte endlich ſeinen Schmerz und kündigte ihm mit gebrochener Stimme und abgeriſſenen Worten den Tod Juliens an: er ſelbſt habe ſie begraben ſehen, und man ſage, ſie ſei vor Schmerz geſtorben.

Dieſe ſchreckliche, grauſame Botſchaft brachte Romeo eine Weile ganz außer ſich; dann ſprang er wie ein Wahnſinniger aus dem Bette und rief: O Verräther Romeo, du Treuloſer, Verbrecher! Du aller Undankbaren Undankbarſter! Nicht der Schmerz hat deine Gattin getödtet, denn vor Schmerz ſtirbt man nicht: nein du, Grauſamer, biſt ihr Henker, biſt ihr Würger geweſen: du biſt es, der ſie ums Leben gebracht hat. Sie ſchrieb dir ja, ſie wolle lieber ſterben, als eines Andern Gattin werden; du möchteſt kommen, und kein Mittel ſcheuen, ſie aus dem Hauſe ihres Vaters zu bringen; und du Vergeſſener, Träger, Liebloſer; du elender Hund verſprachſt ihr, du werdeſt kommen, werdeſt machen, ſie ſolle ſich nur zufrieden geben, und ließeſt einen Tag nach dem andern verſtreichen und konnteſt dich nicht entſchließen zu thun, was ſie wollte. Jetzt biſt du mit den Händen in die Kohlen gefahren und Julie iſt todt: Julie iſt todt und du lebſt noch? Ach, Verräther, wie oft haſt du ihr geſchrieben und mündlich geſagt, daß du ohne ſie nicht leben könnteſt: und dennoch lebſt du noch! Wo denkſt du, daß ſie nun ſei? Unſtät irrt ſie umher, und harrt, bis du ihr folgſt, und ſpricht zu ſich ſelbſt:

dieſer Lügner, dieſer trügeriſche Liebhaber, treuloſe Gatte, der bei der Nachricht von meinem Tode fortfährt zu leben! O vergieb, vergieb mir meine theure Gattin, ich bekenne die Größe meiner Schuld! Aber weil der grimmige, unermeßliche Schmerz, den ich fühle, nicht hinreicht mir das Leben zu nehmen, ſo will ich ſelbſt das Amt verſehen, das der Schmerz verſehen ſollte. Dem Schmerz und dem Tode zum Trotze, die mich nicht umbringen wollen, will ich mir ſelber den Tod geben. Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand nach dem Schwerte, das zu Häupten ſeines Bettes lehnte, zog es raſch aus der Scheide, wandte es gegen ſeine Bruſt und ſetzte ſich die Spitze an das Herz. Aber der getreue Pietro fuhr raſch hinzu, verhinderte den Selbſtmord, und riß ihm die Waffe auf einen Griff aus der Hand. Dann ſprach er zu ihm, wie im ähnlichen Fall jeder getreue Diener zu ſeinem Herrn ſprechen würde; ſchalt ihn freimüthig über eine ſo große Thorheit aus; tröſtete ihn ſo gut er konnte und wußte, indem er ihn ermahnte, ſich zum Leben zu entſchließen, da doch kein menſchlicher Beiſtand vermögend ſei, ſeiner todten Gattin zu helfen. Den Romeo hatte die erhaltene grauſame Botſchaft von dieſem niegeträumten Unfall ſo betäubt, daß er faſt verſteinert und in Marmor verwandelt ſchien, und keine Thräne ſeinen Augen entrinnen mochte: wer ihm ins Antlitz ſah, hätte geſchworen, daß er mehr einer Bildſäule als einem Menſchen gleiche. Doch währte es nicht lange, ſo rannen ihm die Thränen in ſolchem Ueberfluſſe von den Wan-

gen nieder, daß er ein lebendiger Bronnen ſchien, der aus quellenden Röhren Waſſer ſprudle; die Worte, die er unter Weinen und Seufzen hervorſchluchzte, würden das härteſte Demantherz zum Mitleid erweicht haben, das je in der Bruſt eines Barbaren geſchlagen. Als hierauf ſein innerer Schmerz ſich Luft gemacht, begann Romeo, unter mancherlei Gedanken, ſich ſeinen bittern Qualen Preis zu geben und verzweifelten, unſeligen Entſchlüſſen Raum zu verſtatten. Von Neuem vermaß er ſich, da ſeine theure Julie geſtorben ſei, unter keiner Bedingung länger leben zu wollen; doch verhehlte er dieſes entſetzliche Vorhaben, äußerte es mit keiner Sylbe, ja erheuchelte andere Entſchlüſſe, damit er nicht abermals von ſeinem Diener, oder von einem Dritten an der Ausführung ſeines Vorſatzes verhindert würde. Darauf befahl er ſeinem Pietro, welcher allein bei ihm in der Kammer war, Niemanden ein Wort von dem Tode ſeiner Gattin zu ſagen, und noch weniger von der Thorheit, auf die er verfallen ſei, Hand an ſich zu legen; hieß ihn dann zwei raſche Pferde ſatteln, weil ſie nach Verona wollten. Ich befehle dir, ſprach er, dich ſogleich und ohne Jemand ein Wort zu ſagen, nach Verona aufzumachen; und wenn du dort anlangſt, ſo ſage meinem Vater nichts davon, daß ich kommen werde, ſondern verſchaffe mir die nöthigen Brecheiſen, um die Todtengruft zu eröffnen, worin meine Gattin ruht: wenn ich dann heute Abend in Verona anlange, ſo komme ich gradezu in das Häuschen, das du hinter unſerm Garten haſt, und zwiſchen der dritten und vierten Stunde

wollen wir nach dem Kirchhofe, denn ich will meine unglückliche Gattin, wie ſie im Tode da liegt, noch einmal ſehen. Am frühen Morgen verlaſſe ich Unſeliger dann Verona; du wirſt eine Strecke hinter mir her reiten: ſo kehren wir hierher zurück. Bald darauf ſandte er Pietro ab. Als er fort war, ſchrieb Romeo einen Brief an ſeinen Vater, bat ihn um Verzeihung, daß er ſich ohne ſeine Einwilligung vermählt habe und erzählte ihm die ganze Geſchichte ſeiner Liebe und die Folgen ſeiner Verbindung. Dann bat er ihn auf das Zärtlichſte, an dem Grabe Juliens, die ſeine Schwiegertochter geweſen, ein feierliches Todtenamt halten zu laſſen, und dies von ſeinen Einkünften auf ewige Zeiten zu ſtiften; denn Romeo beſaß einiges Vermögen, welches ihm eine Tante, da ſie ſtarb, in ihrem Teſtamente hinterlaſſen, das ihn zum Erben ernannte. Auch ſeinen Pietro bedachte er dergeſtalt, daß er ohne in fremde Dienſte zu treten, bequem leben mochte. Dieſe beiden Bitten legte er ſeinem Vater dringend an das Herz, mit der Betheuerung, daß dies ſein letzter Wille ſei. Und weil jene Tante erſt vor wenigen Tagen geſtorben war, bat er ſeinen Vater, daß die erſten Einkünfte, welche jene Beſitzungen abwerfen würden, um Gottes Willen an die Armen vertheilt werden möchten. Dann ſiegelte er den Brief zu und ſteckte ihn in den Buſen. Hierauf ergriff er ein Fläſchchen, das mit einem ſehr giftigen Safte gefüllt war; kleidete ſich als einen Deutſchen, und ſtieg zu Pferde, indem er den Seinigen befahl, das Haus zu hüten: er werde morgen zeitig zurückkehren, und

wolle von Niemanden begleitet ſein. Er verfolgte ſeinen Weg eifrig und traf in der Stunde des engliſchen Gruſſes in Verona ein. Hier ſuchte er ſogleich ſeinen Diener auf, welcher ihn in ſeinem Hauſe erwartete und Alles getreulich beſorgt hatte, was ihm anbefohlen worden. Gegen die vierte Stunde begaben ſie ſich mit dem Werkzeuge und Eiſengeräthe, das ſie für nöthig erachteten, nach der Citadelle, und kamen ohne irgend einem Hinderniſſe zu begegnen auf den Gottesacker der San Francescokirche. Hier fanden ſie das Gewölbe, das Julien enthielt, öffneten es vorſichtig mit ihren Brecheiſen, und ſtützten die Decke mit ſtarken Balken. Pietro hatte auf Romeos Befehl eine kleine Leuchte von der Gattung der ſogenannten Blendlaternen mitgenommen, welche ihnen, als man ſie aufgedeckt hatte, das Grab zu öffnen und die Decke zu ſtützen behülflig war.

Romeo ſtieg hinein und erblickte ſein theures Weib, das in der That einer Leiche glich. Sogleich ſtürzte er ohnmächtig und dem Tode näher als ſie, neben Julien nieder und blieb eine Weile beſinnungslos liegen, von ſo heftigem Schmerz überwältigt, daß er mit dem Tode rang. Darauf erhohlte er ſich, umarmte ſein theures Gemahl, badete unter häufigen Küſſen ihr bleiches Antlitz mit den glühendſten Thränen, und konnte vor Weinen kein Wort hervor bringen. Als er ſich ausgeweint hatte, ergoß er ſich in Worten, welche die eiſernſten Herzen der Welt zu Thränen gerührt hätten. Zuletzt, entſchloſſen nicht länger leben zu wollen, ergriff er das Fläſchchen, das er mitgenommen hatte, ſetzte das giftige

Waſſer, das es enthielt, an den Mund, und ſchlürfte es mit einem Zuge hinunter. Dann rief er Pietro, welcher in einem Winkel des Kirchhofs ſtand, er möge herabkommen. Als dieſer kam, und ſich an den Rand des Sarges lehnte, redete ihn Romeo alſo an: Sieh hier, Pietro, mein Weib: du weiſt, ob ich ſie geliebt habe, ob ich ſie liebe. Ich fühlte, daß ich ſo wenig ohne ſie leben konnte, als der Leib ohne die Seele leben kann. Deßwegen habe ich Schlangengift mitgebracht, welches wie du weiſt, kaum eine Stunde braucht, um zu tödten. Ich habe es wohlgemuth und freudig getrunken, um hier an ihrer Seite zu ſterben, die ich im Leben über Alles geliebt habe: da mir nicht vergönnt war, mit ihr zu leben, ſo will ich doch im Tode bei ihr begraben werden. Schau hier das Fläſchchen, worin das Waſſer war, welches dir, wenn du dich erinnerſt, jener Spoletiner in Mantua gab, der die lebendigen Nattern und Schlangen zeigte. Gott wird mir ſeiner Barmherzigkeit und unendlichen Güte willen vergeben, denn nicht um ihn zu erzürnen habe ich mich ſelber umgebracht, ſondern um nicht leben zu müſſen ohne meine theure Gefährtin. Und obwohl du meine Augen noch voll Thränen ſiehſt, ſo glaube nicht, daß ich um mich ſelbſt und meines frühen Todes willen weine, ſondern dieſe Thränen gelten dem herben Schmerze, den ich um ihretwillen fühle, welche ein glücklicheres, froheres Leben verdient hätte. Dieſen Brief gieb meinem Vater, welchem ich geſchrieben habe, was ich wünſche, daß nach meinem Tode geſchehe, ſowohl mit dieſem Begräbniſſe,

als mit meinen Dienern in Mantua. Dich, der mir immer getreulich gedient hat, habe ich so bedacht, daß du keinem Andern zu dienen brauchst. Ich bin überzeugt, daß mein Vater Alles pünktlich vollziehen wird, was ich ihm geschrieben habe. Jetzt gehe, ich fühle den nahenden Tod: das Gift des tödtlichen Wassers rinnt schon verzehrend durch alle meine Adern. Hebe die Stützen von der Decke und laß mich hier neben meiner Gattin sterben.

Den guten Pietro versetzten diese Worte seines Herrn in solche Betrübniß, daß ihm das Herz in der Brust vor Leide zerspringen wollte. Er ließ es an Worten gegen seinen Herrn nicht fehlen, aber Alles war vergebens, da gegen das giftige Wasser, das schon alle Theile des kranken Körpers durchdrungen hatte, kein Mittel mehr frommen mochte. Romeo umarmte seine Julie, küßte sie unaufhörlich und erwartete so den nahen unausbleiblichen Tod, indem er Pietren wiederholt befahl, das Begräbniß zu schließen.

Julie, in welcher der Trank schon ausgewirkt hatte, erwachte in diesem Augenblicke, und da sie sich geküßt fühlte, glaubte sie, Bruder Lorenzo, der gekommen sei, sie zu wecken, oder in seine Zelle zu bringen, halte sie in seinen Armen und könne dem Verlangen sie zu küssen, nicht widerstehen. Wie, Bruder Lorenzo, rief sie aus, ist dies die Treue, die ihr Romeo schuldig seid? Geht fort! und wollte sich seinen Armen entringen, als sie die Augen öffnete und Romeo erblickte, den sie wohl erkannte, obgleich er als ein Deutscher gekleidet war.

Wie, ſeid ihr es, mein Leben? Wo iſt Bruder Lorenzo? Warum bringt ihr mich nicht aus dieſem Grabe? Ums Himmels willen, laßt uns hinweg!

Als Romeo ſeine Julie die Augen öffnen ſah, ſie reden hörte und ſich völlig überzeugte, daß ſie nicht todt ſei, ſondern lebe, fühlte er zugleich Freude und Schmerz im unbeſchreiblichen Maaß: weinend drückte er ſeine theure Gattin an das Herz und ſprach: O du Leben meines Lebens, du Herz meines Leibes! Welcher Menſch auf Erden hat je ſolche Freude empfunden, als ich in dieſem Augenblick fühle, da ich dich lebend und geſund in meinen Armen halte, dich, die ich gewiß und ohne Zweifel für todt hielt. Aber welcher Schmerz darf ſich auch meinem Schmerz vergleichen, welche grauenvolle Pein ſich mit meiner Marter meſſen, da ich mich am Ziele meiner unglücklichen Tage fühle, und mir das Leben verſagt, in dem Augenblick, da ich mich ſeiner mehr als jemals freuen ſollte: denn wenn ich noch eine halbe Stunde lebe, ſo iſt das die längſte Zeit, die ich hienieden zu weilen habe. Wann ſind wohl jemals in einer Bruſt, in einem Herzen maaßloſe Wonne und unendlicher Schmerz ſo innig vereinigt geweſen, als ich in mir ſie verbunden fühle? Glücklich bin ich, mit unausſprechlicher Freude und Seligkeit erfüllt es mich, dich, meine ſüßeſte Gefährtin, lebend zu ſehen, die ich todt wähnte und ſo bitterlich beweinte. Aber unbeſchreibliches Leid und Schmerz ohne Gleichen ergreift mich, wenn ich denke, daß nur nun bald nicht mehr vergönnt ſein wird, dich zu ſehen,

dich zu hören und bei dir zu ſein, deine ſüße Geſellſchaft zu theilen, die ich ſo ſehnlich erwünſche. Aber die Freude, dich lebend zu ſehen, überwiegt doch bei weitem den Schmerz, der mich foltert, da die Stunde herannaht, wo ich von dir ſcheiden muß: ich bitte Gott den Herrn, die Jahre, um die er mein unſeliges Leben verkürzt, den deinigen beizufügen und dir zu vergönnen lange, lange und glücklicher zu leben als ich; denn ich fühle, es geht zu Ende.

Als Julie die Worte vernahm, die Romeo ſprach und ſich ſchon halb aus dem Sarge erhoben hatte, begann ſie: Was für Reden ſind das, mein Gatte, die ihr führt? Iſt das der Troſt, den ihr für mich habt? Seid ihr von Mantua gekommen mir ſolche Bothſchaft zu bringen? Was iſt euch? Was habt ihr? Da erzählte ihr der unglückliche Romeo von dem Gifte, das er getrunken habe. Weh mir, rief Julie, weh mir, was muß ich hören! Ich Unſelige, ſo hat euch denn Bruder Lorenzo nicht geſchrieben, was wir zuſammen verabredet hatten? Er verſprach mir doch, euch Alles zu ſchreiben! Nun erzählte das unglückliche Weib in ihrem herzzerreißenden Leide, unter Weinen, Schreien und Aechzen und halb beſinnungslos vor raſenden Schmerzen, Alles was ſie mit dem Bruder verabredet hatte, um nicht genöthigt zu werden, den Gatten zu nehmen, den der Vater ihr aufdringen wollte. Als Romeo dies vernahm, ſteigerte es die Schmerzen und Qualen, die er ſchon duldete, noch unendlich und während Julie ſich bitterlich über ihr Mißgeſchick beſchwerte, und den Hun-

mel und die Sterne und alle vier Elemente der Grausamkeit beschuldigte, erblickte Romeo die Leiche des Tebaldo, den er vor wenigen Monaten in jenem früher beschriebenen Streite getödtet, und da er ihn erkannte, wendete er sich gegen ihn und sprach: Tebaldo, wo du auch sein magst, so mußt du wissen, daß ich dich nicht zu beleidigen dachte, und nur zu dem Streite kam, um Frieden zu stiften; denn ich ermahnte dich, die Deinigen zurückzuziehen, so würde ich die Meinigen bewegen, die Waffen ruhen zu lassen; du aber, voll von Zorn und verjährtem Haß, überhörtest meine Worte, fielst mich meuchelmörderisch an, und wolltest mich tödten. So von dir bedrängt, riß mir die Geduld; entschlossen nicht zu weichen, vertheidigte ich mich, und dein böses Geschick wollte, daß ich dich umbrachte. Jetzt flehe ich dich um Verzeihung für die Wunde, die ich deinem Leibe geschlagen, und um so mehr, da ich schon dein Verwandter geworden war, durch deine Muhme, die ich zu meiner Gattin erkoren. Verlangst du Rache an mir, schau her, sie ist dir geworden. Wie kannst du eine vollere Sühne verlangen, da du siehst, daß dein Mörder sich selbst in deiner Gegenwart vergiftet hat; daß er vor deinen Augen freiwillig den Tod erwartet und an deiner Seite seine Grabstätte findet. Waren wir im Leben Feinde, so soll uns eine Gruft in Frieden vereinigen.

Bei diesen beweglichen Reden des Gatten und dem Jammer der Gattin, stand Pietro wie eine marmorne Bildsäule, zweifelnd, ob es Wirklichkeit sei, was er höre und sehe, ob ein Traum ihn täusche: er wußte nicht,

was er thun und ſagen ſollte, ſo betäubt war er. Die arme Julie, das unſeligſte Weib der Erde, ſprach endlich nach vielen tauſend Thränen, zu Romeo: Da es Gott nicht gefallen hat, uns im Leben zu vereinigen, ſo geruhe er doch, mir hier neben euch eine Grabſtätte zu gönnen und vernehmt mein Gelübde, komme auch, was da wolle, ſo will ich nie ohne euch dieſen Ort verlaſſen. Romeo nahm ſie von Neuem in ſeinen Arm und bat ſie mit den zärtlichſten Worten, ſich zu faſſen und dem Leben zuzuwenden: er könne nicht getröſtet ſterben, wenn er ihr Leben nicht geſichert wiſſe: und ſagte ihr noch Vieles über dieſen Gegenſtand. Doch ſchon fühlte er ſich allmählich ſchwächer werden, ſchon war das Licht ſeiner Augen zur Hälfte erblindet und alle andern Kräfte ſeines Leibes ſo geſchwunden, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten konnte. Alſo ließ er ſich gehen und ſank zuſammen, blickte beweglich in das Antlitz ſeiner trauernden Gattin und ſeufzte: Weh, ſüßes Leben, ich ſterbe.

Bruder Lorenzo hatte, ich weiß nicht warum, Julien in der Nacht, wo ſie begraben wurde, nicht in ſeine Zelle bringen wollen. In der folgenden Nacht aber, da er ſah, daß Romeo nicht komme, nahm er einen vertrauten Bruder mit ſich und machte ſich mit ſeinen Brechſtangen, um das Grab zu öffnen, dahin auf, wo er eben anlangte als Romeo niederſank. Da Lorenzo das Grab offen ſah und Pietron erkannte, grüßte er ihn, und fragte, wo Romeo ſei? Julie, welche des Bruders Stimme vernahm und erkannte, erhob ihr Haupt und

ſprach: Gott vergeb es euch: ihr habt Romeo ſchön den Brief geſchickt! Wohl hab ich ihn geſchickt, antwortete Lorenzo, durch Bruder Anſelmo, der euch bekannt iſt: warum ſprecht ihr alſo? Julie weinte bitterlich: kommt herab, ſprach ſie, ſo ſeht ihr es. Der Bruder ſtieg herab, und als er Romeon da liegen ſah der dem Tode nahe war, ſprach er: Romeo, lieber Sohn, was iſt dir? Romeo ſchlug die Augen ſchmachtend auf, erkannte ihn und ſprach leiſe, er empfehle ihm ſeine Julie: für ihn komme Hülfe und Rath zu ſpät, er bereue ſeine Sünden und bitte Gott und ihn um Verzeihung. Große Mühe koſtete es dem unglücklichen Opfer der Liebe dieſe Worte hervorzubringen, und leiſe dabei an ſeine Bruſt zu klopfen; ſeine Kraft verließ ihn, er ſchloß die Augen und ſtarb. Wie bitter, ſchmerzlich und ganz unerträglich dieſer Anblick der unglücklichen Gattin war, wage ich nicht zu beſchreiben: wer wahrhaft geliebt hat, ſtelle es ſich vor und verſetze ſich in Gedanken in die Gegenwart eines ſo gräßlichen Schauſpiels. Sie quälte ſich kläglich und unnütz ab, beweinte ihn mit reichlichen Thränen, rief ſeinen geliebten Namen tauſendmal in die Oede, ließ ſich dann jammervoll und für todt auf die Leiche ihres Gatten ſinken und blieb eine Weile ohnmächtig liegen. Lorenzo und Pietro, beide ſehr beſtürzt, beſchäftigten ſich ſo lange um ſie, bis ſie wieder zu ſich kam. Auf eine Hand gelehnt, ließ ſie dann ihren Thränen freien Lauf, deren ſie ſo viel vergoß, als je ein Weib vergoſſen; küßte die Leiche und ſprach: Süßeſte Herberge aller meiner Gedanken

und aller Freuden, die ich je genossen, theurer, einzig geliebter Gatte, wie bitter endet deine Süße! In der Blüte deiner schönen und reizenden Jugend hast du deinen Lauf beschlossen und das Leben für nichts geachtet, das Alle so werth schätzen. Du wähltest den Tod, wenn Andern das Leben am Meisten reizt, und bist an das Ziel gelangt, das früh oder spät Alle erreichen. Du kamst hieher, mein Gatte, deine Tage in deren Schooß zu beschließen, die du über Alles liebtest, und die nichts außer dir liebt: wo du sie todt und begraben wähntest, da wolltest auch du begraben sein. Du hättest dir nie gedacht, daß diese bittern und ungeheuchelten Thränen für dich fließen würden: du ließest dir nicht träumen, daß du in jene Welt gehen und mich nicht finden würdest. Gewiß, da du mich dort nicht fandest, bist du zurückgekehrt, um zu sehen, ob ich dir folge. Ja, ich fühle deinen Geist in dieser Gruft mich umschweben: schon verwundert er sich und trauert, daß ich so lange säume. Sei getrost, mein Gatte, fürchte nicht, daß ich ohne dich hier zurückbleiben wolle: ohne dich würde mir das Leben unerträglicher und qualvoller sein, als alle Todesarten, die der Mensch ersinnen mag: ohne dich würde ich nicht leben, und wenn es auch Andern schiene, ich lebe noch fort, so wäre dies Leben nichts als ein währender, martervoller Tod. Darum, mein theurer Gatte, sei ruhig, bald werd ich kommen und bei dir bleiben. In welcher Gesellschaft könnte ich dies elende, mühvolle Leben verlassen, die mir lieber und traulicher

wäre, als wenn ich dir folge, in deine Stapfen trete? Sicherlich, in keiner!

Lorenzo und Pietro, welche sie umgaben, weinten vor unendlichem Mitleide; sie bemühten sich, so gut sie konnten, ihr Trost zuzusprechen: aber Alles vergebens. Meine Tochter, sprach Bruder Lorenzo, geschehene Dinge sind nicht ungeschehen zu machen: wenn Romeo mit Thränen zu erwecken wäre, wir alle würden uns in Thränen auflösen, ihn wieder zu beleben: doch es frommt kein Mittel. Tröste dich; wende dich dem Leben wieder zu, und willst du nicht in deines Vaters Haus zurückkehren, so werde ich dich in ein heiliges Kloster bringen, wo du Gott dienen und für die Seele deines Romeo beten kannst. Aber sie wollte ihn gar nicht anhören, sondern verharrte trotzig in ihrem Vorhaben, härmte sich, Romeos Leben nicht mit dem eigenen erkaufen zu können, und schickte sich völlig zum Sterben an. Ihren Romeo im Schooße, sammelte sie ihre Lebensgeister, und hauchte, ohne noch ein Wort zu sagen, die Seele aus.

Während sich die beiden Mönche mit Pietro um die Todte bemühten, welche sie für ohnmächtig hielten, geschah es, daß einige Gerichtsdiener, welche der Zufall dort vorbei führte, das Licht in dem Grabe gewahrten, und hinzuliefen. Hier verhafteten sie die beiden Mönche nebst Pietro, und als sie das Schicksal des unglücklichen Liebespaares vernahmen, ließen sie Jene unter sicherer Bedeckung zurück und führten Letztern vor Signor Bar-

Bartolomeo, welchem sie berichteten, wo sie ihn gefunden hätten. Signor Bartolomeo ließ sich die Geschichte der beiden Liebenden ausführlich erzählen, und als es inzwischen zu tagen begann, erhob er sich und wollte die beiden Leichname sehen. Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich durch ganz Verona, so daß Groß und Klein bei dem Grabe zusammenlief. Den Mönchen und Pietro wurde verziehen und als das Leichenbegängniß, welches die ganze Stadt und die Montecchi und Capelletti insbesondere mit der tiefsten Trauer erfüllte, auf das Prächtigste vollzogen wurde, befahl der Fürst, die Liebenden in jener selben Gruft zu bestatten. Hierdurch kam der Friede zwischen den Montecchi und Capelletti zu Stande, der indeß nicht lange währte. Romeos Vater las den Brief des Sohnes und vollzog in der äußersten Betrübniß seinen letzten Willen genau. Auf den Grabstein der Liebenden ward folgendes Epitaphium eingehauen:

Hinüber wähnte Romeo gegangen
Sein süß Gemahl und wollte nicht mehr leben:
Da hat er sich in ihrem Schooß vergeben
Mit jenem Gift, das Namen trägt von Schlangen.

Als sie des Irrthums schwere Kund empfangen,
Beklagt sie weinend ihr geliebtes Leben,
Flucht dem Geschick und klagt mit Widerstreben
Den Himmel an, daß er sich ihr vergangen.

Drauf als sie sah, nun hab er ausgelitten,
Sprach sie so todt als er: Laß dich erbitten,
O Gott, mich nachzusenden seinen Schritten;

Den einzgen Wunsch laß, Himmel, mich erflehen:
Wohin er geht, da will ich mit ihm gehen:
Bei diesen Worten brach ihr Herz in Beben.

II.

Die Sage von Amleth.

Nach Saxo Grammaticus.

Rorik, König von Dänemark, übertrug nach dem Tode Gervendills deſſen beiden Söhnen, Jengo und Horvendill, die Statthalterſchaft über Jütland. Letzterer ward bald einer der gewaltigſten Seehelden und wußte durch eine Reihe kühner Thaten ſeinem Namen einen ſolchen Glanz zu verleihen, daß Koller, König von Norwegen, nicht geringen Zuwachs für ſeinen Ruhm ſich verſprach, wenn es ihm gelänge, den weitgeprieſenen Nebenbuhler zur See zu überwinden. Nach langem Suchen und mühſamen Fahrten durch die Gewäſſer gelang es ihm endlich, an einer Inſel inmitten des Meeres auf die Flotte Horvendills zu ſtoßen. Von den reizenden Ufern des Eilands angelockt, betraten die Führer zu gleicher Zeit das Feſte. Bald trafen ſie aufeinander, und hatten ſich ebenſobald verſtändigt, weſſen ſich der Eine von dem Andern zu verſehen habe. Man beſprach die Art, wie der Zweikampf geſchehen ſolle, ob durch Maſſen, oder von ihnen allein im einzelnen Gefechte. Letzteres wurde alſobald von den Helden als rühmlicher und ehrenvoller einſtimmig vorgezogen. Nach wechſel-

seitig gegebenem Worte, durch ein würdiges Begräbniß des gefallenen Gegners Tod zu ehren und den verwaisten Hinterlassenen ein angemessenes Wehrgeld zu zahlen, schritt man von beiden Seiten muthig zum Kampfe. Nach kurzem Gefechte erlag König Koller vor dem wüthenden Andrange seines Gegners. Horvendill aber bestattete ihn prächtig und ehrenvoll, wie er verheißen, und begab sich sofort in die Heimath zurück, reich, wie an Ruhm, so an Beute mannigfacher und seltener Art, wovon er einen großen Theil seinem Herrn Rorik überließ, um sich dessen Gunst und Freundschaft zu sichern. Dies gelang ihm auch; der König gab ihm seine Tochter Geruthe zur Gemahlin, mit der er einen Sohn, Namens Amleth erzeugte.

So glückliche Erfolge entzündeten Neid und Haß in Fengos Brust, und ließen ihn auf Verrath und Nachstellungen sinnen, um den begünstigtern Bruder zu verderben. So ist der Tüchtige selbst vor den Nächstangehörigen nicht sicher. Endlich erwiesen sich Ort und Gelegenheit bequem, und das scheußliche Verbrechen des Brudermordes war vollbracht, wozu sich bald noch Blutschande gesellte, durch ehebrecherische Verbindung mit der Wittwe des Getödteten. Das eben ist der Fluch der Schuld, daß sie immer wieder Reiz und Veranlassung zu neuer Schuld enthalten muß. Fengo wußte mit so schlauer Vermessenheit seine Missethat zu bergen, daß er sogar kein Bedenken trug, sie mit dem Vorwande edler Absicht zu beschönigen, und den schändlichen Mord

als einen Liebesdienst darzustellen sich nicht entblödete, indem er die Gerüchte, wie wenig sie auch in ihrer Harmlosigkeit sich bewußt war, irgend Jemanden ein Leid zugefügt zu haben, überredete, ihr Gemahl habe den bittersten Haß gegen sie im Herzen getragen, und nur, um sie davor zu retten, sei er zu seinem Mörder geworden, weil es ihm unerträglich geschienen, daß ein so sanftes, gutes Weib dem wilden Grolle ihres Mannes zum Opfer werden solle. Auch blieb sein Dichten und Trachten nicht ohne Erfolg. Denn bei den Großen findet die Lüge leicht Eingang, wie Thoren Gunst und Ehre die Verläumder. So ward Fengo, indem er, kaum gereinigt von dem Blute des erschlagenen Bruders, in die verbrecherische Umarmung seiner Schwägerin sich stürzte, der doppelten Missethat doppelt schuldig.

Amleth, der diesem Treiben zusah und bei klugem Benehmen seinem Oheim verdächtig zu werden fürchtete, suchte sich Leben und Wohlfahrt dadurch zu sichern, daß er den ihm angeborenen Verstand und Witz eher dazu benutzte, diese Eigenschaften hinter erkünsteltem Blödsinn so wenig als möglich zum Vorschein kommen zu lassen. Täglich erschien er in entstellenden Lumpen gehüllt, mit dem Schmutz und Unrath des Bodens den Körper über und über besudelt. Erkünstelte Blässe und verunstaltete Farbe des Gesichts trugen nicht wenig dazu bei, eines lächerlichen Wahnsinns Verirrung vorzuspiegeln. Was er sprach, hatte den Anschein von Blödsinn; was er vornahm und that, das Gepräge völliger Geist-

leſigkeit. Kurz, wer ihn ſah, mußte nicht einen Mann, nein, ein trauriges Mißgeſchöpf, von der entarteten Natur für Hohn und Verachtung erzeugt, in ihm zu erblicken wähnen. Dabei war es ſein gewöhnliches Geſchäft, am Heerde ſitzend mit beiden Händen die Kohlen zuſammenzukehren, und krumme Stäbchen aus Holz zu ſchnitzen, die er dann im Feuer zu härten und mit Widerhaken zu verſehen pflegte. Wurde er gefragt, was er hiermit bezwecke, ſo gab er zur Antwort, er ſorge für ſcharfes Geſchoß, um den Tod ſeines Vaters zu rächen. Er hatte deßhalb vielfältigen Hohn zu ertragen, indem den Meiſten ein ſolches Beginnen als höchſt lächerlich und eitel erſchien, obwohl es ihm ſpäter zur Ausführung ſeines Vorhabens nicht wenig behülflich geweſen iſt. Dagegen erregte bei ſchärfern und ſinnigern Beobachtern dieſe Beſchäftigung zuerſt den Argwohn liſtiger Verſtellung. Denn ſelbſt das Geſchick bei ſo geringfügigen Arbeiten deuteten auf verborgene Anlagen, indem der, deſſen Hände ſo kunſtreiche Spielereien ſchufen, ſchwerlich ein völlig Blödſinniger ſein konnte. Auch unterließ er nie, die zugeſpitzten und gehärteten Stäbchen mit größter Sorgfalt zu ſammeln und aufzubewahren. Es geſchah daher, daß Einige, von der wahren Beſchaffenheit ſeines Geiſtes überzeugt, offen behaupteten, daß dieſer Wahnwitz nur Schein, ja die Maske des feinſten Verſtandes ſei, und daß, um ſolches an den Tag zu bringen, kein Mittel erfolgreicher ſein könne, als wenn man ihn insgeheim mit einem Weibe von aus-

geſuchter Schönheit zuſammenbrächte, die im Stande wäre, in ſeinem Herzen die Flamme ſinnlicher Luſt zu entzünden. Denn ſo ſtark ſei die Macht der Natur in ihrem Anreiz zu fleiſchlichem Genuſſe, daß keine Kunſt der Verſtellung dagegen beſtehen könne; und ſo werde ſie auch in dieſem Falle zu gewaltig ſein, als daß es der Liſt gelingen dürfte, ſich ihrer zu bemeiſtern. Dieſe Stimmen fanden Gehör, und alsbald wurden Einige aus des Königs Hofgeſinde ernannt, die den Jüngling in den entlegenſten Theil einer Waldung geleiten mußten, um eine Prüfung der erwähnten Art mit ihm vorzunehmen. Zufällig befand ſich in jener Schaar ein Milchbruder des Prinzen, in deſſen Herzen die Rückſichten der Freundſchaft gegen den Geſpielen der Kindheit noch nicht ihre Geltung verloren hatten. Dieſer, das Andenken an jenes alte Verhältniß höher achtend, als das Gebot ſeines gegenwärtigen Herrn, hatte den Begleitern des Amleth ſich angeſchloſſen, um ihn zu berathen, wenn er Zeichen eines hellern Bewußtſeins von ſich geben, ganz beſonders aber, wenn er ſich der Befriedigung ſinnlicher Luſt frei und offen überlaſſen ſollte. Auch wußte Amleth ſelbſt gar wohl, woran er war. Als er daher das Pferd beſteigen ſollte, ſetzte er ſich abſichtlich ſo, daß er das Geſicht nach hinten kehrte, indem er den Schwanz als Zügel ergriff, als denke er auf dieſe Weiſe den Lauf des Roſſes zu lenken. Nicht wenig wurden dadurch von vorn herein die Ränke des Oheims, und die Nachſtellungen, die ſeiner warteten, entkräftet.

Im Verlauf der Reiſe war man zwiſchen Strauchwerk und Gebüſch auf einen Wolf geſtoßen, und da die jüngern Begleiter ſich an Amleth mit den Worten wandten: Ei ſeht, da kommt uns ja ein Pferd entgegen, gab dieſer zur Antwort, daß ſich deren nur ſehr wenige in Fengos Heer befänden, indem er hiermit eben ſo leis als witzig die Vermögensumſtände ſeines Oheims verſpottete. Und als ſich jene über die Klugheit dieſer Erwiederung äußerten, verſicherte er, mit vollkommenem Bewußtſein ſo geſprochen zu haben; um auf künſtliche Weiſe der Lüge verdächtig zu werden. Denn allwege bedacht, als fern von jenem Truge zu erſcheinen, wußte er Wahrheit mit Liſt dergeſtalt zu paaren, daß jene ſtets ſeinen Worten zu Grunde lag, während er anderntheils durch die Art, wie er ſich ihrer bediente, die Fülle ſeines Scharfſinns behutſam verdeckte.

Weiterhin gelangte man an das Ufer des Meeres. Als hier Amleths Begleiter auf das Steuer eines geſtrandeten Schiffes ſtießen, und ein Meſſer von außerordentlicher Größe gefunden zu haben verſicherten, erwiederte der Prinz: In der That, man muß damit einen gewaltigen Schinken theilen können, womit er offenbar auf das Meer anſpielte, als deſſen weiter Fläche ein ſo großes Ruder angemeſſen ſei. Eben ſo, als man ſpäter auf Dünen traf, und ihm der Kies als geſchrotenes Korn gezeigt wurde, gab er zur Antwort: Ja, die Ähren des ſchäumenden Meeres haben es gemahlen; und da ſeine Umgebung auch dieſe Antwort lobte, verſu-

cherte er, dies nicht weniger mit dem Bewußtsein, wie klug es sei, gesprochen zu haben. Endlich an Ort und Stelle gelangt, wurde der Prinz, um der Befriedigung seiner Lust kein Hinderniß in den Weg zu legen, der Abrede gemäß von den Begleitern alsbald verlassen, und die vom Könige erlesene Jungfrau ihm entgegen gesandt, der auch, wie einer zufällig dargebotenen Ueberraschung des Geschicks, die freundlichste Begegnung von seiner Seite zu Theil ward, und am einsamen Orte sicherlich noch mehr geschehen wäre, wenn nicht jener Milchbruder den Prinzen durch ein verstecktes Zeichen von den Nachstellungen, die seiner harrten, zur rechten Zeit unterrichtet hätte. Darauf bedacht, wie eine solche Warnung am schicklichsten geschehen, und der Jugendfreund vor der gefahrvollen Lockung behütet werden könnte, hatte dieser nämlich einen Halm, den er am Boden fand, dem Schwanze einer vorüberfliegenden Bräme anzuheften gewußt, die er sodann der Gegend zutrieb, in der sich Amleth befinden mußte. Auch erntangelte dieser Dienst gegen den unbedachtsamen Freund nicht des gewünschten Erfolgs; denn mit eben so viel Scharfsinn, womit der Eine das Warnungszeichen ertheilte, wurde es von dem Andern erkannt und seine Bedeutung verstanden. Sobald Amleth die Bräme erblickt und das Stroh, das sie am Schwanze führte, gehörig in Augenschein genommen hatte, merkte er, daß ihm damit ein Zeichen lauernden Verraths gegeben sei. Um nun der Gefahr, die ihn bedrohte, zu entgehen, und seine Begierde

in größerer Sicherheit befriedigen zu können, nahm er die Jungfrau in seinen Arm, und entführte sie an einen entlegenen sumpfigen Ort, wo er auch bald zum ersehnten Ziele seiner Wünsche gelangte. Und als er hierauf das Mädchen dringend beschwor, ihre Heimlichkeit vor aller Welt durch das tiefste Schweigen zu bewahren, ward von ihr das Versprechen mit der größten Bereitwilligkeit und mit gleichem Eifer, als es geheischt worden war, ertheilt und bekräftigt. Denn auch sie war ihm durch gemeinschaftliche Erziehung und Pflege von Kindheit an auf das Innigste befreundet und gewogen.

Als nun Amleth nach der Heimkehr von Allen wie zum Scherz gefragt wurde, ob er das Mädchen erkannt habe, gestand er offen und frei, ihre Reize genossen zu haben. Weiter befragt, wo er dies gethan, und welcher Polster er sich dabei bedient, gab er zur Antwort: er habe auf dem Hufe eines Rindes, dem Kamme eines Hahnes und einigen Balken geruht. Kein Wunder, wenn hierauf ein ungeheures Gelächter der Umstehenden erfolgte, obgleich auch dieser Scherz der Wahrheit keinen Abbruch that. Als man dagegen bei der Jungfrau nach dem Hergange der Sache frug, wollte sie von alle dem nichts wissen; und man glaubte ihr um so mehr, je weniger Amleths Begleiter etwas der Art hatten wahrnehmen können. Jenem Jünglinge aber, der durch das Zeichen an der Bräme sich um den Prinzen so verdient gemacht hatte, und jetzt in der Absicht als Urheber jener That anerkannt zu werden, gegen Am-

leth äußerte, er habe sich neuerdings ganz seinem Dienste gewidmet, gab dieser, um auch seinerseits nicht unachtsam und gleichgültig zu erscheinen, zur Antwort: In der That, er habe einen kleinen Heuträger gesehn, dem ein Halm am Hintern gesessen. Eine Erwiederung, die alle Uebrigen eben so zum Lachen reizte, als sie Amleths Getreuen durch ihre Angemessenheit ergötzte.

Als so alle Versuche fehlschlugen, und keiner zu des Jünglings wahrem Geiste den Schlüssel finden konnte, meinte einer von Fengos Freunden, der mehr von Dreistigkeit als Einsicht besaß, man müsse, um hinter das undurchdringliche Gewebe von List und Verschlagenheit zu gelangen, das gewöhnliche Verfahren, das immer ohne Erfolg bleiben werde, völlig aufgeben, und dafür einen ganz andern, nachdrücklichern Weg einschlagen. Er rühme sich, nach langem Sinnen ein Mittel gefunden zu haben, das mit Leichtigkeit ausführbar sei, und, um der Sache auf den Grund zu kommen, vom besten Erfolg sein müsse. Fengo solle sich nämlich unter dem Vorwande eines dringenden Geschäfts auf einige Zeit aus der Burg entfernen, Amleth aber unterdeß mit der Königin in einem gemeinsamen Gemach verschlossen werden, nachdem man für einen zuverlässigen Mann gesorgt, der, in einem versteckten Theile desselben Zimmers verborgen, alle zwischen jenen Beiden vorkommende Gespräche unbemerkt mit anhören könnte. Jetzt werde der Prinz, wenn er anders bei Verstande sei, kein Bedenken tragen, in den Busen der leiblichen Mut-

ter Alles, was ihn quäle und beschäftige, sorglos auszuschütten. Er selbst endlich erbot sich zu dem Geschäft des heimlichen Lauschers, um nicht blos Urheber eines so trefflichen Raths, sondern auch sein Vollstrecker zu heißen.

Dem König ist der Vorschlag ganz genehm; eine lange Reise vorschützend entfernt er sich von der Burg; jener aber, der ihm den Rath ertheilt, begiebt sich heimlich in das Gemach, in welchem Amleth und seine Mutter eingeschlossen sind, und verbirgt sich unter der Hülle eines Bettes. Amleth indeß, der immer auf seiner Huth ist, fehlt es nicht an einer Gegenmaaßregel: aus Furcht, heimlich behorcht zu werden, bleibt er vorerst seinem angenommenen Wesen getreu, und nach Art eines Hahnes krähend und die Arme gleich Flügeln auf und nieder schlagend, bestreigt er das Bett und beginnt sich auf demselben herumzuwälzen, um zu entdecken, ob jemand unter demselben verborgen sei. Sobald er aber mit seinen Füßen einen Körper zwischen dem Lager wahrnimmt, stößt er nach ihm mit dem Schwerdte, und zieht ihn dann aus den Decken hervor, um ihm vollends den Rest zu geben. Hierauf schneidet er den Leichnam in kleine Stücke, kocht ihn in heißem Wasser, und wirft ihn in die Oeffnung einer Schleuse, den Schweinen zu leckerm Futter.

Dies vollbracht kehrte er in das Zimmer zurück, und da die Königin über diesen Ausbruch seines Wahnwitzes, wofür sie es hielt, heftig zu weinen und sich zu

beklagen begann, hub er gegen sie an zu sprechen: Wie, verabscheuungswürdige Mutter, hofft du deine schmachvolle Missethat hinter erkünsteltem Jammer und heuchlerischen Thränen zu verbergen? Die du nach geiler Metzen Art des sündlichen Ehebettes Lüste nicht scheust, den Mörder deines Gatten in blutschänderischer Verbindung an deinem Busen hegst, und ihm, der deines Sohnes Vater schlachtete, mit ekelhaften Liebkosungen schmeichelst? Ich aber trage nicht umsonst das Kleid der Thorheit; denn ich zweifle nicht, daß der, welcher seinen Bruder mordete, mit gleicher Grausamkeit auch gegen seine Verwandten wüthen werde. Darum zieh ich es vor, für einen Blödsinnigen denn für einen Klugen zu gelten; darum suche ich Sicherheit und Schutz hinter der äußersten Geistesverwirrung erborgter Hülle. Im innersten Herzen aber lebt mir der Drang den Vater zu rächen; wenn ich noch zaudere, ist dies nichts als Schuld der Zeit und der Gelegenheit, deren Gunst ich mit Sehnsucht [illegible]. Nicht [illegible] gleiches Verfahren. Denn gegen ein [illegible]tes Gemüth bedarf es verborgener Weisen. Du aber thust etwas sehr überflüssiges, meine Thorheit zu beklagen, die du billiger über deine eigene Schmach jammern und weinen solltest. Uebrigens wirst du zu schweigen wissen.

Durch den Stachel solcher Reden gelang es ihm, die Mutter auf den Weg der Tugend und Pflicht in dem Maaße zurückzuführen, daß das Andenken der frü-

hern Liebe mehr fortan in ihrem Herzen galt, als der Reiz und die Lockungen der Gegenwart.

Als Fengo heimgekehrt war, und sich jener Spröder nirgends sehen lassen wollte, fing er an den ganzen Tag über emsig nach ihm zu forschen und zu fragen; Alle aber versicherten, nichts von ihm zu wissen. Nur Amleth, den man zum Scherz ebenfalls frug, ob er keine Spur des Vermißten wahrgenommen habe, gab zur Antwort: jener sei in die Schleuse spaziert, allmählig auf den Grund gerathen, und endlich, von Schlamm und Koth überdeckt, den ab- und zugehenden Schweinen eine willkommene Speise geworden. So sehr diese Erwiederung der Wahrheit gemäß war, wurde sie dennoch bei ihrem Anscheine von aberwitziger Verkehrtheit von Allen, die sie vernahmen, von ganzem Herzen verlacht.

Fengo jedoch mochte sich immer noch nicht von Amleth Stumpfsinn versichert halten; vielmehr war er fest von seiner List und Verschlagenheit überzeugt. Darum beschloß er endlich, ihn aus dem Wege zu räumen; aber aus Furcht, sowohl Rorik als Geruthe zu beleidigen, wenn er selbst Hand an ihn legte, hielt er es für gerathen, um wenigstens den guten Schein zu bewahren, durch einen Andern die That vollstrecken zu lassen. Und dazu erwählte er den König von Britannien; denn es kümmerte ihn wenig einen Freund mit Fluch zu beladen, wenn er dadurch für sich den übeln Folgen einer Missethat entgehn konnte.

Amleth wird nach England entsendet. Vor der Ab-

Abreise befiehlt er seiner Mutter, die Halle des königlichen Palastes wie zum Schmucke mit einem netzartigen Gewebe zu bekleiden, nach Jahresfrist aber scheinbar sein Todesfest zu feiern; er werde bedacht sein, zur selben Zeit nach Hause zurückzukehren. — Mit dem Prinzen reisen zugleich zwei aus dem Hofgesinde des Königs, nach damaliger Sitte anstatt des Briefes mit einer Runentafel versehn, worin dem Könige der Britten der Auftrag ertheilt wird, den Jüngling, den man ihm schicke, sofort ums Leben zu bringen. Amleth aber ist gewohnt, dem Verrathe zu begegnen. Kaum bemerkt er, daß seine Begleiter sich sorglosem Schlafe überlassen haben, als er ihr Gepäck unverzüglich durchsucht, wobei ihm jener verhängnißvolle Brief glücklich in die Hände kommt. Sobald er des Oheims Auftrag gelesen, schabt er Alles, was der Tafel eingegraben ist, sorgfältig weg, und setzt an dessen Stelle eine neue Verbindung von Zeichen, worin der frühere Befehl umgekehrt, und das ihm zugedachte Todesurtheil auf seine Begleiter übertragen wird. Und damit nicht zufrieden, die Gefahr, die seinem Leben drohte, auf Andere gewälzt zu haben, fügt er unter Fengos Namen und Unterschrift die Bitte an den König hinzu, dem klugen Jünglinge, den man ihm gesendet, seine Tochter zur Gemahlin zu geben.

In Britannien gelandet, verfügen sich die Gesandten alsbald an den königlichen Hof, und überreichen jenen Brief, ihres eignen Todes Förderer und Verschulder, während sie in dem Wahne leben, einen Andern ins Verderben zu stürzen. Der König, ohne sich etwas

von seinem Auftrage merken zu lassen, nimmt sie mit gastfreundlicher Gefälligkeit und ehrendem Entgegenkommen auf. Man begiebt sich zu Tisch, und hier geschah es, daß Amleth, allen Ueberfluß des königlichen Mahles gleich schlechter gemeiner Kost verschmähend, nicht das Geringste weder an Speise noch an Trank zu sich nehmen wollte. Kein Wunder, wenn einen Jeden, der zugegen war, dies seltsame Benehmen des Gastes befremdete. Ehe man daher nach Beendigung des Mahles sich zur Ruhe begab, sorgte der König dafür, daß sich Jemand in das Schlafgemach der Fremden versteckte, um in heimlicher Verborgenheit ihre nächtlichen Gespräche zu belauschen, und dadurch Amleths Verfahren wo möglich auf den Grund zu kommen. Als nun dieser während der Nacht von seinen Begleitern gefragt würde, warum er sich bei dem Mahle so gar aller Speisen, gleich als seien sie vergiftet gewesen, enthalten habe, gab er ihnen zur Antwort: das Brot sei von Blute behaftet gewesen, das Getränk habe nach Eisen geschmeckt, die Fleischspeisen aber den Geruch von Leichen, einen Brodem nach Tod und Verwesung an sich gehabt. Ferner wollte er an den Augen des Königs etwas Knechtisches wahrgenommen haben; an der Königin aber drei Ungebührlichkeiten, durch die eine Maad sich kenntlich mache. — Als Amleth solchergestalt mehr die Wirthe als ihre Gaben schmähte, begannen seine Begleiter, die in alle dem nichts als Spuren seiner alten Geistesverwirrung sahen, mit muthwilligem Hohne seiner zu spotten, und ihm vorzustellen, wie ungebührlich es sei, das Schickli

che zu schmähen, das Löbliche zu verunglimpfen; einen vortrefflichen König und eine sittige Königin mit schnöder Rede anzutasten, und das Lob, das ihnen zukomme, in Schimpf und Tadel zu verkehren.

Als der König diese Reden von seinem Kundschafter vernahm, hielt er dafür, daß ein Mann, der solches gesprochen, entweder aberwitzig, oder mit übermenschlichem Sinn von der Natur begabt sein müsse; so mit wenigen Worten die ganze Tiefe von Amleths Verschlagenheit umfassend. Um der Sache auf den Grund zu kommen, wurde nun zunächst der Verwalter gefragt, woher er das Brot zum gestrigen Mahle genommen, und als dieser sich auf den Hofbäcker berief, gleicherweise bei diesem Erkundigung eingeholt, wo das Korn dazu gewachsen sei, und ob sich auf jener Stelle keine Spuren von menschlichen Leichen fänden; worauf die Antwort erfolgte, daß in der Nähe ein Feld gelegen sei, mit Knochen längst Erschlagener bedeckt und allen Anzeigen zu Folge der Ort einer ehemaligen Metzelei, den er, wie Andere vor ihm, wegen seiner Fettigkeit und in Erwartung einer reichlichen Erndte im Frühjahre bestellt und besäet habe. Es könne daher sein, daß das Brot etwas nach Verwesung schmecke. Da sich Amleths Bemerkungen sonach von einer Seite als wahr bestätigt hatten, erkundigte sich der König weiter, woher man den Speck genommen habe; und erhielt die Auskunft, daß die Schweine, durch die Sorglosigkeit des Hüters einst aus ihrer Haft entkommen, von dem verwesten Leichnam eines Räubers sich gemästet hätten,

und solchergestalt ihr Fleisch wie von Fäulniß angegangen schmecken könnte. Als der König auch hierin Amleth wahr erfunden, fragt er ferner, woraus man das Getränk bereitet habe; und erfährt, daß es ein Gemisch von Wasser und Gerste gewesen sei. Man zeigt ihm auf sein Verlangen die Quelle, aus der man zu diesem Behufe geschöpft, und kaum hat man, ebenfalls auf seinen Befehl, hier nachzugraben sich angeschickt, als mehrere verrostete Schwerdter zum Vorschein kommen, woher nun auch der angegangene Geschmack des Wassers sich erklären ließ.

Nach alledem von der Wahrhaftigkeit der Aussprüche Amleths überzeugt, fing der König an, sich wegen des Vorwurfs zu bekümmern, der seine Augen getroffen hatte, indem er hierin zugleich einen Einwurf gegen die Reinheit seiner Abstammung erkannte. Er sprach also insgeheim seine Mutter, und fragte sie aus, wer sein wahrer Vater gewesen sei; und obgleich diese lange darauf bestand, außer dem Könige keines Mannes Umarmung geduldet zu haben, gelang es ihm endlich dennoch durch wiederholte Drohungen das Geständniß von ihr zu erpressen, daß er der schmachvollen Vermischung mit einem Sclaven sein Leben verdanke. Gleich voll von Scham und Verdruß wegen dieses Makels, der auf seinem Herkommen haftet, wie von Verwunderung über den Scharfsinn des königlichen Jünglings, verlangt er von diesem nun auch die Erklärung, wie er darauf gekommen sei, im nächtlichen Gespräch mit seinen Gefährten der Königin ein unedles

Betragen vorzuwerfen, und erhält darauf zur Antwort: Dreierlei habe sie sich zu Schulden kommen lassen, was unadelige Sitten verrathe; erstlich, daß sie gleich einer Magd den Kopf verhüllt getragen; zweitens beim Gehen das Kleid empor geschürzt, endlich über Tische die Ueberbleibsel der Speisen aus den Zähnen gestochert, gekaut und hinuntergeschlungen habe. Uebrigens sei ihm zu Ohren gekommen, wie die Mutter der Königin als Gefangene in die Sclaverei gerathen, und somit den Sitten der Leztern ihre Geburt entsprechend sei.

Der König, Amleths Verstand wie einen fast übermenschlichen zu bewundern, und seine Aussprüche gleich göttlichen Offenbarungen zu achten gedrungen, stand nicht länger an, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Gleicherweise ließ er dessen Gefährten, um dem erdichteten Auftrage seines Freundes Genüge zu leisten, am folgenden Tage aufknüpfen; wovon Amleth, außerdem, daß er von den lästigen Gesellen befreit wurde, noch einen Vortheil zu ziehen wußte, indem er nämlich, über diesen Mord sich unwillig und beleidigt stellend, vom Könige Geld zur Sühne empfing, das er alsbald im Feuer schmelzen und in hohle Stöcke gießen ließ.

Nach Verlauf eines Jahres nahm Amleth Urlaub und kehrte in das Vaterland zurück, von allem Reichthum des königlichen Schatzes nichts als jene goldgefüllten Stöcke mit sich führend. Sobald er Jütland erreicht hatte, vertauschte er den Schmuck, den er Anstandes halber bisher getragen, absichtlich mit solchen Kleidern, die, lächerlich und ungewohnlich, seiner frü-

dern Rolle angemeſſen waren. Und da er ſo, in Schmutz und Lumpen gehüllt, die Zimmer des väterlichen Hauſes betrat, in welchem man ſo eben ſeine Todtenfeier veranſtaltete, war das Erſtaunen Aller nicht gering, durch das Gerücht von ſeinem Dahinſcheiden ſich dergeſtalt hintergangen zu ſehen. Zuletzt löſte ſich jedoch die Ueberraſchung in Gelächter auf, indem die Gäſte zum Scherz ſich wechſelſeitig aufzogen, daß jener in demſelben Augenblicke lebend erſchienen war, da man ihm die Leichenfeier halten wollte. Hierauf wurde Amleth nach ſeinen Reiſegefährten gefragt, und da zeigte er auf die Stöcke, die er aus England mitgebracht hatte: Seht, ſagte er, hier iſt der Eine, und hier der Andere; — eben ſo wahr als ſcherzhaft, ſo eitel auch den Meiſten dieſes Wort dünken mochte; denn er deutete auf die Buße, die er nach ihrer Ermordung erhalten. Bei Tiſche ſchloß ſich Amleth an die Schenken an, und verrichtete ſein Amt mit ziemlichem Eifer, um die Gäſte ſo viel als möglich in trunkene Fröhlichkeit zu verſetzen. Und damit das weite Gewand ihn beim Geben nicht hindern möchte, umgürtete er die Hüfte mit einem Schwerdte; und da er dieſes abſichtlich mehrmals aus der Scheide zog und ſich mit der äußerſten Spitze deſſelben die Finger leicht verwundete, waren die Umſtehenden geſchäftig, das Schwerdt und die Scheide durch einen eiſernen Keil an einander zu heften.

Wie erwähnt, hatte Amleth, um ſich ſein Vorhaben zu erleichtern, den edlen Gäſten mit Becher auf

Becher unermüdlich zugesetzt; und so geschah es denn am Ende, daß Alle, die zugegen waren, von Wein überwältigt, und unvermögend der Gewalt des Rausches zu widerstehen, inmitten der königlichen Halle einem tiefen Schlafe sich überließen, dergestalt, daß man den Lärm und das Toben eines frohen Gelags bald in die öde Stille eines Schlafgemachs umgewandelt sah. Jetzt schien dem Jüngstinge die Gelegenheit gekommen, das ersehnte Werk der Rache zu vollstrecken; er eilt, jene Stäbchen, die er einst mit emsiger Hand geschnitzt, in seinen Busen zu sammeln, kehrt sodann in das Gemach zurück, in welchem die Großen des Landes in den doppelten Banden des Schlafes und des Rausches auf dem Boden zerstreut daniederliegen, löst das von der Mutter gewebte Netz, das auch die untersten Wände der Halle umzieht, von den Heften los, und nachdem er es über die Schläfer gebreitet, schürzt er es mit Hülfe seiner hölzernen Haken zu einem so undurchdringlichen Netze von Knoten und Schlingen, daß keiner, der darunter lag, mit aller Anstrengung sich davon zu befreien und vom Boden aufzustehen vermochte. Hierauf wirft er Feuer in das Haus, das in Kurzem zu mächtigen Flammen schlagend, alle Gemächer des Palastes ergreift, und sämmtliche Gäste, entweder noch in tiefem Schlafe, oder in vergeblichem Widerstande gegen ihre Fesseln begriffen, zu Asche verbrennt. Sodann begiebt er sich in das Schlafgemach seines Oheims, der das Mahl früher verlassen hatte, vertauscht das Schwerdt,

ſo an deſſen Bette hängt, mit dem ſeinigen, und erweckt ihn ſodann unter dem Rufe, ſeine Mannen würden vom Feuer verzehrt, Amleth aber ſei gekommen, mit ſeinen Krummſtäbchen bewaffnet, und voller Gier, dem Tode ſeines Vaters die ſchuldige Sühne zu bringen. Bei dieſen Worten ſpringt Fengo von dem Bette, fällt aber ſofort unter Amleths Streichen zu Boden, indem er, ſeines Schwerdtes beraubt, die fremde Waffe vergebens aus der Scheide zu ziehen ſich abmüht.

Nach Vollſtreckung dieſer That hielt Amleth, in Ungewißheit über die Geſinnung des Volkes, zunächſt für gerathen, ſich ſo lange in einen Schlupfwinkel zu verbergen, bis er erkannt hätte, wohin des rohen Haufens Stimmung ſich neige.

Als aber am nächſten Morgen die Nachbarſchaft, die den nächtlichen Brand wahrgenommen hatte, zuſammengelaufen war, um ſich von dem Hergange und der Veranlaſſung der Feuersbrunſt zu unterrichten, und nun den königlichen Palaſt in Aſche liegen ſah, und außer den rauchenden Trümmern und den Reſten verſengter Leichen Niemand ſich darbot, der über den Verlauf dieſes Jammers und Unglücks Aufſchluß geben konnte, und als endlich ſelbſt Fengos verſtümmelter Leichnam inmitten der Verwüſtung gefunden wurde; ſo entſtand für den Augenblick große Verwirrung, und Unwille und Kummer brach hervor, während ſich jedoch an Einigen ſchon eine heimliche Freude über das verdiente Gericht, und Frohlocken über den Tod des Tyrannen unverkennbar äußerte.

Dieſe Stimmung des Volks bewog den Amleth aus ſeinem Schlupfwinkel vertrauungsvoll hervorzutreten, worauf er die, deren Anhänglichkeit an das Gedächtniß ſeines Vaters ihm bekannt war, zu einer Verſammlung berief, und in kräftigen Worten folgendermaßen anredete: Laßt euch, meine Freunde, durch das Elend, das ihr ſchaut, nicht irren, ſo das Andenken an Horvendills trauriges Ende in eurem Herzen noch fortlebt; ihr, ſage ich, die ihr Treue eurem Könige, Liebe und Ergebenheit eurem Vater bewahrtet, laßt euch durch den jammervollen Anblick nicht irren. Eines Brudermörders, nicht eines Königs Untergang habt ihr vor Augen. Beklagenswerther war der Anblick, als ihr euren König, vom verruchteſten Meuchelmörder — um nicht Bruder zu ſagen — ſchmachvoll erdroſſelt mit eigenen Augen ſchautet, mit eigenen thränenvollen Augen die zerſtückelten Glieder Horvendills ſchautet, und ſeinen königlichen Leib von zahllosen Wunden entſtellt. Wer von euch zweifelt, daß dies geſchah, um das Vaterland in die Ketten der Knechtſchaft zu ſchmieden? Daß dieſelbe Hand, die euerm Herrn den Tod gab, das Joch ſchmachvoller Unterwürfigkeit euch zudachte? Wer nun wäre thöricht genug, über Fengos Grauſamkeit und Herrſchſucht Horvendills und ſeiner Liebe zu vergeſſen? Bedenkt, mit welchem Wohlwollen mein Vater euch entgegen kam, wie er Recht und Gerechtigkeit ſchützte, wie er Menſchlichkeit überall ehrte und übte. Erinnert euch, wie an die Stelle des mildeſten Königs,

des liebreichsten Vaters ein Zwingherr sich eindrängte, ein Meuchelmörder sich einschwärzte, der euch eurer Rechte beraubte, Zucht und Sitte schändete, des Vaterlands Ehre durch Verbrechen besudelte, in das Joch der Sclaverei eure Nacken beugte, und der Freiheit Mund und Hände band. Das Alles hat seine Endschaft erreicht, seitdem der Urheber dieser Schmach unter seinen eigenen Verbrechen erlegen ist, und der Brudermörder seiner Schandthaten Strafe gebüßt hat. Wer wäre wohl so verblendet, daß er das, was für seine Wohlfahrt geschehen ist, als Unbill mit Mißmuth aufnehmen; wer so verlassen von Geist, daß er trauern könnte, wenn er auf das Haupt des Verbrechers die eigne Missethat zurückfallen sieht? Wer mag eines blutgierigen Henkers Tod beweinen, wer den verdienten Untergang des grausamsten Tyrannen bejammern? — Fragt ihr nach dem Vollstrecker der That; hier ist er, ihr schauet ihn mit Augen. Ich selbst, und ich rühme mich dessen, habe dem Vater, dem Vaterlande die Schuld der Rache abgetragen; ich allein habe das Werk vollbracht, das eben so gut auch euern Händen zukam. Niemand leistete mir Beistand bei der rühmlichen That, kein Helfer war mir zur Seite. Zwar bin ich überzeugt, daß ihr mir eure Theilnahme nicht versagt haben würdet, wenn ich darum gebeten, da ich eurer Treue zu dem ehemaligen Könige, wie eurer Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten vollkommen vertraue. Aber es gefiel mir, ohne Gefahr für euch die

Schuldigen zu strafen, weil ich fremde Schultern nicht mit einer Last beladen wollte, der ich allein gewachsen zu sein glaubte. — Die Andern Alle sind zu Asche worden durch mich; nur Fengos verstümmelten Leib habe ich euch überlassen, um an ihm die Lust zu gerechter Rache zu sättigen. Hinzu denn mit Eil, den Scheiterhaufen errichtet; verbrennt den lästerlichen Leib, bratet die verruchten Glieder, zerstreut die schnöde Asche, den schuldbeladenen Staub gebt ihn Preis allen Winden; kein Gefäß, kein Grabmahl soll der Knochen verhaßte Ueberreste umschließen! Es verbleibe keine Spur vom Mörder des Bruders, seinen fluchbeladenen Gliedern keine Stätte in unserm Vaterlande; nicht werde die Nachbarschaft durch sie verpestet, nicht das Meer, nicht der Schooß der Erde verunreinigt, indem er zur Herberge wird einem so fluchbeladenen Leibe, wie diesem. — Alles Uebrige ist von mir geleistet und vollbracht, nur diesen Dienst habe ich eurer treuen Gesinnung überlassen wollen. So und nicht anders soll der Leiche des Tyrannen geschehen; dies die Feier, die den Resten des Brudermörders gebührt. Was aber mich betrifft; braucht es, euch an meinen Jammer zu erinnern? Was ich geduldet, euch herzuerzählen? Meiner Drangsale Bild euch vorüberzuführen, die ihr selber besser kennt als ich? Vom Stiefvater dem Tode bestimmt, von der Mutter verachtet, von den Nächsten fast angespieen, verbrachte ich Jahre des Kummers, waren meine Tage voll Kümmerniß, mein ganzes Leben

eine Reihe von Angst, Besorgniß und Gefahren. Oft, wohl habe ich es wahrgenommen, beklagtet ihr mit stillen Seufzern meinen Stumpfsinn, der mich hindre, dem Vater ein Rächer, dem Brudermörder ein Richter zu werden. Das galt mir für ein heimliches Zeichen eurer Liebe, für eine Bürgschaft, daß in euerm Herzen die Erinnerung an den schmählichen Tod eures Königs noch nicht erstorben sei. Welches Herz auch wäre so versteckt, wessen Busen so steinern, daß ihn meiner Leiden Mitgefühl nicht rühren sollte? Daß er nicht Theil nehmen sollte an meinem Elend, meiner Bedrängniß? Darum, Freunde, erbarmt euch eures Zöglings; ihr, deren Hände schuldlos sind an dem Tode Horvendills, laßt meinen Jammer euch rühren. Erbarmt euch meiner bedrängten Mutter, und freut euch mit ihr, einst eurer Königin, die verdammt war, an ihres Gemahles Bruder und Mörder gefesselt, zwiefacher Schande doppelte Last mit schwachen Schultern des Weibes zu tragen, daß sie jetzt frei worden ist von der drückenden Bürde jener Schmach. Darauf stand mein Sinn, Rache brütend im Innern, als ich meines Geistes Licht verbehlend in erborgten Schatten der Thorheit und des Wahnwitzes mich hüllte. Wie der Erfolg dem Streben entsprochen, habt ihr vor Augen; und ich freue mich in euch Zeugen einer solchen That zu haben. Ihr aber thut jetzt das Eure. Haltet Gericht über den Leichnam des Mörders, tretet mit Füßen seine Reste, wühlet in der Asche des Verruchten, der seinen Herrn

und König verrieth, der in die ſchmachvollſte Knechtſchaft euch bannte, der des Vaterlands Freiheit erdrückte, der auf Brudermord Blutſchande gehäuft hat. Mich, den Handhaber des gerechten Gerichts, den Vollſtrecker ſchuldiger Rache, nehmt mich auf in eure Huld, ehrt mich mit gebührender Achtung, und laßt eure Augen mit Wohlwollen auf mir ruhen. Ich habe des Vaterlandes Schmach getilgt, die Schande der Mutter gelöſt, der Knechtſchaft ein Ende gemacht, den Brudermörder gerichtet, des Oheims Nachſtellungen durch Liſt entwaffnet, der, wär er am Leben geblieben, der Verbrechen kein Ziel, des Verraths kein Ende gewußt haben würde. Seid erkenntlich gegen dieſe Wohlthat und ehrt meinen Geiſt, und gebt mir das Reich, wenn ich ſeiner würdig: mir dem Vollbringer einer ſolchen That, dem Erben der väterlichen Macht, nicht dem ausgearteten, mordbefleckten, nein dem rechtmäßigen Nachfolger, dem frommen Sühner der am Vater verübten Greuel. Ihr verdankt mir den Wiederbeſitz der Freiheit, des Zwingherrn Unterdrückung, Erlöſung vom Joche der Knechtſchaft; durch mich liegt des Tyrannen, des Brudermörders Scepter zerbrochen zu euren Füßen. Mir gelang der Sieg über den Henker. Der Lohn ſteht bei euch; von euch erwartet das Verdienſt den Dank und die Krone, die ihm gebührt.

Dieſe Rede des Jünglings hatte zu Mitleiden Aller Herzen gerührt, einige bis zu Thränen. Einſtimmig und mit hellem Freudenruf, ſobald der Schmerz es ge-

stattete, ward er zum Herrn und Könige ernannt. Denn Aller Erwartung ruhte auf ihm, der die kühnste That mit der verborgensten List vorbereitet, mit unglaublicher Festigkeit durchgeführt hatte.

Amleth ging hierauf nach England zurück um Schwiegervater und Gattin zu besuchen.

III.

Maass für Maass.

Nach Giraldi Cinthio.

Als Maximilian der Große, dieser seltene Spiegel der Ritterlichkeit, Großmuth und hoher Gerechtigkeit das römische Reich mit so vielem Glücke beherrschte, schickte er seine Diener aus, um die Provinzen zu verwalten, welche unter seinem Scepter blühten. Die Statthalterschaft über Inſpruck trug er dem Juriſte auf, einem Manne, der sein Vertrauen und seine Liebe beſaß. Ehe dieſer dahin abging, ſprach der Kaiſer zu ihm: Juriſte, ich habe ſeit du in meinen Dienſten ſtehſt, eine ſo günſtige Meinung von dir gefaßt, daß ich dir die Verwaltung einer ſo edeln Stadt als Inſpruck iſt, zu übertragen beſchloſſen habe. Ueber ihre Verweſung hätte ich dir vielerlei Dinge anzuempfehlen, ich beſchränke mich aber auf die eine Anweiſung, daß du die Gerechtigkeit unverletzlich handhaben mögeſt, ſollteſt du auch gegen mich ſelber, der ich dein Herr bin, zu entſcheiden haben. Wiſſe nemlich, daß ich dir alle andern Fehltritte, die du aus Unkenntniß oder Nachläſſigkeit begehen könnteſt, (obgleich es mein Wille iſt, daß du auch dieſe nach allen Kräften vermeideſt) vergeben könnte, aber für ein Vergehen wider die Gerechtigkeit würdeſt du nie bei

nur Vergebung finden. Fühlst du mithin die Eigenschaften nicht in dir, welche ich verlange (denn nicht Jeder ist zu Jedem geschickt) so entsage lieber diesem Amte, und bleibe hier am Hofe, wo du mir werth bist, in deinen bisherigen Verrichtungen, denn übernähmst du diese Statthalterschaft, so sähe ich mich genöthigt, so wider dich zu handeln, wie ich gegen die Stimme meines eigenen Herzens aus Gerechtigkeitsliebe handeln müßte, wenn du an der Gerechtigkeit zum Verräther würdest.

Juriste, der nach der Ehrenstelle, zu welcher ihn der Kaiser berief, weit mehr Verlangen als Selbstkenntniß besaß, dankte dem Kaiser seiner liebevollen Ermahnung und versicherte, schon sein eigenes Herz treibe ihn zur Handhabung der Gerechtigkeit, jetzt aber würde er sie um so unverbrüchlicher achten, als ihm seine Worte eine Fackel geworden seien, die ihn völlig zu ihrer Liebe entflammt und ihm das Vertrauen eingeflößt habe, dieses Amt so zu verwalten, daß Seine Majestät nur Ursache finden werde ihn zu loben. Dem Kaiser gefiel diese Rede des Juriste: In Wahrheit, sprach er, werde ich nur Ursache finden dich zu loben, wenn deine Werke so löblich sind, als deine Worte. Hierauf ließ er ihm die schon ausgefertigte Bestallung übergeben und ihn die Reise antreten. Juriste begann nun die Stadt mit eben so viel Klugheit als Fleiß zu regieren, indem er allen Eifer und Scharfsinn aufwandte, das Zünglein der Waage stets in gleicher Schwebe zu erhalten, sowohl im Richteramte, als in Vertheilung der Aemter

in Belohnung der Verdienſte, wie in Beſtrafung des Laſters. Und lange Zeit erwarb er ſich durch dieſes Betragen bei ſeinem Herrn noch größere Gunſt und Liebe bei allen Einwohnern der Stadt. Er hätte ſich vor vielen Andern glücklich preiſen dürfen, wenn er fortgefahren hätte, ſein Amt in dieſem Sinne zu verwalten. Es begab ſich aber, daß ein junger Menſch, Namens Vico, einem Mädchen dieſer Stadt Gewalt that, worüber bei dem Juriſte Klage erhoben ward. Er ließ ihn ſofort gefangen nehmen, und da er geſtand, dem Mädchen Gewalt gethan zu haben, verurtheilte er ihn nach den Geſetzen der Stadt, welche einen ſolchen mit der Todesſtrafe belegten, wenn er ſich auch entſchlöſſe, die Entehrte zum Weibe zu nehmen. Jener Jüngling hatte eine unvermählte, noch nicht über achtzehn Jahr alte Schweſter, mit Namen Epitia, die nicht nur ungemein ſchön war, ſondern auch eine holde Gabe der Rede und ein liebenswürdiges, jungfräuliches Weſen beſaß. Als dieſe das Urtheil erfuhr, das ihren Bruder zum Tode verdammte, wurde ſie vom heftigſten Schmerz ergriffen und beſchloß den Verſuch zu machen, ihrem Bruder Befreiung oder doch Milderung der Strafe zu erwirken. Sie hatte zugleich mit ihrem Bruder den Unterricht eines weiſen Alten genoſſen, welchen ihr Vater ins Haus genommen hatte, um beide Kinder in der Weltweisheit einzuweihen, obgleich ſeine Lehren an ihrem Bruder wenig gefruchtet hatten. Da ſie nun vor dem Juriſte erſchien, bat ſie ihn, ihrem Bruder einiges Mitleid zu ſchenken, ſowohl der Jugend des kaum ſechszehnjährigen

Jünglings, welche ihn der Nachsicht würdig mache, als seiner Unerfahrenheit und der Leidenschaft wegen, welche ihn verleitet habe. Sie stellte ihm vor, daß ein Fehltritt dieser Art, nach dem Urtheil der weisesten Männer, wenn er aus Liebe und nicht um die Rechte eines Ehemanns zu kränken, geschehe, minder strafbar sei, und das dies bei ihrem Bruder der Fall sei, welcher nicht um Jemands Ehre zu kränken, sondern von glühender Liebe überwältigt, die That begangen habe, um derentwillen er verurtheilt worden. Auch sei er bereit, seinen Fehler wieder gut zu machen und das Mädchen zum Weibe zu nehmen, denn obwohl das Gesetz vorschreibe, daß dies dem Schwängerer nicht zu Gute kommen solle, so könne doch Er, der Statthalter, diese Strenge, welche weit eher eine Unbilde, als Gerechtigkeit zu nennen sei, nach seiner bessern Einsicht mildern, denn Er sei in dieser Stadt, kraft der ihm vom Kaiser verliehenen Würde, das lebendige Gesetz, und sie halte sich überzeugt, daß Seine Majestät Ihm diese Würde übertragen habe, um sich eher billig und gnädig, als grausam zu erweisen. Und wenn je in einem Falle Milde anwendbar sei, so sei sie es bei dem Vergehen der Liebe, vorzüglich dann, wenn die Ehre der Geschwächten gerettet werde, wie es bei dieser der Fall sei, wenn sie in das Haus ihres Verführers aufgenommen werde, welcher sie zu ehelichen bereit sei. Sie glaube, jenes Gesetz sei mehr der Abschreckung willen gegeben, als um es in Vollzug zu setzen, denn es dünke sie grausam, ein Vergehen mit dem Tode zu strafen, das zur Genugthuung der Gekränkten auf

ehrenvolle und gottgefällige Weise wieder gut gemacht werden könne. Mit diesen und vielen andern Gründen suchte sie den Juriste zu überreden, daß er dem Verbrecher verzeihe. Juriste, dessen Ohr die süße Stimme und Rede der Epitia eben so sehr ergötzte, als ihre seltene Schönheit seinen Augen wohlgefiel, konnte sich nicht satt an ihr hören und sehen, und veranlaßte sie, jene Rede noch einmal zu wiederholen. Die Jungfrau, welche dies für ein gutes Vorzeichen ansah, begann noch einmal ihre Bitte, und diesmal noch viel eindringlicher, vorzutragen. Die Anmuth, womit Epitia sprach und der Zauber ihrer Schönheit entwaffnete ihn völlig: vom bestialsten Sinnenreiz ergriffen, kam ihm der Gedanke, sich desselben Verbrechens an ihr schuldig zu machen, um dessentwillen er ihren Bruder verurtheilt hatte. Epitia, sprach er zu ihr, deine Bitten haben es deinem Bruder ausgewirkt, daß die Vollziehung des Urtheils, nach welchem er schon morgen den Kopf verlieren sollte, so lange verschoben bleiben soll, bis ich deine Gründe erwogen habe, und wenn ich sie so angethan finde, daß ich deinen Bruder freigeben darf, so gebe ich dir ihn um so lieber zurück, als es mich schmerzen würde, ihn zum Tod führen zu sehen, um der Strenge des Gesetzes willen, das eine solche Härte bestimmt. Diese Worte machten Epitien Hoffnung: sie dankte ihm vielmals, sich ihr so gnädig erwiesen zu haben, und betheuerte, ihm ewig dafür verpflichtet bleiben zu wollen, denn sie erwartete, er werde sich in Befreiung ihres Bruders eben so gefällig finden lassen, als er sich in Vertagung des

Endziels seines Lebens gefällig erwiesen hatte. Sie fügte hinzu, sie hege das festeste Vertrauen, die Gründe, welche sie vorgetragen, würden ihn bei näherer Erwägung bestimmen, ihren Wunsch durch Freilassung ihres Bruders zu erfüllen; worauf er erwiederte, er werde sie erwägen und wenn er es ohne Beleidigung der Gerechtigkeit thun könne, nicht ermangeln, ihr zu willfahren.

Mit der schönsten Hoffnung verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder, und erzählte ihm, welchen Schritt sie bei Juriste gethan und welche Hoffnungen sie aus seinen Aeußerungen entnehmen zu dürfen glaube. In so bedrängter Lage vernahm Vico dies mit Freuden, bat sie, nicht abzulassen, seine Befreiung nachzusuchen und die Schwester gelobte ihm ihre nachdrücklichste Verwendung.

Juriste, dem sich die Gestalt des Mädchens in die Seele ausgeprägt hatte, dachte nur darauf, Epitiens zu genießen, und erwartete mit Ungeduld ihre Wiederkunft. Nach drei Tagen erschien sie bei ihm und fragte ihn sehr höflich, was er beschlossen habe? Juriste loderte bei ihrem Anblick in Flammen auf und sprach: Willkommen, schönes Mädchen; ich habe nicht verfehlt zu erwägen, was deine Gründe zu Gunsten deines Bruders vermögen, ja ich habe noch Neue dazu gesucht, um dich zufrieden zu stellen: ich fand aber, daß Alles seinen Tod fordert, denn es ist ein allgemeiner Grundsatz, daß, wer aus Unwissenheit sündigt, sein Verbrechen damit in keiner Weise entschuldigen kann, denn er war verpflichtet,

das zu wiſſen, was alle Menſchen ohne Unterſchied wiſſen ſollen, um rechtlich zu leben, und wer aus einer ſolchen Unwiſſenheit fehlt, verdient weder Entſchuldigung noch Mitleid. Da ſich nun dein Bruder in dieſem Falle befindet, indem er wohl wiſſen mußte, daß das Geſetz den Entehrer einer Jungfrau mit dem Tode bedroht, ſo bin ich nicht befugt Mitleid zu üben. Indeſſen um deinetwillen, welcher ich mich gern gefällig erweiſe, will ich ein Uebriges thun, und wenn du dich entſchließen kannſt, da du deinen Bruder ſo ſehr liebſt, meinen Wünſchen zu willfahren, ſo bin ich bereit ihm das Leben zu ſchenken, und die Todesſtrafe in eine geringere zu verwandeln. Gluth übergoß bei dieſen Worten Epitiens Antlitz: meines Bruders Leben, ſprach ſie, iſt mir ſehr theuer, aber viel theurer iſt mir meine Ehre, und lieber wollte ich ſein Heil mit dem Verluſt des eigenen Lebens als mit der Ehre erkaufen. Darum gebt dieſen unehrbaren Gedanken auf; kann ich aber auf anderm Wege meinen Bruder freikaufen, ſo thu ichs mit Freuden. Andere Wege, ſprach Juriſte, giebt es nicht, als den ich dir nannte, und du brauchſt darüber nicht verdrießlich zu werden, denn es könnte ſich leicht begeben, daß unſere erſten Zuſammenkünfte mich bewögen, dich zum Weibe zu nehmen. Ich will meine Ehre, entgegnete Epitia, nicht in Gefahr ſetzen. Und warum in Gefahr? fragte Juriſte: wie kannſt du wiſſen, was der Erfolg ſein werde? Bedenke dich wohl und laß mich morgen die Antwort erfahren. Die Antwort, ſprach ſie, will ich euch gleich geben. Nehmt ihr mich nicht zum

Weibe und wollt ihr, daß die Freiheit meines Bruders hiervon abhange, so habt ihr eure Worte in den Wind gesprochen. Juriste wiederholte, sie solle darüber nachdenken und ihm Antwort sagen, auch wohl in Erwägung ziehen, wer er sei und was er in diesem Lande vermöge, und wie nützlich er ihr und allen ihren Freunden sein könne, da er in dieser Stadt das Recht und die Gewalt in Händen habe. Ganz bestürzt verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder, erzählte ihm, was zwischen ihr und Juriste vorgefallen, und schloß damit, daß sie, sein Leben zu retten, ihre Ehre nicht Preis geben wolle. Dann bat sie ihn weinend, sich zu fassen und die Fügung standhaft zu ertragen, die das unabänderliche Schicksal oder sein böses Gestirn ihm bescheide. Aber Vico brach in Thränen aus und beschwor die Schwester, nicht in seinen Tod zu willigen, da es in ihrer Macht stehe, ihn nach dem Vorschlag des Juriste zu befreien. Wolltest du, sprach er, Epitia, das Beil über meinem Halse zucken, und das Haupt dessen, den wie dich eine Mutter getragen, ein Vater erzeugt, ein Haus erzogen, ein Lehrer unterwiesen, heruntergeschlagen, vom Henker zur Erde geworfen sehen? O meine Schwester, laß die Stimme der Natur, des Bluts und der Liebe, die stets zwischen uns waltete, dich bewegen, mich, wie es in deinen Kräften steht, von einem so jämmerlichen und schändlichen Ende zu befreien. Ich habe gefehlt, ich gestehe es; du, Schwester, die meinen Fehler wieder gut machen kann, laß deine Hülfe mir nicht verweigert sein! Hat dir Juriste gesagt, daß er

dich heirathen könne, warum willst du es nicht für möglich halten, daß es geschehe? Du bist schön, mit allen Reizen begabt, womit die Natur ein Frauenzimmer schmücken kann, edel und anmuthig, von wunderlieblicher Rede, lauter Vorzüge, davon dich jeder einzelne, geschweige dem Juriste, nein, dem Kaiser der Welt, wünschenswerth machen müßten. Du hast also nicht Grund zu fürchten, daß Juriste anstehen werde, dich zum Weibe zu nehmen: und so ist deine Ehre gesichert und deines Bruders Leben gerettet. Vico weinte bei diesen Worten und mit ihm weinte Epitia, welche Vico umhalst und umarmt hielt und nicht eher wieder losließ, bis sie von den Thränen des Bruders gerührt, ihm versprach, sich seinem Rathe gemäß dem Juriste hinzugeben, wenn dieser ihm das Leben schenke und sie hoffen lasse, sein Weib zu werden. Als dieses beschlossen war, begab sich die Jungfrau am folgenden Tage zu Juriste und sagte ihm, die Aussicht, welche er ihr eröffnet habe, nach den ersten Zusammenkünften sein Weib zu werden, und der Wunsch, den Bruder nicht nur vom Tode, sondern von aller Strafe, die er durch sein Vergehen verwirkt haben möge, zu befreien, bestimmten sie, sich seiner Willkühr zu überlassen; aus beiden Rücksichten sei sie also bereit, sich ihm hinzugeben, vor Allem aber bestehe sie darauf, daß er ihr das Leben und die Freiheit ihres Bruders verspreche. Juriste hielt sich für den Glücklichsten der Menschen, daß er eines so schönen und reizenden Mädchens genießen solle und sagte ihr, er mache ihr jetzt dieselben Hoffnungen, die er ihr neulich ge-

macht habe, und der Bruder solle ihr den Morgen nach der Bewohnung freigegeben werden.

Nachdem sie zusammen zu Nacht gespeist, begaben sich Juriste und Epitia zu Bette, wo der Niederträchtigste sich vollkommen an der Schönen ersättigte: ehe er sich aber mit der Jungfrau zur Ruhe begeben, hatte er unter dem Vorwand, die Freilassung des Vico anordnen zu wollen, Befehl gegeben, ihn sogleich zu enthaupten. Das Mädchen konnte vor Begierde ihren Bruder frei zu sehen, das Erscheinen des Tages kaum erwarten, und nie hatte ihr die Sonne so säumig geschienen, den Morgen heraufzuführen, als in dieser Nacht. Als es hell wurde, entwand sich Epitia den Armen des Juriste und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, daß er die Hoffnung, die er ihr gegeben, sie zum Weibe zu nehmen, erfüllen, und vor Allem, ihr den Bruder frei zuschicken möge. Er erwiederte, er habe in ihrer Umarmung volle Freuden genossen und sehe also gern, wenn sie die Hoffnung nähre, welche er ihr gegeben habe, und den Bruder werde er ihr ins Haus schicken. Nach diesen Worten ließ er den Gefangenwärter kommen und sprach: Geh in den Kerker und hole den Bruder dieser Jungfrau und bringe ihn in ihre Wohnung. Als dies Epitia hörte, begab sie sich voller Freuden nach Hause, und erwartete die Befreiung ihres Bruders. Der Kerkermeister ließ den Leichnam des Vico auf eine Bahre heben, legte ihm das Haupt unter die Füße, breitete ein schwarzes Tuch darüber, und ließ ihn nach dem Hause Epitiens tragen: er selbst schritt dem Zuge

vorauf. Da sie ins Haus traten, ließ er die Dame rufen und sprach: Dies ist euer Bruder, welchen euch der Herr Statthalter aus dem Gefängniß frei giebt. Mit diesen Worten ließ er das Tuch wegziehen, und zeigte ihr den Bruder, in dem Zustande, wie ihr vernommen habt. Schwerlich mag eine Zunge ausdrücken, noch ein menschliches Herz ermessen, wie groß und heftig Epitiens Schmerz und Zerknirschung waren, als sie den Bruder, den sie mit tausend Freuden lebend und aller Strafe ledig zu sehen erwartet hatte, in diesem Zustande todt vor sich erblickte, und Jedem, der davon hört, wird das eigene Herz sagen, das arme Mädchen müsse so unermeßlich gelitten haben, daß es alles andere Seelenweh übertrifft. Aber sie verschloß ihren Schmerz in ihren Busen, und wo jedes andere Weib in Wehklagen und Heulen ausgebrochen wäre, nahm sie, welche der Unterricht jenes weisen Alten gelehrt hatte, wie der menschliche Geist jedes Schicksal zu ertragen habe, den Schein der vollkommensten Ruhe an. Sie sprach zu dem Kerkerwärter: Sage deinem und meinem Herrn, wie es ihm gefallen, mir meinen Bruder zu senden, so wolle ich ihn empfangen: habe es ihm nicht beliebt, meinen Wunsch zu erfüllen, so bescheide ich mich damit, daß er den seinen erfüllt habe und mache seinen Willen zu dem meinigen: ich sei überzeugt, daß er jede seiner Handlungen vor der Gerechtigkeit vertreten könne, und somit lasse ich mich ihm empfehlen und werde stets bereit sein, seinen Wünschen nachzukommen. Der Kerkermeister hinterbrachte dem Juriste Alles, was ihm

Epitia aufgetragen, indem er verſicherte, daß ſie bei einem ſo gräßlichen Anblick durchaus kein Zeichen von Unzufriedenheit gegeben habe. Hierüber ward Juriſte ſehr vergnügt; er mußte lächeln, wenn er bedachte, daß er die Gunſt des Mädchens durch die Ehe mit ihr und die Begnadigung ihres Bruders habe erkaufen ſollen. Da der Kerkermeiſter den Rücken gewandt hatte, ſtürzte ſich Epitia auf die Leiche des Bruders und ergoß ſich in Thränen mit langem und ſchauerlichem Wehklagen. Sie verfluchte die Grauſamkeit des Juriſte und ihre eigene Leichtgläubigkeit, die ſie verleitet, ſich ihm hinzugeben, ehe ſie ihren Bruder in Freiheit geſehen. Nach tauſend Thränen ließ ſie ſeinen Ueberreſten die letzte Ehre erweiſen. Aber in der Einſamkeit ihrer Kammer ergriff ſie der gerechteſte Unwille: Willſt du es denn dulden, Epitia, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, daß dieſer Ruchloſe dir deine Ehre raubt, daß er dir deines Bruders Leben und Freiheit verheißt und ihn dir ſo jämmerlich getödtet überantwortet? Soll er ſich dieſes doppelten Sieges ſeiner Argliſt über deine Einfalt rühmen dürfen, ohne die verdiente Strafe von dir zu empfangen? Mit dieſen Worten ſtachelte ſie ſich zur Rache. Meine Einfalt, fuhr ſie fort, hat dieſem Verräther den Weg gebahnt, ſeine ſchändliche Begierde zu befriedigen: möchte mir ſeine Geilheit den Weg zur Rache bahnen. Kann ſie mir auch meinen Bruder nicht wieder beleben, ſo wird ſie doch meinen Kummer beſchwichtigen. In ihrem aufgeregten Seelenzuſtande befeſtigte ſie ſich immer mehr in dieſem Gedanken. Sie harrte, ob Juriſte nach

ihr ſenden werde, um ihr noch einmal beizuwohnen: für dieſen Fall war ſie entſchloſſen, ein Meſſer unter ihrem Gewande zu verbergen, und ihn wachend oder ſchlafend, ſobald ſich die Gelegenheit günſtig zeige, zu ermorden. Ja, wo möglich, gedachte ſie ſein Haupt zu ergreifen, und es auf dem Grabe ihres Bruders ſeinem Schatten zu weihen. Nach reiflicherer Ueberlegung leuchtete es ihr aber ein: wenn es ihr auch gelänge den Verbrecher umzubringen, ſo werde es doch nicht ſchwer ſein zu errathen, daß ſie, als eine Entehrte, die zu allem Böſen aufgelegt ſei, im Zorn und Unwillen darüber, daß er ihr nicht Wort gehalten, die That verübt habe. Da ihr nun die Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers bekannt war, welcher ſich damals zu Villaco aufhielt, ſo beſchloß ſie, ihn aufzuſuchen und bei ſeiner Majeſtät über die Ungerechtigkeit und Treuloſigkeit des Juriſte Klage zu erheben, in der feſten Ueberzeugung, daß dieſer gute und gerechte Kaiſer jenem Böſewicht die verdiente Strafe ſeiner Ungerechtigkeit und Wortbrüchigkeit angedeihen laſſen werde. In Trauerkleider gehüllt, trat ſie heimlich und ohne Begleitung den Weg zu Maximilian an, und als ihr das erbetene Gehör gewährt wurde, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen und ſprach mit klagender Stimme und der Haltung einer Tiefgebeugten: Allerheiligſter Kaiſer, mich führt vor eure Majeſtät der arge Verrath und die unglaubliche Ungerechtigkeit, welche Juriſte, eurer kaiſerlichen Majeſtät Statthalter zu Inſpruck an mir verübt hat, denn ich darf hoffen, daß eure Gerechtigkeit, die nie einem Elenden verſagt blieb, ſo verfahren

werde, daß dieſer Juriſte, über den ich mich des beiſpielloſen Unrechts wegen, das er mir angethan hat, unermeßlich zu beklagen habe, nicht triumphiren dürfe, mich ſo jämmerlich erwürgt zu haben. Entſchuldigen Eure Majeſtät dieſes Wort, das ſo ſtark es auch ſcheint, doch der grauſamen und unerhörten Schande nicht gleichkommt, die mir dieſer Böſewicht zugefügt, der ſich ungerecht und treulos zugleich an mir erwieſen hat. Hierauf erzählte ſie unter vielen Thränen und Seufzern dem Kaiſer, wie Juriſte unter der Vorſpiegelung, ſie ehelichen und ihren Bruder freigeben zu wollen, ihr Magdthum geraubt, und dann den Bruder auf einer Bahre, das Haupt zu den Füßen, ihr ins Haus geſandt. Alsdann ſtieß ſie einen ſo heftigen Schrei aus und überſchwemmte die Augen ſo ſehr mit Thränen, daß der Kaiſer und alle die Herrn, die ihn umgaben, vor Rührung und Mitleid wie verſteinert da ſtanden. Aber obgleich Maximilian ſie bedauerte, und das eine Ohr Epitiens Klage öffnete (welche er, da ſie ihre Anrede geendigt hatte, ſich erheben ließ) ſo hielt er doch das andere für den Juriſte frei und ſchickte die Dame zur Ruhe. Hierauf ließ er den Juriſte rufen und befahl dem Boten und allen Anweſenden, bei Verluſt ſeiner Gnade ihm nicht zu entdecken, was vorgefallen ſei. Juriſte, der ſich eher alles Andere gedacht hätte, als daß Epitia ſich an den Kaiſer gewandt habe, geſtellte ſich ohne alle Furcht, und da ihn der Kaiſer vorließ, neigte er ſich und fragte, was er befehle? Du wirſt es gleich erfahren, antwortete Maximilian, und ließ alsbald Epitien rufen. Als Ju-

riſte ſah, daß ſie hier ſei, die er ſich bewußt war, tief gekränkt zu haben, erſchrak er, vom Gewiſſen gefoltert, ſo heftig, daß er von allen Lebensgeiſtern verlaſſen, wie ein Espenlaub zu zittern begann. Hieran erkannte Maximilian, daß die Anklägerin nichts als die reine Wahrheit geſagt habe. Er wandte ſich zu ihm und ſprach mit der Strenge, die ſeine Grauſamkeit verdient hatte: Vernimm, was dieſes Mädchen dir Schuld giebt. Dann befahl er Epitien ihre Klage vorzubringen und dieſe erzählte von Neuem den ganzen Hergang und wandte ſich am Schluſſe nochmals mit der Bitte um Genugthuung an den Kaiſer. Als Juriſte die Anklage vernommen, wollte er ſie durch Schmeicheleien verſöhnen und ſprach: Ich hätte nie geglaubt, daß du, die ich über Alles liebe, vor ſeiner Majeſtät meine Anklägerin werden könnteſt. Aber Maximilian duldete nicht, daß Juriſte dem Mädchen ſchön thue, und ſprach: Es iſt hier nicht der Ort den Verliebten zu ſpielen, beantworte die Klage, welche ſie vorbringt. Juriſte mußte alſo dieſe Liſt fahren laſſen, welche ihm hätte gefährlich werden können. Es iſt wahr, ſprach er, daß ich ihren Bruder enthaupten laſſen, weil er eine Jungfrau verführt und geſchwächt hatte, aber dies habe ich gethan um die Heiligkeit der Geſetze aufrecht zu erhalten, und jene Gerechtigkeit zu üben, welche Ew. Majeſtät mir ſo ſehr eingeſchärft hatte, denn ohne dieſe zu verletzen, konnte ich ihn nicht am Leben laſſen. Wohl, fiel Epitia ihm ein, wenn dir die Gerechtigkeit dies zu verlangen ſchien, warum verſprachſt du, mir ihn lebend auszuantworten, und beraubteſt mich

unter diesem Versprechen, und der Vorspiegelung, daß du mich zum Weibe nehmen werdest, meiner jungfräuliche Ehre? Wenn mein Bruder wegen eines Vergehens die Strenge der Gesetze verwirkt hatte, so verdienst du eine zweimal härtere Strafe. Als hierauf Juriste verstummte, redete ihn der Kaiser an: Heißt dies Gerechtigkeit handhaben, oder sie mit Füßen treten, ein Geringes weniger als sie ermorden? Hast du nicht an diesem Mädchen größere Treulosigkeit verübt, als sich je ein Verräther zu Schulden kommen ließ? Aber es soll dir nicht zu Statten kommen, bei meinem Wort. Da bat Juriste um Gnade und Epitia andrerseits um Genugthuung. Da nun Maximilian das Recht des Mädchens und die Bosheit des Juriste erkannt, sann er nach, wie er die Ehre des Mädchens retten und zugleich Gerechtigkeit üben könne, und nachdem er einen Entschluß gefaßt hatte, befahl er, Juriste solle Epitien zum Weibe nehmen. Das Mädchen wollte nicht einwilligen, sie habe, sagte sie, von ihm nie etwas Anderes als Verrath und Bosheit zu erwarten. Aber Maximilian bestand darauf, daß sie sich in seinen Willen ergebe, und als Juriste das Mädchen geehelicht hatte, glaubte er das Ende seines Leidens sei gekommen, aber dem war nicht so, denn jetzt wandte sich Maximilian, nachdem er Epitien in ihre Wohnung entlassen, zu Juriste und begann: Du hast zwei Verbrechen begangen und beide von gleicher Schwere: erstens hast du das Mädchen entehrt und zwar mittelst eines solchen Betrugs, daß man sagen darf, ihr sei Gewalt geschehen, zweitens, gegen das ihr

ge-

gegebene Wort, ihren Bruder ermordet, denn wenn er auch den Tod verwirkt hatte, so hättest du, weil du doch einmal entschlossen warst, das Recht zu verletzen, eher das seiner Schwester auf den Antrieb deiner zügellosen Begierden gegebene Wort halten, als ihn der Entehrten todt übersenden müssen, wie du gethan hast. Da du nun das erste Verbrechen entgolten hast, indem du der Entehrten die Hand reichen mußtest, so will ich, daß du zur Buße des zweiten enthauptet werdest, wie du ihren Bruder enthaupten ließest. Der Schrecken des Juriste, als er den Urtheilsspruch des Kaisers vernahm, läßt sich besser denken als beschreiben. Juriste ward den Häschern übergeben, um am andern Morgen nach Inhalt des Urtheils hingerichtet zu werden, und schon war er völlig zum Tode bereit und erwartete nichts weiter mehr, als daß der Henker käme, ihm den Garaus zu machen.

Als aber Eylda, die ihm eine so heftige Gegnerin gewesen war, das Urtheil des Kaisers vernahm, gab es die Güte ihres Herzens ihr ein, wie wenig es ihr gezieme, zuzugeben, daß Juriste, den der Kaiser ihr zum Gemahl aufgedrungen und welchen sie einmal dafür angenommen habe, um ihretwillen den Tod leide: sie glaubte, dies werde man eher einer grausamen Rachelust, als dem Trieb nach Gerechtigkeit zuschreiben. Von Stunde an wandte sie alle ihre Gedanken auf die Rettung des Bösewichts: sie begab sich zum Kaiser, und nachdem sie sich Gehör ausgewirkt, redete sie ihn an: Allerheiligster Kaiser, die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit, welche Ju-

riste an mir verübt hatte, bewog mich bei Ew. Majestät Schutz wider ihn suchen. Ihrer angebornen Gerechtigkeitsliebe gemäß, hat ihn Dieselbe wegen zweier Verbrechen auf das Allergerechteste bestraft: für den an meiner Jungfräulichkeit begangenen Raub, durch den Befehl mich zu ehelichen; für die Hinrichtung meines Bruders gegen das mir gegebene Wort, durch das Urtheil, das ihm das Leben abspricht. Wie ich aber, bevor ich sein Weib geworden, darauf bestehen mußte, daß Ew. Majestät ihn mit der Todesstrafe belegte, welche Dieselbe gerechterweise über ihn verhängt hat, so müßte ich mich jetzt, nachdem es Ew. Majestät gefallen hat, mich mit dem heiligen Bande der Ehe an den Juriste zu knüpfen, für eine Pflichtvergessene, Unmenschliche, der ewigen Schande Preisgegebene halten, wenn ich in seinen Tod willigen wollte. Unmöglich kann dies der Wille Ew. Majestät sein, welche bei seiner Verurtheilung nur meine Ehre bezweckte. Damit also, allerheiligster Kaiser, die gute Absicht Ew. Majestät ihr Ziel erreiche, und meine Ehre unbefleckt bleibe, bitte ich Dieselbe demüthigst und in tiefster Ehrfurcht, nicht zuzugeben, daß das Schwert der Gerechtigkeit, zufolge des Urtheils Ew. Majestät, das Band so jämmerlich wieder auflöse, durch welches Dieselbe mich mit dem Juriste zu vereinigen geruhte, und wie das Urtheil Ew. Majestät ihn zum unzweideutigen Beweis ihrer Gerechtigkeit, mit dem Tode bestrafte, so möge es Derselben jetzt gefallen, wie ich von Neuem inbrünstiglich flehe, eure kaiserliche Gnade an seiner Freigebung zu offenbaren, denn die

Uebung der Gnade, allerheiligſter Kaiſer, iſt für den, in deſſen Händen die Herrſchaft der Welt ruht, wie ſie jetzt in den euern würdiglich beſchloſſen iſt, kein geringerer Ruhm, als die Handhabung der Gerechtigkeit, denn wenn dieſe beweiſt, daß er die Laſter haßt, und mit der verdienten Strafe verfolgt, ſo macht ihn jene den unſterblichen Göttern ähnlich. Und erlange ich dieſe einzige Bitte von eurer Milde, ſo werde ich für die an mir demüthigen Magd Ew. Majeſtät gewirkte Handlung der Güte, ewig mit Andacht zu Gott flehen, daß er Ew. Majeſtät zu vielen glücklichen Jahren gedeihen laſſe, damit ſie zur Beglückung der Sterblichen und zu ihrem eigenen Ruhme und unvergänglichen Ehre bis in ſpäte Zeiten Gerechtigkeit und Gnade üben möge. Hiermit beſchloß Epitia ihre Anrede. Maximilian war erſtaunt, daß ſie die von Juriſte empfangene ſchwere Unbilde ſchon vergeſſen und mit ſo vieler Wärme für ihn geſprochen habe. Solche Güte, wie er an dieſer Dame erblickte, ſchien es ihm wohl zu verdienen, daß er ihr Den aus Gnade freigebe, den er um des Rechtes willen zum Tode verurtheilt. Er ließ alſo den Juriſte, in eben der Stunde, in welcher er erwartete, zum Tode geführt zu werden, vor ſich bringen und ſprach zu ihm: Verräther, die Güte Epitiens hat ſo viel über mich vermocht, daß ich dir, deſſen Verruchtheit den Tod doppelt verdient hätte, um ihretwillen das Leben ſchenke, und du ſollſt wiſſen, daß du nur ihr deſſen Erhaltung zu danken haſt. Und da es ihr Wille iſt, mit dir zu leben, nachdem ſie das Band an dich geknüpft hat, das dich

auf meinen Befehl mit ihr verbindet, ſo bin ich es zufrieden, daß du mit ihr lebeſt. Aber kommt es mir zu Ohren, daß du ſie je anders, denn als eine liebevolle und großmüthige Gattin behandelſt, ſo ſollſt du erfahren, in welchen Unwillen ich darüber gerathe. Nach dieſen Worten faßte der Kaiſer Epitiens Hand und übergab ſie dem Juriſte: worauf ſie, und Juriſte mit ihr ſeiner Majeſtät für die ihnen erwieſene Huld und Gnade den gebührenden Dank ſagten. Juriſte aber erwog, welche Großmuth Epitia an ihm geübt habe und hielt ſie immer theuer und werth und ſo konnte ſie den Reſt ihrer Tage glücklich mit ihm verleben.

IV.

Der Mohr von Venedig.

Nach Giraldi Cinthio.

In Venedig lebte vor Zeiten ein sehr tapferer Mohr, dessen streitbarer Arm sowohl, als die große Klugheit und Lebhaftigkeit des Geistes, die er in Kriegssachen bewiesen hatte, ihn den Herrn jener Stadt sehr werth machten, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle Republiken der Welt übertroffen hatte. Nun begab es sich, daß ein tugendreiches Fräulein von wunderbarer Schönheit, Disdemona genannt, nicht von weiblichen Begierden, sondern von den Tugenden dieses Mohren angezogen ward, sich in ihn zu verlieben, während er von der Schönheit und edlen Gesinnung der Dame besiegt, gleichfalls für sie entbrannte. Die Liebe war ihnen so günstig, daß sie sich beide durch die Ehe verbanden, obgleich die Aeltern des Fräuleins alle ihre Kräfte aufboten, um sie zu vermögen, einen andern Mann zu nehmen: und so lange sie in Venedig blieben, lebten sie beide in solcher Eintracht und Zufriedenheit zusammen, daß nie auch nur ein unzärtliches Wort unter ihnen vorfiel. Unterdessen geschah es, daß die Herrn von Venedig ihre Kriegsmannschaft, die sie in Cypern zu halten pflegten, ablösten, und den Mohren zum Anfüh-

rer des Heeres erwählten, welches sie dahin schickten. So vergnügt dieser auch über die ihm gewordene Ehre war, denn eine Ehrenstelle dieser Art wurde nur Männern übertragen, die sich durch Adel, Treue, Tapferkeit und ausgezeichnete Verdienste empfahlen, so verminderte doch der Gedanke an die Länge und Beschwerlichkeit der Reise, welche seine Disdemona scheuen möchte, diese Freude um kein Geringes. Disdemona aber, die außer dem Mohren kein Glück auf der Welt kannte und über die Achtung, die eine so edle und mächtige Republik ihrem Manne bezeugte, sehr erbaut war, konnte die Stunde kaum erwarten, in der ihr Gemahl mit seinen Leuten die Reise antreten, und sie ihn auf einen so ehrenvollen Posten begleiten würde; aber es betrübte sie sehr, ihren Gatten mißstimmt zu sehen. Da ihr die Ursache unbekannt war, sprach sie eines Tages bei Tische zu ihm: Wie kommt es, mein Theurer, daß du so traurig bist, seit dir der Staat ein so ehrenvolles Amt übertragen hat? Der Mohr antwortete ihr: Die Liebe zu dir, Disdemona, trübt die Freude über die Ehre, die mir geschieht, denn ich habe zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder dich mit mir den Gefahren des Meeres auszusetzen, oder dich in Venedig zurücklassen, um dir diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Das erste thue ich nur höchst ungern, denn alle Beschwerden, die du zu bestehen hättest, und alle Gefahren, die uns begegnen könnten, würden mir den äußersten Kummer verursachen. Das zweite aber, dich zurückzulassen, würde mir selbst unerträglich fallen, denn wenn ich mich von dir trenne,

ſo trenne ich mich von meinem Leben. Ach, mein Gemahl, rief Disdemona aus, als ſie dies hörte, was für Gedanken ſind das, die euch in den Sinn kommen? Wie darf euch nur dergleichen beunruhigen? Ich würde euch begleiten, wohin es auch wäre, und ſollte ich im Hemde durch das Feuer gehen, geſchweige denn zu Waſſer in einem ſichern und bequemen Schiffe und an eurer Seite; und wenn auch einige Gefahren und Beſchwerden uns bevorſtehen, ſo will ich ſie mit euch theilen, und würde ſehr wenig von euch geliebt zu ſein glauben, wenn ihr mich in Venedig zurücklaſſen wolltet, um mich nicht zur Gefährtin auf dem Meere zu haben, oder euch vorſtelltet, ich wolle lieber hier in Sicherheit bleiben, als mich mit euch in derſelben Gefahr befinden. Schickt euch alſo nur mit aller der Fröhlichkeit zur Reiſe an, welche der Würde eures neuen Ranges geziemt. Ganz entzückt vor Freuden über dieſe Worte ſchlang der Mohr ſeine Arme um den Hals ſeiner Gattin und ſprach mit einem zärtlichen Kuſſe: Gott erhalte uns lange in dieſer Liebe, mein theures Weib. Bald darauf brachte er ſeine Sachen in Ordnung, ging mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Leuten zu Schiffe, überließ die Segel den Winden und kam nach einer kurzen und ſichern Fahrt in Cypern an.

In dem Gefolge des Mohren befand ſich ein Fähndrich, der zwar ſehr gut ausſah, aber dennoch der boshafteſte Menſch von der Welt war; der Mohr indeß, der von ſeiner Schlechtigkeit keine Ahnung hatte, hielt ſehr viel auf ihn, denn ſo niederträchtig auch ſeine Geſin-

rung war, so verbarg er doch unter hohen, prunkenden Worten und einem schönen Aeußern, die Gemeinheit seines Herzens so gut, daß ihn Jedermann für einen Hektor oder Achilles gehalten hätte. Dieser Böswicht hatte ebenfalls seine Frau mitgenommen, ein sehr schönes und ehrbares Weib, welche die Gemahlin des Mohren, weil sie eine Italienerin war, sehr liebte und den größten Theil des Tages mit ihr verbrachte. Ferner befand sich in dem Gefolge des Mohren ein Hauptmann, der ihm sehr werth war, und der daher oft in sein Haus kam und mit ihm und seiner Gemahlin speiste. Disdemona, weil sie wußte, wie viel er bei ihrem Gemahl gelte, gab ihm viele Zeichen ihrer Gewogenheit, worüber der Mohr sehr erfreut war.

Der schändliche Fähndrich, ohne sich weder um die Treue, die er seiner Gattin, noch um die Freundschaft, Treue und Verbindlichkeit, die er dem Mohren schuldig war, im Geringsten zu bekümmern, verliebte sich auf das Heftigste in Disdemonen, und hatte keinen andern Gedanken mehr, als wie er ihrer Reize genießen möchte; aber er wagte es nicht, seine Wünsche laut werden zu lassen, denn er mußte fürchten, daß der Mohr, wenn er es wahrnähme, ihm ein schleuniges Ende bereite. Er suchte ihr also seine Liebe auf mancherlei Weise, so heimlich als möglich, zu verstehen zu geben, aber alles was er that, sie zur Gegenliebe zu reizen, half nicht mehr, als wenn er es unterlassen hätte. Er bildete sich aber ein, dies komme daher, weil sie in den Hauptmann verliebt sei, und dachte darauf, ihn aus dem Wege zu schaf-

Univ. Bibl.

fen, indeß blieb er bei diesem Vorsatz nicht stehen, sondern verwandelte auch seine Liebe für Disdemona in den bittersten Haß und bot allen seinen Scharfsinn auf, ein Mittel zu finden, durch den Tod des Hauptmanns nicht nur diesem, sondern auch dem Mohren den Genuß Disdemonens zu rauben.

Nachdem er zu diesem Ende mancherlei Bubenstücke und Schurkenstreiche überlegt, so beschloß er endlich, sie bei ihrem Gemahl des Ehebruchs anzuklagen, und den Hauptmann als den Ehebrecher zu bezeichnen. Da ihm aber die zärtliche Liebe des Mohren gegen Disdemonen und seine Freundschaft gegen den Hauptmann bekannt war, so sah er wohl ein, es werde unmöglich sein, ihm das eine noch das andere einzureden, wenn er nicht die feinste List anwendete, ihn zu hintergehen. Er nahm sich daher vor, es abzuwarten, bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einer so schändlichen Unternehmung eröffnen würden. Es währte nicht lange, so entsetzte der Mohr den Hauptmann seiner Stelle, weil er gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn verwundet hatte. Disdemona, der dies sehr leid that, versuchte oft den Hauptmann mit ihrem Gemahl auszusöhnen. Bei einem solchen Anlaß sagte der Mohr zu dem verrätherischen Fähndrich, seine Gemahlin liege ihm so sehr wegen des Hauptmanns an, daß er fürchte, er müsse ihn zuletzt wieder in seine Stelle einsetzen. Dies sah der Bösewicht sogleich als einen Wink an, seinen hinterlistigen Plan auszuführen und sagte: Disdemona hat vielleicht Ursache, dies gern

zu ſehen. Und welche? fragte der Mohr. Ich möchte nicht gern Mann und Frau entzweien, antwortete der Fähndrich, aber ihr dürft nur die Augen aufthun, um es ſelbſt zu bemerken. Weiter wollte er nicht gehen, ſo ſehr der Mohr auch in ihn drang, ſich näher zu erklären; aber ſeine Worte ließen einen ſo ſcharfen Dorn in ſeiner Bruſt zurück, daß er ganz trübſinnig wurde und an nichts dachte, als was die Worte des Fähndrichs wohl zu bedeuten haben möchten. Als es aber ſeine Gattin eines Tages von Neuem verſuchte, ſeinen Zorn gegen den Hauptmann zu beſänftigen, indem ſie ihn bat, er möchte doch die treuen Dienſte und die Freundſchaft ſo vieler Jahre um eines kleinen Verſehens willen nicht vergeſſen, zumal da der Hauptmann mit dem verwundeten Soldaten wieder ausgeſöhnt ſei, gerieth der Mohr in den heftigſten Zorn und ſprach: Es iſt doch auffallend, Disdemona, daß du ſo viel Antheil an dem Hauptmann nimmſt. Er iſt doch weder dein Bruder, noch dein Anverwandter, daß er dir ſo ſehr am Herzen liegen ſollte. Ganz demüthig und liebreich antwortete ſie ihm: Ihr werdet mir hoffentlich deßhalb nicht zürnen; mich bewegt nichts dazu, als daß es mir leid thut, euch eines ſo theuern Freundes beraubt zu ſehen, wie der Hauptmann nach euerm eigenen Zeugniß euch geweſen iſt: er hat doch keinen ſo ſchweren Fehler begangen, daß ihr ihm deßhalb ſo ſehr zürnen dürftet. Aber ihr Mohren ſeid ſo hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache reizt. Ueber dieſe Worte noch mehr erzürnt, antwortete der Mohr: Das könnte wohl noch Mancher erfahren, der es nicht

dächte; ich will die Beleidigungen, die man mir zufügt, rächen, bis ich gesättigt bin mit Rache. Die Dame erschrak heftig bei diesen Worten, und da sie ihren Gemahl gegen seine Gewohnheit wider sich erzürnt sah, sagte sie mit vieler Demuth: Nur die beste Absicht hat mich bewogen, mit euch hiervon zu sprechen: um euch aber nicht ferner wider mich zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon reden.

Da der Mohr sah, wie seine Gemahlin sich von Neuem zu Gunsten des Hauptmanns verwandt hatte, überzeugte er sich, die Worte, die er von dem Fähndrich vernommen, könnten nichts anders bedeutet haben, als daß Disdemona den Hauptmann liebe. Er begab sich also ganz trübsinnig zu jenem Schurken und fing an in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären möchte. Der Fähndrich, der auf das Verderben der armen Disdemona sann, stellte sich erst, als wolle er nichts sagen, was dem Mohren vielleicht mißfällig sein könnte, endlich aber that er, als könne er seinen Bitten nicht länger widerstehen und sprach: Ich läugne nicht, daß es mir unendlich leid thut, euch etwas entdecken zu müssen, was euch mehr als Alles in der Welt kränken muß: weil ihr aber darauf besteht, daß ich es sagen soll, und mich überdies die Sorge, die ich für eure, als meines Herrn Ehre zu tragen verpflichtet bin, anspornt, es euch zu entdecken, so will ich mich weder eurer Frage noch meiner Pflicht entziehen. Wißt also, daß eure Gemahlin keiner andern Ursache willen mit eurer Ungnade gegen den Hauptmann unzufrieden ist, als wegen des Vergnü-

gens, das er ihr macht, so oft er in euer Haus kommt, denn eurer schwarzen Farbe ist sie überdrüßig. Diese Worte drangen dem Mohren an die Wurzel seines Herzens; aber um noch mehr zu erfahren, sprach er, obgleich der Verdacht, den er bereits gefaßt hatte, ihn Alles für wahr halten ließ, was der Fähndrich ihm sagte, mit zürnendem Antlitz: Ich weiß nicht, was mich abhält, dir diese verwegene Zunge auszureißen, die es gewagt hat, meiner Gattin solche Schande nachzusagen. Keinen bessern Lohn meiner Liebe und Treue, antwortete der Fähndrich, durfte ich mir vermuthen: aber da mich meine Pflicht und die Sorge für eure Ehre nun einmal so weit gebracht hat, so erwiedre ich euch, daß es nicht anders ist, als wie ich gesagt habe, und wenn eure Gemahlin durch ihre verstellte Liebe euch die Augen so sehr verblendet hat, daß ihr nicht seht, was ihr sehen solltet, so sage ich darum nicht weniger die Wahrheit. Der Hauptmann selbst hat es mir gesagt, denn sein Glück würde ihm nicht vollkommen geschienen haben, wenn er es nicht Jemand hätte vertrauen können. Hätte ich euern Zorn nicht gefürchtet, setzte er hinzu, so sollte ihm mein Degen gleich damals, als er mirs entdeckte, den verdienten Lohn gegeben haben. Da ich aber für die Entdeckung dessen, was euch mehr als jeden Andern angeht, so übeln Lohn empfange, so wollte ich lieber, daß ich geschwiegen hätte, denn dann würde ich mir eure Ungnade nicht zugezogen haben. Voller Ingrimm entgegnete der Mohr: Machst du nicht, daß ich mit eigenen Augen sehe, was du mir sagtest, so werde

ich dich ohne Zweifel lehren, daß es beſſer für dich wäre, wenn du ſtumm geboren wäreſt. Das würde mir leicht geworden ſein, verſetzte der Verräther, als er noch in euer Haus kam, jetzt aber, da ihr ihn nicht deßwegen, weßhalb er es verdiente, ſondern einer viel geringfügigern Urſache willen weggejagt habt, ſo kann es mir nicht anders, als ſehr ſchwer fallen: denn obgleich ich glaube, daß er noch Disdemonens Reize genießen wird, ſo oft ihr ihnen Gelegenheit dazu laßt, ſo muß er doch nun, da er ſich euern Haß zugezogen hat, viel vorſichtiger dabei verfahren, als vorher. Aber dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, euch ſchauen zu laſſen, was ihr mir nicht glauben wollt. Mit dieſen Worten gingen ſie auseinander.

Der unglückliche Mohr begab ſich, wie von dem ſchärfſten Pfeil verwundet, nach Hauſe, und erwartete den Tag, wo der Fähndrich ihm das zeigen werde, was ihn auf ewig unglücklich machen ſollte. Nicht geringern Kummer gab dem verruchten Fähndrich die Keuſchheit, welche Disdemona, wie er wohl wußte, auf das Heiligſte beobachtete, denn es ſchien ihm faſt unmöglich, ein Mittel zu finden, um den Mohren von ſeiner falſchen Anklage zu überzeugen. Nachdem er lange darüber hin und her geſonnen hatte, verfiel er endlich auf eine neue Bosheit. Die Gemahlin des Mohren pflegte, wie ſchon erwähnt, die Frau des Fähndrichs häufig zu beſuchen und einen guten Theil des Tages bei ihr zuzubringen. Der Böſewicht hatte bemerkt, daß ſie zuweilen ein Schnupftuch bei ſich trug, von welchem er wußte, daß

es ein Geschenk des Mohren sei. Dieses Schnupftuch war sehr fein auf mohrische Art gearbeitet, und der Disdemona so wie dem Mohren sehr werth. Dies dachte er ihr heimlich zu entwenden und so ihren Untergang vorzubereiten. Er hatte ein Töchterchen von drei Jahren, das Disdemona sehr liebte; dies nahm er, als die unglückliche Dame eines Tages in das Haus dieses Verbrechers kam, in seine Arme und setzte es ihr auf den Schooß. Disdemona umarmte es und drückte es an ihre Brust; indeß nahm ihr der Betrüger, der sich vortrefflich aufs Taschenspielen verstand, das Taschentuch so geschickt von dem Gürtel, daß sie nicht das Geringste davon bemerkte, und ging voller Freuden von ihr hinweg. Disdemona, die davon nichts ahndete, vermißte, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war, das Schnupftuch nicht. Einige Tage nachher aber, da sie es suchte und nicht fand, war sie sehr in Furcht, der Mohr möchte, wie er öfter that, darnach fragen. Der gottlose Fähndrich ersah sich indeß eine gelegene Zeit, ging zu dem Hauptmann und ließ mit verschmitzter Bosheit das Schnupftuch zu Häupten seines Bettes zurück, welches der Hauptmann nicht eher als den andern Morgen bemerkte, denn als er vom Bette aufstand, trat er mit dem Fuß auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war. Er erkannte es, als das Eigenthum Disdemonens, ohne begreifen zu können, wie es dahin gekommen sei, und beschloß, es ihr zurückzubringen. Er wartete bis der Mohr ausgegangen war, begab sich an die Hinterthüre seines Hauses und klopfte an. Aber

das

das Glück, das ſich mit dem Fähndrich zum Verderben der Armen verſchworen zu haben ſchien, wollte es, daß der Mohr kurz vorher wieder nach Hauſe gekommen war; und da er an der Thüre klopfen hörte, trat er an das Fenſter, und rief heftig erzürnt: Wer klopft da? Als der Hauptmann die Stimme des Mohren vernahm, fürchtete er, daß er herabkäme, ihn zu verderben, und ergriff, ohne zu antworten die Flucht. Der Mohr ſtieg die Treppe herab, und öffnete die Thüre; als er aber auf die Straße trat und ihn ſuchte, fand er ihn nicht mehr. Er ging alſo voller Wuth ins Haus zurück, und fragte Disdemonen, wer da geklopft habe? Sie antwortete, der Wahrheit gemäß, ſie wiſſe es nicht. Mich dünkt, es war der Hauptmann, fuhr der Mohr fort. Ich weiß nicht, entgegnete ſie, ob er es war, oder ein Anderer. Der Mohr hielt ſeine Wuth zurück, obgleich er vor Zorn glühte, und wollte nicht eher etwas unternehmen, bis er mit dem Fähndrich geſprochen, zu dem er ſich ſchleunigſt begab, ihm den Vorfall erzählte und die Bitte hinzufügte, den Hauptmann ſo genau als möglich darüber auszuforſchen. Ueber einen ihm ſo willkommenen Vorfall höchſt erfreut, verſprach es ihm der Fähndrich. Darauf ſprach er eines Tages mit dem Hauptmann an einem Orte, wo der Mohr zugegen war, und ihrer Unterredung zuſehen konnte. Er ſprach mit ihm über tauſend Dinge, aber mit keiner Sylbe von Disdemonen, ſchlug das hellſte Gelächter auf, ſtellte ſich ſehr verwundert und geberdete ſich mit Haupt und Händen wie Einer, dem unerhörte Dinge erzählt wer-

den. Sobald der Hauptmann weggegangen war, begab sich der Mohr zu dem Fähndrich, um zu hören, was ihm Jener gesagt habe. Dieser ließ sich erst lange bitten und sprach dann endlich: Er hat mir nicht das Geringste verhehlt und gestanden, daß er eurer Gemahlin genossen habe, so oft ihr ihnen durch eure Abwesenheit dazu Gelegenheit gegeben, und daß sie ihm das Letztemal, daß er bei ihr gewesen, jenes Schnupftuch geschenkt, welches ihr am Tage eurer Verbindung eurer Gemahlin gegeben habt.

Der Mohr dankte dem Fähndrich und war nun überzeugt, wenn es sich fände, daß Disdemona das Schnupftuch nicht mehr besitze, so sei kein Zweifel mehr, daß Alles wahr sei, was der Fähndrich ihm gesagt habe. Er verlangte daher eines Tages, da er sich noch Tische in mancherlei Gespräche mit seiner Gattin eingelassen hatte, das Schnupftuch zu sehen. Die Unglückliche, die dies schon lange befürchtet hatte, erglühte bei diesem Verlangen im ganzen Gesichte, und um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr indeß gar wohl bemerkt hatte, lief sie zu ihrem Schrank und stellte sich, als ob sie es suche. Nachdem sie lange gesucht hatte, sagte sie: Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich es jetzt nicht finden kann: habt ihr es vielleicht gehabt? Wenn ich es gehabt hätte, antwortete er, so würde ich es nicht von dir verlangt haben. Aber du kannst zu bequemerer Zeit darnach suchen. Hiermit ging er hinweg und sann nur darauf, wie er seine Gattin und zugleich den Hauptmann umbringen könnte, ohne daß ihm die Schuld ih-

res Todes beigemessen würde. Da er sich Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigte, so mußte Desdemona wohl bemerken, daß er nicht mehr derselbe gegen sie war, der er sonst zu sein pflegte. Mehrmals sagte sie ihm: Was habt ihr? Was beunruhigt euch? Ihr wart sonst der aufgeräumteste Mann von der Welt, und jetzt seid ihr der schwermüthigste, den es geben mag! Der Mohr fand verschiedene Ursachen, welche er vorschützte, aber keine befriedigte sie. Ob sie gleich wußte, daß keine sträfliche Handlung von ihrer Seite an der Mißstimmung des Mohren Schuld sein könne, so fürchtete sie doch, ihr ungestörter Besitz und Genuß möchte ihm Ueberdruß gegen sie erregt haben. Zuweilen sagte sie zu der Frau des Fähndrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken soll: er, der sonst lauter Liebe gegen mich war, ist seit einigen Tagen ganz verändert: ich fürchte sehr, daß ich jungen Mädchen noch zur Warnung dienen muß, sich nicht wider den Willen ihrer Aeltern zu verheirathen, und daß die Italienerinnen von mir lernen sollen, sich nicht mit einem Manne zu verbinden, den Natur, Himmel und Lebensweise uns völlig entfremdet. Weil ich aber weiß, daß er sehr mit euerm Manne befreundet ist und alle seine Angelegenheiten mit ihm verhandelt, so bitte ich euch, wenn ihr etwas von ihm hört, das mir zur Nachricht dienen kann, so entzieht mir doch euern Beistand nicht. Alles dies sprach sie unter häufigen Thränen. Die Frau des Fähndrichs, welche Alles wußte, (denn ihr Mann hatte sie als Mithelferin zu dem Tode Desdemonens gebrau-

chen wollen, obgleich sie nie darein willigte) wagte es doch, aus Furcht vor ihrem Manne, nicht, ihr das Geringste zu entdecken, sondern sagte ihr blos: Hütet euch euerm Manne irgend Grund zum Verdacht zu geben, und bemüht euch aus allen Kräften, ihn von eurer Liebe und Treue zu überzeugen. Das thue ich, versetzte sie, aber es hilft mir nichts.

Der Mohr bemühte sich unterdessen, noch mehr Ueberzeugung von dem zu gewinnen, was er gern als falsch erkannt hätte, und bat den Fähndrich, er möchte doch zu veranstalten suchen, daß er das Schnupftuch in der Gewalt des Hauptmanns sähe; und obgleich dies dem Bösewicht sehr schwer fiel, so versprach er doch alle Mühe anzuwenden, ihn auch hievon zu überzeugen. Der Hauptmann hatte eine Frau im Hause, die am Stickrahmen vortreffliche Stickarbeiten machte; diese sah das Schnupftuch, und da sie hörte, es gehöre der Gemahlin des Mohren und solle ihr zurückgegeben werden, so machte sie sich, ehe dies geschehen konnte, darüber, es nachzusticken, und als sie damit beschäftigt war, bemerkte der Fähndrich, daß sie dabei dicht am Fenster sitze und von jedem Vorübergehenden gesehen werden könne. Er führte also den Mohren dahin und zeigte es ihm, und dieser war nun fest überzeugt, daß seine vortreffliche Gemahlin eine Ehebrecherin sei. Er beschloß daher mit dem Fähndrich, sie nebst dem Hauptmanne umzubringen. Sie hielten Rath, wie dies geschehen solle, und der Mohr bat den Fähndrich, er möchte es übernehmen den Hauptmann zu tödten, mit dem Versprechen, ihm

dafür ewig verbunden bleiben zu wollen. Der Fähndrich weigerte sich dies zu thun, und stellte ihm vor, wie mißlich und gefährlich eine solche That sei, indem es dem Hauptmann weder an Muth noch an Tapferkeit fehle. Da aber der Mohr nicht abließ und ihm eine beträchtliche Summe Geldes gab, so ließ er sich endlich bewegen, ihm zu versprechen, er wolle sein Glück versuchen.

Als sie diese Verabredung getroffen hatten, kam der Hauptmann eines Abends aus dem Hause einer Buhlerin, bei welcher er sich zu vergnügen pflegte, und der Fähndrich benutzte die Dunkelheit, schlich sich mit gezogenem Schwerte an ihn heran und richtete einen Hieb nach den Beinen, um ihn zum Fall zu bringen. Der Zufall fügte es, daß er ihm den rechten Schenkel entzwei schlug, so daß der Unglückliche niederstürzte, worauf der Fähndrich herbei eilte, um ihn den Garaus zu machen. Aber der Hauptmann, der Herzhaftigkeit genug besaß auch zu Blut und Tod gewöhnt war, zog das Schwert und suchte sich, so wund er auch war, zu vertheidigen, indem er mit lauter Stimme schrie: Zu Hülfe, man bringt mich um. Der Fähndrich ergriff daher, da er Leute und einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten, herbei eilen hörte, um nicht gefangen zu werden, die Flucht; drehte sich aber plötzlich herum und stellte sich, als komme er auch auf den Lärm herbei gelaufen. Er mischte sich unter die Uebrigen, und da er das Bein entzwei sah, so schloß er, daß der Hauptmann, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiß daran sterben werde, und obwohl er

darüber sehr froh war, so bezeugte er doch dem Hauptmann so viel Mitleid, als ob er sein leiblicher Bruder sei.

Den andern Morgen verbreitete sich die Sache durch die ganze Stadt und kam auch zu den Ohren Disdemonens, und sie, die sehr liebreich war, und nicht ahndete, daß dies schlimme Folgen für sie haben könne, zeigte sich schmerzlich betrübt über diesen Vorfall. Der Mohr legte ihr dies sehr übel aus, ging wieder zu dem Fähndrich und sagte ihm: Denke nur, die Närrin von meiner Frau ist über den Unfall des Hauptmanns so betrübt, daß sie fast von Sinnen kommt. Und wie könnte das wohl anders sein, versetzte der Fähndrich, da er ihre ganze Seele war. — Ihre Seele? entgegnete der Mohr? Ha! ich will ihr schon die Seele aus dem Leibe reißen; ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich diese Schändliche nicht aus der Welt schaffte. Sie berathschlagten hierauf, ob sie Disdemonen mit Gift oder Dolch umbringen sollten, aber keins von beiden schien ihnen thunlich. Da fällt mir ein, sagte der Fähndrich endlich, wie ihr euch Genugthuung verschaffen könnt, ohne daß euch der geringste Verdacht trifft. Nemlich das Haus, worin ihr wohnt, ist alt, und die Decke eurer Kammer voller Ritzen. Ich denke also, wir schlügen Disdemonen mit einem Sacke voll Sand so lange, bis sie todt wäre, damit man keine Spur, daß sie geschlagen worden, an ihr wahrnähme: und wenn sie todt ist, werfen wir einen Theil der Decke auf sie herab, der ihr den Kopf zerschlägt und geben dann vor, daß

ein herabgefallener Balken sie zerschmettert und getödtet habe. Auf diese Weise wird Niemand Verdacht auf euch werfen, und Jedermann ihren Tod einem bloßen Zufalle zuschreiben. Dem Mohren gefiel der grausame Rath; er paßte also die Zeit ab, die ihm am gelegensten schien, und da er eines Nachts mit ihr im Bette lag, machte der Fähndrich, den er vorher in ein Kabinet, das an die Kammer stieß, verborgen hatte, plötzlich der Verabredung gemäß, ein Geräusch. Der Mohr hörte es sogleich und sagte zu seiner Gattin: Hast du dies Geräusch gehört? Ja, wohl hörte ich es, entgegnete sie. So sieh auf, versetzte der Mohr, und sieh, was es sein mag. Die unglückliche Disdemona stand auf, und sobald sie sich dem Kabinette näherte, trat der Fähndrich heraus, und gab ihr, stark und kräftig, wie er war, einen so grausamen Schlag mit dem Sacke voll Sand über den Rückgrat, daß sie zur Erde fiel und kaum noch zu athmen vermochte. Doch gab sie mit wenigen Stunde, die ihr noch blieb, rief sie den Mohren um Hülfe an. Dieser sprang aus dem Bette und sprach: Das ist der Lohn, du ruchloses Weib, für deine Untreue; so behandelt man die Weiber, die unter dem Scheine der zärtlichsten Liebe ihren Männern Hörner setzen. Da die Unselige dies hörte, und sich ihrem Ende nahe fühlte, denn der Fähndrich hatte ihr noch einen zweiten Schlag beigebracht, sprach sie: sie rufe die göttliche Gerechtigkeit zum Zeugen ihrer Treue an, da sie die menschliche entbehren müsse; und indem sie Gott um Hülfe anflehte, wurde sie von einem dritten Streiche

des gottlosen Fähndrichs getödtet. Er und der Mohr brachten sie hierauf ins Bett, zerschlugen ihr den Kopf und warfen, wie sie verabredet hatten, die Decke der Kammer herab. Darauf begann der Mohr um Hülfe zu rufen: sein Haus falle ein; worauf die Nachbarn herbei liefen, und da sie den Schutt von dem Bette wegräumten, Disdemonen todt unter den Balken fanden. Jeder bedauerte sie wegen ihres vortrefflichen Wandels und mit allgemeiner Betrübniß des Volks ward sie den folgenden Tag begraben.

Aber Gott, der ein gerechter Herzensforscher ist, duldete nicht, daß eine so abscheuliche Bosheit ohne den verdienten Lohn bliebe. Denn als der Mohr, der seine Gattin mehr als das Licht seiner Augen geliebt hatte, sich ihrer beraubt sah, fing er bald an, ein so heftiges Verlangen nach ihr zu empfinden, daß er sie wie außer sich in allen Winkeln des Hauses aufsuchte, und da er etwas, wie der Fähndrich die Ursache sei, daß er in der Gattin das Glück seines Lebens und sich selbst verloren habe, so ward der Ruchlose ihm so verhaßt, daß er ihn mit keinem Auge mehr sehen mochte, und wenn er die unverbrüchliche Gerechtigkeit der Herrn von Venedig nicht gefürchtet hätte, so würde er ihn öffentlich umgebracht haben. Da er dies aber nicht mit Sicherheit thun konnte, so nahm er ihm die Fahne, und wollte ihn nicht mehr im Heere dulden, woraus eine so bittre Feindschaft zwischen ihnen entsprang, daß sich kaum eine heftigere denken läßt. Der Fähndrich, der alle Verräther an Bosheit übertraf, wandte nun alle seine Gedan-

ten auf das Verderben des Mohren. Er ſuchte daher den Hauptmann auf, der ſchon wieder geheilt war, und ſich mit einem hölzernen Beine ſtatt des abgeſchlagenen behalf, und ſprach zu ihm: Die Zeit iſt gekommen, dich für den Verluſt deines Beines zu rächen: willſt du mich nach Venedig begleiten, ſo ſollſt du dort von mir hören, wer der Thäter geweſen iſt; denn hier wage ich es aus vielen Gründen nicht: auch will ich es hir vor Gericht bezeugen.

Der Hauptmann, der ſeinen unbekannten Beſchädiger grimmig haßte, dankte dem Fähndrich und begab ſich mit ihm nach Venedig. Als ſie hier anlangten, ſagte ihm der Fähndrich, der Mohr ſei es geweſen, der ihm das Bein entzweigeſchlagen, weil er ſich in den Kopf geſetzt, er habe ſeine Gattin zur Untreue verführt, und aus gleicher Urſache habe er auch ſie umgebracht und dann vorgegeben, daß die herabgefallene Decke ſie zerſchmettert habe. Als der Hauptmann dies hörte, klagte er den Mohren ſowohl wegen ſeines verlornen Beines, als wegen des Mords ſeiner Gemahlin bei dem Rathe Venedigs an, und berief ſich auf das Zeugniß des Fähndrichs, welcher Beides beſtättigte und vorgab, der Mohr habe ihm Alles vertraut und ihn zu dieſem doppelten Verbrechen verleiten wollen, und nachdem er ſeine Gattin aus ſchändlicher Eiferſucht umgebracht, habe er ihm die Art und Weiſe erzählt, wie er ſie getödtet. Als die Herrn von Venedig die Grauſamkeit des Barbaren gegen eine ihrer Bürgerinnen vernahmen, ließen ſie den Mohren in Cypern verhaften und nach Venedig

führen, wo sie ihn durch viele Foltern zum Geständniß zu bringen versuchten. Aber die Standhaftigkeit seiner Seele half ihm alle Martern überstehen, und die That mit solcher Hartnäckigkeit läugnen, daß nichts aus ihm heraus zu bringen war. Obgleich er aber durch seine Standhaftigkeit dem Tode entging, so ward er doch nach langer Gefangenschaft zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, in welcher er zuletzt von den Verwandten Disdemonens, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähndrich kehrte nach seiner Heimath zurück, und da er von seiner Gemüthsart nicht lassen konnte, so beschuldigte er einen seiner Gefährten, er habe ihn verleiten wollen, einen Edelmann, der sein Feind gewesen, ums Leben zu bringen. Der Angeklagte ward hierauf ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er die Anklage läugnete, so ward der Fähndrich ebenfalls auf die Folter gespannt und so heftig gemartert, das ihm die Eingeweide zersprangen. Als er aus dem Gefängniß entlassen und nach Hause gebracht wurde, verschied er elendiglich. So rächte Gott die Unschuld Disdemonens. Alles dieses erzählte die Frau des Fähndrichs, die nun Alles wußte, nachdem er, wie erzählt worden, ums Leben gekommen.

V.

zum

Kaufmann von Venedig.

I. Der Kaufmann von Venedig.

Nach Giovanni Fiorentino.

In Florenz lebte ein Kaufmann aus dem Hause der Scali, Bindo mit Namen, der oftmals in Alexandrien und andern großen und entfernten Orten gewesen war, die von den Handelsleuten mit ihren Waaren besucht zu werden pflegen. Bindo war sehr begütert und hatte drei erwachsene Söhne; und da er sein Ende früher Tage herannahen sah, ließ er die beiden Aeltesten kommen und machte in ihrer Gegenwart das Testament, und setzte sie zu Erben alles dessen ein, was er zur Welt besaß; des dritten Bruders aber geschah mit keinem Worte Erwähnung. Als nun das Testament ausgefertigt war und der jüngste Sohn — Giannetto war sein Name — davon Kunde erhielt, machte er sich auf, und trat zu Bindo an das Bett, und sprach: Mein Vater, ich wundere mich sehr über das Testament, das ihr gemacht habt, und wie meiner darin so gar vergessen ist. Der Vater erwiederte: Mein Giannetto, es giebt kein

Geschöpf, zu dem ich mehr Neigung trüge als zu dir, und darum wünsche ich nicht, daß du nach meinem Tode zu Hause sitzen bliebest, vielmehr sollst du, sobald ich gestorben bin, nach Venedig zu einem deiner Paten, Messer Ansaldo, dich begeben, der ohne Kinder ist, und mir oft geschrieben hat, daß ich dich zu ihm schicken möchte. Auch kann ich dir sagen, daß er der reichste Handelsherr ist, den man heut zu Tage unter Christen finden mag. Darum will ich, daß du dich nach meinem Tode zu ihm aufmachst und diesen Brief überbringst, und wenn du dich zu schicken weißt, wirst du gewißlich dereinst ein reicher und wohlhabender Mann werden. Der Sohn erwiederte: Mein Vater, ich bin bereit zu thun, was ihr mir befehlt. Deßhalb gab ihm der Vater seinen Segen, und kurz darauf verschied er, und die Söhne erhoben großes Wehklagen und bestatteten den Todten mit allen Ehren, wie es sich gebührte. Und darauf nach wenigen Tagen beriefen die beiden ältern Brüder den Giannetto, und sprachen zu ihm: Lieber Bruder, es ist wahr, daß der Vater ein Testament gemacht hat, das uns zu alleinigen Erben einsetzt, und deiner auf keine Weise gedenkt; nicht desto weniger bist du unser Bruder, und darum sollst du Theil haben an dem, was uns beschieden ward. Giannetto antwortete: Lieben Brüder, ich danke euch für euer Anerbieten, aber was mich betrifft, so bin ich des Sinnes zu gehen und auf irgend eine Weise mein Glück zu versuchen; das ist mein fester Vorsatz und so behaltet euer Erbe, und Gott gebe euch seinen Segen obendrein. Als die Brüder sei-

neu Willen erkannten, gaben sie ihm ein Pferd und ei-
niges Geld auf die Reise. Giannetto nahm hierauf Ab-
schied, und begab sich nach Venedig, und gelangte zu
dem Laden des Messer Ansaldo, dem er sofort den Brief
überreichte, womit ihn sein Vater vor dem Absterben
beauftragt hatte. Als nun Messer Ansaldo den Brief
gelesen hatte, erkannte er, daß der Jüngling seines theuer-
sten Freundes Sohn sei, und sofort herzlich ihn umar-
mend, begann er: Tausendmal willkommen, mein lieber
Sohn, den ich so sehnlich erwartet habe; sodann erkun-
digte er sich nach Messer Bindo, und da ihn Giannetto
beschied, daß er gestorben sei, umarmte er den Jüng-
ling unter einem Erguß von Thränen, und küßte ihn
und sprach: Gar sehr grbt mir der Tod deines Vaters
zu Herzen; denn er half mir einen großen Theil von
dem gewinnen, was ich besitze; aber so groß ist meine
Freude über deine Ankunft, daß ich darob fast meines
Jammers vergesse. Darauf ließ er den Jüngling zu
seinem Hause geleiten, und stellte seinen Factoren und
Gehülfen und Dienern und all seinem Gesinde, gegen
Giannetto Dienstfertigkeit und Gehorsam zu üben mehr
als gegen ihn selber. Dann gab er ihm die Schlüssel
zu seiner Baarschaft und Allem, was ihm gehörte, und
sprach: Mein Sohn, schalte frei mit Allem, was du
hier findest, und spende, und kleide und schmücke dich,
wie es dir gefällt, und bewirthe deine Mitbürger, und
laß dich sehen, denn ich gebe dir dazu Vollmacht, und
werde dich nur desto lieber haben, je mehr du dir zu
Gute kommen läßt. Also fing Giannetto an, mit den

Edelleuten Venedigs zu verkehren, und ein Haus zu machen, und Gastereien zu geben, und Diener zu bekleiden, und schöne Pferde zu kaufen, zu tioftiren und zu buhurtiren; und allweg zeigte er sich hochherzig und gewandt und erfahren in allen Dingen; und erwies Höflichkeit und Ehre solchen, denen Ehre gebührte, dem Messer Ansaldo aber vor Allen und mehr, als sei er hundert Mal sein Vater gewesen. Und gegen alle Art von Volk wußte er so weislich zu gebaren, daß bald ganz Venedig ihm wohl wollte, da man sah, wie er so klug und gewandt und zierlich war in Allem, was er begann, dergestalt, daß Männer und Frauen in ihn verliebt schienen, und Messer Ansaldo nach nichts sah, als nach seinem Treiben und Thun. Und kaum gab es ein Fest in in Venedig, zu dem Giannetto nicht eingeladen worden wäre, so wohl wollte man ihm von allen Seiten.

Nun geschah es, daß zwei seiner Freunde mit Waaren nach Alexandrien schiffen wollten, wie sie alle Jahre gethan; ehe sie aber abreisten, gingen sie zu Giannetto und sprachen: Du solltest die Freude der Seefahrt mit uns theilen, um die Welt kennen zu lernen, besonders aber jenes Damaskus und das Land dort herum. Giannetto versetzte: Bei meiner Treue, ich würde es gern thun, wenn Messer Ansaldo mir seine Einwilligung geben wollte. Jene erwiederten: Laß uns dafür sorgen: du sollst zufrieden sein. Und sofort gingen sie zu Messer Ansaldo und sprachen: Wir wollten euch bitten, daß es euch gefalle, Giannetto diesen Frühling mit uns nach Alexandrien reisen zu lassen, und ihm ein Fahrzeug aus-

uszurüſten, damit er ein wenig die Welt zu ſehen bekomme. Meſſer Anſaldo ſprach: Ich bin es zufrieden, wenn ſein Wille dahin ſteht. Sie antworteten: Meſſer, da er wünſcht es. Alſo ließ Meſſer Anſaldo ihm ein ſehr ſchönes Schiff ausrüſten und es mit allerlei Waaren belaſten, und mit den nöthigen Flaggen und Waffen verſorgen. Und da Alles vollkommen im Stande war, beſchickte Meſſer Anſaldo den Patron und alle, die zum Dienſte des Schiffes gehörten und ſprach, ſie ſollten den Jüngling ſich anbefohlen ſein laſſen, und Alles, was er von ihnen verlangen würde, ſollten ſie erfüllen, denn nicht des Gewinnſtes willen, ſprach er, laß ich ihn reiſen, ſondern damit er ſeinem Vergnügen nachfahre, die Welt kennen zu lernen. Und als nun Giannetto daran war, an Bord zu ſteigen, lief die ganze Stadt herbei zu ſchauen, denn ſeit langer Zeit war kein ſo ſchönes und ſo wohl ausgeſtattetes Schiff, wie dieſes, von Venedig ausgelaufen. Und alle Welt bewunderte Giannettos Abreiſe; und ſo nahm er Abſchied von Meſſer Anſaldo und all ſeinen Jugendgenoſſen; und ſie ſtießen in das Meer und ſteckten die Segel auf und nahmen ihren Weg nach Alexandrien im Namen Gottes und im Vertrauen auf ihr gutes Geſchick.

Nun waren unſere drei Gefährten ſchon mehrere Tage mit einander geſchifft; da begab es ſich eines Morgens, daß Giannetto einen Meerbuſen mit ſehr ſchönem Hafen erblickte, und den Patron befragte, wie jener Hafen geheißen ſei. Dieſer antwortete: Meſſer, jener Platz gehört einer vornehmen Jungfrau, die ſchon man-

chen großen Herrn ins Verderben gestürzt hat. Giannetto sprach: Wie so? Der Patron antwortete: Messer, jene Jungfrau ist eine schöne und reizende Dame, und hält an dem Gesetze, daß Jeder, der dort landet, mit ihr übernachten muß, und wenn er sich zu nehmen weiß, so soll er sie zur Gattin erhalten und Herr sein über den Hafen und all das angrenzende Land. Wenn er aber nicht mit ihr zu schaffen weiß, so wird er aller Habe, so er mitgebracht, verlustig. Giannetto sann ein wenig nach, dann sprach er: Siehe zu, wie du es machst, und setze mich an jenen Hafen. Der Patron antwortete: Messer, bedenkt, was ihr sagt, denn schon viele Herrn sind dahin gegangen, und leer und beraubt zurückgekommen. Und wieder sprach Giannetto: Mische dich nicht in das, was dich nicht angeht, sondern thu, wie ich dir sage. Und so geschah es, denn alsbald wandten sie das Schiff, und begaben sich nach dem Hafen; ohne daß ihre Gefährten auf den andern Schiffen das Geringste davon gewahr wurden. Als nun am Morgen sich die Nachricht verbreitete, daß ein Schiff im Hafen eingelaufen sei, rannte das ganze Volk zusammen, es zu sehen; die Dame aber schickte nach Giannetto, und als er bei ihr erschienen war, grüßte sie ihn mit vieler Ehrerbietigkeit, und nahm ihn bei der Hand, und fragte ihn, wer er sei, und woher, und ob er den Gebrauch des Landes kenne? Giannetto antwortete mit ja, und daß er aus keinem andern Grunde hier eingelaufen sei. Darauf sagte sie: So seid mir denn zu hundertmalen willkommen; und nun erwies sie ihm den Tag über die

größte Ehre, und lud Grafen, und Barone und Ritter, die unter ihr ſtanden, in Menge zu ſich ein, dem Gaſte Geſellſchaft zu leiſten. Und allen Baronen gefiel über die Maaßen Giannettos Weſen, und zierliches Betragen und höfiſche Rede, ſo daß ſich gleichſam ein Jeder in ihn verliebte; und den ganzen Tag wurde am Hofe getanzt und geſungen, und Wohlleben gemacht aus Liebe zu Giannetto; und einem Jeden wäre es erwünſcht geweſen, den Jüngling als Herrn zu begrüßen. Als es nun Abend geworden war, nahm ihn die Dame bei der Hand, und führte ihn in ihre Kammer und ſprach: Es ſcheint mir jetzt Zeit zu ſein, daß wir zu Bette gehen. Giannetto erwiederte: Madonna, ich ſtehe zu euerm Befehl; und alsbald kamen zwei Jungfräulein, die eine mit Wein, die andere mit ſüßem Backwerk. Die Dame ſprach: Ich weiß, daß ihr Durſt habt, darum trinkt. Giannetto nahm Confekt und trank von dem Weine, der ſo zubereitet war, daß er ſchlafen machte, und er wußte dies nicht, und da der Wein ihm gut ſchien, ſchlürfte er eine halbe Schale herunter, und nachdem er ſich ſchleunigſt entkleidet, legte er ſich nieder zur Ruhe. Und kaum war er in das Bett gekommen, als er unverzüglich entſchlief. Und ſo lag er wie fühllos die ganze Nacht, und rührte und regte ſich nicht bis zum frühen Morgen. Die Dame aber erhob ſich mit Tages-Anbruch, und ging daran, das Schiff entladen zu laſſen, und fand es voll von reichen und ſchönen Waaren mancher Art. Und da es ſpäter geworden war, gingen die Kammerfrauen zu Giannettos Bette, und hießen ihn

aufstehen, und sagten ihm, er solle gehen mit Gott, denn er habe das Schiff verloren sammt Allem, was darin gewesen; darob schämte er sich, und es bedäuchte ihn, seine Sache schlecht gemacht zu haben. Die Dame ließ ihm ein Pferd geben und Geld auf die Reise, und somit ging er traurig und niedergeschlagen heim nach Venedig; und als er dort angekommen war, schämte er sich, sein Haus zu betreten; darum schlich er bei Nacht in die Wohnung eines Freundes, der sich gar sehr verwunderte und sprach: O weh! Giannetto, was ist das? Und er erwiederte: Mein Schiff strandete eines Nachts an einem Felsen, und borst und Alles ging zu Grunde; ich aber hielt mich an ein Bret, und so ward ich an das Ufer geworfen, und bin nun zu Lande hierher gekommen, wie du mich siehst. Als nun Giannetto einige Tage in dem Hause seines Freundes verweilt hatte, begab sich dieser zu Messer Ansaldo, und fand ihn in grosser Niedergeschlagenheit. Messer Ansaldo sprach: Ich fürchte sehr für das Leben meines lieben Sohnes, oder daß ihm zur See ein Unglück zugestoßen sei, und ich mag weder Rast noch Ruhe finden; so groß ist die Liebe, die ich zu ihm trage. Jener Jüngling erwiederte: Ich kann euch die Nachricht bringen, daß er auf dem Meere gestrandet ist, und all sein Hab und Gut verloren hat, er selbst aber wohlbehalten davon gekommen ist. Da sprach Messer Ansaldo: Gott sei gepriesen! Wenn er nur gerettet ist, bin ich zufrieden; der Verlust, den er erlitten, soll mich nicht grämen. Aber wo ist er? Der Jüngling antwortete: Er befin-

det ſich in meinem Hauſe; und ſofort machte Meſſer Anſaldo ſich auf, und ging da er ihn fand. Und wie er ihn ſah, ſtürzte er ſich in ſeine Arme und ſprach: Mein lieber Sohn, du brauchſt dich nicht vor mir zu ſchämen, denn es geſchieht gar häufig, daß die Schiffe im Meere berſten; darum gräme dich nicht, mein Sohn, denn ich bin zufrieden, daß dir kein Leid widerfahren iſt; und hiermit führte er ihn nach Hauſe, indem er nicht müde werden konnte, ihn zu tröſten. Bald verbreitete ſich dieſe Neuigkeit durch ganz Venedig, und es war keiner, der nicht Antheil genommen hätte an dem Verluſte, den Giannetto erlitten. Nun geſchah es, daß kurze Zeit darauf ſeine Gefährten aus Alexandrien zurückkehrten, alle mit reichem Gewinne, und da ſie ſich nach Giannetto erkundigten, und erfuhren, wie es ihm ergangen ſei, eilten ſie auf der Stelle zu ihm, umarmten ihn und ſprachen: Wie biſt du von uns gekommen, und wohin gingſt du? Denn wir konnten nichts wieder von dir erfahren, und haben einen ganzen Tag nach dir geſucht, ohne deiner anſichtig zu werden, oder zu erforſchen, wo du hin gekommen warſt; und haben darüber ſolchen Schmerz erduldet, daß wir den ganzen Weg nicht wieder froh werden mochten, denn wir glaubten, du ſeieſt des Todes geſtorben. Giannetto erwiederte: Einem Meerbuſen gegenüber erhob ſich ein heftiger Wind, der mein Schiff nicht weit vom Lande an einen Felſen warf, daß alles drunter und drüber ging, und ich ſelbſt nur mit knapper Noth entkommen mochte. Dies war es, was Giannetto vorgab, den wahren Ver-

lauf seines Mißgeschicks zu verbergen. Und nun veranstalteten sie zusammen eine große Festlichkeit und dankten Gott, daß er ihn habe davon kommen lassen und sprachen: Mit dem nächsten Frühjahr, wenn es Gott gefällt, wollen wir das schon wieder gewinnen, was du diesmal verloren hast; darum laß uns in Acht nehmen, wie wir die Zeit froh und ohne Trübsinn verleben. Und so thaten sie, und waren fröhlich und guter Dinge, nach ihrer frühern Gewohnheit. Aber Giannetto sann nichts, als wie er zu jener Dame zurückkehren möchte, indem er bei sich dachte und sprach: In der That, ich muß sie zur Frau erhalten, oder ich habe den Tod davon; und vor diesen Gedanken konnte er nie zu frohem Muthe gelangen. Weßhalb Messer Ansaldo oftmals zu ihm sprach: Scheuch den Trübsinn von dir; unser Waarenlager ist ja so wohl versehen, daß wir dabei noch recht gut bestehen mögen. Giannetto erwiederte: Lieber Herr, ich kann mich nicht beruhigen, ehe ich nicht diesen Weg noch einmal mache. Als nun Messer Ansaldo seinen Willen erkannte, und die Zeit gekommen war, befrachtete er ein anderes Schiff mit noch mehr Waaren und von höherm Werthe als das erste, denn er vertraute ihm den größten Theil von dem, was er zur Welt besaß. Und da auch die Gefährten ihre Schiffe mit dem Nöthigen ausgestattet hatten, gingen sie mit Giannetto zusammen in die See, und ließen die Segel wehen und steuerten ihres Weges. Und während mehrer Tage, da sie schifften, unterließ Giannetto nimmer zu spähen, ob er nicht den Hafen jener Dame wiedersähe, den man

den Hafen der Frau von Belmonte zu nennen pflegte. Und als man in einer Nacht an die Mündung jenes Hafens gelangt war, den ein Meerbusen bildete, erkannte ihn Giannetto augenblicklich, und ließ Segel und Ruder wenden, und steuerte schleunigst heran, ehe die Gefährten, die in den andern Schiffen waren, etwas davon gewahr werden konnten. Da nun die Herrin des Landes am Morgen aufgestanden war, und, nach dem Hafen schauend, die Flaggen jenes Schiffes bemerkte, erkannte sie sogleich, wem sie gehörten, und rief einer Kammerfrau und sprach: Kennst du jene Flaggen? Die Kammerfrau erwiederte: Madonna, das Schiff scheint jenem Jüngling zu gehören, der, es ist nun ein Jahr, hier ankam, und einen großen Schatz an Waaren uns zurückließ. Die Dame sprach: Gewiß, da sprichst du Wahrheit; und in der That, Jener muß nicht wenig in mich verliebt sein, denn ich habe noch keinen zurückkehren sehen, der einmal hier gewesen war. Die Kammerfrau erwiederte: Und ich habe noch keinen höflichern und liebenswürdigern Mann gesehen als ihn. Hierauf schickte die Dame eine Menge Jungherrn und Knappen ihm entgegen, und sie empfingen ihn mit großen Festlichkeiten, und trieben Kurzweil aller Art, und so gelangte er in das Castell und vor das Angesicht seiner Dame. Und als sie ihn erblickte, umarmte sie ihn voller Lust und Freude, und er umarmte sie wiederum mit vieler Ehrerbietigkeit. Und so verbrachte sie einen Tag in Wohlleben und Vergnügungen, denn es fehlte nicht an Rittern und schönen Frauen, die an den Hof ge-

kommen waren, aus Liebe zu Giannetto, der Festlichkeit beizuwohnen; und fast alle Barone bedauerten ihn, und hätten ihn gern zu ihrem Herrn gehabt, wegen seines gefälligen und einnehmenden Wesens; und fast alle Frauen waren in ihn verliebt, als sie sahen, wie zierlich er sich im Tanze bewegte und sein Gesicht immer Heiterkeit verkündete, und alle waren einverstanden, daß er der Sohn irgend eines großen Herrn sein müsse. Und als die Zeit gekommen war, da man schlafen geht, nahm die Dame Giannetto bei der Hand und sprach: Gehen wir, uns zur Ruhe zu legen. Und als sie in der Kammer angelangt waren und sich niedergelassen hatten, siehe, da kamen zwei Jungfräulein mit Wein und süßem Backwerk, und nachdem sie hiervon genossen und Giannetto kaum das Bett bestiegen, so entschlief er, wie das erste Mal, um die ganze Nacht sich weder zu rühren noch zu regen.

Und als es Morgen geworden war, stand die Dame auf, und ließ ohne Verzug das Schiff entladen. Und da späterhin Giannetto erwachte und nach der Dame sich umschaute und sie nicht fand, erhob er den Kopf und sah, daß es hoch am Tage sei; also stand er auf und fing an, sich zu schämen; und man gab ihm abermals ein Pferd und einiges Geld zur Zehrung und hieß ihn seines Weges gehen. Er aber hob sich ohne Verzug von dannen, voller Scham und Betrübniß, und machte viele Tage keine Rast, bis er nach Venedig gelangt war. Und wie das erste Mal begab er sich bei Nachtzeit in das Haus seines Freundes, und da ihn dieser ansichtig

ward, konnte er ſich nicht genug wundern, und ſprach: O weh! was iſt das? Giannetto erwiederte: Schlecht ſteht es mit mir: verflucht ſei das Geſchick, daß mich in dieſem Lande betroffen hat. Der Freund erwiederte: Gewiß, du haſt Urſache es zu verfluchen, denn durch dich iſt nun Meſſer Anſaldo zu Grunde gerichtet, der der größte und reichſte Handelsherr war, ſo man in der Chriſtenheit fand: und ſchlimmer noch iſt die Schande als der Verluſt. Hierauf blieb Giannetto viele Tage im Hauſe ſeines Freundes verborgen, und wußte nicht, was er thun oder beginnen ſollte, und faſt war er Willens, nach Florenz zurückzukehren, ohne Meſſer Anſaldo ein Wort davon zu ſagen; aber nachher entſchloß er ſich doch, zu ihm zu gehen; und ſo that er. Als ihn Meſſer Anſaldo erblickte, richtete er ſich auf, und eilte ihn zu umarmen und ſprach: Willkommen mein geliebter Sohn; und Giannetto umarmte ihn wieder unter einem Erguß von Thränen. Und aber ſprach Meſſer Anſaldo, als er Alles vernommen hatte: Höre mich, mein Giannetto; du ſollſt all dein Trauern laſſen, denn daß ich dich wieder habe, ſtellt mich ganz zufrieden. Es iſt nun einmal Sitte des Meers, dem Einen zu nehmen, was es dem Andern giebt. Auch iſt mir ſo viel geblieben, daß wir leidlich damit beſtehen können. Bald ging die Märe von dieſem Unfall durch ganz Venedig, und Alles ſprach von Meſſer Anſaldo, und nahm innigen Antheil an dem Verluſte, der ihn betroffen, und demnach er viele Beſitzungen verkaufen mußte, um die Gläubiger zu befriedigen, die ihn mit Waare verſorgt hatten. Dagegen ge-

ſchah es, daß Giannettos Gefährten mit vielen Reichthümern aus Alexandrien heimkehrten; und da ſie nach Venedig kamen und erfuhren, wie es Giannetto ergangen ſei, und daß er all ſein Hab und Gut verloren habe, verwunderten ſie ſich und ſprachen: Das iſt der merkwürdigſte Fall, den man jemals erlebt haben mag. Dann gingen ſie zu Anſaldo und Giannetto, und gaben ihnen ein großes Feſt und ſprachen: Ihr Herrn, gebt den Muth nicht auf, denn wir gedenken nächſtes Jahr zu reiſen, um für euch Geſchäfte zu machen, da wir gleichſam die Urſache eures Verluſtes geweſen ſind, denn wir waren es, die den Giannetto das erſte Mal verleiteten, mit uns zur See zu gehen. Darum verzagt nicht, und ſchaltet unterdeſſen mit unſerer Waare gleich wie mit der eurigen. Meſſer Anſaldo dankte ihnen und ſprach, er habe wohl noch ſo viel, daß ſie damit auskommen könnten. Nun geſchah es, da Giannetto früh und ſpät ſeinem Trübſinn nachhing und gar nicht wieder froh werden wollte, daß Meſſer Anſaldo ihn frug, was ihm fehle, worauf er verſetzte, er möge nicht eher ruhig werden, bis er das wiedergewönne, was er verloren habe. Mein Sohn, erwiederte Meſſer Anſaldo, ich wünſche nicht, daß du noch ein Mal gehſt; es iſt beſſer, daß wir unſer Geſchäft mit dem Vermögen, ſo uns geblieben, im Stillen hier fortſetzen, als uns noch ein Mal den Waagniſſen einer Seereiſe zu unterziehen. Giannetto entgegnete: Ich bin entſchloſſen, alles zu thun, was ich vermag, denn ich würde es mir zur größten Schande rechnen, wenn ich die Sache ſo bewenden laſſen ſollte.

Alſo, da Meſſer Anſaldo ſeinen Willen erkannte, entſchloß er ſich, Alles zu verkaufen, was er noch zur Welt beſaß, um ein neues Schiff für Giannetto zu rüſten; und ſo that er, und verkaufte ſein Hab und Gut, alſo daß ihm nichts von Allem verblieb, und befrachtete ein prachtvolles Schiff mit allerhand köſtlichen Waaren. Und weil ihm noch zehntauſend Ducaten fehlten, ging er zu einem Juden nach Meſtri, und borgte ſie von ihm unter der Bedingung, daß, wenn er nicht am beſtimmten Tage, zu Johannis im nächſtkommenden Juni, die Schuld zurückzahlen würde, der Jude ihm ein Pfund Fleiſch aus ſeinem Leibe, beliebig wo, ſollte nehmen dürfen; und Meſſer Anſaldo war dies zufrieden, und der Jude ließ den Vertrag vor Zeugen und mit allen nöthigen Förmlichkeiten und Cautelen gerichtlich zu Papier nehmen. Und darauf zahlte er die zehntauſend Ducaten, womit Meſſer Anſaldo das beſorgte, was dem Schiffe noch gemangelt hatte; und wenn die erſten beiden Fahrzeuge ſchön waren, ſo ward das dritte noch weit reicher und beſſer ausgeſtattet, und die Gefährten rüſteten ebenfalls ihre zwei Schiffe, mit dem Vorſatze, daß das, was ſie gewinnen würden, ihrem Giannetto gehören ſollte. Und da die Zeit zur Abreiſe gekommen war, und die Fahrzeuge ſegelfertig ſtanden, redete Meſſer Anſaldo zu Giannetto und ſprach: Mein Sohn, du gehſt nun, und weißt, unter welcher Verpflichtung ich zurückbleibe; um Eins bitte ich jedoch, daß, wenn es dir ja wieder übel ergehen ſollte, es dir gefallen möge, zu mir zu kommen, auf daß ich dich vor meinem Tode noch einmal ſchauen,

und zufrieden aus der Welt scheiden könne. Giannetto erwiederte: Messer Ansaldo, ich will alles thun, womit ich glaube, euch gefällig zu werden. Messer Ansaldo gab ihm seinen Segen, und somit nahmen sie Abschied und machten sich auf ihre Reise. Nun nahmen jene beide Gefährten Giannettos Fahrzeug fortwährend in Obacht; Giannetto aber ging mit all seinem Dichten und Trachten darauf aus, in der Bucht von Belmonte zu landen.

Er beredete also einen seiner Steuermänner, das Schiff zur Nachtzeit in den Hafen jener Edeldame zu führen, und so geschah es. Darnach, als es wieder Morgen geworden war, und die Gefährten in den beiden andern Schiffen sich umsahen, und Giannettos Fahrzeug nirgends gewahren konnten, sprachen sie unter einander: Gewiß, das ist sein Unglück; und so setzten sie ihren Weg weiter fort, und konnten nicht aufhören, sich zu wundern. Als nun das Schiff in den Hafen eingelaufen war, eilte Alles, was sich im Castell befand, Giannette zu schauen, denn sie merkten, daß er es sein müsse, und wunderten sich darüber sehr und sprachen: Gewiß, der muß der Sohn irgend eines großen Herrn sein, in Betracht, daß er alle Jahre mit so vielen Waaren und so schönen Schiffen hier ankommt; wollte Gott, daß er noch unser Herr würde. Und so besuchten ihn alle Grafen und Barone und Ritter jenes Landes, und man ging und sagte der Dame, wie Giannetto im Hafen gelandet sei. Da trat sie an die Fenster des Pallastes, und sah das prächtige Schiff, und erkannte die Flaggen,

und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: Wahrlich, es ist ein Wunder, das ist jener Mann wieder, der so viel Reichthum in dieses Land gebracht hat; und hiermit schickte sie nach Giannetto. Der kam und warf sich in ihre Arme, und sie grüßten sich und erwiesen sich Ehre, und den ganzen Tag übte man Lust und Fröhlichkeit, und es ward ein Turnier veranstaltet dem Jüngling zu Liebe, und viele Ritter und Barone tioſtirten an diesem Tage, und auch Giannetto tioſtirte und that wahre Wunder von seiner Seite; so wohl wußte er mit Pferden und Waffen umzugehen; und dergestalt gefiel den Baronen sein Thun und Wesen, daß sie ihn einmüthig zum Herrn zu haben wünschten. Und da es Abend geworden war, und die Zeit heran gekommen, da man sich niederzulegen pflegt, nahm die Dame Giannetto bei der Hand und sprach: Laß uns gehen und uns zur Ruhe begeben. Und da sie an der Thüre des Schlafgemachs angelangt waren, neigte sich eine Kammerfrau, die Giannetto bedauerte, zu seinem Ohr und flüsterte heimlich die Worte: Trinke nichts diesen Abend, stelle dich aber, als ob du tränkest. Giannetto verstand die Rede, und da er in die Kammer gekommen war, sprach die Dame: Ich weiß, ihr habt Durst, darum will ich, daß ihr trinkt, ehe wir uns niederlegen und schlafen; und alsbald kamen zwei Jungfräulein, schön wie die Engel, und brachten Wein und Gebacknes und schickten sich an, ihm zu kredenzen. Da sprach Giannetto: Wer sollte Bedenken tragen zu trinken, wenn zwei so schöne Jungfrauen ihm reichen? und darob lä-

chelte die Dame. Und Giannetto nahm die Taſſe, und indem er that, als ob er tränke, goß er ſich den Wein in den Buſen; und die Dame glaubte, er habe getrunken und ſprach in ihrem Herzen: Du magſt nur wieder ein anderes Schiff bringen, denn dieſes haſt du verloren. Giannetto ging nun ins Bett und fühlte ſich munter und bei guten Sinnen, und es ſchien ihm eine Ewigkeit, ehe die Dame zu ihm ins Bette käme. Und damit ſie ſich deſto ſchneller niederlegen möchte, ſchnarchte er und that, als ob er ſchliefe. Da ſprach die Dame: Es ſteht gut, und hiermit legte ſie ſich nieder. Aber bald wurde ſie ihres Irrthums gewahr, denn Giannetto zeigte ſich während der ganzen Nacht eben ſo munter und wach, als er die beiden erſten Male in gefühlloſer Schlafſucht gelegen hatte. Und als es Morgen geworden war, ſtand ſie auf, und ſchickte nach all ihren Rittern und Baronen, und vielen der andern Bürger und ſagte zu ihnen und ſprach: Giannetto iſt euer Herr, darum ſo ſeid fröhlich und denkt, wie ihr eine Feſtlichkeit bereitet. Und bald verbreitete ſich das Gerücht durch das Land, und man rief: Es lebe der Herr, es lebe der Herr! und es ertönten die Glocken und feſtliche Inſtrumente, und man ſchickte nach vielen Baronen und Grafen, die außerhalb des Caſtells wohnten, und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten kommen, ihren Herrn zu begrüßen; und es begann ein großer Jubel und eine freudige Hochzeit. Und als Giannetto die Kammer verlaſſen hatte, wurde er zum Ritter gemacht und auf einen Stuhl geſetzt, und man gab ihm den Herrſcherſtab in die Hand,

und so ward er zum Gebieter ernannt herrlich und mit großen Ehren. Und als die Barone mit den Damen an den Hof gekommen waren, wurden Giannetto und die Edelfrau zusammengegeben, und es begann eine Festlichkeit und ein Jubel, wie man es nicht sagen, noch sich denken mag. Denn alle Barone des Landes waren zu der Hochzeit gekomen, um zu turnieren und zu tioſtiren, und zu tanzen und zu ſingen, und zu allerlei Jubel und Kurzweil, die für ein frohes Feſt ſich gehören. Meſſer Giannetto aber, hochgemuth wie er war, fing an ſeidene Stoffe und andre ſchöne und koſtbare Sachen, die er mitgebracht hatte, zu verſchenken, und zeigte ſich mannhaft, und war beſorgt, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen jeder Art von Volk, und ſo lebte er ganz in dem Feſte und ſeiner Wonne, und dachte nicht an den unglücklichen Meſſer Anſaldo, der für die zehntauſend Dukaten dem Juden als Pfand zurückgeblieben war.

Nun geſchah es eines Tags, daß Meſſer Giannetto mit ſeiner Gemahlin am Fenſter des Palaſtes ſtand, als eben ein Haufen Männer mit brennenden Wachskerzen über die Straße zog. Da ſprach er: Was hat dies zu bedeuten? Die Dame verſetzte: Es iſt ein Haufen Handwerker, die nach der Kirche des heiligen Johannes opfern gehen, deſſen Feſttag heute iſt. Da gedachte Giannetto des Meſſer Anſaldo, und hob ſich vom Fenſter, und ſeufzte ſchwer auf, und veränderte die Farbe, und ging im Zimmer mehre Male auf und ab, ſchwermüthig und in tiefen Gedanken. Die Dame frug ihn,

was ihm wäre? Nichts weiter, versetzte Messer Giannetto. Aber die Dame begann in ihn zu dringen, und sprach: Gewiß ihr habt etwas, das ihr nicht sagen wollt; und nun ließ sie ihm keine Ruhe, bis er ihr erzählte, wie Messer Ansaldo zurückgeblieben sei als Pfand für zehntausend Ducaten; und dies, fuhr er fort, ist der Zahlungstag, und deßhalb habe ich große Furcht, daß mein Vater um meinetwillen den Tod erleide, denn wenn er heute nicht das Geld erstattet, so muß er ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe verlieren. Die Dame versetzte: Lieber Herr, besteigt schleunigst ein Pferd, denn zu Lande werdet ihr den Weg weit schneller machen, als zu Wasser, und wählet zu Begleitern, die ihr möget, und versehet euch mit hunderttausend Ducaten, und ruht und rastet nicht, bis ihr nach Venedig gelangt, und wenn er noch nicht todt ist, macht, daß ihr ihn hierher bringt. Sofort ließ Messer Giannetto in die Trompete blasen, und stieg zu Roß mit zwanzig Begleitern, und nahm Geld zur Genüge, und begab sich auf den Weg gen Venedig. Nun geschah es, daß der Jude, als der Zahlungstag gekommen war, Messer Ansaldo festnehmen ließ, und daran gehen wollte, ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu schneiden. Da bat ihn Messer Ansaldo, es möchte ihm gefallen, seinen Tod noch einige Tage zu verschieben, damit, wenn sein Giannetto noch eintreffen sollte, er ihn wenigstens zu sehen bekäme. Ich willige ein, antwortete der Jude, was den Verzug betrifft. Aber wenn er auch hundertmal heimkehren sollte, so bestehe ich doch darauf, euch ein Pfund Fleisch aus dem Leibe

zu

zu nehmen, wie die Päpiere besagen. Messer Ansaldo versetzte, er sei damit zufrieden. Da sprach ganz Venedig von diesem Falle, und ein jeder hatte Mitleid, und viele Kaufleute vereinigten sich, um die Schuld zu bezahlen, aber der Jude wollte davon nichts wissen, denn er trachtete nach dem Morde, um sich rühmen zu können, daß der größte Kaufmann der Christenheit durch ihn den Tod erlitten habe. Nun müßt ihr wissen, daß jene Dame, da Messer Giannetto kaum aufgebrochen war, als Richter verkleidet, mit zwei Dienern eilig ihm nachsetzte. In Venedig angelangt begab sich Messer Giannetto alsbald in die Wohnung des Juden, und nachdem er Messer Ansaldo mit vieler Freudigkeit umarmt, sprach er zum Israeliten, er wolle ihm sein Geld bezahlen, und mehr noch als er verlange. Der Jude erwiederte, er möge nun kein Geld, da er es nicht zur rechten Zeit erhalten habe, vielmehr sei es ihm jetzt um das bedungene Pfund Fleisch zu thun. Und so begann denn eine große Verhandlung, und alle Welt gab dem Juden Unrecht; aber in Betracht, daß Venedig das Land des Rechts sein wollte und der Jude seine Ansprüche gerichtlich beurkunden konnte, wagte man nicht gegen ihn zu entscheiden. Deßhalb erboten sich alle Kaufleute Venedigs, dem Juden die Summe abzutragen; er aber bestand nur immer hartnäckiger auf seiner Forderung. Nun wollte ihm Messer Giannetto zwanzigtausend Ducaten geben, aber er mochte sie nicht, dann dreißigtausend, dann vierzigtausend, dann funfzigtausend, und so

ſtieg er endlich bis auf hunderttauſend Ducaten. Da ſprach der Jude: Laß dir ſagen, wenn du mir mehr Ducaten geben wollteſt, als dieſe ganze Stadt werth iſt, ſo würde ich mich dennoch nicht abfinden laſſen; vielmehr verlange ich einzig das, was die Papiere beſagen. Und ſo ſtanden die Verhandlungen, als jene Dame nach Weiſe eines Richters gekleidet in Venedig ankam, und in einer Herberge abſtieg. Da frug der Gaſtwirth einen der Diener, wer der Edelmann ſei, den er begleite. Der Diener, von der Dame unterrichtet, was er zu ſagen habe, erwiederte: Dieſer Edelmann iſt ein Richter, der von Bologna kommt, wo er ſtudirt hat, und jetzt nach Hauſe zurück kehrt. Als der Gaſtwirth dies vernommen hatte, erwies er ihm viel Ehre; und da der Richter bei Tiſche ſaß, ſprach er zum Wirthe: Sagt, wie ſteht es um die Regierung eurer Stadt? Herr, verſetzte der Gaſtwirth, man übt allzuviel Gerechtigkeit. Der Richter ſprach: Wie ſo? Herr, erwiederte der Gaſtwirth, das will ich euch ſagen. Es kam ein Jüngling hieher von Florenz, Namens Giannetto, und ward von einem Großvater oder Verwandten aufgenommen, Meſſer Anſaldo geheißen, und bewies ſich alſo artig und wohlgezogen, daß ſich bald alle Männer und Frauen des Landes in ihn verliebten. Auch kam noch nie ein Mann in unſre Stadt, ſo liebenswürdig in allen Dingen wie dieſer. Nun geſchah es, daß ihm jener ſein Großvater zu dreien Malen drei Schiffe rüſtete vom größten Werthe, und jedesmal traf ihn Unglück und Verluſt, ſo daß

ihm zum letzten Schiffe die Gelder nicht ausreichen wollten, und Meſſer Anſaldo genöthigt war, zehntauſend Ducaten von einem Juden unter der Bedingung zu borgen, daß, wenn er ihm die Schuld nicht bis zum Johannistag des nächſtkommenden Juni zurückzahlen würde, der Jude das Recht haben ſollte, ein Pfund Fleiſch aus ſeinem Leibe zu nehmen, wo es ihm beliebte. Nun iſt jener Jüngling, Gott ſegne ihn, zurückgekehrt, und hat ſtatt der zehntauſend Ducaten hunderttauſend zahlen wollen, aber der falſche Jude mag ſie nicht nehmen; und es ſind alle Biedermänner des Landes bei ihm geweſen, um Fürbitte einzulegen, aber das alles will nicht fruchten. Der Richter ſprach: Dieſe Sache iſt leicht beizulegen. Wenn ihr euch der Mühe unterziehen wolltet, erwiederte der Wirth, und ſie ſo beendigen, daß der gute Mann am Leben bliebe, ſo würdet ihr euch den Dank und die Liebe des trefflichſten Jünglings erwerben, der jemals geboren ward, und zugleich aller Leute dieſes Landes. Darauf ließ unſer Richter ein Aufgebot durch die Stadt ergehen, daß ein Jeder, der eine Rechtsſache zu ſchlichten hätte, ſich an ihn wenden möchte; und ſobald Meſſer Giannetto hiervon Kunde erhielt, begab er ſich zu dem Juden und ſprach: Laß uns gehen und jenen Richter befragen. Gehen wir, verſetzte der Jude, aber komme, was da wolle, ich werde mich an das halten, was in der Urkunde geſchrieben ſteht. Und als ſie vor das Antlitz des Richters gekommen waren, und ihm die ſchuldige Ehrerbietung erwieſen hatten, er-

kannte der Richter sogleich den Messer Giannetto, aber Messer Giannetto erkannte ihn nicht, denn er hatte sich mit Farben und Kräutern das Angesicht entstellt. Messer Giannetto und der Jude trugen nun beide ihre Sache vor, und verhandelten förmlich wie vor einem Richter; und dieser nahm die Papiere und las sie, dann wandte er sich zu dem Juden und sprach: Ich rathe Dir, die hunderttausend Ducaten anzunehmen, und jenen guten Mann frei zu geben, der dir darob auf immer verpflichtet sein wird. Daraus wird nichts, erwiederte der Jude. Es ist zu deinem Besten, versetzte der Richter; dagegen der Jude, daß er sich auf keine Weise hierzu verstehen werde.

Darauf ging sie zu dem Gerichte, das über solche Sachen gesetzt ist, und der Richter redete zu Messer Ansaldo und sprach: Jetzt laß den Kläger kommen; und da er gekommen war, hub der Richter aber an und sprach: Nun wohlauf, nimm dir ein Pfund Fleisch, wo du willst, und bringe deine Sache zu Ende. Da hieß ihn der Jude sich entblößen, und nahm ein Scheermesser in die Hand, das er zu diesem Zwecke eigens hatte machen lassen. Und Messer Giannetto wandte sich zu dem Richter und sprach: Herr, darum bab ich euch nicht gebeten. Muth gefaßt, erwiederte der Richter, noch hat er ja nicht das Pfund Fleisch ausgeschnitten. Gleichwohl trat der Jude heran. Da sprach der Richter: Sieh dich vor; denn wenn du nur etwas mehr oder weniger nimmst als ein Pfund, ist es um

deinen Kopf geschehen. Ferner sage ich dir, daß, wenn er dabei nur ein Tröpfchen Blut verliert, du gleichfalls des Todes bist, denn die Papiere besagen nichts von Blutverlust, auch sprechen sie, daß du ein Pfund Fleisch haben sollst, nicht aber etwas mehr oder weniger. Darum, wenn du klug bist, ergreifst du die Maßregeln, die zu deinem Besten gereichen. Und sogleich schickte er nach dem Scharfrichter und hieß ihn Block und Beil mitbringen und sprach: So ich nun ein Tröpfchen Blut werde fließen sehen, gehst du deines Kopfs verlustig. Und der Jude bekam Furcht, Messer Giannetto aber fing an sich zu erholen. Endlich nach vielem Hin- und Herreden begann der Jude: Herr Richter, ihr seid klüger als ich; aber laßt mir jene hunderttausend Ducaten zahlen und ich bin zufrieden. Ich will, versetzte der Richter, daß du hier ein Pfund Fleisch nimmst, wie es die Papiere besagen, denn Geld sollst du nicht einen Stüber erhalten; wolltest du die Ducaten damals genommen, als ich sie dir anbot. Der Jude stieg herab zu neunzig, dann zu achtzigtausend Ducaten, aber der Richter ward immer schwieriger. Da sprach Messer Giannetto: Geben wir ihm, was er will, sofern er nur Messer Ansaldo frei läßt. Der Richter erwiederte: Ich sage dir, laß du mich gewähren. Darauf begann aber der Jude: So gebt mir funfzigtausend Ducaten. Wie gesagt, versetzte der Richter, nicht einen schlechten Stüber sollst du nun haben. Verflucht sei dieses Land, hub der Jude wieder an, so gebt mir wenigstens meine zehn-

tausend Ducaten. Sprach der Richter: Verstehst du mich nicht? Nicht einen Stüber sollst du haben; willst du aber das Pfund Fleisch nehmen, so nimm es; wo nicht, so laß ich deine Papiere aufheben und vernichten. Darob alle die zugegen waren, über die Maßen sich freuten, und ein jeder foppte und verspottete den Juden und sprach: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Als nun der Jude sah, daß er das nicht erreichen konnte was er wollte, nahm er seine Papiere, und zerriß sie zornig in kleine Stücke; und so war Messer Ansaldo wieder frei, und mit dem größten Jubel führte ihn Messer Giannetto nach Hause. Darauf nahm der Jüngling jene hunderttausend Ducaten, und eilte zu dem Richter, und fand diesen in der Kammer im Begriffe sich zur Abreise anzuschicken. Und Messer Giannetto redete ihn an und sprach: Herr, ihr habt mir den größten Dienst erzeigt, der mir je erzeigt worden ist, darum will ich, daß ihr diese Gelder mit euch nehmt, die ihr mit vollem Rechte verdient habt. Der Richter erwiederte: Lieber Messer Giannetto, ich sage euch großen Dank, aber ich bedarf ihrer nicht; nehmt sie wieder mit euch, damit euch eure Dame nicht zeiht, schlecht gewirthschaftet zu haben. Bei meiner Treue, versetzte Messer Giannetto, die ist so hochherzig und so gut und so bieder, daß, wenn ich viermal so viel verwendet hätte, sie nichts dagegen haben würde; auch wollte sie, daß ich viel mehr zu mir nehmen sollte, als ihr hier seht. Da nahm der Richter wieder das Wort und sprach: Wie

ſeid ihr ſonſt mit ihr zufrieden? Es giebt kein Geſchöpf auf der Welt, erwiederte Meſſer Giannetto, zu dem ich mehr Wohlwollen trüge als zu ihr, denn ſie iſt ſo weiſe und ſo ſchön, wie ſie die Natur nur zu ſchaffen vermochte. Und wenn ihr mir die Gunſt erzeigen wollt, und mit mir kommen, um ſie zu ſehen, ſo ſollt ihr euch wundern über die Ehre, die ſie euch anthun wird, und mögt euch überzeugen, ob ſie nicht das, oder noch mehr iſt, was ich euch von ihr geſagt habe. Der Richter erwiederte: Aus dem Mitkommen kann nichts werden, denn ich habe noch andere Geſchäfte, aber weil ihr mir ſagt, daß ſie ſo gutgeartet iſt, ſo mögt ihr ſie von mir grüßen, wenn ihr ſie ſeht. Das ſoll geſchehen, ſprach Meſſer Giannetto; aber ich wollte doch, daß es euch gefiele etwas von dem Gelde zu nehmen. Während dieſer Rede ſah der Richter einen Ring an des Jünglings Finger und ſprach: Gebt mir dieſen Ring, und außerdem verlang ich keinen Gruß. Es ſei, erwiederte Meſſer Giannetto, ſo ungern ich es euch thue, denn meine Dame hat mir ihn geſchenkt und geſagt, ich ſolle ihn immer tragen um ihrer Liebe willen, und wenn ſie ihn nicht mehr ſieht, wird ſie glauben, daß ich ihn einem Weibe gegeben habe, und ſo wird ſie ſich mit mir erzürnen, und meinen, ich ſei ihr untreu worden, und doch liebe ich ſie mehr, als mich ſelber. Der Richter ſprach: Ich bin von ihrem Wohlwollen zu euch gewiß, daß ſie euch glauben wird, wenn ihr verſichert, den Ring mir gegeben zu haben. Aber vielleicht wolltet ihr ihn

einer alten Buhlſchaft hier ſchenken? Die Liebe und Treue, erwiederte Meſſer Giannetto, die ich zu ihr trage, iſt ſo groß, daß es in der Welt keine Frau giebt, für die ich ſie verlaſſen könnte, ſo voller Anmuth iſt ſie in allen Dingen; und hiermit zog er den Ring von ſeinem Finger und gab ihn dem Richter. Nun noch eine Gunſt, ſprach der Richter. Verlangt, erwiederte Meſſer Giannetto. Daß ihr nicht länger hier verweilt, verſetzte jener, und ſobald als möglich zu eurer Dame zurückkehrt. Ach, ſprach Meſſer Giannetto, es ſcheinen mir hunderttauſend Jahre, ehe ich ſie wieder ſehe; und ſomit nahmen ſie Abſchied. Nun beſtieg der Richter eine Barke und reiſte mit Gott; Meſſer Giannetto aber gab Mahlzeiten und Gaſtereien, und ſchenkte Gold und Roſſe ſeinen Gefährten, und hielt Hof und machte Geſchenke viele Tage; dann nahm er Abſchied von allen Venedigern, und führte Meſſer Anſaldo mit ſich zurück, und viele von ſeinen alten Freunden gingen mit ihm; und faſt alle Männer und Frauen weinten über ſeine Abreiſe, ſo freundlich und gefällig hatte er während der Zeit, da er in Venedig war, gegen Jedermann ſich erwieſen. Nun gelangte ſeine Dame einige Tage früher nach Belmonte, und ſtellte ſich, als ſei ſie im Bade geweſen, und nahm wieder weibliches Gewand, und ließ große Zurüſtungen treffen, und alle Straßen mit Zendal bedecken, und viele Kleider unter die Bewaffneten vertheilen. Und da Meſſer Giannetto mit Meſſer Anſaldo ankam, gingen alle Barone und der ganze Hof ihm entgegen und riefen:

Es lebe unſer Herr, es lebe unſer Herr! Und da ſie ans Land getreten waren, eilte die Dame Meſſer Anſaldo zu umarmen, auf Giannetto aber that ſie ein wenig erzürnt, wiewohl ſie ihn mehr liebte als ſich ſelbſt. Und es begann ein groſses Feſt mit Toſtiren und Tanzieren, und Tanzen und Singen von allen Baronen und Frauen und Jungfräulein des Landes. Sobald aber Meſſer Giannetto ſah, daſs ſich ſeine Frau ihm nicht ſo freundlich erwies, wie es ihre Gewohnheit war, ging er in die Kammer, und rief ſie und ſprach: Was haſt du? und wollte ſie umarmen. Da ſprach die Dame: Erſpare dir deine Liebkoſungen, denn ich weiſs recht gut, daſs du in Venedig deine alten Buhlſchaften wiedergefunden haſt. Meſſer Giannetto fing an, ſich zu entſchuldigen. Da frug die Dame: Wo iſt der Ring, den ich dir gegeben habe? Meſſer Giannetto erwiederte: Nun iſt es doch ſo gekommen, wie ich gedacht habe; ich ſolle mich [illegible] Aber ich ſchwöre dir bei Gott und meiner Treue zu dir, daſs ich jenen Ring dem Richter geſchenkt habe, dem ich den guten Ausgang des Prozeſſes verdanke. Und ich ſchwöre dir bei Gott und meiner Treue zu dir, verſetzte die Dame, daſs du ihn einem Weibe gegeben haſt; und du ſcheueſt dich nicht ſo zu ſchwören! Wiederum ſprach Meſſer Giannetto: Ich bitte Gott mich aus der Welt zu vertilgen, wenn ich nicht die reine Wahrheit ſpreche. Die Dame entgegnete: Du ſollteſt immer dort bleiben, und Meſſer Anſaldo herbeiſchaffen,

und dich mit deinen alten Liebſchaften ergötzen, die, wie ich höre, bei deiner Abreiſe ſehr geklagt und gejammert haben ſollen. Da fing Meſſer Giannetto an zu weinen, und ſich zu bekümmern und ſprach: Du ſchwörſt auf das, was nicht wahr iſt, und nie wahr ſein kann. Und da die Dame ihn weinen ſah, glaubte ſie, daß ſie ihm einen Stich ins Herz gegeben habe, und eilte, ſich ihm in die Arme zu werfen. Und unter großem Gelächter zeigte ſie den Ring, und erzählte ihm alles, was er zum Richter geſagt hatte, und wie der Richter niemand anders geweſen ſei als ſie ſelbſt, und auf welche Art er ihr den Ring gegeben habe. Das ſchien Meſſer Giannetto das größte Wunder von der Welt, und da er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fing er an über die Maaßen fröhlich zu werden, und es wuchs und mehrte ſich noch von dem Tage die große Liebe zwiſchen ihnen Beiden. Darnach rief Meſſer Giannetto ſeine Kammerfrau, die ihn des Abends gewarnt hatte nicht zu trinken, und gab ſie Meſſer Anſaldo zur Ehe; und ſo lebten ſie lange Zeit miteinander, in Luſt und Fröhlichkeit bis an ihr Ende.

2. Die drei Käſtchen.

Nach den Gesta Romanorum.

Ein König von Apulien ſandte ſeine Tochter nach Rom, um ſich mit dem Sohne des Kaiſers zu vermählen. Nach einigen Begebenheiten, welche ihrer Abſicht ſtörend entgegen traten, ward ſie vor den Kaiſer gebracht, welcher ſie zu verſuchen verſprach, ob ſie würdig ſei, ſeine Schwiegertochter zu werden. Zu dem Ende ließ er drei Käſtchen verfertigen; eines von Gold mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt, aber mit Todtenknochen angefüllt und äußerlich mit der Aufſchrift: Wer mich erwählt, bekommt, was er verdient. Das zweite war von Silber, mit Edelſteinen verziert, mit Erde angefüllt und mit der Aufſchrift: Wer mich erwählt, der findet, wornach die Natur verlangt. Das dritte war von Blei, innen angefüllt mit Gold und den koſtbarſten Steinen, und außen der Spruch zu leſen: Wer mich erwählt, findet, was Gott verordnet hat. Zwiſchen dieſen drei Käſtchen ließ der Kaiſer der Jungfrau die Wahl, mit der Bedingung, daß ſie ſeinen Sohn erhalten ſolle, wenn ſie das wählen werde, in welchem, was nütze und fromme, zu finden ſei. Nach reiflicher Ueberlegung wählte die Prinzeſſin das bleierne Käſtchen, mit dem Golde und

Edelsteinen angefüllt und der Kaiser rief: Gutes Mädchen, du hast brav gewählt: darum sollst du meinen Sohn bekommen.

---

3. Die beiden Kasten.

Nach Boccaccio.

Unter den [illegible], welche vor langer Zeit in Florenz gelebt haben, war auch einer, und vielleicht der Beste von Allen, welcher Ruggieri de' [illegible] hieß. Dieser war reich und edelmüthig und sah [illegible], daß er bei der Lebensweise und den Gewohnheiten in Florenz, wenn er daselbst verbliebe, wenig oder gar keine Gelegenheit finden werde, seinen Werth darzuthun: er entschloß sich also einige Zeit bei Alfonso, dem Könige von Spanien, zuzubringen, der durch den Ruhm seiner Größe dazumal alle andern Herrn übertraf. Mit Waffen, Pferden und Gefolge ehrenvoll ausgerüstet, begab er sich daher zu ihm nach Spanien und ward von dem Könige gnädig aufgenommen. Hier verweilte nun Ruggieri, machte großen Aufwand und verrichtete außerordentliche Waffenthaten, so daß er bald als tapfer bekannt wurde. Als er sich eine Zeitlang aufgehalten und das Vertrauen

men des Königs beobachtet hatte, dünkte es ihn, als ob dieser bald Dem bald Jenem Burgen, Städte und Herrschaften ziemlich ohne Wahl verleihe, indem er sie denen ertheilte, die sie nicht verdient hätten; und weil er sah, daß ihm, der sich seines Werthes doch recht gut bewußt war, nichts geschenkt werde, fürchtete er, sein Ruf möchte darunter leiden; er entschloß sich also wieder abzureisen und bat den König um seinen Urlaub. Diesen bewilligte der König und gab ihm eins der besten und schönsten Maulthiere, die wohl je geritten worden, welches dem Ruggieri, der langen Reise wegen, die er zu machen hatte, willkommen war. Darauf befahl der König einem seiner vertrauten Diener, es auf die ihm am schicklichsten scheinende Weise so einzurichten, daß er mit Herrn Ruggieri reite, ohne daß dieser merke, er sei vom Könige dazu beauftragt; unterwegs aber Alles was dieser von ihm sage, aufzufangen und ihm zu hinterbringen: den andern Morgen solle er ihm dann befehlen zu dem Könige zurückzukehren. Der Diener wartete also bis Ruggieri die Stadt verließ, gesellte sich dann auf eine geschickte Weise zu ihm und gab zu verstehen, er reise auch nach Italien. Messer Ruggieri ritt also auf dem Maulthiere, das ihm der König gegeben hatte, sprach von Diesem und Jenem und etwa um die dritte Stunde, sagte er zu seinem Gefährten: Ich glaube, es wird wohl gethan sein, unsere Thiere fallen zu lassen. Als sie hierauf anhielten, fraßen die Thiere sämmtlich, nur das Maulthier nicht. Da sie hierauf

weiter ritten, und der Knappe auf jedes Wort des Ritters Acht hatte, kamen sie an einen Fluß, und als sie hier ihre Pferde tränkten, stellte das Maulthier in den Fluß. Als Ruggieri dies sah, sprach er: Gott strafe dich, Bestie, du bist wie dein Herr, der dich mir schenkte. Der Knappe merkte sich dies Wort, und obwohl er noch viele andere auffing, da er den ganzen Tag neben ihm ritt, so hörte er ihn doch nichts, als für den König höchst Schmeichelhaftes sagen. Den andern Morgen also, da sie zu Pferde gestiegen waren, um weiter nach Toskana zu reiten, machte der Knappe ihm den Befehl des Königs bekannt, worauf Ruggieri sofort umkehrte. Sobald der König erfahren, was er zu seinem Maulthiere gesagt habe, ließ er ihn vor sich rufen, und empfing ihn mit heiterer Miene: [illegible] er ihn, warum er ihn mit seinem Maulthiere verglichen habe, oder das Maulthier mit ihm. Ruggieri antwortete ihm ganz offen: Mein Gebieter, ich verglich es mit euch, weil, so wie ihr schenkt, wo es sich nicht gebührt, und nicht schenkt, wo es sich gebührte, so das Maulthier, wo es am Ort war, nicht stallte, sondern da, wo es nicht am Orte war. Hierauf sprach der König: Messer Ruggieri, daß ich euch nicht beschenkt habe, wie viele Andere, die im Vergleich mit euch nichts sind, ist nicht deßhalb geschehen, weil ich euch nicht als einen sehr tapfern, jedes großen Geschenks würdigen Ritter erkannt hätte, sondern euer Geschick, das mich daran verhinderte, trägt die Schuld und nicht ich, und daß ich

die Wahrheit sage, will ich euch gleich handgreiflich beweisen. Hierauf antwortete Ruggieri: Mein Gebieter, es kränkte mich nicht, daß ich keine Gabe von euch erhielt, denn mich verlangte nicht darnach um noch reicher zu werden, sondern daß ihr meinen Werth in keiner Weise anerkanntet: indeß nehme ich eure Entschuldigung für gut und billig an und bin bereit zu sehen, was euch beliebt mir zu zeigen, obgleich ich euch auch ohne Zeugniß Glauben schenke.

Der König führte ihn also in einen großen Saal, wo, wie er es vorher angeordnet hatte, zwei große verschlossene Kasten standen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Höflinge: Ruggieri, in einem dieser Kasten ist meine Krone, der königliche Scepter und der Reichsapfel, so wie viele schöne Gürtel, Schlösser, Ringe und andere meiner kostbarsten Kleinode: der zweite ist mit Erde gefüllt; wählt einen davon und welchen ihr wählt, soll euer sein: dann werdet ihr sehen, wer gegen euer Verdienst unerkenntlich gewesen ist, ich oder euer Glück.

Ruggieri, da er sah, daß es des Königs Wille sei, wählte einen der Kasten: der König befahl ihn zu öffnen und es fand sich, daß es der sei, welcher mit Erde gefüllt war.

Da lachte der König und sprach: Nun könnt ihr sehen, Messer Ruggieri, daß es wahr ist, was ich von euerm Glücke sagte, allein gewiß verdienen eure Vorzüge, daß ich mich seiner Macht widersetze. Ich weiß, daß ihr nicht gesonnen seid ein Spanier zu werden, und

deßwegen will ich euch hier weder Burgen noch Städte ſchenken, aber der Koffer, welchen das Glück euch entzog, ſoll ihm zum Trotz euer Eigenthum ſein, damit ihr ihn in eure Heimath mitnehmen, und euch eurer Tugend mit dem Zeugniſſe meiner Gaben gebührender Maaſen gegen eure Nachbarn rühmen könnt. Ruggieri nahm ihn, ſagte dem König den, einem ſo großen Geſchenk gemäßen Dank und kehrte dann fröhlich damit nach Toskana zurück.

VI.

Zu

Cymbeline.

Weibliche Treue.

Nach Boccaccio.

In einem Gasthofe zu Paris befanden sich einige reiche italienische Kaufleute, der eine um dieses, der andere um jenes Geschäfts willen, wie man es an ihrem Stande gewohnt ist, und nachdem sie eines Abends fröhlich mit einander zu Nacht gespeist hatten, begannen sie von verschiedenen Dingen zu sprechen, und da ein Gegenstand auf den andern führte, kamen sie auf ihre Frauen zu reden, welche sie zu Haus gelassen, und Einer sagte im Scherz: Ich weiß nicht, wie die Meine es damit hält, aber das weiß ich wohl, wenn mir hier ein hübsches Mädchen in den Wurf kommt, so lasse ich die Liebe zu meiner Frau bei Seite und unterhalte mich mit der Gegenwärtigen, so gut ich kann. Ein anderer entgegnete: Und ich thue desgleichen; denn wenn ich glaube, daß meine Frau auch ihr Vergnügen nicht von der Hand weist, so thut sie es, und wenn ich es nicht glaube, so thut sie es doch. Darum denke ich Wurst wider Wurst; wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus.

Des Dritten Meinung lief faſt auf daſſelbe hinaus, und bald ſchienen Alle darüber einig, daß ihre Frauen daheim ihre Zeit nicht verlieren würden. Ein Einziger, Namens Bernabo Lomellin aus Genua, faßte das Gegentheil, und verſicherte, daß er durch Gottes beſondere Gnade eine Frau beſitze, ſo vollkommen durch den Verein aller Tugenden, welche Frauen und ſelbſt Männer oder Jünglinge beſitzen ſollten, daß vielleicht in ganz Italien ihres Gleichen nicht erfunden werde, denn ſie ſei ſchön von Körperbildung, jung von Jahren und reizend und anmuthig von Erſcheinung, auch gebe es keine Geſchicklichkeit, die einem Frauenzimmer geziemt, als Seidenwirken u. dgl., welche ſie nicht beſſer als irgend eine verſtände. Ueberdies, ſagte er, finde kein Edelknabe oder Kämmerling gefunden werden, der eine Herrentafel beſſer und geſchickter bediene, als ſie, wenn ſie ſei wohlerzogen, klug und beſcheiden. Ferner, rühmte er, könne ſie ein Pferd zureiten, einen Falken abrichten und leſen, ſchreiben und rechnen trotz dem geſchickteſten Kaufmann, und nach dieſen und vielen andern Lobſprüchen kam er zuletzt auf den Gegenſtand des Geſprächs, indem er durch einen Eid betheuerte, daß keine ehrbarere und keuſchere Ehefrau auf der Welt ſei, als ſie, daher er auch gewiß überzeugt ſei, wenn er auch zehn Jahre, oder ſein Lebenlang von Hauſe bliebe, es nie ein Mann wagen würde, ihr auch nur eine Sylbe von ſolchen Dingen zu ſagen.

Unter den Kaufleuten, welche dieſe Geſpräche führten, befand ſich ein junger Mann, Namens Ambroginolo

aus Piacenza, der über das letzte Lob, welches Bernabo seiner Frau gegeben hatte, ein unmäßiges Gelächter aufschlug, und ihn spöttisch fragte, ob ihm etwa der Kaiser dieses Vorrecht vor allen andern Ehemännern zugestanden habe? Etwas gereizt antwortete Bernabo, nicht der Kaiser, sondern Gott, der wohl noch ein wenig mehr vermöge, habe ihm dies Vorrecht verliehen. Darauf erwiederte Ambrogiuolo: Ich zweifle keineswegs, Bernabo, daß du glaubest die Wahrheit zu reden, aber nach meiner Meinung hast du die Natur der Dinge wenig erwogen, denn hättest du das gethan, so halte ich dich nicht für so beschränkten Geistes, daß du dabei nicht solltest Wahrnehmungen gemacht haben, welche dich veranlassen würden, über diesen Gegenstand etwas gemäßigter zu urtheilen. Und damit du nicht glaubest, daß wir, die so frei von unsern Frauen gesprochen haben, uns vorstellten, die unsrigen seien von andrer Art und aus anderm Stoff gebildet als die deinige, da wir vielmehr nur aus natürlichen Beweggründen solche Reden führten, so wollen wir über diesen Gegenstand ein wenig mit dir plaudern. Ich habe immer gehört, der Mann sei das edelste unter allen sterblichen Geschöpfen Gottes, und nach ihm das Weib, denn der Mann, wie man allgemein glaubt und sich täglich erweist, ist viel vollkommener, und da er mehr Vollkommenheit besitzt, so muß er unfehlbar auch mehr Stärke und Standhaftigkeit haben, und hat sie auch; die Weiber sind dagegen im Durchschnitt viel unbeständiger und das Warum ließe sich durch viele natürliche Gründe darthun, welche ich

für jetzt bei Seite laſſen will. Wenn alſo der Mann mehr Standhaftigkeit beſitzt und nichts deſto weniger ſich nicht enthalten kann, nicht nur der zu willfahren, die ihn ins Garn lockt, ſondern die zu begehren, die ihm gefällt, und nicht zufrieden mit dem Wunſche, alles aufzubieten, um ihn zu befriedigen, und ihm dies nicht etwa einmal des Monats, ſondern jeden Tag tauſendmal begegnet: was denkſt du, daß eine Frau bei ihrer natürlichen Schwäche den Bitten, Schmeicheleien und Geſchenken und tauſend andern Verführungskünſten entgegenzuſetzen habe, die ein kluger Liebhaber gebrauchen wird? Glaubſt du, daß ſie ſich halten werde? Wahrhaftig, wie ſehr du das auch betheuern möchteſt, ich kann nicht glauben, daß du es glaubſt. Und da ſelbſt ſagſt, daß deine Frau ein Weib iſt, und zwar von Fleiſch und Blut, ſo gut als die andern: wenn dem ſo iſt, ſo muß ſie auch dieſelben Begierden haben, und dieſelben Kräfte, welche die Andern beſitzen, um dieſen natürlichen Gelüſten zu widerſtehen, und daraus folgt, daß ſie ohngeachtet ihrer großen Ehrbarkeit dieſelben Fehltritte begehen könne, welche die andern begehen, und keine Sache, die in der Möglichkeit liegt, darf man mit ſolcher Beſtimmtheit wegläugnen oder beſtreiten wollen, als du gethan haſt.

Hierauf antwortete Bernabo und ſprach: Ich bin Kaufmann und nicht Philoſoph, und als Kaufmann will ich dir antworten, daß ich wohl weiß, daß dergleichen, wovon du ſprichſt, den thörichten Weibern, die von aller Scham verlaſſen ſind, wohl begegnen könne, die

verſtändigen aber bewachen ihre Ehre mit ſolcher ängſtlichen Sorgfalt, daß ſie weit mehr Kraft gewinnen, ſie zu hüten, als die Männer, welche ſich wenig darum kümmern, und zu dieſen gehört die Meinige. Ambrogiuolo verſetzte: Wahrhaftig, wenn ihnen jedesmal, daß ſie ſolchen Anträgen Gehör ſchenken, ein Horn vor die Stirne wüchſe, das von ihrer Schande Zeugniß ablegte, ſo glaube ich ſelber, daß Wenige ſein würden, die darauf achteten, aber es wächſt nicht nur kein Horn, ſondern wenn ſie klug ſind, bleibt auch nicht die leiſeſte Spur zurück, und die Schande und der Verluſt der Ehre kann doch nur Folge ſolcher Handlungen ſein, welche bekannt werden: was ſie aber heimlich thun können, das thun ſie, ſie müßten es denn aus Dummheit unterlaſſen. Du kannſt alſo überzeugt ſein, daß nur diejenige keuſch iſt, die entweder niemals in Verſuchung geführt worden, oder wenn ſie ſelbſt in Verſuchung führte, kein Gehör gefunden hat. Und obwohl ich durch natürliche und einleuchtende Gründe überzeugt bin, daß es ſo ſein müſſe, ſo würde ich es doch nicht mit ſolcher Gewißheit behaupten, wenn ich nicht oftmals und bei vielen die Erfahrung gemacht hätte. Und dazu ſage ich dir, wenn ich bei dieſer deiner Frau wäre, die bei dir ſo ſehr im Geruch der Heiligkeit ſteht, ſo würde ich nicht verzweifeln in kurzer Zeit von ihr das zu erlangen, was ich ſchon von den andern erlangt habe.

Bernabo gab ihm gereizt zur Antwort: Der Streit mit Worten zöge ſich zu ſehr in die Länge: du ſagteſt, ich ſagte, und zuletzt wäre nichts entſchieden; aber weil

du ſie Alle für ſo geſchmeidig und deine Kunſt für ſo mächtig hältſt, ſo bin ich, dir den Beweis von der Ehrbarkeit meines Weibes zu liefern, bereit, mir den Kopf abſchlagen zu laſſen, wenn es dir jemals gelingt, ſie zu deinem Willen zu bereden, wogegen du, wenn es dir nicht gelingt, nicht mehr als tauſend Goldgülden verlieren ſollſt. Ambrogiuolo, den der Streit ſchon in Hitze brachte, verſetzte: Bernabo, ich bin der Mann nicht, den nach deinem Blute gelüſten ſollte, wenn ich gewänne; aber wenn du den Beweis meiner Behauptungen ſehen willſt, ſo ſetze fünftauſend Goldgülden, die dir doch weniger werth ſein müſſen als dein Kopf, gegen tauſend von meiner Seite, und obwohl du mir keinen Zeitraum beſtimmt haſt, ſo will ich mich doch anheiſchig machen, nach Genua zu reiſen und in drei Monaten, vom Tage meiner Abreiſe zu rechnen, deine Frau zu meinem Willen zu bereden, und zum Beweiſe deſſen einige ihrer liebſten Sachen und ſolche und ſo viele Wahrzeichen mitzubringen, daß du ſelber nicht umhin kannſt, mir den Sieg zuzugeſtehen, mit dem Vorbehalt, daß du mir auf Ehre verſprichſt, innerhalb jenes Zeitraums nicht nach Genua zu kommen, noch deiner Frau über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben.

Bernabo erklärte ſich hiermit einverſtanden, und obgleich die andern Kaufleute, welche zugegen waren, ſich bemühten, die Wette zu hintertreiben, weil ſie wohl einſahen, daß großes Unglück dadurch entſtehen könne, ſo waren doch die Gemüther der Streitenden ſo erhitzt, daß ſie wider den Willen der Uebrigen durch einen

schriftlichen Vertrag sich einander verpflichteten. Und als die Verschreibung ausgestellt war, blieb Bernabo zurück, Ambrogiuolo aber begab sich so schnell als möglich nach Genua. Als er sich hier einige Tage aufgehalten und mit großer Vorsicht nach der Wohnung und dem Lebenswandel der Dame umgehört, überall aber nichts anders vernommen hatte, als was Bernabo von ihr gerühmt, ja noch Rühmlicheres, da dachte er bei sich, er habe sich doch an ein schlimmes Unternehmen gemacht.

Indessen machte er doch die Bekanntschaft einer armen Frau, die viel in dem Hause verkehrte, und welcher die Dame sehr wohl wollte, und da er sie sonst durch nichts bereden konnte, bestach er sie durch Geld und ließ sich durch sie in einem Kasten, den er nach seiner Angabe hatte machen lassen, nicht nur in das Haus, sondern in die Kammer der Dame schaffen und dort, unter dem Vorwande auf einige Tage verreisen zu müssen, empfahl das gute Weib den Kasten ihrer Gönnerin, wie Ambrogiuolo sie unterrichtet hatte. So blieb also der Kasten in der Kammer, und als die Nacht gekommen war und Ambrogiuolo bemerkt hatte, daß die Dame schlafe, öffnete er ihn durch gewisse Handgriffe, und schlüpfte leise heraus in die Kammer, wo ein Licht brannte, und begann sich die Lage des Gemachs, die Gemählde und alle andern bemerkenswerthen Gegenstände in demselben zu betrachten und seinem Gedächtnisse einzuprägen. Dann näherte er sich dem Bette, und als er bemerkte, daß die Dame und eine kleine

Zofe, die bei ihr war, fest schliefen, enthüllte er sie ganz, und sah, daß sie nackt eben so schön sei, als gekleidet, konnte aber kein Wahrzeichen entdecken, auf das er sich hätte berufen können, außer einem Muttermahl, das sie unter der linken Brust hatte, und das einige goldgelbe Häärchen umgaben. Als er dies gesehen, bedeckte er sie wieder mit Vorsicht, denn wie sehr er auch, da er sie so schön erblickte, das Gelüste empfand, sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich ihr zur Seite zu legen, so hatte er doch genug von ihrer Sprödigkeit und Strenge in diesem Punkte vernommen, um es nicht zu wagen. Er vertrieb sich also den größten Theil der Nacht die Zeit nach Belieben in der Kammer, und als er in seine Kiste zurückkehrte, nahm er eine Börse, einen Ring und einen Gürtel mit sich und verschloß das Behältniß wieder, wie es zuvor gewesen, und so trieb er es zwei Nächte, ohne daß es die Dame gewahr wurde. Am dritten Tage kam die gute Alte, der Verabredung gemäß ihre Kiste wieder abzuholen, und sie dahin zu bringen, von wo sie gekommen war; alsdann stieg Ambrogiuolo hervor und befriedigte die Alte, wie er versprochen hatte, worauf er, so schnell er vermochte, mit jenen Wahrzeichen noch vor dem festgesetzten Termin nach Paris zurückkehrte.

Hier rief er die Kaufleute zusammen, welche bei jenem Gespräch und der Wette zugegen gewesen, und sagte in Gegenwart des Bernabo zu ihnen, er habe die Wette gewonnen, indem er das vollbracht habe, wozu er sich anheischig gemacht, und zum Beweise der Wahr-

heit gab er zuerſt eine Beſchreibung des Zimmers und ſeiner Gemählde, und zeigte die Sachen, die er mit ſich gebracht, unter dem Vorgeben, ſie von ihr erhalten zu haben. Bernabo geſtand, daß die Kammer nach ſeiner Angabe beſchaffen ſei und überdies erkenne er an, daß jene Gegenſtände wirklich von ſeiner Gemahlin herrührten, ſagte aber, er könne von einem der Diener des Hauſes die Beſchaffenheit des Zimmers erfahren und auf gleiche Weiſe den Beſitz der Sachen erlangt haben, und deßhalb halte er dies, wenn nichts weiter hinzukomme, nicht für hinreichend, um ſeine Wette verloren zu geben. Darauf antwortete Ambrogiuolo: In der That ſollte dies genügen: weil du aber darauf beſtehſt, daß ich noch mehr ſagen ſoll, ſo wiſſe denn, daß Madonna Ginevra, deine Frau, unter der linken Bruſt ein ziemlich großes Muttermahl hat, welches etwa ſechs goldgelbe Häärchen umgeben. Als Bernabo dies hörte, war ihm, als fuhr ein Dolch ſich durch ſeine Bruſt, ſo großen Schmerz empfand er; ſein Geſicht verwandelte ſich völlig, und wenn er auch kein Wort geſprochen hätte, ſo gab doch ſein Betragen untrügliche Merkmale genug, daß Ambrogiuolo die Wahrheit geſagt habe. Nach einer Pauſe ſagte er: Ihr Herren, was Ambrogiuolo ſagte, iſt richtig, und darum, da er Sieger iſt, mag er kommen, wenn ihm beliebt die Zahlung zu empfangen, und ſo wurde Ambrogiuolo am folgenden Tage völlig ausbezahlt.

Aber Bernabo verließ Paris mit einem Herzen voll Wuth gegen ſein Weib, und reiſte gen Genua, und da

er sich ihm näherte, wollte er es nicht betreten, sondern blieb auf einem seiner Landgüter, das etwa zwanzig Meilen davon entfernt war, schickte aber einen seiner Diener, dem er sehr vertraute, mit zwei Pferden und einem Brief an sein Weib, worin er ihr seine Rückkehr anzeigte und ihr befahl, zu ihm zu kommen; dem Diener aber gab er heimlich den Auftrag, sobald er mit ihr unterweges an einen Ort komme, der ihm dazu geeignet scheine, sie ohne Barmherzigkeit umzubringen und zu ihm zurückzukehren.

Der Diener kam also nach Genua und übergab den Brief der Dame, welche ihn mit vielen Freuden empfing. Am andern Morgen bestieg sie mit dem Diener ein Pferd, und nahm den Weg nach jenem Landgute, und wie sie so zusammen hinritten und von verschiedenen Dingen sprachen, kamen sie an ein tiefes und einsames Thal, von hohen Felsen und Bäumen umschlossen, welches dem Diener zur sichern Vollziehung der Befehle seines Herrn sehr geeignet schien. Er zog also den Dolch hervor, nahm die Dame beim Arm und sprach: Madonna, empfehlt Gott eure Seele, denn ihr müßt hier ohne Weiteres sterben. Die Dame erschrak sehr, als sie den Dolch sah und diese Worte hörte. Ums Himmelswillen, rief sie, ehe du mich tödtest, sage mir, womit ich dich beleidigt habe, daß du mich umbringen willst. Madonna, versetzte der Diener, mich habt ihr durch nichts beleidigt, aber wodurch ihr euern Gemahl beleidigt habt, weiß ich nicht, jedoch befahl er mir, euch ohne alle Barmherzigkeit auf dieser Reise zu

der Welt zu schaffen, und wenn ich es nicht thue, drohte er mir, mich an den Galgen hängen zu lassen. Ihr wißt selbst, welche Verpflichtungen ich gegen ihn habe, und daß ich ihm nichts abschlagen darf, was er von mir verlangt: Gott weiß es, wie leid ihr mir thut, aber ich kann nicht anders. Ums Himmelswillen, sagte die Dame unter Thränen, werde nicht einem andern zu Liebe zum Mörder an der, die dich nie beleidigt hat. Gott, der alles kennt, weiß auch, daß ich nie das Geringste begangen habe, wodurch ich von meinem Gemahl einen solchen Lohn verdient hätte. Aber setzen wir das bei Seite, so kannst du, wenn du nur willst, zugleich Gott, deinem Herrn und mir gefällig sein und zwar in dieser Weise: du nimmst diese meine Kleider und giebst mir nur dein Wamms und einen Mantel, und kehrst mit jenen zu deinem Herrn zurück und sagst, du habest mich umgebracht und ich schwöre dir, bei dem Leben, das ich dir verdanke, mich von hier zu entfernen und an einen Ort zu begeben, von welchem weder zu ihm, noch zu dir, noch in diese Gegend je die geringste Nachricht von mir gelangen soll.

Der Diener, der sie ungern getödtet hätte, war leicht zum Mitleid zu bewegen; er nahm also ihre Kleider für eins seiner Wämmse und einen Ueberrock, und ließ ihr das wenige Geld, das sie besaß, und nachdem er sie gebeten hatte, sich sobald als möglich aus jener Gegend zu entfernen, ließ er sie in dem Thale zu Fuß zurück, worauf er sich zu seinem Herrn begab und ihm sagte, er habe nicht nur seinen Befehl vollzogen, son-

dern auch gesehen, daß die Wölfe über ihren Leichnam hergefallen seien. Nicht lange darauf kehrte Bernabo nach Genua zurück, und da seine That bekannt wurde, tadelte ihn Jedermann.

Die Dame blieb trostlos und verlassen zurück und bei einbrechender Nacht begab sie sich, nachdem sie sich so gut sie konnte, entstellt hatte, in ein benachbartes Dorf, wo sie von einer alten Frau das Nothwendige einkaufte. Dann nahm sie das Wamms und machte es sich maaß, schnitt sich aus dem Ueberrock ein Paar Beinkleider zurecht, kürzte sich die Haare und verwandelte sich ganz in die Gestalt eines Matrosen, in welcher sie sich nach der Seeküste begab. Hier fand sie durch Zufall einen catalonischen Edelmann, Namens Encarache, der sein Schiff, das in der Nähe vor Anker lag, verlassen hatte, um sich in einem kühlen Brunnen zu baden; mit diesem ließ sie sich in ein Gespräch ein und trat in seine Dienste, worauf sie sein Schiff bestieg und den Namen Sicurano aus Finale annahm. Hier erhielt sie von dem Edelmann bessere Kleider und bediente ihn fortan so sorgsam und pünktlich, daß sie seine Gunst in hohem Grade erwarb. Nicht lange darauf geschah es, daß dieser Catalonier mit einer Schiffsladung nach Alexandrien fuhr und dem Sultan einige ausländische Falken mitbrachte, die er ihm überreichte. Der Sultan lud ihn einige Mal zur Tafel, und wie er das Benehmen des Sicurano, der ihn immer bediente, mit Wohlgefallen bemerkt hatte, bat er den Catalonier, ihm den Diener abzutreten, und dieser, so hart es ihm

ankam, überließ ihn ihm. In kurzer Zeit hatte Sicurano die Gunst und Neigung des Sultans durch sein gutes Betragen nicht weniger erworben, als vorher die des Cataloniers. Nun geschah es im Laufe der Zeit, als in Acri, welches der Herrschaft des Sultans unterworfen war, ein großer Jahrmarkt gehalten werden sollte, auf welchem sich christliche und sarazenische Kaufleute versammelten, (daher der Sultan zur Sicherheit der Kaufleute und der Waaren gewohnt war, außer andern seiner Beamten einen seiner ersten Hofleute mit Gefolge dahin zu schicken, um die Aufsicht zu führen) daß der Sultan den Sicurano zu diesem Behuf dahin zu schicken beschloß, indem dieser die Landessprache schon völlig inne hatte, und so geschah es.

Da nun Sicurano als Befehlshaber und Anführer der zur Sicherheit der Kaufleute und Waaren bestimmten Bedeckung nach Acri kam und hier Alles was zu seinem Amte gehörte, mit großer Sorgfalt verrichtete, und, indem er überall die Aufsicht führte, eine große Menge sicilianische, genuesische, pisanische und andere italienische Kaufleute vorfand, so machte es ihm Vergnügen, sich mit ihnen zu unterhalten, weil er Gelegenheit hatte sich seines Vaterlandes zu erinnern.

Eines Tages, da er auch in das Gewölbe eines Venetianers gerathen war, kamen ihm unter andern Kostbarkeiten auch ein Gürtel und eine Börse zu Gesicht, welche er sofort als die seinigen erkannte, worüber er sich sehr verwunderte, sich aber nichts merken ließ, sondern nur höflich nachfragte, wem sie gehörten, und

ob sie zu Kaufe wären. Ambrogiuolo von Piacenza war mit vielen Waaren auf einem venezianischen Schiffe auch dahin gekommen, und als er hörte, daß der Hauptmann der Wache nach dem Eigenthümer der Waaren fragte, trat er hervor und sagte lachend: Mein Herr, die Sachen sind mein, aber nicht zu Kauf; wenn sie euch indessen gefallen, so mache ich sie euch gern zum Geschenk. Da Sicurano ihn lachen sah, fürchtete er, jener möchte sein Geschlecht errathen haben, nahm aber eine ernste Miene an und sprach: Du lachst vielleicht, daß ein Mann von der Klinge, wie ich, nach solchen Weiberzierrathen fragt? Ambrogiuolo antwortete: Nein, mein Herr, darüber lachte ich nicht, sondern über die Weise, wie ich diese Sachen erlangt habe. Sicurano versetzte: Wohlan denn, beim Himmel, wenn es sich anders erzählen läßt, so erzähle mir, wie du sie gewannst. Mein Herr, sagte Ambrogiuolo, ich erhielt sie einst nebst andern Sachen von einer schönen Frau aus Genua zum Geschenk, welche Madonna Ginevra hieß, die Frau des Bernabo Lomellin, nachdem ich eine Nacht bei ihr zugebracht hatte, und sie bat mich, sie aus Liebe zu ihr zu behalten. Und nun lachte ich, weil ich mich der Narrheit des Bernabo erinnert, welcher thöricht genug war, fünftausend Goldgülden gegen zehn zu setzen, daß ich bei seiner Frau mein Glück nicht machen würde; aber ich machte es doch und gewann die Wette, und er, der sich lieber selbst für seine Dummheit hätte bestrafen sollen, als sie, die nichts gethan hatte, als was alle Frauen thun,

thun, kehrte von Paris nach Genua zurück, und ließ sie, wie ich gehört habe, ums Leben bringen.

Als Sicurano dies hörte, war ihr der Zorn des Bernabo gegen sie nicht länger ein Räthsel, denn sie erkannte sogleich, daß dieser der Urheber alles ihres Unglücks sei, weßhalb sie bei sich beschloß, ihn nicht ungestraft entrinnen zu lassen. Er stellte sich also, als ob ihm die Erzählung sehr gefallen habe, und schloß sich seinem Umgange so nahe an, daß Ambrogiuolo am Ende der Messe mit ihm und allen seinen Waarenvorräthen nach Alexandrien zog, wo ihm Sicurano ein Gewölbe einräumte, und eine Summe Geldes überließ, weßhalb er in der Aussicht auf große Vortheile, gerne verweilte.

Sicurano war nun sehr begierig, den Bernabo über die Unschuld seiner Frau aufzuklären, und ruhte nicht eher bis er durch Hülfe einiger reichen genueſiſchen Kaufleute, die zu Alexandria verkehrten, ein Mittel fand, ihn dahin zu locken, wo er denn auch endlich in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte und ihn Sicurano so lange von einem seiner vertrauten Freunde heimlich beherbergen ließ, bis es ihm Zeit schien, sein Vorhaben auszuführen. Er hatte schon dem Ambrogiuolo Gelegenheit gegeben, dem Sultan jene Geschichte zu erzählen, und der Sultan hatte Vergnügen daran gefunden, da er aber Bernabo gegenwärtig sah und es nicht länger für nöthig hielt, Aufschub zu geben, bat er den Sultan gelegentlich, den Ambrogiuolo nebst dem Bernabo vor sich kommen zu lassen, und den erstern in Gegenwart des letztern, im Nothfall durch Gewalt zu

zwingen, die reine Wahrheit über die Gunstbezeugungen zu bekennen, die er von dessen Frau erlangt zu haben sich rühmte.

Als daher Ambrogiuolo und Bernabo sich einstellten, befahl der Sultan in Gegenwart vieler Höflinge mit gebieterischem Wesen dem Ambrogiuolo, die reine Wahrheit zu sagen, wie er die fünftausend Goldgulden von dem Bernabo gewonnen habe, wobei auch Sicurano gegenwärtig war, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, der ihn aber ebenfalls in großem Zorn mit den schrecklichsten Martern bedrohte, wenn er die Wahrheit nicht sagte, daher Ambrogiuolo, der sich von beiden Seiten bedrängt sah, und wirklich schon einige Zwangsmittel fühlen mußte, in Gegenwart des Bernabo und vieler andern, und in Erwartung, daß er keine andere Strafe, als die Zurückgabe der fünftausend Goldgulden und der Kostbarkeiten zu befahren habe, den ganzen Hergang der Sache haarklein erzählte.

Als Ambrogiuolo seine Erzählung geendigt hatte, wandte sich Sicurano, als des Sultans Wortführer, zu dem Bernabo und fragte: Und du, was thatest du, auf diese Lüge, mit deiner Frau? Bernabo antwortete: Der Zorn über den Verlust meines Geldes, und die Schande, welche, wie ich glaubte, mein Weib mir zugefügt hatte, verleiteten mich, mein Weib umbringen zu lassen, und nach dem, was man mir erzählt hat, ward sie auch sogleich von einer Schaar von Wölfen zerrissen.

Als alle diese Geschichten in Gegenwart des Sul-

tans erzählt und von ihm vernommen wurden, ohne daß er noch wußte, wohin Sicurano, der dies alles verlangt und eingerichtet hatte, damit hinaus wolle, sagte ihm Sicurano: Mein Gebieter, ihr seht nun klar genug, wie sehr sich diese gute Frau glücklich zu preisen hatte, einen solchen Gemahl und solchen Liebhaber zu besitzen, indem der Liebhaber ihr in einer Stunde die Ehre raubt, da er ihren Ruf durch Lügen befleckt, und die Liebe ihres Mannes entwendet; und der Gemahl, der fremden Lügen mehr Glauben schenkt, als der Wahrheit, die ihm aus langer Erfahrung bekannt sein mußte, sie umbringen läßt und den Wölfen vorwirft, und überdies geht noch die Liebe und Zuneigung des Gemahls wie des Liebhbaers so weit, daß sie lange mit ihr verkehren, und keiner von beiden sie wiedererkennt. Weil ihr aber am Besten wißt, was Jeder von diesen verdient hat, so will ich, wenn ihr mir die besondere Gnade erweisen wollt, den Betrüger zu bestrafen und dem Betrogenen zu verzeihen, die Dame selbst hierher vor euer und ihr Angesicht kommen lassen. Der Sultan, welcher in dieser ganzen Angelegenheit dem Sicurano zu willfahren entschlossen war, sagte, er sei es zufrieden und er solle die Dame nur vorführen lassen. Bernabo, der ihren Tod für gewiß hielt, wunderte sich nicht wenig, und Ambrogiuolo, der sein Schicksal ahndete, fing schon an, Schlimmeres zu befürchten, als die Rückzahlung des Geldes, und wußte nicht, ob er die Ankunft der Dame hoffen oder fürchten sollte; er sah also mit ängstlicher Erwartung ihrem Erscheinen entgegen.

Als Sicurano nun die Erlaubniß des Sultans besaß, warf er sich weinend vor ihm auf die Knie, ließ auf einmal die männliche Stimme und das angenommene männliche Wesen fahren und sprach: Gnädiger Herr, ich selbst bin diese arme unglückliche Ginevra, welche sechs Jahre in männlicher Gestalt in der Welt umherschweifte, nachdem dieser Verräther von Ambrogiuolo sie fälschlich und boshaft verläumdet, und dieser grausame und ungerechte Mann sie einem Diener zur Hinrichtung und den Wölfen zur Atzung übergeben, und zugleich riß sie das Gewand auf und entblößte ihre Brust, um den Sultan und alle Anwesenden von ihrem wahren Geschlecht zu überzeugen, worauf sie sich zu dem Ambrogiuolo wandte und ihn heftig fragte, wann er jemals, wie er sich gerühmt, ihre Gunstbezeugungen genossen habe? Wie er sie jetzt erkannte, verstummte er vor Scham und erwiederte kein Wort.

Der Sultan, der sie immer für einen Mann angesehen hatte, wunderte sich so sehr über das, was er sah und hörte, daß er es eher für einen Traum als für Wahrheit gehalten hätte. Als endlich seine Verwunderung nachließ und die Wahrheit sich geltend machte, war er in dem Lobe des guten Betragens, der Standhaftigkeit, der Sitten und Tugenden der bis dahin Sicurano geheißenen Ginevra ganz unerschöpflich, ließ ihr die anständigsten weiblichen Kleider, und Frauen zu ihrer Begleitung kommen, und schenkte auf ihre Bitte dem Bernabo die verdiente Todesstrafe. Dieser hatte sie nicht sobald erkannt, als er sich zu ihren Füßen warf

und ſie unter Thränen um Verzeihung bat, welche ſie ihm, ſo wenig er ſie auch verdiente, doch liebevoll gewährte, ihn zu ſich emporzog und als ihren Gemahl zärtlich umarmte. Hierauf befahl der Sultan, den Ambrogiuolo ſofort an einem hohen Ort in der Stadt an einen Pfahl zu binden, und mit Honig zu beſtreichen, ihn auch nicht eher wieder herabzunehmen, bis er von ſelber wieder herabfiele, und ſo geſchah es. Zugleich befahl er, alles Eigenthum des Ambrogiuolo der Ginevra zu geben, welches nicht weniger als zehntauſend Dublonen betrug; auch ließ er ein großes Feſt bereiten, an welchem er dem Bernabo als dem Gemahl der Ginevra, und ihr ſelber als der vortrefflichſten aller Frauen, alle erſinnliche Ehre erwies und ihr an Koſtbarkeiten, an Gold- und Silbergeräthen, und an baarem Gelde ſo viel verehrte, daß es wohl noch einmal zehntauſend Dublonen betrug. Endlich ließ er ihnen ein Schiff ausrüſten, und gab ihnen nach Beendigung der Feſtlichkeit die Erlaubniß, nach Genua beliebig zurückzukehren, wohin ſie denn, mit großen Reichthümern beladen, fröhlich zurückkehrten, und mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde, beſonders Madonna Ginevra, welche von allen für todt gehalten worden, und von nun an lebenslang als ein Muſter der Frauen verehrt wurde. Ambrogiuolo aber ward noch an demſelben Tage, wo man ihn an den Pfahl band und mit Honig beſchmierte, unter den ſchrecklichſten Qualen, von Fliegen, Weſpen und Horniſſen, die in dieſem Lande ſehr häufig ſind, nicht nur ums Leben

gebracht, ſondern bis auf das Gebein verzehrt, welches noch lange Zeit, weißgebleicht, an dem Pfahl hing, und jedem, der es ſah, von ſeiner Bosheit Zeugniß ablegte. Und ſo unterlag der Betrüger dem Betrogenen.

VII.

zu

den lustigen Weibern

von Windsor.

1. Die Kunſt zu lieben.

Nach Giovanni Fiorentino.

In Rom lebten in dem Hauſe Savelli zwei Freunde und Geführten, wovon der eine Buccinolo und der andere Pietro Paolo hieß: beide von guter Herkunft und reich an zeitlichen Gütern. Dieſe beſchloſſen, der Studien wegen nach Bologna zu gehen, wo der eine römiſches, der andere kanoniſches Recht hören wollte, und ſo nahmen ſie Abſchied von ihren Verwandten, kamen nach Bologna, und ſtudirten dort eine ganze Zeit, ihrem Vorſatze gemäß, der eine weltliches, der andere geiſtliches Recht. Und wie ihr wißt, hat das kanoniſche nicht den Umfang wie das römiſche, weßhalb Buccinolo, der das geiſtliche Recht ſtudirte, früher fertig war als ſein Freund Pietro Paolo. Da er nun den Grad eines Lizentiaten erlangt hatte, beſchloß er, nach Rom zurückzukehren, und ſprach zu Pietro Paolo: Bruder, da ich nun meinen Zweck erlangt habe, ſo bin ich Willens nach Hauſe zu reiſen. Paolo antwortete: Ich bitte dich, laß mich hier nicht allein, ſondern erwarte mich

diesen Winter über; dann reisen wir nächsten Frühling zusammen. Du kannst inzwischen irgend eine andere Wissenschaft lernen; so verlierst du deine Zeit nicht. Buccinolo war dies zufrieden und versprach, ihn abzuwarten. Die Zeit nicht zu verlieren, ging also Buccinolo zu seinem Meister und sprach: Ich habe mich entschlossen, auf meinen Freund und Verwandten zu warten, und bitte euch, mich unterdessen irgend eine andere schöne Wissenschaft zu lehren. Der Meister versetzte, er sei es zufrieden, und sprach: Suche dir eine Wissenschaft aus, und ich will sie dich gern lehren. Da sprach Buccinolo: Lieber Meister, ich möchte lernen, wie man liebt, und wie man sich dabei verhalten muß. Der Meister entgegnete lächelnd: Das gefällt mir nicht übel: du hättest nicht leicht eine Wahl treffen können, womit ich zufriedener gewesen wäre. Begieb dich also nächsten Sonntag Morgen in die Kirche der Minoriten-Brüder, wenn alle Frauen dort versammelt sind, und gieb wohl Acht, ob eine ist, die dir wohlgefällt, und findest du eine, so folge ihr von Weitem, bis du siehst, wo sie wohnt; alsdann komm wieder zu mir. Und dies soll die erste Aufgabe sein, die du zu lernen hast. Buccinolo ging und am folgenden Sonntag Morgen fand er sich nach des Meisters Anweisung in der Minoriten-Kirche ein, die Damen zu mustern, die sich zahlreich genug versammelt hatten. Da sah er Eine darunter, die ihm sehr gefiel, denn sie war schön und reizend. Als sie daher die Kirche verließ, folgte ihr Buccinolo, und sah und merkte sich das Haus, wo sie wohnte; woraus die Dame abnahm,

daß dieſer Student in Begriff ſei, ſich in ſie zu verlieben. Bucciuolo ging zu ſeinem Meiſter und ſprach: Ich habe gethan, was ihr mir ſagtet, und eine gefunden, die mir ſehr gefällt. Darüber hatte der Meiſter eine groſſe Freude, und lachte heimlich des Bucciuolo wegen der Kunſt, die er lernen wollte; dann ſprach er zu ihm: Jezt mußt du ſuchen, jeden Tag zwei oder dreimal anſtändig an ihrem Fenſter vorüber zu gehen, nur halte deine Augen bei dir, und laß Niemand merken, daß du nach ihr hinblickſt; weide dich jedoch ſo lange an ihrem Anſchauen, bis ſie deine Neigung gewahrt, und dann komm wieder zu mir, und das ſoll deine zweite Aufgabe ſein. Hierauf verließ Bucciuolo ſeinen Meiſter, und begann mit kluger Vorſicht an dem Hauſe der Dame vorüberzugehen, bis ſie deutlich erkannte, daß es um ihretwillen geſchehe. Da fing ſie an, auch nach ihm zu blicken, woraus Bucciuolo Muth ſchöpfte, ſie beſcheiden zu grüßen, was ſie mehrmals erwiederte, woraus Bucciuolo ſchloß, daß die Dame ihn liebe. Er ging alſo zu ſeinem Meiſter, und berichtete ihm Alles, worauf dieſer antwortete und ſprach: Recht ſchön, ich bin mit dir zufrieden; bis jezt haſt du dich in Allem wohlverhalten. Nunmehr mußt du Mittel ſuchen, ihr eins jener Weiber zuzuſchicken, die in Bologna mit Spitzen, Börſen und dergleichen hauſiren. Und laß ihr ſagen, daß du ganz zu ihren Dienſten ſtündeſt; daß Niemand in der Welt ſei, den du mehr liebteſt, als ſie; auch ſeiſt du erbötig, Alles für ſie zu thun, was ihr gefiele: dann wirſt du hören, was ſie dir ant-

worten läßt. Wenn du dann von ihr Bescheid erhältst, so kommst du wieder herher, und erzählst es mir, und ich werde dir sagen, was du weiter zu thun hast. Buccuolo ging sogleich und fand eine Krämerin, die zu diesem Geschäft ganz geeignet schien, zu welcher er sprach: Ihr könntet mir einen wichtigen Dienst erweisen, wofür ich euch zu eurer Zufriedenheit bezahlen wollte. Die Krämersfrau antwortete: Ich will gern thun, was euch gefällt, denn ich muß davon leben, Geld zu verdienen. Buccuolo schenkte ihr zwei Florine und sprach: Geht heute einmal in die Straße Maccarella, wo eine junge Dame wohnt mit Namen Giovanna, die ich mehr liebe, als irgend eine auf Erden; auch bitte ich euch, mich bei ihr zu empfehlen und ihr zu versichern, ich sei bereit, Alles zu thun, was ihr gefiele. Und sagt ihr alles dieses mit so zärtlichen Worten, als ich weiß, daß euch zu Gebote stehen; und darum bitte ich euch so hoch und theuer ich kann. Die Alte sprach: Laßt mich nur machen, ich will schon Gelegenheit finden. Buccuolo versetzte: Geht gleich, ich erwarte euch hier. Alsbald machte sie sich auf mit einem Waarenkörbchen, und ging zu der Dame, welche sie an der Schwelle des Hauses fand, grüßte und sprach: Madonna, hab ich nichts unter meinen Waaren, das euch anstandig ist? Greift dreiste zu, was euch immer gefallen mag. Darauf setzte sie sich neben sie, und zeigte ihr Spitzen, Börsen, Schnüre, Spiegel und andern Frauentand. Als sie Vieles betrachtet hatte, gefiel ihr vor Allem eine Börse darunter. Hätte ich Geld, sprach sie, so möchte ich wohl diese

Börse kaufen. Madonna, versetzte die Hausherrfrau, darauf braucht ihr nicht zu sehen, nehmet nur, wenn ihr was findet, das euch gefällt: es ist schon Alles bezahlt. Die Dame stutzte bei diesen Worten, und das einschmeichelrische Betragen der Alten befremdete sie: Was soll das heißen, frug sie, was wollt ihr damit sagen? Die Alte fing an zu weinen und sprach: Hört mich an: Ich muß euch nur gestehen, daß ein junger Mann, Namens Buccinolo, mich hergeschickt hat, welcher euch mehr liebt und höher schätzt, als irgend ein Wesen unter der Sonne. Es ist nichts auf der Welt, wenn es in seinen Kräften steht, was er nicht gern für euch thäte, und Gott, sagte er mir, könne ihm keine größere Gnade erzeigen, als wenn ihr geruhen wolltet, ihm irgend etwas zu befehlen. Und wahrhaftig, mir scheint, als verzehrte er sich ganz vor Verlangen, euch zu sprechen, und ich habe wohl noch keinen redlichern jungen Menschen gesehen als ihn. Als die Dame diese Worte vernahm, ward sie über und über roth, wandte sich zu der Alten und sprach: Wenn ich euch nicht schonen müßte um meiner Ehre willen, so wollte ich euch so regieren, daß es ein Erbarmen wäre. Schämst du dich nicht, abscheuliche Hexe, einer ehrbaren Dame mit solchen Anträgen zu kommen? Daß dich Gott strafe! Mit diesen Worten griff das junge Weib nach der Sperrstange der Thüre, und wollte sie schlagen. Kommst du noch einmal, rief sie, ich will dich bedienen, daß dich nicht wieder her gelüstet. Da war die Alte nicht faul, griff schnell nach ihren Sachen, trollte sich und ging

ihres Weges, immer noch sehr in Furcht, die Bekanntschaft jener Stange zu machen, und nicht eher beruhigt, bis sie zu Buccinolo kam. Als dieser sie sah, frug er, was sie Neues bringe, und wie die Sache stehe? Schlecht stehts, versetzte die Alte, mein Lebtage hab ich solchen Schreck nicht gehabt, und das Ende vom Liede ist, daß sie euch weder sehen noch sprechen will. Und wäre ich nicht so rasch gewesen mit Davonlaufen, so hätte ich eine Stange versuchen müssen, die sie in der Hand hatte. Was mich betrifft, so gedenke ich nicht wieder hin, und rathe auch euch, diesen Gedanken fahren zu lassen.

Buccinolo blieb ganz trostlos zurück, dann begab er sich zu seinem Meister und erzählte ihm, was ihm begegnet sei. Der Meister tröstete ihn und sprach: Beruhige dich, Buccinolo, kein Baum fällt auf den ersten Streich. Geh heute Abend noch einmal vorbei, und auch Acht, was sie dir für ein Gesicht macht, und ob sie aufgebracht scheint oder nicht; dann komm wieder und sag es mir. Buccinolo machte sich auf und ging nach der Wohnung der Dame. Diese hatte ihn nicht sobald erblickt, als sie geschwind ihrem Mädchen rief, und sprach: Geh unbemerkt dem jungen Menschen dort nach und sag ihm in meinem Namen, daß er mich heut Abend besuche, und ja nicht ausbleibe. Das Mädchen kam also zu ihm und sprach: Herr, Madonna Giovanna bittet euch, sie heute Abend zu besuchen, denn sie wünscht euch zu sprechen. Buccinolo war betroffen, doch antwortete er und sprach: Sag ihr, ich würde

mit Freuden kommen; alsdann ging er zu seinem Meister und hinterbrachte ihm Alles. Der Meister wunderte sich und fing an heimlich zu argwöhnen, ob dies nicht gar seine eigene Frau sei, wie sie es in der That war. Schön, sprach er zu Bucciuolo, und wirst du hingehen? Freilich, versetzte Bucciuolo. Da sprach der Meister: Wenn du dann zu ihr gehst, so ruf doch erst bei mir an. Bucciuolo sagte, es solle geschehen, und ging. Jene Dame war die Frau des Meisters: Bucciuolo wußte es nicht, aber der Meister fing schon an, Eifersucht zu empfinden, denn er schlief den Winter über im Schul-Gebäude, um den Studierenden noch spät lesen zu können, und die Dame wohnte allein mit ihrem Mädchen. Der Meister dachte: Ich möchte doch nicht, daß Der auf meine Kosten studierte; ich muß sehen, dahinter zu kommen. Am Abend kam Bucciuolo und sagte: Meister, ich gehe jetzt. Der Meister sprach: Geh und sei klug. Laßt mich nur machen, versetzte Bucciuolo und verließ den Meister. Er hatte sich einen dichten Panzer umgeschnallt; ein scharfes Schwert unter dem Arm, einen guten Dolch an der Seite ging er nicht wie ein Unbedachtsamer. Als er weg war, folgte ihm der Meister auf dem Fuß. Bucciuolo, der kein Wort hiervon wußte, kam an die Thüre der Dame, und kaum hatte er angeklopft, so schloß sie ihm auf und ließ ihn ein. Als der Meister sah, daß es seine Frau war, gerieth er außer sich und sprach: Nun sehe ich wohl, der studirt auf meine Kosten. Gleich beschloß er, ihn zu ermorden, lief nach der Schule zurück, ergriff ein

Schwert und einen Dolch und kam in großer Wuth wieder an das Wohnhaus mit dem Vorsatz sich an Buccinolo zu vergreifen. Vor der Thüre angelangt, begann er mit Ungestüm zu klopfen. Die Dame saß mit Buccinolo am Feuer, und da sie an die Thüre klopfen hörte, dachte sie gleich, es sei der Meister, nahm den Buccinolo und versteckte ihn unter einem Haufen ungetrockneter Wäsche, der auf einem Tische neben dem Fenster lag. Dann lief sie zur Thüre und fragte: wer da sei? Der Meister rief: Schließ auf, du konntest es wohl denken, schlechtes Weib, das du bist. Die Dame schloß auf und da sie ihn gewaffnet sah, rief sie: O Himmel, Herr, was soll das? Der Meister sprach: Du weißt wohl, wen du im Hause hast. Ich Unglückliche, rief sie, was sagt ihr? Seid ihr von Sinnen? Sucht euch und wenn ihr Jemand findet, so viertheilt mich. Wie werd ich jetzt anfangen zu thun, was ich mein Leben nicht gethan? Habt acht Herr, daß euch der böse Feind nicht etwas vorspiegelt, daß ihr der Seele verlustig geht. Der Meister ließ eine Fackel anzünden, und durchsuchte den Keller zwischen den Fässern, stieg dann wieder herauf und suchte in der Kammer unter dem Bette und stieß den Degen durch den Strohsack, den er ganz durchbohrte, und hatte bald das ganze Haus durchlaufen, und nichts zu finden gewußt.

Die Frau war ihm immer zur Seite mit dem Lichte in der Hand und redete ihm zu: Herr, segnet euch mit dem Zeichen des Kreuzes, denn gewiß, der böse Feind will euch versuchen, und führt euch her,

das

das zu ſehen, was nimmer ſein kann. Denn ſtände mir der Sinn nach dem, was ihr denkt, ich wollte mich ſelber umbringen. Darum bitte ich euch um Gottes willen, laßt euch nicht verſuchen. Als der Meiſter ſah, daß Niemand da ſei, und die Frau reden [illegible] als ob es ihr Ernſt ſei, ſtand er eine Weile unſchlüſſig, löſchte dann das Licht aus und ging nach der Schule. Sogleich verſchloß die Dame die Thüre und zog Buccinolo unter der Wäſche hervor, dann machte ſie ein helles Feuer an, und trug einen großen fetten Kapaun auf, nebſt mehrern Sorten Wein, worauf ſie ſich hinſetzten und vortrefflich zu Nacht ſpeiſten. Die Dame ſagte mehrmals: Siehſt du, mein guter Mann hat ſich nichts weiß machen laſſen. Und da die erſehnte Nacht vorüber war und der Morgen anbrach, ſtand Buccinolo auf und ſagte: Madonna, ich will gehen; habt ihr mir nichts zu befehlen? Sie ſprach: Doch; daß du heute Abend wieder kommſt. Das ſoll geſchehen, ſprach Buccinolo, nahm Abſchied und trat aus dem Hauſe. Nun begab er ſich nach der Schule und ſprach zu dem Meiſter: Ich bringe luſtige Nachricht. Wie ſo? frug der Meiſter. Buccinolo verſetzte: Geſtern Abend, als ich bei ihr im Hauſe war, ſiehe, da kommt der Mann und durchſucht das ganze Haus und weiß mich nicht zu finden, denn ſie hat mich unter einem Haufen ungetrockneter Wäſche verborgen. Und die Dame wußte ihm ſo gut was vorzureden, daß er bald wieder ging; darauf ſpeiſten wir zu Nacht einen großen Kapaun und tranken mehrere feine Weine mit dem feſtlichſten Jubel,

den ihr jemals sahe, und so lebten wir in lauter Lust bis diesen Augenblick, und weil ich die Nacht nicht viel geschlafen habe, so will ich gehen und mich niederlegen, denn ich versprach, den Abend wieder zu kommen. Der Meister versetzte: Ruf doch hier an, wenn du hingehst. Recht gern, sprach Buccinolo und entfernte sich und der Meister blieb zurück, so entbrannt in Zorn, daß er sich vor Pein nicht zu fassen wußte, und den ganzen Tag konnte er keine Vorlesung halten, so quälte ihn die Eifersucht, aber am Abend gedachte er sich zu rächen, wozu er sich noch Helm und Panzer verschaffte. Als es Zeit ward, begab sich Buccinolo, der hiervon noch immer nichts ahndete, ganz harmlos zu seinem Meister und sprach: Ich gehe. Der Meister versetzte: Geh, und komm mir morgen früh sagen, wie es dir ergangen ist. Das soll geschehen, sprach Buccinolo und begab sich alsbald nach dem Hause jener Dame. Sogleich nahm der Meister seine Waffen, ging dicht hinter Buccinolo her und gedachte ihn auf der Schwelle einzuholen. Die Dame stand auf der Lauer, schloß ihm gleich auf und ließ ihn ein, und als die Thüre wieder verschlossen war, kam der Meister heran, und begann zu klopfen und einen großen Lärm zu machen. Da löschte die Dame schnell das Licht aus, schob den Buccinolo hinter sich, schloß die Thüre auf und umarmte auch gleich ihren eintretenden Gemahl, während sie mit dem andern Arm den Buccinolo hinausschob, ohne daß es jener bemerkte, dann fing sie an zu schreien: Herbei Leute, herbei, der Meister ist toll geworden, und dazu

hielt sie ihn fest umschlungen. Die Nachbarn liefen auf den Lärm herbei, und da sie den Meister so bewaffnet sahen und die Frau rufen hörten: Haltet ihn, er ist übergeschnappt vom vielen Studiren, redeten sie sich gegenseitig ein, daß er von Sinnen sei, und sprachen ihm zu: Aber Meister, was soll dieß bedeuten? Geht zu Bette, euch auszuruhen; strengt euch doch weiter nicht an. Der Meister sagte: Wie soll ich mich zur Ruhe begeben, wenn das schlechte Weib einen Mann bei sich im Hause hat, den ich selbst herein schleichen sah? Da rief die Frau: Ich unglückliches Weib! fragt alle diese Nachbarn, ob sie mir den geringsten Fehltritt nachsagen können. Da antworteten Männer und Frauen aus einem Munde: Meister, habt doch nicht solche Gedanken: es ward ja nie eine bessere Frau geboren als diese, von reinern Sitten und unbeflecktem Ruf. Was, rief der Meister, wenn ich nun selbst [illegible] sah und ich weiß, daß er hier ist. Darüber kamen zwei Brüder der Frau; da fing sie gleich an zu weinen und sprach: Lieben Brüder, sehet her, mein Mann ist übergeschnappt und will mich ums Leben bringen, und ihr wißt wohl, daß ich das Weib nicht bin, zu solchen Dingen. Die Brüder sprachen: wir wundern uns sehr, wie ihr unsere Schwester hier ein schlechtes Weib nennen dürft. Und was bringt euch heute plötzlich so sehr wider sie auf, da ihr sie doch schon so lange zum Weibe habt? Der Meister erwiderte: Ich sage euch, es ist einer hier im Hause und ich habe ihn selbst gesehen. Wohlan, sagten die Brü-

der, laßt uns ihn suchen, und finden wir ihn, so wollen wir so bei ihr aufräumen und sie dergestalt bestrafen, daß ihr zufrieden sein sollt. Einer der Beiden rief die Schwester bei Seite und sprach: Sage mir die Wahrheit, hast du Einen im Hause? Sie erwiderte: Weh mir, was sagst du? Der Himmel behüte mich und gebe mir eher den Tod, ehe ich mich solcher Dinge gelüsten ließe. Weh, sollte ich jetzt begehen, was nie eine beging aus unserm Hause? Schämt ihr euch nicht, mich nur darnach zu fragen? Dies schien den Bruder sehr zu beruhigen, worauf sie mit dem Meister Haussuchung zu halten begannen. Plötzlich stürzte der Meister auf jenen Haufen Wäsche los und durchbohrte ihn, als fechte er mit Bucciuolo, denn er glaubte, da sei er verborgen. Hab ich euch nicht gesagt, rief die Frau, daß der Meister übergeschnappt ist? Diese Waschleinwand zu verderben, die ihm nichts zu Leide gethan! Da sahen die Brüder, daß der Meister von Sinnen sei, und nachdem sie alles durchsucht und nichts gefunden hatten, sagte der Eine: Er ist verrückt! und der Andere sprach: Meister, ihr habt in der That sehr Unrecht, unsere Schwester so zu beschimpfen. Darüber gerieth der Meister in die äußerste Wuth, weil er wußte, was er gesehen hatte, und begann sich mit höchst leidenschaftlichen Worten gegen sie auszulassen, wobei er immer das bloße Schwert in der Hand hielt. Da nahmen die Brüder jeder einen derben Stock in die Hand, und schlugen dem Meister so manchen Schlag, bis sie ihm die beiden Stöcke auf dem Rücken zerbrachen. Dann

knebelten sie ihn als einen Sinnlosen, der, wie sie sagten, vom vielen Studieren übergeschnappt sei, und hielten ihn die ganze Nacht gebunden, während sie sich nebst der Schwester zur Ruhe begeben hatten. Den andern Morgen schickten sie zum Arzt, welcher verordnete, ihn neben den Ofen zu betten, und Niemand mit ihm sprechen zu lassen, auf keine seiner Fragen zu antworten, und so sollten sie ihn fasten lassen, bis er wieder zur Besinnung käme, und also geschah es. Nun lief das Gerücht durch ganz Bologna, wie dieser Meister übergeschnappt sei, und alle bedauerten ihn, und Einer sprach zu dem Andern: Wahrhaftig, ich merkte es schon gestern, da er uns die Stunde nicht lesen konnte. Ein anderer sagte: Der Mann hat sich ganz verändert. So hieß es überall, er sei irre, und es vereinigten sich Viele ihn zu besuchen. Buccinolo, der von dem Allen nichts wußte, ging nach der Schule, um dem Meister zu berichten, was ihm begegnet sei, und als er dahin kam, ward ihm gesagt, der Meister sei toll geworden. Buccinolo wunderte sich, und weil es ihm leid that, ging er mit den Andern zusammen ihn zu besuchen. Und als sie an das Haus des Meisters kamen, geriet Buccinolo außer sich vor Erstaunen, und wäre fast versunken, da er sah, wie sich die Sache verhielt. Damit aber Niemand Argwohn schöpfe, trat er mit den Andern herein, und als er in den Saal kam, fand er den Meister gefesselt und ganz verstört auf dem Bette neben dem Ofen liegen, weßhalb alle die Studierenden ihren Meister bemauerten, und sagten, sein Unfall sei

ihnen sehr schmerzhaft. Nun war an Buccinolo die Reihe mit ihm zu sprechen. Er sagte also: Lieber Meister, ihr geht mir so nahe wie ein leiblicher Vater, und wenn ich irgend etwas für euch thun kann, so verfügt über mich wie über euern Sohn. Der Meister antwortete: Buccinolo, Buccinolo, geh mit Gott, du hast nun genug gelernt auf meine Kosten. Die Frau fiel ein: Achtet nicht auf seine Worte, denn er faselt, und weiß selbst nicht, was er spricht. Buccinolo nahm Abschied und ging zu Pietro Paolo und sprach: Verwalter, gehabe dich wohl, denn ich habe nun so viel gelernt, daß ich nichts mehr lernen will; und somit trabte er ab und traf glücklich in Rom ein.

2. Die Rache.

Nach Straparola.

In Bologna, der edeln Stadt in der Lombardei, der Mutter der Gelehrsamkeit, die Alles im Ueberfluß besitzt, was ihre Pflege begünstigt, lebte ein Student, Namens Filenio Sifierna, aus Creta gebürtig, von edelm Geschlecht, ein schöner, freundlicher Jüngling. Eines Tages beging man in Bologna ein großes und glänzendes Fest, zu dem viele Damen der Stadt geladen wa-

ren und woran unter vielen andern Bologneſiſchen Edelleuten und Studierenden auch Filenio Antheil nahm. Nach der Sitte junger Leute warf er ſeine Blicke bald auf dieſe, bald auf jene Schöne, und da ſie ihm ſämmtlich wohlgefielen, wollte er ſich mit einer derſelben dem Ringeltanz anſchließen. Er trat alſo zu der Einen, mit Namen Emerentia, der Gattin des Lamberto Bentivoglio und forderte ſie zum Tanz auf. Sie war artig und nicht minder aufgeräumt als ſchön und ſchlug den Antrag nicht aus. Mit zögerndem Schritt führte ſie Filenio zum Tanz, drückte verſtohlen ihre Hand und flüſterte ihr leiſe die Worte zu: Edle Dame, eure Schönheit iſt ſo groß, daß ſie ohne Zweifel Alle weit überſtrahlt, die je mein Auge geſehen. Auf der Welt iſt kein Weib, zu der ich ſo glühende Liebe empfände, wie zu euer Gnaden, und wenn ihr meine Liebe erwiedertet, ſo würde ich mich den glücklichſten, ſeligſten Menſchen erachten, der auf der Welt zu finden wäre; wo nicht, ſo muß ich mich bald des Lebens beraubt ſehen und ihr die Schuld meines Todes tragen. Da ich euch, hohe Herrin, nun liebe wie ich thue, und wie es meine Pflicht iſt, ſo nehmt mich zu euerm Diener an und verfügt über mich und das Meinige, wie geringfügig es ſein mag, wie über euer Eigenthum. Keine höhere Gnade wüßte ich vom Himmel zu erflehen, als einer ſo hohen Herrin unterthan zu werden, die mich durch den ſüßen Leim der Minne wie einen Vogel gefangen hat. Emerentia, welche die holden, lieblichen Worte mit Aufmerkſamkeit angehört hatte, war klug genug ſich taub zu ſtellen,

und antwortete nichts. Als der Tanz beendigt war und Emerentia ihren Sitz wieder eingenommen hatte, ergriff Filenio die Hand einer andern Dame und trat den Tanz mit ihr an, aber kaum hatte er ihn begonnen, so redete er sie mit folgenden Worten an: Gewiß, allerschönste Dame, habe ich nicht nöthig, euch mit Worten auszudrücken, wie groß und heftig die heiße Liebe ist, die ich zu euch trage und tragen werde, so lange mein Geist diese vergänglichen Glieder, diesen unseligen Leib beherrscht. Aber glücklich, überseligt müßte ich mich achten, wenn ich euch zu meiner Herrin und Schutzheiligen erwürbe. Da ich euch nun so liebe, wie ich thue, euch so ganz ergeben bin, wie ihr leicht selber bemerken werdet, so verschmäht es nicht, mich zu eurem unterwürfigsten Diener anzunehmen, da all mein Glück, mein Leben selbst von euch und von Niemand anders abhängig ist. Die junge Dame, welche Panthemia hieß, so gut sie Alles verstanden hatte, erwiederte doch nichts, sondern setzte den Tanz mit vielem Anstande fort, und nahm, als er zu Ende war, halblächelnd neben andern Damen ihren Platz ein. Es währte nicht lange, so ergriff der verliebte Filenio die Hand einer Dritten, welches die artigste, anmuthigste und schönste Frau war, die man dazumal in ganz Bologna finden mochte, und begann sich mit dieser im Tanze zu schwingen, indem er sich eine Gasse durch diejenigen bahnte, welche sich herzudrängten, um sie zu bewundern. Ehe sie aber den Tanz beschlossen, redete er sie in folgender Art an: Vielleicht werdet ihr mich, meine hochgeschätzteste Dame,

für sehr unbescheiden halten, wenn ich euch jetzt die lange verhehlte Liebe entdecke, die mein Herz für euch empfindet und längst empfunden hat; aber beschuldigt nicht mich, sondern die Macht eurer Schönheit, die euch über alle andern Frauen erhebt und mich ewig zu eurem Gefangenen macht. Ich geschweige eurer untadlichen Sitten, ich geschweige eurer ausgesuchten und bewunderungswürdigen Tugenden, die so groß und zahlreich sind, daß sie Macht hätten, die höchsten Götter vom Himmel hernieder zu locken. Wenn denn eure natürlichen, kunstlosen Reize den Göttern gefallen, was Wunder, daß sie mich zwingen euch zu lieben, und euer Bild in den Tiefen meines Herzens zu tragen. Darum bitte ich euch, edle Herrin, einziger Balsam meiner Seele, Den werth zu halten, der des Tages tausendmal für euch stirbt. Dann werde ich das Leben euch zu verdanken glauben, um deren Gunst ich werbe. Die Schöne, welche Sinforosia hieß, hatte die süßen und holden Worte wohl verstanden, die aus dem glühenden Herzen Filenios hervordrangen, auch konnte sie einen kleinen Seufzer nicht unterdrücken, jedoch bedachte sie ihre Ehre und daß sie vermählt sei, und antwortete ihm nichts, sondern ließ sich nach geendigtem Tanz wieder auf ihrem Platze nieder. Nun saßen die Drei fast in einem Kreise beisammen und unterhielten sich mit angenehmen Gesprächen, als Emerentia, Messer Lambertos Gemahlin, nicht in böser Absicht, sondern scherzweise zu ihren Gefährtinnen sprach: Meine lieben Freundinnen, soll ich euch nicht einen Spaß erzählen, der mir heute begegnet ist? Nun

was denn für einen? fragten die Freundinnen. Ich habe, fuhr Emerentia fort, unterm Tanz einen Liebhaber gefunden, und zwar den schönsten, artigsten und gebildetesten, der zu finden ist. Er sagt, er sei so entbrannt für mich, meiner Schönheit wegen, daß er Tag und Nacht keine Ruhe finde, und so erzählte sie ihnen Wort für Wort, was er ihr gesagt hatte. Als dies Panthemia und Sinforosia hörten, sagten sie, ganz dasselbe sei ihnen begegnet, und sie verließen das Fest nicht, ohne es herausgebracht zu haben, daß es Einer und Derselbe gewesen, der allen dreien zugleich den Hof gemacht. Hieraus entnahmen sie die Gewißheit, daß alle jene Worte des Verliebten nicht aus seinem Herzen, sondern aus Verstellung und Arglist geflossen seien, und maßen ihnen daher denselben Glauben bei, welchen man den Fieberträumen der Kranken oder den Possen der Spielsänger zu schenken pflegt. Sie schieden auch nicht eher von einander, bis sie sich alle drei das Wort gegeben, eine jede von ihnen wolle ihn auf eine Weise zum Besten haben, daß der verliebte Jüngling sich zeitlebens erinnern solle, wie auch den Frauen die Gabe, die Leute zu foppen, nicht versagt sei. Filenio fuhr fort, bald dieser bald jener schön zu thun, und da er sah, daß sie ihm alle wohlzuwollen schienen, so setzte er sich vor, wenn es möglich wäre, von Jeglicher den letzten Sold der Liebe zu empfangen, aber es gelang ihm nicht, wie er wünschte und hoffte, sondern es ward ihm ein Strich durch seine ganze Rechnung gemacht. Emerentia, der geheuchelten Leidenschaft des thörichten

Studenten überdrüſſig, rief ein vertrautes Dienſtmädchen von hübſchem und anmuthigem Weſen herbei, und trug ihm auf, zur gelegenen Zeit mit Filenio zu ſprechen und ihm die Liebe zu vertrauen, die ihre Herrin für ihn fühle, und daß ſie wünſche, wenn es ihm beliebe, eine Nacht in ihrem Hauſe mit ihm zuzubringen. Als das Filenio hörte, ward er froh, und ſprach zu dem Mädchen: Geh, eile nach Hauſe, empfiehl mich deiner Herrin und ſag ihr von mir, ſie ſolle mich heute Abend erwarten, wenn ihr Mann nicht zu Hauſe ſei. Inzwiſchen ließ Emerentia viele Bündel ſcharfer Dornen zuſammenleſen und legte ſie unter die Bettſtelle, worin ſie des Nachts ſchlief und ſo erwartete ſie die Ankunft ihres Liebhabers. Als die Nacht herankam, griff Filenio zu ſeinem Degen und ſchlich ſich heimlich zu dem Hauſe ſeiner Feindin, wo ihm beim erſten Zeichen geöffnet wurde. Nachdem ſie ſich eine Weile mit Geſpräch unterhalten und feſtlich [illegible] geſpeiſt hatten, gingen ſie zuſammen in die Kammer, um ſich ſchlafen zu legen. Aber kaum hatte ſich Filenio entkleidet, um zu Bette zu gehen, ſo kam Meſſer Lamberto, ihr Gemahl, nach Hauſe. Als die Dame dies hörte, ſtellte ſie ſich ſehr erſchrocken, und in der Angſt, wo ſie ihren Liebhaber verbergen ſollte, befahl ſie ihm, ſich unter das Bette zu verkriechen. Als Filenio die Gefahr ſah, worin er und die Dame ſchwebte, lief er nackt und im bloßen Hemde, wie er war, unter die Bettſtelle, und zerkratzte ſich ſo entſetzlich, daß an ſeinem ganzen Leibe vom Kopf bis zu den Füßen, keine Stelle war, die nicht Blut ge-

schwingt hätte. Und je mehr er sich in der Dunkelheit der Dornen erwehren wollte, desto ärger zerstachelte er sich, und doch durfte er nicht schreien, denn sonst hätte es Messer Lamberto gehört und ihn umgebracht. Ich überlasse es einem Jeden sich vorzustellen, in welchem Zustande der Elende die Nacht verbrachte. Als der Morgen kam und der Ehemann das Haus verließ, kleidete sich der arme Schüler, so gut er konnte, wieder an, und begab sich blutrünstig nach Hause zurück, wo er noch lange Zeit Todesangst zu leiden hatte. Doch unter der Pflege eines sorgsamen Arztes erholte er sich bald und ward wieder so gesund als vorher. Auch währte es nicht lange, so verfiel er von Neuem auf seine verliebten Neigungen, und fuhr fort, jenen beiden andern, Panthemien und Sinforosien, den Hof zu machen, so lange, bis er eines Abends Gelegenheit fand, Panthemien zu sprechen, welcher er seinen langen Kummer und stete Schmerzen klagte, und sie bat, doch Mitleid mit ihm haben zu wollen. Die schlaue Panthemia stellte sich, als bedauere sie ihn, entschuldigte sich, daß sie keine Gelegenheit wisse, ihn zufrieden zu stellen, zuletzt aber, wie von seinen süßen Bitten und heißen Seufzern besiegt, ließ sie ihn ins Haus. Schon war er entkleidet um mit ihr zu Bette zu gehen, als ihm Panthemia befahl, in die Nebenkammer zu gehen, wo sie ihr wohlriechendes Wasser und Räucherwerk habe, um sich erst zu parfümiren und dann zu Bett zu begeben. Der Student, der sich keiner Arglist bei der boshaften Dame versah, trat in die Kammer, aber kaum hatte er den

Fuß auf eine Planke gesetzt, deren Tragebalken weggerückt worden war, so stürzte er, ohne sich halten zu können, mitsammt der Planke in ein unterirdisches Gewölbe hinunter, in welchem einige Kaufleute baumwollene und leinene Zeuge gelagert hielten. Obwohl er ziemlich tief herab gefallen war, so hatte er sich doch keinen Schaden gethan. Als er sich nun an diesem dunkeln Orte fand, begann er umherzutappen, ob er eine Treppe oder eine Thüre fände, da ihm aber dies fehlschlug, verfluchte er tausendmal den Tag und die Stunde, wo er Panthenien kennen gelernt. Als der Morgen kam und der gute Jüngling allgemach zur Einsicht des Betrugs der Dame gelangte, bemerkte er an einer Seite des Waarenlagers einige Ritzen in der alten und feuchten Mauer, durch welche ein Lichtschimmer eindrang. Mit ungeheurer Anstrengung gelang es ihm mehrere Steine heraus zu brechen, und brach so lange, bis er ein so großes Loch hindurchgearbeitet hatte, daß er hindurchschlüpfen konnte. Hier fand er einen Pfad, der nicht weit von der öffentlichen Straße entlegen war, und schlug barfuß und im Hemde den Weg nach seiner Herberge ein, wo er auch, ohne von Jemand erkannt zu werden, glücklich anlangte. Sinforosia, die schon von den beiden Streichen vernommen hatte, welche dem Filenio gespielt worden, entschloß sich einen dritten hinzuzufügen, der jenen nichts nachließe. Sie blinzelte ihm also, so oft sie ihn sah, mit den Augenwimpern zu, als wolle sie ihm zu verstehen geben, wie sie sich um ihn verzehre. Der Jüngling, der die ausgestandenen Leiden schon vergessen

hatte, fing bald an, vor ihrem Hause Fensterspaziergänge anzustellen, und den Verliebten zu spielen. Als Sinforosia sah, daß er sich schon über und über in ihren Netzen verfangen habe, schickte sie ihm durch eine Alte einen Brief, worin sie ihm sagte, sie sei von seiner Schönheit und edlem Betragen so eingenommen und bezaubert, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe finde, und wünsche daher über Alles in der Welt, ihn, wenn es ihm beliebe, zu sprechen. Als Filemo den Brief empfangen und den Inhalt ersehen hatte, dachte er an keinen Betrug, vergaß alle früher empfangenen Beleidigungen und war der fröhlichste und zufriedenste Mensch, der jemals gefunden ward. Sogleich ergriff er die Feder und antwortete, wenn sie ihn liebe und nach ihm schmachte, so seien ihre Schmerzen wohl vergolten, denn er liebe sie mehr, als sie ihn, und zu jeder Stunde, wo sie befehle, sei er zu ihren Diensten bereit. Sobald sie die Antwort gelesen und den günstigen Augenblick gefunden hatte, ließ ihn Sinforosia ins Haus und nach vielen erheuchelten Seufzern sprach sie zu ihm: Mein Filemo, zu diesem Schritt hätte mich in der ganzen Welt wohl Niemand als du vermocht, denn deine Schönheit, deine Anmuth und der Reiz deiner Rede haben ein solches Feuer in meiner Seele entzündet, daß ich wie trockenes Holz zu lodern glaube. Als der Student sie so sprechen hörte, zweifelte er keinen Augenblick, daß sie vor Liebe zu ihm zerschmelzen wolle. So erging sich der lose Vogel eine Weile mit Sinforosien in süßen und ergötzlichen Liebesreden und schon schien es ihm

Zeit zu Bette zu gehen und ſich an ihre Seite zu ſchmiegen, als Sinforoſia ſprach: Bevor wir ſchlafen gehen, mein ſüßes Herz, ſcheint es mir räthlich uns ein wenig zu ſtärken, dann ergriff ſie ihn bei der Hand, und führte ihn in ein Seitengemach, wo ein Tiſch mit köſtlichem Zuckerwerk und trefflichen Weinen bereit ſtand. Die Verſchlagene hatte den Wein mit Krukerſaft gemiſcht, damit er zu einem gewiſſen Zeitpunkt entſchliefe. Filenio ergriff den Becher, füllte ihn mit jenem Weine und trank ihn, ohne einen Betrug zu ahnen, völlig aus. Nachdem er die Lebensgeiſter erfriſcht und ſich mit wohlriechenden Waſſern geſalbt und durchbalſamt hatte, begab er ſich zu Bette. Es währte nicht lange, ſo that der Trank ſeine Wirkung und der Jüngling verfiel in einen ſo tiefen Schlaf, daß der ſtärkſte Geſchützdonner oder ein anderer noch ſo heftiger Lärm ihn ſchwerlich erweckt hätte. Als Sinforoſia ſah, daß er feſt ſchlafe und der Saft ſeine Wirkung vollkommen bewähre, ſo ſchlüpfte ſie von ihm und berief eine junge muntre Dienerin, die mit einverſtanden war, worauf beide den Studenten bei Händen und Füßen ergriffen und ihn gemach vor die Thüre auf die Straße trugen, wo ſie ihn etwa einen Steinwurf weit von dem Hauſe liegen ließen. Etwa eine Stunde vor Tage, als der Trank ſeine Kraft ausgebrauſt hatte, erhob ſich der Arme und fand ſich, ſtatt an Sinforoſiens Seite, baarfuß und im Hemde und halbtodt vor Kälte auf der bloßen Erde liegen. Kaum konnte ſich der Bedauernswürdige, an Armen und Beinen Erſtarrte, wieder auf die Füße heben.

Als es seinen Anstrengungen gelang, sich aufzurichten, die Beine ihn aber noch nicht halten wollten, schleppte er sich, so gut er konnte und mochte, zu seiner Herberge zurück und traf Anstalten zu seinem Heile. Und wäre die Unverwüstlichkeit der Jugend ihm nicht zu Hülfe gekommen, so wäre er gewiß lebenslang mit Nervenzufällen behaftet geblieben. Als er aber seine frühere Gesundheit wieder erlangte, verschloß er die erlittenen Beleidigungen in der Tiefe seines Herzens und ohne sich irgend gekränkt oder erbittert zu zeigen, stellte er sich vielmehr in alle Drei noch weit verliebter als zuvor, indem er bald nach der einen, bald nach der Andern liebäugelte. Jene versahen sich seiner Argliß nicht, sondern hatten ihre Freude an seinem Betragen, und nahmen seine Huldigungen mit der freundlichen, wohlwollenden und gnädigen Miene auf, die man wahrhaft Liebenden nicht versagt. Manchmal war es dem gereizten Jüngling, als müsse er Hand an sie legen und ihnen das Antlitz zerkratzen, aber er bedachte klüglich den hohen Stand der Damen und wie schimpflich es für ihn wäre, drei schwache Weiber zu schlagen und bezwang seinen Ingrimm. Lange sann er hin und her, wie er sich rächen möge, und da er es durchaus nicht anzustellen wußte, gerieth er außer sich vor Betrübniß. Nach geraumer Zeit fiel es ihm ein, was er thun müsse um seinen Wunsch zu befriedigen, und das Glück begünstigte ihn, den entworfenen Plan ins Werk zu rufen. Filenio hatte in Bologna ein schönes Lusthaus mit einem geräumigen Saale und geschmackvollen Nebenge-

mächern gemiethet, und hier beſchloß er ein prachtvolles und glänzendes Feſt zu geben, und außer andern Damen auch Emerentia, Panthemia und Sinforoſien dazu einzuladen. Die Einladung wurde angenommen, und als der Tag des glänzenden Feſtes erſchien, begaben ſich die Damen, die in ihrem Leichtſinn nichts Arges ahnten, alle drei dahin. Als es Zeit war, die Damen mit kühlen Weinen und köſtlichem Zuckerwerk zu erquicken, ergriff der verſchlagene Jüngling ſeine drei Liebſten bei der Hand und führte ſie mit vielem Anſtand in ein Nebengemach, ſie höflich bittend, ſich ein wenig zu erfriſchen. Kaum aber waren die thörichten, unvorſichtigen Frauen in der Kammer angelangt, ſo verſchloß er die Thüre derſelben, wandte ſich zu ihnen und ſprach: Jetzt, ihr boshaften Weiber, iſt die Stunde gekommen mich zu rächen und euch für die Beleidigungen zu ſtrafen, wodurch ihr meine heiße Liebe vergaltet. Als ſie dieſe Worte hörten, waren ſie vor Schreck mehr todt als lebendig, bereuten es im Stillen ihn beleidigt zu haben, und machten ſich die größten Vorwürfe, daß ſie dem getraut hatten, den ſie hätten haſſen ſollen. Mit drohender, zornglühender Miene befahl ihnen der Jüngling, wofern ihnen das Leben lieb ſei, ſich alle drei nakt auszukleiden. Als dies die guten Damen vernahmen, ſahen ſie ſich betroffen an, ergoſſen ſich in Thränen und Wehklagen und baten flehentlich, wenn nicht um ihrer Liebe willen, doch bei ſeiner Zucht und angeborenen Menſchlichkeit, mindeſtens ihrer Ehre zu ſchonen. In der Freude über das Gelingen ſeines An-

schlags versprach es ihnen der Jüngling, bestand aber darauf, daß sie sich in seinem Beisein entkleiden sollten. Da warfen sie sich alle drei zu den Füßen des Studenten und beschworen ihn unter tausend Thränen ihnen dies zu erlassen und so unendliche Schmach nicht zuzufügen. Aber er hatte sein Herz zum Diamant verhärtet und sagte, er sei in einer gerechten Rache begriffen. So mußten sich denn die Damen ausziehen, daß sie dastanden, wie sie aus Mutterleibe gekommen, und doch waren sie nakt nicht minder schön als bekleidet. Der Jüngling betrachtete sie von dem Kopf bis zu den Füßen, und als er sie so schön und zart erblickte, daß die Weiße ihrer Haut den Schnee übertraf, begann sich doch einiges Mitleid in ihm zu regen, aber die Erinnerung der erlittenen Beleidigung und ausgestandenen Todesgefahr kehrte in sein Gedächtniß zurück und verscheuchte alles Erbarmen, so daß er bei seinem grausamen und herzlosen Vorsatz beharrte.

Alsdann nahm der lustige Jüngling die Kleider und alles Zeug, das sie an sich gehabt hatten, verschloß es in einem Seitenzimmer und befahl ihnen eben nicht allzuhöflich, sich alle drei in ein Bette zu legen. Ganz bestürzt und bebend vor Schrecken riefen sie aus: O wir Unseligen, was werden unsere Männer, was unsere Aeltern sagen, wenn sie erfahren, daß man uns hier so nakt wie wir sind ermordet gefunden! Besser wären wir in den Windeln gestorben, als daß die Welt diese Schmach und Schande von uns erfahren soll. Als der Student sie wie Mann und Weib beisammen liegen

ſah, nahm er ein weißes Leintuch, das aber nicht allzu fein war, damit ihre Geſichtszüge nicht durchſchimmern und ſie verrathen ſollten, und bedeckte ſie damit vom Kopf bis zu den Füßen, dann verließ er das Gemach, verſchloß die Thüre und ſuchte ihre Männer auf, die ſich in dem Saale eben beim Tanz vergnügten. Als die Muſik ſchwieg, führte er ſie in das Nebengemach, wo die drei Damen im Bette lagen und ſprach zu ihnen: Ihr Herrn, ich habe euch hieher geführt, um euch ein kleines Vergnügen zu machen, und euch den ſchönſten Anblick zu verſchaffen, der euch in euerm Leben zu Theil geworden. Hierauf näherte er ſich mit einer Fackel dem Bette, hob das Leintuch von den Füßen empor, und wickelte es auf, indem er die Damen bis zu den Knieen bloßdeckte, daß die Männer die runden, weißen Beine mit dem zierlichen Füßchen ſehen mochten, was ein wundervoller Anblick war. Dann enthüllte er ſie bis zur Bruſt und zeigte ihnen die blendenden Schenkel, die zwei Säulen des reinſten Marmors ſchienen, und den gerundeten Leib, dem feinſten Alabaſter ähnlich. Hierauf enthüllte er ſie noch weiter und zeigte ihnen den zarten, ſchön gewölbten Buſen mit den zwei prallen, köſtlichen runden Brüſten, die den erhabenen Juviter ſelbſt gezwungen hätten ſie zu küſſen und liebzukoſen. Dies gewährte den drei Ehemännern das größte Vergnügen und Ergötzen, das ſich denken läßt. Ich überlaſſe es Jedem, ſich ein Bild der Angſt und Verlegenheit zu machen, worin die armen unglücklichen Frauen ſich befan-

den, als sie hörten, daß ihre Männer es seien, die sich an ihren Anblick weideten. Sie hielten sich ruhig und wagten es kaum Athem zu hohlen, um nicht erkannt zu werden. Die Ehemänner ersuchten den Jüngling, auch von dem Antlitz den Vorhang wegzuziehen, er aber, in fremden Angelegenheiten vorsichtiger, als in den eigenen, wollte nicht einwilligen. Aber dennoch begnügte er sich nicht hiermit, sondern nahm die Kleider der drei Frauen und zeigte sie ihren Männern. Diese erblickten sie mit einer gewissen Betroffenheit, die ihnen am Herzen nagte. Mit steigendem Erstaunen betrachteten sie dieselben näher und sprachen bei sich selbst: Ist dies nicht das Kleid, das ich meiner Frau machen ließ? Ist das nicht die Haube, die ich ihr kaufte? Ist dies nicht das Halsgehänge, das ihr vom Halse bis zur Brust niederging? Sind dies nicht die Ringe, die sie am Finger trug? Um das Fest nicht zu stören, verließen sie das Gemach, entfernten sich aber nicht, sondern blieben zur Tafel. Als der Jüngling vernahm, daß das Abendmahl fertig sei, und sein kluger Haushofmeister Alles bereitet habe, forderte er die Gesellschaft auf, sich zu Tische zu setzen. Während es die Gäste sich wohlschmecken ließen, begab sich unser Student in das Nebengemach zurück, wo die drei Frauen im Bette lagen, enthüllte sie und sprach: Guten Morgen, meine Damen, habt ihr eure Männer nicht gehört? Sie harren eurer draußen mit dem heißesten Verlangen: worauf wartet ihr? Steht auf, ihr Siebenschläfer, gähnt nicht lange, laßt ab euch die Augen zu reiben, nehmt eure Kleider und schlürft eilig

hinein: es ist Zeit in den Saal zurückzukehren, wo euch die andern Damen erwarten. Also foppte er sie und weidete sich an ihrer Rathlosigkeit. Die trostlosen Frauen fürchteten ihr Abenteuer werde ein grausames Ende nehmen, sie weinten und verzweifelten an ihrem Heil. So geängstet und von Schmerzen durchbohrt, erhoben sie sich auf die Füße, mehr den Tod als etwas Anderes erwartend. Filenio, sprachen sie zu dem Jüngling, du hast vollkommene Rache an uns genommen, es bleibt nichts mehr übrig, als daß du dein scharfes Schwert nimmst und uns den Tod damit giebst, welchen wir über Alles in der Welt wünschen und willkommen heißen. Willst du uns aber diese Gnade nicht erzeigen, so laß uns wenigstens unerkannt nach Hause gelangen, damit unsere Ehre unbescholten bleibe. Filenio glaubte nun genug gethan zu haben, gab ihnen ihre Kleider zurück und gebot ihnen, sich eiligst anzuziehen. Als dies geschehen war, ließ er sie durch ein geheimes Hinterpförtchen hinaus, und so kamen sie beschämt ohne von jemand erkannt zu werden, nach Hause. Sogleich zogen sie die Kleider wieder aus, die sie getragen hatten, verschlossen sie in ihre Schränke, begaben sich aber klüglich noch nicht zu Bette, sondern setzten sich hin zu arbeiten. Nach der Mahlzeit dankten die Männer dem Studenten für die gute Aufnahme, die sie bei ihm gefunden, noch mehr aber für das Vergnügen, das er ihnen gewährt, indem er sie die köstlichen Glieder habe sehen lassen, deren Schönheit die Sonne überstrahlt habe nahmen Abschied von ihm und kehrten zurück in ihre

Wohnungen. Zu Hause fanden sie ihre Frauen in ihrem Kämmerlein neben dem Feuer sitzen, eifrig mit Nähen beschäftigt. Weil ihnen aber die Kleider, Ringe und andere Kostbarkeiten, welche sie in Fulenios Kammer gesehen hatten, noch einigen Verdacht erregten, fragten sie, um auch diesen zu beseitigen, Jeder die Seinige, wo sie den Abend zugebracht hätten, und wo ihre Kleider seien? Ganz unbefangen antworteten ihnen die Frauen, sie hätten heute Abend das Haus nicht verlassen, nahmen die Schlüssel ihrer Schränke, wo die Kleider verwahrt wurden, und zeigten ihnen Röcke, Ringe und Alles, was sie an Schmuck von ihren Männern erhalten hatten. Als die Männer dies sahen, wußten sie nicht, was sie sagen sollten und verhielten sich ruhig, erzählten aber doch ihren Frauen Alles haarklein, was ihnen jenen Abend begegnet sei. Als dies die Frauen angehört hatten, stellten sie sich als wüßten sie von nichts, und nachdem sie das Abenteuer eine Weile belacht hatten, entkleideten sie sich und begaben sich zu Bette. Wenige Tage verflossen, so begegnete Fulenio seinen beiden Damen mehrmals auf der Straße, und flüsterte ihnen zu: Wer von uns hat mehr Angst ausgestanden? Wer von uns ward übler behandelt? Sie aber schlugen die Augen nieder und antworteten nichts. Und so rächte sich unser Student ohne alle Gewaltthätigkeit, wie es einem Manne geziemt, und so gut als er wußte und konnte für die erlittenen Beleidigungen.

3. Der Ring.

Nach Straparola.

Galleſe, König von Portugal, hatte einen Sohn Namens Nerino, welchen er dergeſtalt erziehen ließ, daß er bis zu ſeinem achtzehnten Jahre keine andere Frau zu ſehen bekam, als ſeine Mutter und die Amme, welche ihn ſäugte. Als aber Nerino jetzt zur Volljährigkeit gelangt war, beſchloß der König, ihn auf die Univerſität zu Padua zu ſchicken, um dort die lateiniſche Sprache und die Sitten Italiens kennen zu lernen. Gedacht, gethan. Als Nerino in Padua angelangt war, lernte er viele Studierende kennen, die ihm täglich den Hof machten, und unter welchen ein Arzt war, der Meiſter Raimondo Brunello genannt wurde. Da ſie täglich ſich über allerlei Dinge unterhielten, geſchah es eines Tages, wie es unter jungen Leuten zu geſchehen pflegt, daß die Rede auf ſchöne Frauen fiel, und dieſer die eine, jener die andere rühmte. Aber Nerino, der wie geſagt, nie eine andere geſehen hatte, als ſeine Mutter und ſeine Amme, behauptete mit großer Entſchiedenheit, daß ſeinem Urtheile nach in der ganzen Welt keine ſchönere, anmuthigere und ſtattlichere Frau zu finden ſei, als ſeine Mutter, und alle die man ihm nannte, behandelte er im Vergleich mit ſeiner Mutter wie Geſindel. Meiſter

Raimondo, der eine Frau hatte, welche zu den schönsten gehörte, die je die Natur geschaffen hatte, rückte sich über diese Posse die Halskrause zurecht und sprach: Herr Nerino, ich kenne ein Weib von so großer Schönheit, sähet ihr sie, ihr würdet sie nicht für minder schön, ja für schöner als eure Mutter erachten.

Nerino antwortete, er könne nicht glauben, daß sie schöner sei als seine Mutter, aber es werde ihm Vergnügen machen, sie zu sehen; worauf Raimondo versetzte: Wenn es euch gefällig ist sie zu sehen, so bin ich erbötig sie euch zu zeigen. Das wird mir sehr lieb sein, entgegnete Nerino, ich werde euch dafür verbunden sein. Wenn es euch also beliebt sie zu sehen, begann hierauf Meister Raimondo, so kommt morgenfrüh in die Domkirche, und ich verspreche sie euch zu zeigen. Alsdann ging er nach Hause und sprach zu seiner Frau: Stehe morgen zeitig auf, ordne dein Haar, mache dich schön und kleide dich sorgfältig, denn ich will, daß du zur Meßzeit in den Dom gehst, das Hochamt zu hören. Genebbia, (so hieß die Gattin des Meister Raimondo) war nicht gewohnt viel hin und her zu laufen, sondern brachte fast den ganzen Tag mit Nähen und Stricken zu Hause zu: sie verwunderte sich also nicht wenig über diesen Einfall ihres Gatten; weil es aber sein Wille war, so ergab sie sich drein, und kleidete sich des andern Morgens schon in der Frühe so herrlich, daß sie mehr eine Göttin als eine Frau zu sein schien. Als Genebbia nun nach ihres Gatten Befehl den heiligen Tempel betrat und Nerino, der Königssohn, sah und ihrer an-

sichtig ward, gestand er sich, daß sie in der That außerordentlich schön sei. Als Genobbia sich entfernt hatte, kam Meister Raimondo zu Nerino und sprach: Nun, was dünkt euch von der Dame, die so eben aus der Kirche ging? Meint ihr, daß sie mit irgend Einer den Vergleich zu scheuen habe? Ist sie nicht schöner als eure Mutter? In der That, sprach Nerino, sie ist schön, die Natur hätte keine schönere schaffen können. Aber seid so gut und sagt mir, wessen Frau sie ist, und wo sie wohnt? Darauf antwortete Meister Raimondo mit keiner Sylbe, denn er wollte es ihm nicht sagen. Nun Meister Raimondo, sprach da Nerino, wenn ihr es mir nicht sagen wollt, wer sie ist und wo sie wohnt, so versprecht mir wenigstens, daß ich sie noch einmal zu sehen bekomme. Von Herzen gern, antwortete Raimondo. Kommt morgen wieder her in die Kirche, so will ich machen, daß ihr sie wie heute sehen könnt. Darauf begab sich Raimondo nach Hause und sprach zu seiner Frau: Genobbia, morgen früh halte dich bereit, denn ich will, daß du die Messe im Dom hörst, und wenn du dich jemals schön gemacht und prachtvoll gekleidet hast, so thu es morgen. Darüber verwunderte sich Genobbia von Neuem, weil sie aber dem Befehl ihres Mannes Gehorsam schuldig war, so that sie was er verlangte.

Als der Morgen kam, begab sich Genobbia in reichen Gewändern und mehr als gewöhnlich geschmückt nach der Kirche. Es währte nicht lange, so kam auch Nerino und als er sie von Schönheit strahlen sah, ent-

glübte er ſo mächtig in Liebe zu ihr, als nur je ein Mann für ein Weib gealübt hat. Meiſter Raimondo kam nun auch hinzu und Nerino bat ihn, er möge ihm ſagen, wie ſie heiße, die in ſeinen Augen ſo viel Reize beſitze. Aber Raimondo, der ſich ſtellte, als habe er ſeiner Praxis wegen große Eil, wollte es ihm jetzt nicht ſagen, ſondern ließ den Jüngling ſich in ſeinem Fette braten und ging lachend davon. Nerino gerieth in großen Zorn wegen des Mangels an Achtung, womit ihn Raimondo zu behandeln ſchiene, und ſprach zu ſich ſelbſt: Du willſt nicht, daß ich es wiſſen ſoll, wer ſie iſt, aber ich werde es dir zum Trotz ſchon erfahren. Er verließ die Kirche und wartete draußen ſo lange, bis die Schöne ebenfalls aus dem Dome kam, worauf er ſie eben ſo beſcheiden als freundlich grüßte und bis zu ihrem Hauſe begleitete. Da nun Nerino die Wohnung der Dame ermittelt hatte, begann er ihr den Hof zu machen und ließ ſelten einen Tag verſtreichen, wo er nicht zehnmal vor ihrem Hauſe vorüber gegangen wäre.

Er wünſchte eine Unterredung mit ihr zu haben, und ſann unaufhörlich in Gedanken, wie er es einrichten könne, daß er ſeinen Zweck erreiche und die Ehre der Dame unverletzt bleibe. Nach langem Hin- und Herſinnen wollte ihm kein Mittel einfallen, das ihm heilſam wäre, er gerieth aber nun ſo lange auf die abenteuerlichſten Einfälle, bis er die Bekanntſchaft einer Alten machte, die dem Hauſe Genobbiens gegenüber wohnte. Dieſe gewann er durch Geſchenke zu ſeiner Vertrauten und ſchlich ſich heimlich in ihr Haus. In dem Hauſe dieſer Alten war

ein Fenſter, das nach dem Saale in Genobbius Hauſe blickte, von wo aus ſie Nerino ſehen konnte, wie ſie ſich in ihrem Hauſe hin und her bewegte; jedoch vermied er es ſelbſt geſehen zu werden, damit ſie keinen Anlaß nehme, ſich künftig vor ſeinen Blicken zu verbergen. Als Nerino nun alle Tage auf ſeinem geheimen Lauſchörtchen zubrachte und der heißen Flamme nicht widerſtehen konnte, die ihm das Herz verzehrte, beſchloß er, ihr einen Brief zu ſchreiben und zu einer Zeit ins Haus zu werfen, wo er ihren Mann nicht daheim glaube. Und alſo that er, ja er wiederholte es mehrmals, aber Genobbia warf ſie ungeleſen und ohne weiteres Nachdenken ins Feuer. Doch als ſie dies mehrmals gethan hatte, fiel es ihr ein, doch einmal einen zu eröffnen und zu ſehen, was darin ſtehe. Als ſie ihn aufgemacht, ſah ſie, daß der Briefſteller Nerino, des Königs von Portugal Sohn ſei, der ſich heftig in ſie verliebt habe, worüber ſie erſt eine Weile in Nachdenken verſank, dann aber in Betracht des übeln Lebens, das ſie bei ihrem Manne führe, guten Muth ſchöpfte und Nerino freundliche Blicke zuwarf, ja ihn ſogar auf geſchickte Weiſe ins Haus ſchaffte, wo ihr der Jüngling denn die heiße Liebe erklärte, die er zu ihr trage, und die Qualen, die er um ihretwillen ſtündlich erdulden müſſe, endlich die Weiſe, wie er ſich in ſie verliebt habe. Und ſie, die nicht minder mitleidig als ſchön und liebreizend war, verſagte ihm ihre Liebe nicht. Während ſie nun beide, durch gegenſeitige Gunſt vereinigt, ſich verliebten Geſprächen hingaben, klopfte plötzlich Meiſter Raimondo

an die Hausthüre. Als dies Genobbia hörte, ließ sie den Nerino sich auf das Bette strecken, zog die Vorhänge zu und wies ihn an, die Entfernung ihres Mannes hier abzuwarten. Raimondo trat ins Haus, steckte irgend eine seiner Sachen zu sich, und entfernte sich wieder, ohne etwas zu merken. Ein Gleiches that auch Nerino. Des andern Tages, als Nerino sich auf dem Marktplatz erging, kam zufällig Meister Raimondo vorüber, welchem er durch Zeichen andeutete, daß er ihn zu sprechen wünschte, dann auf ihn zuging und sprach: Nun, Meister, habe ich euch nicht gute Botschaft zu bringen? Und welche? fragte Meister Raimondo. Kenne ich nicht jetzt, fuhr Nerino fort, die Wohnung jener wunderschönen Dame? Hatte ich nicht eine verliebte Unterredung mit ihr? Und als der Mann nach Hause kam, verbarg sie mich auf dem Bette und zog den Vorhang zu, daß er mich nicht sehen solle, worauf er sich auch gleich wieder entfernte. Ist dies möglich? rief rief Meister Raimondo aus. Möglich und wahr, versetzte Nerino, und in meinem Leben habe ich kein herrlicheres, holdseligeres Weib gesehen. Sollter ihr sie vielleicht nächstens besuchen, Meister Raimondo, so empfehlt mich ihr doch und bittet sie, mich in gutem Andenken zu behalten. Dies versprach Meister Raimondo zu thun und nahm unwillig Abschied, doch erst fragte er Nerino, ob er wohl wieder hingehen werde? Das könnt ihr euch denken, antwortete Nerino. Meister Raimondo begab sich nach Hause, entschloß sich aber, seiner Frau nichts zu sagen, sondern abzuwarten, bis er sie zu

sammen fände. Am andern Tage besuchte Nerino Genobbien wieder, und während sie sich den Freuden der Liebe und ergötzlichen Gesprächen hingaben, kam plötzlich der Mann nach Hause. Da verbarg sie den Nerino geschwinde in einen Koffer und warf eine Menge Kleider darüber, welche sie abscheren wollte, um sie vor den Motten zu wahren. Raimondo stellte sich, als könne er eine seiner Sachen nicht finden, durchstöberte das ganze Haus, steckte den Kopf sogar durch die Bettvorhänge, und als er nichts fand, ging er beruhigter hinweg und besuchte seine Kunden. Auch Nerino entfernte sich bald, und als er dem Meister Raimondo wieder begegnete, sprach er zu ihm: Herr Doctor, da komm ich eben von der schönen Frau, aber das neidische Glück hat uns die beste Freude verkümmert, denn der Mann kam hinzu und verdarb Alles. Und wie entkamt ihr? fragte Meister Raimondo. Sie schloß einen Koffer auf, antwortete Nerino, und verbarg mich darin, und über die Kiste warf sie eine Menge Kleidungsstücke, welche sie bearbeitete, damit sie nicht schäbicht würden. Er aber kehrte das Bette um und um, und als er da nichts fand, ging er seiner Wege. Wie verdrüßlich dies Meister Raimondo gewesen sein muß, mag sich leicht denken, der weiß, wie die Liebe thut. Inzwischen hatte Nerino Genobbien einen schönen, kostbaren Diamant geschenkt, in dessen goldener Fassung sein Kopf und sein Name eingegraben stand. Des andern Tags, als Meister Raimondo ausgegangen war, seine Kranken zu besuchen, ließ die Dame den Nerino wieder ins Haus und

kaum hatten ſie ihr Herz den Freuden der Liebe und ſüßen Wechſelreden erſchloſſen, ſo kehrte ihr Mann ſchon wieder nach Hauſe zurück. Aber die verſchlagene Geroldina hatte kaum die Rückkehr ihres Mannes wahrgenommen, ſo eröffnete ſie einen großen Schrank, der in ihrer Kammer ſtand und verbarg ihren Liebſten darin. Meiſter Raimondo trat ins Haus, ſtellte ſich, als ſuche er eine ſeiner Sachen und kehrte in der ganzen Stube das Unterſte zu oberſt, und als er nichts im Bette noch in dem Koffer fand, nahm er wie ein Raſender einen Brand von dem Feuer und hielt ihn, feſt entſchloſſen, die ganze Kammer, mit allem, was darinnen war, zu verbrennen, an die vier Pfähle des Gemachs. Schon hatten die Wände und Querbalken Feuer gefangen, als Geroldina ſich zu ihrem Manne wandte und ſprach: Was ſoll das heißen, mein Gemahl? Seid ihr etwa toll geworden? Wollt ihr das Haus einäſchern, ſo äſchert darauf los; aber äſchert mir dieſen Schrank nicht ein, worin ſich die Papiere befinden, die zu meinem Heirathsgute gehören. Hierauf ließ ſie vier ſtarke Kerle kommen, den Schrank hinweg in das Haus der Alten tragen, wo ſie ihn heimlich, ohne daß es Jemand gewahr wurde, eröffnete und ſich zurück nach Hauſe begab. Der kluge Meiſter Raimondo hatte nur ſehen wollen, ob Jemand hervorkäme, der ihm nicht angenehm wäre, aber er ſah Niemand als einen erſtickenden Rauch und das glühende Feuer, welches das Haus verzehrte. Inzwiſchen liefen die Nachbarn herbei, um die Feuersbrunſt zu erſticken, und arbeiteten ſo lange, bis ſie endlich ſie bemeiſterten.

Des folgenden Tages, als Nerino ſich vor der Stadt erging, ſtieß er auf Meiſter Raimondo, grüßte ihn und ſprach: Lieber Meiſter, ich muß euch wieder eine Geſchichte erzählen, die euch behagen wird. Und welche? fragte Meiſter Raimondo. Nerino fuhr fort: Ich bin der ſchrecklichſten Gefahr entronnen, der jemals ein Menſch entronnen ſein mag. Ich ging wieder in das Haus jener Dame und ergötzte mich mit ihr in den ſüßeſten Vertraulichkeiten, als plötzlich ihr Mann hinzukam, das ganze Haus um und um kehrte, endlich einen Brand ergriff und ihn an die vier Pfähle der Stube hielt, daß Alles verbrannte was darinnen war. Und ihr, ſprach Meiſter Raimondo, wo ſteckter ihr? Ich war in einem Schranke verborgen, verſetzte Nerino, welchen ſie aus dem Hauſe tragen ließ. Als dies Meiſter Raimondo vernahm und an der Wahrheit der Erzählung nicht zweifeln konnte, meinte er vor Schmerz und Aerger zu ſterben, aber er durfte ſich nicht verrathen, weil er hoffte, ihn auf der That zu betreffen. Nun, Herr Nerino, fragte er ihn, werdet ihr euch wohl noch einmal zu ihr wagen? Da ich dem Verbrennen entgangen bin, antwortete Nerino, wovor ſoll ich mich noch fürchten? Meiſter Raimondo brach nun das Geſpräch ab und erſuchte Nerino, morgen beim Mittagsmahl ſein Gaſt zu ſein und der Jüngling nahm die Einladung mit Freuden an. Am folgenden Tage bat Meiſter Raimondo alle ſeine Verwandten, und die ſeiner Frau zu ſich ein, und bereitete ein pomphaftes, prächtiges Mahl, nicht in ſeinem Hauſe, welches halb abgebrannt war

sondern anderwärts, und wies auch seine Frau an, sich dahin zu begeben, jedoch nicht bei der Tafel zu erscheinen, sondern sich verborgen zu halten, und das Nöthige zu besorgen.

Da nun die Verwandten, so wie auch Nerino, versammelt waren, und man sich zu Tische setzte, suchte Meister Raimondo durch erkünstelte Lustigkeit den Nerino trunken zu machen, um hernach seinen Anschlag ausführen zu können. Nachdem ihm Raimondo den mit Malvasier angefüllten Becher zum Oefteren gereicht und ihn Nerino immer redlich geleert hatte, sprach Meister Raimondo: Ach Herr Nerino, erzählt doch diesen unsern Verwandten eine von euern drolligen Geschichten, damit sie etwas zu lachen haben. Der arme Nerino wußte nicht, daß Genobbia Meister Raimondos Frau sei, und hub an, sein Abenteuer mit derselben zu erzählen, jedoch ohne irgend einen Namen zu nennen. Es geschah, daß einer der Aufwärter in die Kammer ging, wo sich Genobbia befand und zu ihr sprach: Ach, Frau Genobbia, wärt ihr nacketwo in einer Ecke versteckt, so könntet ihr die schönste Geschichte erzählen hören, die ihr in eurem Leben gehört habt, ich hatte euch, kommt mit mir. Sie versteckte sich also in einem Winkel und erkannte bald die Stimme ihres Nerino und daß die Geschichte, welche er erzähle, die ihrige sei. Hierauf nahm die lustige, verschlagene Frau den Diamant, welchen ihr Nerino geschenkt hatte, warf ihn in eine silberne Schale, die sie mit dem köstlichsten Trank füllte

und

und ſprach zu dem Aufwärter: Bringe dieſe Schale Nerino und ſage ihm, er ſolle ſie trinken, damit er deſto beſſer erzählen könne. Der Diener nahm die Schale, trug ſie zur Tafel und als Nerino trinken wollte, ſprach er zu ihm: Herr trinkt dieſe Schale, daß ihr beſſer erzählen könnt. Nerino nahm ſie und trank den Wein aus; da ſah er und erkannte den Diamant, welchen er ſich in den Mund gleiten ließ, und dann, als ſei ihm etwas Unreines in den Mund gekommen, hervor zog und an den Finger ſchob. Nun erkannte Nerino, daß die Dame, deren Geſchichte er erzählte, Meiſter Raimondos Gattin ſei, und wollte nicht weiter geben, ſondern als Raimondo und die Verwandten ihn aufforderten, die Geſchichte auszuerzählen, beſchloß er ſie mit den Worten: Und wieder und wieder krähte der Hahn, und plötzlich ward es Tag, ich erwachte und ſah, daß ich geträumt hatte. Als die Verwandten des Meiſter Raimondo, welche Alles was Nerino von der Frau erzählte, für wahr gehalten hatten, dieſe Wendung vernahmen, behandelten ſie den Einen wie den Andern als die größten Trunkenbolde. Nach einigen Tagen traf Nerino den Meiſter Raimondo, ſtellte ſich, als wiſſe er nicht, daß er der Mann Genobbiens ſei und ſagte ihm, daß er in einigen Tagen abreiſen werde, indem ihm ſein Vater geſchrieben habe, daß er unverzüglich nach Hauſe kommen ſolle. Meiſter Raimondo wünſchte ihm Glück zur Reiſe, aber Nerino ſchickte heimlich zu Genebbien, entfloh mit ihr und brachte ſie nach Portugal, wo er

lange in Freuden mit ihr lebte. Als aber Meister Raimondo nach Hause kam, war seine Frau verschwunden, worüber er nach wenigen Tagen vor Verzweiflung den Geist aufgab.

VIII.

Die gezähmte Keiferin.

Nach Straparola.

In Cornetto, einem römischen Kastell im Gebiet Sr. päbstlichen Heiligkeit, lebten zwei geschworene Brüder, Namens Pisardo und Silverio, welche sich mit nicht geringerer Liebe zugethan waren, als hätte sie dieselbe Mutter geboren. Beide hatten das Kriegshandwerk ergriffen und standen im Solde des Pabstes. So groß indessen ihre Liebe zu einander war, so wohnten sie doch nicht zusammen. Der jüngere, Silverio, dem es an Wartung fehlte, heirathete die Tochter eines Schneiders, mit Namen Spinella, ein schönes, reizendes Mädchen, doch von sehr hitzigem Geblüt. Als die Hochzeit gefeiert und die Frau ihm ins Haus geführt wurde, nahm ihn ihre Schönheit, die ihm über allen Vergleich erhaben schien, so sehr ein, daß er sich ihr in Allem, was sie von ihm verlangte, gefällig erwies. Dadurch wurde Spinella so übermüthig und herrschsüchtig, daß sie ihres Gatten wenig oder gar nicht achtete. Schon hatte er es durch seine Schwäche dahin gebracht, daß, wenn er ihr befahl, thu dieses, so that sie jenes, und wenn er sagte, komm her, so ging sie weg und lachte ihn aus, und weil der Laffe nicht durch fremde, sondern durch seine eigene Augen sah, wagte er es nicht, sie zurechtzuweisen, noch auf Heilung des Uebels zu denken, sondern ließ sie thun, was ihr einfiel und beliebte. Ehe das

Jahr um war, nahm Pisardo die zweite Tochter des Schneiders, mit Namen Fiorella, welche nicht minder schön von Angesicht und auch nicht minder hitzköpfig war als ihre Schwester Spinella. Nach der Hochzeit, als die Frau ihm ins Haus geführt wurde, ergriff Pisardo ein Paar Mannsbeinkleider und zwei Prügel und sprach: Fiorella, fasse du dieses Ende, ich werde das andere fassen, wir wollen um die Hosen ringen, wer sie tragen soll, und wer Sieger bleibt, der soll sie anziehen; wer aber unterliegt, der muß dem Andern gehorchen. Fiorella hatte kaum die Worte ihres Mannes gehört, so antwortete sie mit vieler Mäßigung: Ach mein Gemahl, was sind das für Reden, die ihr führt? Seid ihr nicht der Mann, und ich bin die Frau? Muß die Frau nicht dem Manne gehorchen? Wie sollte ich denn solche Thorheit beginnen? Tragt ihr also die Hosen, sie schicken sich besser für euch als für mich. Gut, sprach Pisardo, ich werde also die Hosen tragen und du wirst als mein liebes Weib mir Gehorsam leisten. Aber hüte dich, nicht anderes Sinnes zu werden, daß ich die Frau sein soll und du der Mann, damit du dich hernach nicht über mich zu beklagen hast. Fiorella war klug, bestätigte nochmals, was sie gesagt hatte, und der Mann übergab ihr unter diesem Vorbehalt das Regiment des ganzen Hauses, überwies ihr den Vorrath an Geräthen und Kleidungsstücken, und belehrte sie über die Art und Weise, wie er zu leben gewohnt sei. Darauf sprach er: Komm mit mir, Fiorella, ich will dir meine Pferde zeigen und dich lehren, wie du sie behandeln mußt, wenn es Noth thut. Als sie in den Stall

kamen, ſprach er: Was ſagſt du, Fiorella, von meinen Pferden? Sind ſie nicht ſchön? Werden ſie nicht gut gehalten? Gewiß, Herr, antwortete Fiorella. Aber gieb Acht, ſprach Piſardo, wie lenkſam und geſchmeidig ſie ſind, nahm eine Peitſche zur Hand, und ſchlug erſt dieſes dann jenes, und trieb ſie bald rechts bald links. Und die Pferde nahmen den Schwanz zwiſchen die Beine, ſtellten ſich alle in eine Reihe und gehorchten ihrem Herrn. Piſardo hatte unter andern ein Pferd, das zwar von ziemlich gutem Anſehen, aber träge und widerſpenſtig war, und worauf er dieſes Fehlers wegen nicht viel hielt. Zu dieſem ging er mit der Peitſche, ließ es ſich rechts und links wenden und züchtigte es. Aber das von Natur ſtörriſche Pferd ließ ſich ſchlagen und that nichts von Alle dem, was ſein Herr verlangte, ſondern ſchlug bald mit dem einen Fuß, bald mit dem andern, bald mit beiden aus. Wie Piſardo ſah, daß das Pferd ſo hart ſei, nahm er einen derben Knittel und gerbte ihm das Fell dermaßen durch, daß er ſelbſt davon ermüdete. Aber das Pferd ward nur eigenſinniger als vorher, ließ ſich ſchlagen und rührte ſich nicht. Ueber dieſe Hartnäckigkeit des Pferdes ergrimmte Piſardo vor Zorn, legte die Hand an ſein Schwert und erſtach es. Fiorella, die dies mit anſah, hatte Mitleid mit dem Pferde und ſprach: Ach, mein Gemahl, warum habt ihr das Pferd getödtet? Es war ein ſchönes Thier, es iſt ewig Schade, daß ihr es umgebracht habt. Aber Piſardo verſetzte mit zornglühendem Antlitz: Wiſſe, daß ich Alle, die mein Brot eſſen und meinen Willen nicht thun, mit dieſer Münze bezahle. Bei dieſen Worten

erſchrak Fiorella und ſprach zu ſich ſelbſt: Weh mir Armen, mir Elenden, wie übel bin ich mit Dieſem angekommen! Ich glaubte, ich hätte einen beſonnenen Mann zum Gemahl und bin an einen Wüterich gerathen. Wie hat er das ſchöne Pferd um Nichts und wieder Nichts umgebracht! So beklagte ſie ſich bei ſich ſelbſt ohne zu ahnen, mit welcher Abſicht ihr Mann ſo ſpreche und handle. Dieſer Vorfall hatte Fiorellen ſolche Furcht vor ihrem Manne eingeflößt, daß er ſich nur zu rühren brauchte, ſo zitterte ſie an allen Gliedern. Wenn er etwas befahl, ſo that ſie es auf der Stelle; kaum hatte er den Mund geöffnet, ſo verſtand ſie was ſein Wille war, und niemals fiel ein unfreundliches Wörtchen zwiſchen ihnen vor. Silverio, welcher den Piſardo ſehr liebte, beſuchte ſie oft, und aß zu Mittag und zu Abend bei ihnen; als er aber Fiorellens Betragen und Aufführung kennen lernte, wunderte er ſich ſehr, und ſprach zu ſich ſelbſt: O Gott, warum mußte ich nicht das Glück haben, Fiorellen zum Weibe zu bekommen, wie mein Bruder Piſardo? Wie gut ſie das Haus in der Ordnung hält und ihn ohne das geringſte Widerſtreben bedient! Wie ſie ihrem Manne gehorcht und Alles thut, was er befiehlt! Aber die Meine, ich Elender, thut juſt das Gegentheil und behandelt mich ſo übel als nur möglich. Eines Tages war Silverio bei Piſardo und nach allerlei Geſprächen ſagte er zu ihm: Lieber Bruder Piſardo, du weißt, wie ſehr wir uns lieben: ich möchte von dir hören, wie du es gemacht haſt, deine Frau ſo zu ziehen, daß ſie dir ſo unbedingt gehorcht und dir ſo viel ſchmeichelt und liebko-

ſet. Ich mag Spinellen eine Sache noch ſo liebreich befehlen, ſo giebt ſie mir eine barſche Antwort und thut dann grade das Gegentheil von dem, was ich befahl. Piſardo lächelte und erzählte ihm von Wort zu Wort, wie er es gehalten, als er ſein Weib heimgeführt habe, rieth ihm auch ein Gleiches zu thun und zu ſehen, ob es anſchlage, denn wenn es nicht anſchlage, ſo wiſſe er nicht, was er ihm weiter rathen ſolle. Aeußerſt wohl gefiel dieſer Rath dem Silverio, er beurlaubte ſich von ihm, nahm ein Paar ſeiner Beinkleider und zwei Stöcke und that was ihm Piſardo gerathen hatte. Als dies Spinella ſah, ſprach ſie: Was macht ihr da für Streiche, Silverio? Was für Grillen ſind euch in den Kopf gefahren? Solltet ihr etwa närriſch geworden ſein? Glaubt ihr, ich wiſſe nicht, daß die Männer und nicht die Frauen Hoſen tragen? Wozu jetzt ohne allen Anlaß dergleichen Zeug machen? Aber Silverio antwortete nichts, ſondern verfolgte die einmal begonnene Ordnung und gab ihr jetzt die Regeln über die Führung des Hausweſens. Spinella, deren Verwunderung immer ſtieg, verſetzte mit ſpöttiſchem Lächeln: Glaubt ihr vielleicht, Silverio, ich wiſſe noch nicht eure Sachen in der Ordnung zu halten, daß ihr mich ſo ernſtlich darüber belehrt? Aber der Ehemann ſchwieg und begab ſich jetzt mit der Gattin nach dem Stalle, wo er mit den Pferden ganz ſo verfuhr, wie Piſardo gethan hatte, auch eins davon tödtete. Als Spinella dieſe Thorheit erblickte, dachte ſie bei ſich, ihr Mann müſſe in Wahrheit den Verſtand verloren haben und ſprach: Was wollen dieſe Narrheiten ſagen, die ihr ſo unbeſon-

nen vollführt? Sollte ihr etwa zu euerm Unſtern verrückt geworden ſein? Silverio antwortete: Ich bin nicht verrückt, aber alle, die mein Brod eſſen und meinen Willen nicht thun, beſtrafe ich ſo, wie du geſehen haſt. Nun merkte Spinella den thörichten Vorſatz ihres einfältigen Gatten, und ſprach: O du Trotz, man ſieht wohl, daß euer Pferd ein dummes Thier war, weil es ſich ſo jämmerlich umbringen ließ. Aber wo denkt ihr hin? Meint ihr vielleicht, mit mir zu verfahren, wie mit dieſem Pferde? Wahrhaftig, wenn ihr das glaubt, ſo irrt ihr euch gewaltig, und viel zu ſpät verſucht ihr jetzt dafür zu ſorgen, wofür ihr viel früher hättet ſorgen ſollen. Aus Knorpel iſt Knochen geworden, die Wunde iſt in Krebs übergegangen, es giebt kein Mittel mehr für einen ſo alten Schaden; hättet ihr doch früher euerm Unfall zu helfen geſucht. O Narr, hirnloſer Narr, ſeht ihr denn nicht zu welchem Schaden, welchem Spott euch eure zahlloſen Thorheiten gereichen? Und was hat euch dies Alles geholfen? Nichts und wieder Nichts! Dieſe Worte des klugen Weibes belehrten Silverio wohl, daß er mit ſeiner allzugroßen Zärtlichkeit wenig Gutes geſtiftet habe: er entſchloß ſich daher, ſo ſchwer es ihm auch fiel, ſein trauriges Loos lebenslänglich in Geduld zu ertragen. Spinella hatte nun geſehen, daß der Rathſchlag ihrem Manne wenig gefrommt habe, und wenn ſie ſonſt ihren Willen hartnäckig durchſetzen wollte, ſo machte ſie ihn jetzt in der ganzen Ausdehnung geltend, denn es liegt in der Natur halsſtarriger Weiber lieber tauſend Tode zu dulden, als ihren einmaligen Beſchluß aufzugeben.

IX.

Zu

Ende gut, Alles gut.

Giletta von Narbonne.

Nach Boccaccio.

In Frankreich lebte ein Edelmann, Namens Isnard Graf von Rouſſillon, der ſeiner Kränklichkeit wegen ſtets einen Arzt bei ſich hatte, welcher Gerard von Narbonne hieß. Der Graf hatte einen einzigen, kleinen Sohn, der ſehr ſchön und anmuthig war und mit mehrern Kindern ſeines Alters erzogen wurde, unter welchen ſich auch Giletta, die Tochter des erwähnten Arztes, befand. Dieſe fühlte eine grenzenloſe und viel glühendere Liebe, als ſie bei ſo zartem Alter gewöhnlich iſt, für den jungen Beltram. Nach dem Tode des Grafen, welcher ihn der Pflege des Königs überwieſen hatte, mußte Beltram ſich nach Paris begeben, worüber das Mädchen unendlich betrübt wurde, und da bald nachher auch ihr Vater ſtarb, gern nach Paris gereiſt wäre, um Beltram wieder zu ſehen, wenn ſie einen ſchicklichen Vorwand gewußt hätte; allein des Reichthums willen, der ihr nun allein zugefallen war, ward ſie von zu Vielen beobachtet und wußte keine anſtändige Auskunft zu finden.

Auch als ſie zu ihren mannbaren Jahren gelangt war, hatte ſie den Beltram noch nicht vergeſſen können und ohne einen Grund anzugeben, ſchon viele Bewerber ausgeſchlagen, welchen ihre Verwandten ſie vermählen wollten.

Da ſie nun mehr als je zuvor für Beltram entbrannt war, weil ſie vernommen hatte, daß er ein ſehr ſchöner Jüngling geworden ſei, hörte ſie zufällig die Nachricht, daß der König von Frankreich in Folge eines ſchlecht geheilten Geſchwulſtes, das er auf der Bruſt gehabt, an einer Fiſtel leide, die ihm große Beſchwerden und heftige Schmerzen verurſache und daß er keinen Arzt finden könne, der ihn davon heile, obgleich ſich ſchon Viele daran verſucht, aber das Uebel nur verſchlimmert hätten, worüber der König an der Geneſung verzweifelt ſei und nun allen Rath und Beiſtand von ſich weiſe. Das Mädchen war hierüber höchlich erfreut, denn ſie glaubte nun, nicht blos einen ſchicklichen Vorwand zu der Reiſe nach Paris gefunden zu haben, ſondern auch, wenn es wirklich die Krankheit ſei, welche ſie vermuthete, ihren Beltram leicht zum Gemahl erwerben zu können. Da ſie von ihrem Vater Vieles erlernt hatte, bereitete ſie ſogleich aus gewiſſen heilſamen Kräutern ein Pulver für die Krankheit, welche ſie bei dem Könige vorausſetzte, ſtieg damit zu Pferde und begab ſich nach Paris, wo es ihr erſtes Geſchäft war, ſich den Anblick Beltrams zu verſchaffen; dann erſchien ſie vor dem König und bat ſich die Gnade aus, daß er ihr ſein Uebel zeige.

a der König ihre Jugend und Anmuth sah,
er es nicht abschlagen und zeigte ihr seinen
en. Sobald sie ihn gesehen hatte, zweifelte sie
mehr, ihn heilen zu können und sprach: Gnädiger
wenn es euch beliebt, so hoffe ich zu Gott euch
ht Tagen, ohne euch irgend Schmerzen oder Be-
erden zu machen, von dieser Krankheit zu heilen.
König machte sich im Stillen über ihre Rede lu-
und sprach zu sich selbst: Wie sollte es ein junges
chen ausrichten können, was die größten Aerzte der
it nicht vermocht haben? Er dankte ihr also für
n guten Willen, entgegnete aber, er sei entschlossen,
em ärztlichen Rathe mehr Folge zu leisten. Darauf
setzte die Jungfrau: Gnädiger Herr, ihr verschmäht
eine Kunst, weil ich ein Mädchen und noch so jung
n; aber ich erinnere euch, daß ich nicht durch meine
Wissenschaft und Erfahrung, sondern durch Gottes Bei-
and und die Wissenschaft meines Vaters, des bei sei-
en Lebzeiten berühmten Arztes Gerard von Narbonne,
u heilen verstehe. Der König sprach bei sich selbst:
Vielleicht ist mir diese von Gott gesendet: warum ver-
suche ich nicht, was sie vermag, da sie doch verspricht,
mich ohne Beschwerde in kurzer Zeit zu heilen. Er be-
stimmte sich also den Versuch zu machen und sprach:
Junges Mädchen, und wenn ihr uns nicht heilt, falls
wir euretwillen von unserm Entschlusse abgingen, was
sollte für euch die Folge sein? Gnädiger Herr, ver-
setzte die Jungfrau, laßt mich bewachen, und wenn ich
euch in acht Tagen nicht heile, lebendig verbrennen:

aber was ſoll mein Lohn ſein, wenn die Heilung gelingt? Der König antwortete: Da ihr noch unvermählt ſcheint, ſo wollen wir euch, wenn ihr euer Wort löſt, gut und anſtändig verheirathen. Gnädiger Herr, erwiederte das Mädchen, ich bin es zufrieden, daß ihr mich verheirathet; ich beachte aber den zum Manne, welchen ich mir wähle; doch werde ich keinen eurer Söhne, oder aus dem königlichen Hauſe verlangen.

Der König ſagte ihr dies zu, worauf ſie ihre Kur begann und binnen Kurzem, noch vor der beſtimmten Friſt, dem König ſeine Geſundheit wieder ſchenkte. Da er ſich nun geheilt fühlte, ſprach er: Jungfrau, ihr habt euern Mann wohl verdient. Wohlan denn, verſetzte Giletta, ſo hab ich denn den Beltram von Rouſſillon verdient, den ich ſchon in meiner Kindheit zu lieben begann und ſeitdem immer von ganzer Seele geliebt habe. Dem König kam es ſchwer an, ihr dieſen zu geben; da er es aber verſprochen hatte und nicht wortbrüchig werden wollte, ließ er ihn rufen und ſprach zu ihm: Beltram, ihr ſeid nun erwachſen und ausgebildet: wir wünſchen, daß ihr nun zurückkehrt, eure Grafſchaft ſelbſt zu regieren, und ein Fräulein mit euch führt, das wir zu eurer Gemahlin beſtimmt haben. Und wer iſt das Fräulein, gnädiger Herr? fragte Beltram. Dieſelbe, antwortete der König, welche uns durch ihre Heilmittel die Geſundheit wiedergeſchenkt hat.

Beltram, der ſie geſehen und wiedererkannt hatte, hielt ſie zwar für ſchön genug, da er aber wußte, daß ſie nicht von einem Geſchlechte ſei, wie es ſich für ſeinen

nen

nen Adel gezieme, versetzte er verächtlich: Gnädiger Herr, ihr wollt mir also eine Quacksalberin zur Frau geben? Gott verhüte es, daß ich je eine Solche zur Gemahlin nehme. So wollt ihr denn, entgegnete der König, daß wir unser Wort brechen, welches wir, um unsre Gesundheit wieder zu erlangen, dem Mädchen verpfänden mußten, das nun zum Lohn eure Hand begehrt? Gnädiger Herr, erwiederte Beltram, ihr könnt mir nehmen, was ich besitze und mich als euern Vasallen an wen ihr wollt verschenken; das aber versichere ich euch, daß ich mit dieser Heirath niemals zufrieden sein werde. Ihr werdet schon, sprach der König, denn das Mädchen ist hübsch und verständig und liebt euch zärtlich; deßhalb hoffen wir, daß ihr viel glücklicher mit ihr leben werdet, als ihr mit einer Dame höherer Abkunft leben würdet.

Beltram schwieg und der König ließ zur Feier der Hochzeit große Zurüstungen machen. Als nun der festgesetzte Tag herankam, vermählte sich Beltram, so schwer es ihm auch ward, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als sich selbst liebte, und nahm, als dies geschehen war, nachdem er sich schon vorher entschlossen hatte, was er zu thun habe, unter dem Vorwande, daß er nach seiner Grafschaft zurückkehren und dort das Beilager vollziehen wolle, Urlaub von dem Könige. Dann stieg er zu Pferde, reiste aber nicht nach seiner Grafschaft, sondern begab sich nach Toskana, wo er hörte, daß die Florentiner mit den Sienesern im Krieg begriffen seien, und sich gleich ent-

schloß zu ihren Gunsten am Streite Theil zu nehmen. Er ward mit Freude und großen Ehren empfangen, zum Anführer einer Abtheilung ihrer Kriegsmacht geordnet und mit einer so ansehnlichen Besoldung begabt, daß er eine geraume Zeit in ihren Diensten verweilte.

Die Neuvermählte, die über diese Behandlung wenig erfreut war, hoffte ihn durch ihr gutes Betragen noch in seine Grafschaft zurückrufen zu können und reiste nach Roussillon, wo sie von Allen als Gebieterin aufgenommen ward. Weil aber die Grafschaft in so langer Zeit ohne Herrn gewesen, fand sie alle Geschäfte verwahrlost und zerrüttet. Als eine verständige Frau wußte sie indeß in kurzer Zeit durch Fleiß und Sorgfalt Alles wieder ins Geleise zu bringen, worüber die Unterthanen sehr erfreut waren und ihr mit Liebe und Treue ergeben wurden, während sie den Grafen bitter tadelten, daß er mit einer solchen Gemahlin nicht zufrieden sei. Als sie nun die Angelegenheiten des Landes geordnet hatte, ließ sie den Grafen durch zwei Edelleute davon benachrichtigen und bitten, wenn er um ihretwillen anstehe in seine Grafschaft zurückzukehren, so möge er es ihr anzeigen, und sie werde sich alsdann, ihm zu Gefallen, entfernen. Er aber antwortete ihnen mit großer Härte: Hiermit mag sie es halten, wie es ihr beliebt; ich aber werde nicht eher zurückkehren und mit ihr leben, bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind von mir auf dem Arme trägt. Auf diesen Ring legte er großen Werth und trennte sich niemals von ihm, wegen einer gewissen Kraft, die, wie man ihn überredet hatte,

ihm beiwohnte. Die Edelleute fühlten wohl die Härte der fast in einer doppelten Unmöglichkeit beruhenden Bedingung; da sie aber sahen, daß sie ihn durch Zureden seinem Entschluß nicht abwendig machen könnten, so kehrten sie zu der Dame zurück und hinterbrachten ihr seine Antwort. Sie ward sehr betrübt darüber, entschloß sich jedoch nach langem Nachdenken den Versuch zu machen, ob sie jene Bedingungen nicht erfüllen könne. Um also in der Folge ihren Gemahl für sich zu gewinnen, versammelte sie, sobald ihr Entschluß gefaßt war, viele der ältesten und angesehensten Männer der Grafschaft und erzählte ihnen ausführlich und in beweglichen Worten, was sie schon Alles aus Liebe zu dem Grafen gethan und welchen Lohn sie dafür empfangen habe, worauf sie hinzufügte, es sei ihre Absicht nicht, den Grafen durch ihre Anwesenheit in ewiger Verbannung zu halten, vielmehr gedenke sie den Rest ihres Lebens zum Heil ihrer Seele in Pilgerfahrten und Werken der Barmherzigkeit hinzubringen. Alsdann bat sie die Versammelten, den Schutz und die Regierung der Grafschaft zu übernehmen und dem Grafen anzuzeigen, daß sie die Besitzung frei und ledig gelassen habe, und sich in der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, entfernt habe.

Während sie also sprach, vergossen die guten Leute häufige Thränen und baten sie dann inständigst, ihren Vorsatz aufzugeben und bei ihnen zu bleiben; womit sie aber nichts ausrichteten. Giletta empfahl sie dem göttlichen Schutze, machte sich in Begleitung eines ihrer

Vettern und einer Dienerin, in Pilgerkleidung und mit Geld und kostbaren Steinen wohl versehen, ohne Jemand von dem Ziel ihrer Reise zu unterrichten, auf den Weg und langte auch bald in Florenz an, wo sie durch Zufall in einen kleinen Gasthof einkehrte, der einer anständigen Wittwe gehörte, und dort, voller Verlangen von ihrem Herrn Nachricht zu hören, als eine arme Pilgerin sehr eingezogen lebte. Schon am andern Tage fügte es sich, daß sie ihren Gemahl mit seinem Gefolge vor dem Gasthause vorbeireiten sah, und obwohl sie ihn sogleich erkannte, fragte sie doch die gute Wirthin, wer er sei? Die Gastwirthin antwortete: Es ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Beltram nennt, ein gefälliger und höflicher Herr, der in dieser Stadt sehr viel gilt, und in eine unserer Nachbarinnen, ein armes Edelfräulein, sterblich verliebt ist. Es ist in der That ein sehr ehrbares Mädchen, das nur seiner Armuth willen noch nicht vermählt ist, und mit seiner Mutter, einer verständigen und achtbaren Frau, zusammen lebt. Und vielleicht hätte sie, wenn die Mutter nicht wäre, schon in die Wünsche des Grafen gewilligt. Die Gräfin faßte diese Worte mit Wohlgefallen auf, erkundigte sich noch genauer nach allen Umständen, und als sie sich von Allem unterrichtet hatte, stand ihr Entschluß fest. Da sie das Haus und den Namen der Dame und ihrer Tochter, welche der Graf liebte, ausgemittelt hatte, begab sie sich eines Tages heimlich in ihrer Pilgertracht zu denselben, fand die Dame und die Tochter in ziemlich ärmlichen Umständen, grüßte sie und sagte der Erstern, sie

wünſche, wenn es ihr gefällig ſei, eine Unterredung mit ihr. Die Dame ſtand auf und erklärte ſich bereit, ſie anzuhören; darauf traten ſie in ein Seitengemach, wo die Gräfin, als ſie ſich niedergelaſſen hatten, ſo zu ſprechen begann: Madonna, ihr ſcheint mir nicht minder als ich ſelbſt zu den Stiefkindern Fortunens zu gehören; wenn ihr aber wolltet, ſo könntet ihr vielleicht euch und mich glücklich machen. Die Dame antwortete, ſie wünſche nichts ſo ſehr als ihre Lage auf ehrbarem Wege zu verbeſſern. Ich bedarf eurer Verſchwiegenheit, fuhr die Gräfin fort: wenn ich mich dieſer vertraue und ihr verrathet mich dennoch, ſo ſchadet ihr euch und mir. Die Dame verſetzte: Ihr dürft mir Alles, was euch gefällt, ruhig vertrauen, denn nie werdet ihr euch von mir hintergangen ſehen.

Darauf erzählte ihr die Gräfin auf ſo bewegliche Weiſe, wer ſie ſei und Alles was ſich ſeit dem erſten Aufkeimen ihrer Neigung für den Grafen bis zu dem heutigen Tage mit ihr ereignet hatte, daß die Dame, die ihren Worten um ſo lieber Glauben ſchenkte, als ſie ihre Geſchichte zum Theil ſchon von Andern vernommen hatte, nicht wenig Mitleid für ſie empfand. Als die Gräfin ihre Erzählung beendigt hatte, fügte ſie hinzu: Ihr habt nun mein Unglück gehört und vernommen, was ich für zwei Dinge beſitzen muß, wenn ich meines Gemahls froh werden ſoll, und ich kenne Niemand anders, der ſie mir verſchaffen könnte als euch; wenn es nämlich wahr iſt, was ich höre, daß der Graf,

mein Gemahl, sich auf das Heftigste in eure Tochter verliebt hat.

Ob der Graf meine Tochter liebt, versetzte die Dame, weiß ich nicht, aber er giebt sich völlig den Anschein. Allein was kann ich deshalb thun, eure Wünsche zu befriedigen? Madonna, antwortete die Gräfin, ich werde es euch gleich sagen; zuvor aber wünsche ich euch die Vortheile zu zeigen, die euch daraus erwachsen sollen, wenn ihr mir beistehet. Wie ich sehe, ist eure Tochter schön und von mannbaren Jahren, auch scheint es nach dem, was ich gehört habe und selbst zu bemerken glaube, daß ihr sie nur aus Mangel einer anständigen Ausstattung noch im Hause behaltet. Ich denke ihr also zum Lohn des Dienstes, den ihr mir leisten sollt, von meinem Gelde ein solches Heirathsgut auszuwerfen, wie ihr es selbst für erforderlich haltet, um sie ehrenvoll zu vermählen. Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten sehr; dennoch antwortete sie ihrer edeln Gesinnung gemäß: Madonna, sagt mir, was ich für euch thun kann, und wenn es mir nicht unziemlich scheint, so will ich es herzlich gern verrichten: hernach mögt ihr thun, was euch belieben wird.

Meine Absichten erfordern, versetzte die Gräfin, daß ihr dem Grafen durch eine zuverlässige Mittelsperson sagen laßt, eure Tochter sei bereit, allen seinen Willen zu thun, wenn sie Beweise erhalte, daß er sie wirklich so liebe, als er vorgebe. Davon werde sie sich aber nie überzeugen, wenn er ihr nicht den Ring schicke, den er am Finger trage und der ihm, wie sie gehört habe, so

h sei. Schickt er ihr den Ring, so gebt ihr ihn
und laßt dem Grafen sagen, eure Tochter sei bereit,
e Wünsche zu befriedigen. Alsdann müßt ihr ihn
nlich hieherkommen lassen und mich unvermerkt statt
er Tochter ihm beilegen. Vielleicht gönnt mir Gott
Gnade von ihm zu empfangen, und so werde ich,
en Ring am Finger und sein Kind auf dem Arme,
mir erwerben und mit ihm leben können, wie es
ann und Frau geziemt, und ihr seid von dem Allen
Urheber gewesen.

Die Dame mochte sich schwer hierzu verstehen: sie
chtete, es könne dem Rufe ihrer Tochter großen Scha-
bringen; indeß schien es ihr doch wieder, es sei löb-
h, der guten Dame ihren Mann wiederzugeben, und
ch die Absicht, die sie zu diesem Schritte bewege, sei
ht unehrbar, und so im Vertrauen auf ihre gute und
bliche Gesinnung versprach sie der Gräfin nicht nur,
s Gewünschte zu thun, sondern erhielt auch nach ih-
r Anweisung in wenig Tagen durch geheime Verhand-
ung den Ring, obwohl es dem Grafen hart ankam,
nd schob ihm die Gräfin statt ihrer Tochter mit gro-
er Geschicklichkeit unter. In diesen ersten Zusammen-
künften, die der Graf inbrünstig gewünscht hatte, em-
fing die Gräfin, wie ihre Entbindung nachmals ergab,
wei männliche Kinder. Auch gewährte die Edelfrau
er Gräfin die Umarmungen ihres Gemahls nicht blos
ies eine Mal, sondern öfter, und wußte dies so geheim
u bewirken, daß Niemand davon Kunde erhielt und der
Graf immer der Meinung war, nicht mit der Gattin,

sondern mit der Geliebten zusammen zu kommen. Daher schenkte er ihr auch, wenn ihn der Morgen zum Aufbruch mahnte, viele schöne und kostbare Steine, welche die Gräfin sorgfältig aufbewahrte. Da sie sich nun schwanger fühlte, wollte sie der Dame nicht länger mit diesen Dienstleistungen beschwerlich fallen und sprach: Madonna, Gott und euch sei Dank, ich habe erlangt, was ich wünsche; es ist daher Zeit, daß ich auch eure Wünsche erfülle und dann abreise. Die Edelfrau erwiederte, es sei ihr lieb, wenn sie durch ihre Vermittlung ihre Wünsche erreicht habe; was sie gethan, sei indeß nicht in Hoffnung einer Belohnung geschehen, sondern weil sie gemeint habe, so handeln zu müssen um Gutes zu thun. Diese Gesinnung, Madonna, entgegnete die Gräfin, ist gut und löblich und auch ich gedenke euch, was ihr von mir verlangen werdet, nicht als Lohn zu schenken, sondern um Gutes zu thun, weil ich meine, so handeln zu müssen. Hierauf bat die Dame nothgedrungen und voller Scham um hundert Gulden zur Ausstattung ihrer Tochter. Da die Gräfin ihre Beschämung bemerkte und diese bescheidene Bitte vernahm, schenkte sie ihr fünfhundert Gulden und viele schöne und kostbaren Steine, die wohl das Doppelte werth sein mochten, worüber die Dame höchlich erfreut war und der Gräfin dankte, so gut sie nur konnte und wußte. Diese entfernte sich hierauf und begab sich in ihren Gasthof zurück.

Um aber in Zukunft dem Beltram allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu besuchen oder zu beschicken, zog

die Dame sofort mit ihrer Tochter zu ihren Verwandten aufs Land, und bald darauf kehrte auch Beltram, da er von den Seinigen zurückberufen ward und hörte, daß die Gräfin sich entfernt habe, in seine Grafschaft zurück. Die Gräfin war über die Nachricht von seiner Abreise von Florenz sehr erfreut: sie wartete indeß noch ihre Niederkunft ab und gebar zwei Knaben, die dem Vater äußerst ähnlich sahen. Sie ließ sie sorgfältig stillen, machte sich, da es sie Zeit däuchte, auf den Weg, und kam ohne von Jemand erkannt zu werden, in Montpellier an. Hier ruhte sie sich einige Tage aus, erkundigte sich nach dem Grafen und seinem Aufenthalt und erfuhr, daß er am bevorstehenden Allerheiligentage in Roussillon ein großes Fest für Männer und Frauen veranstalten werde, zu welchem sie sich, noch immer in der gewohnten Pilgertracht, sofort begab. Da sie hier vernahm, die Damen und Ritter seien im Palaste des Grafen versammelt und eben im Begriff zu Tische zu gehen, so trat sie, ohne sich umzukleiden, ihre beiden Kinder auf dem Arm, in den Saal, drängte sich durch die Menge zu dem Grafen durch, warf sich ihm zu Füßen und sprach weinend: Mein Gebieter, ich bin deine unglückliche Gattin, die, um dich deiner Heimath wieder zu geben und zu erhalten, lange Zeit in der Welt umhergeirrt ist. Ich beschwöre dich bei Gott, mir jetzt die Bedingungen zu halten, die du mir durch die beiden an dich gesandten Edelleute auferlegtest. Sieh hier auf meinen Armen nicht ein, sondern zwei deiner Kinder und sieh hier deinen Ring. Nun ist es wohl Zeit, daß

du mich als deine Gattin anerkennst, wie du versprochen hast.

Als der Graf dies vernahm, erschrak er heftig: er erkannte den Ring: er erkannte auch die Kinder, so ähnlich sahen sie ihm, aber dennoch sprach er: Wie sollte sich denn das ereignet haben? Da erzählte die Gräfin zum größten Erstaunen des Grafen und aller Anwesenden, der Ordnung nach den ganzen Hergang der Sache. Wie sich nun der Graf von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugte, und ihre Ausdauer, und ihren Verstand und dazu die beiden schönen Kinder bedachte, legte er um seinem Versprechen getreu zu bleiben und auch den Seinigen gefällig zu sein, die ihn Alle, Männer und Frauen, inständigst baten, sie endlich als seine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen und zu ehren, seinen hartnäckigen Stolz ab, hob die Gräfin zu sich empor, küßte und umarmte sie und erkannte sie für seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder für die Seinigen an. Dann ließ er sie mit Gewändern, wie sie ihrem Stande geziemten, bekleiden, und veranstaltete zum größten Vergnügen aller Anwesenden, so wie aller übrigen Vasallen, die es erfuhren, nicht nur diesen Tag, sondern viele folgende, ein glänzendes Fest und lobte und ehrte sie von diesem Tage an immer als seine Gattin und Ehefrau mit grofer Zärtlichkeit.

Bibliothek

der

Novellen, Märchen

und

Sagen.

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel
und Karl Simrock.

Zweiter Theil.

Berlin.
In der Finckeschen Buchhandlung.

1831.

Quellen

des

Shakspeare

in

Novellen, Märchen und Sagen.

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel
und Karl Simrock.

Zweiter Theil.

Berlin.
In der Finckeschen Buchhandlung.

1831.

Univ. Bibl.
München

Berlin,
gedruckt bei A. Petsch.

Vorbericht
zum zweiten Theile.

Nach dem Plane, von welchem bei dem Vorworte zum ersten Bande dieser Bibliothek ausgegangen wurde, sollte diejenige Abtheilung derselben, welche unter dem Titel: **Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen**, ein selbständiges Ganze bildet, sich auf die beiden ersten Bände beschränken. Es ergab sich aber beim Drucke, daß das für den zweiten Band bestimmte Material eine weit größere Bogenzahl in Anspruch nehme, als die auf den ersten Band verwendete. Um einem Mißverhältniß in der Stärke dieser beiden ersten Bände auszuweichen, zogen wir es daher vor, die Quellen des Shakspeare noch auf einen dritten Band auszudehnen, wodurch wir zugleich in

den Stand geſetzt werden, dieſem Theile des Werks einen höhern Grad von Vollſtändigkeit zu verleihen, als es nach dem urſprünglichen Plane möglich geweſen wäre.

Berlin, im December 1830.

K. S.

Inhalt.

Vorbericht zum zweiten Theile. . . . . Seite V.

X. Viel Lärmen um Nichts. Nach Bandello. 1

XI. Das Wintermärchen von Dorastus und Faunia. Nach Robert Greene . . 49

XII. Zu den beiden Veronesern.
Felismene. Nach Montemayor.. . 119

XIII. Zu Was ihr wollt.
Die Zwillingsgeschwister. Nach Bandello. 151

XIV. Zu Pericles, Fürst von Tyrus.
Apollonius von Tyrus. 207

X.

Viel Lärmen um Nichts.

Nach Bandello.

Im Jahre unſeres Heils 1283 geſchah es, daß die Sicilianer, welche die Herrſchaft der Franzoſen nicht länger dulden zu können glaubten, ſie eines Tages in der Veſperzeit alle ermordeten, ſo viel ihrer auf der Inſel waren; denn dazu hatten ſie ſich vorher allenthalben verſchworen. Und nicht blos tödteten ſie von der franzöſiſchen Nation Männer und Weiber, ſondern auch alle Sicilianiſche Frauen, welche man von einem Franzoſen ſchwanger meinte, wurden jenes Tages ermordet, und wenn es ſich ſpäterhin noch ergab, daß ein Weib von einem Franzoſen geſchwängert ſei, war ſie ohne Erbarmen des Todes. Daher entſtand der klägliche Namen der ſicilianiſchen Veſper. Als König Pedro von Aragonien dieſe Nachricht vernahm, ſegelte er ſogleich mit der Flotte aus und beſetzte die Inſel, denn der Pabſt Nicolaus III. hatte ihn dazu durch die Behauptung ermuthigt, ihm, als den Gemahl Conſtanzens, der Tochter Königs Manfreds, gebühre das Eigenthum der Inſel. König Pedro hielt viele Tage mit königlicher Pracht in Palermo Hof und feierte den Erwerb der Inſel durch die glänzendſten Feſte. Als er hierauf

Kunde erhielt, daß König Karl II., Sohn König Karls I., welcher das Königreich Neapel besaß, mit einer gewaltigen Flotte daher segle, um ihn aus Sicilien zu verjagen, segelte er ihm mit seiner aus Kriegsschiffen und Galeeren bestehenden Flotte entgegen, und als sie zusammentrafen, gab es ein großes blutiges Gefecht, das viele Menschen mit dem Leben entgalten. Doch zuletzt schlug König Pedro die Flotte Königs Karls und machte ihn selbst zum Gefangenen. Um aber künftig dem Kriegsgeschäft besser obliegen zu können, verlegte er den Aufenthalt des Königs und des Hofs nach Messina, weil diese Stadt Italien gegenüber liegt, und von ihr aus die Ueberfahrt nach Calabrien weniger Zeit erfordert. Hier hielt er alsdann ein königliches Hofgelag, wobei um des erfochtenen Siegs willen Alles voller Freude war und der ganze Tag mit Ritterspielen und Tänzen hingebracht wurde. Ein sehr angesehener Ritter und Edelmann, welchem König Pedro seiner persönlichen Verdienste willen, und weil er sich in den letzten Feldzügen überaus tapfer gehalten hatte, im höchsten Grade gewogen war, verliebte sich bei dieser Gelegenheit auf das Heftigste in ein Fräulein, die Tochter des Lionato de' Lionati, eines Edelmanns aus Messina, welche vor allen andern im Lande gepriesen, anmuthig und schön heißen mochte; und seine Leidenschaft wuchs bald zu solcher Stärke, daß er ohne ihren süßen Anblick weder leben konnte noch wollte. Der Name des Freiherrn war Timbreo di Cardona, das Fräulein hieß Fenicia. Weil er dem König Pedro von Jugend auf zu Wasser und zu

Lande gedient hatte, belohnte er ihn jetzt auf das Reichlichste: außer unzähligen andern Geschenken, welche er erhielt, begabte ihn der König in diesen Tagen mit der Grafschaft Collisano nebst andern Ländereien, so daß sein Einkommen, ohne das Jahrgehalt, das er von dem König bezog, mehr als zwölftausend Dukaten betrug. Timbreo begann nun täglich vor dem Hause der Schönen vorüber zu gehen und den Tag glücklich zu preisen, wo er sie gesehen hatte. Fenicien, die ihrer Jugend ungeachtet klug und scharfsinnig war, entging die Ursache seines häufigen Vorübergehens nicht. Man hielt Timbreo für einen der Günstlinge des Königs, und es waren Wenige am Hofe, die für so einflußreich galten als er, weshalb er von Allen geehrt wurde. Da Fenicia hiervon gehört hatte, und ihn stets in der vornehmsten Tracht und an der Spitze einer ansehnlichen Dienerschaft erscheinen sah, und sich überdies sagen mußte, daß er ein sehr schöner und dem Anscheine nach überaus wohlgezogener Jüngling sei, so sah sie ihn auch mit freundlichen Blicken an und grüßte ihn ehrenvoll wieder. Die Leidenschaft des Ritters wuchs von Tag zu Tage; je öfter er sie sah, desto mächtiger fühlte er die Flamme um sich greifen, und als diese niegekannte Glut zu solcher Stärke in seinem Herzen gediehen war, daß er vor Liebe zu dem schönen Kinde zu vergehen glaubte, beschloß er jedes Mittel zu ergreifen, das zu ihrem Besitz führen könne. Aber Alles war vergebens, denn so viel Briefe, Boten und Gesandtschaften er ihr auch schickte, so erhielt er doch nie eine andere Antwort,

als daß sie entschlossen sei, ihr Magdthum ihrem künftigen Gatten unverletzt zu überliefern. Dies verursachte dem schmachtenden Liebhaber großen Kummer, um so mehr, als sie sich niemals bewegen ließ, Briefe oder Geschenke von ihm anzunehmen. Da er aber ihren Besitz um jeden Preis erkaufen wollte, und wohl sah, daß bei ihrer Standhaftigkeit kein anderes Mittel sei, als sie zum Weibe zu nehmen, so entschloß er sich nach vielen innern Kämpfen doch zuletzt, bei ihrem Vater um sie anhalten zu lassen. Denn obgleich er wußte, daß sie von sehr altem und edlem Geblüte sei, glaubte er doch sich durch diesen Schritt sehr zu erniedrigen; allein die Liebe, welche das Fräulein ihm eingeflößt hatte, wirkte so mächtig, daß er nicht Willens war, sich durch irgend eine Rücksicht länger abhalten zu lassen. Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, begab er sich zu einem, ihm nah befreundeten messenischen Edelmann, unterrichtete ihn von seiner Absicht und trug ihm auf, mit Messer Lionato deßhalb zu unterhandeln. Der Messener ging und richtete den Auftrag des Ritters gewissenhaft aus. Dem Lionato, der Timbrees Einfluß und Verdienste kannte, war diese Botschaft sehr erfreulich, weßhalb er, ohne erst mit Verwandten und Freunden zu Rathe zu gehen, sofort die freundlichste Antwort gab und erklärte, es sei ihm höchst erwünscht, daß der Ritter ihm die Ehre erzeige, seine Schwägerschaft nachzusuchen. Hierauf ging er nach Hause und unterrichtete Genichen und ihre Mutter von der dem Timbrer gemachten Zusage. Diese Nachricht gefiel

Fenicien auſerordentlich: mit gerührtem Herzen dankte ſie Gott, daß er ihre keuſche Neigung einem ſo glorreichen Ziele entgegenführe, und die Heiterkeit ihres Antlitzes drückte ihre Zufriedenheit aus. Aber das Glück, das nie vergißt den Freudenſtörer zu ſpielen, hatte bald Mittel gefunden, einer beiden Theilen ſo erwünſchten Heirath Hinderniſſe entgegen zu ſtellen. Schon war es in Meſſina bekannt geworden, daß Signor Timbreo Cardona binnen Kurzem Fenicien, Meſſer Lionatos Tochter, heirathen werde, welche Nachricht bei den Meſſenern allgemeinen Beifall fand, indem Lionato als ein Biedermann, der Niemand zu ſchaden trachtete, ſich vielmehr Jedermann nach dem Maaß ſeiner Kräfte hülfreich erwies, in der ganzen Stadt ſehr beliebt war, ſo daß ein Jeder ſeine Freude über dieſe Verſchwägerung zu erkennen gab. Es lebte aber in Meſſina noch ein anderer junger Edelmann von vornehmer Abkunft, Namens Girondo Olerio Valenziano, der ſich auch in den letzten Feldzügen durch ſeine Tapferkeit ſehr hervorgethan hatte, und deſſen Aufwand und Freigebigkeit am Hofe ihres Gleichen ſuchte. Dieſen ergriff bei dieſer Nachricht ein endloſer Schmerz, denn Feniciens Schönheit hatte erſt kurz vorher ſein Herz getroffen und es mit ſo gewaltigen Flammen des Verlangens und der Sehnſucht erfüllt, daß er feſt überzeugt war, ſterben zu müſſen, wenn er Fenicien nicht zum Weibe erwerbe. Schon war er entſchloſſen, bei ihrem Vater um ſie zu werben, als er vernahm, daß ſie dem Timbreo verſprochen ſei, worüber er vor Schmerz in Krämpfe zu fal-

ten meinte, und da er kein Mittel fand, seinen Schmerz zu beschwichtigen, in solche Wuth gerieth, daß er von Liebe und Leidenschaft besiegt, die Stimme der Vernunft überhörte und sich zu einem Schritt hinreißen ließ, der nicht blos einem Ritter und Edelmann, wie er war, sondern einem Jeden zur Unehre gereicht hätte. Er war in allen kriegerischen Unternehmungen stets der Gefährte Timbrees gewesen, und eine brüderliche Freundschaft waltete zwischen ihnen; aber die Liebe zu Fenicien hatten sie, (was auch die Ursache sein mochte), einander verschwiegen. Girondo gedachte nun zwischen Timbreo und seine Geliebte Zwietracht zu säen, damit das Verlöbniß rückgängig würde, in welchem Falle er bei dem Vater um sie anhalten wollte und sie zu erhalten hoffte. Er säumte nicht lange, seinen thörichten Versatz in Ausführung zu bringen, sondern hatte bald einen Helfershelfer gefunden, wie er sich seinen zügellosen, blinden Begierden eignete, und machte diesen umständlich mit seinen Anschlägen bekannt. Dieser Mensch, welchen Girondo zum Vertrauten und Werkzeug seines Verbrechens erkoren hatte, ein junger Höfling von geringem Stande und mehr Neigung zum Schlechten als zum Guten, war kaum von der Rolle, welche er zu spielen hatte, gehörig unterrichtet, als er sich eines Morgens zu Timbreo aufmachte. Dieser war noch nicht ausgewesen, sondern ergieng sich ganz einsam in dem Garten hinter seinem Hause. Als der junge Mann in den Garten trat, wurde er von Timbreo, der ihn auf sich zukommen sah, mit vieler Höflichkeit empfan-

gen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen sprach er zu Timbree: Mein Herr, ich bin hieher gekommen um euch Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen, welche euern Vortheil und eure Ehre gleich sehr berühren. Weil ich aber vielleicht etwas zu sagen habe, was euch beleidigen könnte, so bitte ich euch, mir zu verzeihen und mich mit meiner Dienstfertigkeit zu entschuldigen und zu denken, daß ich in guter Absicht mich aufgemacht habe. Wenigstens weiß ich, wenn ihr noch der ehrliebende Ritter seid, welcher ihr vormals wart, daß meine Entdekkung euch nicht unnütz sein wird. Zur Sache zu kommen, so hörte ich gestern, ihr wärt mit Messer Lionato de Lionati dahin einig geworden, daß ihr seine Tochter Fenicien zur Frau nähmet. Habt Acht was ihr thut, mein Herr, und bedenkt eure Ehre. Wißt nämlich, daß ein mir befreundeter Edelmann wöchentlich zwei, drei Nächte bei ihr zubringt, und sich ihrer Liebe erfreut: heute Abend soll er sie wieder besuchen, und ich werde ihn, wie ich gewöhnlich thue, bis zu ihrem Hause begleiten. Wollt ihr mir nun euer Ehrenwort geben, weder mir noch meinem Freunde ein Leids zuzufügen, so werde ich es einleiten, daß ihr selbst dort Zeuge des ganzen Vorgangs sein könnt. Noch muß ich erwähnen, daß schon seit vielen Monden mein Freund die Gunst dieser Schönen genießt. Die Verbindlichkeiten, die ich euch habe, und die vielen Gefallen, die ihr mir schon erwiesen, bestimmen mich, euch dies anzuzeigen; mögt ihr jetzt thun, was euch räthlich dünkt; mir

genügt es, euch in dieser Angelegenheit, wie es meine Pflicht gegen euch erheischte, nützlich geworden zu sein.

Diese Worte hatten den Timbreo so betäubt und außer sich gebracht, daß er fast von Sinnen kam. Nachdem er eine Weile in tausend Gedanken gestanden, und der heftige, und wie er glaubte, gerechteste Unwille den Eifer über seine heftige, reine Liebe zu der schönen Fenicia davon getragen hatte, sprach er seufzend zu dem Jünglinge: Mein Freund, ich darf und kann nicht anders, als euch für den liebevollen Antheil ewig verpflichtet bleiben, den ihr an mir und an meiner Ehre nehmt, und ich werde wohl noch Gelegenheit finden, euch durch die That zu beweisen, wie sehr ich euch verbunden bin. Einstweilen begnüge ich mich, euch den wärmsten und aufrichtigsten Dank zu sagen. Was euer gefälliges Anerbieten belangt, mich das mit Augen sehen zu lassen, was ich mir nun und nimmer geträumt hätte, so bitte ich euch bei jener Freundschaft, die euch vermocht hat, mich hiervon zu benachrichtigen, euern Freund auch heute wieder ungescheut dahin zu begleiten, indem ich euch mein Wort und meine Ritterehre verpfände, weder euch noch euerm Freunde das geringste Leid zuzufügen, vielmehr das tiefste Stillschweigen hierüber zu beobachten, damit euer Freund in Frieden seiner Liebe genießen könne. Ich hätte von Anfang an mehr auf meiner Hut sein und die Augen besser aufthun sollen, um die Lage der Dinge gründlich zu durchschauen. Zuletzt sprach der Jüngling zu Timbreo: Begebt euch also, mein Herr, heute Nacht in der dritten

Stunde vor das Haus des Lionato und ſtellt euch in jenen verfallenen Gebäuden, welche Lionatos Garten gegenüber liegen, auf die Lauer. Nach dieſen Ruinen ſah der eine Flügel von Lionatos Palaſte, worin ſich ein alter Saal befand, an deſſen Tag und Nacht offenſtehenden Fenſtern ſich Fenicia zuweilen zeigte, weil ſie von hieraus den ſchönen Garten überſchauen konnte; aber Lionato wohnte in einem andern Flügel, denn der Palaſt war ſehr alt und ſo groß, daß er für den Hof eines Fürſten Raum gehabt hätte, wie viel mehr denn für das Geſinde eines Edelmanns.“ Nach getroffener Abrede beurlaubte ſich der tückiſche junge Mann, begab ſich zu dem treuloſen Girondo und erzählte ihm, was er mit Signor Timbreo Cardona verabredet habe. Hierüber freute ſich Girondo außerordentlich, denn er ſah ſeinen Anſchlag auf das Beſte gelingen. Zur verabredeten Stunde kleidete der Verräther Girondo einen ſeiner Diener, den er ſchon von ſeiner Rolle unterrichtet hatte, in prächtige Gewande und durchbalſamte ihn mit ſüßen Wohlgerüchen, und ſo machte ſich der duftende Diener dann in Begleitung des jungen Mannes, der mit Timbreo geſprochen hatte und eines Dritten, der eine Leiter trug, auf den Weg. Was unterdeſſen Timbreos Gemüthsſtimmung geweſen und welche Gedanken ihm den Tag über durch den Kopf gehen mochten, weſſen Beſchreibung könnte das erſchöpfen? Ich würde mich vergebens damit abmühen. Der Unglückliche, allzu leichtgläubige, den der Schleier der Eiferſucht blendete, genoß jenes Tages wenig oder nichts, und Alle,

die seiner ansichtig wurden, hielten ihn mehr für todt als lebendig. Schon eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit, suchte er sich ein Versteck in jenen verfallenen Gebäuden, von welchen aus er jeden Vorübergehenden bemerken konnte. Noch däuchte es ihn eine Unmöglichkeit, daß Fenicia sich einem Andern hingegeben habe, aber er sagte sich vor, wie veränderlich, leichtsinnig und unbeständig die Mädchen seien, wie schnell sie des Alten überdrüßig und nach Neuem begierig würden, so daß er sie bald verdammte, bald entschuldigte, während er auf jede Bewegung horchte. Die Nacht war nicht sehr dunkel aber still, und jezt glaubte er das Geräusch nahender Fußtritte zu vernehmen, ja selbst einige halblaut geflüsterte Worte zu hören. Gleich darauf sah er jene Drei vorübergehen und erkannte den Zunaling, welcher ihn am Morgen benachrichtigt hatte; aber die beiden andern erinnerte er sich nicht je gesehen zu haben. Als sie an ihm vorübergingen, hörte er den Letzteren, welcher sich als den Liebhaber gekleidet hatte, zu dem Leiterträger sagen: Stelle die Leiter nur behutsam ans Fenster, daß du keinen Lärm machst und uns verräthst: meine Fenicia sagte mir, du habest sie neulich zu heftig angerückt. Machs gescheidt und ruhig. Diese Worte, welche Timbreo deutlich vernahm, gingen ihm wie eben so viel scharfe Speerstiche ins Herz. Ob er gleich allein und außer seinem Degen ohne alle Waffen war, während die Vorübergehenden außer dem Degen zwei Lanzen bei sich trugen und vielleicht noch gewarnet waren, so war doch die Eifersucht, die sein

Herz verzehrte, so gewaltig, und der Unwille, der ihn ergriffen hatte, so groß, daß er nahe daran war, sein Versteck zu verlassen, und in einem leidenschaftlichen Angriff auf die Vorüber beiden, den vermeinten Buhlen seiner Fenicia zu morden, oder selbst den Tod davon zu tragen, um auf einmal alle die Leiden zu beschließen, die er zur überschwenglichen Qual elendig duldete. Weil er sich aber des gegebenen Versprechens entsann, schien es ihm der schändlichste Verrath, die anzugreifen, welche sich auf sein Ehrenwort verließen: voll Zorn, Grimm und Wuth, die ihm das Herz verzehrten, beschloß er also, den Ausgang der Sache abzuwarten. Jene drei gingen nun vor das Fenster in dem beschriebenen Flügel von Lionatos Hause, setzten die Leiter ganz leise an und der Eine, welcher den Liebhaber vorstellte, stieg hinauf und sprang hinein, als wär er guten Empfanges gewiß. Als der arme Timbreo das sah, hielt er es für ausgemacht, daß Jener, welcher die Leiter erstiegen hatte, Feniciens Gunst genieße, und von dem heftigsten Schmerz ergriffen, fühlte er sich einer Ohnmacht nahe. Aber sein, wie er glauben mußte, gerechter Unwille vermochte ihn alle Eifersucht zu verbannen, und die glühende, reine Liebe, die er zu Fenicien getragen, nicht etwa in Kälte, sondern in grausamen Haß zu verwandeln. Er wollte nun die Rückkehr seines Nebenbuhlers in seinem Verstecke nicht mehr abwarten, sondern begab sich nach seiner Wohnung zurück. Jener junge Mann, der ihn beim Weggehen wohl erkannte, schloß daraus auf das Gelingen ihrer List, gab bald

darauf ein gewisses verabredetes Zeichen, worauf der Diener die Leiter wieder hinab stieg und alle drei nach Timbreos Wohnung zurück eilten. Diesem gewährte ihre Erzählung von dem Vorgange die äußerste Freude; denn schon träumte er sich in dem Besitz der schönen Fenicia. Timbreo, welcher den Rest der Nacht wenig geschlafen hatte, stand am Morgen zeitig auf, ließ jenen Mantuanischen Bürger zu sich rufen, durch dessen Vermittlung er bei Feniciens Vater um sie angehalten hatte, und gab ihm Aufträge seinen Entschlüssen gemäß. Von Timbreos Willen vollständig unterrichtet, begab sich dieser auf sein Andringen gegen Mittag zu Messer Lionato, der in dem Saale auf- und abging und das Anrichten der Mahlzeit erwartete. Auch die schuldlose Fenicia war zugegen, welche sich in Gesellschaft ihrer beiden jüngern Schwestern und der Mutter mit Stoppen gewisser Seidenzeuge beschäftigte. Der Bürger trat herein, ward von Lionato freundlich empfangen und sprach: Messer Lionato, ich habe an euch, eure Gattin und Fenicien einen Auftrag von Seiten Signor Timbreos. Seid willkommen, sprach Jener, und welchen? Frau, und auch du, Fenicia, kommt her, und laßt uns hören, was Timbreo uns zu wissen thut. Hierauf hob der Bote an: Es ist ein gemeines Sprichwort, daß Abgesandte in keiner Weise für das büßen sollen, was sie zu berichten beauftragt sind. Ich komme im Auftrage eines Andern hierher, und bedauere unendlich, euch eine unwillkommene Botschaft zu bringen. Signor Timbreo von Cordona schickt mich zu

euch, Meſſer Lionato und zu eurer Gattin. Er läſt euch ſagen, ihr möchtet euch nach einem andern Eidam umſehen, indem er nicht geſonnen ſei, euch zu ſeinen Schwiegerältern zu machen, und zwar nicht um eure Schuld, da er euch für bieder und rechtſchaffen hält, ſondern weil er mit eigenen Augen an Fenicien wahrgenommen, was er nimmer geglaubt hätte. Darum überläßt er euch zu thun, was ihr für dienlich erachtet. Dir, Fenicia, läſt er ſagen, daß die Liebe, welche er zu dir getragen, den Dank nicht verdient habe, der ihm von dir geworden ſei: du mögeſt dir einen andern Mann ſuchen, wie du dir einen andern Liebhaber erwählt, oder den nehmen, dem du dein Magdthum gegönnt: er verzichte auf alle Gemeinſchaft mit dir, nachdem du ihn eher zum Hahnrei, als zum Gemahl gemacht habeſt.

Fenicia war halb todt vor Schrecken über dieſe bittre und ſchmähliche Botſchaft, deßgleichen Lionato und ſeine Gattin. Bald aber kam dieſer wieder zu Muth und Athem, der ihm vor Schreck faſt ausgegangen war und ſprach zu dem Boten: Freund, ich zweifelte gleich, als ihr mir von dieſer Heirath ſpracht, daß es Signor Timbreo rechter Ernſt ſei mit ſeinem Antrage, denn ich wußte und weiß wohl, daß ich ein armer Edelmann und nicht Seinesgleichen bin. Mich däucht aber doch, wenn es ihn gereut habe, meine Tochter zu heirathen, ſo hätte er ſich begnügen ſollen zu ſagen, er wolle ſie nicht, ſtatt ſie ſo ſchändlich als eine Hure zu beſchimpfen, wie er thut. Ich weiß wohl, daß

in der Welt Vieles möglich ist, aber ich weiß auch, wie meine Tochter erzogen worden ist und was ihre Sitten sind. Gott, der gerechte Richter, wird eines Tages die Wahrheit an den Tag bringen. Mit dieser Antwort ging der Bürger hinweg und ließ Messer Lionato in der Meinung zurück, dem Signor Timbreo sei seine Verwandtschaft leid geworden, weil er sich zu sehr zu erniedrigen und von dem Adel seiner Vorfahren zu entfernen fürchte. Messer Lionates Geschlecht war in Messina wegen seines Alters und Adels sehr berühmt, aber sein Vermögen war das eines geringen Edelmanns, obwohl man sich noch wohl erinnern konnte, daß seine Voráltern viel Land und Burgen und ausgebreitete Gerichtsbarkeit besessen hatten; aber durch die Schicksale der Insel und die bürgerlichen Kriege waren sie von ihrer frühern Größe herabgesunken, wie man bei vielen andern Familien ein Gleiches sieht. Der gute Alte, der sich so wenig als seine Tochter den geringsten Vorwurf zu machen hatte, konnten nicht anders glauben, als der Ritter habe sich durch ihre Armuth und gegenwärtigen Glücksumstände abschrecken lassen. Fenicia aber, welche vor Schmerz und bitterm Herzeleid über die ungegründete Anklage von Krämpfen befallen worden, denn sie war ein zartes und schwaches Kind und an die Schläge des neidischen Glücks noch nicht gewöhnt, verzweifelte an sich selbst, und wünschte lieber zu sterben als länger zu leben. Von schwerem, herzzerreißenden Jammer ergriffen, ließ sie sich gehen wie eine Todte, ihre natürliche Farbe verlor sich so plötz-

plötzlich, daß ſie mehr einer Marmorſtatue, als einem lebenden Weſen, ähnlich ſah. Man hatte Mühe ſie auf ein Bette zu tragen, und mit warmen Gewändern und andern Heilmitteln ihre erſchöpften Lebensgeiſter nach und nach wieder herzuſtellen. Da man nach den Aerzten geſchickt hatte, ſo verbreitete ſich bald die Nachricht durch Meſſina, wie Fenicia, Meſſer Lionatos Tochter, ſo ſchwer erkrankt ſei, daß man für ihr Leben fürchte. Auf dieſes Gerücht kamen viele verwandte und befreundete Edelfrauen, die jammernde Fenicia zu beſuchen, welche ſich, da ſie den Grund ihres Uebels erfuhren, alle Mühe gaben, ſie ſo gut ſie konnten zu tröſten. Wie es unter ſo vielen Frauen zu geſchehen pflegt, beſprachen ſie den traurigen Verfall nach allen Seiten ausführlich, aber Alle ſtimmten darin überein, den Signor Timbreo mit dem bitterſten Tadel zu belegen. Die Meiſten ſaßen im Kreiſe um das Bette des kranken Fräuleins, als Fenicia, die Alles, was geſagt worden, wohl verſtanden hatte, ein wenig Athem ſchöpfte und da ſie ſah, daß ſie faſt Alle Thränen des Mitleids vergoſſen, ſie mit ſchwacher Stimme ſämmtlich zu ſchweigen bat und dann wie verſchmachtend ſprach: Verehrte Mütter und Schweſtern, trocknet eure Thränen, die euch nichts frommen und meinen Schmerz nur erneuen, ohne in der Sache etwas zu beſſern. Es hat Gott dem Herrn ſo gefallen, es iſt Pflicht, es in Geduld zu ertragen. Das bittre Leid, das mich betroffen hat und das die Wurzel meines Lebens allmählig untergräbt, iſt nicht meine Verſchmähung, ſo unendlich auch dieſe mich

kränkt, ſondern die Art derſelben iſt es, die mir das Herz bis aufs Innerſte durchbohrt und mich unheilbarem Kummer Preis giebt. Signor Timbreo konnte ſagen, er wolle mich nicht zum Weibe, ſo war Alles gut; da er mich aber auf dieſe Weiſe verſtößt, ſo weiß ich, daß alle Einwohner Meſſinas mich ewig um einer Sünde willen verdammen werden, die ich nie in meinem Leben gedacht, geſchweige denn begangen habe. Wie auf eine feile Dirne wird man ſtets mit Fingern auf mich zeigen. Ich habe immer eingeſtanden und geſtehe es jetzt von Neuem ein, daß mein Rang dem eines ſolchen Ritters und Freiherrn wie Signor Timbreo nicht gleichkommt, und auf eine ſo vornehme Heirath Anſpruch zu machen, das geringe Vermögen der Meinigen mich nicht berechtigt. Was aber den Adel und das Alter des Geblüts betrifft, ſo kennt man die Lionati als eins der älteſten und edelſten Geſchlechter dieſer Inſel, indem wir, wie alte Urkunden beweiſen können, von einer römiſchen Familie abſtammen, die ſchon vor der Menſchwerdung unſers Herrn Jeſu Chriſti zu den angeſehenſten gehörte. Wiewohl ich aber unſeres geringen Vermögens willen geſtehe, eines ſolchen Ritters nicht würdig zu ſein, ſo bin ich doch auf die unwürdigſte Weiſe verſchmäht worden, da es klar wie der Tag iſt, daß es mir nie in den Sinn kam, an einen Andern das zu verſchwenden, was dem Gatten bewahrt werden ſoll. Gott weiß, daß ich die Wahrheit rede, er deſſen heiliger Name ewig geprieſen und gefeiert werde. Und wer weiß, ob ſeine göttliche Weisheit mir dies nicht zum

Heile gesandt hat? Vielleicht, wenn ich so vornehm geheirathet hätte, wär ich stolz und übermüthig gegen andere geworden, vielleicht hätte ich auch Gottes Güte gegen mich nicht nach Würden erkannt. Verfüge der Herr über mich nach seinem Wohlgefallen, und lasse all diese Betrübniß zum Heil meiner Seele gereichen. Von ganzem Herzen bitte ich ihn demüthiglichst, dem Signor Timbreo die Augen zu öffnen, nicht um mich wieder zu seiner Braut anzunehmen, mich, die wohl fühlt, daß sie ihrem Ende zureift, sondern damit Er, dessen Glauben an mich so schwach gewesen ist, und die ganze Welt mit ihm erkenne, daß ich niemals solche Thorheit und entehrende Sünde beging, deren er mich ohne allen Grund beschuldigt; auf daß mein Gedächtniß, wenn ich in dieser Schande sterbe, doch einst gereinigt werde. Möge er einer Andern zu Theil werden, welcher ihn Gott bestimmt hat, und lange in Frieden mit ihr leben: für mich werden bald wenige Handvoll Erde genügen. Mein Vater und meine Mutter und alle unsere Verwandten und Freunde mögen sich dies zu einigem Troste gereichen lassen, daß ich an der Schande unschuldig bin, die man mir aufgebürdet, und mein Wort zum Pfande nehmen, welches ich ihnen gebe, wie es einer gehorsamen Tochter Pflicht ist, denn ein besseres Pfand, eine höhere Bürgschaft weiß ich ihnen für jetzt in aller Welt nicht zu bieten. Mein Trost ist, daß ich vor dem gerechten Richterstuhl Christi dereinst von dieser Schande freigesprochen werde. Und somit befehle ich dem, der sie mir gab, meine Seele, die

ihres irdischen Kerkers sich zu entledigen begierig, den Weg zu ihm antritt.

Bei diesen Worten nahm die Gewalt des Schmerzes, der ihr Herz beklemmte, überhand, und drängte sie so sehr, daß sie bei dem Versuch, ich weiß nicht was, noch hinzu zu fügen, die Sprache verlor und nur halbe Worte stammelte, die von Allen unverstanden blieben zugleich übergoß ein kalter Schweiß alle ihre Glieder und mit gefalteten Händen sank sie für todt zurück. Die noch anwesenden Aerzte, die einem so gewaltigen Zufall in keiner Weise zu begegnen wußten, gaben sie als eine Todte auf, meinten die Heftigkeit des Schmerzes habe ihr das Herz gebrochen und gingen hinweg. Kalt und mit gehemmten Pulsschlage blieb nun Fenicia in den Armen ihrer Freundinnen und Verwandten zurück, welche sie einstimmig für todt hielten. Man rief einen der Aerzte zurück, welcher, da er den Puls still stehen fand, sie für todt erklärte. Das jämmerliche Wehklagen, das da begann, die mitleidigen Seufzer und die reichlich vergossenen Thränen, mag sich ein Jeder wohl denken. Der arme in Thränen aufgelöste Vater, die trostlose Mutter, die sich das Haar raufte, hätten einen Stein zum Erbarmen gerührt. Auch die andern Frauen und alle Anwesenden begannen zu jammern und zu heulen. Schon waren fünf bis sechs Stunden verflossen und das Begräbniß wurde auf den morgenden Tag anberaumt. Als die zum Besuch gekommenen Frauen sich zerstreut hatten, blieb eine Verwandte, die Gattin eines Bruders von Messer Lionato, bei der

mehr todten als lebenden Mutter zurück, und dieſe beiden, welche jeden Dritten von dieſem Geſchäft ausſchloſſen, ließen Waſſer aufs Feuer ſetzen, verſchloſſen das Gemach und begannen den entkleideten Leichnam Feniciens mit warmen Waſſer zu waſchen. Schon ſeit ſieben Stunden hatten die erſchöpften Lebensgeiſter Feniciens geſtockt, als die erkalteten Glieder bei dem Waſchen mit warmen Waſſer zu ihren Verrichtungen zurückkehrten und Fenicia deutliche Lebenszeichen von ſich zu geben und ſelbſt die Augen ein wenig zu öffnen begann. Die Mutter und die Verwandte waren nahe daran, laut aufzuſchreien. Aber bald ermuthigten ſie ſich, legten die Hand an ihr Herz, und da ſie hier einige Bewegung zu ſpüren glaubten, ſo zweifelten ſie nicht länger, daß ihr Kind ins Leben zurückgekehrt ſei. Mit warmen Gewändern und andern Reizmitteln, die ſie ihr in aller Stille beibrachten, bewirkten ſie es endlich, daß Fenicia zum Bewußtſein zurückkehrte, und mit völlig aufgeſchlagenen Augen nach einem ſchweren Seufzer begann: Weh mir, wo bin ich? Die Mutter antwortete: Du ſiehſt ja, mein Kind, daß du bei mir biſt und bei deiner Muhme. Du hatteſt eine ſo heftige Ohnmacht, daß wir dich für todt hielten. Aber Gott ſei gelobt, daß du am Leben biſt. Ach, wie viel beſſer wär es, verſetzte Fenicia, wär ich wirklich geſtorben, und ſo vielem Jammer entgangen. Mein liebes Kind, entgegnete die Mutter und die Muhme, ſchicke dich ins Leben, da es Gottes Wille iſt. Es wird noch Alles gut werden. Die Mutter ſuchte die Freude, welche ſie

empfand, zu verbergen, öffnete ein wenig die Thüre des Gemachs und ließ ihren Gatten rufen, der sogleich herbeikam. Ob er sich freute, die Tochter ins Leben zurückgekehrt zu sehen, ist wohl nicht die Frage. Sie trafen nun mancherlei Verabredungen und Messer Lionato bestimmte zuerst, daß Niemand von diesem Ereignisse etwas erfahren dürfe, da er beschlossen hatte, Fenicien außerhalb Messina auf das Landgut seines Bruders zu schicken, dessen Gattin hier anwesend war. Hierauf suchte er sein Kind durch kräftigende Speisen und köstliche Weine zu erquicken, durch deren Genuß sie ihre frühere Schönheit und Stärke wieder erlangte, dann ließ er seinen Bruder berufen und unterrichtete ihn ausführlich von seinem Vorhaben. Hierbei wurde folgendes Verfahren beobachtet. Messer Girolamo, (so hieß der Bruder Lionatos) führte die folgende Nacht Fenicien in sein Haus, un. hielt sie hier in Gesellschaft seiner Gattin auf das Strengste verborgen. Auf dem Landgute hatte er inzwischen Alles zu ihrem Empfange bereitet und eines frühen Morgens schickte er seine Frau mit Fenicien, einer seiner Töchter und einer etwa vierzehnjährigen Schwester Feniciens (sie selbst war sechszehnjährig) nach der Villa hinaus. Dies geschah, damit Fenicia, wenn sie älter und vielleicht auch größer würde und mit den Jahren auch die Gesichtsbildung veränderte, unter einem andern Namen verheirathet werden könne. An dem Tage nach jenem Vorfalle, als das Gerücht von Feniciens Tode sich durch ganz Messina verbreitet hatte, ließ Messer Lionato ihr standesgemäße

Exequien halten und einen Sarg bereiten, in welchem er, ohne daß es Jemand bemerkte, (denn die Mutter schien es nicht zugeben zu wollen, daß sich ein Dritter damit beschwere), ich weiß selber nicht was, versenkte und hierauf den zugemachten und wohlvernagelten Sarg versprechen ließ, so daß ein Jeder des festen Glaubens war, daß Feniciens Leiche sich darin befinde. Am Abend begleitete Messer Lionato mit den Verwandten, Alle in Schwarz gekleidet, den Sarg zur Kirche, und Vater und Mutter stellten sich so betrübt und niedergeschlagen, als ob sie den wirklichen Leichnam ihres Kindes zur Grabstätte begleiteten. Dies bewegte Alle, die es sahen, zum Mitleid, denn sobald der Anlaß zu Feniciens Tode bekannt geworden, zweifelten die Messener keinen Augenblick, daß Timbreo den Grund seines Rücktritts erdichtet habe. Nun senkte man die Lade, zur allgemeinen Betrübniß der ganzen Stadt, in die Erde. Ein steinernes Denkmal ward über dem Sarge errichtet und mit dem Wappen der Lionati verziert. Auf Messer Lionatos Anordnung setzte man folgende Grabschrift darauf:

Fenicia hieß ich Arme, von den Meinen
Verlobt dem Harten, deß ich mich zu schämen:
Da es ihn reute, mich zur Eh zu nehmen,
Ließ er mich schwerer Sünde schuldig scheinen.

Ich, die ich von den Fleckenlosen, Reinen,
Wohl mußt ich mich des Schimpfes willen grämen,
Und lieber wollt ich sterben, denn vernehmen,
Man deut auf mich als Eine der Unreinen.

Nicht Stahl noch Eisen braucht er, mich zu morden,
Mir ward der Schmerz zum hartgezähnten Eisen,
Da ich so ungerecht verklaget worden.

Und flehend bat ich Gott, der Wahrheit Bronnen,
Der Welt einst meine Unschuld zu erweisen,
Und welchen Trug mein Bräutigam gesponnen.

Als die traurige Leichenfeier beendigt war, sprach man allenthalben nur über die Ursache von Feliciens Tod: man erschöpfte den Gegenstand von allen Seiten, aber insgemein stimmte man darin überein, daß man dem armen Kinde aufrichtiges Mitleid zollte, und Timbreos Vorgeben ward für erdichtet gehalten. Auch Timbreo fing an, in den bittersten Schmerz zu versinken und eine gewisse Beklemmung des Herzens zu fühlen, die ihn selbst so sehr befremdete, daß er nicht wußte, was er denken solle. Dennoch meinte er, keinen Tadel zu verdienen, da er einen Menschen die Leiter habe besteigen und ins Haus schlüpfen sehen. Aber bei besonnenerm Nachdenken über das Geschehene, und da sein Unwille sich etwas abgekühlt und die Vernunft ihm die Augen geöffnet hatte, mußte er sich sagen, daß Jener wohl auch einer andern Dame willen, oder gar um zu stehlen, dort eingestiegen sein könne. Auch fiel ihm ein, daß Lionatos Haus groß und jener Flügel, wo der Unbekannte eingestiegen, unbewohnt sei; daß überdies Fenicia, welche mit ihrer Schwester hinter dem Gemach ihres Vaters und ihrer Mutter schlief, in jenen Flügel nicht kommen konnte, ohne durch das Schafzimmer ih-

rer Aeltern zu gehen; und ſo von ſeinen Gedanken beſtürmt und gequält, wußte er nirgends Ruhe zu finden.

Auch dem Girondo, dem bei der Nachricht von Fenicieus Tode das Gewiſſen ſagte, daß er ihr Henker und Mörder ſei, wollte das Herz im Uebermaaße des Schmerzes zerſpringen, theils weil er ſie in der That heftig geliebt hatte, theils weil er der Urheber ſo trauriger Ereigniſſe geweſen war. Mehr als einmal war er in dieſer Verzweiflung nahe daran, ſich den Dolch in die Bruſt zu bohren. Er konnte nicht eſſen noch ſchlafen; wie ein Beſeſſener, Bethörter ging er umher, fuhr dann plötzlich wie aus dem Traume empor und konnte nicht Ruhe noch Raſt finden.

Am ſiebenten Tage nach der Beſtattung Fenicieus glaubte er nicht länger leben zu können, wenn er dem Timbreo die Schandthat nicht entdeckte, die er begangen hatte. Er begab ſich alſo gegen die Mittagsſtunde in den Palaſt des Königs und begegnete dem Timbreo, welcher eben von Hof der Mahlzeit wegen nach Hauſe ging; Girondo redete ihn an: Signor Timbreo, wenn es euch nicht beſchwerlich iſt, ſo erzeigt mir den Gefallen, mit mir zu kommen. Timbreo, welcher den Girondo wie einen Gefährten liebte, begleitete ihn unter mancherlei Geſprächen. Sie hatten nur wenige Schritte zu der Kirche, in welcher Fenicieus Grabmal war. Vor dem Eingange entließ Girondo ſeine Diener und bat den Timbreo, auch die Seinigen anzuweiſen, nicht in die Kirche zu kommen; worin ihm dieſer gerne will-

fahrte. Beide betraten nun ganz allein die Kirche, in welcher ſie auch Niemanden erblickten und Girondo führte den Timbreo in die Kapelle, worin Feniciens Scheinbegräbniß errichtet war. Hier angelangt, kniete Girondo vor dem Grabmahle nieder, entblößte einen Dolch, den er an der Seite trug und gab den bloßen Stahl dem Timbreo in die Hand. Ganz verwundert und erſtaunt erwartete dieſer, wo das hinaus ſolle, denn noch hatte er nicht bemerkt, weſſen Begräbniß es ſei, auf dem ſein Gefährte ſich auf die Kniee gelaſſen hatte.

Girondo wandte ſich jetzt unter Thränen und Schluchzen zu Timbreo und ſprach: Edler, großmüthiger Ritter, ich habe dich unendlich beleidigt, aber ich bin nicht hieher gekommen, dich um Verzeihung zu bitten, denn mein Vergehen iſt von der Art, daß es keine Verzeihung verdient; wenn du aber deiner Ehre würdig handeln, eine ritterliche That vollbringen, ein Gott und den Menſchen wohlgefälliges Werk verrichten willſt, ſo ſtoße den Dolch, den du in der Hand haſt, in dieſe ruchloſe, verbrecheriſche Bruſt, und bringe der geweihten Aſche der unſchuldigen und unglücklichen Fenicia mein laſterhaftes, verabſcheuungswürdiges Blut zum ſchuldigen Opfer, denn in dieſem Gewölbe ward ſie vor wenig Tagen begraben und ich allein war der boshafte Urheber ihres frühen, unverſchuldeten Todes. Biſt du mitleidiger gegen mich, als ich ſelbſt, und verſagſt mir dieſe Bitte, ſo werde ich ſelbſt mit eigener Hand die

Rache an mir vollziehen und meinem Leben ein Ende machen. Sofern du aber noch der edle, großherzige Ritter bist, der du immer gewesen, der nie den leisesten Schatten eines Fleckens auf seiner Ehre duldete, so wirst du nicht säumen, für dich und die unglückliche Fenicia die gebührende Rache zu nehmen.

Als Timbreo hörte, daß der Leichnam der schönen Fenicia hier versenkt sei, und die Worte des Girondo vernahm, gerieth er außer sich und wußte nicht, was er von der Sache zu denken habe. Von unbekannten Gefühlen ergriffen, hub er bitterlich zu weinen an und bat den Girondo aufzustehen und ihm den Zusammenhang zu erklären; zugleich schleuderte er den Dolch weit von sich und ruhte nicht, bis er den Girondo zum Aufstehen brachte, der dann unter einen Strom von Thränen begann:

Wisse denn, daß ich Fenicien über Alles in der Welt und so heftig geliebt habe, daß, wenn ich noch hundert Jahre litte, ich niemals Trost noch Hülfe hoffen dürfte, nachdem meine Leidenschaft den jämmerlichen Tod dieses unglücklichen Kindes verursacht hat. Denn als ich sah, daß ich nie einen freundlichen Blick, noch das geringste, meinen Wünschen günstige Zeichen von ihr zu gewärtigen habe, weil ich vernommen hatte, daß sie dir zugesagt worden, so täuschte ich mich, von meiner zügellosen Begierde geblendet, mit der Hoffnung, wenn ich Mittel fände, ihre Vermählung mit dir zu hintertreiben, so könne sie dereinst noch die Meinige werden, wenn ich bei dem Vater um sie anzuhalten käme. Da

ich meiner heißen Liebesglut nicht anders zu steuern wußte, und alle andere Rücksichten hintansetzte, so entwarf ich den schändlichsten Plan, der jemals erdacht worden, und brachte es durch Betrug dahin, daß du zur Nachtzeit einen Mann in das Haus steigen sahst, welcher nichts anders war, als einer meiner Diener, so wie auch derjenige, welcher zu dir kam und dir anzeigte, daß Fenicia ihre Liebe einem Dritten zugewandt habe, von mir unterrichtet und bestochen war, dir jene Nachricht zu bringen. Dies vermochte dich, Fenicien zu verschmähen: die Unglückliche grämte sich darüber zu Tode und hier ist ihr Begräbniß. Ich war ihr Mörder, ihr Henker, ihr grausamer Würger, und für diese Unbilde gegen dich und gegen sie, beschwöre ich dich mit gekreuzten Armen (hier warf er sich von Neuem vor ihm auf die Kniee) die meiner Schandthat würdige Rache an mir zu nehmen, denn das Bewußtsein, so vieler Gräuel Urheber zu sein, macht mir das Leben zur unerträglichsten Last.

Als Timbreo diese Worte vernahm, weinte er bitterlich; doch sah er wohl ein, daß der begangene Fehler nicht ungeschehen zu machen, da Fenicia todt sei und sie Niemand ins Leben zurückrufen könne; er beschloß darum, sich an Girondo nicht zu vergreifen, sondern ihm alle seine Schuld zu verzeihen und nur darauf zu denken, wie Feniciens Ruf wiederhergestellt und ihre Ehre von den Flecken zu reinigen sei, die sie so ungerechterweise betroffen hatten. Er bat also Girondo, aufzuste-

hen und ſprach zu ihm nach vielen heißen Seufzern und bittern Thränen: Wie viel beſſer wäre es für mich, mein Bruder, wenn ich nie geboren oder taub zur Welt gekommen wäre, daß ich ſo Schreckliches, Herzzerreiſſendes nicht gehört hätte, denn nun kann ich nie wieder froh werden, weil ich mir ſagen muß, daß meine Leichtgläubigkeit diejenige gemordet hat, deren Liebe, deren ſeltene Tugenden und bewunderungswürdige Gaben wohl einen andern Lohn von mir verdient hätten, als Schimpf, Verläumdung und frühzeitigen Tod. Weil es aber Gott ſo gefügt hat, gegen deſſen Willen kein Blatt an den Bäumen ſich rührt, und Geſchehenes ſich wohl noch tadeln aber nicht mehr ändern läßt, ſo gedenke ich keinerlei Rache an dir zu nehmen, damit ich nicht, auch den Freund noch verlierend, Schmerz auf Schmerz häufe, zumal da Fenicions ſeliger Geiſt darum nicht in den keuſchen Leib zurückkehren würde, der ſeinen Lauf einmal vollbracht hat. Aber Eins muß ich dir noch verweiſen, damit du nicht noch einmal in ſolchen Irthum verfällſt, nemlich, daß du mir deine Liebe nicht entdeckt haſt, da dir meine Neigung bekannt war, mir aber die deinige nicht; denn dann wär ich dir gewichen, ehe ich noch bei ihrem Vater um ſie geworben, und hätte (wie es dem edeln, großdenkenden Geiſte geziemt) mich ſelbſt bezwungen und unſerer Freundſchaft meine Wünſche zum Opfer gebracht; oder du hätteſt, wenn du meine Gründe gehört, deine Anſprüche aufgegeben, und alle dieſe Gräuel wären nicht geſchehen.

Doch jetzt ist es geschehen und nichts auf der Welt kann es ungeschehen machen. Darum wünsche ich, daß du mir den Gefallen erzeigtest, zu thun was ich dir sagen werde. Befiehl mir, mein Gebieter, sprach Girondo, ich werde dir in Allem und Jedem gehorchen. Ich wünsche, fuhr Timbreo fort, daß wir es unsere erste Sorge sein ließen, Fenicien, die wir so ungerecht gelästert haben, ihre Ehre und unbescholtenen Ruf wieder zu geben, zuerst bei ihren trostlosen Verwandten, und dann bei allen Messenern; denn da das Gerücht verbreitet hat, was ich ihr sagen ließ, so könnte leicht die ganze Stadt glauben, sie sei eine feile Dirne. Thäten wir dies nicht, so müßte ich ewig ihren erzürnten Schatten vor mir zu sehen glauben, der zu Gott wider mich um Rache riefe.

Girondo antwortete ihm unter Thränen: Du hast zu befehlen, mein Gebieter, ich gehorche. Erst war ich dir durch Freundschaft verbunden, jetzt bin ich es durch die Unbilde, die ich dir zugefügt und deine edle, großmüthige Verzeihung hat mich ewig zu deinem Unterthan und Sklaven gemacht.

Nach diesen Worten knieeten sich beide unter den bittersten Thränen vor dem Grabmahle nieder und riefen Gott und Fenicien um Verzeihung an, Girondo für seinen Frevel und Timbreo für seine strafbare Leichtgläubigkeit. Dann trockneten sie ihre Thränen und Timbreo bat den Girondo, ihn nach dem Hause Lenaios zu begleiten. Sie gingen also zusammen dahin

und fanden Lionato, der sich eben mit einigen Verwandten, die bei ihm gespeist hatten, von der Tafel erhob und als er hörte, daß diese beiden Ritter ihn zu sprechen wünschten, voller Verwunderung ihnen entgegen ging, und sie willkommen hieß. Da sie aber Messer Lionato und seine Gattin schwarz gekleidet sahen, rührte sie die Erinnerung an Feniciens grausamen Tod von Neuem zu Thränen, und ließ sie keine Worte finden. Nachdem man Beiden Stühle gegeben und sich alle gesetzt hatten, begann Timbreo unter Seufzen und Schluchzen vor allen Anwesenden die jammervolle Geschichte zu erzählen, welche den grausamen und frühzeitigen Tod Feniciens, wie er meinte, verursacht habe. Dann warf er sich zugleich mit Girondo vor beiden Aeltern auf die Kniee, sie um Verzeihung ihres Frevels anzuflehen.

Lionato weinte vor Freude und zärtlicher Rührung, umarmte sie beide liebevoll, verzieh ihnen alle Schuld und dankte Gott, daß er die Unschuld seiner Tochter ans Licht gebracht habe. Nach mancherlei Gesprächen wandte sich Timbreo zu Messer Lionato und sprach: Mein Vater, da das Unglück meinen heißen Wunsch, euer Eidam zu werden, vereitelt hat, so bitte und beschwöre ich euch, so dringend ich kann, über mich und das Meinige zu verfügen, als wäre ich wirklich euer Schwiegersohn geworden, denn ich werde euch ewig die Ehrerbietung und den Gehorsam erzeigen, den ein liebevoller Sohn dem Vater schuldig ist. Würdigt mich eurer Befehle, so werdet ihr finden, daß meine Hand-

lungen meinen Worten entsprechen, denn wahrlich, ich weiß in der Welt nichts und wär es auch noch so schwer, das ich um euretwillen nicht thun wollte.

Mit liebreichen Worten dankte der gute Alte dem Timbreo und sprach: Da ihr mir aus gutem Herzen ein so uneigennütziges Anerbieten macht und der Himmel mich eurer Verwandtschaft nicht für würdig hielt, so wage ich es, eine Bitte an euch zu richten, die ihr mir leicht gewähren könnt. Bei dem Edelmuth, der euch beseelt, und bei aller der Liebe, die ihr je zu der armen Fenicia trugt, bitte ich euch nemlich, wenn ihr euch dereinst vermählen wollt, mir es anzuzeigen und wenn ich euch dann eine Gattin gebe, die euch gefällt, sie aus meinen Händen zu nehmen. Timbreo dachte, der gute Alte verlange eine sehr geringe Entschädigung für einen so großen Verluſt, als er erlitten habe, reichte ihm also die Hand, umarmte ihn und sprach: Lieber Vater, da ihr mir ein so Geringes auferlegt, während ich euch zu unendlich Höherm verpflichtet bin und nur eine Gelegenheit wünsche, euch zu zeigen, wie gerne ich euch gefällig sein möchte, so werde ich nicht nur mich nie ohne euer Wissen vermählen, sondern auch die mit Freuden heirathen, die ihr mir wählt und bestimmt. Dies verspreche ich euch bei meiner Ehre vor allen diesen Rittern und Herrn. Auch Girondo wandte sich mit verbindlichen Worten zu Messer Lionato und erbot sich ihm zu allen seinen Befehlen bereit. Hierauf begaben sich die beiden Ritter zu Tische und die Sache verbrei-

te-

tete ſich, wie ſie war, durch ganz Meſſina, ſo daß es zur allgemeinen Kunde kam, Fenicia ſei unſchuldig verläumdet worden. Auch benachrichtete der Vater Fenicien noch deſſelben Tages durch einen Boten von dem Vorgange, worüber ſie ſich unendlich freute und Gott inbrünſtig für ihre gereinigte Ehre dankte.

Etwa ſeit einem Jahre befand ſich jetzt Fenicia auf dem Landgute, wo man ſie ſo geheim gehalten hatte, daß Niemand ahnen konnte, ſie lebe noch. Inzwiſchen hatte Timbreo in dem vertrauteſten Verhältniß zu Meſſer Lionato gelebt und dieſer unterrichtete nun Fenicien von ſeinem Vorhaben und bereitete in der Stille Alles vor, was zur Ausführung deſſelben gehörte. Fenicia war inzwiſchen über allen Glauben ſchön geworden; ſie hatte eben ihr ſiebzehntes Jahr erreicht und war ſo groß geworden, daß ſie Niemand für Fenicia gehalten hätte, um ſo mehr, als man ſie todt glaubte. Ihre Schweſter, welche ihr Geſellſchaft leiſtete, war jetzt etwa fünfzehn Jahr alt und hieß Belfiore, auch glich ſie in der That der ſchönſten Blume, und gab an Reizen ihrer ältern Schweſter wenig nach. Da Lionato, der ſie häufig beſuchte, dies ſah, beſchloß er die Ausführung ſeines Plans nicht länger hinauszuſchieben. Eines Tages ſagte er in Geſellſchaft jener beiden Ritter lächelnd zu Timbreo: Es iſt endlich Zeit, mein Herr, daß ich euch eurer Verbindlichkeit gegen mich entledige. Ich glaube ein edles und reizendes Fräulein zu eurer Gattin gefunden zu haben, von welcher ich hoffe, daß ſie

euch gefällt, wenn ihr sie sehen werdet. Und wenn ihr sie auch nicht so leidenschaftlich lieben könnt, wie ihr einst Fenicien liebtet, so darf ich euch doch versichern, daß ihr eine nicht minder edle, schöne und liebenswürdige Gattin an ihr finden werdet. Auch alle andern weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten besitzt sie, dem Herrn sei Dank, in überschwenglicher Fülle. Doch ihr werdet sie sehen und es soll euch unbenommen bleiben, zu thun, was ihr für dienlich erachtet. Am Sonntag Morgen komme ich mit einer Gesellschaft meiner Verwandten und Freunde, die ich dazu auswählen werde, nach eurer Wohnung, wo ich euch mit Signor Girondo bereit zu finden hoffe, denn wir wollen nach einem Landgute drei Meilen von Meissina, wo wir die Messe hören und nachdem ihr das Fräulein gesehen habt, von der ich euch sprach, zusammen zu Mittag speisen werden.

Timbreo nahm die Einladung an, gab die nöthigen Befehle und hielt sich am Sonntag in der Frühe nebst seinem Freunde Girondo bereit, die Fahrt anzutreten. Alsbald kam auch Lionato, der schon auf dem Landgute Alles auf das Festlichste hatte ordnen und bereiten lassen, mit einer Schaar von Edelleuten vor Timbreos Wohnung. Als Timbreo seine Ankunft erfuhr, stieg er mit Girondo und seinen Dienern zu Pferde, und nach gegenseitigen Begrüßungen setzte sich der ganze Zug vor die Stadt in Bewegung. Unter mancherlei Gesprächen, wie sie bei ähnlichen Lustritten üblich sind, gelangten sie, ehe sie es dachten, zu der

Villa, wo ſie ehrenvoll empfangen wurden. Hier wohnten ſie in einer nahgelegenen Kirche dem Meßamte bei, und begaben ſich dann in den mit Alexandriniſchen Teppichen und Verhängen koſtbar verzierten Saal. Kaum waren ſie hier angelangt, ſiehe, da traten aus einem Seitengemache viele Frauen und Edelfräulein, worunter Fenicia und Belfiore, und Fenicia glich dem Monde, wenn er am heitern Himmel alle Sterne überſtrahlt. Die beiden Ritter und die übrigen Edelleute empfingen die Damen mit Ehrerbietung, wie ſie jeder Gebildete Frauen zu beweiſen verbunden iſt. Meſſer Lionato nahm hierauf Timbreo bei der Hand, und führte ihn zu Fenicia, welche ſeit ihrem Aufenthalt auf dem Landgute nur Lucilla genannt worden; hier, Herr Ritter ſprach er, ſtelle ich euch Fräulein Lucilla vor, welche ich zu eurer Gattin beſtimmt habe, wenn ihr ſie lieben könnt. Wollt ihr meinen Rath folgen, ſo erklärt ſie für eure Braut; es ſteht euch indeß frei, ſie zu laſſen oder zu nehmen. Als Timbreo das Fräulein ſah, das in der That ein Wunder von Schönheit war und ihm ſchon beim erſten Anblick überaus wohlgefiel, war er ſogleich entſchloſſen, dem Verlangen Lionatos zu genügen und ſprach nach einem kurzen Bedenken: Mein Vater, nicht nur nehme ich das Fräulein, das ihr mir vorſtellt und das mir eines Königs würdig ſcheint, mit Freuden an, ſondern ich würde auch jede andere, die ihr mir beſtimmt hättet, von eurer Hand angenommen haben, und damit ihr ſeht, wie ſehr ich wünſche, euch

gefällig zu ſein und daß ich euch kein eitles Verſprechen gelenket, ſo erkläre ich dieſes Fräulein hiermit zu meiner rechtmäßigen Braut, ſofern ihr Wille mit dem Meinigen übereinſtimmt. Auf die letzten Worte entgegnete das Fräulein: Ich bin bereit Alles zu thun, was Meſſer Lionato befiehlt. Und ich, ſchönes Fräulein, verſetzte Lionato, erſuche euch den Signor Timbreo zum Gemahl zu nehmen. Um die Sache nicht länger zu verzögern, gab ſie ein anweſender Geiſtlicher auf ein gegebenes Zeichen durch die nach dem Gebrauch der Kirche herkömmlichen Worte zuſammen. Der Geiſtliche wußte es ſo geſchickt einzurichten, daß Timbreo durch die Erklärung, das gegenwärtige Fräulein zur Ehe zu nehmen, ſeine Fenicia heirathete, indem er Lucillen zu heirathen glaubte. Schon als er das Fräulein aus dem Gemach treten ſah, bewegte ein unnennbares Gefühl ſein Herz; er glaubte in ihren Zügen eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Fenicien wahrzunehmen, und konnte nicht aufhören ſich an ihrem Anblick zu weiden, ſo daß er alle Liebe, die er zu Fenicien empfunden, auf dieſen neuen Gegenſtand übertragen hatte. Sogleich nach der Feierlichkeit ward das Waſſer zum Waſchen der Hände gereicht und zu Tiſch gegangen. An der Spitze des Tiſches ſetzte man die Braut, zu ihrer Rechten ſaß Timbreo, ihm gegenüber Beltrore, an ihrer Seite der Ritter Girondo; und ſo ſaßen Männer und Frauen in bunter Reihe nebeneinander. Köſtliche Speiſen wurden in der ſchönſten Ordnung aufgetragen und das ganze Mahl war nicht

minder durch Pracht als besonnene und doch rasche Bedienung ausgezeichnet. An unterhaltenden Gesprächen, witzigen Einfällen und tausend andern Ergötzungen fehlte es nicht. Zuletzt als man zur Erfrischung die Früchte der Jahreszeit auftrug, und Feniciens Muhme, welche den größten Theil des Jahrs auf dem Landgute mit ihr zugebracht, und neben Timbreo saß, das Mahl enden sah, als ob niemals von so viel traurigen Vorfällen die Rede gewesen, sprach sie wie zum Scherze zu Timbreo: Herr Bräutigam, seid ihr denn niemals verlobt gewesen? Bei dieser Frage der ehrwürdigen Matrone fühlte Timbreo, wie seine Augen sich mit Thränen füllten, und er mußte abwarten bis sie niederrannen ehe er antworten konnte: Frau Muhme, sprach er, eure gelehrte Frage ruft eine Begebenheit in mein Gedächtniß, die ich stets im Herzen trage und meinem Leben ein frühes Ziel setzen wird. Denn so sehr Fräulein Lucillas Besitz mich glücklich macht, so fühle ich doch um einer Andern willen, die ich liebte, und noch im Tode mehr als mich selbst liebe, beständig einen Wurm an meinem Herzen nagen, der mich nach und nach verzehrt und mit den grausamsten Qualen foltert, denn ich war der einzige Urheber ihres unverschuldeten, schrecklichen Todes. Hierauf bemühte sich Girondo zu entgegnen aber tausend schluchzende Seufzer und reichlich niederströmende Thränenqüsse verhinderten ihn; endlich aber sprach er in halb gebrochenen Worten: Ich, Herr, ich Treuloser war der Würger, der Henker des unglückseli-

gen Mädchens, das seiner seltenen Gaben willen, ein längeres Leben verdient hätte; ihr hattet keine Schuld an ihrem Tode, nur ich allein. Bei diesem Gespräch füllten sich die Augen der Braut mit heißen Thränen, bei der lebhaften Erinnerung der vergangenen Trübsale, die ihr so herben Kummer gekostet hatten. Aber die Muhme fuhr fort, den Neffen zu bestürmen und sprach: Seid doch so gefällig, Herr Ritter, uns die Begebenheit zu erzählen, die euch und diesen andern Ritter noch jetzt zu so zärtlichen Thränen rührt. Ach, erwiederte Timbreo, warum verlangt ihr, Frau Muhme, daß ich mir den bittersten, grausamsten Schmerz erneue, den ich jemals erduldet, dessen Erinnerung schon genügt, mich zu verzehren und zu vernichten. Aber euch zu gefallen, will ich euch die Ursache meiner ewigen Trauer erzählen, so wenig Ehre mir meine Leichtgläubigkeit auch bringen mag. Er begann also und erzählte von Anfang bis zum Ende unter den heftigsten Thränen und zur größten Rührung und Verwunderung aller Anwesenden die ganze traurige Begebenheit.

Hierauf hob die Matrone wieder an: Ihr habt uns eine wunderbare und schreckliche Geschichte erzählt, Herr Ritter, wie sich vielleicht nie eine Aehnliche auf der Welt begeben hat. Aber sagt mir, so wahr Gott euch helfe, wenn ihr vor der Vereinigung mit dieser eurer Neuvermählten, jene erste Geliebte hättet wiederbeleben können, womit hättet ihr sie wohl erkaufen wollen? Unter neuen Thränen antwortete ihr Timbreo: Ich

ſchwöre euch bei Gott, Herrin, daß dieſe meine neue Braut mich vollkommen glücklich macht und ich hoffe, ſie wird es künftig noch mehr. Aber hätte ich die Todte wieder erwecken können, mit der Hälfte meines Lebens wollt ich ſie erkauft haben, der irdiſchen Güter nicht zu gedenken, die ich für ſie hingegeben hätte, denn ich liebte ſie ſo innig und herzlich, als nur irgend ein Mann eine Frau lieben mag, und aus Liebe zu ihr werde ich alle ihre Verwandten Zeitlebens lieben und ehren.

Der glückliche Vater Fenicions konnte bei dieſen Worten ſeine Freude nicht länger verhehlen; er wandte ſich zu dem Schwiegerſohn und ſprach unter Thränen der Rührung und Zärtlichkeit: Eure Handlungen, lieber Sohn und Lidam, denn ſo muß ich euch nennen, ſtimmen ſchlecht zu euern Worten, denn ihr habt eure geliebte Fenicia geheirathet und den ganzen Morgen an ihrer Seite verbracht und erkennt ſie noch nicht wieder: wo iſt eure ſo glühende Liebe geblieben? Hat ſie ihre Geſtalt ſo verändert, ſind ihre Züge ſo entſtellt, daß ihr ſie nicht erkennt, da ſie neben euch ſitzt?

Da endlich öffneten dieſe Worte die Augen des verliebten Ritters, er flog an die Bruſt ſeiner Fenicia, küßte ſie tauſendmal und konnte auf dem Gipfel überſchwenglicher Wonne ſeine Augen von ihrem Anblicke nicht losringen, noch unter ſüßen Thränen der Zärtlichkeit ein Wort hervorſtammeln; nur bei ſich ſelber ſchalt er ſich einen Blinden. Alsdann erzählte Meſſer Lionato

die Geſchichte von Feniciens Rettung, welche Alle mit dem äußerſten Erſtaunen erfüllte und eine heitere Stimmung verbreitete. Nun erhob ſich Girondo von der Tafel und ſtürzte ſich unter vielen Thränen Fenicien zu Füßen, indem er ſie demüthigſt um Verzeihung bat. Dieſe hob ihn ſogleich freundlichſt auf und verzieh ihm mit liebreichen Worten die erlittenen Unbilden. Darum wandte ſie ſich zu ihrem Gatten, der ſich ſelbſt für ſchuldig erklärte, und bat ihn mit den zärtlichſten Worten, jenes Vorfalls nie wieder zu gedenken, noch für eine Schuld um Verzeihung zu bitten, die er nicht begangen habe. Dann küßten ſie ſich und tranken, vor Freude weinend, ihre heißen Thränen im Uebermaaß des Entzückens und der Wonne.

Während ſich Alle der allgemeinen Freude hingaben, und zu feſtlichen Tänzen anſchickten, näherte ſich Ritter Girondo dem Lionato, welcher ſo vergnügt war, daß er den Himmel mit dem Finger zu berühren wähnte und bat ihn, ihm eine ſehr große Gnade erzeigen zu wollen, wodurch er ihn unendlich glücklich machen werde. Lionato antwortete, er möge nur fordern, denn wenn es in ſeiner Macht ſtehe, ſeine Bitte zu gewähren, ſo werde er ſie gern und freudig erfüllen.

So verlange ich denn, fuhr Girondo fort, euch, Meſſer Lionato, zum Vater und Schwäger, eure Tochter Fenicia und Ritter Timbreo zu Geſchwiſtern und dieſes Fräulein Belfiore zu meiner rechtmäßigen und geliebten Gattin

Der gute Vater fühlte sein Herz von neuer Freude überwältigt: wie von Sinnen über ein so großes, unverhofftes Glück wußte er nicht, ob er träume, oder ob es Wahrheit sei, was er sah und hörte. Doch bald überzeugte er sich, daß er wache, und dankte Gott von ganzem Herzen für das unverdiente Geschenk. Dann wandte er sich zu Girondo und erwiederte ihm liebreich, daß er sein Verlangen gerne gewähre. Sogleich rief er seine Belfiore herbei: Du hast gehört, meine Tochter, sprach er zu ihr, wovon die Rede ist. Der Herr Ritter verlangt dich zu seiner Gattin und willst du ihn zum Gatten, so bin ichs von Herzen zufrieden. Du hast alle Ursache einzuwilligen; doch sag uns deinen freien Entschluß.

Das schöne Kind antwortete dem Vater mit zitterndem Erröthen, sie sei bereit zu thun, was er verlange, worauf Girondo, ohne weitern Verzug mit Einwilligung aller Verwandten und unter den herkömmlichen Feierlichkeiten und gebräuchlichen Worten der schönen Belfiore den Brautring gab. Hierüber war die Freude Lionatos und aller der Seinigen unermeßlich. Weil aber Timbreo seine theure Fenicia unter dem Namen Lucilla geehlicht hatte, so nahm er sie von neuem feierlichst unter dem Namen Fenicia zur Gemahlin. Den Rest des Tages brachte man nun mit Tänzen und Lustbarkeiten hin. Die schöne, liebenswürdige Fenicia war in den feinsten Damast gekleidet, so weiß wie der reinste Schnee: die Binde, welche ihr Haupt schmückte,

ließ ihr wunderbar reizend. Sie war für ihre Jahre ziemlich groß von Wuchs und prangte in genügender Fülle der Glieder, und doch konnte sie bei ihrer Jugend noch zu wachsen hoffen. Unter der verrätherischen Hülle der feinsten und edelsten Seide bargen sich die gewölbten Brüste, zwei runden Aepfeln ähnlich, in der reizendsten Entfernung von einander. Wer die holde Farbe ihres Angesichts sah, der erblickte eine reine, liebliche Weiße von jungfräulicher, süßer Scham übergossen, welche nicht die Kunst, sondern die Meisterin Natur, dem Wechsel der Geberden und der Umstände gemäß, in glühenden Purpur tauchte. Der runde Hals glänzte wie der Schnee, und die schwellende Brust glich an Weiße und Frische dem lebendigsten, reinsten Alabaster. Wer den süßen Mund, wenn er die holden Worte bildete, sich öffnen und schließen sah, der glaubte ein unschätzbares Kleinod zu erblicken, in den feinsten Rubin gefaßt, voll der edelsten und schönsten orientalischen Perlen, die das gewürzreiche Morgenland uns je gesendet. Sah er aber diese schönen Augen, diese funkelnden Sterne, diese blitzenden Sonnen, die sie so meisterlich hin und her strahlen ließ, so konnte er nicht zweifeln, daß in diesen reizenden Flammen die Liebe wohne und in diesem Himmel voll Glanz seine scharfen Pfeile wetze; und wie lieblich flatterten die krausen, losen Locken umher, welche die reine, freie Stirn umspielend, gesponnener Seide und glänzendem Golde gleich, sich bei dem leisesten Hauch eines Lüftchens kosend hin und her

schaukelten. Die Arme waren von dem schönsten Ebenmaaß, und die reizenden Hände so wohlgebildet, daß der Neid sie nicht zu tadeln gewußt hätte. Ihre ganze Gestalt zeigte Munterkeit und Leben und eine so vollkommene natürliche Bildung, daß nichts zu wünschen blieb. Und nun bewegte sie leicht und heiter, nach Bedürfniß bald einzelne Glieder, bald den ganzen Körper, daß jede Miene, jede Geberde, jede Bewegung der Zauber unendlicher Anmuth begleitete und alle Herzen wie im Sturm erobern zu wollen schien. Darum hieß sie nicht mit Unrecht Fenicia, denn sie war ein wahrer Phönix, der alle andern Frauen an Schönheit weit überstrahlte.

Nicht minder reizend war Belflorens Erscheinung, nur daß sie ihrer größern Jugend wegen noch nicht so viel Hoheit und Anmuth in ihren Geberden und Bewegungen zeigte. Der ganze Tag wurde in festlicher Freude hingebracht und die beiden jungen Männer schienen sich an dem Anblick und der Unterhaltung ihrer Geliebte nicht sättigen zu können. Signor Dimbreo besonders schwelgte in Seligkeit und Entzücken und wollte sich fast selber nicht glauben, daß er wirklich da sei, wo er sich befand, denn immer fürchtete er nur zu träumen, oder Alles sei ein holder Sinnentrug, den die Kunst eines Zauberers ihm vorspiegele.

Am folgenden Tage schickten sie sich an, nach Messina zurück zu kehren, um dort die Hochzeit mit jener Feierlichkeit zu begehen, die sich für den Rang der beiden Ritter geziemte. Die beiden Ehemänner hatten

schen durch einen Eilboten einen ihrer Freunde, der das Vertrauen des Königs besaß, von ihren Schicksalen unterrichtet und ihm aufgetragen, was sie wünschten, daß er für sie thun möchte. Daher ging er noch desselben Tages zu König Pedro, ihm im Namen der beiden Ritter aufzuwarten und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer Liebe, und was sich von Anfang bis zu Ende mit ihnen begeben habe. Der König bewies hierüber eine nicht geringe Freude; er ließ die Königin herbeirufen und befahl dem Vermittler, noch einmal in ihrer Gegenwart die ganze Geschichte zu erzählen. Dies that er denn auch gewissenhaft und zur größten Erbauung und Verwunderung der Königin, welche, da sie von Feniciens kläglichem Schicksale vernahm, aus Mitleid für das Mädchen zu Thränen gerührt wurde.

Nun war der König Pedro vor allen Fürsten seiner Zeit milde und freigebig und wußte besser als Andre das Verdienst zu belohnen und die Königin war nicht minder hochherzig und edelmüthig. Der König eröffnete ihr also seinen Entschluß und was er zu thun vorhabe. Als die Königin seinen großmüthigen Vorsatz vernahm, billigte und pries sie den Willen ihres Herrn und Gemahls. Es ward also am ganzen Hofe Alles auf das Sorgsamste geordnet, und alle Edelleute und Damen in ganz Messina geladen, worauf der König befahl, daß die angesehensten Hofbeamten in Gesellschaft unzählig vieler anderer Ritter und Edelleute, unter der Leitung des Infanten Don Giacomo Dongiovo,

seines Erstgebornen, vor die Stadt den neuvermählten Schwestern entgegengeben sollten. Sogleich schlossen sich Alle in der schönsten Ordnung dem Zuge an und ritten vor die Stadt. Sie waren kaum eine Meile geritten, als sie den beiden Neuvermählten begegneten, welche mit ihren Männern und vielen andern Begleitern fröhlich gen Messina zogen. Als sie einander genaht waren, ließ Don Giacomo die Ritter, welche sie zu empfangen abgestiegen waren, wieder aufsitzen und ritt zu den beiden Schwestern, welchen er im Namen seines Vaters zu ihrer Vermählung verbindlichst Glück wünschte und von Allen auf das Ehrerbietigste begrüßt wurde. Auch die übrigen Hofbeamten und Edelleute von dem Zuge, der aus Messina gekommen war, empfingen die Neuvermählten und ihre Gatten nicht minder zuvorkommend und höflich. Die beiden Ritter mit ihren Frauen andererseits dankten Allen auf das Schmeichelhafteste und vor Allem sagten sie dem Infanten Don Giacomo den verbindlichsten Dank für die ihnen erwiesene Ehre.

Hierauf setzte sich die ganze Gesellschaft gegen die Stadt in Bewegung unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen, wie es bei dergleichen Lustbarkeiten herzugehen pflegt. Don Giacomo unterhielt sich sehr lange und freundlich bald mit Fenicien, bald mit Belfioren. Der König, welcher mehrmals durch Boten von dem Vorrücken des Zuges unterrichtet worden war, stieg, als es ihm Zeit schien, mit der Königin und einer ansehn-

lichen Gesellschaft von Rittern und Edeldamen zu Pferde und begegnete am Eingange der Stadt dem schönen eben anlangenden Zuge. Alle stiegen sogleich ab, um den König und die Königin zu begrüßen, wofür sie von diesen gnädig empfangen wurden. Der König ließ alsdann alle wieder aufsitzen und nahm seinen Platz zwischen Lionato und Timbreo ein, während die Königin die schöne Fenicia an ihre rechte und Belfiore an die linke Seite nahm. Der Infant Don Giacomo ritt neben Girondo. Ein Gleiches thaten die übrigen Ritter und Edelfrauen, welche gepaart in der schönsten Ordnung einher ritten und nach des Königs Befehl den Weg nach dem königlichen Schlosse nahmen. Nach einem prachtvollen Mahle mußte Timbreo auf des Königs Wunsch in Gegenwart aller Tischgäste die Geschichte seiner Liebe erzählen. Hierauf folgte ein glänzender Ball. Noch sieben Tage lang hielt der König offenen Hof und Alle mußten während dieser Zeit im königlichen Palaste speisen.

Nach beendigtem Feste ließ der König den Lionato berufen, und fragte ihn, welches Heirathsgut er seinen Töchtern versprochen habe und in welcher Art er es ihnen anzuweisen gedenke. Messer Lionato antwortete, es sei noch nicht zur Sprache gekommen, indessen werde er sie nach seinem Vermögen ausstatten. Da sprach der König: Wir selbst werden euern Töchtern ein Heirathsgut geben, wie es ihnen und unsern Rittern geziemt und wollen nicht, daß sie euch in Zukunft irgend

noch Kosten verursachen. Hierauf ließ der freigebige König, dem dies nicht nur bei allen Sicilianern, sondern bei Jedem, der davon hörte, zur größten Ehre gereichte, die beiden jungen Männer und ihre Frauen rufen und feierlich auf Alles Verzicht leisten, was sie aus dem Vermögen des Messer Lionato zu fordern haben könnten, und fügte sogleich den königlichen Befehl hinzu, der diese Verzichtleistung bestättigte. Unverzüglich darauf stattete er sie, nicht wie Bürgerstöchter, sondern wie seine eigenen, auf das Ehrenvollste aus und erhöhte das Jahrgehalt, das die Ritter von ihm bezogen. Die Königin, nicht minder aufwandliebend, großmüthig und freigebig, ernannte beide Frauen zu ihren Hofdamen, warf ihnen von ihren eigenen Einkünften ein ansehnliches Gehalt aus und hielt sie immer lieb und werth. Sie, die in der That äußerst liebenswürdig waren, wußten bald durch ihr Benehmen die Hochschätzung aller Hofbeamten zu erwerben. Auch dem Messer Lionato gab der König ein ehrenvolles Amt in Messina, das ihm keine geringen Einkünfte brachte. Weil er aber schon bei Jahren war, so brachte er es dahin, daß der König einen seiner Söhne darin bestättigte. So erging es mit Timbreos redlicher Liebe: das Böse, das ihm Girondo hatte zufügen wollen, schlug zum Guten aus und beide genossen noch lange ihrer Frauen und lebten in Glück und Frieden. Noch oft durften sie sich mit Vergnügen der Leiden erinnern, welche die schöne Fenicia überstanden hatte. Dieser Timbreo war der erste,

welcher in Italien das Haus der Cardona stiftete, welches noch heute in Sicilien und Neapel viele geachtete Mitglieder zählt. Auch in Spanien blüht dies hochedle Blut der Cardona, und bringt Männer hervor, die von dem Adel ihrer Ahnen nicht ausarten, weder in den Waffen noch in der Toga.

XI.

Das Wintermärchen

von

Doraſtus und Faunia.

Nach Robert Greene.

Ehe noch das Chriſtenthum in der Welt erſchienen war, regierte in Böhmen ein König, Pandeſto genannt, welcher einer Prinzeſſin von ausgeſuchter Schönheit und Tugend, mit Namen Bellaria, vermählt war, und ſo glücklich mit ihr lebte, daß die Eintracht des königlichen Paars allen ihren Unterthanen zu ſonderlicher Erbauung gereichte. Nach dem erſten Jahre ihrer Ehe wurde Bellaria von einem Sohne entbunden, der den Namen Garrinter erhielt. Die Nachricht von ſeiner Geburt verbreitete Jubel über ganz Böhmen, und der König, ſowohl um ſeine eigene Freude über dies glückliche Ereigniß auszudrücken, als den Wünſchen ſeines Volks zu begegnen, ſchrieb ein großes Turnier zu Ehren des jungen Prinzen aus, zu welchem, außer ſeinen eigenen Mannen und Lehnsleuten, viele benachbarte Könige, Fürſten und Herrn herbeieilten, ihre Tapferkeit und Gewandtheit zu bewähren. Das Feſt währte zwanzig Tage und erfüllte alle Gäſte mit Bewunderung über den prächtigen Hofhalt Pandeſtos. Aber das Glück iſt unbeſtändig und bald verkehrte es ſein Lächeln in Ingrimm gegen den König und ſeine geliebte Bellaria.

Seit seiner Jugend war Pandosto durch die engste Freundschaft mit Egistus, dem jungen Könige von Sicilien verbunden. Dieser Fürst wollte dem Freunde beweisen, daß weder Zeit noch räumliche Entfernung seine Neigung zu schwächen vermocht habe und beschloß, ihn in seinem Reiche heimzusuchen und ihm zu seiner Vermählung und der Geburt eines Sohnes Glück zu wünschen. Er ließ also seine Schiffe bereiten und kam mit einer geringen aber erlesenen Dienerschaar in Böhmen an. Bei seiner Landung ward er von Pandosto, der Königin und einem glänzenden Gefolge feierlich eingeholt und unter festlichem Jubel in den Palast geführt. Pandosto, dessen Herz von diesem Beweise von Freundschaft, den Egistus ihm gab, zärtlich gerührt war, veranlaßte die Königin, diesem Fürsten, den er so sehr liebte und dem er sich so höchlich verpflichtet fühlte, alle erdenklichen Beweise von Freundschaft und Hochachtung zu geben, und Bellaria, die gewohnt war, den Willen ihres Gemahls zu dem ihrigen zu machen, genügte dieser Aufforderung um so lieber, als die edeln Eigenschaften ihres Gastes diese Auszeichnung vollkommen verdienten. Sie gab ihm also täglich tausend unschuldige Zeichen ihrer Hochachtung und Egistus, der die Vorzüge der Königin mit aller Wärme eines uneigennützigen Freundes bewunderte und schätzte, ermangelte nicht sich dankbar zu beweisen. Diese gegenseitige Werthschätzung veranlaßte eine freundschaftliche Vertraulichkeit zwischen der Königin und ihrem Gaste, die dem Pandosto, welchen Staatsgeschäfte oft verhinderten, ihnen Gesellschaft

zu leiſten, anfänglich zu großer Freude gereichte. Nach und nach aber begann der unglückliche Fürſt, entweder, weil er ſich der überlegenen Vorzüge des Egiſtus bewußt war, oder aus einem angeborenen Hang ſeines Gemüths, den vertraulichen Umgang zwiſchen ſeiner Gemahlin und dem Gaſte, den er ſelbſt veranlaßt und eingeleitet hatte, mit eiferſüchtigen Augen zu betrachten. Zweifel und finſtere Gedanken beſtürmten ihn, wenn er die unwiderſtehlichen Reize Bellariens und die männliche Schönheit und edeln Eigenſchaften des Egiſtus erwog, denn er hielt es für unmöglich, daß zwei Weſen, welche die Natur zum Gefallen geſchaffen zu haben ſchien, für ihre gegenſeitigen Vorzüge unempfindlich ſein ſollten. Da er dieſen Zweifeln einmal Raum gegeben, nährte er ſeine wachſende Eiferſucht durch ängſtliche Aufmerkſamkeit auf jeden Blick und jedes Wort ſeines Freundes und ſeiner Gattin, und vorurtheilsvoll, wie er nun ſchon war, erſchien ihm ihre unſchuldige Vertraulichkeit als ein gültiger Beweis ihrer ſtrafbaren Neigung. Sein Verdacht verwandelte ſich in vollkommene Ueberzeugung: er betrachtete den Egiſtus nicht länger als ſeinen Freund und Gaſt, ſondern als den Zertrümmerer ſeiner Ehre, als den Verführer ſeiner Gattin. Ein tödtlicher Haß trat an die Stelle der zärtlichen Neigung, die er einſt zu Egiſtus getragen; das Lächeln der Liebe, womit er ſonſt auf die holde Bellaria geblickt, wich den Stirnrunzeln des Argwohns und nur der Gedanke der Rache konnte ſeinem gefolterten Herzen eine augenblickliche Erleichterung ge-

währen. Er beſchloß den Egiſtus zu vergiften: während er aber auf Mittel bedacht war, ſeinen grauſamen Vorſatz ohne Verdacht auszuführen, wußte er ſeine Reden und ſein Betragen mit einem Anſchein von Freundſchaft und Hochſchätzung zu bekleiden.

Pandoſio hatte einen Mundſchenken, Namens Franio, welcher ſtets eine treue Anhänglichkeit an ſeine Perſon bewieſen hatte, weßhalb er nicht zweifelte, ihn zur Ausführung ſeiner Rache an dem Könige von Sicilien bereden zu können. Der eiferſüchtige König theilte ihm alſo ſeinen unköniglichen Vorſatz mit und verſprach ihm reichliche Belohnung, wenn er bei der nächſten Gelegenheit, wo Egiſtus an ſeiner Tafel zu trinken begehre, ein tödtliches Gift in ſeinen Becher miſche. Franio ſchauderte, als er dieſen unmenſchlichen Antrag vernahm; mit allem Freimuth eines Biedermanns und treuen Unterthans verſuchte er es, dem König ſeinen grauſamen Vorſatz auszureden. Er ſtellte ihm vor, wie verhaßt dieſer unnatürliche Mord ihn bei Göttern und Menſchen machen müſſe, rief ihm die geheiligten Geſetze der Gaſtfreundſchaft ins Gedächtniß zurück, und zählte ihm alle die ſchrecklichen Folgen auf, die dieſer himmelſchreiende Verrath über ihn, ſein Haus und ſein Reich bringen würden. Aber alle dieſe Gründe vermochten nichts wider die Entſchloſſenheit Pandoſios, der in ſeinem grauſamen Vorſatz beharrend, dem Franio die Wahl ließ, entweder den Egiſtus zu vergiften, wofür er ihm durch Reichthümer und Ehrenſtellen lohnen werde, oder den Tod für ſeinen Ungehorſam davon zu tragen.

Dieſe Drohungen auf der einen Seite und ſo große Verheißungen auf der andern, vermochten den Mundſchenken, dem Pandoſto zu verſprechen, er wolle ihm gehorchen und bei der nächſten günſtigen Gelegenheit den Egiſtus durch Gift aus dem Wege räumen. Der König war mit dieſem Verſprechen zufrieden und gedachte, ſobald ſeine Rache an Egiſtus vollzogen ſei, Bellarien ein gleiches Schickſal zu bereiten. Als ſich aber der König entfernt hatte, begann Franio, der nun den Gegenſtand ſeiner Furcht nicht länger vor Augen hatte, welcher ihn mit einem martervollen Tode bedrohte, wenn er den unſchuldigen Fürſten nicht umbrächte, die ſchändliche That, zu der er ſich verpflichtet hatte, reiflicher zu erwägen, und weniger die Furcht vor der Entdeckung der Unthat, als vor den Schrecknissen eines böſen Gewiſſens und die Ueberzeugung, daß er den Göttern mehr Gehorſam ſchuldig ſei, als dem Könige, und daß alle Schätze der Welt und alle irdiſche Größe dem Werth eines reinen Bewußtſeins nicht gleichkämen, brachten ſeinen Entſchluß zum Wanken. Nach langem innern Kampfe nahm er ſich vor, dem Egiſtus den Anſchlag zu entdecken. Zu dieſem Ende begab er ſich nach den Gemächern des Königs von Sicilien, und als er ſich bei demſelben Gehör ausgewirkt, machte er ihm in wenig Worten die ganze Lage der Sache bekannt. Aber Egiſtus war ſchwer von der Schuld ſeines Freundes zu überzeugen; er beurtheilte Pandoſtos Herz nach der Reinheit ſeines eigenen und erwiederte dem Mundſchenken mit großer Strenge,

daß er nicht fähig sei, nur mit einem Gedanken an der Aufrichtigkeit seines Gastfreundes zu zweifeln. Pandosto, sprach er, ist mein Freund und Bundesgenosse, nie hat ein Verdacht unsere gegenseitige Zuneigung getrübt; ich kam nicht in sein Land, um seine Unterthanen ihrer Lehnspflicht abwendig zu machen, noch mich mit seinen Feinden zu verschwören. Ich habe ihm nie Ursache gegeben, meinen Tod zu wünschen und kann ihn eines so ungerechten und verrätherischen Vorsatzes nicht schuldig glauben. Ich muß also die Warnung, die ihr mir gebt, für die Wirkung eines Anschlags der Böhmen halten, die mich mit ihrem Könige zu entzweien suchen.

Franio erwiederte ihm: Es sei gefährlich gegen die Wuth eines geheimen Feindes zu zaudern. Wenn die Böhmen ihm ein Leid zugedacht hätten, so würde es ihnen nicht schwer geworden sein, ihre Absicht zu erreichen, ohne ihren Anschlag zu verrathen. Es sei unbillig, wenn seine Majestät seinen Eifer für die Erhaltung seines Lebens gegen einen boshaften Verrath mißdeute, denn seine Absicht sei, dem Verrath zu begegnen, nicht den Verräther zu spielen. Er beschwor den König, eiligst nach Sicilien zu entfliehen, wenn er der drohenden Gefahr entgehen wolle, und ihm zu erlauben, daß er ihn in sein Reich begleite, und wenn er alsdann nicht vollgültige Beweise beibringe, daß Pandosto ihn zu vergiften beabsichtigt habe, so möge er seinen Verrath mit den grausamsten Martern bestrafen.

Nach reiflicherer Erwägung dankte Egistus dem

Mundschenken für seine Warnung, versprach ihn, wenn er in Sicilien glücklich anlange, königlich zu belohnen und übertrug ihm die Vorbereitung ihrer Flucht. Franio begab sich sogleich zu dem Admiral von Egistus Flotte, mit welchem er die Verabredung traf, daß sich Jener bereit halten sollte, mit dem nächsten günstigen Winde hinwegzusegeln. Den auf die Ausführung der Rache dringenden Pandosto wußte er unterdeß mit der Vorspiegelung hinzuhalten, daß er mit der Bereitung eines wirksamen Giftes beschäftigt sei, welches auf der Stelle den Tod gebe.

Pandosto empfing diese Nachricht mit einer boshaften Freude: jede Stunde schien ihm tausend Jahre zu währen, bis seine ungeduldige Wuth sich an dem Blute der vermeinten Beleidiger ersättigen könne. Sobald Egistus vernahm, daß ein günstiger Wind sich erhebe, schaffte er mit Franios Hülfe seine Sicilianer durch eine geheime Pforte aus der Stadt, und zwar so schnell und verborgen, daß [illegible] den mindesten Verdacht zu erregen, an Bord ihrer Schiffe gingen, die Segel den Winden überließen und bald aus dem Angesicht Böhmens verschwunden waren.

Als Pandosto hörte, Egistus sei in der Nacht entflohen und Franio habe ihn begleitet, wandte er alle seine Wuth gegen die Königin, welche er des Einverständnisses mit Egistus und dem Verräther Franio beschuldigte und seiner Wache Befehl gab, sie zu verhaften.

Die unschuldige Bellaria, die den drohenden Sturm nicht ahndete, spielte just mit ihrem Söhnlein Garrin-

ter, als die Wache mit Widerſtreben des Königs Befehl zu vollziehen kam. Im erſten Augenblick erſchrak und erblaßte die Königin, doch bald ſammelte ſie ſich wieder, nahm allen edeln Stolz eines guten Gewiſſens und beleidigter Tugend an, reichte ihre Hand dem Hauptmann der Wache und folgte ihm ohne Murren in ihr Gefängniß, wo ſie in Geduld und Ergebung ihren Kummer ertrug.

Wüthend über die Vereitelung ſeiner Rache gegen Egiſtus, beſchloß der König, ſie mit verdoppelter Schwere auf das Haupt der unſeligen Bellaria fallen zu laſſen, und befahl es in ſeinem ganzen Reiche bekannt zu machen, daß die Königin mit Egiſtus Ehebruch begangen und mit ſeinem Mundſchenken Franio auf ſeinen Tod geſonnen habe. Obgleich der Wandel der Königin bis dahin untadelhaft geweſen war, erregten doch dieſe Bekanntmachungen und die ſchnelle Flucht des Königs von Sicilien mit Franio mancherlei Verdacht gegen ſie in den Gemüthern des Volks, das indeß nicht abließ, täglich auf ihre Befreiung zu dringen, denn ihre Jugend, ihre Schönheit, die Anmuth aller ihrer Bewegungen bei ſo vielem Unglück, erregten Jedermanns Mitleid. Aber der grauſame Pandoſto, zu deſſen Felſenherzen das Mitleid keinen Zutritt fand, war entſchloſſen die unglückliche Bellaria mit allem möglichen Schimpf und Ungemach zu überladen und gab es nicht zu, daß ſie in ihrem Gefängniß mit der ihrem ehemaligen Range gebührenden Achtung behandelt würde, ſondern ließ ſie mit der hartherzigſten Ver-

nachläſſigung bedienen. Da indeß ſeine Grauſamkeiten gegen die Königin ſeine Rache nur theilweiſe ſättigen konnten, ſo wünſchte er auch dem Egiſtus das Gewicht ſeines Haſſes empfinden zu laſſen; allein dieſer Monarch, der die Tochter des Kaiſers von Rußland zur Gemahlin hatte, war durch ſeine Bundesgenoſſen ſo mächtig, daß er mit offener Gewalt ſeine Rache an ihm zu vollbringen verzweifelte.

Als die unglückliche Königin die niedrige Anſchuldigung vernahm, die ſo ſchonungslos gegen ihre Ehre erhoben wurde, verlangte ſie im Vertrauen auf ihre fleckenloſe Reinheit und die Unſchuld des Egiſtus, daß die Sache förmlich vor Gericht unterſucht und ihr verſtattet werden ſollte, ſich öffentlich gegen ihre Ankläger zu vertheidigen. Aber der König loderte ſo von Zorn und Eiferſucht, daß er ihre gerechte Bitte verwarf und während die arme Königin unter dem Gewicht ihres hoffnungsloſen Ungemachs faſt vergehen wollte, mußte ſie noch mit Schrecken wahrnehmen, daß ſie hochſchwanger ſei. Dieſer in ihrer troſtloſen Lage höchſt unglückliche Umſtand preßte ihr Klagen aus, die ſelbſt das harte Herz ihres Kerkermeiſters erweichten: er ließ ſogleich dem Könige davon Anzeige machen, und zweifelte nicht, daß ihn dies bewegen werde, ſie in Freiheit zu ſetzen. Aber es hatte juſt den entgegengeſetzten Erfolg, denn der König hatte ihre Schwangerſchaft kaum vernommen, als er in die heftigſte Wuth gerieth und der Königin und ihrem Baſtard, allen Göttern zum Troß, den Tod ſchwur.

So vieler grauſamen Martern ohngeachtet ward die Königin von einer Tochter glücklich entbunden und Pandoſto erklärte ſofort ſeinen Entſchluß, die Mutter ſammt dem Kinde verbrennen zu laſſen. Sein Hofgeſinde bediente ſich aller Gründe, die Vernunft und Menſchlichkeit an die Hand gaben, ihm ſeinen barbariſchen Vorſatz auszureden, aber alles, was ſie damit erreichten, war, den Mord des Kindes zu verhindern. Der Königin Urtheil, verſicherte er, ſtehe unwiderruflich feſt, und nur den dringenden Vorſtellungen der Hofleute gelang es, ihm die Begnadigung des Kindes abzunöthigen. Indeß war der Entſchluß, den er in dieſer Rückſicht faßte, nicht minder grauſam, und ſollte nur das Verderben des ſchuldloſen Opfers verzögern. Er befahl das Kind der jammernden Mutter zu entreißen, es in ein Boot zu ſetzen, dieſes in die See zu ſchieben und es der Willkühr des Windes und der Wellen zu überlaſſen. Die Wachen des Königs, welche dieſe unmenſchliche That ausführten, rührte die ſüße Harmloſigkeit der unſchuldigen Kindes, ſie beſchuldigten den König der härteſten Grauſamkeit; aber die Furcht vor ſeinem Ingrimme nöthigte ſie, ſeine Befehle zu vollziehen. Sie ſetzten das Kind in ein Boot, bedeckten es mit Zweigen um es vor dem Unglimpf des Wetters zu ſchützen, und ſtieſen es in die See, als ſich eben ein ſo gewaltiger Sturm erhoben hatte, daß es Mühe koſtete, dagegen anzudringen.

Als die gräßliche That vollbracht war, verſammelte der König ſeine Edeln und Räthe und ließ die Königin

an den Hof führen, wo sie die Anklage wider sich verlesen hörte. Bellaria, die wohl fühlte, daß nur ihr Tod dem verblendeten König genügen könne, setzte ihr Vertrauen auf ihre Unschuld, sammelte allen Muth, den ihre unglückliche Lage erforderte und verlangte mit edelm Stolze Recht und Erkenntniß; denn Gnade, fügte sie hinzu, erwarte ich nicht: laßt also meine Ankläger am Hofe erscheinen und mir im Angesicht ihre Beweise vorbringen.

Pandosto erwiederte: Die Aussagen der Zeugen seien so glaubwürdig, daß ihr bloßes Wort genüge; denn sie freilich, fuhr er heftig fort, hat wohl Grund, ein so schauderhaftes Verbrechen zu leugnen und abzuschwören, nachdem sie jede Anwandlung von Scham und Reue unterdrückt, um es zu begehen: aber dennoch sollst du sterben, des grausamsten und schmählichsten Todes. Von dieser Drohung nicht erschüttert, entgegnete die Königin ohne sichtbare Bewegung: Die Strafe ohne Beweis verhängen, sei Gewalt, nicht Recht. Hierin pflichteten ihr die Räthe und Edeln bei und verlangten, die Ankläger sollten öffentlich verhört und vereidet werden, und wenn alsdann der Königin Schuld vollständig erhelle, so stehe es Sr. Majestät frei, sie mit der von den Gesetzen für solche Verbrechen verordneten Strafe zu belegen. Der König versetzte: Er sei für diesen Fall gesonnen und befugt, von den Gesetzen abzusehen: die Räthe möchten sein Wort als hinreichenden Beweis betrachten, widrigenfalls es auch der Mächtigste unter ihnen entgelten solle.

Diese Drohung machte sie Alle verstummen, aber Bellaria, die am Leben verzweifelnd die Schande mehr als den Tod fürchtete, versetzte, wenn sein Wille statt des Rechts gelten solle, so sei die Entscheidung der Geschwornen nutzlos. Dann fiel sie auf die Kniee, und beschwor den König bei der Liebe zu Garrinter, seinem jungen Sohne, ihr die eine Bitte zu gewähren, daß er sechs seiner Edeln, auf die er das meiste Vertrauen setze, nach Delphi schicken möge, um das Orakel Apollos über das ihr angeschuldigte Verbrechen zu befragen.

Pandosio konnte ein so billiges Verlangen nicht abschlagen; er ernannte also sechs Gesandte, welche in aller Eile nach Delphi abgefertigt werden sollten und ließ die Königin bis zu ihrer Rückkehr auf das Strengste bewachen. Die Gesandten vollbrachten ihre Reise in drei Wochen und sobald sie in Delphi gelandet waren, eilten sie zum Tempel Apollos, verrichteten das Opfer mit großer Andacht, beschenkten die Priester dem Gebrauch gemäß und baten in Demuth um Antwort auf ihre Anfrage. Nicht lange hatten sie vor dem Altar gekniet, als Apollo mit lauter Stimme sprach: Ihr Böhmen, nehmt, was ihr hinter dem Altare findet, und reist nach der Heimath. Sie gehorchten dem Orakel und fanden eine Pergamentrolle, welche die Priester ihnen erst in Gegenwart des Königs zu eröffnen befahlen. Die Gesandten gelobten dieser Anweisung Gehorsam, verließen nach vollbrachtem Gottesdienste den Tempel und segelten mit günstigem Winde nach Böhmen zurück, wo sie bald ankamen und sofort nach Hofe eilten.

Hier berichteten ſie dem Könige, der ſie gnädig empfing, von dem Erfolg ihrer Reiſe, übergaben ihm die göttliche Rolle, und erſuchten ihn, da in dieſer geheiligten Schrift Leben und Tod, Schuld oder Unſchuld der Königin enthalten ſei, den Adel ſeines Reiches zu der Gerichtshalle zu berufen und in deſſen- und der Königin Gegenwart das Orakel verleſen zu laſſen.

Der König pflichtete ihrer Meinung bei und an dem beſtimmten Tage, da der König mit den Edeln des Reichs ſich am Hofe verſammelt hatten, ward die Königin vor die Schranken gebracht und ſprach alſo: Welchen Wandel ich geführt habe, bevor Egiſtus nach Böhmen kam, darüber, Pandoſto, berufe ich mich auf dein Gewiſſen und die unſterblichen Götter: ſie allein wiſſen auch, ob ich des Verbrechens ſchuldig bin, deſſen ich angeklagt werde. Ich behaupte meine Unſchuld und beziehe mich zur Beglaubigung derſelben auf den Ausſpruch des göttlichen Orakels. Hiermit ſchwieg Bellaria und der König befahl einem ſeiner Edeln die Rolle zu öffnen. Dieſer gehorchte und las mit lauter Stimme folgende mit goldenen Buchſtaben geſchriebene Worte:

Verdacht iſt kein Beweis; Eiferſucht ein parteiiſcher Richter; Bellaria iſt keuſch, Egiſtus tadelsfrei, Franio ein getreuer Unterthan; Pandoſto iſt ſtrafbar, ſein Kind unſchuldig und der König ſtirbt ohne Erben, wenn das Verlorene nicht wiedergefunden wird.

Als das Orakel geleſen war, erſcholl der Hof von freudigen Ausrufungen, denn alle Herzen waren hocherfreut, die Unſchuld der Königin erwieſen zu ſehen. Auch

der König fing nun an, sich seiner vorlauten Eifersucht und des grundlosen Verdachtes zu schämen; da er es aber nicht wagte, der beleidigten Bellaria zu nahen, so wünschte er, daß seine Edeln ihm ihre Verzeihung für die ihr angethane Schmach erwirken möchten und von Reue und Abscheu gegen seine frühern Verirrungen gequält, bekannte er öffentlich seinen Anschlag gegen das Leben des Egistus.

Während er solchergestalt seinen eigenen Verrath büßte, erschien eilends ein Bote am Hofe, welcher dem Könia den Tod des Prinzen Garrinter ankündigte. Bellaria, deren Seele das göttliche Orakel mit Freude überschüttet hatte, ward bei dieser schrecklichen Nachricht von einem so übermäßigen Schmerz ergriffen, daß ihr zartes Herz, unfähig, der Gewalt so schneidender Gegensätze zu widerstehen, unter der Wucht erlag: sie sank nieder und hauchte sogleich den Geist von sich. Bei diesem entsetzlichen Anblick verließ den König das Bewußtsein: er ward nach dem Palast gebracht, wo er aller Bemühungen der Aerzte ohnerachtet, drei Tage lang sprachlos lag. Die Böhmen waren in der äußersten Verzweiflung: man sah und hörte nichts als Klagen und Jammer: der Tod der Königin und des Prinzen und die Gefahr, worin des Königs Leben schwebte, füllten die ganze Stadt mit Schmerz und Bestürzung; zuletzt erlangte er jedoch Bewußtsein und Sprache wieder und bei dieser Nachricht schienen auch die trauernden Böhmen einigermaßen wieder aufzuleben.

Aber des Königs Verzweiflung war so heftig, daß

er

r ſich mehrmals ſelbſt zu ermorden verſuchte und nur
nit Mühe verhinderten ihn die Böhmen daran, welche
alle erdenklichen Gründe aufwandten, ſein Gemüth zu
beruhigen und ihn zu bereden, daß er ſein Mißgeſchick
in Geduld ertrage. Endlich gelang es ihren vereinten
Bemühungen, ihm ſeine Faſſung wieder zu geben, worauf
er die Beerdigung der Königin und des Prinzen anord-
nete, welche auf das Feierlichſte vollzogen wurde. Er
kam alle Tage zu Bellarius Gruft und beweinte mit
Thränen des Grams und der Reue ihr unſeliges Ver-
hängniß und das eigene Mißgeſchick.

Wir wollen nun den troſtloſen König eine Weile
verlaſſen und die Schickſale des königlichen Kindes be-
richten, das wir auf den Fluten des Oceans verließen.
Das Boot, in welches es gelegt worden, war zwei Tage
lang ein Spiel des Windes und der Wellen, und jeden
Augenblick in Gefahr von den Wogen verſchlungen zu
werden; zuletzt gefiel es den Göttern, es an die Küſte
Siciliens zu werfen, wo es auf den Sand getrieben
wurde. Glücklicherweiſe begab es ſich, daß ein Schäfer,
welcher eins ſeiner Schafe vermißte, und es überall
vergebens geſucht hatte, an das Seeufer kam, in der
Hoffnung, daß es dort die Meerkräuter abweide. Hier
vernahm er die Stimme eines Kindes, welches er an-
fänglich für das Blöcken ſeines Schafes hielt; als er
aber an den Strand kam, gewahrte er das Boot, und
als er hinzuging, ſah er ein wunderſchönes Kind am
Boden liegen, in einen goldgeſtickten Scharlachmantel

gehüllt und eine reiche Kette von Juwelen um seinen Hals.

Von diesem seltsamen Abenteuer überrascht, glaubte der Schäfer bei dem Anblick der Schönheit des Kindes und der Reichthümer, die es umgaben, irgend eine kleine Gottheit vor sich zu sehen, und war im Begriff es anzubeten, als das Wehgeschrei des Kindes, das eben vor Frost und Hunger vergehen zu wollen schien, ihn überzeugte, daß es nur ein sterbliches Wesen sei. Nun trat das Mitleid an die Stelle der Verehrung: er nahte dem Kinde, nahm es in seine Arme und da er aus der ungewöhnlichen Pracht seiner Hülle schloß, daß es von edler Geburt sei, so gedachte er es dem Könige zu überbringen. Als er es aber enger in den Mantel wickelte, um es besser vor der Kälte zu schützen, fiel ihm ein Geldbeutel vor die Füße, dessen Anblick ihn so bezauberte, daß er seinen Entschluß dahin veränderte, das Kind selbst zu erziehen und das Geld in seinen Nutzen zu verwenden. Sogleich kehrte er auf einem Nebenwege zu seiner Hütte zurück; damit Niemand merken solle, was er in seinen Armen verberge.

Sobald er in die Thüre trat, begann das Kind zu weinen; worüber sein Weib in Zorn gerieth, das in der Voraussetzung, er bringe ihr einen Bastard zu erziehen, ihn ernstlich wegen seiner Untreue zur Rede setzte. Der Schäfer bat sie, sich zu beruhigen, und versicherte sie, wenn sie klug und verschwiegen sein könne, sei ihr Glück für immer gemacht; dann legte er ihr das Kind in die Arme und zeigte ihr das Gold und die Juwelen, die er

mit ihm gefunden hatte, welche denn der armen Frau so gefielen, daß sie das Kind liebevoll aufzuziehen und bei den Nachbaren vorzugeben beschloß, es sei ihr eigenes.

Sie verbargen das Gold und die Juwelen: der Schäfer kehrte zu der Pflege seiner Lämmer zurück, während sein Weib sich mit der Erziehung des Findlings beschäftigte, welchem sie den Namen Faunia gaben. Kurze Zeit nachher erwarb der Schäfer ein schönes Pachtgut und hütete fremde Heerden, bis er selber Eigenthümer einer sehr ansehnlichen ward.. Als Faunia das Alter von zehn Jahren erreichte, übergaben ihr Porrus und Moysa, so hießen ihre Pflegeältern, die Sorge für ihre Heerden und die junge Schäferin, deren Schönheit schon in so zartem Alter Alle, die sie erblickten, mit Bewunderung und Staunen erfüllte, widmete sich mit dem größten Fleiße dieser ländlichen Beschäftigung, und Alles schien unter ihrer Hand zu blühen und zu gedeihen. Auch Landbesitz erwarb Porrus, welchen er Faunien nach seinem Tode zu hinterlassen gedachte. Diese hatte kaum das funfzehnte Jahr erreicht, als manche der reichsten Pachtersöhne um ihre Hand warben. Und nicht blos auf dem Lande ward die schöne Schäferin bewundert und gepriesen; ihr Witz und ihr Scharfsinn kamen ihrer Schönheit gleich, und so viele geistige und körperliche Vorzüge machten ihren Namen auch am Hofe bekannt. Sie wußte nicht anders, als daß sie die Tochter des Porrus sei und ließ sich durch das Lob, das ihr gespendet wurde, nicht ver-

blenden, sondern fügte sich mit süßer Demuth in die Niedrigkeit ihres Standes und hütete ihre Heerden mit der sorgsamsten Pflege. Obgleich nicht eitel auf die Anmuth ihres Wesens, wußte sie sich doch in ihrer ländlichen Tracht zierlich zu kleiden, ihr schönes Haar mit geschmackvoller Nachlässigkeit aufzubinden und aus den frischesten und gefälligsten Blumen einen Kranz zu flechten, der ihr liebliches Antlitz vor der Sonne beschattete.

Der König von Sicilien hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Doraſtus, ein schöner und vollkommener Jüngling, von welchem die Sicilier große Hoffnungen hegten. In dem Wunsche, ihn noch vor seinem Tode vermählt zu sehen, schickte der König einen Gesandten an den König von Dänemark um Euphanien, seine Tochter und Erbin seines Reiches, dem Prinzen von Sicilien zur Gemahlin zu begehren. Da der König von Dänemark hierauf einging, benachrichtigte Egiſtus seinen Sohn von den angeknüpften Verhandlungen; rühmte die Schönheit und die Tugenden der Prinzessin und die Vortheile einer Verschwägerung mit dem Könige von Dänemark, und beschloß damit, den Göttern für den glücklichen Erfolg seiner Bewerbung zu danken. Doraſtus hörte dies alles mit einem solchen Anschein von Gleichgültigkeit, daß der König erstaunte und ihn fragte, ob er etwa Einwendungen gegen die Verbindung zu machen habe; worauf der Prinz kaltblütig erwiederte, daß die Liebe seinem Herzen noch fremd, und das andere Geschlecht ihm völlig gleichgültig sei; er also gar keine Neigung empfinde, eine Verbindung, wie die Ehe sei,

einzugehen. Der König durch dieſe Antwort auf das Aeußerſte beleidigt, drohte ihm mit den härteſten Folgen ſeiner Ungnade, wofern er ſich ſeinem Willen nicht unterwerfe; und da der Prinz hierauf ein tiefes Stillſchweigen beobachtete und ſich nicht bemühte, ihn zu beſänftigen, verließ er ihn im heftigſten Unwillen.

Doraſtus war über den Zorn ſeines Vaters ſehr betrübt, und wünſchte lebhaft, den Widerwillen, den er in ſeiner Seele gegen die Ehe empfand, niederkämpfen zu können, um ihn durch unbedingte Weigerung nicht beleidigen zu müſſen, aber je mehr er ſich bemühte, der Abneigung Meiſter zu werden, die ihn zum Ungehorſam gegen den Vater zwang, deſto tiefer ſchien ſie in ſeinem Buſen Wurzeln zu ſchlagen.

Nicht lange nach dieſer Unterredung zwiſchen dem König und dem Prinzen, verſammelte ein Feſt alle Hirtentöchter in ganz Sicilien. Faunia ward zur Königin des Tages erwählt und führte in ihren beſten Schmuck gekleidet den Vorſitz bei dieſen ländlichen Zerſtreuungen; der Tag verging unter unſchuldigen Spielen und Schäferfreuden, und als der herannahende Abend ſie trennte und Faunia eine Nachbarin und Geſpielin begleiten wollte, um zu ſehen, ob ihre Heerde heimgetrieben ſei, begegnete Doraſtus, der eben von der Falkenjagd kam, den heimkehrenden Schäferinnen, und von Bewunderung über Faunens Schönheit ergriffen, hielt er inne und richtete einige gleichgültige Fragen an ſie, nur um Gelegenheit zu haben, ſie zu betrachten.

Faunia antwortete ihm mit ſo lebhaftem Witz und

ſo anmuthigem Weſen, daß der von ihren körperlichen Reizen ſchon halb beſiegte Prinz von ihren geiſtigen Vorzügen völlig eingenommen ward. Von der frühern Hartnäckigkeit dieſes jungen Rebellen beleidigt, beſchloß nun die Liebe, ihm den ganzen Inbegriff ihrer Macht fühlen zu laſſen und durchbohrte ſein einſt unempfindliches Herz mit dem ſchärfſten Pfeil in ihrem Köcher. Der Prinz ſeufzte vor Schmerz und Wohlbehagen: er konnte ſeine Augen nicht von Faunens lieblichem Angeſicht wenden, das eine reſige Scham überdeckte; er ſah ihre Verlegenheit, und über ſeine eigene Schwäche beſchämt, beſchloß er ſich loszuringen: er bot alſo den Schäferinnen ein eiliges Lebewohl, gab ſeinem Roſſe die Sporen und ritt heim zu ſeinem Palaſte.

Faunie, welche den Prinzen mit forſchenden Blikken betrachtet hatte, begann ihn, da er ſich entfernt hatte, gegen ihre Gefährtin zu rühmen: ſie bewunderte ſeine Jugend, ſeine Schönheit, ſeine Huld und Leutſeligkeit, und dieſer angenehme Gegenſtand trug ſie über ihre gewohnte Mäßigung hinaus; ihre Gedanken waren von den Vorzügen des Prinzen ſo erfüllt, daß ſie keine genügenden Worte finden konnte, ihre Bewunderung auszudrücken; zulezt bemerkte ſie mit Erröthen ihre vorlaute Unbeſonnenheit und legte den Reſt des Weges mit gefaßtem Stillſchweigen zurück. An der Thüre ihrer Hütte nahm ſie von ihrer Gefährtin Abſchied, und begab ſich mit einer ſüßen Befangenheit zu Bette, für welche ihre unerfahrene Unſchuld den Namen noch nicht finden konnte. Der Prinz, deſſen Herz viel heftiger

und peinlicher bewegt war, weil er die Natur seiner Empfindungen besser erkannte, als Faunia, verbrachte die Nacht unter mancherlei quälenden Gedanken; gern hätte er das süße Bildniß Fauniens aus seinem Gedächtniß verbannt, aber die Liebe hatte es zu tief eingegraben; da er also sah, daß alle seine Bemühungen sie zu vergessen, vergeblich waren, suchte er seine Leidenschaft zu entschuldigen und zu rechtfertigen, indem er die unwiderstehlichen Reize des Gegenstandes derselben erwog. O grausames, ungerechtes Glück, rief er im Entzücken über den Glanz ihrer Schönheit aus, solche Vollkommenheiten in einer Hütte zu verbergen, während du Scepter und Krone nur zu oft an die Mißgestalt vergeudest! O Faunia, ward deine bezaubernde Schönheit nur gebildet die Fluren zu zieren! Sind diese glänzenden Augen nur bestimmt niedrigen Thälern zu scheinen und rohe Hirten mit ihren liebeblickenden Strahlen zu verwunden? Ward dir dieser muntre Witz und diese natürliche Anmuth deines Geistes nur gegeben, um auf ewig in einer Hütte verschlossen zu bleiben? Ach, nein, es ist unmöglich: die Götter sind gerecht und unparteiisch in ihren Gaben, und obgleich sie dich nicht als Prinzessin geboren werden ließen, so thaten sie mehr, und ließen dich es werth sein, eine zu werden: ich bin das Werkzeug dich zu dem Rang zu erheben, dem die Natur dich bestimmt und den keine andere so würdig bekleiden kann.

Bei diesen Worten hielt der verliebte Prinz inne, dann gab er plötzlich neuen Betrachtungen Raum:

Was wird mein Vater dazu sagen, rief er aus, wenn er erfährt, daß mein Herz der Liebe fähig ist? O göttliches Gesetz, das alle Menschen fürchten, da es die Götter selber ehren! Aber ach, Dorasius, fügte er nach einem tiefen und schmerzlichen Seufzer hinzu: wer ist der Gegenstand deiner Leidenschaft? Eine Bäuerin, die Tochter eines schlichten Hirten. Wie ziemt eine solche Verbindung dem Adel deiner Geburt? Dir, dem Sohn eines Königs, dem Erben eines mächtigen Reiches? Ach, mir wäre es besser zu sterben, als einer so unziemlichen Schwäche zu unterliegen, denn ein edler Untergang ist einem verächtlichen Leben vorzuziehen. Der unschlüssige Prinz verweilte eine Zeitlang bei diesen Gedanken und bemühte sich alle Kraft seiner Vernunft zu sammeln, um einen seiner würdigen Entschluß zu fassen; aber die Liebe, die alle seine vergeblichen Versuche, sich ihrer Macht zu entwinden, verlachte, führte ihm von Neuem das liebliche Bild Fauniens vor die Seele. O Schönheit, sagte der Prinz mit Seufzen, wie unbedingt beherrschest du die Herzen! Süße, gebieterische Tyrannin, du verlangst Gehorsam, ich empfinde deine unwiderstehliche Macht; ja Faunia, liebliche, anbetungswürdige Faunia, du sollst die Meinige werden: deine niedrige Geburt soll meinen Wünschen keine Schranke sein; die Götter selber verschmähten es nicht zu lieben. Jupiter mußte Danaen huldigen, der leuchtende Apollo warb um die unerbittliche Daphne; diese waren sterbliche Schönheiten und sie waren Götter: warum soll denn ich, obgleich ein Prinz, nicht eine Schäferin lieben?

Aber ihre Neigung war unehrbar, die meinige ist rein und keusch und gewiß, hierin übertreffe ich die Götter. Still denn, meine Seele denn es ist beschlossen: Faunia, die anbetungswürdige Faunia soll die meinige werden.

Als der Prinz diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sein Herz erleichtert und beruhigt; aber ganz anders erging es der holden Schäferin: schwere, ängstigende Träume hielten ihre schwärmende Einbildungskraft die ganze Nacht befangen. Das harte Lager, das sonst nur ruhigen, süßen Schlummer und holdselige Träume von angenehmer Beschäftigung und unschuldigen Spielen gewährt hatte, rief jetzt ängstliche Wünsche, trügliche Hoffnungen und verdrießliche Beschwerden hervor. Sie erwachte, aber nicht wie gewöhnlich vom Schlaf erquickt: ihre erneuten Geister funkelten in ihren holden Augen und begierig, ihre täglichen ländlichen Arbeiten zu beginnen, wiewohl träge, schmachtend und unruhig bewegt, stand sie vor der gewohnten Stunde auf und die mancherlei Gedanken zu bannen, die sie mit allen ersinnlichen Qualen verfolgten, trieb sie ihre Heerden zur Trift, wechselte die Hürden und verdoppelte ihr Frühwerk; zuletzt ermüdet und athemlos setzte sie sich am Fuß eines Baumes nieder und beschuldigte ihre neue Leidenschaft der Thorheit und Anmaßung: Unglückliche Faunia, sagte sie mit einem zärtlichen Seufzer, dein Schäferstab bezeichnet deinen niedrigen Stand und deine Wünsche deuten auf ein ungenügsames Herz: ach, arme Magd, hochstrebende Gedanken bringen Ver-

achtung: nur dem Adler iſt es vergönnt, in die Sonne zu ſchauen. Biſt du nicht eine geringe Schäferin, die Tochter eines ſchlichten Hirten? Begnüge dich denn in deinem ſichern Thale zu wohnen, und trachte nicht die Höhen zu erklimmen, wo du zu fallen befährſt. Aber ach, die Liebe iſt eine mächtige Herrſcherin und verlangt Gehorſam. Ich liebe Doraſtus; ach, je geringer ich bin, deſto weniger darf ich hoffen: ſoll der Adler Fliegen fangen, die Ceder zum Brombeerſtrauch ſich erniedrigen? Doraſtus iſt ein Prinz und weiß, was ſein Rang erheiſcht: ich bin die arme Tochter eines Schäfers und vergeſſe meinen niedern Stand. Höre denn auf zu lieben, unſelige Faunia, oder kannſt du es nicht, ſo verbirg wenigſtens deine übelangebrachte Neigung, denn es iſt beſſer vor Gram zu ſterben, als mit Schande zu leben. Doch warum, ihr Götter, gabt ihr mir ein Herz, ſo hochſtrebender Leidenſchaft fähig, und wieſet mir einen Stand an, der dieſe Leidenſchaft der Vermeſſenheit zeiht?

Als die liebliche Schäferin ihren bedrängenden Gedanken in dieſer Weiſe Luft gemacht, ſtand ſie auf, umſchritt ihre Heerde und trieb ihre zerſtreuten Schafe zuſammen, um ſie von den Kornfeldern abzuhalten, und während dieſer Beſchäftigung bemühte ſie ſich, ihrer zu hochfliegenden Begierden Meiſter zu werden, indem ſie ihren niedrigen Stand und die anſcheinende Unmöglichkeit, ihre Wünſche je zu erfüllen, ins Auge faßte.

Doraſtus ward inzwiſchen von ungeduldigen Begierden verzehrt; ſeine frühern Vergnügungen konnten

seine Sinne nicht mehr reizen. Gesellschaft war ihm lästig; nur die Musik schmeichelte noch seiner süßen Besinnungslosigkeit und schürte seine Flammen. Zuletzt des unerträglichen Zwangs müde, in welchem sein Stolz ihn genöthigt hatte, seine Wünsche zu fesseln, beschloß er, seine schmachtenden Augen noch einmal mit dem Anblick der süßen, aber gefährlichen Faunia zu sättigen. Mit diesem Vorsatz stahl er sich heimlich aus dem Palast und nahm ohne Begleitung den Weg nach den Feldern, wo er zum ersten Mal die schöne Schäferin Faunia gesehen hatte. Hier wandelte er eine Zeitlang umher, ohne dem Gegenstand zu begegnen, nach welchem seine sehnsüchtigen Blicke forschten. Ueber dies Fehlschlagen erbost, fluchte er der Liebe und dem Glück und wollte eben in der bittersten Verzweiflung über das Mißlingen seines ersten Versuchs verzichten, als ihm ein Blick zufällig Faunien entdeckte, die am Fuß eines Hügels sitzend, die schönsten Blumen aus dem Vorrathe wählte, den sie in weißlicher Vorsicht um sich her gestreut hatte, um einen frischen Kranz für ihr Haupt zu flechten.

Der verliebte Prinz blieb eine Weile in geringer Entfernung stehen und betrachtete sie mit einem Uebermaaß des Staunens und Entzückens, als Faunia zufällig aufsah und seinem glühenden Blicke begegnete. Diese plötzliche, unerwartete Erscheinung bewegte sie so heftig, daß ihr schönes Antlitz im Augenblick mit roter Scham übergossen war. Dennoch erhob sie sich und begrüßte den Prinzen mit solcher natürlichen An-

muth und Grazie, daß Doraſtus, der nicht begreifen konnte, wie ein Landmädchen, in Wäldern und Feldern erzogen, ſo viel Bildung in ihrem Betragen zeigen möge, in Staunen und Bewunderung verſank. Schönes Mädchen, ſprach er zu ihr heraustretend, biſt du wirklich ſo arm, oder iſt das Schäferleben ſo reizend, daß du an dieſen ländlichen Beſchäftigungen ſo viel Behagen findeſt? Weil du einer Nymphe ſo gleich ſiehſt, willſt du den Nymphen nachahmen und dein Leben in Wäldern und Heiden verbringen? Sprich, ſchönes Mädchen, welche Freuden hat das Landleben, die ſeine Beſchwerden aufwiegen?

Herr, ſprach Faunia mit bezaubernder Verſchämtheit, Zufriedenheit iſt Reichthum, der friedlichſte Stand iſt der beneidenswertheſte: da wir Schäferinnen nicht für die Ehre geboren ſind und auf Schönheit wenig Anſprüche machen, ſo iſt auch das Glück und der Ruhm unter unſern Wünſchen; wir begehren nichts als was zur Nothdurft des Lebens gehört und halten unſre Kleidung für zierlich genug, wenn ſie uns vor der Kälte ſchützt und unſre Speiſen für köſtlich, wenn ſie unſern Hunger ſtillen; unſer größter Feind iſt der Wolf und unſere einzige Sorge die Sicherheit unſerer Heerden; wir verbringen die Tage mit ländlichen Liedern; es ergötzt uns mehr von Pan und ländlichen Scherzen zu plaudern, als von Venus und ihrem verliebten Tand, nur das Umherirren der Heerden iſt uns eine Arbeit, denn unſere Schaafe zu hüten iſt eine angenehme Zerſtreuung; unſer Wohlſtand beſteht in der Zufriedenheit

mit dem was wir beſitzen, unſere Ehre darin, nicht höher zu trachten als wir ſind: der Neid blickt nicht zu den Schäfern herab; Schäfer heben ihre Wünſche nicht zum Ehrgeiz empor: wir ſind reich, weil wir mit unſerer Armuth zufrieden ſind und nur ſtolz, weil wir wiſſen, daß wir keine Urſache haben ſtolz zu ſein.

Doraſtus war über dieſe muntere Antwort entzückt: O, dachte er, gliche die Geburt dieſes lieblichen Weſens ihrem Witz und ihrer Schönheit, ſo wäre ſie ein Weib für den größten Fürſten der Welt. Ich ſehe wohl, Faunia, ſprach der Prinz, indem er ſich wieder an ſie wandte, daß du nur darum, weil du die Freuden des Hofs noch nicht kennſt, mit deinem ländlichen Leben zufrieden biſt; ich muß deinen Witz und Scharfſinn loben, bedauere aber deine Armuth und deinen niedrigen Stand. Wilſt du deines Vaters Hütte entſagen und eine Hofdame werden?

Es iſt gefährlich, Herr, antwortete Faunia, das Glück zu verſuchen; ſie iſt eine wandelbare Gottheit, und oft erhebt ſie die Sterblichen nur, um ſie deſto tiefer zu ſtürzen; ich ward geboren für den Hof zu arbeiten, nicht an ihm zu leben und bin mit meinem gegenwärtigen Stande vollkommen zufrieden.

Ach, Faunia, ſprach Doraſtus mit einem Seufzer, den er nicht unterdrücken konnte, ich errathe die Urſache deiner Vorliebe für das Landleben: du liebſt einen benachbarten Hirten.

Herr, verſetzte Faunia lächelnd, vergebt mir, wenn ich euch ſage, daß ihr falſch gerathen habt: die Hirten

kann ich leider nicht lieben: sie sind zu einfältig, und Mädchen müssen nicht daran denken, wenn sie nicht älter sind als ich. Ich dächte, schönes Kind, entgegnete der Prinz, Mädchen sollten lieben, wenn sie jung sind, denn Cupido ist ein Kind und die Göttin der Liebe wird jung gemahlt. Das Alter, erwiederte Faunia, mag wohl mit falschen Farben dargestellt werden, und die Jugend zuweilen frühreife Sitten verrathen; aber was die Kunst in jenem verbirgt, das enthüllt Unwissenheit in dieser.

Doraftus, den diese Unterhaltung reizender dünkte, als er je eine geführt hatte, würde sie vielleicht zu einer beträchtlichen Länge ausgesponnen haben; da er aber Einige aus seinem Gefolge herankommen sah, so wollte er ihr Herz genauer ergründen, bevor er von ihr Abschied nahm. Gewiß, Faunia, sprach er, ich liebe dich, und so mußt du mir durchaus dein Herz schenken, denn du weißt, ich bin ein Prinz und kann dir befehlen.

Herr, versetzte Faunia, ich erkenne eure Macht in allen guten und gerechten Dingen an, aber erlaubt mir euch zu sagen, daß mein Herz nur zu meiner Verfügung ist: erzwungene Liebe ist Gewalt, und Gewalt habt ihr kein Recht über mich zu üben, und glaubt mir, es ist keine leere Prahlerei, wenn ich euch betheure, ich lege so großen Werth auf meine Keuschheit, daß ich lieber sterben wollte, als die Buhlerin des größten Königs der Welt zu sein; meine Geburt ist aber so niedrig und gering, daß ich nicht hoffen darf nur eines Pachters Weib zu werden.

Die liebliche Schäferin beſchloß dieſe Worte mit einem Seufzer, der ihr unbewußt entſchlüpfte. Nach einer kleinen Pauſe verſetzte der Prinz: Es ſcheint alſo, Faunia, daß du Doraſus nicht lieben kannſt. Doch, entgegnete Faunia vorſchnell, wenn Doraſus ein Schäfer wird.

Da die Diener des Prinzen inzwiſchen näher gekommen waren, ſo eilte er zu ihnen und überließ Faunien den tauſend neuen Gedanken, womit er ihre Einbildungskraft bereichert hatte. Sie ſetzte ſich wieder an den Fuß ihres Hügels und wiederholte ſich im Geiſte Alles, was der Prinz zu ihr geſprochen hatte und dieſe zweite Zuſammenkunft mit ihm, die Leutſeligkeit ſeines Benehmens und einige ſchmeichleriſche Hoffnungen, die ſie zu nähren begann, vollendeten die Eroberung ihres Herzens. Eine Weile überließ ſie ſich den ſüßeſten Betrachtungen, wenn aber die Niedrigkeit ihres Standes wieder in ihrem Gedächtniß aufſtieg und die holde Täuſchung zerſtörte, der ſie ſich hingegeben, ſo begann ſie die Zügelloſigkeit ihrer Wünſche zu tadeln und ſammelte von Neuem ihre zerſtreuten Sinne. „Ach, Faunia, ſtaunierte ſie, wie ſtarrſt du in die Sonne und greift nach dem Winde? Sterne ſoll man aus der Entfernung betrachten, nicht mit den Händen faſſen wollen; Hoffnungen überläßt man dem Glück und erzwingt ſie nicht mit Wünſchen. Wer hoch klimmt, kommt zu Fall, nicht wer im Thale verweilt. Wie aber? fügte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu, muß Alles fallen, was ſich zu ſteigen beſtrebt, weil Einiges fiel? Nein, der Wechſel

bringt Glück und das Glück windet nur die Fäden auf, die das Geschick gesponnen hat. Ach, in welcher seltsamen Verwickelung befinde ich mich! Begünstigt von einem Prinzen, aber von der Vorsicht genöthigt, dieser Gunst zu entsagen; Weigerung in meinen Worten und Verlangen im Grunde meines Herzens; ich liebe Dorastus und scheine unwillig über seine Bewerbung. Ach, das ist das Geschick unseres Geschlechts, das fliehen zu müssen, dem wir schnlich zu begegnen wünschen. Aber sieh dich vor, Faunia, sagte sie seufzend: wenn den Prinzen deine Zurückhaltung abgeschreckt hat, so wirst du es bitter bereuen, denn wenn er dich nicht liebt, so mußt du sterben. Ach, stirb denn, armes Mädchen, denn Dorastus scherzt nur mit dir, Dorastus kann sich nicht herablassen, eine Schäferin zu lieben; überlaß dich denn deiner Trauer und härme dich im Stillen. Weh mir, wie bin ich verwandelt! Ich war gewohnt meine Tage mit fröhlichen Liedern zu verbringen: jetzt verschwende ich sie mit Seufzern und Klagen.

Während Faunia den zärtlichen Beklemmungen ihres Herzens solchergestalt Luft gemacht, erinnerte sie die herannahende Nacht, daß es Zeit sei, ihre Schafe in die Hürden zu treiben, welches sie mit schwerem Herzen that und dann nach ihrer ärmlichen Hütte zurückeilte.

Während die Liebe diese Verwüstung in Fauniens unschuldigem Busen anrichtete, wüthete sie mit solcher Gewalt in dem Herzen des leidenschaftlichen Prinzen, in welchem der Stolz der königlichen Geburt eine ungleiche Gegenmacht ausübte, daß er der Kraft zweier so ent-

entgegengesetzten Neigungen erliegend, dem Schmerz und der Verzweiflung zum Raube ward: ihn ekelte jede Speise, der Schlaf floh seine Augen, er ward bleich und hinfällig und schien allmählig zu verschmachten.

Der König über die Veränderung seines Sohnes erschreckt und für sein Leben zitternd, ließ die geschicktesten Aerzte des Königreichs zu seiner Herstellung berufen, aber alle ihre Kunst blieb fruchtlos. Der Prinz selbst ward ängstlich über die Gefahr, worin er schwebte, er fühlte, daß er ohne Faunia nicht leben könne, und begriff nun, daß es eine Thorheit sei, um das zu sterben, was er Macht habe zu erlangen. Ehrgeiz hatte sich lange der Erfüllung seiner Wünsche widersetzt, aber Liebe, unwiderstehliche Liebe trug zuletzt den Sieg davon. Er überließ sich nun völlig der gewaltsamen, süßen Tyrannin, verschaffte sich eines Schäfers Kleid und Stab an einen geheimen Platz, verließ ohne Begleitung den Palast, schlüpfte in diese ländliche Tracht und begab sich zu dem Orte, wo die liebliche Schäferin ihre Heerden weidete. Unterwegs drängten sich ihm bei dem Anblick seiner rauhen Hülle mancherlei unheimliche Betrachtungen auf. Ach, Doraftus, sprach er zu sich selbst, welche seltsame Verwandlung ist dies: ein Prinz in einen Bauern umgeschaffen! Wie stimmt diese Thorheit zu der Würde deiner Geburt? Aber wohl stimmt diese Tracht zu deinem niedern Sinn: dies ist deine wahre Gestalt: du warst bisher nur immer verkleidet. O ihr Götter, für welches Vergehen schickt ihr mir diese

Buße? O Liebe, welchen albernen Narren haſt du aus mir gemacht! Doch warum ſoll ich mich dieſer Verkleidung ſchämen? Stiegen nicht die himmliſchen Götter zur Erde herab, und verwandelten ihre herrliche Geſtalt um der Liebe willen? Liebe ſchuf Jupitern zum Stier um, den Neptun zum Widder und den Apollo gleich mir zum Hirten. Fügten ſich denn die Götter ſelbſt der allezwingenden Gewalt, wie darf ich, ein Sterblicher, mich ihr widerſetzen?

Indeß der Prinz die ſeltſamen Wirkungen ſeiner Leidenſchaft mit dieſen großen Vorbildern rechtfertigte, ſah er Faunien, nicht weit von ihm, einem Schafe nachgehen, das ſich von der Heerde entfernt hatte, und der Anblick ihrer holden Geſtalt unterdrückte ſogleich alle andern Regungen als die der Liebe und der Freude. Er eilte ihr entgegen und ſie, die ihn in dieſer Verwandlung nicht erkannte, ſondern glaubte, irgend ein hübſcher junger Hirt geſelle ſich zu ihr, wünſchte heimlich, es wäre ihr beſchieden geweſen, ihre Neigung einem Solchen zuzuwenden, den ſie mit vollem Recht und mit der Hoffnung des Beſitzes hätte lieben dürfen. Als aber des Prinzen Näherſchreiten ſie von ihrem Irthum überzeugte, ſeufzte ſie erröthend mit freudigem Erſtaunen, hielt inne und begrüßte ihn mit ihrer gewohnten Anmuth.

Dorafius ergriff ihre Hand, drückte ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an ſein Herz, heftete einen glühenden Kuß darauf und bat ſie dann, ſich zu ſetzen und ihm einige Augenblicke Gehör zu ſchenken. Vor Liebe,

Hoffnung und Furcht, die in ihrer Seele wechselten, zitterte die holde Schäferin, ließ sich mit ihm im Schatten einer breiten Eiche nieder und der Prinz, nachdem er sie eine Weile aufmerksam betrachtet hatte, redete sie also an: Du wunderst dich ohne Zweifel, Faunia, über meine seltsame Tracht, aber kennetst du meine Gedanken, du würdest dich noch mehr verwundern, denn jene entstellt nur meine Außenseite, während diese mein Inneres umgestalten. Ich liebe dich, Faunia, denn wie kann ich anders, da du geschaffen bist, Alles was dich erblickt, mit dieser Leidenschaft zu erfüllen: du versprachst mich zu lieben, wenn ich ein Schäfer würde; sieh denn deinen Prinzen in einen schlechten Hirten verwandelt. Nun darf ich doch die Erfüllung deines Versprechens fordern, da ich deinem Verlangen genügt habe.

In der That, mein Herr, erwiederte Faunia, ihr seid dem Anscheine nach verwandelt, aber nur dem Anscheine nach: gemahlte Adler sind keine Adler, und Zeuxis Trauben, von welchen ich las, waren nur gemahlte Trauben: reiche Gewänder machen den Prinzen nicht aus, noch ländliche Kleider den Hirten: Schäfer heißen nicht so, weil sie in Schäfertracht einhergehen, mit Stab und Hirtentasche, sondern weil sie ihre Heerden hüten und ihre ländlichen Arbeiten verrichten. Diese Kleidung hat also keinen Schäfer aus einem Prinzen gemacht, sie läßt nur einen Prinzen einem Schäfer gleichen. Wär ich als Schäfer geboren, versetzte Doraftus, so hätte ich dich freiwillig geliebt; als Prinz bin ich gezwungen dich zu lieben: verwirf also nicht mit unzeitiger Sprödigkeit

eine Neigung, die nur du eingeflößt haben kannst; jetzt ist deine Zeit zu lieben und geliebt zu werden, da diese liebliche Blüthe auf deinem holden Angesicht prangt, und Alles paradiesisch heiter dir entgegen lächelt. Hast du das Schicksal der schönen Blumen nicht bemerkt, womit du so oft dein reizendes Haar schmücktest: sie keimen, sie blühen, sie welken und werden verachtet. So ist es mit der Schönheit, Faunia: in der Jugend wird sie gepriesen, bewundert und ersehnt, im Alter vergessen und verschmäht. Vergilt denn meine reine Neigung, denn der Ungleichheit unseres Standes ungeachtet, bin ich entschlossen dich zum Weibe zu nehmen.

Bei dieser überraschenden Erklärung von freudigem Erstaunen ergriffen, konnte Faunia ihre erkünstelte Gleichgültigkeit nicht länger behaupten: sie sah den Prinzen mit einem Blick voll zärtlichen Verlangens an und Schamröthe übergoß ihr liebliches Antlitz: Ach mein Herr, sprach sie blöde, ich schäme mich die Gefühle zu gestehen, die schon lange mein Herz erfüllten: darf ich Bettlerin bekennen, daß meine Wünsche sich zu einem Prinzen verstiegen? O Doraſtus! Ich darf nicht sagen, ich liebe dich, weil ihr der Sohn eines mächtigen Königs seid, und ich eine arme Schäferin: aber die Götter wissen, was ich für Doraſtus empfinde! Empfangt denn meine demüthige, ehrerbietige Neigung, und betrachtet mich als eure Magd, die immer bereit ist, euch in allen Dingen zu gehorchen, die mit der Ehrbarkeit bestehen können.

Ueber dieses holde, bescheidene Geständniß ihrer

Liebe entzückt, umarmte sie Doraſtus mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und rief alle Götter zu Zeugen der Gelübde an, die ihr seine immerwährende Liebe und Neigung verbürgen sollten. Alsdann begannen die Liebenden sich über die Maaßregeln zu berathen, wodurch sie ihre ewige Vereinigung zu bewirken gedachten. Doraſtus, der wohl wußte, sein Vater werde über eine solche Verbindung in die äußerste Wuth gerathen, vertraute Faunien, daß sie in Sicilien nicht sicher seien, weßhalb er entschlossen sei, sich mit so viel Gold und Juwelen zu versehen, als sie bedürften, um eine vortheilhafte Wendung ihrer Angelegenheiten abzuwarten und mit diesem Schatz nach Italien zu entfliehen, wo sie ihre Hochzeit feiern wollten.

Obgleich Faunia diesen Vorschlag mit großer Freude genehmigte, zitterte sie doch vor dem Gedanken, daß der König ihre Liebe entdecken möchte, denn sie war überzeugt, daß sie mit dem Tode diese Vermessenheit büßen werde: sie beschwor also den Prinzen, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Flucht in der möglichsten Eile zu treffen, ehe das grausame Geschick ihre Absicht vereitle. Der Prinz, den seine heftige Leidenschaft nicht minder als ihre Furcht zur Beschleunigung ihrer Abreise mahnte, versicherte sie, daß in wenigen Tagen Alles bereit sein werde, und da die hereinbrechende Nacht sie erinnerte, daß es Zeit sei zu scheiden, beurlaubte er sich mit einer zärtlichen Umarmung von Faunien, eilte an den Ort, wo er seine Kleider gelassen hatte, zog die Schäfertracht aus und kehrte zu dem Palast zurück.

Faunia war so entzückt über die glückliche Aussicht, die sich so unerwartet vor ihr eröffnet hatte, daß sie sich lange Zeit kaum bereden konnte, dies Alles sei mehr als ein Traum: als aber der Taumel ihrer Freude sich ein wenig beschwichtigt hatte, und ruhigern Betrachtungen Raum gab, überzeugte sie sich von der Wirklichkeit ihres Glücks, dankte den Göttern demüthig für ihre überschwängliche Güte und empfahl sich und den geliebten Prinzen ihrer fernern Gunst und Obhut.

Unterdessen verlor Doraſtus keine Gelegenheit, seine geliebte Faunia zu sehen; sie trieb ihre Heerden täglich auf die Triften und fuhr fort sie mit dem gewohnten Fleiße zu hüten, nicht des Vergnügens willen, das ihr diese Beschäftigung länger gewährt hätte, sondern in der süßen Hoffnung, ihrem geliebten Herrn zu begegnen. Obgleich aber Doraſtus sie nur in Schäfertracht zu besuchen kam, ward er doch zuletzt von Einigen für den Prinzen erkannt, und da seine häufigen Besuche bei Faunien großen Lärm unter den Landleuten machten, gaben einige von den Nachbarn des Porrus, die dem alten Schäfer wohlwollten, ihm den Rath, seine Tochter zu Hause zu halten und ein wachsames Auge auf sie zu werfen, damit sie ihm nicht zuletzt von den häufigen Spaziergängen auf dem Felde einen kleinen Sohn heimbrächte, denn der Prinz komme oft zu ihr und wolle sie ohne Zweifel, wenn es nicht schon geschehen sei, betrügen und zu seiner Buhlerin machen.

Diese Nachricht überraschte und bestürzte den guten Alten gewaltig; er dankte seinen Nachbarn für ihre gü-

tige Benachrichtigung, eilte heim zu seinem Weibe, rief sie bei Seite und sprach händeringend, indem Thränen von seinen bejahrten Wangen rollten: O Weib, ich fürchte, ich fürchte unsere Tochter hat einen Fehltritt gethan, den sie mit schwerer Reue entgelten wird; ich habe dir schlimme Nachrichten zu bringen: meine Nachbarn versichern mich, der Prinz Dorastus habe ein begehrliches Auge auf Faunia geworfen und wenn das der Fall ist, so gäbe ich keinen Strohwisch für ihre Unbescholtenheit, wenn das Jahr um ist. Ich sage dir, Weib, die Schönheit ist eine gefährliche Schlinge für einen jungen Mann und schöne Worte und goldene Versprechungen ein schlimmer Feind für die Ehrbarkeit eines Mädchens. Des Armen Werbung kann man abweisen, aber Prinzen, wenn sie werben wollen, können befehlen und wer darf ihnen widerstehen? Aber es ist doch ein hartes Schicksal, sagte der alte Mann stöhnend, daß eines Prinzen Gelüste Gesetz sein soll und daß die arme Leute an Vorschriften stoßen, die sie selbst nach Belieben brechen.

Gieb Acht, was du sprichst, sagte die gute Frau mit einem schlauen Blick; sprich nicht mehr als Noth ist, damit du nicht hören mußt, was du nicht gern hörst; thu was du kannst, aber nicht mehr als du vermagst; große Ströme kann die Kunst, nicht die Gewalt hemmen; sieh zu, daß du um Fauniens Ehre zu retten, dein Haupt nicht verlierst: es ist gefährlich, sagt das Sprichwort, mit scharfen Messern zu spielen; mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen; du weißt, dem

Wolf ward die Haut über die Ohren gezogen, weil er in des Löwen Grube geblickt.

Du sprichst wie eine Thörin, sprach Perrus, dem der kluge Rath seines Weibes nicht mundete; wenn der König hört, daß Doraſtus unſere Tochter liebt, ſo wird er dermaßen wüthen, daß wir gewiß unſer Gut, wo nicht das Leben verlieren. Eben fällt mir aber ein Gedanke bei, wie wir des Königs Zorn von uns abwenden können, ohne vielleicht den Prinzen zu beleidigen: ich will die Kette und die Juwelen, die ich bei Faunien fand, dem König bringen, ihm geſtehen, daß ſie meine Tochter nicht iſt und die ganze Geſchichte ihrer Auffindung erzählen; vielleicht nimmt ſich der König ſelbſt ihrer an und was dann auch geſchehen mag, ſo kann uns kein Vorwurf treffen. Mit dieſem Vorſchlag war die gute Frau gern zufrieden, und ſie beſchloſſen, die erſte Gelegenheit zu ergreifen um mit dem Könige zu ſprechen.

Inzwiſchen hatte Doraſtus ſeinen Vorſatz, Sicilien zu verlaſſen, einem vertrauten Diener mit Namen Capnio eröffnet, der ihm ſeit ſeiner Kindheit treu ergeben geweſen. Dieſer bemühte ſich anfangs, dem Prinzen von einer ſo tollkühnen und gefährlichen Unternehmung abzurathen; da er ihn aber völlig entſchloſſen fand abzureiſen, mochte er ihm nicht länger mit unnützen Ermahnungen beſchwerlich fallen und ſuchte ihm zur Ausführung ſeines Vorhabens behülflich zu ſein, das er, ob er es gleich nicht billigte, doch nicht verhindern konnte, wenn er ſeinen Herrn nicht bei dem König verklagte

welchen Verrath er ſich nicht entſchließen konnte, zu begehen, da ihn ſowohl ſeine eigenen Gefühle, als ein heiliger Eid, den ihm der Prinz abgefordert hatte, zu dem Gegentheil verpflichteten. Er miethete daher eben ſo geheim als eilig ein Schiff für die Ueberfahrt nach Italien und als der Prinz ſich mit einer großen Menge Geld und Juwelen verſehen und dem Capnio Auftrag gegeben hatte, für Faunia einige reiche Anzüge anzuſchaffen, ward das Gepäck glücklich an Bord gebracht, und ſobald der Schiffsherr ſah, daß der Wind im Begriff ſei, ſich günſtig zu wenden, benachrichtigte er den Capnio, daß ſie den nächſten Morgen ſich in der Frühe an Bord begeben müßten. Als Capnio dies dem Prinzen hinterbracht hatte, gab er ihm Auftrag, Faunien zu bitten, ſich bei Tagesanbruch auf dem Felde bereit zu halten, wo er ſie abholen und nach dem Hafen führen werde.

Sie ſchlief wenig in dieſer Nacht: Liebe, Furcht und ängſtliche Erwartung hielten ſie wach. Beim erſten Dämmerſchein ſtand ſie auf, trieb ihre Schafe aus der Hürde ins Feld und ließ ihre Blicke ſehnſüchtig nach ihrem geliebten Prinzen ſchweifen. Endlich erſchien er zu Pferde, ſie lief ihm eilig entgegen; er ſtieg ab, drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre zitternden Lippen, nahm ſie hinter ſich auf das Roß und jagte ſo raſch er konnte zu dem Hafen, wo das Schiff lag. Die Schiffsleute, die ihn von Ferne erblickten, ſtießen ein Boot ans Land, nahmen die Liebenden darin auf, und

brachten sie glücklich an Bord, wo sie dieselben verlassen mußten, um zu sehen, was am Strande vorging.

Als Porrus gehört hatte, daß der König am Morgen frische Luft schöpfen wolle, zog er seine Feiertagskleider an, nahm die Kette und die Juwelen, die er bei Faunien gefunden, verbarg sie in seinem Busen und begab sich nach dem Palast um des Königs Ausgang auf der Straße abzuwarten. Aber das Schicksal, das die Liebenden noch länger zu beschützen beschlossen hatte, schickte Capnio, der mit einem Kästchen dem Hafen zueilte, dem alten Mann in den Weg. Als ihn Capnio, dem er als Fauniens Vater bekannt war, den Weg nach dem Palast einschlagen sah, fragte er ihn, wo er so früh schon hingehe. Porrus, der ihn als einen Hofmann kannte, antwortete, der Prinz Dorastus habe ihm übel mitgespielt: ich habe nur eine einzige Tochter, sagte der alte Mann, welche die Wahrheit zu sagen, einige Reize besitzt: ich vermuthe mit Grund, daß der Prinz sie verführt hat, und dieser Beleidigung willen will ich mich bei Sr. Majestät beklagen gehen.

Capnio, der alle die übeln Folgen voraussah, welche die Beschwerde des alten Manns in diesem entscheidenden Augenblick nach sich ziehen würde, beschloß dem zuvorzukommen und suchte ihn erst dadurch zu körnen, daß er den Prinzen wegen eines so unwürdigen Betragens bitter tadelte, indem er hinzufügte, weil er ein alter Mann sei, und keine Freunde habe, die ihm beistehen könnten, wolle er selbst ihn nach Kräften unterstützen; indeß, fügte er hinzu, werdet ihr eure Mühe

verlieren, wenn ihr nach dem Palaſt geht, denn der König will heute an Bord eines Schiffs friſche Luft ſchöpfen, das im Hafen liegt und ſchon ſegelfertig iſt, und wenn ihr mir folgen wollt, da ich eben dahin gehe um ihnen Nachricht zu bringen, daß der König kommt, damit ſie ſich bereit halten, ihn aufzunehmen, ſo will ich euch mit mir nehmen und euch einen ſo guten Platz verſchaffen, daß ihr alle Gelegenheit habt, die ihr nur wünſchen könnt, eure Klage anzubringen.

Porrus dankte ſeinem neuen Freunde mit groſer Ehrfurcht für die angebotene Güte und begleitete ihn nach dem Hafen, indem er fortfuhr ſich über den Prinzen zu beklagen, doch ohne die Kette und die Juwelen zu zeigen, oder der Auffindung Fauniens nur mit einem Worte zu gedenken. Als die Schiffsleute den Capnio erblickten, ſchickten ſie ein Boot nach ihm aus: aber nun entfiel dem Porrus der Muth, er fing an, irgend einen Anſchlag wider ſich zu argwöhnen und als Capnio ihn aufforderte, in das Boot zu ſteigen, weigerte er ſich unter dem Vorwande, daß er ſich vor der See fürchte; Capnio drängte ihn, aber vergebens, weßhalb er, da keine Zeit zu verlieren war, den Schiffsleuten, die das Boot führten, Befehl gab ihn mit Gewalt hinein zu zwingen. Porrus ſah nun, daß er betrogen ſei, da er aber wußte, daß es vergeblich ſein werde, ſich ſeinem falſchen Freunde durch Geſchrei und Lärm zu widerſetzen, ſo bat er ihn und die Schiffer höflich, ihm gnädig zu ſein und mit ſeinem Stande Mitleid zu haben, denn er ſei ein armer Mann, der ſich von ſeiner

Hände Arbeit ernähren müsse, und sich nicht ohne Schaden auf längere Zeit von seinen Heerden trennen könne. Allein sie waren so taub für seine Bitten, als Wind und Wellen für die Gebete unterschiedener Matrosen und lachten nur über seine Furcht: als sie ihr Schiff erreicht hatten, nöthigten sie ihn an Bord zu gehen und das erste, was ihm hier in die Augen fiel, war der Prinz mit Faunien. Da sie in reiche Gewänder gekleidet war, erkannte er sie erst kaum, so sehr ward ihre natürliche Schönheit von der Pracht ihres Anzugs erhöht, in welchem sie sich so leicht und anmuthig bewegte, als wäre sie nie eines andern gewöhnt gewesen. Perrus betrachtete sie von fern mit dem größten Erstaunen über diesen Anblick; er wußte nicht, wie das enden solle, und der Prinz und Faunia, die gleichfalls sehr verwundert waren, ihn hier zu sehen, fragten Capnio angelegentlich, was sein Erscheinen bedeute. Capnio antwortete, er sei ihm begegnet, da er eben zu dem König a gangen sei, um sich über die vermeintliche Beleidigung zu beschweren, die der Prinz ihm in der Person seiner Tochter zugefügt und diesen Vorsatz habe er durch List vereitelt und ihn mit Gewalt an Bord gebracht; es werde durchaus nöthig sein, ihn nach Italien mitzunehmen, weil sonst ihre Entdeckung nicht zu vermeiden sei.

Der Prinz stimmte dieser Meinung bei, aber Faunia, welche den alten Schäfer wie ihren Vater liebte und ehrte, vernahm diesen Beschluß mit großer Bestürzung. Als Perrus hörte, daß er von seinem Weibe,

seiner Heimath und seinen Freunden getrennt und in ein fremdes Land geführt werden sollte, brach er in Thränen und Wehklagen aus, fiel auf seine Knien nieder und beschwor den Prinzen, seine Uebereilung zu verzeihen und ihn in seine Hütte zu entlassen, indem er ihm das Gelübde that, er wolle so schweigsam sein, wie das Grab. Aber der Prinz war durch alle seine Betheuerungen nicht zu bewegen, sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen und obgleich Faunia ihn mit Thränen beschwor, die Bitte ihres Vaters zu gewähren, bestand er hartnäckig auf seiner Weigerung, indem er versicherte, ihr beider Verderben sei unvermeidlich, wenn er es zulasse: worauf sich Faunia bemühte, den Alten, so gut sie vermochte, zu trösten, und das Schiff mit günstigem Winde die Reise antrat.

Während sich dies auf der See begab, schickte Egistus, welcher an dem Morgen der Abreise des Prinzen eine Hetzjagd beschlossen hatte, nach seinem Sohne, um ihn zur Theilnahme an dieser Lustfahrt aufzufodern, indem er hoffte, dies werde die Schwermuth zu zerstreuen helfen, die ihn seit Kurzem befallen hatte. Aber der Kammerherr des Prinzen ließ ihm antworten, der Prinz sei heute Morgen sehr früh ausgegangen, vermuthlich um sich in der Haide zu ergehen, wie seine tägliche Gewohnheit gewesen, weßhalb der König einige aus seinem Gefolge dahin absandte: da aber diese ohne ihn zurückkehrten, begab sich der König mit seinen Edeln auf die Jagd und kehrte, nachdem er den Tag mit Hetzen verbracht hatte, in seinen Palast zurück. Als er aber ver-

nahm, daß sein Sohn noch nicht zurückgekehrt sei, verwunderte er sich sehr und befahl die genauesten Nachforschungen anzustellen.

Sein Ausbleiben in dieser Nacht füllte ihn mit tausend ängstlichen Vermuthungen und am nächsten Morgen wurden Boten nach allen Theilen des Königreichs ausgesandt um ihn aufzusuchen. Der unglückliche König fürchtete zuletzt, er sei den wilden Thieren im Walde zur Beute geworden und ließ mehrere Haufen zu Pferde die ganze Umgegend durchstreifen, um wo möglich Kunde von seinem Schicksale heimzubringen. Einige dieser Abgesandten begegneten einem Fischer, der seine Netze an der Küste ausbesserte; sie fragten ihn, ob er nichts von dem Prinzen gehört oder gesehen habe, worauf er ihnen sehr unbefangen erzählte, er habe einige Tage zuvor gesehen, daß der Prinz mit Faunien, der Tochter des Porrus, dem alten Schäfer selbst und Cynio ein Schiff bestiegen habe und sogleich in die See gestochen sei.

Diese Nachricht ward dem König sogleich hinterbracht, der von Verwunderung und Schmerz ergriffen, das Weib des Porrus vor sich bringen ließ, und sie über die Flucht seines Sohns mit ihrem Mann und ihrer Tochter zur Rede stellte. Die alte Frau erzählte dem König, ihr Mann, der durch seine Nachbarn von der allzugroßen Vertraulichkeit ihrer Tochter mit dem Prinzen vernommen und schlimmere Folgen befürchtet, habe vor einigen Tagen erfahren, daß Se. Majestät eine Hetzjagd anstelle, weßhalb er sich des Morgens früh

aufgemacht habe, um ſich über das Unrecht zu beklagen, das der Prinz, ſeiner Beſorgniß nach, Faunien zugedacht habe. Mit Thränen fügte ſie hinzu, daß ſie ihren Mann ſeitdem nicht wiedergeſehen habe.

Als Egiſtus die unverſtellte Treuherzigkeit wahrnahm, mit welcher ſie ihre Erzählung vorbrachte, entließ er ſie, verſank aber ſo tief in die Betrachtung der unziemlichen Handlung, deren ſich ſein Sohn ſchuldig gemacht, daß er in ein Fieber gerieth, welches ſich bald ſo verſchlimmerte, daß den Aerzten wenig Hoffnung zu ſeiner Geneſung blieb. Doraſtus aber, der nun, da er ſich im Beſitz ſeiner geliebten Faunia ſah, weder Vater, Heimath noch Krone mehr achtete, ließ ſich den Schmerz wenig kümmern, den ſeine raſche Flucht ſeinem Vater und den Sicilliern verurſachen mußte, ſondern tröſtete ſich mit der Betrachtung ſeines gegenwärtigen Glücks, das er für alle Königreiche der Welt nicht hingegeben hätte. Die Winde ſchienen ſeine Entweichung eine Zeitlang zu begünſtigen und ließen ſie ihren Lauf ohne Unterbrechung gegen Italien richten, aber eines Morgens überzog ſich der Himmel mit Wolken, die Winde wuchſen immer heftiger an, die See ſchwoll und zuletzt erfolgte ein Sturm, und tobte drei Tage mit ſo fürchterlicher Wuth, daß das Schiff ſehr beſchädigt ward und die Schiffer jeden Augenblick ſein Verſinken erwarteten.

Die arme Faunia wäre vor Furcht faſt geſtorben, aber der Anblick ihres Doraſtus, der ſie keinen Augenblick verließ, gaben ihr einigen Troſt mitten in den

Schrecken des herannahenden Todes. Am vierten Morgen legte ſich der Sturm und die Schiffer erblickten Land, welches ſie bald für die Küſte von Böhmen erkannten. An ihrem verworrenen Freudengeſchrei erkannte Doraſtus, daß ſie irgend einen Hafen entdeckt hatten und mit Thränen der Freude und Zärtlichkeit, wünſchte er Faunien zu ihrer Errettung Glück. Als er aber erfuhr, daß ſie gegen die Küſte von Böhmen getrieben worden, erinnerte er ſich der Feindſchaft zwiſchen dem König dieſes Landes und ſeinem Vater, den jener zu verderben geſucht hatte, worüber er heftig erſchrak und nicht wußte, was er beginnen ſolle: ob es beſſer ſei, ſich der Wuth von Wind und Wellen zu vertrauen oder dem Verrath und der Grauſamkeit des unmenſchlichen Pandoſto. Capnio, der wohl ſah, daß auf der See ihre Rettung unmöglich ſei, rieth dem Prinzen Namen und Vaterland zu verheimlichen und ſeine Wohnung in irgend einem geringen Dorfe aufzuſchlagen, bis ſie ein Schiff gefunden hätten, das ſie nach Italien brächte. Doraſtus billigte dieſen Vorſchlag und ließ der Schiffsmannſchaft durch Capnio befehlen, ihn auf Befragen für einen Edelmann aus Trapalonien, Namens Melcagrus, auszugeben, indem er ihnen eine reichliche Belohnung ihrer Verſchwiegenheit zuſichern ließ.

Hierauf ſtiegen ſie ans Land, mietheten ſich in einem etwa eine Meile von der Hauptſtadt Böhmens belegenen Dorfe bei einem Pachter ein, und ſobald ſie ſich von den auf der See während des Sturms erduldeten Beſchwerden erhohlt hatten, gab Doraſtus, der die

Ver-

Vereinigung mit seiner geliebten Faunia kaum erwarten konnte, dem Capnio Befehl, die nöthigen Anstalten zu ihrer Verbindung zu treffen. Aber bald hatte sich der Ruf von Fauniens Schönheit im ganzen Dorfe verbreitet, von wo er in die Stadt und bald auch an Hof gelangte: man sprach von nichts Anderm mehr, als von der lieblichen Fremden, deren wunderbare Schönheit der Gegenstand allgemeiner Verehrung war.

Obgleich Pandosto dazumal schon über die Sechzig hinaus war, fing er doch Feuer bei den Berichten, die er täglich von diesem jungen Wunder vernahm und beschloß sie zu sehen. Da er aber vernahm, daß sie große Zurückhaltung behaupteten und in einem sehr geringen Hause wohnten, so stellte er sich, als halte er sie für Kundschafter und gab Befehl, sie vor sich zu führen, damit er sie selber prüfen könne. Demzufolge begab sich eine Abtheilung seiner Wache in ihre Wohnung und kündigte ihnen an, daß sie vor dem Könige erscheinen müßten.

Doraſtus, den diese Botschaft nicht im Geringſten erſchreckte, nahm Faunien bei der Hand, überließ dem Porrus die Bewachung ſeiner Schätze und folgte in Capnios Begleitung der Wache. Als ſie vor den König geführt wurden, verbeugten ſie ſich vor ihm mit einem ehrerbietigen Selbſtvertrauen, das ihn von ihrer Unſchuld überzeugt haben müßte, wenn er ſie wirklich im Verdacht gehabt hätte, ſein Land mit irgend einer böſen Abſicht betreten zu haben.

Aber der König war bei dem erſten Blick auf

Faunia ſo erſtaunt über ihre wundergleiche Schönheit, daß er für einige Augenblicke vergaß, was er zu thun habe, und regungslos wie eine Bildſäule daſtand, ohne ſeine Augen von dieſem bezaubernden Gegenſtand abwenden zu können. Endlich fand er ſich wieder, wandte ſich zu Doraſtus und fragte ihn mit Strenge, wer und woher er ſei und in welcher Abſicht er in Böhmen gelandet ſei?

Herr, antwortete Doraſtus mit unveränderter Faſſung und entſchloſſenem Ton, ich heiße Meleagrus und bin aus ritterlichem Geſchlecht in Trapalonien geboren und erzogen; dieſes junge Mädchen, das ich zu ehelichen gedenke, iſt aus Italien gebürtig, von wannen ich ſie hieher gebracht habe; daß mein Gefolge ſo gering iſt, liegt daran, daß ihre Verwandten, die ihre Vermählung nicht billigen wollten, mich nöthigten, ſie insgeheim zu entführen, um ſie nach Trapalonien zu bringen, aber unterwegs überfiel uns ein heftiger Sturm, der uns an dieſe Küſte warf, wo ich nur bis zur Ausbeſſerung meines Schiffs zu verweilen und dann meine Reiſe fortzuſetzen gedenke.

Pandoſto, der mit dieſem Bericht nicht befriedigt war, oder ſich nur ſtellte, nicht damit befriedigt zu ſein, erhob ſich zornig von ſeinem Sitze: Meleagrus, hub er an, mich hintergehſt du nicht mit dieſem unwahrſcheinlichen Märchen; dies Fräulein ſcheint viel höhern Standes als du vorgiebſt und die reizende Anmuth ihres Weſens macht ſie würdiger einem großen Fürſten, als einem einfachen Ritter vermählt zu werden, für welchen

du dich ſelber ausgegeben haſt. Du haſt dies junge Fräulein ihren unglückſeligen Aeltern als ein heimtückiſcher Verräther geraubt und wie du jene durch deinen Diebſtahl unglücklich gemacht haſt, willſt du ſie ohne Zweifel binnen Kurzem ebenfalls verderben. Bis ich alſo völlig über ihrer Geburt aufgeklärt bin und du durch Zeugniſſe aus Trapalonien die Auskunft beſtättigſt, die du mir über dich gegeben, werde ich euch ſämmtlich in Böhmen zurückhalten.

Den edlen Sinn des Königſohns mußte der niedrige Verdacht und die beleidigende Rede Pandoſtos empören, er vergaß allmählig die Rolle, die er zu ſpielen begonnen, heftete einen Blick voll Unmuth und Verachtung auf den König und antwortete ihm mit ſtolzem Tone: Wenig geziemt es der Würde und Hoheit eines Fürſten, Jemanden entehrender Verbrechen ohne allen Beweis ſeiner Schuld und Grund des Verdachts zu zeihen: harmloſe Fremdlinge behandelt man billig mit Freundlichkeit und Wohlwollen, nicht mit Mißtrauen und Grauſamkeit, welches dem Völkerrecht und den Sitten gebildeter Nationen zuwider iſt; aber die Götter werden diejenigen rächen, die unfähig, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, ſich Beleidigungen und Gewaltthaten gefallen laſſen müſſen.

Pandoſto gerieth über dieſe kühne und entſchloſſene Sprache ſo ſehr in Wuth, daß er ſogleich ſeiner Wache gebot, den verwegenen Fremdling ins Gefängniß zu führen, und den Befehl hinzufügte, ſeine geſammte Schiffsmannſchaft in ſtrenges Gewahrſam zu bringen. Für

Faunien ließ er ein Gemach im Palaſt bereiten und überwies ſie der Pflege einiger ſeiner Hoffräulein.

Doraſtus vernahm den Befehl ſeiner Verhaftung mit verächtlichem Stillſchweigen und folgte der Wache ohne den erzürnten König noch eines Blickes zu würdigen, und nur ein zärtlicher Blick auf Faunia drückte den Schmerz aus, den ſeine Seele über die Trennung von ihr empfand.

Unterdeß benutzte Pandoſio, in deſſen bejahrter Bruſt die Liebe eine neue Flamme geweckt hatte, jede Gelegenheit, die ſchöne Fremde zu ſehen. Anfangs ſpiegelte er ſich vor, nur einer angenehmen Zerſtreuung nachzuhangen, wenn er Fauniens Anblick und Unterhaltung ſuchte, aber die Unruhe ſeines Gemüths bei dem Gedanken an Meleagrus überzeugte ihn bald, daß die unbekannte Schönheit ſein Herz erobert habe; er erwog ſein vorgerücktes Alter, ſeinen erhabenen Rang, ihre Jugend, Schönheit und niedern Stand; er ſuchte Gründe gegen die Gewalt ſeiner übelangebrachten Neigung geltend zu machen und fand Gründe genug; aber die Liebe war ſtärker als ſie alle. Umſonſt hielt er ſich vor, daß Faunia den unbekannten Ritter liebe, daß ihr Herz ſchon für einen jungen und liebenswürdigen Gegenſtand eingenommen ſei und alſo nicht geneigt ſein werde, ſeinen Bitten Gehör zu ſchenken: die Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten, ſchienen ſeine Leidenſchaft nur zu vermehren, er entſchloß ſich, wenn Ueberredung nicht fruchte, ſeine ganze Gewalt geltend zu machen um Faunien zu ſeinen Wünſchen zu zwingen. In

dieſer Abſicht ließ er ſie eines Tages, da er ſich in dem Luſtgarten hinter ſeinem Palaſt erging, durch einen Boten zu ſich entbieten.

Faunia gehorchte wider ihren Willen, und als ſie erſchien, ergriff der König ihre Hand, that einige Schritte an ihrer Seite, dann blieb er plötzlich ſtehen, ſah ihr eine Weile mit Ernſt ins Geſicht und ſprach alsdann: Faunia, ich bin entzückt über deine Schönheit und Klugheit, ich bemitleide deine traurige Lage und werde dein Glück machen, wenn du den unwürdigen Ritter vergeſſen willſt, der dich hieher brachte. Er verdient es nicht, ein ſo reizendes Weſen zu beſitzen, du biſt der Umarmungen eines Königs würdig und wenn du meine Geliebte ſein willſt, ſo werde ich dich zu Reichthum und Würden erheben.

Ich erwartete nicht, verſetzte Faunia mit edlem Stolz, einen ſo niedrigen Antrag von Pandoſto zu hören. Ziemt es euch, Herr, ziemt es einem Manne von euerm Rang und Alter, ein unglückliches Mädchen verführen zu wollen, das der Zufall und eure Ungerechtigkeit in eure Gewalt gebracht hat? Wißt aber, Herr, daß eure Bemühungen, mich meinem Meleagrus abwendig zu machen, völlig vergeblich ſind: er gewann mein Herz durch reine Neigung und er allein ſoll es beſitzen; mein unglückliches Schickſal führte mich in euer Reich, wo ich von Meleagrus getrennt wurde, wo ihr mich verfolgt, aber dies Mißgeſchick kann meine Liebe nicht vermindern, noch meine Standhaftigkeit erſchüttern: treue Liebe und treue Tugend gewinnt Kraft

und Ausdauer im Unglück. Nein, obgleich eure Majestät meinen Geliebten ohne allen Grund und wider alle Gesetze der Gastfreiheit und des Rechts gefangen hält, damit ich allein und ohne allen Schutz an euerm Hofe sei, so glaubt doch nimmermehr, daß die fürchterlichsten Drohungen, noch die einladendsten Lockungen mich zu einem Schritte vermögen könnten, der meiner Ehre nicht geziemte. Mein Herz denkt edel, obgleich es den Göttern gefiel, es unter einer geringen Hülle zu bergen; keine Drohungen können mich zwingen, keine Schmeicheleien zu unedler Willfährigkeit verlocken. Darum seid versichert, daß ich lieber des Meleagrus Weib sein und das bitterste Elend mit ihm theilen will, das ein grausames Geschick nur ersinnen mag, als Pandosios Buhlerin zu werden, und in allem Glanze zu leben, den er gewähren kann.

Obgleich überrascht und bestürzt über diese entschlossene Antwort Fauniens, mochte der König doch seine Bewerbungen nicht einstellen. Da er sah, daß er sie durch Versprechungen von Wohlleben und Größe seinen Wünschen nicht geneigt machen könne, betheuerte er ihr, er wolle den Meleagrus nicht allein in Freiheit setzen, sondern ihn auch mit Ehren und Würden überhäufen und ihn zu dem Range seiner vornehmsten Hofleute emporheben. Aber Faunia versetzte, sie möge seine Freiheit, so sehr sie ihn liebe, nicht mit dem Verlust ihrer Ehre erkaufen, und da Pandosto sie in ihrem Vorsatz, nicht von Meleagrus abzulassen, so unerschüt-

terlich fand, wollte er ſie für diesmal nicht weiter bestürmen und überließ ſie ſich ſelbſt.

Sobald Faunia ſich allein ſah, begann ſie mit Seufzern und Thränen das neue Unglück zu beklagen, das über ſie hereingebrochen, indem ſie in ihrer Furcht alles Unglück ſchon vorwegnahm, das ihre Abweiſung der Anerbietungen des Königs über ſie und Doraſtus bringen würde. O unglückliche Faunia, rief ſie aus, wie wird die Vermeſſenheit, womit du es wagteſt, einen Prinzen zu lieben, durch die Unfälle bestraft, die du jetzt erleidest und die du im ſchlimmern Maße noch zu gewärtigen haſt. Ach, thörichtes, unbeſonnenes Mädchen, wärſt du mit dem geringen Stand einer Schäferin zufrieden geweſen, in dem du geboren wardſt, all dieſem Uebel wärſt du entgangen: aber dein Vorwitz hat nicht bloß dich unglücklich gemacht, ſondern auch den zu Grunde gerichtet, deſſen Glück dir theurer ſein ſollte, als dein eigenes. O Doraſtus, Doraſtus, du biſt als ein Prinz geboren, und mußt um meinetwillen ein Gefangener ſein; dieſe für den Scepter geſchaffene Hand iſt für mich mit ſchmählichen Ketten beladen; ich Unwürdige, welches Elend hat deine unſelige Leidenſchaft für die unglückliche Faunia über dich gebracht! Du allzuliebenswürdiger und edelmüthiger Prinz, ohne mich wärſt du noch groß und glücklich! O daß ich dich mit meinem Tode von dieſen unwürdigen Banden befreien könnte: aber ach, nur das Opfer meiner Ehre kann deine Freiheit erkaufen und in dieſes Opfer würdeſt du nie willigen; nein, theurer Prinz, nur durch Treue zu

dir kann ich das Wunder deiner Liebe vergelten, und hier ſchwöre ich es bei den unſterblichen Göttern, keine Verſuchungen, keine Drohungen noch der Tod ſelber ſollen mich dir jemals entreißen.

Nachdem Faunia ihrem geheimen Seelenſchmerz in dieſen Worten Luft gemacht, zog ſie ſich in ihr Zimmer zurück und brachte ihre traurigen Stunden in Klagen über die Gefangenſchaft ihres geliebten Prinzen und Gebeten für ſeine Befreiung zu.

Unterdeſſen lag Doraſtus in ſeinem engen Kerker, gleich einem gemeinen Verbrecher mit Eiſen beladen und tauſend bittere Vorſtellungen entſprangen in ſeiner Seele; Wuth und Beſchämung über die unwürdige Behandlung, die er erfuhr, ließen ihn manchmal die ungeziemende Leidenſchaft bereuen, die ihn in dieſe traurige Lage geſtürzt hatte. Aber ſelten wollten ſolche Gedanken lange in ſeinem Herzen; er war geneigter die Götter der Grauſamkeit und Ungerechtigkeit anzuklagen, weil ſie ihn von Faunien getrennt und ſolchem Elend unterworfen hatten, als die Uebereilung zu bereuen, deren Folgen er empfand. O elender Doraſtus, rief er nach ſolchen Anfällen nicht ganz unterdrückter Reue aus: darfſt du dich wirklich über dein Schickſal beklagen? Haſt du nicht noch härtere Strafen, als die du jetzt erduldeſt, durch deine Thorheit und Unwürdigkeit verwirkt? Durfteſt du die Gunſt des Himmels erwarten, der du die Pflichten deines Standes vergaßeſt um deinen Ruhm und deine Würde zu ſchänden? Der Grimm des Himmels iſt eine gerechte Vergeltung dei-

ner Vergehen, als du deinem Vater ungehorsam warst und sein greises Alter mit Schmach und Sorge bedecktest; da du dies begingst, Dorastus, so darfst du bei der strengsten Buße nicht murren, die dir auferlegt ward: seht mich denn, ihr Götter, bereit, eure ganze Rache zu tragen und meine Verschuldung mit dem Tode zu sühnen: aber auf mich, auf mich allein häuft alle eure Wuth und verschont die liebliche, schuldlose Faunia, schirmt und schützt ihre hülflose Jugend vor der unmenschlichen Tyrannei Pandostos und kann mein Tod ihre Rettung erkaufen, so beschleunigt ihn, ihr himmlischen Mächte, und laßt euch an meiner Bestrafung genügen.

Während so die Liebenden unter Pandostos grausamer Tyrannei seufzten, schuf ihm seine Leidenschaft für Faunia nicht geringeres Ungemach; ihre Weigerungen verminderten nicht, verstärkten nur seine unziemlichen Wünsche; seine Mißstimmung verrieth jeder Blick, jede Gebärde und seine Höflinge, die ihn stets verstört und übelgelaunt sahen, verwunderten sich, woher diese plötzliche Verwandlung rühre. Obgleich ihm aber Faunions entschlossenes Betragen bei jener letzten Zwiesprache mit ihr zu einer Veränderung in ihren Gesinnungen wenig Hoffnung ließen, so war er doch ungeduldig sie wieder zu sehen und ihre Tugend mit neuen Bewerbungen zu bestürmen: er befahl also, sie insgeheim in sein Gemach zu führen.

Faunia ließ sich mit innerm Widerstreben in seine Nähe führen und sobald sie der König erblickte, ließ er

ſein ganzes Gefolge ſich zurückziehen und ſprach mit zärtlichen Blicken und Worten: Nun liebenswürdige Faunia, haſt du jetzt den Inhalt meiner letzten Unterredung mit dir, da wir im Park ſpazieren gingen, reiflich erwogen? Biſt du nun weniger eigenſinnig, aber um ſo viel klüger geworden? Willſt du eines Königs Liebe der Neigung eines elenden Ritters vorziehen? Ich bin überzeugt, du biſt für die Reizungen der Ehrſucht nicht ſo unempfindlich, daß du nicht lieber eines Königs Geliebte, als die Frau eines armen Unterthans ſein wollteſt.

Herr, verſetzte Faunia, ich weiß, daß ich in eurer Macht bin und ich habe die Willkühr, womit ihr ſie ausübt, gewiß ſchwer genug empfunden. Iſt es gerecht, iſt es billig, Herr, Unſchuldige mit Strafen zu belegen, wie ſie nur die Verbrecher verdienen? Was hat euch Meleagrus gethan, daß ihr ihn mit Ketten beladet und in ein gräßliches Gefängniß werft? Und welches Recht habt ihr über mich, daß ihr mich hier in eurem Palaſt zurückhaltet, wo ich gezwungen werde eure ſchändlichen Anträge zu hören? Nie hat Meleagrus verſucht eure Unterthanen ihrer Pflicht abwendig zu machen: warum ſucht ihr mich denn von der Treue zu verlocken, die ich ihm ſchuldig bin? Wiſt aber, ungerechter König, obgleich mich das Schickſal in eure Macht gegeben, ſo bleibt mein Herz doch frei: es verachtet eure Verſprechungen wie eure Drohungen; ich habe gelobt, mich meinem Meleagrus zu erhalten und nur der Tod kann mich verhindern, dies Gelübde zu halten.

Iſt es denn möglich, ſprach Pandoſto, daß du die Liebe eines Königs beharrlich abweiſen kannſt um jenes Elenden willen? Thörichte und undankbare Dirne! Du ſagſt, du ſeiſt in meiner Macht, aber ich verſage es mir, ſie wider dich zu gebrauchen und begnüge mich durch Bitten um die Gunſt zu werben, die ich mit Gewalt erzwingen könnte; vergilt und lohne denn meine glühende Leidenſchaft durch Gegenliebe, ſo ſoll Meleagrus frei ſein, deine Landsleute entlaſſen werden, und Alles, was deine Wünſche nur erdenken können, wird der König erfüllen, der ſich in Liebe für dich verzehrt.

Wollt ihr von Liebe ſprechen? verſetzte Faunia mit einem herrlichen Stolz, ihr, welchem dieſe göttliche Leidenſchaft fremd iſt. Weh! es iſt Entweihung, die Neigung, die ihr zu mir empfindet, Liebe zu nennen: ſolche Liebe wie die eure, Herr, iſt einem ehrbaren Mädchen ſchlimmer als der Tod, und ihr zu entgehen, will ich freiwillig mein Leben opfern. Wohl mögt ihr mit eurer Macht drohen, da ihr euch fähig gezeigt habt, ſie ſo ſchändlich zu mißbrauchen; aber wißt, läſterner Fürſt, daß alle eure Gewalt nicht hinreicht, mich zu einem Verbrechen zu zwingen, das die Götter verabſcheuen, und da ich zu ſterben weiß um meine Ehre zu bewahren, ſo werden euch eure gottloſen Anſchläge nichts als ewige Schande bereiten.

Pandoſto gerieth über ihre unerſchütterliche Liebe zu Meleagrus und ihren feſten Entſchluß, ſeine Anträge abzuweiſen, in die äußerſte Wuth; mit zornglühenden Augen befahl er ihr, ſeine Gegenwart zu meiden und

vermaß ſich hoch und theuer, wenn ſie nicht bald ſich bereit finden laſſe, ſeine Wünſche zu befriedigen, wollte er ſie mit Gewalt dazu zwingen, was auch die Folge ſein möchte. Faunia, die dieſe Drohungen nicht im Mindeſten ſchreckten, verließ ſein Gemach, zog ſich in das ihre zurück und waffnete ihre Seele mit Stärke, der angedrohten Gewalt durch den Tod zu entgehen, wenn ihr der Himmel nicht auf anderm Wege Rettung ſchicke.

Inzwiſchen erfuhr der König von Sicilien durch einige böhmiſche Kaufleute, welche den vorgeblichen Melcagrus als Doraſtus erkannt hatten, daß ſich ſein Sohn in Böhmen im Gewahrſam des Königs befinde. Obgleich heftig erboſt über den Ungehorſam ſeines Sohns und deſſen heimliche Entweichung, konnte er doch die ſchmähliche Behandlung, die er von Pandoſto erfuhr, nicht ohne großen Kummer vernehmen, und da er wußte, daß das Orakel Apollos ihn und Bellaria von der Schuld gereinigt habe, deſſen der König ſie verdächtigt, zweifelte er nicht, daß Pandoſto ihm ſeinen flüchtigen Sohn zurückſenden werde, wenn er durch ſeine Abgeſandten darum anhalte. Er ließ alſo eine wohlbemannte kleine Flotte ausrüſten und gab einigen ſeiner vornehmſten Edeln den Auftrag, die Auslieferung des Prinzen von Pandoſto zu verlangen, worauf ſich dieſe einſchifften und nach Böhmen fuhren. Pandoſto nahm die Geſandten mit großen Ehrenbezeugungen auf, woraus dieſe die Hoffnung ſchöpften, daß ſie die Aufträge ihres Herrn glücklich ausführen würden. Bald nach

ihrer Ankunft erzählte ihnen Pandosto von dem trapalonischen Ritter, der auf eine sehr verdächtige Weise in seinem Reiche gelandet sei und ein junges Fräulein Namens Faunia und außer einem Schäfer und einem alten Mann kein weiteres Gefolge mitgebracht habe. Die Gesandten vermutheten sogleich, daß dieser trapalonische Ritter Niemand anders sei, als ihr Prinz Doraſtus, ließen ſich aber davon eher nichts merken, bis der König ihnen ein öffentliches Gehör bewilligte, wo ſie im Namen ihres Königs die Auslieferung des Prinzen von Sicilien verlangten, der ſich unter dem Namen Meleagrus in ſeinem Reiche aufhalte. Sie trugen alſo der Majeſtät von Böhmen vor, wie der Prinz von Sicilien wider den Willen des Königs, ſeines Vaters, das Königreich verlaſſen und ein junges Mädchen Namens Faunia, die Tochter eines alten Schäfers mit Namen Porrus entführt habe; auch ſei einer der Hofbedienten des Prinzen, Capnio geheißen, ſein Begleiter auf der Flucht geweſen. Sie ſchloſſen mit dem Anſuchen ihres Königs, daß der Prinz Doraſtus freigelaſſen und ausgeliefert, Capnio, Porrus und ſeine Tochter Faunia aber hingerichtet werden möchten.

Pandoſto, der dieſe Botſchaft mit großem Erſtaunen vernahm, war ſich mit Egiſtus zu verſöhnen geneigt und ihm einen Beweis zu geben, wie ſehr er ihre, ſo lange unterbrochene Freundſchaft zu erneuen wünſche, beſchloß er ſeinen Willen pünktlich zu vollziehen und Faunien ſeiner Staatsklugheit und beleidigten Liebe hinzuopfern. Er befahl auf der Stelle die Freilaſſung des

Deraſtus, der über dieſe unerwartete Gunſt höchlich erſtaunte, ſich aber noch mehr verwunderte, als er vor den König geführt wurde und dort einige Höflinge ſeines Vaters erblickte, die bei ſeinem Erſcheinen ſogleich hinzutraten und ihn auf das Ehrerbietigſte begrüßten. Auch Pandoſto erhob ſich von ſeinem Königsſtuhl, umarmte ihn mit vielen Zeichen von Zärtlichkeit und Hochachtung, ſuchte das Vorgefallene, während ihm ſein Rang und ſeine Geburt unbekannt geweſen, zu entſchuldigen, ließ ihn dann zu ſeiner Rechten niederſitzen und theilte ihm den Inhalt der Botſchaft mit, die er von dem Könige, ſeinem Vater, erhalten. Deraſtus, der ſehr beſtürzt war, als er hörte, daß die Urſache ſeiner Flucht ſo offenkundig ſei, ſenkte ſein Haupt um die Schamröthe zu verbergen, die ſein Antlitz übergoſſen hatte; als aber der König in ſeiner Erzählung zu den Strafen kam, welche er über Faunia und die übrigen Theilnehmer ſeiner Flucht zu verhängen erſucht worden, war es ihm unmöglich, ſeine heftige Seelenerſchütterung zu verbergen, ſondern eiferte in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken gegen die Grauſamkeit und Ungerechtigkeit ſeines Vaters und beſchwor den Pandoſto, ein ſo unmenſchliches Urtheil nicht zu vollſtrecken.

Doch ungerührt von dieſen Bitten befahl der König Faunia, Capnio und Porrus herbeizuführen, worauf er der ganzen Wuth ſeiner Erbitterung gegen Faunia, deren edler Widerſtand ſeine Liebe in Haß verwandelt hatte, in folgenden Schmähworten gegen das beſtürzte Mädchen, freien Lauf ließ:

Gemeine, verächtliche Dirne, wie wagst du es deine verblendeten Augen zu einem Throne zu erheben und die Flammen des Ehrgeizes in deiner niedrig gebornen Seele zu nähren? Wie darfst du Bettlerin dir mit der Hoffnung schmeicheln eines Prinzen Gemahl zu werden und mit niedrigen Künsten den Sohn eines großen Königs verführen, sein Reich zu vergessen, um deine verruchten Wünsche zu befriedigen. Wisse aber, gefährliche Syrene, der Tod wird der Lohn deines vermessenen Ehrgeizes sein, und du alter, kindischer Narr, sagte er zu dem bleichen, zitternden Perrus, dessen freche Thorheit deine Tochter zu dieser tollkühnen Unternehmung gesteuert hat, sollst deine Anmaßung mit dem Leben entgelten. Für dich aber, Capnio, setzte der ergrimmte König hinzu, ist der Tod eine zu gelinde Strafe, dein niederträchtiger Verrath verdient eine härtere Züchtigung, und darum verurtheile ich dich, das Augenlicht zu verlieren und bis zu deinem Tode gleich einem [illegible] Pferde in einer Mühle zu traben.

Doraſus, den das über Faunia ausgesprochene Urtheil in einen stummen, todesgleichen Zustand von Schmerz, Wuth und Verzweiflung geworfen hatte, erhob sich, da er sah, daß sie hinweggeführt werden sollte, um zu ihrer Vertheidigung zu sprechen, aber von der Macht dieser widerstrebenden Gefühle überwältigt, sank er ohne ein Zeichen von Leben in seinen Stuhl zurück. Durch den schleunigen Beistand der Aerzte des Königs ward er bald wieder zum Bewußtsein gebracht, auf ihren Antrag aber aus Fauniens Gegenwart entfernt,

welche, ſobald er abgeführt worden, alſo redete: Wenn mein Tod zum Glück und Frieden des Prinzen Dorastus gereichen kann, der mein Verlobter und Herr iſt, und deſſen heilige Gelübde die Götter vernommen und im Himmel aufgezeichnet haben, und keine irdiſche Gewalt mehr lösen kann, ſo bin ich zufrieden, zu ſterben, aber meine unſchuldige, zärtliche Neigung zu ihm, nehm ich mit mir ins Grab; mein letzter Athemzug ſoll Gebet für ſein Heil ſein und die Götter anflehen, ihn mit ihren ſchönſten Gaben zu ſegnen, daß wenn er einſt den Thron ſeines Vaters beſteigt, er ſeine Unterthanen mit Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung regieren möge, denn Weisheit und Milde ſind göttliche Gaben und eines Fürſten Glück und Sicherheit beſteht in der Liebe, nicht in der Furcht ſeines Volks. Sieh mich denn, o Roma, bereit, die ganze Strenge deines Urtheils zu erdulden. Aber ach, was hat mein Vater begangen, daß ein unnatürlicher Tod ſein greiſes, ehrwürdiges Haar, vor der Zeit ins Grab bringen ſoll. Ach, er iſt völlig unſchuldig an dem Verhältniß zwiſchen mir und dem Prinzen, er hat weder meine Flucht gerathen, noch uns freiwillig begleitet, er ward mit Gewalt an Bord des Schiffs gebracht, und gezwungen unſer Reiſegefährte zu werden: und ſoll er für ein unwillkührliches Vergehen den Tod erleiden? Grauſames, ungerechtes Geſchick! Doch was ſoll ich von dir ſagen, Pandoſto, der du die Unterthanen eines fremden Königs, die nicht das geringſte Strafwürdige begangen haben, ſeit ſie dein Reich betraten, nichtsdeſtoweniger zur Todesſtrafe ver-

ur-

urtheilst? Aber eine innere Stimme sagt mir, daß du Grund hast, Faunien zu verdammen: sei es denn so; ich heiße den Tod willkommen, der mich zu jenen Reichen der Freude führt, wo ewige Gerechtigkeit, Milde und Erbarmung walten.

Den alten Schäfer rührte die zärtliche Fürbitte Fauniens zu seinen Gunsten, und da er sah, daß er nicht hoffen dürfe, am Leben zu bleiben, beschloß er es, eh er stürbe, kund zu machen, daß sie nicht seine Tochter sei: er hat sich also ein kurzes Gehör aus und sprach:

König von Böhmen und ihr edlen Abgesandten Siciliens, da ich mich, wiewohl unschuldig, zum Tode verurtheilt sehe, so will ich mein Gewissen von einem Geheimnisse entlasten, das ich schon zu lange verschwiegen habe. Ich werde Alles sagen, was ich weiß und nicht mehr als mit der Wahrheit bestehen kann: Faunia, welche ihr als eine gemeine Bettlerin verschmäht habt, ist nicht meine Tochter: ich habe sie gefunden, und das ging so zu. Ich war ein armer Schäfer in Sicilien, der davon leben mußte, fremde Heerden zu hüten. Eines Tages hatte sich eins meiner Schafe an die Seeküste verlaufen und da ich es zurückholte, sah ich ein kleines Boot an den Strand getrieben, worin ein kleines Kind lag, kaum sechs Tage alt, in einen Scharlachmantel gehüllt und eine goldene Kette um den Hals. Schon das Mitleid würde mich bewegt haben, mich seiner anzunehmen, wenn mich auch der Schatz nicht gereizt hätte, den ich bei ihm fand: ich trug es

alſo heim zu meinem Weibe, welche es als ihr eigenes erzog, und als es heranwuchs, übergab ich ihm die Hütung meiner Heerden. Dies Fräulein, Faunia, iſt das Kind, das ich fand und hier iſt die Kette und die Juwelen, die es bei ſich hatte. Wer ſie iſt, wer ihre Aeltern ſind, weiß ich nicht, aber ich erkläre feierlich, daß ſie mir nicht angehört.

Pandoſto, der während der Rede des Porrus ſeine Gefühle mit Mühe unterdrückt hatte, fragte ihn, ſobald er ſchwieg, ungeduldig nach Tag und Jahr, an welchen das Kind gefunden worden, nach dem Boot, worin es gelegen und ähnlichen Nebenumſtänden und da ihn ſeine Antworten vollkommen befriedigten, ſprang er plötzlich von ſeinem Sitze auf, riß von väterlicher Zärtlichkeit ergriffen, Faunien in ſeine Arme, benetzte ihr zartes Angeſicht, das er eng an das ſeine ſchloß, mit Thränen freudigen Erſtaunens und rief in abgebrochenen Lauten: O Faunia, meine lange verlorene Tochter! Ich bin dein Vater, Faunia!

Dieſe Ausrufungen und die heftige Bewegung des Königs, füllten alle Anweſenden mit dem höchſten Erſtaunen, vornemlich Faunia, die vor Ueberraſchung bewegungslos daſtand, während ihr holdes Angeſicht das Uebermaaß der Freude, der Hoffnung, der Furcht und Verwunderung zugleich ausdrückte.

Sobald ſich der erſte Sturm ſeiner Gefühle gelegt hatte, ließ Pandoſto den Doraſtus, der ſich inzwiſchen völlig erholt hatte, herbeiführen und Fauniens Hand faſſend, erklärte er, daß ſie ſeine Tochter ſei, welche

Bellaria ihm geboren, während sie unter dem fälschlichen Verdacht des Ehebruchs litt, weßhalb das Kind auf seinen Befehl in einem offenen Boote der Wuth des Windes und der Wellen übergeben worden sei. Hierauf befahl er dem Porrus zu erzählen, wie er sie gefunden habe, und schloß damit, daß er sie nochmals umarmte und sie öffentlich für seine Tochter anerkannte.

Faunia, die nun an der Wirklichkeit ihres Glücks nicht mehr zweifeln konnte, gab ihrer Freude über dies unerwartete glückliche Ereigniß Raum: Dorastus war außer sich vor Entzücken und die Sicilier hatten nun nicht länger Grund, die Wahl ihres Prinzen zu mißbilligen, vielmehr erfreute sie die Aussicht, daß die Feindschaft, die so lange zwischen Egistus und Pandosto gewaltet hatte, sich nun in feste Freundschaft und dauernden Frieden zwischen den Königreichen Sicilien und Böhmen verwandeln werde.

Diese Neuigkeiten verbreiteten sich bald über Pandostos Reich, die Straßen erschollen von Freudengeschrei über die Auffindung der Königstochter, wonach nun eine gesetzliche Erbin der Krone Böhmens vorhanden war: man sah aller Orten prächtige Aufzüge und die ausgelassensten Freudenbezeugungen. Der König begnadigte den alten Porrus, der so lange für den Vater Fauniens gegolten hatte, mit der Ritterwürde, ließ sogleich eine stolze Flotte zur Abfahrt bereit halten, und schiffte sich mit Dorastus, Faunia, den sicilischen Gesandten und einem zahlreichen Gefolge nach Sicilien ein, wo sie nach einer kurzen Fahrt glücklich anlangten und von Egistus,

der mit der Wahl ſeines Sohnes ſehr zufrieden war, freundlich empfangen wurden. Die Hochzeit ward mit groſser Pracht gefeiert; aber nicht lange nachher überlieſs ſich Pandoſte tauſend finſtern Gedanken über ſeine grundloſe Eiferſucht gegen Bellarien, ſeine beabſichtigte Grauſamkeit gegen Egiſtus, vor Allem aber über ſeine unnatürliche Leidenſchaft für ſeine Tochter: eine tiefe Schwermuth bemeiſterte ſich ſeines Gemüths, zuletzt verfiel er in Wahnſinn, und eines Nachts benutzte er die Abweſenheit ſeiner Dienerſchaft und erſtach ſich mit einem Dolche. Schmerzlich beweinten Doraſtus, Faunia und der gute Egiſtus ſeinen Tod. Nachdem ſein Leichnam einbalſamirt worden, nahmen Doraſtus und die junge Königin von Böhmen Abſchied von dem Könige ihrem Vater, führten die Leiche des verſtorbenen Fürſten mit ſich nach Böhmen, wo ſein Leichenbegängniſs mit groſser Pracht gefeiert würde. Hierauf beſtiegen ſie zur allgemeinen Freude des ganzen Königreichs den Thron.

XII.

Zu

den beiden Veronesern.

Felismene.

Nach Montemayor.

„Mein Vaterland iſt Andaluſien, meine Geburtsſtadt Soldina, meine Mutter hieß Delia und Andronio mein Vater; durch Geburt und Adel waren ſie die erſten der ganzen Provinz. Nun trug es ſich zu, daß meine Mutter ſchon viele Jahre verheirathet war, ohne Kinder zu haben, weßhalb ſie ſo unglücklich lebte, daß ſie nicht einen ruhigen Tag hatte. Darum rief ſie mit Thränen und Seufzern zu jeder Stunde den Himmel an, brachte tauſend Opfer und that vielerlei Gelübde, indem ſie Gott bat, daß er ihr geben möge, was ſie ſo ſehr wünſche. Der ließ ſich denn, angeſehen ihr beſtändiges Bitten und Beten, bewegen und als ſie ſchon weit in die zweite Hälfte ihres Lebens hinein war, fühlte ſie ſich ſchwanger. Die Freude, die ſie darüber empfand, mag der beurtheilen, dem das Glück einen längſt erwünſchten Gegenſtand endlich in die Hände giebt. Nicht weniger Antheil nahm mein Vater an dieſer Freude, als

dessen Zufriedenheit nun gar nichts mehr fehlte. Delia, meine Mutter, las so gern alte Geschichten, daß sie die Zeit nie mit etwas Anderm hinbrachte, wenn nicht Krankheiten oder wichtige Geschäfte sie abhielten. Nun trug es sich zu, da sie, wie ich sagte, schwanger war, daß sie sich eine Nacht unwohl befand und meinen Vater bat, er möge ihr Etwas vorlesen, was ihre Gedanken beschäftige, damit sie ihre Schmerzen nicht fühle. Mein Vater, der für nichts Sinn hatte, als ihr alle mögliche Freude zu machen, begann sogleich die Geschichte von Paris zu lesen, wie die drei Göttinnen sich wegen des Apfels der Zwietracht vor ihm zu Gericht stellten. Meine Mutter behauptete, Paris habe den Ausspruch in der Leidenschaft und nicht wie er sollte, gegeben: sie sagte, er habe ohne Zweifel die Ansprüche der Schlachtengöttin nicht wohl erwogen, denn da Waffenfähigkeit alle andern Eigenschaften übertreffe, so hätte er ihn dieser geben müssen. Mein Vater antwortete, der Apfel sei der Schönsten bestimmt gewesen und das sei Venus mehr, als irgend Eine, weßhalb man gegen das Urtheil des Paris gar nichts haben könne, wenn es ihm nicht nachher so viel Unglück zugezogen hätte. Meine Mutter erwiederte, auf dem Apfel sei freilich geschrieben gewesen, man solle ihn der Schönsten geben, aber diese Schönheit sei nicht als die des Körpers zu verstehen, sondern als die des Geistes; dessen Schönheit werde aber durch nichts so sehr, als durch Tapferkeit erhöht und von dieser Tugend seien Waffenübungen ein äußeres Zeichen. Der Göttin der Schlachten habe also

der Apfel zukommen müſſen, wenn Paris wie ein verſtändiger Mann und nicht von Leidenſchaft geblendet, geurtheilt hätte. Mit ſolchem Streite brachten ſie den größten Theil der Nacht hin, indem jeder ſeine Partei mit den beſten Gründen, die er wußte, vertheidigte. Endlich beſiegte aber der Schlaf die, die ſich von den Gründen ihres Mannes nicht hatte beſiegen laſſen wollen, ſo daß ſie einſchlief, als ſie ſich ſchon tief in den Streit eingelaſſen hatte. Mein Vater ging darauf nach ſeinem Zimmer, meiner Mutter aber ſchien es im Schlafe, als ob die Göttin Venus zu ihr komme und mit einem eben ſo zornigen als ſchönen Geſichte ſage: Delia, ich weiß nicht, was dich bewogen hat, der eine ſo große Gegnerin zu ſein, die nie deine geweſen iſt. Hätteſt du zurückgedacht an die Zeit, wo du in Liebe zu deinem Gatten Andronio ſchmachteteſt, ſo würdeſt du mir, der du ſo viel ſchuldeſt, nicht ſo vergolten haben. Du ſollſt aber nicht ohne Lohn bleiben: wiſſe, du wirſt einen Sohn und eine Tochter gebären, die dir nicht weniger als das Leben koſten werden, ihnen aber wird die Freude ſtets fern ſein, deren Göttin du beleidigt haſt: ſei verſichert, ſie werden die Unglücklichſten in der Liebe ſein, die man bis auf ihre Zeit geſehen hat. Das ſagte ſie und verſchwand und ſogleich zeigte ſich meiner Mutter ein andres Gebilde: ſie ſah, wie die Göttin Pallas zu ihr kam und mit heiterer Miene zu ihr ſprach: Kluge und glückliche Delia, womit ſoll ich dir lohnen für das, was du zu meinen Gunſten in dieſer Nacht gegen deinen Gatten angeführt haſt?

Wisse, du wirst einen Sohn und eine Tochter gebären, glücklicher in den Waffen, als irgend einer vor ihnen. So sagte sie und verschwand sogleich und meine Mutter erwachte mit dem größten Schrecken von der Welt, und von da in einem Monate, wenig mehr oder weniger, gebar sie mich und meinen Bruder und starb bei der Geburt, und mein Vater starb von dem großen Kummer, die er darüber empfand, wenige Tage nachher. Und damit ihr das äußerste Unglück erkennt, in das mich die Liebe gebracht, so wißt, daß ich als ein Frauenzimmer von der edelsten Geburt, wie ihr gehört habt, meinen Stand, meine Freiheit und was ich meiner Ehre schuldig bin, indem ich mich allem Argwohn aussetzte, aufgeopfert habe, um ganz meines Geliebten zu sein. Seht, welch ein überflüssiges Ding für ein Weib, glücklich in den Waffen zu sein, als ob sie dafür geboren wäre! Bis zu unserm zwölften Jahre erzog man mich und meinen Bruder in einem Nonnenkloster, dessen Aebtissin meine Tante war. Als wir das Alter erreicht hatten, nahm man uns von da fort und brachte uns an den Hof des erhabenen und unbesiegbaren Königs der Lusitaner, dessen Ruhm und unglaubliche Milde über die ganze Erde so verbreitet ist, wo ihm, seit er ein waffenfähiges Alter erreicht hat, eben so glorreiche und tapfere Heldenthaten gelungen sind, als ihm die Liebe Trauer und Unglück bereitet hat. Um Alles dieses liebt der unbesiegbarste König meinen Bruder so, daß er ihn nie wieder von seinem Hofe fort läßt. Ich Unglückliche, die mich meine Bestimmung

größerm Mißgeschick aufbewahrte, wurde in das Haus meiner Großmutter gebracht. Das hätte nicht geschehen sollen, denn es gab Veranlassung, daß ich unglücklicher wurde, als je ein Weib gewesen ist. Als ich etwa siebenzehn Jahr alt war, verliebte sich ein Ritter in mich, dessen Wohnung der unsrigen so nahe war, daß er mich von der Terrasse aus in meinem Garten sehen konnte, in dem ich gewöhnlich die Frühlingsabende zubrachte. So sah der undankbare Felis die unglückliche Felismene (denn das ist der Name der Traurigen, die euch jetzt ihre Leiden mittheilt) und verliebte sich in mich oder stellte sich wenigstens verliebt. Ich weiß nicht, was ich glauben soll, aber ich weiß, daß in solchen Fällen das Schlechteste zu glauben immer das Sicherste ist. Viele Tage brachte Felis damit zu, mir sein Sehnen verständlich zu machen und viel mehr brauchte ich, um sein Sehnen erwiedern zu können. Ich weiß nicht, wie die Liebe so lange zauderte, mich ihm hin zu geben, aber sie zauderte wohl, um dann mit desto größerer Macht mich zu überkommen. Da ich nun that, als ob ich aus den Zeichen und dem häufigen Vorübergehen und aus den Musiken und Tänzen, die er vor meiner Thür täglich aufführen ließ, gar nicht merkte, daß er in mich verliebt sei, obgleich ich es vom ersten Tage an sehr gut gesehen hatte, so entschloß er sich, mir zu schreiben. Er sprach mit einer meiner Dienerinnen, die er schon kannte und deren Willen er durch viele Geschenke gewonnen hatte und gab ihr einen Brief für mich. Wie nun Rosine (so hieß das Mädchen) sich

ſicher zu ſtellen ſuchte, bevor ſie mir den Brief gab, wie ſie nicht aufhörte zu ſchwören und mich zu bitten, ſo war das gewiß ſchon eine Sache zum Erſchrecken. Bei alledem warf ich ihn ihr doch ins Geſicht und ſagte: Bedächte ich nicht, wer ich bin und was man davon ſagen könnte, ſo wollte ich dieſes Geſicht, das ſo wenig Scham hat, ſo zeichnen, daß es ein jeder ſogleich erkennen ſollte. Weil es das erſte Mal iſt, ſoll es ſo hingehen, hüte dich aber wohl vor dem zweiten Male. Ich ſehe noch jetzt ganz deutlich, wie dieſe Verrätherin von Roſine ſtill ſchwieg und was ſie von meinem Aerger dachte, verbarg. Dann hättet ihr ſehen ſollen, wie ſie ein Lachen erheuchelte und ſagte: Jeſus, Herrin, ich habe ihn Ew. Gnaden nur gegeben, daß wir uns damit luſtig machen und nicht daß Sie ſich darüber ärgern ſollten: möge Gott, wenn ich ihnen Verdruß habe machen wollen, mir den größten zukommen laſſen, den je ein Mutterkind gehabt hat. Dazu fügte ſie noch viele andere Worte, die ſie nur zu gut zu ſetzen wußte, um meinen Aerger über ihr Betragen zu dämpfen, nahm ihren Brief und ging damit fort. Als das geſchehen war, fing ich an nachzudenken, was wohl darin geſtanden haben möchte. Die Liebe ließ mich wünſchen, den Brief zu ſehen, aber nach dem, was ich euch erzählt habe, ſchämte ich mich, ihn von meiner Dienerin wieder zu fordern. So ging mir der Tag bis zum Abend unter allerlei Gedanken hin, und als Roſine zu der Zeit, wo ich mich niederzulegen pflegte, herein kam um mich zu entkleiden, weiß Gott, ob ich wünſchte, daß ſie wie-

der angefangen hätte, ſich wegen der Annahme des Briefes zu entſchuldigen; aber geſchweige, daß ſie davon geſprochen hätte, ſie ſchien gar nicht mehr daran zu denken. Ich wollte ſehen, ob es mir etwas helfen könnte, wenn ich ſie auf den Weg brächte und ſagte: Alſo dieſer Herr Felis wagt es ohne Weiteres an mich zu ſchreiben. Sie antwortete ganz trocken: Das ſind ſo Sachen, die die Liebe mit ſich bringt, ich bitte Ew. Gnaden, mir zu verzeihen, denn hätte ich gedacht, daß Sie ſich ſo darüber ärgern könnten, ſo würde ich lieber die Augen aus dem Kopfe verloren haben. Wie mir darauf zu Muthe war, weiß Gott; bei alle dem verſtellte ich mich aber doch und fand in der Nacht Gelegenheit, an meinen Wunſch zu denken und nicht zu ſchlafen. Es war in Wahrheit für mich die unſeligſte und längſte Nacht, die mir bis dahin vorgekommen war. Endlich kam der Tag und weit ſpäter, als ich gewollt hätte, trat die kluge Roſine herein um mich anzukleiden, und ließ, wie von ungefähr, den Brief auf den Boden fallen. Sobald ich ihn ſah, ſagte ich: Was iſt das, was da hinfällt? Zeig es ſogleich her, ſagte ich, ärgre mich nicht, oder ſage mir, was es iſt. Jeſus, Herrin, ſagte ſie, was Sie ſehen wollen, iſt der Brief von geſtern. Das iſt es gewiß nicht, ſagte ich, zeige, ich will ſehen ob du lügſt. Ich hatte es kaum ausgeſprochen, als ſie mir den Brief in die Hand gab und ſagte: Strafe mich Gott, wenn es etwas anderes iſt. Obgleich ich ihn ganz wohl kannte, ſagte ich doch: Nein, er iſt es nicht, den kenne ich, es wird von ei-

nem Liebhaber von dir ein Brief ſein, ich will ihn leſen, um die Nichtswürdigkeiten zu ſehen, die ihr euch ſchreibt. Damit öffnete ich den Brief und ſah, daß er folgendermaßen lautete:

Ich habe immer gehofft, Herrin, daß eure Klugheit meiner Furcht an euch zu ſchreiben zu Hülfe kommen würde und daß ihr ohne einen Brief erkennen würdet, wie ich euch liebe: aber eben ſie hat euch gelehrt, euch zu verſtellen und das Uebel war da, wo ich das Mittel wähnte. Verurtheilt ihr jetzt mein Wagniß in eurer bisherigen Art, ſo habe ich keine Stunde mehr zu leben; verfahrt ihr aber in der Weiſe der Liebe, ſo iſt mein Leben mir nicht ſo lieb, wie meine Hoffnung. Ich bitte euch, Herrin, laßt euch meinen Brief nicht verdrießen, klagt mich nicht an, daß ich ihn geſchrieben habe, bis ihr unterſucht habt, ob es in meiner Macht ſtand, ihn nicht zu ſchreiben und betrachtet mich als euer Eigenthum, denn Alles, was aus mir werden kann, liegt in eurer Hand, die ich tauſendmal küſſe.'

Als ich den Brief meines Don Felis las und las, daß er mich mehr liebe als ſich ſelbſt, hatte die Liebe über dieſe unglückliche Seele ſchon ſo viel Gewalt, daß ſie ſich darin feſt ſetzen konnte: ich fing an ihn zu lieben und zu meinem Unglück that ich es, denn es iſt die Urſache aller meiner Leiden geweſen. Sogleich bat ich Roſine wegen der frühern Vorfälle um Verzeihung, da ich ſie für die Zukunft nöthig zu haben glaubte; ich empfahl ihr, das Geheimniß meiner Liebe zu bewahren und las den Brief noch einmal: bei jedem Worte hielt

ich einen Augenblick an, aber es mußte wohl nur ein kurzer Augenblick sein, da ich mich so schnell entschloß; denn mich nicht zu entschließen, stand schon nicht mehr in meiner Hand. Ich nahm Papier und Dinte und antwortete in dieser Weise:

Achte, Don Felis, meine Ehre nicht so gering, daß du ihr mit erdichteten Worten zu schaden denkst. Ich weiß wer du bist, aber ich glaube auch, daß dir das den Muth gegeben hat, dies zu wagen und nicht, wie du sagst, die Gewalt der Liebe. Ist mein Verdacht gegründet, so hilft dir dein Mühen so wenig, wie dein Stand und Rang, wenn du mich zu bewegen hofft, gegen meine Ehre zu handeln. Ich beschwöre dich, bedenke wie selten etwas einen guten Ausgang nimmt, das man mit trügerischem Sinne beginnt und daß es eines Ritters nicht würdig ist, anders zu denken und anders zu sprechen. Du sagst, ich solle dich als mein Eigenthum ansehen: ich bin so übler Laune, daß ich selbst Thaten nicht traue, wie viel weniger deinen Worten. Bei alle dem, weiß ich das, was du mir sagst, zu schätzen: mißtrauisch zu sein ist mir genug, Undankbarkeit will ich nicht hinzufügen.

Diesen Brief schickte ich ihm, was ich nicht hätte thun sollen, denn nun wurde er so kühn, mir seine Gefühle näher zu erklären und fand Veranlassung, um die Erlaubniß zu bitten, mich sprechen zu dürfen, so daß einige Tage mit Bitten und Antworten hingebracht wurden. Der falsche Amor that dabei, was er immer zu thun pflegt und nahm jede Stunde mehr von mir

Unglücklichen Beſitz. Nun fingen die Tänze von Neuem an, die Nachtmuſiken hörten nie auf, Briefe und Zeichen gingen beſtändig herüber und hinüber und ſo verging ein Jahr, nach deſſen Verlauf die Liebe mich ſo eingenommen hatte, daß ich nicht mehr unterlaſſen konnte, jede Gelegenheit aufzuſuchen, ihm meine Gefühle mitzutheilen, was ihm lieber war, als ſein Leben. Nun wollte mein Unglück, daß ſein Vater, als unſre Liebe am Heftigſten war, davon Nachricht bekam und daß man ihm die Sache ſo vergrößerte, daß er ſeinen Sohn, in der Furcht, er möchte ſich mit mir verheirathen, an den Hof der großen Fürſtin Auguſta Cäſarina ſchickte, indem er ſagte, es ſei nicht recht, daß ein junger Ritter von ſo hohem Geſchlecht, ſeine Jugend im Vaterhauſe zubringe, wo er nichts lernen könne, als die Laſter, deren Lehrerin der Müßiggang iſt. Er reiſete ſo traurig ab, daß er im Uebermaaß ſeiner Trauer ſelbſt vergaß, mir von ſeiner Abreiſe Nachricht zu geben, ich aber fiel, als ich es erfuhr, in einen Zuſtand, wie ihn ſich nur der denken kann, der je ſo geliebt hat, wie ich Unglückliche. Das Leben, das ich nun in ſeiner Abweſenheit führte, die Trauer, die Seufzer, die Zähren, die täglich von dieſen leidvollen Augen herabfloſſen, glaube ich gar nicht ſchildern zu können und dies Leiden, das man nicht einmal ausſprechen kann, denkt, wie ich es ertragen konnte! In meinem Unglück und den Qualen, die mich die Abweſenheit des Don Felis empfinden ließ, da mir mein Uebel unheilbar ſchien und ich voraus zu ſehen glaubte, daß er am Hofe, bei der Schön-

heit

heit und dem Range anderer Damen und bei der bitterſten Feindin der Liebe, der Abweſenheit, mich vergeſſen würde, entſchloß ich mich das zu wagen, was noch nie einem Weibe in den Sinn gekommen iſt. Das war, mich als Mann zu kleiden und an den Hof zu gehen, um Den zu ſehen, auf dem meine ganze Hoffnung ruhte und wie ich es dachte, ſo ſetzte ich es ins Werk, denn die Liebe ließ mich nicht mehr überlegen, was ich mir ſelbſt ſchuldig ſei. Ich ſorgte für alles Nöthige und mit Hülfe meiner Freundin, die um alle meine Geheimniſſe wußte und mir die Kleider, die ich verlangte und ein Pferd kaufte, trennte ich mich von meinem Vaterlande und von meinem guten Rufe, den wieder zu erlangen ich nicht hoffen kann. So ging ich gerades Weges an den Hof und auf der Reiſe begegnete mir genug, was angenehm zu hören ſein würde, wenn die Zeit erlaubte, es zu erzählen. Nach zwanzig Tagen kam ich endlich da an, wohin mich meine Wünſche geführt hatten und ſtieg in dem abgelegenſten Hauſe, das ich finden konnte, ab. Der heiße Wunſch, den ich hegte, den Zerſtörer meiner Ruhe zu ſehen, ließ mich an nichts Anderes denken, als wo und wie ich ihn ſehen könnte. Seinetwegen meinen Wirth zu befragen, wagte ich nicht, denn ſo hätte meine Ankunft bekannt werden können. Den ganzen Tag und einen Theil der Nacht brachte ich in dieſer Verwirrung hin: jede Stunde wurde mir zu einem Jahre. Als es etwas über Mitternacht war, klopfte mein Wirth an die Thür meines Zimmers und rief mir, wenn ich eine köſtliche Muſik-

die man auf der Straße gebe, anhören wolle, so solle ich schnell aufstehen und ein Fenster öffnen. Das that ich sogleich und stellte mich in das Fenster. Da hörte ich auf der Straße einen Diener des Don Felis, der Fabio hieß und den ich alsbald an der Sprache erkannte, wie er zu Andern sagte, die mit ihm waren: Jetzt, ihr Herrn, ist die Zeit, wo sich die Dame in dem Corridor über dem Garten befindet, um die Frische der Nacht zu genießen. In dem Augenblick ertönten drei Waldhörner und eine Posaune in solchem Einklange, daß es eine himmlische Musik schien. Es erhob sich eine Stimme, die, wie es schien, so schön sang, als man es sich nur denken kann. Und obgleich ich auf Fabios Stimme achtete und mir in dem Augenblicke tausenderlei in den Sinn kam, was meine Ruhe störte, so mußte ich doch auf den Gesang horchen, denn er war der Art, daß man trotz aller Hindernisse Vergnügen empfinden mußte. Erst wurde eine Romanze gesungen, dann ertönte eine Flöte und eine Harfe und die Stimme meines Don Felis. Das Vergnügen, das ich empfand, als ich ihn hörte, kann sich Niemand vorstellen, denn in dem Augenblicke versetzte ich mich in die glücklichste Zeit unserer Liebe zurück. Aber hernach, als sich meine Einbildungskraft enttäuschte und ich bedachte, daß diese Musik einer Andern gebracht werde, da, weiß Gott, hätte ich lieber sterben mögen, und mit einer Angst, die mir das Leben zu rauben drohte, fragte ich den Wirth, ob er wisse, wem diese Musik gebracht würde. Er antwortete, daß er nicht wissen könne, wem sie gebracht

werde, obgleich in diesem Stadtviertel viel Damen und zwar sehr vornehme, wohnten. Da ich sah, daß er mir auf meine Fragen keinen Bescheid geben konnte, horchte ich wieder auf den Gesang und hörte nicht blos von den Instrumenten die schönsten Symphonien aufführen, sondern vernahm auch den Gesang, der für mich der angenehmste und traurigste war, die Stimme meines Don Felis. Mannigfache Instrumente und die herrlichsten Stimmen, die im Einklang ertönten, machten den Beschluß mit einer solchen Anmuth, daß das lebhafteste Vergnügen Jeden erfüllen mußte, der ihm nicht so unzugänglich war, wie ich. Kurz vor Morgen endigte die Musik: ich mühte mich, meinen Don Felis zu sehen, aber die Dunkelheit der Nacht hinderte mich daran. Da ich sah, daß alle fortgegangen waren, lente ich mich wieder hin und beweinte mein Unglück, das nicht wenig zu beweinen war, da Der, den ich über alles liebte, mich vergessen hatte, wie diese Musik bezeugte. Als es nun Zeit war, aufzustehen, ging ich ohne weitere Rücksicht aus dem Hause und gerade auf den großen Palast der Fürstin zu, wo ich den Wunsch meines Herzens zu erblicken hoffte; sollte mich Jemand danach fragen, so war ich entschlossen, mich Valerio zu nennen. Als ich auf den Platz, der vor dem Palaste ist, gekommen war, betrachtete ich die Fenster und Gänge und gewahrte so viele und so schöne Damen, daß ich mir noch jetzt nichts Schöneres denken kann und damals fast erschrak vor ihrer Schönheit und den Brillanten

und zierlichen Kleidern und Aufſätzen, die ſie trugen. Ueber den Platz kamen viele Ritter in prächtigen Kleidern und auf ſchönen Pferden, von denen ein Jeder nach der Seite ſah, nach welcher ſeine Gedanken gerichtet waren. Gott weiß, ob ich mich ſehnte, dort meinen Don Felis zu ſehen und wie ich wünſchte, daß ſeine Geliebte in dieſem Schloſſe ſein möchte, damit ich wenigſtens geſichert wäre, daß er nie einen andern Lohn von ſeinen Dienſten zu erwarten hätte, als zu ſehen und geſehen zu werden, und dann und wann mit ſeiner Dame zu ſprechen, und immer nur in Gegenwart von mehr als tauſend Augen, die ihm Nichts weiter als das geſtatteten. Mein Geſchick wollte aber, daß ſie ſich in einem Hauſe aufhielt, das mir dieſe Sicherheit nicht gewährte. Da ich an der Thüre des großen Schloſſes ſtand, ſah ich den Fabio, den Diener des Don Felis, den ich ſehr wohl kannte, eiligſt in das Thor hineingehen, mit dem Thürhüter an dem zweiten Thore ſprechen und dann auf demſelben Wege zurückkommen. Ich vermuthete, daß er ſich erkundigt habe, ob Don Felis jetzt wegen eines Geſchäftes (denn ſein Vater hatte ihm mehrere aufgetragen) an den Hof kommen dürfe und daß er alſo ſeinem Diener bald nachfolgen werde. Und wie ich mir die Freude vormalte, die ich bei ſeinem Anblick empfinden würde, da ſah ich ihn ſchon in Begleitung vieler Diener herankommen. Alle waren aufs Reichſte in Livreen von himmelblauem Tuche gekleidet, die Binden waren von gelbem Sammt

und oben mit ſilbernen Schnüren beſetzt, die Federn himmelblau, weiß und gelb. Mein Don Felis ſelbſt trug Schuhe von geſticktem, weißem Sammt, der Saum war ein golddurchwirktes himmelblaues Gewebe; er trug ein Wamms von weißem Tuche, mit geflochtenem Golde geſtickt, einen Rock von Sammt in derſelben Farbe und Stickerei, einen fliegenden Mantel von ſchwarzem Sammt, mit Gold beſetzt und mit geſchorenem himmelblauem Tuche gefüttert; Degen, Dolch und Wehrgehänge waren von Gold, das Barett war überall mit goldenen Sternen beſetzt und in der Mitte eines jeden war eine große Kernperle eingenäht, die Federn waren himmelblau, gelb und weiß, die ganze Kleidung mit vielen Perlenknöpfen überſäet; er ſaß auf einem prächtigen Tigerſchimmel, der mit Himmelblau und Gold und vielen Perlen aufgezäumt war. Wie ich ihn ſo ſah, war ich von dem Anblick ſo betroffen und ſo außer mir vor plötzlicher Freude, daß ich nicht weiß, wie ich es beſchreiben ſollte. Es iſt wahr, ich konnte es nicht unterdrücken, durch Thränen das Gefühl, das ſein Anblick in mir erregte, zu verrathen; aber die Scham vor Denen, die umher ſtanden, gab mir doch Gewalt über mich ſelbſt. Als Don Felis nahe am Palaſte abgeſtiegen und eine Treppe hinaufgegangen war, die zu den Gemächern der großen Fürſtin führte, näherte ich mich ſeinen Dienern, und da ich unter dieſen den Fabio, den ich vorher ſchon geſehen hatte, gewahrte, nahm ich ihn bei Seite und ſagte: Herr, wer iſt der

Ritter, der hier abſtieg? Er ſcheint mir einem, den ich fern von hier geſehen habe, ſehr zu gleichen. Fabio antwortete: Seid ihr ſo neu am Hofe, daß ihr Don Felis nicht kennt? Es iſt ſchwerlich noch ein Ritter da, der ſo bekannt iſt. Das bezweifle ich nicht, ſagte ich, aber ihr werdet wiſſen, wie neu ich am Hofe bin, wenn ich euch ſage, daß ich geſtern zum erſten Male dieſe Stadt betreten habe. Da ſeid ihr nicht zu beſchuldigen, verſetzte Fabio, wiſſet alſo, daß dieſer Ritter Don Felis heißt, Andaluſien iſt ſein Vaterland, der Sitz ſeines Hauſes die alte Soldina, hier am Hofe iſt er in Geſchäften ſeines Vaters. Darauf ſagte ich: Nun bitte ich euch, ſagt mir noch, warum er dieſe Farben trägt. Wüßte nicht Jedermann die Urſache, ſo würde ich ſie verſchweigen, ſprach Fabio, da ſie aber ganz bekannt iſt, und doch Jeder, den ihr nur fragtet, ſie euch ſagen könnte und würde, ſo glaube ich nicht gegen meine Pflicht zu handeln, wenn ich ſie euch nenne. Wiſſet, daß er hier einer Dame dient, die Celia heißt und daß er deßhalb die blaue Farbe des Himmels (cielo) trägt, das Gelb und Weiß aber, weil es die Farben eben dieſer Dame ſind. Ihr könnt denken, wie mich das, was ich hörte, angriff, aber ich verhehlte meinen Kummer und fragte weiter: Wahrhaftig, die Dame iſt ihm viel Dank ſchuldig, daß er ſich nicht begnügt, ihre Farben zu tragen, ſondern auch ihren Namen tragen will; ſie muß wohl ſehr ſchön ſein? Das iſt ſie gewiß, ſprach Fabio, aber eine Andre, der er in unſerm Vater-

lande diente, war doch noch ſchöner und von der wurde er auch mehr begünſtigt als von dieſer. Aber dieſe Betrügerin von Abweſenheit vernichtet alle Dinge, wenn ſie auch nach Menſchenmeinung noch ſo feſt ſtehen. Als ich das vernahm, mußte ich mit Gewalt meine Thränen zurückhalten und mich abwenden, ſonſt hätte Fabio gewiß etwas bemerkt, was mir nicht angenehm geweſen wäre. Nun fragte mich aber der Burſche auch ſogleich, wer ich ſei, wie ich heiße und woher ich gebürtig ſei; worauf ich antwortete, Andaluſien ſei mein Vaterland, Valerio mein Name und bis dahin habe ich noch für mich allein gelebt. Auf die Art, ſagte er, ſind wir ja alle Landsleute, da können wir auch Hausgenoſſen werden, wenn ihr wollt, denn Don Felis, mein Herr, hat mir aufgetragen, ihm einen Diener zu ſuchen. Ueberlegts euch alſo, ob ihr in ſeine Dienſte treten wollt: Eſſen, Trinken, Kleidung und vier Realen täglich zum Verſpielen werden euch nicht fehlen, und Mädchen giebts in unſrer Straße, Mädchen, wie Königinnen, und unter allen wird wahrhaftig keine ſein, die ſich in einen ſo ſchönen Jungen wie ihr, nicht auf der Stelle verliebt. Ich kenne auch eine niedliche Magd bei einem alten Kanonikus, die uns alle beide auf das Beſte mit Kuchen, Braten und St. Martins-Wein verſehen wird, wenn wir ihr nur ein Bißchen die Kur machen. Wie ich das hörte, konnte ich es nicht laſſen ein wenig zu lachen, über dieſe Bedientenſeele, die ſich ſo in aller ihrer Natürlichkeit offenbarte. Es ſchien

mir aber doch, als ob mir nichts gelegener sein könne, als das, was mir Fabio rieth, und so antwortete ich: Es war eigentlich nicht meine Absicht, bei irgend Jemand in Dienst zu gehen; da aber mein Schicksal will, daß ich jetzt gerade nichts zu thun habe, so scheint es mir das Beste zu sein, wenn ich zu euerm Herrn ziehe, der gegen seine Diener gewiß freundlicher und zuthunlicher ist, als Andere. Da wißt ihr noch gar nichts, sagte Fabio, ich versichere euch auf Ritterwort, (denn ich bin einer, mein Vater gehört zu den Cachopinen von Laredo) daß Don Felis vom besten Gemüth ist und daß er seine Diener besser behandelt als irgend Wer; wenn nur diese häßliche Liebe nicht wäre: die läßt uns aber mehr spazieren gehen, als wir wünschen und weniger schlafen als wir nöthig haben; sonst ist Don Felis der beste Herr von der Welt. Kurz, Fabio sprach mit seinem Herrn, als dieser herauskam: der bestellte mich auf den Abend nach seinem Hause, ich ging hin, er nahm mich unter seinen Dienern auf, ließ mir die beste Behandlung von der Welt widerfahren und so war ich einige Tage da, sah wie Botschaften hin- und hergingen und dachte dabei vor Kummer umzukommen und jeden Augenblick die Geduld zu verlieren. Als ein Monat herum war, hatte Don Felis so viel Zutrauen zu mir gewonnen, daß er mir seine Liebe ganz offen entdeckte und mir alles vom Anfange an, bis auf den Punkt, wo er gerade stand, erzählte: er vertraute mir alles, was zwischen ihnen vorgegangen war und sagte mir, daß sie ihn

im Anfange ſehr begünſtigt habe, daß ſie das aber bald müde geworden ſei und ihn jetzt faſt hart behandle. Die Urſache davon ſei, daß ihr Jemand, er wiſſe nicht Wer, von einer Liebſchaft, die er in ſeinem Vaterlande gehabt, erzählt und zu verſtehen gegeben habe, daß er ſich nur in ſie verliebt ſtelle, um ſich die Zeit zu vertreiben, ſo lange er ſeiner Geſchäfte wegen am Hofe ſein müſſe. Und es iſt auch wirklich wahr, ſagte mir Don Felis ſelbſt, daß ich in dem Sinne, wie ſie ſagt, anfing, aber jetzt weiß Gott, ob ich etwas auf der Welt mehr liebe als ſie. Was ich empfand, als ich ihn das ſagen hörte, könnt ihr euch denken. Ich antwortete aber mit aller möglichen Verſtellung: Es wäre beſſer, Herr, wenn die Dame ſich mit Recht beklagte und wenn es ſo wäre, denn wenn die Andere, die ihr vorher liebtet, es nicht um euch verdient hat, daß ihr ſie vergaßt, ſo thut ihr ihr ein ſchweres Unrecht. Don Felis antwortete mir: Die Liebe, die ich zu meiner Celia trage, geſtattet mir nicht, die Sache ſo anzuſehen, im Gegentheil ſcheint es mir, daß ich ihr Unrecht gethan habe, indem ich meine Liebe früher auf einem andern Gegenſtande, als auf ihr ruhen ließ. Wer ſich bei ſolchen Beſchuldigungen, antwortete ich, am ſchlimmſten befindet, weiß ich wohl. Da nahm der Verräther einen Brief aus dem Buſen, den er ſo eben von ſeiner Herrin erhalten hatte, und dachte mir ein großes Feſt zu bereiten, indem er ihn mir vorlas. Der Brief lautete ſo:

Nie habe ich etwas von Eurer Liebe geargwöhnt, was ich nicht nachher als ziemlich wahr befunden hätte, ich muß daher auch ferner meinem Verdachte glauben. Ihr müßt dies ganz allein auf Rechnung Eurer Sorglosigkeit schreiben, denn Ihr hättet mir ja Eure frühere Liebe ableugnen können und nicht meine Verzeihung durch ein Geständniß erkaufen. Ihr sagt, ich sei die Ursache, daß Ihr Eure frühere Liebe vergessen habet: nun tröstet Euch nur, denn sonst möchte sich eine Andre finden, die Euch auch die zweite Liebe vergessen machte. Seid versichert, mein Herr Don Felis, denn ich gebe Euch Hand und Siegel darauf, daß nichts einem Ritter schlechter ansteht, als sich gleich in jede Dame zum Sterben zu verlieben. Mehr sage ich nicht, denn wenn es Uebel ohne Heilmittel giebt, so thut man am Besten sich die Uebel selbst fern zu halten.

Als er den Brief gelesen hatte, sagte er, wie scheinen dir Valerio, diese Worte? Es scheinen mir, erwiederte ich, sich in denselben deine Werke zu spiegeln. Vollende, sagte Don Felis. Herr, sagte ich, ihre Worte müssen mir schon so scheinen, wie sie euch scheinen, denn Worte von Liebenden weiß Niemand so zu beurtheilen, wie sie selbst. Was ich aber von dem Briefe denke, ist, daß diese Dame gern die Erste sein möchte, die das Schicksal so behandelte, daß sie von Keinem beneidet würde. Was räthst du mir nun also? sprach Don Felis. Wenn dein Uebel noch Rath erdulden kann, antwortete ich, so scheint es mir, daß du deine Gedanken

von dieſer zweiten Leidenſchaft abwenden muſt, da du ſie alle der erſten ſchuldig biſt. Don Felis antwortete mir, indem er ſeufzte und mich auf die Schulter ſchlug: O Valerio, was du klug biſt! Welch einen guten Rath giebſt du mir; wenn ich ihm nur folgen könnte! Wir wollen jetzt eſſen und wenn wir damit fertig ſind, ſollſt du einen Brief von mir an Celia bringen; du wirſt dann ſelbſt ſehen, ob ſie nicht verdient, daß man, um an ſie denken zu können, jeden andern Gedanken aufgiebt. Das waren Worte, die Felismenen an die Seele gingen; da ſie aber Den vor Augen hatte, den ſie mehr liebte, als ſich ſelbſt, ſo war ihn anzuſehen, ein Mittel gegen alle Leiden, die ich je empfinden konnte. Als wir gegeſſen hatten, rief mich Don Felis, und nachdem er ſehr herausgehoben hatte, wie viel ich ihm dafür ſchuldig ſei, daß er mir ſein Leiden anvertraut und ſeine Hoffnung in meine Hand gelegt habe, bat er mich einen Brief hinzubringen, den er ſchon geſchrieben hatte und den er mir erſt vorlas; er lautete ſo:

Ich brauche meine Einbildungskraft nicht ſehr anzuſtrengen, um einzuſehen, daß Ihr jede Gelegenheit ſucht, meine Liebe zu vergeſſen. Du hältſt mich nicht ſo viel werth, Herrin, daß es der Mühe lohnte, den Grund, warum Du ſo hart mit mir umgehſt, aufzuſuchen; Du warſt ſelbſt in Kleinigkeiten immer hart gegen mich, ſo wenig gelte ich bei Dir. Ich geſtand Dir, daß ich ſchon geliebt habe, denn wenn die Liebe ächt iſt, duldet ſie kein Geheimniß. Du machſt aber das zur Urſache, mich

zu vergeſſen, was Urſache ſein ſollte, mich zu lieben. Ich kann mir nicht einbilden, daß Du Dich ſo gering achteſt, daß Du in Ernſt glauben ſollteſt, ich könnte für irgend Etwas, das iſt oder geweſen iſt, Dich vergeſſen. Du ſchreibſt aber anders von meiner Treue, als die Erfahrung Dich hätte belehren ſollen. Ueber alles was Du gegen meine Liebe mir ſchreibſt, beruhigt mich meine Geſinnung, die, wenn man ihr auch ſchlecht lohnt, ſich doch nie undankbar zeigen wird.

Als Don Felis mir den Brief an ſeine Dame vorgeleſen hatte, fragte er mich, ob mir die Antwort auf die Worte, die Celia in ihrem Briefe geſchrieben habe, zu paſſen ſchienen, oder ob ich etwas daran zu beſſern wüßte? Darauf antwortete ich: Ich glaube nicht, Herr, daß es nöthig iſt, etwas in dieſem Briefe zu verbeſſern, noch überhaupt in Betreff der Dame, an die er geſandt wird, aber vieles in Betreff jener, welcher dadurch Unrecht geſchieht. Ich ſage das, weil ich der erſten Liebe, die ich in dieſem Leben gehabt habe, ſo zugethan bin, daß nichts in der Welt meine Geſinnung ändern könnte. Du haſt vollkommen Recht, ſagte Don Felis, wenn ich es nur bei mir dahin bringen könnte, etwas Anders zu thun als ich thue; aber was willſt du, wenn die Abweſenheit die eine Liebe erkältet und die andre entzündet hat? Auf die Art, ſagte ich, kann man die, die ihr zuerſt geliebt habt, mit Recht getäuſcht nennen, denn eine Liebe über welche die Abweſenheit Gewalt hat, iſt keine Liebe, und es wird mich auch Niemand überzeugen

können, daß ſie je eine geweſen iſt. Als ich das ſagte, mußte ich die letzte Kraft anwenden, um mich zu verſtellen, denn was ich fühlte, als ich ſah, daß Der mich ſo ganz vergeſſen habe, auf deſſen Liebe ich ſo viele Anſprüche hatte und den ich ſelbſt mehr als mein Leben liebte, Niemand wird es begreifen und Keiner einſehen, woher ich die Kraft nahm, mich zu verſtellen. Ich nahm den Brief und nachdem ich angehört hatte, was ich thun ſollte, ging ich nach dem Hauſe der Sennora Celia, indem ich über die traurige Lage nachdachte, in die mich meine Liebe gebracht hatte: ich war gezwungen, ſelbſt gegen mich ſelbſt Krieg zu führen: ich war die Vermittlerin einer Sache, die meiner eigenen Ruhe geradezu entgegen war.

Da ich bei dem Hauſe Celias angelangt unten an der Thür einen Diener fand, ſo fragte ich ihn, ob ich ſeine Herrin ſprechen könne. Der Burſche fragte mich, wem ich angehöre und meldete es Celia, wobei er zugleich meine Schönheit und meinen Anſtand lobte und ſagte, daß Don Felis mich erſt ſeit kurzer Zeit habe. Sennora Celia ſagte: Wenn er einem Menſchen, den er erſt eben bekommen hat, ſeine Gedanken ſogleich entdeckt, ſo muß er doch eine bedeutende Veranlaſſung dazu haben. Sage ihm, daß er hinein kommt, wir wollen hören, was er will. Ich trat ſogleich zur Feindin meines Glückes hinein, küßte ihr mit der geziemenden Ehrerbietung die Hände und legte den Brief des Don Felis in dieſelben. Sennora Celia nahm ihn und wendete die

Augen in ſolcher Art auf mich, daß ich deutlich ſah, wie ſehr ſie von meinem Anblick ergriffen ſei, denn ſie war ſo außer Faſſung, daß ſie mir gar kein Wort erwiedern konnte. Dann als ſie wieder ein wenig zu ſich kam, ſagte ſie: Was hat dich an dieſen Hof gebracht, daß Don Felis das Glück haben ſollte, dich zum Diener zu haben. Herrin, erwiederte ich, was mich an dieſen Hof gebracht hat, iſt viel glücklicher für mich geweſen, als ich gedacht habe, denn es hat mir Veranlaſſung gegeben, ſo große Vollkommenheit und Schönheit, wie die, die ich vor Augen habe, zu ſehen und wenn mich vorher die Leiden, Seufzer und die beſtändige Unruhe des Don Felis ſchmerzte, ſo hat ſich jetzt, da ich den Grund ſeines Uebels geſehen habe, mein Mitleid in Neid verkehrt. Wenn es aber wahr iſt, ſchöne Sennora, daß mein Kommen dir angenehm iſt, ſo beſchwöre ich dich bei dem, was du ſeiner großen Liebe ſchuldig biſt, laß deine Antwort es eben ſo für ihn ſein. Es giebt nichts, antwortete mir Celia, was ich um deinetwillen nicht thäte, obgleich ich feſt entſchloſſen war, Dem nicht wohl zu wollen, der eine Andere für mich verlaſſen hat. Denn die größte Klugheit beſteht darin, daß man an Dem, was andern begegnet, lernt, wovor man ſich ſelbſt zu hüten hat. Da ſagte ich: Glaube nicht, Herrin, daß es auf dieſer Welt etwas gebe, wofür Don Felis dich vergeſſen könnte; und wenn er eine andere Dame deinetwegen vergeſſen hat, ſo wundre dich darüber nicht, denn deine Schönheit und Klugheit iſt

ſo groß und die der andern Dame ſo gering, daß du keineswegs den Schluß machen darfſt, wie er Die für dich, ſo werde er dich für eine andre vergeſſen. Wie, ſagte Celia, haſt du denn Felismene gekannt, die Dame, der Don Felis in ſeinem Vaterlande diente? Wohl habe ich ſie gekannt, erwiederte ich, aber freilich nicht gut genug, um ſie vor ſo viel Unglück zu bewahren! ſie wohnte ganz nahe an meines Vaters Hauſe; wenn man aber deine große Schönheit, die von ſo viel Anmuth und Klugheit begleitet iſt, geſehen hat, ſo darf man Don Felis nicht anklagen, daß er ſeine erſte Liebe vergeſſen hat. Darauf antwortete mir Celia heiter und lächelnd: Du haſt ſchnell von deinem Herrn das Schmeicheln gelernt. Um dir angenehm zu ſein, wollte ich es wohl lernen, ſagte ich, wo man aber ſo viel Veranlaſſung zum Lobe findet, da kann von Schmeichelei nicht die Rede ſein. Sennora Celia wollte aber nun ausführlich wiſſen, was für eine Dame Felismene ſei, worauf ich ſagte: Was ihre Schönheit anbetrifft, ſo halten ſie Einige für ſehr ſchön, mir ſchien ſie aber nie ſo, denn was man am Meiſten bedarf um ſchön zu ſein, das fehlt ihr ſchon ſeit langer Zeit. Und was iſt das? fragte Celia. Die Zufriedenheit, ſagte ich, denn man wird nie vollkommene Schönheit antreffen, wo die fehlt. Du haſt ganz Recht, ſagte ſie, aber ich habe Damen geſehen, denen traurig ſein und Verdruß haben ſo wohl anſtand, daß es höchſt merkwürdig war, wie Traurigkeit und Verdruß ſie viel ſchöner machten, als ſie wirk-

lich waren. Ich erwiederte: Das iſt eine unglückliche Schönheit, die Traurigkeit und Verdruß nöthig hat, um ſchön zu werden; ich verſtehe mich ſehr wenig auf dieſe Sachen, aber die Dame, die künſtliche Mittel, Stimmung und Leidenſchaften nöthig hat, um gut auszuſehen, die kann ich nicht für ſchön halten, oder wenigſtens mag ich ſie nicht mit Denen, die es ohne das ſind, in einen Rang ſetzen. Du haſt ganz Recht, ſagte Sennora Celia, und es wird ſchwerlich was geben, worin du nicht Recht hätteſt, ſo klug biſt du. Dieſe Klugheit kommt mir auch theuer genug zu ſtehen, ſagte ich. Ich bitte dich, Sennora, antworte auf den Brief, damit auch Don Felis klug geweſen zu ſein ſcheine, als er mir dieſe Beſtellung anvertraute. Gut, ich will, antwortete ſie, aber zuvörderſt ſage mir, wie es mit Felismenen in Hinſicht der Klugheit ſteht, iſt ſie damit verſehen? Ich antwortete: Eigentlich müßte ſie mehr damit verſehen ſein, als jede andre Frau, denn ſchon ſeit langer Zeit empfängt ſie von ihrem großen Unglück Lehren; aber ſie läßt ſich nicht belehren, ſonſt würde ſie nicht ſo gegen ſich ſelbſt gehandelt haben. Du ſprichſt ſo verſtändig über alle Dinge, ſagte Celia, daß ich nicht wüßte, was ich lieber thäte, als dir zuhören. Doch kann das, was ich ſage, Sennora, verſetzte ich, keine Speiſe für einen ſo feinen Verſtand wie der Deinige ſein; dieſes eine ſehe ich wenigſtens vollkommen ein. Es wird nichts geben, was du nicht eben ſo gut einſiehſt, ſagte Celia; damit du aber deine Zeit nicht eben

ſo unnütz hinbringſt um mich zu loben, wie dein Herr die ſeinige um mir zu dienen, ſo will ich den Brief leſen und dir ſodann ſagen, was du antworten ſollſt. Sie entfaltete ihn und las ihn für ſich, wobei ich, während ſie las, aufmerkſam auf die Veränderungen ihres Geſichtes Acht gab, denn dieſe zeigen meiſtentheils was die Seele fühlt. Als ſie zu Ende geleſen hatte, ſagte ſie zu mir: Sage deinem Herrn: Wer, was er fühlt, ſo ſchön zu ſagen weiß, der fühlt nicht ſehr, was er ſagt. Dann näherte ſie ſich mir und ſagte leiſer: Und dieſe Antwort nur deinethalben, Valerio; für Don Felis fühle ich nicht ſo viel, daß ich ſie ihm ſchuldig zu ſein glaubte: du ſollſt nur ſehen, daß du ihm eine Gunſt verſchaffen kannſt. Daher rührt mein ganzes Uebel, ſagte ich bei mir, und küßte ihr die Hände für die Gnade, die ſie mir widerfahren ließ. Dann ging ich mit der Antwort zu Don Felis, der ſich nicht wenig darüber freute. Das war für mich der Tod und oft ſagte ich bei mir, wenn ich Beſtellungen zu bringen hatte: O du unglückliche Felismene, wie kämpfſt du gegen dich ſelbſt mit deinen eigenen Waffen! Wie müheſt du dich, Dem Gunſtbezeugungen zu verſchaffen, der ſich aus den deinigen ſo wenig machte! In ſolchen Qualen brachte ich mein Leben hin, daß, hätte mich nicht der Anblick meines Don Felis wieder aufgerichtet, ich es ohne Zweifel bald verloren hätte. Zwei Monate verhehlte mir Celia, wie ſie mich liebe, obgleich nicht ſo, daß ich es nicht bemerkt hätte; das gab mir nicht we-

nig Troſt bei dem Unglücke, daß mich ſo heftig verfolgte, denn es ſchien mir ſichere Gewähr zu ſein, daß Don Felis nicht geliebt werden würde, und ich hoffte, daß es ihm wie Vielen geben könnte, die, wenn ſie ſich beſtändig verachtet ſehen, endlich von ihrer Liebe ablaſſen. Mit Don Felis war es aber nicht ſo, denn jemehr er einſah, daß ſeine Dame ihn nicht liebe, um ſo größere Qual bedrückte ſeine Seele. Auf ſolche Art lebte er das traurigſte Leben, das man ſich nur denken kann, wodurch ich mich aber nicht im Mindeſten gebeſſert fühlte. Um ihm in Etwas zu helfen, nahm ich unglückliche Felismene oft mit Gewalt Gunſtzeichen von Senora Celia, die ſie mir dann allein zudachte und als mir gegeben anſah. Schickte er vielleicht einen Andern ſeiner Diener als mich, ſo wurde der ſo übel aufgenommen, daß er bald beſchloß nur mich zu ſchicken; denn die wahre Urſache davon ſah er nicht ein, und Gott weiß, wie viel Thränen mir dieſe Aufträge koſteten, wie viele ich vor Celia vergeß und wie oft ich ſie beſchwor, ſie ſolle Den nicht ſo ſchlecht behandeln, der ſie ſo ſehr liebe. Was ich zu dieſer Zeit für Don Felis that, hätte ihn ſchon allein verpflichten ſollen, mich mehr zu lieben, als je ein Mann ein Weib geliebt hat. Celia ſahen meine Thränen an die Seele, ſowohl weil ich nie vergeß, als weil ſie ſah, wenn ich ſie liebte, würde ich nicht, was ſie nur mir ſchuldig zu ſein glaubte, mit ſolchem Eifer für einen Andern erbitten; das ſagte ſie mir auch viele Male mit einer ſolchen Angſt, daß ich

dachte, das Leben würde sie augenblicklich verlassen. Ich befand mich in der größten Verwirrung von der Welt, denn ich sah wohl ein, daß wenn ich mich nicht stellte, als wenn ich Celia liebe wie mich selbst, ich befürchten müsse, daß sie Don Felis Liebe begünstige, und wenn sie das thäte, es um meine Hoffnungen gänzlich geschehen wäre; stellte ich mich aber als ob ich sie liebe, so war ich Ursache, daß sie meinen Don Felis gänzlich außer Acht ließ; darüber wäre Der aber höchst unglücklich geworden und hätte mit der letzten Hoffnung am Ende das Leben verloren; da ich doch um ihm die mindeste Unruhe zu ersparen gern tausendmal das meine hingegeben hätte. So gingen viele Tage hin, daß ich auf Unkosten meiner Ruhe ihnen als Unterhändlerin diente, und am Ende stand es mit ihrer Liebe ganz schlecht, wenn es vorher nicht gut damit gestanden hatte, denn Celia liebte mich so, daß sie oft darüber vergaß, was sie sich selbst schuldig sei. Eines Tages, als ich schon viele Bestellungen hin- und hergebracht und selbst einige erdichtet hatte, um Den nicht traurig zu sehen, den ich über alles liebte, bat ich Semora Celia mit aller möglichen Innigkeit, sie möge sich doch eines so traurigen Lebens, wie Don Felis es ihrethalben führe, erbarmen, sie möge berücksichtigen, daß sie gegen ihre eigne Ehre handle, wenn sie sich fortwährend hart gegen ihn zeige, ja daß sie nichts Anderes erwarten dürfe, als daß der Ritter am Ende vor Kummer sterbe. Da antwortete sie mir mit Thränen in den Augen und

mit vielen Seufzern: O ich Unglückliche, muß ich endlich einsehen, Valerio, wie sehr ich mich in dir getäuscht habe! Bis jetzt glaubte ich, du bätest nur um Gunstbezeugungen für deinen Herrn um meine Gegenwart zu genießen, so lange du die Zeit mit diesen Bitten verschwendetest. Jetzt sehe ich aber ein, daß deine Bitten Ernst waren, und daß du mich gar nicht liebst, da es dir Freude machen würde, wenn ich ihn besser behandelte. O wie schlecht lohnst du mir dafür, daß ich dich liebe und daß ich deinetwegen einen Andern mehr liebe! Wolle Gott, daß die Zeit mir an dir Gerechtigkeit verschaffe, da die Liebe es nicht vermag. Ich kann unmöglich denken, daß das Glück mir so entgegen sein soll, daß es dich nicht dafür strafe, das Deinige so verkannt zu haben. Sage deinem Herrn Don Felis, wenn er mich lebend sehen wolle, möge er meinen Anblick vermeiden, du aber, Verräther, und Feind meiner Ruhe, erscheine nicht mehr vor meinen Augen, denn in ihren Thränen hast du nicht einmal gelesen, wie sehr ich dich liebe. Damit ging sie fort, so in Thränen, daß die meinigen sie nicht zu halten vermochten. Schnell sprang sie in ein anderes Zimmer und verriegelte hinter sich die Thür; und nichts half mein Rufen, obgleich ich sie mit den liebevollsten Worten bat, sie solle mir öffnen, und dann jede Genugthuung, die sie nur wolle, von mir und meiner Liebe fordern; obgleich ich ihr noch viele andre Sachen sagte, um sie zu überzeugen, daß sie an meiner Neigung nicht zweifeln dürfe, damit sie mir

nur öffnen ſollte. Sie ſagte mir aber von innen mit der heftigſten Wuth: Undankbarer, abſcheulicher Valerio, ſo lange meine Augen noch das Licht erblicken, ſollſt du mich nicht ſehen und nicht ſprechen: für eine ſolche Schändlichkeit, wie du an mir begangen haſt, giebt es gar keine Genugthuung und gegen das Uebel, das du mir angethan haſt, will ich kein Mittel, als den Tod; den will ich mir auch mit meinen eigenen Händen zufügen um mich an dir zu rächen. Da ich das hörte, ging ich mit einer Traurigkeit, die ich nicht zu verbergen vermochte, zum Hauſe meines Don Felis zurück und ſagte ihm kurz, daß ich ſie nicht hätte ſprechen können, weil ſie gerade Beſuch gehabt habe. Den andern Tag aber, des Morgens früh, erfuhren wir und erfuhr die ganze Stadt, daß eine Ohnmacht ſie befallen habe und daß ſie darin geſtorben ſei, was am ganzen Hofe ein ungemeines Erſchrecken verurſachte. Was Don Felis fühlte und wie ihm ihr Tod an die Seele ging, kann man nicht ſagen und kein Menſch kann es nachfühlen; denn ſeine Ausrufungen, ſeine Klagen, ſeine Thränen und ſeine brennenden Seufzer waren ohne Zahl. Von mir ſage ich nichts, denn von der einen Seite ging mir Celias unglücklicher Tod an die Seele und von der andern brach mir Don Felis Kummer das Herz.

Das war aber noch nichts gegen das, was ich noch fühlen ſollte, denn wie Don Felis ihren Tod erfahren hatte, verſchwand er dieſelbe Nacht aus ſeinem Hauſe,

ohne daß einer seiner Diener, oder sonst Jemand von ihm gewußt hätte. Ihr seht nun wohl, was ich fühlen mußte: wollte Gott, der Tod wäre mir beschieden und meine Leiden hätten ein Ende, denn das Schicksal selbst muß müde sein, mir neue aufzubürden. Da mir alle meine Anstrengungen, von Don Felis etwas zu erfahren, nichts halfen, beschloß ich die Tracht einer Schäferin anzulegen, in der ihr mich jetzt seht und so irre ich schon über zwei Jahre um ihn zu suchen umher; noch hat mein Geschick mich aber verhindert, ihn zu finden."

So weit erzählte die schöne Felismene dreien Nymphen der Diana, welche sie so eben durch ihren Muth der Gewaltthätigkeit dreier Wilden entrissen und, so ihre Tapferkeit, die Gabe Minervens, bewährt hatte. Die Nymphen, welche sich von Dankbarkeit und Mitleid für die unglückliche Felismene ergriffen fühlten, gingen mit ihr zum Tempel der Diana, wo die weise Felicia, ihre Gebieterin, sich aufhielt und allen Liebenden in der Nähe und Ferne, wenn sie ihre Hülfe suchten, Rath und Trost gewährte. Felismene wurde von ihr auf das Liebevollste empfangen und erhielt die Versicherung, daß ihre Leiden bald enden würden; zugleich wurde ihr aber auferlegt, von Land zu Land zu schweifen, bis sie den ungetreuen Don Felis gefunden habe. So zog sie mehrere Jahre in Schäferkleidern umher, erlebte die seltsamsten Begebenheiten, die in Montemayors sieben Büchern von der liebenden Diana erzählt sind, und verbreitete überall

Freude und Glück, ohne ſie ſelbſt finden zu können. Eines Tages, als ſie an der Grenze von Portugal einen Hirten mit ſeiner Hirtin zu verſöhnen ſuchte, vernahm man plötzlich in der Nähe einen Lärm wie von Kämpfenden; ſie eilte hinzu und ſah auf einer Halbinſel, die der Fluß durch eine Wendung bildete, drei Ritter mit einem einzigen kämpfen. Obwohl dieſer ſich kräftig vertheidigte und ſich ſtark und muthig zeigte, ſo machten ihm doch die drei Gegner ſo viel zu ſchaffen, daß er ſchon ſeine letzte Kraft zuſammen nehmen mußte. Der Kampf geſchah zu Fuß und die Pferde waren an einige kleine Bäume in der Nähe angebunden. Der Ritter, der allein war, hatte mit einem tödtlichen Schwerdtſchlage ſchon einen der Dreie auf den Boden hingeſtreckt, aber die andern, die ſehr kräftig waren, ſetzten ihm ſo zu, daß er nur noch den Tod erwarten durfte. Felismene, welche die Gefahr des Ritters ſah und daß er das Leben verlieren müſſe, wenn er nicht Hülfe bekomme, entſchloß ſich ſogleich, das ihre auf das Spiel zu ſetzen um ihrer Pflicht zu genügen. Indem ſie einen ſcharfen Pfeil auf den Bogen legte, ſprach ſie zu dem Einen von ihnen: Seht euch vor, Ritter, denn Leute, die dieſen Namen führen wollen, dürfen ſich nicht eines ſo offenbaren Vortheils über ihre Feinde bedienen. Nun zielte ſie hin, wo unter dem Helm das Geſicht unverdeckt iſt und ſchnellte den Pfeil mit ſolcher Kraft ab, daß er zwiſchen den Augen hineinging und am Hinterkopfe wieder zum Vorſchein kam, ſo daß der Getroffene todt zur Erde

fiel. Als der Ritter noch Einen seiner Gegner getödtet sah, griff er den Dritten mit solcher Macht an, als wenn der Kampf erst beginnen solle, aber Felismene erspartе ihm die Mühe, indem sie einen zweiten Pfeil auf ihren Bogen legte, der, da der Ritter nicht vollständig gerüstet war, unter der linken Brust eindrang und ihn zwang den Weg seiner Gefährten zu gehen. Als die Hirten sahen, was Felismene gethan, und der Ritter betrachtete, wie sie mit zwei Pfeilen zwei kraftvolle Ritter getödtet hatte, waren Alle auf das Höchste erstaunt. Der Ritter nahm seinen Helm ab, näherte sich ihr und sprach: Schöne Hirtin, womit kann ich euch für den Dienst lohnen, den ich heute von euch empfangen habe: ich erkenne so wohl, was ich euch schuldig bin, daß ich es nie wieder aus dem Gedächtnisse verlieren werde. Als Felismene das Gesicht des Ritters sah und ihn erkannte, erschrak sie so, daß sie vor Verwirrung nicht sprechen konnte, aber sie faßte sich doch und sprach zu ihm: Ach Don Felis, dies ist nicht die erste Schuld, in der du bei mir stehst. Ich glaube nicht, daß du sie so wohl erkennst, wie du sagst, denn andere viel größere hast du verkannt. Siehe, wohin mich mein Schicksal und deine Treulosigkeit gebracht hat, daß ich, die gewohnt war, von dir in der Stadt mit Tänzen und Turnieren bedient zu werden und mit andern Dingen, womit du mich täuschtest oder vielmehr womit ich mich täuschen ließ, daß ich jetzt umherirre, vertrieben von meinem Vaterlande und von meiner Freiheit, weil du,

Geliebter, dich der deinigen bedient hat. Bringt dich das nicht dahin, daß du erkennst, was du mir schuldig bist, so erinnere dich, daß ich am Hofe der Prinzessin dir ein Jahr als Edelknabe gedient habe, daß ich ohne je meine Leiden zu entdecken, für dich gegen mich selbst als Vermittler gehandelt habe, um nur deine Leiden zu lindern. O wie oft habe ich dir unter den bittersten Thränen von Celia, deiner Herrin, Gunstbezeugungen verschafft. Was spreche ich von Thränen, wie gern hätte ich, wenn sie nicht hingereicht hätten, mein Leben gegeben um dir die Leiden zu lindern, die deine Liebe dir verursachte. Wenn meine unendliche Liebe dich nicht geheilt hat, so betrachte, was sie mich hat thun lassen. Ich habe mein Vaterland verlassen, ich habe dir gedient, um deine Schmerzen mit zu tragen und noch eigne zu empfinden; um dir Trost zu bereiten, achtete ich es für nichts, das traurigste Leben zu leben, das noch Jemand gelebt hat. Im Damengewande habe ich dich geliebt, wie noch nie geliebt wurde, in Knabenkleidern habe ich dir gedient in der für mich feindlichsten Sache, die sich erdenken läßt und jetzt in Hirtentracht habe ich dir diesen kleinen Dienst erweisen können. Jetzt bleibt mir nichts übrig als mein Leben deiner Treulosigkeit, wenn du es verlangst, aufzuopfern, denn du weißt nicht, wie ich dich geliebt habe und noch liebe; du hältst das Schwerd in der Hand, wolle nicht daß ein Anderer an mir räche, was ich an dir verdient habe. Als der Ritter die Worte Felismenens vernahm und

erkannte, daß sich Alles so verhalten habe, da sah er, daß er ihr fürchterliches Unrecht gethan und die Sinne vergingen ihm. Bei dem vielen Blute, das aus seinen Wunden floß, fiel er plötzlich ohnmächtig zu den Füßen der schönen Felismene nieder, wie ein Todter. Die nahm mit dem größten Kummer, den man sich denken kann, sein Haupt in ihren Schooß und sprach unter vielen Thränen, die auf sein Gesicht hinabflossen: Was ist das für ein Mißgeschick! soll mein Leben zugleich mit dem meines Don Felis enden! Ach Don Felis, du Ursache alles meines Unglücks, wenn die vielen Thränen, die ich deinetwegen vergossen habe und die jetzt auf dein Gesicht herabfließen, nicht hinreichen, um dich zum Leben zu erwecken, welches Mittel bleibt mir Unglücklichen dann übrig, daß die Freude des Wiedersehens sich nicht in Verzweiflung verkehre? Ach mein Don Felis, erwache, wenn es Schlaf ist, der dich umfangen hält; doch ich darf mich nicht wundern, wenn du es nicht thust, denn meinethalben hast du ihn nie entbehrt. So klagte die schöne Felismene; als sie über die Steine, die zu der Insel führten, eine schöne Nymphe, mit einem goldenen und einem silbernen Gefäße in den Händen, kommen sahen. Felismene erkannte sie sogleich für eine von jenen Dreien, welche sie gerettet hatte und sagte: Ach Dorida, wer hätte zu solcher Zeit dieser Unglücklichen wohl zu Hülfe kommen sollen, als du. Komm hierher, schöne Nymphe, und du sollst die Ursache aller meiner Leiden im schrecklichsten Zu-

ſtand erblicken. Dorida antwortete ihr: Zu ſolcher Zeit muß man Muth haben; ermatte nicht, ſchöne Felismene, denn das Ende der Leiden iſt gekommen und mit ihm der Anfang deines Glücks. So ſagte ſie und ſprengte ihm ein wohlriechendes Waſſer, das ſie in dem ſilbernen Gefäße trug, in das Geſicht, worauf er vollkommen wieder zu ſich kam. Ritter, ſprach ſie dann, wenn ihr euer Leben erhalten und es Der widmen wollt, die das ihre euretwegen ſo unglücklich verlebt hat, ſo trinkt von dem Waſſer dieſes Gefäßes. Don Felis nahm das goldne Gefäß in ſeine Hände und trank den größten Theil des Waſſers, das darin war. Nachdem er ſich nun ein wenig erholt hatte, fühlte er ſich ſo geheilt von allen Wunden, die ihm die drei Ritter beigebracht und die Liebe für die ſchöne Celia geſchlagen, daß er von der Pein, die ihm jede einzeln verurſacht hatte, nichts mehr fühlte. Aber die Liebe zu Felismene erneuerte ſich, daß ſie zu keiner Zeit ſo lebendig geweſen zu ſein ſchien, wie damals. Er ſetzte ſich in das grüne Laub nieder, ergriff die Hände ſeiner Schäferin, küßte ſie viele Male und ſprach: Ach Felismene, wie wenig zählte ich von meiner Schuld, wenn ich mein Leben für dich hingäbe, denn das iſt ſchon ganz dein. Mit welchen Augen ſoll ich deine Schönheit anſehen, ich habe ſie nach einer Andern gewendet, da mir der Sinn fehlte, dieſe zu erkennen! Welche Worte reichten hin zu entſchuldigen, was ich an dir begangen habe! Ich Unglücklicher, wenn du nicht gütig geſinnt biſt, wird

keine Buße für solches Vergehen groß genug sein und kein Grund hinreichen, den zu vernichten, den du haßt, mich zu vergessen! Es ist wahr, daß ich Celia geliebt habe, aber nicht so, daß mein Gedächtniß nicht das Andenken an deine Tugend und an deine Schönheit bewahrt hätte. Meine Schuld ist ganz allein mir selbst beizumessen und ich kann nichts finden, dem ich einen Theil davon aufbürden könnte: nicht dem jugendlichen Alter, in dem ich mich damals befand, denn da ich alt genug war, dich zu lieben, so durfte mir die Treue, die ich dir schuldig war, nicht fehlen; nicht der Schönheit Celias, denn es ist offenbar, wie du vor ihr und allen andern Damen hervorleuchtest; nicht der Veränderung der Zeiten und Umstände, denn die hätte der Probirstein sein müssen, woran meine Treue ihren Werth bewiesen hätte; auch nicht der Verrätherin, der Abwesenheit, denn der Wunsch dich zu sehen hätte dein Bild mir immer gegenwärtig erhalten sollen. Siehe Felismene, wie ich von deiner Güte und Sanftmuth überzeugt bin, daß ich alle Ursachen, die du haben kannst, mir nicht zu verzeihen, dir so vor Augen zu legen wage. Was soll ich aber thun, daß du mir verzeihest und daß ich glauben kann, du seist auch befriedigt, wenn du mir verziehen hast? Eins schmerzt mich mehr, als alle Qual, die es in der Welt giebt: wenn die Liebe, die du zu mir gehegt hast und noch hegst, dich auch bewegt meine Irrthümer zu verzeihen, werde ich je die Augen erheben können, um dich anzusehen, ohne daß der Kum-

mer, den ich dir bereitet habe, mir an die Seele gehe? Felismene, die Don Felis so reuevoll und so ganz zu seiner ersten Gesinnung zurückgebracht sah, sagte ihm unter vielen Thränen, daß sie ihm verzeihe und daß die Liebe, die sie immer für ihn gehegt habe, ihr nichts Anderes gestatte: wenn sie ihm nicht hätte verzeihen wollen, würde sie sich seinethalben nicht solchen Mühseligkeiten ausgesetzt haben und Anderes, wodurch Don Felis vollkommen in seiner ersten Liebe bestärkt wurde. Die schöne Nymphe Dorida näherte sich dem Ritter und nachdem sie viele Wörte und Danksagungen gewechselt hatten, lud sie ihn im Namen der weisen Felicia ein, mit ihr und Felismene zum Tempel der Diana zu kommen, wo man sie sehnlichst erwarte. Don Felis willigte ein, sie bestiegen die Pferde der getödteten Ritter, die, um Don Felis das Seine zu nehmen, ihn in solche Noth gebracht hatten, und traten ihre Reise an. Felismene, die überglücklich war, erzählte Don Felis Alles, was seit sie sich nicht gesehen hatten, vorgegangen war, worüber er auf das Höchste erstaunte. Aber am Meisten verwunderte sich Don Felis, als er erfuhr, daß seine Herrin Felismene ihm als Knabe gedient, und daß er in der Zerstreuung seiner Gedanken sie nicht erkannt habe; seine Freude darüber, daß er sich so geliebt sah, war von der andern Seite so groß, daß er sie nicht verbergen konnte. Nachdem sie einige Tagereisen zurück gelegt hatten, kamen sie beim Tempel der Diana an, wo die weise Felicia sie erwartete. Sie wurden

mit der größten Freude empfangen, vorzüglich die schöne Felismene, die Alle wegen ihrer Güte und Schönheit auf das Höchste schätzten. Dort wurden Alle, die sich liebten, unter großer Freude und vielen Festlichkeiten der Nymphen von der weisen Felicia vermählt.

XIII.

zu

Was ihr wollt.

Die Zwillingsgeſchwiſter.

Nach Bandello.

Als im Jahre 1527 die Stadt Rom durch die vereinigten Streitkräfte der Deutſchen und Spanier erobert und geplündert wurde, gerieth unter andern auch Ambrogio Nanni, ein eben ſo begüterter als rechtlicher Kaufherr aus Eſi, in die Gewalt der Kaiſerlichen. Dieſer beſaß von ſeiner verſtorbenen Gattin zwei Zwillingskinder, einen Knaben und ein Mädchen, welche von unglaublicher Schönheit und ſich ſo ähnlich waren, daß es ſchwer hielt, ſie zu unterſcheiden, wenn ſie beide in männliche oder weibliche Tracht gekleidet wurden, ja, der Vater ſelbſt, welcher ſich zuweilen das Vergnügen machte, ſie bald ſo, bald anders kleiden zu laſſen, verwechſelte ſie alsdann mit einander. Zur Zeit der gedachten Eroberung Roms waren ſie wenig über funfzehn Jahre alt; doch hatten ſie beide eine vortreffliche Erziehung genoſſen. Der Knabe, welcher Paolo hieß, ward von einem Deutſchen gefangen genommen, der

seiner Tapferkeit wegen bei seiner Nation in großem Ansehen stand. Er besaß noch andere Gefangene von bedeutendem Range, welche ihm ein beträchtliches Lösegeld eintrugen; überdies hatte er Gold, Silber, manchen köstlichen Edelstein von hohem Werthe und viele reiche Kleider erbeutet, womit er Rom verließ und sich nach Neapel begab, wohin er Paolo mit sich führte, den er wie seinen leiblichen Sohn behandelte. Dort machte er den größten Theil seiner erbeuteten Schätze zu baarem Gelde, und vertraute die Schlüssel zu demselben seinem jungen Gefangenen. Die Tochter, Nicuola geheißen, gerieth in die Hände zweier spanischen Soldaten und hatte das Glück eine schonende Behandlung zu finden, da sie sich als die Tochter eines reichen Mannes zu erkennen gab, von welchem die beiden Gefährten ein reiches Lösegeld erwarteten.

Durch die Gunst einiger neapolitanischen Freunde, welche in dem spanischen Heere dienten, gelang es dem Ambrosio, der Gefangenschaft zu entgehen und fand dann Mittel, sein Geld und Silberzeug zu retten, welches er in einem Stalle vergraben hatte: alles Uebrige aber, was in seinem Hause gewesen, war geraubt. Als er sich darauf nach seinen Kindern umsah, fand er Nicuola und kaufte sie für fünfhundert Dukaten frei; von Paolo jedoch konnte er, aller Mühe, die er sich gab, ungeachtet, keine Spur auftreiben, worüber er sich unendlich betrübte; denn der Verlust seines Sohnes verursachte ihm ungleich größern Kummer, als Alles, was er sonst eingebüßt hatte, so groß der Schaden auch sein

mochte. Als er Alles, was in seinen Kräften stand, aufgeboten, um den Sohn wiederzufinden und von keiner Seite eine Nachricht oder Botschaft von ihm einlaufen sah, hielt er seinen Tod für gewiß, und mochte nicht länger in Rom verweilen, wo ihn Alles an den Vermißten erinnerte. Er kehrte also nach seiner Vaterstadt Eß zurück, wo er sein Haus in Ordnung brachte, und mit dem Wenigen, was er noch besaß, zufrieden, sich der Kaufmannschaft völlig begab.

In dieser Stadt lebte dazumal ein reicher Bürger Namens Gerardo Lanzetti, ein vertrauter Freund Ambrogios. Da dessen Gattin ohnlängst verstorben war, so ließ er sich durch die Reize Nicuolas so heftig entflammen, daß er weder ihre Jugend noch sein Alter bedachte und bei Ambrogio um sie anhielt, indem er sich bereit erklärte, sie ohne Heirathsgut heimzuführen. Ambrogio hielt es nicht für rathsam, sie einem Manne zu vermählen, der den Sechzigen näher als den Funfzigen stand; indessen sagte er weder Nein noch Ja dazu, weil er immer hoffte, seinen Sohn wieder zu finden, und nicht gesonnen war Nicuola zu vermählen, ehe er von Paolo Nachricht erhalten.

Der Ruf von Nicuolas Schönheit hatte sich durch ganz Eß verbreitet und ihre Reize waren daselbst der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Wenn sie sich auf den Straßen zeigte, blieb Alles stehen und deutete mit den Fingern nach ihr, und die Blüthe der Jugend Eßs ging täglich vor ihren Fenstern vorüber, um nur einen Blick der Schönen zu erhaschen. So geschah es,

daß Lattantio Pulcini, ein Jüngling von kaum ein und zwanzig Jahren, der durch den Tod seiner Aeltern Herr eines großen Vermögens geworden war, das Mädchen erblickte und sie ihn, beide aber in gleichen Flammen für einander erglühten. Lattantio hatte von Stund an keinen andern Gedanken mehr, als die Geliebte täglich zu sehen und ihr durch die beredte Sprache seiner Augen die Leidenschaft kund zu thun, in welcher er sich um ihretwillen verzehre. Nicuola zeigte ihm, so oft sie ihn erblickte, ein freundliches Antlitz, was der Jüngling bald inne ward und sich für den glücklichsten Liebhaber hielt, den es je gegeben. Von der andern Seite gefiel Lattantio durch Gestalt und Betragen Nicuolen vor allen Jünglingen, die sie je gesehen hatte, und bald gediehen die Gluthen der Liebe in ihrem jungen, zarten Herzen zu solcher Gewalt, daß sie ohne seinen Anblick nicht mehr leben zu können glaubte. Und wie zwei liebende Herzen sich selten begegnen, ohne ihre Wünsche befriedigen zu können, so fand auch Lattantio Mittel, ihr zu schreiben und Antwort von ihr zu erhalten. Schon hatten sie eine Zusammenkunft verabredet, als Ambrogio gewisser Handelsgeschäfte wegen, genöthigt war, nach Rom zurückzukehren, und eine geraume Zeit außen zu bleiben; um aber die Tochter nicht ohne anständige Gesellschaft allein lassen zu müssen, schickte er sie nach Fabriano in das Haus eines Verwandten, welcher eine Gattin und mehrere Töchter hatte. Nicuolens Abreise geschah so plötzlich, daß sie ihren Geliebten nicht davon benachrichtigen konnte.

Als Lattantio die Abreiſe des Ambrogio erfuhr, zweifelte er nicht, daß Nicuola ihn begleitet habe, und verharrte lange Zeit in großer Betrübniß. Doch als ein vergnügungsſüchtiger Jüngling, dem Geburt und Reichthum wenig Wünſche verſagten, tröſtete er ſich zuletzt und als er eines Tages die Tochter des Gerardo Lanzetti, ein ſchönes und anmuthiges Mädchen, erblickte, löſchte ihr Anblick das Bild der erſten Geliebten ſo ganz aus ſeiner Seele, daß er ſie völlig vergaß.

Nicuola dagegen brachte ihre Tage in der größten Verzweiflung über ihre ſchleunige Abreiſe aus Eſi hin, durch welche ſie verhindert worden, dem Geliebten in Briefen oder Botſchaften Lebewohl zu ſagen. Sie that nichts als Seufzen und Weinen und hatte keinen andern Gedanken, als ihren Lattantio, deſſen Bild ſie Tag und Nacht umſchwebte. Es ſchien ihr tauſend Jahre zu währen, bis ihr Vater zurückkäme, damit ſie nach Eſi eilen und Den wieder ſehen könne, der ihr lieber war, als das Licht ihrer Augen. Ueberdies war ihr Oheim, in deſſen Hauſe ſie zu Fabriano lebte, ein ſtrenger und rauher Mann, der es nicht für ſchicklich hielt, wenn unverſorgte Mädchen die Freiheit hätten, mit andern als bekannten Perſonen zu ſprechen, ihnen auch nicht geſtattete, ſich bald hier bald dort zu ſchaffen zu machen, ſondern ſie bei ihren weiblichen Arbeiten hielt; ſo daß Nicuola keine Gelegenheit fand, ihrem Lattantio zu ſchreiben. Ihre Muhmen leiſteten ihr beſtändig Geſellſchaft und tröſteten ſie, in der Meinung, ihre Betrübniß gelte der Abweſenheit ihres Vaters, ſo gut ſie nur konnten.

In dieſer traurigen Lage brachte die troſtloſe Nicuola ſieben Monate zu, bis der Vater, der ſo lange in Rom hatte verweilen müſſen, nach Fabriano kam, um die Tochter abzuholen und nach Eſi zurück zu bringen. Nicuola war es zu Muthe, als ſollte ſie aus der Hölle in den Himmel übergehen und begleitete den Vater in ſo fröhlicher Stimmung, als man ſich nur vorſtellen mag. Aber ihre Freude verwandelte ſich bei ihrer Ankunft in Eſi in den bitterſten Schmerz und ſo heftige Eiferſucht, daß ſie vor Herzeleid faſt zu vergehen meinte, denn ſie fand ihren Geliebten in ſchlimmern, als in der Juden Händen, und was das Schlimmſte war, er ſchien ſich ihrer ſo wenig zu erinnern, als ob er ſie niemals geſehen hätte. So viel ſie ihrem Lattantio Briefe und Botſchaften ſandte, um die alte Liebe wieder in ihm anzufachen, ſo war doch Alles vergebens und der äußerſte Kummer bemeiſterte ſich der armen Nicuola. Weil aber der Wurm der Liebe unabläſſig an ihrem Herzen nagte, ſo beſchloß ſie nicht eher zu ruhen, bis ſie die Gunſt ihres Geliebten wieder erlangt hätte; wo nicht, zu ſterben, denn es ſchien ihr unerträglich, daß er eine andere als ſie lieben ſollte.

Während ſich Nicuola ihrer hoffnungsloſen Leidenſchaft überließ, mußte der Vater abermals nach Rom zurückkehren; da aber Nicuola nicht zu bewegen war, zum zweiten Male in das Haus ihres Oheims zu Fabriano zu gehen, brachte ſie der Vater mit einer ihrer Muhmen, Schweſter Camilla Biſſa genannt, in ein Nonnen-

kloſter. Dieſes Kloſter hatte ſonſt im Ruf groſſer Heiligkeit geſtanden, aber Nicuola bemerkte bald, daß die Nonnen, ſtatt von dem Leben der heiligen Väter, ihrer Enthaltſamkeit und gottgefälligen Werken, den ganzen Tag von Liebesgeſchichten ſprachen, und ſich nicht entblödeten, einander von ihren Abenteuern und andern ſehr unheiligen Begebniſſen zu unterhalten, was ſie ſehr Wunder nahm und übel erbaute. Auch trugen ſie ſtatt der härnen Kutte Hemden von der allerfeinſten ausländiſchen Leinwand und Kleider von den koſtbarſten Zeugen auf den üppigen Gliedern, und mit ihrer natürlichen Schönheit nicht zufrieden, wußten ſie mit Schminken und Gebräuden aus tauſend gebrannten Waſſern, mit Biſam und mancherlei Pulvern ihr Angeſicht zu verſchönern und aufzuputzen. Es verging keine Stunde des Tages, die ſie nicht in vertrauten Unterredungen mit Jünglingen der Stadt zubrachten. Ueber dieſe und ähnliche Dinge verwunderte ſich Nicuola nicht wenig, denn bisher hatte ſie alle Nonnen für Heilige gehalten; jetzt aber, wo ſie bald mit der einen bald mit der andern und zuletzt mit Allen näher bekannt wurde, fand ſie Alle verliebt und leichtſinnig.

Auch Lattantio verkehrte häufig in dieſem Kloſter, wo er faſt alle ſeine Hemden und ſonſtige Leinwand nähen ließ, und eines Tages hörte Nicuola, daß Schweſter Camilla zu Lattantio berufen ward. Da rann ihr ein heißes Feuer durch alle Glieder, das ſich augenblicks wieder in den allereiſigſten Froſt verwandelte; tauſend Farben wechſelten auf ihrem Angeſicht, ſo betroffen

ward sie bei dem Namen Lattantios. Darauf versteckte sie sich an einem Orte, wo sie ohne von Lattantio bemerkt zu werden, den Geliebten sehen und hören konnte. Bald darauf, da Lattantio wiederkam, und Nicuola insgeheim die Augen an seinem Anblick und die Ohren an seinen Reden weidete, beklagte er sich bitterlich über den Tod seines Pagen aus Perugia, der kürzlich an einem langwierigen Fieber in seinem Hause gestorben sei, nachdem er ihm drei Jahre lang die treusten und sorgfältigsten Dienste geleistet. Er zeigte sich sehr betrübt über diesen Verlust und äußerte, er werde sich glücklich schätzen, wenn er je wieder einen so treuen Diener finde.

Als er fort war, dachte Nicuola über diesen Vorfall nach und die Liebe, welche sie ganz beherrschte, gab ihr den Gedanken ein, sich als einen Pagen zu kleiden und bei ihrem Geliebten Dienste zu nehmen. Da sie aber kein Mittel wußte, sich männliche Kleidung zu verschaffen, fiel sie von Neuem in Kummer und Verzweiflung. Zuletzt erinnerte sie sich ihrer Amme, deren Milch sie einst getrunken hatte und welcher ihre Leidenschaft bekannt war; auch kam sie täglich in das Kloster, Nicuolen zu sehen, denn Ambrogio hatte sie vor seiner Abreise gebeten, die Tochter zuweilen zu besuchen, und sie mit sich nach Hause zu nehmen, wenn es Nicuola zu Zeiten wünsche. Sie schickte also sofort zu ihr und entdeckte ihr in einer vertrauten Unterredung ihr Vorhaben. Obgleich aber Pippa, so hieß die Amme, ihr dringend zuredete, einen so wahnwitzigen Vorsatz aufzugeben und ihr die übeln Folgen vormalte, womit er

ihre Ehre und guten Namen bedrohe, so gelang es ihr doch nicht, sie zu überzeugen. Die gute Amme führte sie also in ihr Haus, kleidete sie in die Kleider ihres vor Kurzem verstorbenen Sohnes, um am folgenden Tage begab sich Nicuola, als ein armer Knabe, in die Gegend der Stadt, welche ihr Geliebter bewohnte. Das Glück begünstigte sie, denn zufällig stand Lattantio vor der Schwelle seines Hauses. Romulo, diesen Namen hatte Nicuola angenommen, faßte guten Muth und ging in der Straße auf und nieder, indem er sich fleißig umschaute, wie es wandernde Burschen zu thun pflegen, wenn sie in eine Stadt kommen, die sie nie gesehen haben. Als ihn Lattantio so hin und herschweifen sah, hielt er ihn gleich für einen fremden Knaben, der zum erstenmal nach Esi komme, und Dienste suche, und da er wieder vor seiner Thüre vorüberkam, redete er ihn an und frug ihn, ob er aus Esi sei. Herr, antwortete Romulo, ich bin ein armer Knabe aus Rom, (daran sprach er die Wahrheit, denn er war in Rom geboren und erzogen) der schon seit der Plünderung der Stadt, bei welcher ich meinen Vater verlor, (meine Mutter war lange vorher verstorben) unstät in der Welt umherschweift. Ich habe wohl bei einigen Herrn Dienste gesucht, aber sie verlangten, ich sollte Pferde und Maulesel striegeln, und das kann ich nicht, weil ich es nicht gelernt habe. In Rom diente ich einem Herrn als Leibpage und hatte nur ihn und seine Kammer rein zu halten, aber der arme Herr ward bei der Plünderung verwundet und in die Tiber geworfen, worin er

ertrank, und weil ich seinen Tod beweinte, bläute mich ein gottloser Spanier ganz unbarmherzig: so daß es mir herzlich schlecht ergangen ist, lieber Herr. Da sprach Lattantio: Wenn du bei mir bleiben und mir als Page dienen willst, so will ich dich gern annehmen und wenn du dich gut beträgst, so sollst du so gehalten werden, daß du dich glücklich preisen wirst, mich gefunden zu haben. Von Herzen gern, antworte Romulo, ich verlange keinen andern Sold, als den ihr mir selbst nach meinen Diensten zuerkennt. Er betrat also mit seinem Herrn das Haus und begann ihn mit so viel Fleiß, Gewandtheit und Zierlichkeit zu bedienen, daß er in wenig Tagen die Sehnsucht nach dem Peruginer völlig aus der Seele des Herrn verbannte. Lattantio war entzückt über seinen Diener und wünschte sich Glück, den artigsten, geschicktesten und trautesten Pagen von der Welt gefunden zu haben. Er ließ ihn mit schmucken Gewändern versehen und kleidete ihn unter andern von Kopf bis zu den Füßen in eine weiße Livree. Romulo schätzte sich so glücklich, daß er im Paradies zu sein glaubte.

Wie schon erwähnt, war Lattantio sterblich verliebt in Catella, Gerardo Lanzettis Tochter, und ging täglich an ihrem Hause vorüber, um ihr durch Zeichen und Geberden die Schmerzen zu verrathen, die er um ihretwillen erdulde. Catella bezeigte sich ihm zwar nicht abgeneigt, schien sich aber doch nicht viel aus ihm zu machen, denn noch hatte sie den Flammen der Liebe ihr Herz nicht erschlossen. Er hatte ihr oft Briefe und

Botſchaften geſandt, aber nie eine entſcheidende Antwort erhalten können; denn niemals wollte ſich das Fräulein näher auf ſeine Anfragen einlaſſen. Ihr Vater war ein äußerſt begüterter Mann, aber über alle Begriffe geizig; ſeine ganze Dienerſchaft beſtand aus einer abgelebten Alten, die ſchon vor der Geburt ihres Herrn in ſeinem Hauſe geſchaltet hatte, einer jungen Magd und einem Diener, dem Sohn eines ſeiner Pächter, der ihn faſt überall hinbegleitete, ſo daß Catella faſt unbeſchränkte Freiheit hatte, ſich an ihren Fenſtern zu zeigen, und mit Wem es ihr beliebte zu ſprechen, denn die gute Alte verließ faſt nie ihren Heerd und das Hausmädchen begünſtigte den Lattantio, der ſie durch einige Geſchenke zu beſtechen gewußt hatte. Lattantio konnte alſo, ſo oft es ihm beliebte, durch Briefe und Boten um Catella werben, die er in der That leidenſchaftlich liebte. An Romulo glaubte er einen ſehr artigen Liebesboten gefunden zu haben, und ſchickte ihn daher, nachdem er ihn von Allem unterrichtet hatte, mit ſeinen Aufträgen an Catella. Romulo kannte das Haus Catellens, an welchem er oft genug vorbeigekommen war, und auch ihr Dienſtmädchen, mit welcher er ſeinen Herrn einige Mal hatte ſprechen ſehen. Als er daher jenen Auftrag erhielt, machte er ſich ſehr mißvergnügt auf den Weg; ehe er aber zu Catellen ging, begab er ſich in das der Pippa. Nach einigen gleichgültigen Reden ſprach er zu ihr: Liebe Amme, ich befinde mich in der größten Verzweiflung von der Welt: ich habe nie den Muth gewonnen, mich meinem Geliebten

zu entdecken und sehe ihn so heftig verliebt in Catella Lanzetti, daß ich unendlich verdrießlich über meinen Liebeshandel bin und nicht weiß, welches Ende er noch nehmen wird; und was das Schlimmste ist und mich am Grausamsten quält: ich soll jetzt im Namen Lattantios mit Catellen sprechen und für ihn werben, damit er bei dem Vater um sie anhalten kann. Nun sieh, liebe Amme, wohin es mit mir gekommen ist und ob man unglücklicher sein kann, als ich es bin. Wenn sich Catella bestimmen läßt ihn zu lieben und seine Gattin zu werden, so lebe ich keine Stunde mehr, denn ich weiß kein Mittel, mein unglückliches Leben zu retten, da ich es unmöglich mit ansehen kann, daß er einer Andern gehöre als mir. Darum rathe mir, meine liebe Amme und steh mir bei in dieser dringenden Verlegenheit. Ich hoffte immer, da meine Dienste Lattantion so angenehm schienen, ich würde mich ihm eines Tags entdecken und sein Mitleid gewinnen können; aber jetzt ist alle meine Hoffnung zu Wasser geworden, da ich ihn in Jene so heftig verliebt finde, daß er Tag und Nacht an nichts Anderes denkt, von nichts Anderm spricht. Ich Unglückliche, wenn nun mein Vater zurückkäme, und erführe, was ich gemacht habe, was würde aus meinem Leben? Sicher, er brächte mich um; da würde keine Entschuldigung gelten. Ach, liebste Amme, hilf mir, hilf mir um Gotteswillen, liebe Amme.

Diese Worte sprach sie unter häufigen Thränen. Frau Perna, welche sie zärtlicher liebte, als wäre sie ihre eigene Tochter gewesen, ward von ihren Klagen

gerührt: sie brach ebenfalls in Thränen aus, trocknete sich dann die Augen und sprach: Weißt du, mein Töchterchen, du weißt, wie oft ich dir gegen diese Liebschaft gepredigt habe, aber du wolltest mir nicht glauben. Mich dünkt, und es ist auch gewiß das Beste, du bliebest bei mir und morgen führte ich dich ins Kloster zurück, bis dein Vater käme; dann wollte ich wohl Alles wieder ins Geleise bringen, daß du nichts zu befahren hättest. Denn wenn es herauskäme, daß du in Mannskleidern dem Lattantio gedient und so manche Nacht in seiner Kammer geschlafen hast, was denkst du wohl, daß man von dir sagen und urtheilen würde? Ich stehe dir dafür, daß du nie einen Mann bekämest. Und wenn du mir einen Eid ablegtest, daß dich Niemand für ein Frauenzimmer erkannt habe, ich würde dir nicht glauben. Du magst sagen was du willst, ich glaube doch, was ich aus guten Gründen glauben zu müssen meine. Ueberdies weiß man ja, wie es solche junge Herrn mit ihren Pagen zu machen pflegen, und darum denke ich, es wäre am Besten, du schlügst dir diese Grillen aus dem Kopfe und sännest auf andere Dinge. Es kann jetzt nicht mehr lange währen, bis dein Vater zurückkommt, und ich wollte es um alle Schätze der Welt nicht wünschen, komme er auch wann er wolle, daß er je von diesen Geschichten erführe: es würde dir und mir übel ergehen. Du siehst ja, daß Lattantio sich für Catellen entschieden hat: was willst du dich denn vergebens abquälen? Was willst du dein Leben und deine Ehre so freventlich aufs Spiel setzen,

da es dir doch zu nichts frommen kann? Alle Bemühungen verlangen ihren Lohn; es ist Thorheit, sich vergebens abzumühen; zumal wenn so großer Schaden daraus erfolgen kann. Und welchen Lohn hast du von so tiefer Erniedrigung zu erwarten? Ewige Schande hast du zu erwarten, nicht allein für dich selbst, sondern für dein ganzes Haus: du hast den Verlust des Lebens zu erwarten; und das sollte doch Niemand gering schätzen. Wozu den lieben, der dich nicht liebt? Wozu dem folgen, der vor dir flieht? Ich meines Theils war nie so thöricht, Jemanden nachlaufen zu wollen. Laß ab von ihm, mein Töchterchen, und wende dein Herz einem Andern zu: in dieser Stadt fehlt es nicht an Jünglingen deines Standes, die dich lieben und sich glücklich schätzen werden, dich zur Gattin zu gewinnen. Und wer weiß, ob dieser Lattantio, gesetzt auch, er habe dich noch nicht erkannt, dich nicht eines Tages wieder erkennen wird, und wenn er seine Begierden an dir befriedigt hat, dich laufen läßt und dich zur gemeinen Dirne herabwürdigt, daß alle Welt wie auf eine Ehrlose mit Fingern auf dich deutet. Darum laß dir rathen, mein Kind, und bleibe fein bei mir.

Nicuola stand eine Weile in Nachdenken versunken: dann sprach sie nach einem tiefen Seufzer: Bestes Mütterchen, ich weiß wohl, daß du mir liebevoll räthst, aber ich bin einmal so weit gegangen, daß ich es auch zu Ende führen will, der Erfolg sei, welcher er wolle. Ich gehe jetzt, und rede mit Catellen, um zu hören, wozu sie sich entschließt: denn bis jetzt hat Lat-

tantio nur allgemeine Antworten erhalten. Der Himmel wird mir beistehen, denn er kennt mein Herz und weiß, daß meine Aufopferungen kein anderes Ziel haben, als Lattantios Hand zu erwerben. Indeß werde ich täglich herkommen, dir von Allem Nachricht zu geben; wenn dann mein Vater kommt, so wollen wir sehn, wie wir uns am Besten aus der Sache ziehen; denn mich dünkt, man muß nicht eher an ein Unglück denken, bis es vorhanden ist.

Hierauf verließ sie die Pizza und begab sich nach dem Hause des Lanzetti, wo sie in dem Augenblicke ankam, wo Gerardo gewisser Geschäfte wegen auf den Markt gegangen war. Catellens Mädchen stand an der Thüre, und auf ein gegebenes Zeichen, das Romulo von seinem Herrn gelernt hatte, ward er in das Haus gelassen und in eine Kammer zur ebenen Erde geführt. Das Mädchen ging hinauf und sprach zu Catellen: Fräulein, kommt herab: Lattantio hat seinen allerliebsten Pagen, der euch so sehr gefallen hat, hieher geschickt, um mit euch zu sprechen. Sogleich kam Catella herab und trat in die Kammer, wo Romulo ihrer harrte. Als sie ihn erblickte, meinte sie einen Engel zu sehen, so schön und liebreizend erschien er ihr. Romulo grüßte sie und richtete die Aufträge seines Herrn aus. Catella, die ein unsägliches Vergnügen empfand, als sie ihn sprechen hörte, blickte ihn mit schmachtenden Augen an; es war ihr, als ströme eine niegekannte Süßigkeit von seinen schönen Augen aus: sie verging fast vor Verlangen, ihn zu küssen. Romulo fuhr fort, Lattan-

tios Wünsche vorzutragen, aber sie achtete nicht auf den Inhalt seiner Worte: ganz versunken in seinen Anblick machte sie sich das Geständniß, nie einen reizendern Jüngling gesehen zu haben. Und so lange sah sie ihn mit verliebten Blicken an, und erfüllte ihr Herz so völlig von der Schönheit und dem anmuthigen Wesen des Jünglings, daß sie zuletzt, unfähig sich länger zu zügeln, ihre Arme um seinen Hals schlang, ihn fünfmal oder öfter zärtlich auf den Mund küßte und sprach: Du bist recht leichtsinnig, mir hier dergleichen Botschaften zu bringen und dich solcher Gefahr auszusetzen, wie du thust! Wenn mein Vater dich hier fände! Romulo, der an den tausend Farben, die auf ihrem Antlitz wechselten, wohl erkannte, daß Catella in ihn verliebt sei, antwortete ihr: Mein Fräulein, wer einem Andern dient, muß diese und noch gefährlichere Dinge wagen, nach dem Willen und dem Befehl seines Herrn: ich thue es ungern genug; aber da es der Wille Dessen ist, der mir gebieten kann, so ist es auch der meine. Ich bitte euch also, mir eine günstige Antwort zu geben, und euch meines Herrn zu erbarmen, der euch so zärtlich liebt und ergeben ist; damit ich ihn bei meiner Zurückkunft mit einer angenehmen Botschaft erfreuen könne. Während sie ihr Gespräch in dieser Art fortsetzten, war es Catellen, als ob die Schönheit und Anmuth des Pagen jeden Augenblick wüchse und zunähme, und bei dem Gedanken, daß er von ihr scheiden solle, fühlte sie ihr Herz, ich weiß nicht von welchen Stichen durchbohrt, die ihr den Beschluß abdrangen, ihm ihre

Liebe

Liebe zu gestehen. Beim Himmel, hub sie an, ich weiß nicht, was du mir angethan hast! Ich muß glauben, du hast mich bezaubert. Herrin, entgegnete er, ich habe euch nichts angethan; ich bin weder ein Hexenmeister noch ein Zauberer, sondern euer Diener und bitte um eine gnädige Antwort, wodurch ihr meines Herrn Leben erhalten, und mich in seiner Gunst befestigen werdet. Catella, welche sich nicht länger bezwingen konnte, und sich in Küssen erschöpfte, die sie dem Pagen gab, erwiederte: Nun sieh, mein süßes Leben, du Seele meiner Seele, ich weiß keinen Jüngling auf der Welt, der mich zu dem vermocht hätte, wozu du mich vermochtest: aber deine Schönheit und die unendliche Liebe, die du mir eingeflößt, seit ich dich zum erstenmal im Gefolge deines Herrn erblickte, haben mich dazu gebracht. Ich will dich nicht zum Diener, wohl aber will ich dich, wenn du einwilligst, auf Lebenszeit zu meinem Herrn und Gemahl und gebe dir Gewalt, ganz nach deinem Willen über mich zu verfügen. Ich frage nicht, wer du seist, ob reich oder arm, noch aus welchem Geblüt entsprossen: mein Vater ist, Gott sei Dank, für mich und dich reich genug und schon so bejahrt, daß er nicht lange mehr leben kann: denke also auf deinen eigenen Vortheil und laß Lattantio fahren, denn ich bin entschlossen, ihn nicht zu lieben und will ihm auch von heute an keine geneigte Miene mehr zeigen.

Als Romulo sah, die Sache nehme eine für ihn günstige Wendung, versprach er nach einigem Hin- und Herreden Catellen, in ihr Begehren zu willigen und

dankte ihr zärtlichst für ihr Anerbieten, für welches er ihr ewig verpflichtet bleibe; doch müßten sie vorsichtig zu Werke gehen, damit Lattantio nie von ihrem Einverständniß Kunde erhalte. Als sie die nöthigen Verabredungen getroffen hatten, entfernte sich Romulo nach vielen zärtlichen Küssen, die er in der beständigen Furcht, von Catellen für ein Frauenzimmer erkannt zu werden, empfangen und gegeben, und machte sich auf den Weg nach Hause, wo sein Herr ihn mit Schmerzen erwartete. Hier entschuldigte er zuerst sein langes Ausbleiben damit, daß er saate, er habe eine gute Weile warten müssen, bis ihn Catella vorgelassen, und sie alsdann sehr erzürnt angetroffen, theils weil ihr Vater sie denselben Morgen heftig wegen dieser Liebschaft ausgezankt, theils weil sie vernommen habe, daß er in ein anderes Fräulein verliebt sei. Ich gab mir viele Mühe, fuhr Romulo fort, ihr diese Meinung auszureden, und brachte tausend Gründe vor, aber alle meine Reden und Betheuerungen waren vergebens.

Lattantio war sehr bestürzt und mißvergnügt über diese Botschaft und ließ sich wohl zehnmal das ganze Gespräch von Neuem wiederholen, das Romulo mit Catellen geführt haben wollte. Darauf bat er seinen Pagen, bei schicklicher Gelegenheit zu Catellen zurückzugehen und ihr nochmals zu betheuern, er liebe keine andere Dame auf der Welt so sehr als sie und sei bereit, ihr alle möglichen Beweise davon zu geben: und wie sie sich auch gegen ihn benehme, so werde er doch nie eine Andere lieben, da er ewig ihr getreuer Diener zu

bleiben entſchloſſen ſei. Romulo verſprach ihm, Alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtehe, um ſie noch einmal ſprechen zu können.

Am folgenden Tage lag Catella an ihrem Fenſter, als Lattantio die Straße herabkam. Kaum war er aber in die Nähe ihres Hauſes gelangt, ſo erhob ſich das Fräulein mit einem Blicke voller Verachtung von dem Fenſter und zog ſich in das Zimmer zurück. Dieſer Vorfall beſtättigte den Bericht, welchen Romulo Tags vorher ſeinem Herrn abgeſtattet. Voller Unmuth begab ſich dieſer nach Hauſe und beklagte ſich bei Romulo über ſein Unglück. Der Zorn riß ihn zu der Aeußerung hin, Catella ſei doch noch lange nicht die Schönſte und Edelſte, daß ſie Urſache habe, ſo hochmüthig zu werden und ihn ſo ſchmählich zu behandeln, und in dieſer Weiſe fuhr er fort ſie zu ſchelten. Aber Romulo erſah ſeinen Vortheil und ſagte ſeinem Herrn, es gehe in der Liebe meiſtens nicht anders. Oft ſeien böſe Zungen daran Schuld, oft Ueberdruß, oft Ungleichartigkeit der Gemüther; das Letztere werde deutlich genug durch die tägliche Erfahrung bewieſen, daß mancher Jüngling eine Dame liebe, die ſich nun und nimmer beſtimmen laſſe, ihm hold zu ſein, während eine Andere nach ihm ſeufze, die er zu lieben ſich nie entſchließen könne. Im Verfolg dieſes Geſprächs ſprach Lattantio: Wahrlich, Romulo, du haſt Recht, es iſt wirklich ſo: ich ſelbſt wurde noch vor wenigen Monaten von einem der ſchönſten Mädchen dieſer Stadt geliebt, das erſt kürzlich aus Rom gekommen war; ich bin überzeugt,

daß ich ihr ganzes Herz beſaß und auch ich liebte ſie mit Leidenſchaft. Aber ſie verreiſte, ich weiß nicht wohin und blieb eine Weile aus; und in der Zwiſchenzeit kam mir dieſe übermüthige Catella zu Geſichte, um derentwillen ich die Liebe zu Jener vergaß und ſie gänzlich hintanſetzte, um dieſer Undankbaren zu dienen. Jene Erſte kehrte darauf zurück und ſchickte mir Briefe und Boten, aber ich kümmerte mich nicht darum.

Herr, hub Romulo an, ſo geſchieht euch Recht, ihr empfangt den verdienten Lohn eurer Untreue, denn wenn ein ſo ſchönes Mädchen, wie ihr mir ſagt, euch ſo zärtlich liebte, ſo thatet ihr das ſchreiendſte Unrecht ſie Dieſer aufzuopfern, die ohne es nur zu wiſſen, Jene zu rächen begonnen hat: wir müſſen lieben, wer uns liebt, nicht dem folgen, der uns flieht. Wer weiß, ob jenes ſchöne Kind euch nicht noch liebt und ſich um euretwillen abhärmt, denn ich habe oft gehört, daß die Mädchen in ihrer erſten Leidenſchaft viel zärtlicher und glühender lieben als die Männer. Mein Herz ſagt mir, daß jenes unglückliche Fräulein um euch verſchmachten und ein trauriges, qualvolles Leben führen muß. Das weiß ich nicht, entgegnete Lattantio, wohl aber, daß ſie mich zärtlich liebte und daß ſie ſehr ſchön iſt: Catella würde häßlich neben ihr ſcheinen. Auch muß ich dir geſtehen, was mir oft eingefallen iſt: wenn du Frauenkleider anhätteſt, ſo würde ich ſchwören, du ſeiſt Nieuola, ſo ſehr ſcheinſt du ihr in Allem zu gleichen: auch euer Alter kann nicht ſehr verſchieden ſein; nur kam ſie mir ein wenig größer vor als du. Doch kommen wir zu

dieſe Spitzbübin von Catella zurück, die ich mir nicht aus dem Kopf ſchlagen kann, denn Tag und Nacht muß ich an ſie denken und kann meinen Sinn auf nichts Anderes richten. Sprich, getrauſt du dich, noch einmal mit ihr zu ſprechen und ihr mein ganzes Herz zu eröffnen? Ich will Alles thun, was in meinen Kräften ſteht, verſetzte Romulo, und ſollte es mein Leben koſten, ſo muß ich mit ihr ſprechen.

Jetzt aber wollen wir Dieſe eine Weile ihrem Treiben überlaſſen und uns nach Ambrogios Sohne Paolo umſehen, ohne welchen dieſe Geſchichte nicht zu Ende geführt werden kann. Es geſchah um dieſelbe Zeit, daß jener Deutſche, Paolos Herr, Neapel verließ und ſich nach Aquapendente begab, um nach der Lombardei und dann nach Deutſchland zu reiſen. Im Begriff Aquapendente zu verlaſſen, ward er von einem hitzigen Fieber ergriffen, das ihn nach drei Tagen tödtete. Doch vor ſeinem Tode erklärte er, da er ſein Ende herannahen fühlte, ſeinen letzten Willen und ernannte Paolo zum Erben ſeines ganzen Vermögens. Paolo ließ ihn ehrenvoll zur Erde beſtatten, befriedigte den Wirth und wandte ſich rechts nach Eſi, wo er kurz vor der Verheerung Roms einen Monat lang in Aufträgen des Vaters zugebracht hatte. Hier angelangt, begab er ſich, ich weiß nicht weßhalb, nicht ſogleich nach dem älterlichen Hauſe, ſondern kehrte mit ſeinem Gepäcke in einem Gaſthauſe ein. Hier ließ er ſeine Sachen abladen, übergab ſie der Obhut des Wirths, nahm dann einige Erfriſchungen zu ſich und ließ ſeine Leute

in der Herberge zurück um ganz allein durch die Stadt zu gehen. Er war eines Gelübdes willen ganz in Weiß gekleidet, so daß seine Tracht der des Romulo vollkommen glich. Paolo begab sich nach dem Hause seines Vaters um zu sehen, ob es geöffnet sei: der Weg führte ihn an Catellens Hause vorüber, welche just im Fenster lag. Da er sie nicht kannte, so grüßte er sie nicht; worüber das Fräulein sich sehr verwunderte. Sie wußte nicht anders, als daß es Romulo sei und schickte ihm das Mädchen nach, um ihn zurückzurufen. Es war um die None und nur wenig Leute zeigten sich auf der Straße. Das Mädchen rief ihn bei dem Namen Romulo und sprach: Kommt doch gleich zurück: mein Fräulein erwartet euch. Paolo sah wohl, daß er für einen Andern gehalten werde, in welchem Glauben er noch mehr bestärkt wurde, als er das Mädchen so vertraulich mit ihm sprechen sah, als ob sie schon lange miteinander bekannt wären. Er beschloß also, sich doch das Fräulein anzusehen, das ihn rufen lasse. Doch argwöhnte er, die Dame sei vielleicht eine käufliche und sprach bei sich selbst: Ich will doch gehen und mein Glück versuchen, aber die Dame irrt sich, wenn sie bei mir gute Geschäfte zu machen denkt: höchstens schenke ich ihr einen Laubthaler oder einen Dukaten.

Während er sich aber gegen das Haus bewegte, erschien Gerardo am Ausgang der Straße und das Hausmädchen, das ihn erblickte, sprach zu Paolo: Romulo, da kommt unser Herr; ach jetzt deines Weges und komm hernach zurück. Paolo entfernte sich, indem er

ſich das Haus merkte, in welches das Mädchen ſich zurückzog und den Herrn deſſelben ſcharf ins Auge faßte. Das Mädchen verſchloß die Hausthüre hinter ſich und gab ſich den Anſchein, als habe ſie den Herrn nicht geſehen, welcher ſich nach Art der Greiſe Schritt vor Schritt näherte, ohne das Mädchen bemerkt zu haben. Endlich kam er an ſein Haus, klopfte gegen die Thüre und trat, als ſie geöffnet wurde, hinein. Paolo, welcher ſich das Haus ſehr wohl gemerkt und Catellen, die er am Fenſter erblickt, ſehr ſchön und reizend gefunden hatte, begab ſich unter mancherlei verliebten Gedanken nach dem Hauſe ſeines Vaters, an welchem er Thüren und Fenſter verſchloſſen fand. Dies betrachtete er als ein Zeichen, daß ſein Vater verreiſt ſei. Um ſich aber völlige Gewißheit zu verſchaffen, fragte er einen Schneider, der ſeine Bude in der Nähe hatte, was Ambrogio Nanni mache? Dieſer antwortete ihm, Ambrogio ſei ſeit langer Zeit in Eſi nicht geſehen worden. Paolo kehrte alſo nach ſeiner Herberge zurück, immer noch in Gedanken mit dem ſchönen Mädchen beſchäftigt, das er geſehen hatte. Zwar war er geſonnen, zu ihr zurückzukehren, aber noch unſchlüſſig, ob er allein gehen, oder einige ſeiner Diener, die er von ſeinem ſeligen Herrn geerbt hatte, mit ſich nehmen ſolle.

Bald darauf geſchah es, daß Ambrogio, der in dieſem Augenblicke von Rom zurückkehrte, auf dem Wege nach ſeinem Hauſe dem Gerardo begegnete, der ihn erſt willkommen hieß und dann ſo anredete: Ambrogio, du kommſt ſehr gelegen: wärſt du einige Tage

früher gekommen, so hätten wir vielleicht die Heirath zwischen mir und deiner Tochter zu Stande gebracht, oder wenigstens würde ich mich darüber aufgeklärt haben, ob du sie mir geben willst oder nicht, denn ich bin nicht gesonnen länger in dieser Ungewißheit zu leben. Wie du siehst, erwiederte Ambrogio, komme ich in diesem Augenblick an; auch gedenke ich nun fürs Erste nicht wieder zu verreisen. Wir werden uns öfter sehen und Zeit haben, ausführlicher hierüber zu reden.

Während Ambrogio zu Pferde und Gerardo zu Fuß so miteinander sprachen, kam Romulo daher, welcher dem Auftrage seines Herrn gemäß, eine Unterredung mit Estellen nachsuchen wollte. Als er aber den Vater erblickte, kehrte er sich schnell um und begab sich zu der Pippa. O weh, liebste Amme, rief er ihr zu, ich bin des Todes vor Schrecken, mein Vater ist wieder gekommen; was soll ich anfangen! Gemach, entgegnete Pippa, fasse Muth, laß mich nur sorgen und bleibe bei mir. Wirf diese Kleider ab und lege die drinnen an, die sich in dieser Kiste befinden. Sogleich machte sich Pippa auf den Weg nach Ambrogios Hause, der eben vom Pferde stieg, als sie dort anlangte.

Sie grüßte ihn heitern Angesichts und sprach: Seid tausendmal willkommen, bester Herr! Wie geht es euch? O willkommen, gute Pippa, entgegnete Ambrogio, wo willst du so eilig hin? Ich komme zu euch, versetzte sie: der dicke Hans Pindo hat mir gesagt, ihr wärt zurückgekommen, und da ich nicht weiß, wie eure Leute das Kochen verstehen, so wollte ich euch im Hause

hülfreiche Hand leiſten. Ich danke dir, verſetzte Ambrogio, aber es wird nicht nöthig ſein, daß du dich bemühſt, denn ich habe ſchon nach Margarethen geſchickt, die ich ſonſt im Hauſe hatte, und ſogleich hier ſein wird. Aber ſage mir, wann haſt du meine Nicuola zuletzt geſehen? Ich ſehe ſie täglich, Herr, antwortete Pippa; erſt heute Morgen war ich eine gute Weile bei ihr: ſie ſtirbt vor Verlangen, euch wieder zu ſehen. Ich habe ſie manchmal in mein Haus gebracht und zwei bis drei Tage behalten; ſie iſt wahrlich ein gutes, ſchönes Fräulein und wunderbar geſchickt in allen Handarbeiten, das könnt ihr mir bei Gott glauben. Ueber dieſem Geſpräche kam Margarethe an, welche ſogleich anhub, die häuslichen Geſchäfte zu beſorgen. Eine Weile ging ihr Pippa zur Hand; da es ihr aber in ihrer Ungeduld tauſend Jahre zu währen ſchien, bis ſie das Haus wieder verlaſſen könnte, wandte ſie ſich zu Ambrogio und ſprach: Herr, wenn ihr es erlaubt, ſo gehe ich ins Kloſter und hole Nicuolen nach meinem Hauſe ab. Morgen früh will ich ſie dann hieher bringen, oder ſie einen oder zwei Tage bei mir behalten, bis ihr das Haus habt in Ordnung bringen laſſen. Wie du willſt, antwortete Ambrogio; empfiehl mich aber Schweſter Camillen, küſſe meine Tochter zärtlich in meinen Namen und geh mit Gott

Nun entfernte ſich Pippa, ging aber, ehe ſie ſich nach Hauſe begab, in das Kloſter, um mit Schweſter Camillen zu ſprechen. Mit dieſer verabredete ſie Alles,

was zu Nicuolens Wohlfahrt vonnöthen war, wenn etwa Ambrogio auf den Einfall ackommen wäre, selbst nach dem Kloster zu gehen. Schwester Camilla, die sich auf solche Händel nur allzuwohl verstand, hieß Frau Pippa gutes Muthes sein: es werde Alles den besten Ausgang nehmen. Dann eilte sie nach Hause, wo Nicuola, die nicht länger Romule war, sehr begierig ihre Nachrichten zu vernehmen, ihrer harrte. Sie hatte ihre Kleider schon wieder angezogen und ihre Haare nach der Sitte der Frauen geordnet. Als die Pippa heimkam, erzählte sie ihr Alles, was geschehen sei und fragte sie, ob sie Morgen in das Haus ihres Vaters zurückkehren, oder noch einen oder zwei Tage bei ihr bleiben wolle, was ihr freistehe.

Nicuola beschloß noch den folgenden Tag bei ihrer Amme zuzubringen und verbrachte die Zeit in Klagen über ihren Lattantio, nach dessen Besitz sie eine Sehnsucht verrieth, die nicht größer hätte sein können. Die Pippa predigte ihr von Neuem, sie solle doch ihre Gedanken auf ein anderes Ziel richten; sie sehe ja deutlich, daß sie sich vergebens abquäle, und habe sich selbst überzeugt, daß Lattantio so heftig in Catellen verliebt sei, daß er an nichts Anderes denke: zuletzt werde er auch wohl sein Ziel erreichen, wenn er bei Gerardo um sie anhalte.

Das ist es eben, versetzte Nicuola, was mich schmerzt: ich kann es nicht denken ohne zu verzweifeln; aber wenn mein Vater nicht so schnell zurückgekommen wäre,

so hätte ich der Catella den Lattantio so verleiden wollen, daß sie lieber einen Bauern als ihn geheirathet hätte: aber diese rasche und unvermuthete Rückkunft meines Vaters hat Alles verdorben.

Alles verdorben, unterbrach sie Pippa, aber auch Alles wieder gut gemacht: denn, wenn es wahr ist, was du mir erzähltest, daß zwischen dir und Catellen vorgefallen sei, so stehe ich dir dafür, daß deine Sachen sehr übel standen, denn wärst du noch einmal hingegangen um mit ihr zu sprechen, so würde sie ohne Zweifel von den Küssen zu Handgreiflichkeiten übergegangen sein und wenn sie dich für ein Frauenzimmer erkannt hätte, was denkst du wohl, daß sie von dir geurtheilt haben würde? Würdest du nicht auf ewig bei ihr beschämt worden sein? Hätte sie dich nicht für Lattantios Buhlerin gehalten?

Und das ist es eben, versetzte Nicuola, was ich gewünscht hätte. Denn obwohl sie mich, wie du sagst, für ein Frauenzimmer erkannt haben würde, so folgt daraus noch nicht, daß sie mich als Nicuola, die Tochter Ambrosios, erkannt hätte; aber Lattantio wäre ihr gewiß so verhaßt geworden, daß sie ihn nie wieder hätte sehen, noch nennen hören mögen, und dann durfte ich hoffen, Lattantios Liebe wieder zu erwerben.

Frau Pippa konnte sich nicht enthalten über diese Rede Nicuolens zu lächeln: Meine Tochter, hub sie an, suche dein Herz zu beruhigen. Wenn es Gott gefällt, daß Catella Lattantios Gattin werden soll, so hilft

dir weder List noch Klugheit, noch alle Kunstgriffe, deren du dich bedienen möchtest, diese Ehe zu hintertreiben. Du bist noch jung, du bist schön, du bist reich, denn wenn dein Bruder Paolo noch lebte, so würde man gewiß etwas von ihm gehört haben; aber der arme Junge ist todt (Gott sei seiner Seele gnädig) so daß du, wenn du dich klug beträgst, die einzige Erbin deines Vaters werden wirst und als solcher kann es dir nicht an den reichsten und edelsten Jünglingen zu Bewerbern fehlen. Darum schlage dir diese Grillen aus dem Kopf, die dir mehr Kummer und Verdruß machen als sie dir Nutzen bringen können.

Während diese Verhandlungen gepflogen wurden, hatte Paolo beschlossen, ohne Begleitung eine Unterredung mit Catellen nachzusuchen. Er ging also gegen Abend an ihrem Hause vorüber: da er ihrer aber nicht ansichtig werden konnte, kehrte er zu seiner Herberge zurück und mochte an diesem Tage nicht wieder ausgehen.

Lattantio, welcher Romulos Rückkunft schmerzlich erharrte, verwunderte sich sehr, als die Nacht zu dunkeln begann, ohne daß Romulo nach Hause kam, ihm den Erfolg seiner Bewerbung bei Catellen mitzutheilen. Als er aber einige Stunden der Nacht vergebens gewartet hatte, ward er sehr bestürzt über sein Ausbleiben, denn er fürchtete, irgend ein Unfall möchte seinen Diener betroffen haben. Da er sich aber durchaus nicht vorstellen konnte, was es wohl sein möchte, so brachte

er die ganze Nacht unter mancherlei Gedanken, die ſeine Seele durchkreuzten, faſt gänzlich ſchlaflos zu. Er liebte den Romulo ſehr, weil er gut von ihm bedient wurde und ihn als einen verſchwiegenen und wohlgeſitteten Jünglina kennen gelernt, der nie im Hauſe mit irgend Jemand ein Wort gewechſelt hatte, ſondern nur auf Ausrichtung ſeiner Befehle bedacht geweſen, daher ſein Verluſt ihn unmäßig betrübte.

Von der andern Seite wünſchte Catella, die den Romulo leidenſchaftlich liebte, und ſchon ſeine ſüßen Küſſe gekoſtet hatte, gar ſehr eine vertrautere Vereinigung mit ihm: da ſie ihn aber nach Gerardos Nachhauſekunft heute nicht mehr geſehen hatte, denn ſie hatte den Paolo für den Romulo gehalten, ſo begab ſie ſich ſehr mißvergnügt zu Bette.

Nicuola unterhielt ſich faſt die ganze Nacht über mit ihrer Amme von Lattantio, ſo daß ſie vor Seufzen und unruhigem Umherwälzen weder ſelbſt ſchlafen konnte noch die Pippa ſchlafen ließ.

Als der Morgen anbrach und Romulo nicht nach Hauſe kam, ſchickte Lattantio nach allen Seiten Boten aus, ihn aufzuſuchen und überall hinzuhorchen, ob man nicht wiſſe, was aus ihm geworden ſei. Bei dieſen Nachforſchungen fand ſich Einer, welcher den Romulo genau beſchrieb und verſicherte, er habe geſtern geſehen, daß er in das Haus der Pippa, neben der Hauptkirche, gegangen ſei. Lattantio, welcher die Pippa kannte, machte ſich auf dieſe Anzeige gegen Mittag auf den

Weg und klopfte an ihre Hausthüre. Frau Pippa trat an ein Fenster, und als sie den Jüngling erkannte, verwunderte sie sich sehr, denn sie vermuthete, Lattantio habe den Aufenthalt Nicuolens in ihrem Hause in Erfahrung gebracht. Sie fragte ihn also: Was sucht ihr hier, junger Herr? Frau Pippa, antwortete er, wenn es euch nicht ungelegen wäre, so möchte ich gern zehn Worte mit euch reden. Fünf und zwanzig, entgegnete Frau Pippa, sagte Nicuolen, Lattantio sei unten und stieg eilends hinab die Hausthüre zu öffnen. Der Jüngling trat ein und nahm neben Pippa Platz, an einem Orte, wo Nicuola, ohne gesehen zu werden, ihn sehen und sprechen hören konnte. Hierauf begann Lattantio: Frau Pippa, obgleich ich nie Gelegenheit gehabt habe, euch einen Dienst zu leisten, der mich berechtigte, von euch einen Gegendienst zu heischen, so giebt mir doch meine Bereitwilligkeit Jedermann zu dienen und eure eigene Gefälligkeit, um derentwillen ihr, wie ich weiß, von vielen angesehenen Leuten geschätzt werdet, den Muth, euern Beistand in Anspruch zu nehmen, in der Hoffnung, daß ihr meinen Wunsch erfüllen werdet, und um nicht länger bei schönen Worten stehen zu bleiben, ersuche ich euch mir zu sagen, was aus dem weißgekleideten Knaben geworden ist, der euch gestern besucht hat. Er heißt Romulo, mag etwa siebzehn Jahre alt sein und hat ein hübsches, gefälliges Aeußere: er war mein Page und ist seit gestern nicht nach Hause gekommen. Ich bitte euch um die Gefälligkeit,

mir Nachricht von ihm zu geben, wodurch ihr mich höchlich erfreuen und auf ewig verbinden würdet. Mein Sohn, versetzte Frau Pippa, ich danke euch für die gütige und freundliche Gesinnung, die ihr mir bezeigt und welche mir gewiß lieb und werth ist, auch schätze ich es mir zur Ehre, daß ihr mein schlechtes Haus eures Besuchs gewürdigt habt, denn ich habe mir schon lange Gelegenheit gewünscht mit euch zu sprechen und da sich diese jetzt durch eure Güte mir darbietet, so will ich sie nicht unbenutzt lassen. Um aber zuerst auf eure Anfrage zu kommen, so muß ich euch sagen, daß ich von diesem Knaben nichts weiß, noch euch Rechenschaft geben kann, denn weder gestern noch seit langer Zeit ist meines Wissens ein Knabe oder Jüngling in meinem Hause gewesen, und doch müßte ich es wissen, wenn ein Solcher hier gewesen wäre. Ihr fürchtet vielleicht, versetzte Lattantio, ich möchte meinen Pagen wegen seines gestrigen Ausbleibens zur Rechenschaft ziehen, aber ich gebe euch mein Wort, daß ihm nicht das Geringste zu Leide geschehen soll, wenn er mir nur sagt, warum er gestern ausgeblieben ist. Bemüht euch deßhalb nicht vergebens, erwiederte Frau Pippa, denn kein männliches Wesen ist in meinem Hause, noch ist gestern eines hier gewesen; es thut mir unendlich leid, daß ich euch in dieser Sache keinen Dienst leisten kann, wie ich es gern thun würde. Während dieses Gespräches mit Frau Pippa stieß Lattantio schwere Seufzer aus. Junger Herr, fuhr die Amme

fert, ihr scheint sehr leidenschaftlich ergriffen, und Niemand würde diese heißen Seufzer sehen ohne zu glauben, daß ihr in euern Pagen mehr als billig verliebt wärt; aber da ich neulich gehört habe, daß ihr ein schönes Fräulein liebtet, so kann ich euch nicht für einen so argen Feind des schönen Geschlechts halten. Ach, entgegnete Lattantio, wollte Gott, daß ich nicht liebte, ich würde heiterer und vergnügter sein, als ich es jetzt sein kann; glaubt aber nicht, daß ich von meinem Pagen rede; daran denke ich nicht: ich spreche von einem Mädchen, das ich mehr als das Licht meiner Augen liebe, ja mehr als meine Seele. Und bei diesen Worten füllten ihm die heißen Thränen wider seinen Willen die Augen und einige netzten ihm die Wangen, während er selbst sich in Seufzern erschöpfte. Frau Pippa hielt dies für eine willkommene Gelegenheit, die Ausführung eines schon längst gefaßten Vorhabens zu versuchen.

Ich weiß sehr wohl, mein Sohn, hub sie an, daß es wahr ist, was ihr sagt; euer Benehmen zeigt deutlich genug, wie verliebt ihr seid, und ich glaube wohl, daß eure Qualen um so heftiger sein müssen, da es keine so bittere, herbe Qual mehr auf Erden giebt, als lieben und nicht geliebt werden. Denn ich weiß, daß das Mädchen, das ihr liebt, euch nicht wieder liebt, vielmehr haßt sie euch um der Liebe willen, die sie zu einem Andern tragt. Und woher wißt ihr dies, Frau Pippa, fragte Lattantio voller Verwunderung? Fragt nicht

nicht, entgegnete sie, woher ich es weiß: genug, ich weiß, sie liebt euch nicht, und erst vor wenig Monden liebtet ihr eine Andere, viel Schönere; ich weiß auch, daß diese euch leidenschaftlich liebte und kann euch versichern, daß sie euch jetzt noch zärtlicher liebt, als je zuvor; ihr aber liebt sie darum nicht mehr, noch weniger, und gedenkt ihrer nur so viel, als hättet ihr sie nie gesehen. Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich sagen soll, erwiederte Lattantio, daß ihr die Wahrheit so richtig getroffen habt und in meinen Angelegenheiten so gut Bescheid wißt, aber ich bitte und beschwöre euch, mir zu sagen, woher ihr wißt, daß diese, die ich jetzt liebe, nicht mich, sondern einen Andern liebt. Das kann ich euch nicht sagen, versetzte Frau Pippa, denn es scheint mir nicht räthlich, wohl aber muß ich euch erinnern, daß euch Recht geschieht, da ihr Die verschmähtet, die euch liebte, und eine Andre liebt, die euch nicht liebt; denn Gott läßt dies geschehen um euch für so große Sünde und Undankbarkeit zu bestrafen und wenn euch nichts Schlimmeres betrifft, so dürft ihr euch nicht beklagen. Ach, arme, unglückliche Nicuola, Wen liebst du, Wen hast du geliebt? Du hast die größten Opfer von der Welt gebracht um die Gunst deines Geliebten zu erwerben und Alles war vergebens. Ihr aber, Lattantio, liebt Catellen mehr als euch selbst, und sie kümmert sich nicht um euch. Wohlan denn, verfolgt euern Plan, ihr werdet schon zuletzt euern Irrthum gewahr werden und vielleicht, wenn es zu spät ist, ihn wieder gut zu machen.

Bei dieſen Worten gerieth der Jüngling faſt außer ſich und wußte nicht, was er ihr antworten ſollte. Nicuola ihrerſeits, die ihn ſah und hörte, wäre gern hervorgetreten um auch einige Worte über dieſen Gegenſtand hinzuzufügen, allein ſie beſchloß den Ausgang dieſes Geſprächs abzuwarten und verhielt ſich ruhig. Frau Pippa wartete eine Weile auf die Antwort des Jünglings, der ſich jetzt wie aus einem ſchweren Traum erhob und ſprach: Frau Pippa, ich will ausführlicher mit euch reden, da ich ſehe, daß ihr meine Umſtände beſſer kennt als ich ſelbſt. Es iſt wahr, daß ich in Nicuola Manni verliebt war, von der ich überzeugt war, geliebt zu werden. Sie ward nachher von ihrem Vater aus der Stadt geſchickt, ich weiß nicht wohin. In der Zwiſchenzeit begann ich mich in Catella, Gerardo Lanzettis Tochter, zu verlieben, welche mir in den erſten Tagen geneigt zu ſein ſchien, ſich aber hernach, ich weiß nicht weßhalb, ſpröde und meinen Wünſchen völlig zuwider erwies, denn ſo oft ſie an der Thüre oder ihren Fenſtern ſieht, wenn ich durch die Straße komme, zieht ſie ſich, ſobald ſie mich ſieht, plötzlich zurück, und will weder Briefe noch Boten mehr von mir annehmen. Erſt geſtern ſchickte ich meinen Pagen hin, um eine Unterredung mit ihr nachzuſuchen, aber er iſt nicht nach Hauſe gekommen, mir Antwort zu ſagen, ſo daß ich zugleich eine Geliebte und einen guten und angenehmen Diener verloren habe. Wäre er zurückgekehrt und hätte mir die Nachricht gebracht,

daß ſie in ihrer gewohnten Härte verharre, ſo hätte ich mich wohl entſchloſſen, ihr nicht länger zur Laſt zu ſein und mich einer Andern zuzuwenden, welcher meine Dienſte willkommener wären, denn in Wahrheit, mir ſcheint es eine große Thorheit, Der zu folgen, die mich flieht, Die zu lieben, die mich verſchmäht und Die zu wollen, die mich nicht will.

Das iſt ein wahres Wort, hub Frau Pirra an, und gewiß wäre auch ich nicht ſo thöricht, daß ich Den liebte, der mir nicht wohl wollte. Aber ſagt mir doch eure Meinung: wenn Nicuola euch noch gut wäre, ja euch mehr liebte, als je vorher, was würdet ihr ſagen? Würdet ihr glauben, ſie verdiene es, von euch geliebt zu werden? In der That, antwortete der Jüngling, dann verdiente ſie es wohl, daß ich ſie mehr als mich ſelber liebte; aber es kann nicht ſo ſein, wie ihr ſagt, denn ſie muß nothwendig, wie ſie auch Recht dazu hat, über mich zürnen, denn da ſie mir nach ihrer Rückkunft nach Eſi mehrmals geſchrieben, kümmerte ich mich gar nicht um ſie und weiß jetzt nicht einmal, wo ſie ſich aufhält, ſo lange iſts her, daß ich ſie nicht geſehen habe. O, fiel Frau Pirra ein, ich weiß, daß ihr ſie noch in den letzten Tagen unendlich oft geſehen und ſehr vertraulich mit ihr geſprochen habt. Da irrt ihr euch, Frau Pirra, entgegnete Lattantio. Ich irre mich nicht, verſetzte ſie, ich muß wiſſen, was ich ſage und ſpreche nicht aufs Gerathewohl in den Wind. Aber ſagt mir doch, wenn es wahr wäre, was ich behaupte und ich es euch mit

Händen greifen ließe, daß euch Nicuola mehr als jemals liebt, was würdet ihr thun? Und wenn sie in euerm Hause gewesen wäre, euch gedient und Alles gethan hätte, was der geringste Knecht thun muß, ohne je von euch erkannt zu werden, was würdet ihr davon denken? Laßt es euch nicht befremden, was ich sage und zeigt euch nicht so verwundert und erstaunt, denn die Sache verhält sich wirklich so und kann sich nicht anders verhalten als wie ich euch sage. Und damit ihr seht, daß ich die Wahrheit sage, so erbiete ich mich euch einen so unwidersprechlichen Beweis davon zu geben, daß ihr selbst meiner Meinung sein werdet. Doch zuerst antwortet mir: wenn Nicuola Alles das gethan hätte, was ich euch sage, was meint ihr, daß sie verdient habe?

Ihr erzählt mir Märchen und Träume, antwortete Lattantio; wenn es aber wahr wäre, so wüßte ich vor Staunen nichts zu sagen, als daß ich verbunden sei, sie ewig zu lieben und sie zur Gebieterin meiner Selbst zu erheben. Wohlan denn, sprach Frau Pippa und rief Nicuolen, welche sie anwies, ihre Pagenkleider mitzubringen. Nicuola, die Alles mit angehört hatte, ergriff sogleich ihre männliche Kleidung, und trat mit gluthübergossenem Antlitz vor die Amme und den Geliebten. Hier Lattantio, sprach Frau Pippa, ist eure Nicuola: hier euer Romulo, euer so heißersehnter Page, der Tag und Nacht bei euch zubrachte und aus Liebe zu euch Ehre und Leben der größten Gefahr aussetzte. Die

ganze Welt hat sie geringgeschätzt, nur um euch sich bekümmert und ihr habt sie in so langer Zeit nicht wiedererkannt. Hierauf erzählte sie ihm die ganze Geschichte der Verwandlung des Mädchens in einen Pagen und fragte dann: Was sagt ihr nun? Lattantio stand wie besinnungslos da, starrte Nicuolen an und glaubte zu träumen: er wußte nicht, was er davon sagen solle, daß sie in Knabentracht so lange bei ihm gewesen sei: endlich aber faßte er sich, erwog die Grausamkeit Catellens, (die sich mit Nicuolen in der Schönheit nicht vergleichen durfte) die Liebe und Güte der Andern, die Gefahr, welcher sie sich im Uebermaaß der Leidenschaft ausgesetzt und sprach fast zu Thränen gerührt: Nicuola, ich will mich nicht in den Irrgarten der Entschuldigungen und Märchen verlieren, aber wenn ihr so gesinnt seid wie Frau Pippa versichert, so bin ich bereit, so bald es euch beliebt, euer Gatte zu werden.

Nicuola, die auf der Welt nichts sehnlicher wünschte und eine Wonne empfand, für die ihr Busen kaum Raum hatte, stürzte sich zu seinen Füßen und sprach: Mein Gebieter, da ihr geruhen wollt, mich für die eurige anzunehmen, so bin ich bereit, euch ewig zu dienen, denn in allen Dingen soll mein Wille der eurige sein. Hierauf zog Lattantio einen Ring vom Finger und erklärte Nicuolen in Gegenwart der Pippa für seine rechtmäßige Gemahlin. Damit aber, fügte er hinzu, unsere Vermählung mit mehr Anstand und Feierlichkeit begangen werde, will ich gleich nach Tische zu deinem Vater

gehen und dich zum Weibe begehren und ich darf hoffen, daß er ohne Widerspruch einwilligen wird: dann wollen wir unsere Hochzeit festlich begehen.

Hierauf entfernte sich Lattantio und ging zu Tische. Nach der Mahlzeit begab er sich zu Nicuolens Vater. Nicuola aber verfügte sich mit Frau Pippa nach ihrem älterlichen Hause, wo sie von ihrem Vater fröhlich empfangen ward.

Paolo hatte kaum zu Mittag gespeist, als er die Herberge verließ und sich ganz allein nach dem Hause Catellens aufmachte. Schon aus der Ferne sah er den Gerardo das Haus verlassen und ich weiß nicht wohin gehen. Kaum war Gerardo fort, als Catella sich an dem Fenster zeigte und den Paolo erblickte. Sie hielt ihn für Romulo, und winkte ihm, da er näher gekommen war, einzutreten. Um sich über diese seltsamen Dinge Aufklärung zu verschaffen, betrat er das Haus und sogleich stieg Catella die Treppe herab, küßte und umarmte ihren vermeintlichen Romulo auf das Zärtlichste und sprach: Mein süßes Leben, aller meiner Gedanken einziges Ziel, du machst dich auch gar zu selten. Du bist mir so gut nicht, als ich dir bin: ich habe dir erst vor zwei Tagen mein Herz erschlossen und daß ich keinen andern Gemahl als dich begehre. Laß uns hierunten in diese Kammer treten. Hierauf befahl sie dem Mädchen, auf die Rückkunft des Herrn Acht zu haben und ihr Nachricht davon zu geben.

Dann überhäufte sie den Paolo mit heißen Küssen,

rte ihm die süßesten Worte zu und schien, indem
n neckend und scherzend auf die Lippen biß, in sei-
Armen vergehen zu wollen. Er, der eben nichts
ger als albern war und wohl sah, daß er mit ei-
Andern verwechselt werde, zeigte sich ganz ent-
nt vor Begierde, verstummte im Uebermaaß der
esglut und küßte sie vielmals unter tiefen Seufz-
. Süßes Leben, sprach Catella, ich wollte du ent-
gtest dich ganz deines Herrn, damit wir so oft es
s beliebte beisammen sein könnten. Sorgt deßhalb
ht, antwortete Paolo, ich will schon Mittel finden,
ch von ihm los zu machen. Wohl, süßes Leben,
rach Catella und schloß ihn unter Küssen immer fester
n ihr Herz. Paolo, der ein feuriger Jüngling und
icht übel geneigt war, ihre Wünsche zu befriedigen,
rückte die Hände zärtlich an ihre Brüste, die noch
jungfräulich und fest, aber rund und voll wie zwei
Aepfelchen waren, und als er sah, daß sie sich nicht
spröde zeigte, begann er dem letzten Ziel aller verliebten
Wünsche allgemach näher zu bringen. Catella, die ganz
vor Liebe glühte, und so heftig entbrannt war, daß sie
in den Armen des schönen Jünglings, von welchen sie
sich umschlungen sah, eine nie geahndete Wonne em-
pfand, ließ ihn ruhig gewähren, und Paolo, der diese
Gelegenheit nicht versäumen wollte, warf sie unter Ko-
sen und Scherzen auf ein Bette und ließ sie, bei der
ersten Lanze, die er brach, eine herbe Süßigkeit empfin-
den, aber in den folgenden Gängen hielt er sich so ta-

rſer, daß er noch vier andere Schäfte zu ſolchem Entzücken der Jungfrau in Stücke brach, daß ſie wohl gern nochmals vier Gänge gemacht hätte. Unter ſolchen Spielen gedachten ſie des Tags bis Stunden nicht, und das Hausmädchen, das noch mancherlei Geſchäfte im Hauſe zu beſorgen hatte, ging hinweg und ließ die Thüre offen. Darüber kam Gerardo zurück und trat in das Haus. Als er an der Kammer vorbei kam, wo die vom Turnier ermüdeten Liebenden ſich auf eine Bank niedergelaſſen hatten und ſich in ſüßen Geſprächen ergingen, hörte er drinnen reden und rief: Wer iſt da? Dieß rufen und mit dem Fuß wider die Thüre ſtoßen, daß ſie aufflog, war Eins.

Als er den Paolo bei der Tochter erblickte, hielt er es auf den erſten Blick für entſchieden, daß es nicht Paolo ſondern Nicuola ſei, in welche er, wie bereits erwähnt, heftig verliebt war. Alsbald verließ ihn der Zorn, in welchen er gerathen war, da er einen Mann bei Catellen zu finden gemeint hatte; er faßte den Paolo ins Auge und je mehr er ihn betrachtete, deſto mehr überzeugte er ſich, daß er Nicuolen vor ſich habe. Catella, die beim Erſcheinen ihres Vaters faſt vor Schrecken geſtorben war, und Paolo, der an allen Gliedern zitterte, warteten, als ſie ſahen, daß der Alte ſich herunterbog und ohne ein Wort zu ſprechen davonging, mit gefaßterm Muthe den Ausgang der Sache ab. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß Paolo und Nicuola, ſeine Schweſter, ſich ſo ähnlich ſahen, daß es ſelbſt Dem, der

äher kannte, die größte Mühe kostete, das Mädchen
dem Jüngling zu unterscheiden. Nachdem Gerardo
Paolo eine Zeitlang mit der größten Verwunderung
achtet hatte, hielt er sich, da er wußte, Ambrogios
hn sei verschollen, völlig überzeugt, daß Nicuola sich
Mann gekleidet habe und sprach zu Paolo: Ni-
ola, wenn ich nicht wüßte, wer du bist, so versichere
dich, daß es dir übel ergehen sollte. Dann wandte
sich zu Catella und befahl ihr hinaufzugehen, Ni-
olen aber unten zu lassen: er werde eine bessere Ge-
llschaft für sie abgeben. Catella entfernte sich und
chätzte sich glücklich, noch so davon gekommen zu sein,
a sie der Vater weder geschlagen noch gescholten hatte,
aber sie wußte es sich gar nicht zu erklären, warum er
ihren Geliebten Nicuola nenne. Paolo seinerseits fürch-
tete, der Alte beabsichtige ihm zu thun, wie er seiner
Tochter gethan hatte und sprach bei sich selbst: Dieser
thörichte Alte möchte wohl gern auf Holzwegen wandeln,
aber er wird übel ankommen. Als sich Catella entfernt
hatte, hub Gerardo an: Meine süße Nicuola, was ist
das für eine Tracht, in der ich dich erblicke? Wie er-
laubt es dein Vater, daß du so allein gehen darfst?
Sage mir doch, was du hier gewollt hast? Kamst du
vielleicht zu sehen, wie ich das Haus in Ordnung halte
und wie ich lebe? Erst vor zwei Tagen sprach ich mit
deinem Vater, da er just nach Esi zurückkam und als
ich ihn bat, sich zu entscheiden, ob er mir deine Hand
zusagen wolle, oder nicht, sagte er, er werde darüber

nächstens mit mir sprechen. Ich versichere dich, du sollst es gut bei mir haben; das ganze Haus soll unter deinen Befehlen stehen.

Während dieser Anrede des Alten, dachte Paolo bei sich selbst: Sonderbar, das ist nun das zweite Mal, daß ich mit einem Andern verwechselt werde. Die Tochter dieses Alten hält mich für ihren Geliebten, Namens Romulo, und er denkt, ich sei meine Schwester. Aber wenigstens ist seine Tochter nicht ganz im Irrthum. Gerardo wiederholte ein Mal über das Andere: Nicuola, du antwortest mir nichts? Sage mir, was du beschließest, so will ich für das Uebrige sorgen. Hierauf wollte er sie küssen, aber Paolo stieß ihn zurück und sprach: Wenn ihr etwas von mir wollt, so sprecht mit meinem Vater und laßt mich gehen, denn ich weiß selbst nicht, wie ich hieher gekommen bin. Der Alte, der ihn noch immer für Nicuola hielt, entgegnete: Wohlan denn, so gehe, ich werde mit deinem Vater sprechen und schon Alles ins Reine bringen.

Paolo entfernte sich und begab sich sofort in das Haus seines Vaters, wo er den Lattantio antraf, der bereits um Nicuolen angehalten, welche dem Ambrogio, der ihn als einen reichen und edeln Jüngling kannte, auch sofort zugesagt hatte. Als Paolo in das Haus trat, meinte Lattantio bei seinem Anblick zu erstarren, und hätte Ambrogio nicht in demselben Augenblicke seine Hand in die seiner Tochter gelegt, so würde er geschworen haben, es sei Nicuola. Es ist unmöglich,

renzenlose Freude zu beschreiben, die den Ambrozio
der unerwarteten Zurückkunft des längst todt ge-
bten Sohnes beglückte, und seine Wonne war um
auterer, als er nicht bloß ihn wieder gewonnen,
dern auch die Tochter ehrenvoll vermählt hatte.
e Liebkosungen und Freudenbezeugungen des glückli-
n Doppelpaars wollten nicht enden. Als die Abend-
ahlzeit aufgetragen ward, kam noch Gerardo hinzu.
s er Nicuolen mit Lattantio scherzen und den Paolo,
en er für Nicuola gehalten hatte, mit dem Vater
rechen sah, sprach er wie außer sich: Gott stehe mir
ei! Ich weiß nicht, ob ich träume, oder was mit
mir vorgeht. Er faltete die Hände und blieb eine
Weile voll Verwunderung stehen. Paolo, dem Catel-
lens süße Küsse das größte Vergnügen gewährt hatten,
bat seinen Vater, daß er ihm die Gnade erweise, ihn
mit Gerardos Tochter zu vermählen. Ambrogio, dem
diese Verschwägerung sehr vortheilhaft schien, erklärte
hierauf dem Gerardo, daß er seine Nicuola dem Lat-
tantio zur Ehe gegeben, und bat ihn Catellen mit sei-
nem Sohne Paolo zu vermählen, so daß auch dieses
zweite Bündniß sogleich zu Stande kam, und Ambro-
gio die Freude hatte, den Sohn gegen alle Erwartung
reich und gut versorgt wiederzufinden und zugleich die
Tochter glücklich vermählt zu sehen. Paolo ließ seine
Dienerschaft und sein Gepäcke aus dem Gasthause ab-
holen, behielt einige der Diener für sich und befriedigte
die Uebrigen, welche er verabschiedete, vollkommen.

Alle waren voller Freuden außer Gerardo, der Nicolen zu besitzen gewünscht hatte; indeß beruhigte er sich zuletzt. Die beiden Liebenden lebten mit ihren Frauen noch lange Jahre glücklich und zufrieden.

XIV.

Zu

Pericles

Fürst von Cyrus.

1. Gesta Romanorum. 1497. Cap. 153.

2. Ein schöne Historn, vom König Appolonius, Wie er von seinem Landt vertrieben, Schiffbruch und mancherlei unglück erlitten, und doch endlich durch Glück wider in sein Landt kommen ist. 1556.

Apollonius von Tyrus.

König Antiochus regierte in Antiochia, welche Stadt
n ihm den Namen hat und zeugte mit seiner Ge-
ahlin eine Tochter von wunderlieblicher Gestalt, wel-
e, da sie ihre mannbaren Jahre erreicht und an
Schönheit immer zugenommen hatte, von vielen Prin-
en königlichen Geblüts unter Anerbietung unschätzbarer
Morgengabe zur Ehe begehrt wurde. Während aber
der Vater mit sich zu Rathe ging, welchem er seine
Tochter am Liebsten zum Weibe geben wolle, weiß ich
nicht von welchen unnatürlichen Gelüsten und scharfen
Flammen er entzündet ward, seine Tochter mehr zu lie-
ben, als einem Vater geziemt; jedoch loderte diese sträf-
liche Begierde so mächtig in ihm auf, daß sie mit der
Scham in einen harten Kampf gerieth, in welchem
die Begierde den Sieg davon trug.

Eines Tages trat er in die Kammer seiner Toch-
ter und befahl ihrer Dienerschaft, sich zu entfernen, in-
dem er eine geheime Unterredung mit ihr zu haben

wünſche. Als er ſich hierauf mit ihr allein befand, reizte ihn die Wuth ſeiner Begierde, der Tochter ſo kräftig Gewalt anzuthun, daß ſie dem böſen Willen des Vaters nicht widerſtehen konnte, ſondern gezwungen ward, ihn zu vollbringen.

Als ſie wieder allein war und ihrer That nachdachte, trat ihre Meiſterin ein und fand ſie mit weinenden Augen. Warum, meine Theure, frug ſie, trauerſt du ſo? O Allerliebſte, verſetzte die junge Königin, in dieſer Stunde ſind zwei edle Namen von mir entwichen. Welche meinſt du? frug die Meiſterin. Keuſchheit, verſetzte die Königin, und kindliche Liebe, die ich beide verloren habe, ehe ich einem Gemahl anvermählt bin. Da gerieth die Meiſterin außer ſich vor Schrecken und frug zitternd: Und welcher Teufel war ſo verwegen, dein königliches Bette zu ſchänden? Die Gottloſigkeit, entgegnete die Königstochter. Und warum entdeckſt du es nicht deinem Vater? frug die Meiſterin wieder. Wenn du mich nicht verſtehen kannſt, verſetzte die Königin, ſo iſt der väterliche Name an mir zu Schanden geworden; mir bleibt keine andere Hülfe als der Tod. Da die Meiſterin dies hörte und ſah, wie ihr Pflegling im Bewußtſein der begangenen Sünde ſich ſelbſt zu tödten begehre, beſtrebte ſie ſich, ihr Troſt zuzuſprechen um ſie vor dem Selbſtmorde zu bewahren.

Der gottloſe König bemühte ſich indeß, vor ſeinem Hofgeſinde den zärtlichen Vater gegen die Tochter zu

ſtel-

ſpielen, damit ſein öfteres Aus- und Eingehen zu ihr keinen Argwohn errege. Während er ihr aber zwiſchen ſeinen vier Pfählen heimlich einen Gemahl verſchafft hatte, ſann er auf eine neue Bosheit, womit er die Freier ſeiner Tochter vertreiben möchte, um ſelbſt ihres ungeſtörten Beſitzes genießen zu können. Er ließ daher bekannt machen, Wer ſeine Tochter zum Gemahl begehre, der müſſe zum Beweiſe, daß er Weisheit und Einſicht genug beſitze, um dereinſt nach ſeinem Tode ſein Nachfolger im Reiche zu werden, ein Räthſel löſen, das er ihm vorlegen werde; wer ſich aber deſſen unterfange und die Löſung nicht finde, deß Haupt ſei dem Schwerte verfallen. Dies ließ er mit großen Buchſtaben ans Thor ſchreiben.

Die unerhörte Schönheit der Prinzeſſin verleitete viel ſtolze Fürſten und Königsſöhne, um ſie zu werben, wenn ſie aber auch durch ihre Weisheit die Löſung des Räthſels fanden, ließ ihnen der König, als hätten ſie den rechten Sinn verfehlt, das Haupt abſchlagen und auf die Zinnen der Thore ſtecken, damit die ankommenden Freier das Bild des Todes erblickten und von Furcht ergriffen, von der Werbung abſtänden.

Während er dieſe Grauſamkeiten verübte, erhub ſich ein Jüngling, Apollonius geheißen, ein gewaltiger König von Tyrus und Sidon, dem viel Kunſt und Wiſſenſchaft von ſeinen weiſen Meiſtern überliefert worden. Ohne Ahnung von der Bosheit und Treuloſigkeit des Antiochus, fuhr er über Meer nach Antiochia, trat hinein zu dem Könige, grüßte ihn und warb um

ſeine Tochter. Als der König hörte, was er nicht zu hören wünſchte, ſah er den Jüngling an und frug: Kennſt du nicht die Bedingungen der Werbung? Ich kenne ſie und las ſie an der Pforte, gab Apollonius zur Antwort. Wohlan denn, ſprach der König prunig; ſo vernimm das Räthſel und löſ' es, wenn dir dein Leben lieb iſt:

Vom Fleiſch der Mutter ſpeiſ' ich mich,
Mir ſelber Mutter ſicherlich;
Mein Vater iſt zugleich mein Sohn
Und buhlt um meinen Minnelohn.
Ich bin ihm Mutter, Tochter, Weib;
Doch wie er heiſt meinen Leib,
Noch ſtellt ſich nicht der Bruder ein
Der Sohn mir würd und Onkel ſein.

Der Jüngling vernahm die Frage des Königs und ging eine Weile bei Seite, ſich zu bedenken: ſein Scharfſinn und die Gnade Gottes ſtanden ihm bei, daß er die wahre Auslegung fand; darauf trat er zu dem Könige und ſprach: Großer König, du gabſt mir das Räthſel; vernimm nun die Löſung: Vater, Mann und Sohn in einer Geſtalt und Mutter, Tochter und Weib in der andern, deutet auf eine Todſünde, deren Urheber ich aus Schonung zu nennen vermeide; willſt du aber, daß ich deutlicher ſprechen ſoll, ſo bin ich auch dazu bereit.

Als der König die Löſung des Räthſels vernahm, und fürchtete, der Jüngling werde ſeine Schande kund

machen, ſah er ihn mit zornglühenden Blicken an und ſprach: O wie weit iſt deine Auslegung von der Wahrheit! Du biſt auf ganzer falſcher Spur und haſt das Leben verwirkt: doch will ich noch dir dreißig Tage Bedenkzeit geben. Kehre in deine Heimath zurück und wenn du dann die rechte Auslegung gefunden haſt, ſo komm wieder hieher und ich gebe dir meine Tochter zur Ehe; wo nicht, ſo fällt dein Haupt unterm Schwerte.

Ueber dieſe Worte beſtürzt ging Apollonius mit ſeinem Gefolge zurück nach dem Schiffe und ſegelte heim nach Tyrus. Aber kaum war er abgefahren, ſo berief Antiochus ſeinen Hofmeiſter Taliarchus und ſprach zu ihm: O getreuer Taliarchus, einziger Vertrauter meines Herzens und meiner geheimſten Gedanken, wiſſe, daß Apollonius von Tyrus die Löſung meines Räthſels gefunden hat. Beſteige alſo ſchleunigſt ein Schiff, verfolge ihn ſo lange, bis du ihn findeſt, und richte ihn mit Schwert oder Gift vom Leben zum Tode. Wenn du zurückkehrſt, ſollſt du reichlichen Lohn empfangen. Taliarchus gehorchte, bemannte ein Schiff, verſah ſich mit Gold und großem Gut und fuhr nach der Heimath des Jünglings.

Apollonius kam aber früher an, ging in ſein Haus, erſchloß einen Schrein und ſchlug alle ſeine Bücher nach, konnte aber keine andere Auslegung finden, als die er dem Könige geſagt hatte. Da ſprach er zu ſich ſelbſt: Der König brennt in unkeuſcher Liebe zu ſeiner Tochter, ich habe ſein Räthſel gelöſt und doch den Lohn

nicht erhalten: er wird mir vielmehr nach dem Leben ſtehen, weil ich ſeine Schande durchſchaute. Darum beſſer von ihm aeflohen als aeſtorben. Er ließ alſo ſeine Schiffe bereiten und mit hunderttauſend Malter Korns beladen, auch nahm er große Schätze an Gold, Silber und koſtbaren Gewändern mit und fuhr mit Wenigen ſeiner getreuſten Diener in der dritten Stunde der Nacht aus Tyrus der offenen See entgegen.

Am andern Morgen ward er von ſeinen Bürgern geſucht und nirgend gefunden; allgemeine Klage erſcholl über das Land, weil der geliebte Fürſt und Gebieter verſchwunden war. Die ganze Stadt ergriff Unmuth und Verzweiflung, denn die Tyrier hatten ihn ſo ſehr geliebt, daß ſie ein Verbot ausgehen ließen, daß Niemand ſich den Bart ſcheeren ſolle; die öffentlichen Schauſpiele wurden eingeſtellt, die Bäder geſchloſſen, Niemand betrat die Tempel und Tabernen.

Während dieſer Landestrauer kam Taliarchus, den Antiochus geſandt hatte, den jungen Fürſten zu tödten, in Tyrus an, und da er Alles geſchloſſen fand, fragte er einen Jüngling, der ihm begegnete: Warum iſt die Stadt in ſolches Leid verſetzt und alle Freude von dem Volke gewichen? Der Jüngling antwortete: Weißt du das nicht, was Jedermann kund iſt? Unſer König Apollonius, der von Antiochien zurückgekommen war, iſt plötzlich verſchwunden und Niemand kann ſagen, ob er todt oder lebendig ſei. Als Taliarchus dies hörte, ward er wohlgemuth, beſtieg ſein Schiff, fuhr nach Antiochia heim und trat fröhlich vor den König: Freue

dich, ſprach er, o Herr, denn Apollonius iſt aus Furcht vor dir aus ſeinem Lande geflohen und Niemand weiß wo er ſei. Da ſprach der König: Er mag wohl fliehen, aber nicht entrinnen. — Darum ließ er öffentlich ausrufen: Wer den Apollonius von Tyrus, der Se. Majeſtät beleidigt und das Leben verwirkt habe, ihm gefänglich ausliefere, der ſolle funfzig Pfund Goldes haben; wer ihm aber ſein Haupt bringe, dem verheiße er die doppelte Summe. Da wurden nicht nur ſeine Feinde ſondern auch die Freunde, die er vormals gehabt hatte, durch Goldgier gereizt, ihm nach dem Leben zu trachten. König Antiochus ließ ganze Flotten ausrüſten, den Jüngling zu verfolgen, ſo weit das Meer Schiffe tragen möchte. Da ward nach ihm geſucht auf dem Meer, auf dem Land, in Wäldern und Bergen, und in allen heimlichen Höhlen und Schlüften, doch nirgend fand man ihn.

Ehe aber noch die Flotte des Antiochus ins Meer lief, landete Apollonius bei der Stadt Tharſus und als er im Hafen auf und ab ging, begegnete ihm einer ſeiner Bürger aus Tyrus, mit Namen Elinatus, der in derſelben Stunde in den Hafen von Tharſus geſegelt war. Dieſer trat zu ihm und ſprach: Sei gegrüßt, König Apollonius. Apollonius aber that wie die Mächtigen gewöhnlich gegen die Geringen und verſchmähte ſeinen Gruß. Das erzürnte den alten Elinatus, er grüßte ihn abermals und ſprach: Sei gegrüßt, König Apollonius und grüße mich wieder, verachte mein Alter und meine Armuth nicht, denn Rechtſchaffenheit zieren

ſie. Wüßteſt du, was ich weiß, du würdeſt mehr auf deiner Hut ſein. Da ſprach Apollonius: So ſage mir, was du weißt. Du biſt in der Acht, antwortete Clinatus. Wer hat Gewalt, antwortete Apollonius, einen König in die Acht zu thun? König Antiochus, fuhr Clinatus fort, hat einen Preis auf dein Haupt geſetzt, weil du ſein Tochtermann werden wolltest. Und wie hoch iſt der Preis? frug Apollonius. Wer dich ihm lebendig ausliefert, ſprach jener, dem verheißt er funfzig Pfund Goldes zum Lohne, und das Doppelte iſt auf dein Haupt geſetzt, deßhalb warne ich dich, auf deine Sicherheit bedacht zu ſein. Mit dieſen Worten wollte er von ihm ſcheiden, aber Apollonius rief ihn zurück und gebot ihm zu folgen, er wolle ihm die hundert Pfund Goldes geben, die er durch ſeine Warnung an ihm verdient habe. Wo nicht, ſo ſolle er ihm das Haupt abſchlagen und den König damit erfreuen, dann habe er wieder hundert Pfund Goldes und keine Schuld, da er ſelbſt ihn bitte, dem König Antiochus dieſe große Freude zu machen. Da antwortete der Greis: Das wende Gott, daß ich jemals um ſolcher Urſache willen Gold nehmen ſollte: unter guten Menſchen läßt ſich rechte Liebe und Freundſchaft mit Gold und Silber nicht erkaufen. Ich habe dich gewarnt aus Treue und Zuneigung und nicht um Gaben; damit ſcheide ich von dir.

Mit traurigem Herzen ging Apollonius noch immer am Ufer hin und her, als er einen Menſchen in großem Unmuth auf ſich zu kommen ſah, den er wohl

erkannte; sein Name war Stranguilio. Als er in seine Nähe gelangte, grüßte ihn Apollonius. Stranguilio antwortete: Sei gegrüßt, König Apollonius: welcher Kummer hält dich hier in dieser traurigen Oede? Ich bin geächtet, gab er zur Antwort, und landflüchtig vor König Antiochus und möchte in eurer Stadt eine Zuflucht suchen, wenn ihr sie gewähren könnt. O mein Herr Apollonius, antwortete Stranguilio, diese Stadt ist die allerärmste von der Welt und mag dich nicht nach königlichen Ehren erhalten, denn wir leiden große Hungersnoth, Mißwachs und Theurung; die Bürger selbst verzweifeln an Rath und Hoffnung und haben den grausamsten Tod vor Augen.

Da sprach Apollonius: So danket Gott, der mich Landflüchtigen an eure Küste führte: denn wollt ihr mich hier verborgen halten, so geb ich euern Bürgern hunderttausend Malter Korns zur Steuer ihres Hungers. Als Stranguilio dies hörte, warf er sich zur Erde vor ihm und sprach: Mein König Apollonius, wenn du der Hungersnoth dieser Stadt zu Hülfe kommst, so wollen wir nicht allein deine Flucht verborgen halten, sondern im Nothfall für dich streiten bis in den Tod. Darauf bestieg Apollonius die Bühne auf offenem Markt und sprach zu der versammelten Volksmenge: Ihr Bürger von Tharsus, die der Mißwachs drückt und aufreibt, vernehmt meinen Rath: ich bin Apollonius, der Beherrscher von Tyrus, der bei euch Zuflucht und Sicherheit sucht, denn die Bosheit des Königs Antiochus vertreibt und verfolgt mich: wollt

ihr meine Flucht verhehlen und mein Leben schützen, so geb ich euch hunderttausend Malter Korns für den Preis, den sie in meinem Lande kosteten, das Malter zu acht Schillina.

Als die Bürger hörten, daß sie das Korn so wohlfeil kaufen sollten, wurden sie wohlgemuth, versprachen ihm Schutz und Sicherheit und sagten ihm tausend Dank. Sofort ließ er Jedermännialich das Korn nach seiner Nothdurft zumessen, und die Bürger zahlten ihm willialich und mit Freuden ein Jeder nach dem Maaße, das ihm gemessen worden.

Als aber das Korn ausgeteilet war, gedachte Apollonius, daß Kaufmannschaft und königliche Würde nicht zusammen stimmten und wollte lieber milder Geber als Verkäufer heißen. Er berief also von Neuem das Volk, und schenkte ihm das Geld, das er für das Korn empfangen hatte. Durch so viel Wohlthaten wurden ihm die Bürger zu Lieb und Dank entzündet und setzten ihm eine Säule auf offenem Markt errichten, und darauf stand sein Bild, wie er mit der rechten Hand das Korn austheilte und mit dem linken Fuß das Geld von sich stieß. Und an dem Fuß der Säule las man die Inschrift: Die Stadt Tharsus dem Apollonius von Tyrus zum ewigen Gedächtniß seiner Milde, die sie vom grimmen Tode erlöste.

Nicht lange darauf ging Stranguilio mit seinem Weibe Dionysiades insgeheim zu Apollonius und sprach also: Herr, wir fürchten, du liegst zu lang an einem Ort und könntest leicht ausgekundschaftet werden:

wir rathen dir, dich eine Zeitlang hinwegzubegeben um den Sycher zu täuschen, und dann wieder zu kommen, wenn sie dich anderswo suchen. Apollonius folgte ihrem Rath, ließ seine Schiffe bereiten, segnete das Volk, das ihn mit großen Ehrenbezeugungen trauernd zum Gestade geleitete und fuhr von dannen nach Pentapolis, wo er unerkannt und friedlich zu leben hoffte. Günstige Winde förderten seine Fahrt drei Tage und drei Nächte, aber fern von dem Gestade der Stadt Tharsus erhob sich plötzlich ein ungestümes Wetter, daß sich die Bläue des Himmels verbarg und die Nacht dicht über dem Meere lag. Darauf heulten alle Winde im Sturme durcheinander: Aquilo von Mitternacht, Eurus von Mittag brachten Nebel, Regen und Hagel; die Wolken ergossen sich in Strömen, das Meer schwoll auf und die Schiffe tanzten von Welle zu Welle, bald in den Grund des Meeres, bald hoch empor in die Lüfte geschleudert. Africus und Zephirus kämpften wider einander, zerrissen die Segel und zerbrachen die Schiffe, daß sie aus einander barsten und alle Mannschaft in die Tiefen des Meeres versenkten. Da ward viel königliche Zierde, Gold, Silber und Edelgestein und reiches Gewand ein Raub der Wellen, des Königs Diener verdarben, er selbst rang nackt mit den Fluten, aber das Glück und seine Jugendkraft standen ihm bei, daß er ein Bret ergriff und sich darauf fristete, bis ihn der Sturm an das Gestade warf.

Nun stand er am Ufer und sah auf das Meer, das sich allmählig beruhigte und sprach bei sich selbst: O

ungetreues, verrätherisches Meer, noch boshafter als jener grausame König, wie hast du mich aller meiner Ehren und Güter beraubt, daß ich nackend und zitternd hier stehen muß? Wie soll ich die Heimath wieder finden; wer wird dem Unbekannten Nahrung und Hülfe reichen? Während er so sprach, sah er einen jungen Fischer auf ihn zukommen, dessen rüstige Glieder halbzerrissene Leinwand bedeckte. Von der Noth gezwungen warf er sich weinend zu seinen Füßen. Wer du auch seist, sprach er, erbarme dich des nackten Schiffbrüchigen, den nicht niedre Geburt, sondern Ungestüm des Geschicks so entblößte. Und daß du wissest, wessen du dich annimmst: es ist Apollonius von Tyrus, der Fürst seines Landes, der zu dir flieht, daß du sein Leben erhaltest. Als der Fischer die gute Gestalt des Bittenden betrachtet und seine Worte vernommen hatte, führte er ihn mitleidig in seine elende Hütte, theilte sein Bischen Armuth williglich mit dem Hungernden und setzte ihm vor, was er nur aufbieten mochte. Ja, um ihm völlig seinen guten Willen kund zu geben, zog er seinen schlechten Rock aus, theilte ihn in zwei Theile und gab ihm den einen, daß er seine Blöße damit bedecke. Dann sprach er zu ihm: Nimm hin, was ich habe, und gehe in die Stadt Pentapolis, die hier nahe bei liegt, vielleicht findest du dort Erbarmen, denn da ist königlicher Reichthum; wo nicht, so kehre zu mir zurück, und laß dir an meiner Armuth genügen. Solltest du aber je wieder in deine frühere Herrlichkeit zurückkehren, so gedenke des Armen und verschmähe ihn nicht. Da ant-

wortete Apollonius: Wenn ich dein vergesse, so wolle mir Gott abermals Schiffbruch senden und mich Niemand finden lassen, der sich mein erbarmt, wie du gethan hast. Darauf ließ er sich den Weg zeigen und machte sich auf nach dem Thore.

Als Apollonius in die Stadt kam und überlegte, wo er Hülfe suchen solle, sah er einen Knaben mit einem Becken durch die Strafen laufen, der an alle Thüren klopfte und mit lauter Stimme rief:

Hört Reich und Arm,
Das Bad ist warm:
Wer sich waschen will und salben,
An Haupt und Fuß und allenthalben,
Herr oder Knecht, Mann oder Weib,
Es ist gesund für Seel und Leib.

Da er dies hörte, gedachte Apollonius, in Badestuben und Tabernen möge man leicht Bekanntschaften anknüpfen, trat also in das Bad, zog seinen Rock ab, wusch sich in dem klaren Wasser rein und schaute sich dann um, ob er Jemand fände, der ihm gleich sei und dem er zu dienen Willen habe. Doch alsbald erscholl der Ruf: Der König kommt zu baden, und Apollonius ging herfür um ihn zu schauen. Da sah er den König Archistrates, der das ganze Land umher beherrschte, mit großer Dienerschaar in das Bad treten und zur Kurzweile den Ball schlagen. Da gedachte Apollonius: Dieses Spiels weiß ich mich Meister, und konnte sich nicht enthalten, dem Ball entgegen zu laufen, wel-

eben er ſo gewandt zurück und dem Könige zuſchlug, daß er deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte. Da ſprach der König zu ſeinen Dienern: Weicht zurück, hier iſt ein Jüngling, der es mir gleich thun mag. Als Arellenius ſich loben hörte, faßte er Muth, folgte dem Könige in die Badeſtube und nahte ſich, ihm zu dienen. Er ergriff die Büchſe mit wohlriechenden Oelen und wuſch und ſalbte ihn mit ſo linder und gefügiger Hand, daß der König ein beſonderes Wohlgefallen daran hatte. Darauf wärmte er ihn auf weichen Pfühlen, half ihn bekleiden und wich beſcheiden zurück, als der König die Badeſtube verließ. Auf dem Heimwege ſprach der König zu ſeinen Gefährten und Dienern: Wahrlich, ich ſchwöre euch, nie hat mich das Bad ſo erquickt wie heute durch den Dienſt dieſes unbekannten Jünglings. Darum gehe Einer von euch und berufe ihn zu meinem Tiſch, denn ſein Betragen verrieth zur Genüge, daß er ſolcher Ehre wohl würdig iſt.

Als der Diener des Königs zu Arellenius kam, fand er ihn in ſeinem zerriſſenen Rocke, der ihn nothdürftig bekleidete. Es iſt des Königs Wille, ſprach er zu ihm, daß du mit ihm bei Hofe das Mahl nehmeſt. Du ſiehſt, antwortete Arellenius, daß ich meinen Leib nicht bedecken mag, darum bin ich unwürdig am Hof zu erſcheinen und an des Königs Tiſch auf dem Stuhl der Ehren zu ſitzen, denn aller meiner Habe hat mich das Meer beraubt. Das bitte ich dich dem Könige zu ſagen; jedoch ſei ich bereit nach ſeinem Gebote zu thun. Der Diener ging zu dem Könige zurück und ſprach:

Herr, der Jüngling iſt unbekleidet, er hat einen Schiffbruch erlitten und trägt nichts als einen halben, zerriſſenen Rock um ſeine Glieder, der ihm aus Barmherzigkeit geſchenkt worden iſt: darum ſchätzt er ſich unwürdig in deinem Saal zu ſitzen. Darauf ließ ihn der König in koſtbare Gewande kleiden und an ſeine Tafel führen. Apollonius ward wohlgemuth und trat mit adlichen Geberden und gutem Anſtande vor den König, der ihn wohl empfing und ihm gegenüber an ſeinem Tiſche ſitzen hieß. Darauf ward ein köſtliches Mahl nach königlichen Ehren aufgetragen, Gold- und Silbergeſchirre bedeckten die Tafel, der Saal war mit reichgeſtickten Teppichen wohl verziert, zahlreiche Diener trugen Speiſen und Weine herbei, eine herrliche Muſik erſcholl und alles Hofgeſinde lebte in Jubel und Freude. Nur Apollonius freute ſich nicht, ſondern blickte mit Wehmuth und Trauer auf das königliche Mahl: die goldenen und ſilbernen Kleinodien erinnerten ihn an ſeine eigenen Schätze, die er auf dem Meer eingebüßt, und wie er aus ſeinem Königreiche vertrieben ſei und darüber verfiel er in ſolchen Unmuth, daß er weder eſſen noch trinken mochte. Da fragte ihn Einer von den Tiſchgäſten, warum er ſo unfroh ſei und nicht eſſen möge? Ob er das Glück des Königs beneide, daß er ſeine Kleinodien ſo unverwandt anſtarre? Da ſtrafte ihn der edle König Archiſtrates ſeines böſen Argwohns und ſprach: Er beneidet meinen Reichthum nicht, ſondern gedenkt der eigenen verlorenen Güter. Dann wandte ſich der König heitern Angeſichts zu Apollonius

und ermahnte ihn fröhlich zu sein: Fasse dich, Jüngling, iß und trink und vertraue Gott, er wird dich nicht verlassen und dir Alles ersetzen.

Während der König dem Jünglinge zuredete, trat die Tochter des Königs mit ihrem Hofgesinde in den Saal und küßte erst den Vater und dann seine nächsten bei ihm sitzenden Freunde. Dann ging sie wieder zu dem König und sprach: Lieber Vater, wer ist der Jüngling, dem du den Ehrenplatz an deinem Tische eingeräumt hast und der so traurig ist? Da sprach der König: Liebe Tochter, dieser Jüngling hat einen Schiffbruch erlitten und mir heute im Bade so wohl gedient, daß ich ihn an meinen Tisch berufen habe; wer er sein mag, weiß ich nicht; doch willst du es wissen, so gezimt dir nicht übel, ihn zu fragen und wenn du es wagst, so sei ihm gütig und barmherzig. Da wandte sich die junge Königin zu Apollonius und sprach: Edler Jüngling, deine Gestalt und Geberde verräth Adel und Zucht: wenn es dir nicht zuwider ist, so sage mir deinen Namen und welche Unfälle dich betroffen haben? Da antwortete der Unbekannte: Fragst du nach meinem Namen, den verlor ich im Meere; fragst du nach meinem Stande, den ließ ich in Tyrus. Da sprach die Jungfrau: Ich bitte dich, rede deutlicher, denn dein Unglück dauert mich. Da sprach Apollonius: So wisse denn, ich bin von hohem Geschlecht in Tyrus geboren und verließ der Feindschaft des Königs Antiochus halber die Heimath mit großem Gut, das mir Alles sammt den Schiffen im Meere versunken ist; ich

ſelbſt bin nackend auf einem Bret mit groſer Mühe dem Tod entronnen. Bei dieſen Worten konnte er ſich der Thränen nicht länger erwehren.

Als das der König erſah, ſprach er zu der Tochter: Hör auf, liebes Kind, du haſt ihn genug gefragt, du erneuſt ihm nur die vergangenen Schmerzen. Da er dir aber ſeinen Namen und ſein Unglück offenbart hat, ſo ziemt dir wohl, daß du ihn wieder froh machſt und deine königliche Milde an ihm erzeigeſt. Da gehorchte die Jungfrau dem Willen des Vaters und ſprach zu dem Jüngling: Tröſte dich Apollonius und faſſe Muth: du ſollſt unſer Hofgeſinde ſein und von meinem Vater Reichthum empfahen. Apollonius dankte ihr mit Scham und Seufzen für alle Güte.

Darauf ſprach der König: Tochter, daß der Jüngling und alle Tiſchgenoſſen wieder wohlgemuth werden, ſo erfreu uns mit deinem Geſange zur Harfe und anderm Saitenſpiel. Da ließ Lucina die Harfe bringen und ſpielte und ſang ſo wonniglich, daß Jedermann, der ſie hörte, davon entzückt ward und Alle ſie lobprieſen und ſagten, ſie hätten nie beſſern und ſüſern Geſang vernommen. Nur Apollonius ſchwieg und lobte ſie nicht. Da ſprach der König zürnend: Du thuſt unhöflich, Apollonius: meine Tochter wird von männiglich als die Allerbeſte in der Muſik und vielen Saitenſpielen gerühmt; du allein ſchweigſt und verachteſt ſie. Guter König, antwortete der Jüngling, wenn du erlaubſt, ſo rede ich, wie ich denke: deine Tochter hat in der Kunſt einen Anfang, aber die rechte Meiſterſchaft fehlt ihr,

und willst du das bewiesen haben, so gebeut deiner Tochter, mir die Harfe zu leihen, so will ich dir singen und die rechte Kunst hören lassen. Da sprach der König: Ich sehe Apollonius, daß du in allen Künsten erfahren bist: ziere dein Haupt mit diesem Kranze und erfreue uns mit deinem Gesang und Saitenspiel. Der Jüngling nahm die Harfe, erhob sich in fröhlicher Gestalt und sang so süß zu den Tönen der Saiten, daß der ganze Saal von Wohllaut erklang, und der König und das gesammte Hofgesinde ihn priesen vor allen Sängern, die sie je gehört hatten. Lucina, die Königstochter, ward sonderlich bewegt von den Wundern seiner Kunst, die Niemand besser zu würdigen verstand; Erstaunen und Entzücken wechselten in ihren Mienen, bis er geendet hatte, und ihr die Harfe zurückgab.

Du besitzest Apollonius, rief sie aus, billiger wärst du Apollo geheißen, dem die Harfe geeignet ist: selbst Orpheus hätte dich nicht in der Kunst der Töne gemeistert. Darauf wandte sie sich zu ihrem Vater und bat ihn um Erlaubniß, den Jüngling nach seinen Künsten und Würden zu belohnen. Da es der König bewilligte, sprach sie zu Apollonius: So empfange denn durch die Gnade meines Vaters zweihundert Mark Goldes und vierhundert Pfund Silbers, dazu reiches Gewand, zwanzig Knechte und zehn Mägde. Darauf befahl sie diesen: Geht hin und holt herbei, was ich dem Jüngling verheißen. Und sogleich ward ihrem Befehl gehorcht, und alle die Schätze vor dem Jüngling und

den

den Tischgenossen ausgebreitet. Da priesen Alle die Güte der Jungfrau.

Hierauf erhob sich das Hofgesinde und nahm Urlaub von dem Könige: auch Apollonius erhob sich und sprach: Guter König, du Erbarmer der Dürftigen und du junge Königin, Pflegerin der Künste, ich kann euch nur danken, nicht vergelten. Dann sprach er zu den Knechten und Mägden, die man ihm geschenkt hatte: Nehmt auf die Gaben und laßt uns Herberge suchen. Aber die Königstochter fürchtete den Geliebten zu verlieren, sah den König zärtlich an und sprach: Liebster Vater, du hast den Jüngling heute reichlich begabt, so leide nicht, daß ihm die Bosheit raube, was ihm die Milde geschenkt hat. Da befahl der König, ihm sogleich ein Gemach in seinem Palast zu bereiten, wo er nach Standes Würden die Nacht verbringen möge.

Die Königstochter, welche die ganze Nacht vor Liebe nicht schlafen konnte, trat schon am frühen Morgen in die Kammer des Königs. Was ist dir, fragte dieser, daß du gegen deine Gewohnheit so früh aufstehst? Liebster Vater, erwiederte die Jungfrau, ich kann nicht schlafen, bis du mir den Apollonius zum Meister versprichst, daß er mich in der Musik und andern Künsten unterweise. Hierüber freute sich der König, ließ den Jüngling berufen und sprach: Apollonius, meine Tochter bittet dich, sie in deiner Kunst zu unterrichten; darum unterweise sie und zeige ihr Alles, was du kannst, ich werde dich nach Verdienst zu belohnen suchen. Der Jüngling erklärte sich bereit, allen seinen Willen zu lei-

sten und unterwies die Königstochter mit allem Fleiß in seiner Kunst, daß sie in Kurzem wohl darin geübt ward.

Nicht lange darnach ward Lucina krank und nahm von Tag zu Tag ab. Der König berief seine Aerzte, die sie befragten und ihre Adern begriffen, doch keine Krankheit an ihr zu entdecken, noch Heilmittel zu finden wußten. Da ging der König in großem Kummer zu der Tochter und sprach: Liebes Kind, sage mir doch, was dir fehlen mag, da die Aerzte deine Krankheit nicht erkennen noch Rath dafür wissen: Weh mir, sollst du sterben ohne Hülfe! Sage mir doch, wovon du meinst, daß dein Uebel rühre? Allerliebster Vater, antwortete Lucina ich kann dir nicht sagen, was mir fehlt, doch thut mir dein Kummer weh; darum so laß mich allein, ich will mich bedenken, wie ich dir den Grund meiner Krankheit eröffne.

An demselben Tage kamen drei Jünglinge von hohem Geschlecht, die vor längerer Zeit um die Königstochter geworben hatten, in Pentarolis an, gingen vor den König, grüßten ihn, und auf seine Frage, was ihr Begehren sei, sprachen sie also: Herr, du hast uns oftmals versprochen, einem von uns deine Tochter zur Ehe zu geben, darum sind wir gekommen, dich an deine Verheißung zu erinnern, auf daß du unter uns einen Eidam erkiesest nach deinem Wohlgefallen. Ihr mahnt mich zu ungelegener Zeit, entgegnete der König, denn meine Tochter hat sich seither den Künsten ergeben und leidenschaftliche Liebe zur Musik wirft sie nun aufs

Siechbette. Doch damit ihr nicht denkt, daß ich Ausflüchte suche, so schreibe ein Jeder seinen Namen und Stand und die übliche Morgengabe und Heimsteuer, die er meiner Tochter verheißt, auf einen Zettel, so mag sie selber wählen, welchen sie will. Die Jünglinge gehorchten und gaben dem Könige die Schrift, welcher sie überlas und mit seinem Ringe versiegelte. Darauf berief er den Apollonius und sprach: Nimm, Meister, diesen Brief und bringe ihn deiner Schülerin. Apollonius empfing ihn und trat in die Kammer der jungen Königin. Als die Jungfrau ihn sah, den sie liebte, sprach sie: Was bedeutet das, Meister, daß du allein in meine Schlafkammer kommst? Es geschieht auf Befehl deines Vaters, entgegnete Apollonius, der dir diese Schrift zum Durchlesen sendet.

Lucina erbrach den Brief, und als sie die Namen der drei Werber gelesen hatte, warf sie ihn von sich und sprach zu Apollonius: Meister, und ist dir nicht leid, daß man mich einem Andern zum Weibe geben will? Nein, antwortete er, denn Alles was dir zu Nutz und Ehre gereicht, ist mir ein Wohlgefallen. O Meister, seufzte die Königstochter, liebtest du mich, du würdest anders sprechen.

Darauf schrieb sie ihrem Vater eine Antwort und schickte sie ihm versiegelt durch Apollonius. Der Inhalt war folgender: Liebster König und Vater, da Deine Güte mir zu wählen befiehlt, welchen ich zum Manne begehre, so antworte ich Dir schriftlich nach Deinem Willen, daß ich keinen andern als den Schiffbrüchigen

zum Gemahl haben will. Der König las die Antwort und den Entschluß der Tochter und da er nicht wußte, Wen sie unter dem Schiffbrüchigen verstehe, wandte er sich zu den Jünglingen und frug: Welcher von euch hat Schiffbruch erlitten? Das bin ich, sprach Einer von ihnen, mit Namen Ardonius. Hehl dich der Fest, fiel ein Anderer ein, du bist allzeit mein getreuer Gefährte gewesen und meines Wissens nie vor die Stadt gekommen, wie willst du denn Schiffbruch erlitten haben?

Da der König nicht ausmitteln konnte, wer unter ihnen der Schiffbrüchige sei, gab er dem Apollonius den Brief und sprach: Nimm und lies, vielleicht verstehst du, was mir unverständlich ist, denn du bist dabei gewesen, als sie dies schrieb. Apollonius durchflog den Brief und erröthete, da er sich geliebt sah. Nun Apollonius, hub der König wieder an, kennst du den Schiffbrüchigen? Er mochte aber vor Scham wenig Antwort geben. Als nun der König merkte, daß seine Tochter den Apollonius meine, sprach er zu den Jünglingen: Ziehet heim und wenn die Zeit kommt, so werde ich nach euch schicken. Da nahmen sie Urlaub und schieden von dannen.

Jetzt begab sich der König in die Kammer seiner Tochter und begann: Lucina, sag an, Wen du zum Manne gewählt hast? Die Tochter fiel ihm zu Füßen und sprach unter Thränen: Gnädigster Vater, da du meinen Willen zu wissen begehrst, so sag ich dir, daß ich keines andern als des schiffbrüchigen Apollonius,

meines Meisters, begehre und soll mir Der nicht werden, so verlierst du deine Tochter. Als er sie so bitterlich weinen sah, hob er sie zärtlich auf von der Erde und sprach zu ihr: Liebes Kind, betrübe dich nicht länger, denn dein Verlangen gilt Dem, nach dem auch ich verlange, seit ich ihn sah. Die Liebe hat mich zum Vater gemacht und als ein liebevoller Vater will ich deinen Hochzeittag so bald als möglich anberaumen. Da ward die Jungfrau erfreut, alles Leid war zumal sammt ihrer Krankheit verschwunden, und dankbar küßte sie den Vater, der ihr den rechten Arzt gegeben hatte. Am folgenden Tage berief der König allen seinen Adel und seine nächsten Freunde und als sie versammelt waren, redete er sie an: Werthe Herrn und Lehnsleute, meine Tochter Lucina ist Willens, sich ihrem Meister Apollonius zu vermählen. Darum bitte ich, laßt es euch allen wohlgefällig sein, denn meine Tochter wird einem weisen Manne verbunden. Darauf bestimmte er den Hochzeittag und lud sie alle zu dem Feste ein. Da ward ein großes Hofgelage nach königlichen Ehren und Würden begangen, das gar manchen schönen und lustigen Tag währte und in lauter Freuden zu Ende ging. Darauf ward Apollonius gekrönt und ein gewaltiger König an seines Schwähers Seite geheißen.

Nach einiger Zeit, als sich Lucina schon schwanger fühlte, geschah es, daß sie mit Archistrates am Meeresstrand spazieren gingen und ein schönes Schiff erblickten, welches Apollonius sogleich für eins aus seiner Heimath erkannte. Von wannen kommst du? rief Apollonius

dem Patron zu. Aus Tyrus, antwortete dieſer. Da nennſt du mein Vaterland, ſprach Apollonius. So biſt du ein Tyrier? frug der Schiffspatron, vielleicht kennſt du dann auch den Fürſten dieſes Landes, mit Namen Apollonius, den wir ſeit Langem verloren haben. Ich kenne ihn ſo wohl als mich ſelber, verſetzte Apollonius. So bitte ich dich, fuhr der Patron fort, wenn du ihn wieder ſiehſt, ſo verkünde ihm große Freude und ſage ihm, der Blitz des Himmels habe den König Antiochus ſammt ſeiner Tochter getroffen; die Gemeine der Stadt Antiochia und die Großen ſeines Landes hätten ſich aber vereiniget, ihn, unſern König Apollonius, auch zu ihrem Herrn und König zu wählen und Boten in alle Lande geſandt um ihn aufzuſuchen und heimzuführen. Es iſt wohl zu verwundern, ſprach Archiſtrates, wo der verborgen liegen mag, da er das oberſte Haupt der Welt werden ſoll. Aber Apollonius freute ſich höchlich und ſprach zu ſeinem Schwäher: Herr und Vater, als mein Glück meiner Geburt nicht gleich war, wollte ich euch meine Würde nicht zu erkennen geben; nun ſich aber das Glücksrad gewendet hat, ſo wiſſt, daß ich derſelbe Apollonius bin, den man ſucht. Sage mir alſo was dein Wille iſt, ſo will ich ihn vollbringen. Soll ich das Königreich einnehmen, ſo thu ich es, und mache dich gewaltig über Alles, was mein wird, denn du haſt mich Armen erhöht und aus Nichts zum Fürſten gemacht, du haſt mich geſeligt mit einem Weib und Schwäher, du haſt mich mit königlichen Ehren geziert, wie ſollt ich das jemals vergeſſen? König Archiſtrates

ward sehr froh und sprach zu der Tochter: Du freue dich, daß du durch deinen Mann zu so hohen Ehren gelangst. Auch Apollonius redete ihr zu, aber Lucina weinte bitterlich und sprach: O Herr, und wärest du fern von mir in fremden Landen, so solltest du jetzt heim eilen, da ich dem Tag so nahe bin, an dem ich gebären soll. Wenn du aber nicht bleiben willst, so will ich mit dir; darum, lieber Vater, flehentlich bitte ich dich, vergönne mir mit meinem Manne zu fahren. Der König antwortete: Auf meinen Willen darfst du nicht harren, dein Mann hat dir zu gebieten nach seinem Wohlbefinden. Gestern war er mir gleich, heute ist er der Herr der Welt. Erst war er mein Sohn, nun bin ich minder denn er.

Darauf ließ Archistrates Schiffe vorführen und mit allen königlichen Gütern reichlich beladen; Gold, Silber, Edelgestein und reiches Gewand und alle fürstliche Zierde wurden hineingebracht, damit sie würdiglich in Antiochien unter Krone gehen möchten, und weil die Königin täglich ihre Niederkunft erwartete, führten sie Hebammen und Wärterinnen und was sonst einer Kindbetterin Noth ist, mit sich nach Antiochien, worunter auch Licorides, Lucinens Amme war, die in solchen Dingen große Erfahrung besaß. Dann nahmen sie freundlich Urlaub von dem Könige und fuhren hinweg. Sie waren aber nur wenige Tage gefahren, als sich widrige Winde erhoben und das Meer ungestüm bewegten: davon ward das Geblüt der Königin verwandelt, sie fiel in Unkräfte und gebar eine schöne Tochter in so

großen Wehen und Nöthen, daß sie von allen Lebensgeistern verlassen, für todt in die Arme ihrer Wärterinnen sank. Als Apollonius ihr Schreien und Jammern vernahm, lief er hinzu, und da er sein Weib entseelt liegen sah, zerriß er seine Kleider, zerraufte sein Haar, warf sich laut schreiend über ihren Leichnam und sprach: Allerliebstes Gemahl, wie soll ich ohne dich leben und was kann ich deinem Vater antworten, wenn er nach dir fragt? Während er sich in solchen Wehklagen erschöpfte, trat der Schiffspatron zu ihm und sprach: Herr, das Meer leidet im Schiff keinen Leichnam, darum wirf ihn über Bord, daß wir entrinnen mögen.

Wie, du fühlloser Unmensch, rief Apollonius zürnend, ich soll diesen theuern Leib ins Meer versenken, der mich aus Todesnöthen erlöst, gespeist und gekleidet hat? Ich wäre schuldig, zur Vergeltung des Guten, das sie mir erwiesen hat, mit ihr zu sterben, wenn es sein möchte. Da sprach der Patron: Herr, es ist besser, der Leichnam werde in das Meer geworfen, denn daß wir Alle verderben.

Da berief der König seine Diener und sprach: Da es nicht anders sein mag, so richtet mir einen stattlichen Sarg zu, der wohl verpicht und wasserfest sei, damit sie nicht versinke, sondern von den Wellen ans Land geworfen und nach königlichen Ehren bestattet werde. Der Sarg ward bereitet, die Königin in herrlichen Gewanden hinein gelegt, und viel Goldes und Silbers und eine bleierne Tafel zu ihren Häupten, worauf geschrieben stand: Wer diesen Sarg findet, der wisse,

er den Leichnam einer Königin enthält, bestatte sie
ch Würden und nehme des Goldes, das bei ihr liegt,
n Pfund zum Lohn, das Uebrige verbrauche er dem
ersten Gott und dem Leichnam zu Ehren. Thut er
ders, als was ihn der Schmerz des trauernden Kö-
gs zu vollbringen beschwört, so möge ihn zur Strafe ein
über Tod ereilen und Niemand sein, der ihm die letz-
t Ehren erweise. Damit ließen sie den Sarg mit
ohem Leidwesen in die See.

Die Truhe schwamm auf dem Meere, bis an den
ritten Tag, da schlugen sie die Wellen an die Küste
n Ephesus, nicht fern von dem Hause eines Arztes,
it Namen Cerimon, der just am Gestade mit seinen
chülern lustwandelte. Auf sein Geheiß zogen die Die-
er den Sarg ans Land, eröffneten ihn und erblickten
n Leichnam einer wunderschönen Frau in königlichen
ewanden. Alle die ihn sahen, verwunderten sich über
re strahlende Schönheit, denn sie war ein Inbegriff
ller Reize, an dem die Natur nichts versäumt hatte,
ls ihn mit Unsterblichkeit zu begaben. Ihre Haare
länzten wie gesponnenes Gold und die silberweiße Stirne
arunter schimmerte rein und eben, nicht von dem lei-
esten Fältchen bewölkt. Die jetzt erloschenen Augen gli-
hen zwei leuchtenden Himmelsgestirnen, deren Strahl
versengen und blenden mußte, wenn die langen seidenen
Wimpern ihre Glut nicht bescheiden verschleiert hätten;
doch von den Bogen der Augenbraunen schossen junge
Liebesgötter verwundende Pfeile in alle Herzen. Die
Nase glich einer Gebirgskette, welche die Rosenauen ih-

er Wangen in zwei gleiche Hälften schied, und wer den [illegible] rothen Mund erblickte, dem w..rd wie einem Kinde zu Muth, wenn es einen Anger reifer Erdbeeren gewahrt. Der alabasterne Hals, der das Licht der Sonne an Weiße übertraf, war wie eine Tempelsäule mit kostbaren Kleinodien behängt, und alle Herzen wurden beseligt bei seinem Anblick. Der Leib war ein Verzeichniß aller Reize und Vollkommenheiten, an dem die erfahrensten Kenner weiblicher Schönheit keine Unvollkommenheit hätten entdecken können; die Arme gingen wie zwei Aeste aus ihm hervor und verzweigten sich auf das Lieblichste in die zierlich gebildeten Finger. Das Ganze schien ein Wunder der Welt, das den Urheber aller Dinge beredter pries, als alle die bunten Gestalten seiner [illegible] Steinen. ergriff den Arzt und seine Schüler, als sie den Inhalt des Sarges erblickten, und nur die Trauer um den Tod der schönen Frau kam dem Entzücken gleich, das ihr Anblick gewährte. Sie fanden das Gold und die Tafel unter ihrem Haupte und Eximon sprach zu den Dienern: Tragt den Sarg in mein Haus, daß Alles gewissenhaft erfüllt werde, was diese Tafel verlangt, und wir Barmherzigkeit an dieser Leiche üben, denn ohne Zweifel hat sie ihrem königlichen Gemahl viel Seufzer und Thränen gekostet. Bereitet also ein köstliches Begräbniß, mit allem Gepränge, wie es einer Königin gebührt, denn wahrlich ich sage euch, nie ist mein Herz durch den Tod eines Geschöpfs inniger bewegt worden. Darüber kam ein Jünger des Meisters, der vor allen seinen Schülern in der

Arzenei erfahren war, und ſah den prächtig geſchichteten Scheiterhaufen, worauf ſie nach der Sitte des Landes verbrannt werden ſollte. Zu dieſem ſprach Cerimon: Du kommſt zur gelegenen Stunde, ich bitte dich, dieſen Leichnam mit den köſtlichſten Oelen zu ſalben, damit das Feuer Wohlgeruch verbreite, wie es ihrem königlichen Stande geziemt.

Der Jünger nahm die Salben, entkleidete den Leichnam und tränkte ihn mit den wohlriechenden Oelen: als er aber zu dem Herzen kam, däuchte ihn ihre natürliche Wärme nicht ganz erloſchen. Der Jüngling erſtaunte, fuhr fort ihr Herz mit ſeinen Salben einzureiben, begriff ihre Adern, legte ihr gezupfte Baumwolle vor die Oeffnungen der Naſe, fügte ſeine Lippen an die ihren und erkannte deutlich, daß Tod und Leben in ihr um die Herrſchaft kämpften: dann befahl er den Dienern, die Kräuterſäcklein zu bereiten, damit die wohlthätige Wärme ihr ſtockendes Blut wieder in Wallung bringe. Herr, ſprach er zu ſeinem Meiſter, der herbeigerufen ward, das junge Weib lebt, das du todt ſchätzeſt, und damit du mir glaubeſt, ſo hilf mir, dir den Beweis zu geben. Hierauf ward ſie in ein Bette gebracht, mit den Kräuterſäcklein gewärmt und mit zerlaſſenen Oelen um das Herz eingerieben, bis ihr ſtarrendes Blut wieder aufthaute, die ſchlummernden Lebensgeiſter erwachten und von Haupt und Herzen durch die Adern und das Mark in alle Glieder drangen. Da ſchlug ſie die Augen auf und erblickte den Jüngling, der ihr Herz ſalbte. Heftig erſchrocken ſchöpfte ſie

Athem und sprach: Hinweg, Jüngling, wer du auch seiß und berühre mich nicht unziemlich, denn ich bin eines Königs Tochter und eines Königs Gemahl; doch für die Hülfe, die du mir geleistet haß, sollß du mit Gold begabt werden.

Als der Jünger sie reden hörte, lief er voller Freuden in das Gemach seines Meisters, und verkündete ihm, daß sie zum Leben zurückgekehrt sei. Der Meister ging hinaus, erkannte die Wahrheit, rühmte seine Kunst und seinen Fleiß und verhieß ihm reichliche Belohnung. Dann sprach er der Wiedererweckten Muth zu: er wolle sie vor allem Schaden bewahren und wie seine leibliche Tochter halten. Lucina dankte ihm und sprach weinend: Ich begehre nicht mehr, als daß du mich in guter Hut [illegible] nicht wieder von einem Manne berühret werde. Da sprach der Meister: Herrin, wenn du solchen Wunsch haß, rein zu leben, so iß hier der Tempel der Göttin Diana, wo viel priesterliche Frauen wohnen, bei welchen du ein geistliches Leben führen und vor allen Anfechtungen sicher sein magß. Dahin ward die Königin gebracht und in kurzer Zeit in Lehre und Gottesdienß unübertrefflich und als ein Hauß aller Tugenden in Griechenland geschätzt.

Unterdessen war Apollonius in großer Trauer und Betrübniß gefahren und auf Geheiß der Götter an das Geßad der Stadt Tharsus gelangt, die er von tödtlichem Hunger erledigt hatte. Er stieg von dem Schiffe und trat in das Haus seines Gaßfreundes Stranguilio, welchem er alle seine Schickßale erzählte und wie ihm

unges Weib auf dem Meere in Kindesnöthen er-
n sei, das Kindlein jedoch durch die Pflege seiner
e Licorides am Leben erhalten worden. Weil es
die Beschwerden der Reise in so zartem Alter nicht
ertragen möge, bitte er ihn und sein Gemahl
ysiades, daß sie das Kindlein mit ihrer Tochter
omancia wie ihr eigenes nähren und erziehen woll-
und Niemand davon sagen, so werde er sie dafür
ihrem Willen belohnen. Stranguilio und sein Weib
uerten sein Unglück, empfingen das Töchterlein,
nach jener Stadt Tharsia genannt wurde, willigli
versprachen, es wie ihr eigenes Blut zu halten und
flegen. Er gab ihnen an Gold, Silber und Ge-
d großen Reichthum und ließ die Amme Licorides
Wartung des Kindes bei ihnen zurück. Dann be-
er sich wieder zu Schiffe und fuhr in sein König-
Tyrus. Hier ward er von seinen Bürgern mit
em Jubel empfangen, blieb aber nicht lange bei ih-
, sondern verstärkte seine Mannschaft und seine Flotte
fuhr gen Antiochia, wo er mit festlichen Ehren ein-
olt und zum König über weite Reiche erhoben wurde.
regierte sie in gutem Frieden und erwarb bei män-
lich Ruhm und Preis.

Unterdessen ward Tharsia wohl erzogen von Stran-
lio mit seiner Tochter Philomancia, die im gleichen
ter mit ihr war. In ihrem fünften Jahre begann
an sie in den freien Künsten zu unterrichten, und
harsia lernte so wohl, daß sie binnen Kurzem Alle
ertraf, die mit und vor ihr Lehre empfangen hatten.

Als ſie aber das zwölfte Jahr erreichte, ward ihre Amme Lycoribes plötzlich von ſchwerer Krankheit ergriffen, und da ſie ihr Ende herannahen fühlte, wandte ſie ſich zu Tharſia, die an ihrem Bette ſaß, ſie zu pflegen und zu tröſten und ſprach: Liebe Tochter, vernimm meine Worte und verſchließe ſie wohl in deinem Herzen. Weißt du auch, wie deine Aeltern heißen und welches dein Vaterland iſt? Sie antwortete: Stranguillo iſt mein Vater, Dionyſiades meine Mutter und Tharſus meine Vaterſtadt. Da ſeufzte die Wärterin und ſprach: Mit Nichten, liebes Kind, die du für deine Aeltern hältſt, ſind es nicht, du biſt auch nicht aus Tharſus geboren, noch von Stranguilios Geſchlecht. Damit du aber deinen Urſprung kenneſt, und wiſſeſt, wie du dich nach meinem Tode zu halten haſt, daß dir von Niemand Leides geſchehe, ſo vernimm, dein Vater iſt Apollonius, der König von Tyrus, Sidon und Antiochia; deine Mutter Lucina, des Königs Archiſtrates von Pentapolis Tochter, ſtarb auf dem Meere, da ſie dich geboren hatte und ward in einer Truhe mit Gold, Silber und königlicher Zierde in die See gelaſſen, da ſelbſt von deinem Vater in das Haus Stranguilios gebracht, wo er mich zu deiner Pflege zurückließ. Nun warne ich dich, wenn deine Pflegeältern, da ich nicht mehr bin, dir irgend Untreue oder böſen Willen erzeigen ſollten, ſo geh auf den Markt, da findeſt du eine hohe Säule, die das Volk deinem Vater zu Ehren errichtet hat, für die Wohlthaten, die er an ihm gethan; zu der flüchte dich und ſprich: Ich bin die Tochter Deſſen, dem dieſe

ule erhaben iſt; dann werden die Bürger, der Wohl-
aten deines Vaters eingedenk, die zu Hülfe kommen
d deine Unbilden rächen.

Nach dieſen Worten ſtarb Licorides in den Armen
res Pfleglings. Tharſia ließ ſie ehrenvoll zur Erde
ſtatten und weinte und klagte ein ganzes Jahr lang
ihrem Grabe und wenn ſie aus der Schule zurück-
hrte, nahm ſie nicht eher Speiſe oder Trank, bis ſie
Wein und Brot vor ihrem Grabmale geopfert hatte,
obei ſie ihrer leiblichen Aeltern mit ſehnlichem Herzen
edachte.

Eines Tages ging ſie mit ihrer Pflegemutter Dio-
yſiades und ihrer Tochter Philomancia über den Markt-
laz und die Bürger, welche Tharſiens Schönheit und
glänzenden Schmuck erblickten, blieben ſtehen und fül-
erten ſich zu: Glücklich der Vater, der Tharſien ſeine
Tochter nennt. Philomancien aber achteten ſie für
Spreu und ſprachen: O wie hat ſich Schönheit und
Mißgeſtalt hier ſchweſterlich zuſammen geſtellt! Als
Dionyſiades hörte, wie Tharſia gelobt und ihre Tochter
geſcholten ward, faßte ſie einen Haß zu ihrem Pflege-
kinde und gedachte ſie zu tödten, damit ihrer Tochter
Tharſiens Zierde und Kleidung zu Theil würden.

Da ging ſie zu ihrem Manne und ſprach: O
liebſter Stranguilio, unſere Tochter wird verſchmäht
von dem Volke und Tharſia geprieſen, weil ſie ſo wohl
geziert geht. Wenn unſere Tochter ginge wie ſie, ſo
würde ſie auch ſchön geheißen. Auch iſt ihr Vater nun
vierzehn Jahre von hinnen gefahren: lebte er noch, er

hätte sie längst abgeholt. Dazu ist ihre Pflegerin Licoris gestorben, daß wir sie wohl ohne Sorge tödten mögen und ihre Kleider und Kleinodien unserer Tochter geben, damit sie keine Nebenbuhlerin mehr habe, die sie in Schatten stellt. Aber Stranguilio wollte seinen Rath nicht dazu geben und strafte sie wegen ihrer Untreue.

Da berief Dionysiades einen ihrer Knechte, mit Namen Theophilus, und sprach zu ihm: Theophilus, du bist arm: wenn du mir folgen willst, so sollst du reichlich begabt werden: tödte mir Tharsien. Was hat sie verbrochen, frug Theophilus, daß ich sie tödten soll? Ihre Hochfahrt, antwortete Dionysiades, ist ohne Ende, darum vollbringe mein Gebot, so erwirbst du reichlichen Lohn; wo nicht, so hast du Uebles von mir zu gewärtigen. Wie soll ich das vollbringen, versetzte Theophilus, daß es verborgen bleibt: denn wenn es auskommt, so habe ich den Tod verwirkt. Sie hat die Gewohnheit, entgegnete Dionysiades, wenn sie von der Schule kommt, nicht eher Speis und Trank zu genießen, bis sie in dem Tempel Neptuns am Meeresufer dem Grabe ihrer Wärterin geopfert hat. Dort lauere ihr auf mit einem Dolch, ergreife sie hinterrücks bei den Haaren und wenn du sie getödtet hast, so beschwere ihren Leichnam mit einem Stein und wirf ihn ins Meer. Damit hast du deine Freiheit und große Schätze erworben.

Der Knecht ging mit leidvollem Herzen nach dem Tempel und harrte der Jungfrau. Weh mir, sprach er bei

bei ſich, ſoll ich meine Freiheit mit dem Blute des unſchuldigen Kindes erkaufen! Darüber kam die Jungfrau aus der Schule zurück und ging, die Opferſchale in der Hand, nach dem Grab ihrer Pflegerin. Theophilus ſchlich ſich hinter eine Säule und als ſie vor dem Grabmal niederkniete, trat er plötzlich hervor, ergriff ſie bei den Haaren, zuckte den Dolch und warf ſie zur Erde; doch als er zustoßen wollte, ſprach Tharſia: O Theophilus, was habe ich wider dich geſündigt, daß du mich tödten willſt? Du haſt nichts geſündigt, antwortete Theophilus, ſondern dein Vater, daß er dich mit großem Reichthum und königlichem Schmucke zurückließ. Wenn ich denn ſterben muß, ſprach Tharſia, ſo ſei barmherzig und laß mich Gott anrufen, daß er meiner Seele gnädig ſei. Da ſprach der Knecht: Knie nieder und verrichte dein Gebet; Gott weiß ſelbſt, daß ich dich nicht tödten würde, wenn ich nicht müßte.

Während Tharſia betete, landeten Seeräuber, welche die Schätze des Tempels zu entwenden kamen, und ſahen die Jungfrau knien und einen Mann mit gezücktem Dolch neben ihr ſtehen. Halt ein, grauſamer Mörder, riefen ſie ihm zu, dies iſt unſere Beute, kein Opfer deiner Blutgier. Da floh Theophilus und verbarg ſich in einem Schlupfwinkel, während die Seeräuber Tharſien ergriffen, ſie auf ihr Schiff brachten und ſchleunig davon ſegelten. Als Theophilus dies ſah, freute er ſich, der blutigen That überhoben zu ſein, ging zu der Herrin und ſprach: Dein Befehl iſt vollbracht und die Jungfrau den Wellen übergeben. Lege nun Trauerkloi-

der an, vergeuß erheuchelte Thränen vor dem Volk und beklage ihren Tod, so will ich mit dir weinen und sprechen, sie sei an plötzlicher Krankheit gestorben.

Als Stranguilio vernahm, was geschehen sei, ergriff ihn Furcht und Schrecken, er sprach: Gebt mir Trauerkleider, so will ich trauern, und nicht wie ihr mit erpreßten Thränen, sondern aufrichtig, daß ihr ein so großes Verbrechen in unser Haus gebracht habt. O ich Unseliger, der Vater dieser Jungfrau hat die Stadt von Todesgefahr befreit; er hat um ihretwillen Schiffbruch gelitten, seine Güter verloren, mit dem Hunger gekämpft und so wird ihm Gutes mit Bösem vergolten! Seine Tochter, die er unserer Pflege vertraut, hat diese reißende Wölfin verschlungen. Dann [illegible] seine Augen gen Himmel und sprach: Gott, du weißt, daß ich an diesem Blute unschuldig bin! Nicht mich, sondern Dionysiades frage nach Tharsien. Sein Weib aber schalt er ein Ungeheuer, den Göttern verhaßt und den Menschen ein Gräuel. Sie nun und ihre Tochter kleideten sich in Trauergewänder und vergossen falsche Thränen vor den Bürgern der Stadt: Liebe Bürger, sprachen sie, wir rufen euch an, daß ihr mit uns trauert, denn Tharsia, das Licht unserer Augen, ist von plötzlicher Krankheit weggerafft und hat uns nichts als Jammer und Noth zurückgelassen, da Die gestorben ist, von der wir Glück und Reichthum empfangen haben. Als die Bürger hörten, Tharsia sei die Tochter ihres Retters Apollonius gewesen, gedachten sie der empfangenen Wohlthaten mit Dankbarkeit und ließen ein köstliches

abmal aus Meſſing gießen und zu Ehren der Jung-
n und ihres Vaters öffentlich aufſtellen und die In-
rift beſagte, von wem und zu weſſen Ehren es ſei
ichtet worden.

Inzwiſchen waren die Seeräuber mit Tharſien nach
itylene gekommen, wo der mächtige König Athanago-
regierte. Hier führten ſie die Jungfrau mit andern
laven auf den Markt um ſie öffentlich feil zu bieten.
s der König ſie erſah, erſtaunte er über ihre Schön-
t und adlige Geſtalt, beſchloß ſie zu kaufen und bot
n Goldgülden für ihren Beſitz. Aber ein unreiner
ppler, der oberſte Vorſteher aller feilen Sünderinnen
Stadt, den Unkeuſchheit reich gemacht hatte, war
er kaum anſichtig geworden, ſo hoffte er großes Gut
t ihr zu verdienen und nahm ſich vor, ſie um jeden
eis zu kaufen. Er überbot alſo den König um das
oppelte. Athanagoras ſchlug nun das Dreifache ſei-
s erſten Gebots auf ſie, aber der Kuppler überſchlug
n ſo lange, bis der König abließ und gedachte, wenn
der Kuppler öffentlich Preis gebe, ſo werde er doch
r Erſte ſein, der ihrer genöſſe, als ob er ſie ſelbſt ge-
uft hätte. Der Kuppler führte ſie in das gemeine
aus der Sünden in ein zierliches Gemach; darin hatte
den Gott Priapus mit Gold und Edelgeſtein wohl
rziert und ſprach zu ihr: Dieſen ſollſt du anrufen und
erehren.“ Die Jungfrau antwortete: O Herr, ſolchen
ott habe ich nie angebetet, biſt du denn von Lampſa-
us, daß du Dieſem dienſt? Da ſprach der Kuppler:
O du arme Dirne, weiſt du nicht, daß du mitten in

seinem Tempel bist? Durch diesen Gott will ich mit dir große Schätze gewinnen.

Als Tharsia diese Worte vernahm, erschrak sie heftig, fiel lautschreiend zu seinen Füßen, und sprach: O Herr, sei barmherzig, schone meiner Keuschheit und gieb meinen Leib solcher Schande nicht Preis. Aber der Kuppler antwortete: Hast du denn nie gehört, daß bei dem Henker und dem Kuppler weder Bitten noch Weinen frommen?

Da berief er seine Knechte und sprach zu ihnen: Ziere diese Dirne mit köstlichen Kleidern und Gebänden und schreib einen Zettel, und schlag ihn an das Thor dieses Hauses: Wer der Erste sein wolle zu dieser Jungfrau, der zahle einen Goldgülden, der zweite einen halben, darnach soll sie Jedem für einen Gulden feil sein. Der Knecht gehorchte und alsbald kamen viele edle und reiche Wüstlinge aus der Stadt in das Haus des Kupplers. Aber König Athanagoras hatte schon bestellt, daß er der Erste sein wolle und kam heimlich und verhüllten Haupts in Tharsiens Gemach. Als Tharsia das ersah, fiel sie ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und sprach flehentlich: O Herr, erbarme dich meiner, ich beschwöre dich bei dem obersten Gotte und bei allen Tugenden, widerstehe deinen bösen Gelüsten und berühre mich nicht: du bist ein König, der aus angebornem Edelmuth die Hülflosen beschützen, die Bedrängten schirmen und alle Tugenden in sich leuchten lassen sollte: wie steht es dir an, mich Elende, Verwaiste, die nichts hat, als ihr Magdthum, ihres einzigen

inods zu berauben und zu ſchänden? Können meine
ränen doch nicht rühren, ſo vernimm mein Mißge-
ck und du wirſt mit mir weinen. Ich bin von kö-
lichem Geſchlecht, von väterlicher und mütterlicher
ite, auf dem Meere bin ich geboren, meine Geburt
r meiner Mutter Tod, mein Vater gab mich ſeinem
ſtfreund Stranguilio und ſeinem Weib Dionyſiades
erziehen und zu pflegen, aber dieſe wollten mich töd-
laſſen und von der Hand meines Mörders befreiten
ch Meerräuber, die mich in dies ſündliche Leben ver-
ften, dem ich tauſend martervolle Tode vorziehen
llte. Das laß dich erbarmen, o König, denn wohl
es ziemlich, daß königliches Geſchlecht von Königen
ehrt und geſchirmt werde. Sei großmüthig und hilf
ir, daß ich morgen wie heute meine Keuſchheit be-
alte; dafür wirſt du geprieſen und gerühmt werden
alle Zeiten.

Da ergriff den König Erbarmen und Rührung,
hränen ſtanden ihm in die Augen und [illegible]
r: Dein Unglück geht mir zu Herzen: könnte doch
inſt auch meiner Tochter wie dir geſchehen! Er ſtand
b von ſeinem Vorhaben, gab ihr zwanzig Goldgülden
nd ſprach: Nimm dies von mir, es iſt mehr als du
mit dem Werk der Sünden von mir verdient hätteſt.
Sprich zu den Andern, wie du zu mir geſprochen, ſo
wirſt du deine Keuſchheit erhalten. Die Jungfrau ver-
goß Freudenthränen und dankte ihm inniglich. Da
ſchied der König weinend aus ihrem Gemache.

Vor der Thüre begegnete ihm einer ſeiner Diener.

welcher der Zweite sein wollte und frug den König: Wie behagte dir die Jungfrau? So gut als möglich, antwortete er; sie war sehr traurig. Der Jüngling trat hinein und die Jungfrau verschloß nach Gewohnheit die Thüre. Wie viel hat dir der König gegeben? fragte der Gast. Zwanzig Goldgülden, antwortete sie. Der König, fuhr der Jüngling fort, ging unzufrieden von dir; sei mir freundlicher, so will ich dir das Doppelte zahlen. Das hörte der König an der Thüre und sprach für sich: Jemehr du zahlst, jemehr wird sie weinen. Die Jungfrau nahm das Geld, fiel ihm zu Füßen und bat um Erbarmen, darauf erzählte sie ihm ihre Unfälle, wie sie zuvor dem König gethan hatte und beschwor ihn unter strömenden Thränen, sie unbefleckt zu lassen. Als [illegible] der Jüngling vernahm, setzte er sich und sprach: Steh auf und laß ab zu flehen, wir sind auch Menschen und haben täglich gleichen Unglücks zu gewärtigen. Mit diesen Worten ging er weinend hinaus. Als der König dies sah, lachte er und sprach: Du bist jung und stark und schämst dich nicht, daß du lachend zu einer Jungfrau eingehst um mit ihr Freude zu haben und weinend von ihr scheidest? Darauf gaben sie sich das Wort, Niemand zu sagen, wie es ihnen ergangen sei und warteten vor der Thüre, wie es den Andern gehangen würde, die nach ihnen zu ihr gingen. Aber sie sahen sie Alle fröhlich zu ihr eintreten und weinend herauskommen.

Am Abend gab sie dem Kuppler das Geld und sprach: Hier ist der Lohn meiner Keuschheit. Der

Kuppler nahm das Geld, zählte es und ſprach: Siehe zu, daß du mir täglich ſo viel Geld einbringſt. Als er aber am andern Morgen hörte, daß ſie noch Jungfrau ſei, ergrimmte er, berief einen Knecht, der dazu geordnet war und ſprach: Geh hin und zerbrich den Schooß ihrer Keuſchheit. Er nat in ihre Kammer und ſprach zu ihr: Sag an, ob du noch Jungfrau biſt. Ja, antwortete Tharſia und will es bleiben, ſo lange Gott mir beiſteht. Wie haſt du denn deine Keuſchheit vor ſo viel Männern behalten, hub der Knecht an, und doch ſo großes Gut gewonnen? Tharſia antwortete: Ich habe Allen unter Thränen mein Unglück erzählt und ſie gebeten, ſich meines Magdthums zu erbarmen. Da weinten ſie und ließen ihren ſchändlichen Vorſatz fahren. So will ich auch dich bitten, daß du mir gütig und barmherzig ſeiſt. Damit ſtürzte ſie ſich zu ſeinen Füßen und benetzte ſie mit Thränen. Habe Mitleid, ſprach ſie, mit der gefangenen Tochter eines Königs und ſchände mich nicht. Da ſprach der Knecht: Wenn ich das auch gern thäte, ſo iſt der Meiſter ſo gütig auf das Gut, daß du nicht Jungfrau bleiben kannſt; denn er hat dich um Gewinnes willen theuer erkauft und darf keinen Schaden leiden. Weißt du andere Wege, Geld zu gewinnen, ſo will ich dir helfen.

Da antwortete Tharſia: Ich bin der ſieben freien Künſte mächtig und eine Meiſterin auf der Harfe, womit ich das Gemüth des Volkes wohl bewegen will: auch bin ich im Sprechen geübt und weiß ſinnreiche Räthſel zu geben und zu löſen: führe mich auf den Markt, ſo will

ich vor dem Volke meine Künſte bewähren und täglich mehr Geld und Gut gewinnen, als durch Sünden und Schande.

Da ward ſie mit dem Saitenſpiel auf den Markt geführt und alles Volk lief zuſammen, die Jungfrau zu ſehen. Sie ergriff die Harfe und ſpielte ſo ſchön und ſang ſo zauberiſch darein, daß die Menge Staunen und Verwunderung ergriff. Darauf ſang ſie ein Räthſel zu den Tönen des Saitenſpiels, das gar künſtlich gereimt und gedichtet war und mit der Aufforderung an die Zuhörer ſchloß, den verborgenen Sinn zu enthüllen. Auch ließ ſie ſich ſelber Fragen vorlegen, die ſie durch Geſang mit großem Scharfſinn beantwortete und löſte. Darauf fing ſie an zu erzählen und alle Zuhörer folgten [illegible] dem Goldfaden ihrer Märchen. Zuletzt verband ſie Tanz mit Geſang und erfüllte die Luft mit dem Beifallrufen des begeiſterten Volkes, das Gold und Kleinodien wie Spreu wegwarf um ſie zu hören und zu ſehen. Alles das ward ihrem Meiſter zu Theil, der den Tag ſegnete, wo er ſie erfunden hatte.

Während dies geſchah, fuhr Apollonius, da vierzehn Jahre vergangen waren, nach der Stadt Tharſus, um ſeine Tochter nach Antiochien abzuholen. Als Stranguilio ſeine Ankunft erfuhr, lief er eilends zu ſeinem Weibe und ſprach: Dionyſiades, du ſagteſt der ſchiffbrüchige Apollonius ſei längſt geſtorben; ſiehe, nun kommt er, ſeine Tochter zurückzufordern. Was ſollen wir ihm ſagen? O du Tropf, ſprach Dionyſiades, was

wir ihm ſagen ſollen? Ziehe deine Trauerkleider an, ich thue ein Gleiches, wir wollen ihm entgegen gehen und ihn mit Thränen und Jammer empfangen. Als Apollonius ſie in ſchwarzen Gewändern, mit naſſen Augen und falſchen Zähren ihm entgegen kommen ſah, erſchrak er und ſprach: O was bedeutet das, daß ihr mich weinend empfangt; ich ſorge, dieſe Zähren ſind mein und nicht euer. Da ſprach Dionyſiades: O Herr, möchte es deinen Ohren ein Anderer als ich verkünden, was ich dir ſagen muß: deine Tochter Tharſia iſt eines jähen Todes geſtorben. Als das Apollonius vernahm, erzitterte er an allen Gliedern und ſtand lange wie vom Donner gerühret, daß er vor Schrecken nicht ſprechen mochte. Endlich, als er die Sprache wieder fand, ſprach er ergrimmt: O Weib, wie übel haſt du ſie gehütet. Wenn denn meine Tochter geſtorben iſt, wie du ſagſt, wo iſt denn ihr Schmuck, wo ſind denn ihre Schätze geblieben? Sie entgegnete: Ein Theil iſt vorhanden, ein Theil abhanden, und damit du mir glaubſt, ſo habe ich ein Zeugniß an den Bürgern dieſer Stadt, welche ihr, deiner Wohlthaten eingedenk, ein ehernes Denkmal am Geſtade des Meeres errichtet haben, das du ſelber ſehen magſt. Da ſprach Apollonius: Ich will hingehen und ihr Grabmal ſchauen. Als er aber die Inſchrift geleſen hatte, wüthete er ungeſtüm wider ſich ſelbſt, verfluchte ſeine Augen und ſprach: O ihr fühlloſen, hartſinnigen Augen, warum weint ihr nicht, da ihr das Grab meiner Tochter geſehen habt?

Damit ſchied er von dannen und kam zu ſeinen

Schiffen. Werft mich in die Tiefen des Meeres, sprach er zu seinen Dienern, denn das Licht des Tages ist mir verhaßt. Damit wollte er sich über Bord stürzen, aber seine Gefährten verhinderten ihn daran, führten ihn von dem Verdecke und hielten Wache bei ihm, daß er sich kein Leid thun mochte. Da ergrimmte er und that einen hohen Schwur und rief alle Götter zu Zeugen, daß er nicht eher seinen Bart scheeren noch seine Kleider wechseln wolle, bis sie seine Tochter Tharsia wieder erweckten. Er begab sich in den untersten Schiffsraum, warf sich zu Boden und ließ ein Gesetz ausgehen, daß ihn Niemand stören solle, bei Strafe des Todes, außer dem Schiffspatron, wenn er seines Rathes bedürfe; denn der Menschen Anblick war ihm zuwider und Trostworte ein Gräuel in seinen Ohren.

Die Schiffe fuhren bei günstigen Winden von Tharsus gen Antiochia; als sie aber vier Tage gefahren waren, erhub sich ein Sturm und verschlug sie fern von ihrem Ziele, daß sie Wochen und Monate brauchten um sich zurecht zu finden. Dann mußten sie in einem Hafen anlegen um Mundvorräthe und Wasser zu fassen und die lecken Schiffe auszubessern. Nicht besser erging es ihnen bei der zweiten Fahrt, denn sie kamen durch die Widerwärtigkeit der Winde und das Ungestüm des Meeres noch weiter von Antiochien ab, und ihre Schiffe waren noch in schlechterm Zustand, als nach der ersten Fahrt. Als sie zum Drittenmale ausfuhren, warf sie ein neuer Sturm aus ihrer Bahn und wüthete so heftig, daß sie Alle an der Rettung verzag-

ten. Apollonius aber hauſte noch immer in dem unterſten Schiffsraum und rührte und regte ſich nicht, kaum daß er Antwort gab auf die Berichte und Fragen des Patrons und von Zeit zu Zeit ein wenig Speiſe verſchluckte. Unterdeß lagen die Schiffsleute auf den Knieen und baten Gott Neptun um einen ſichern Hafen. Da legte ſich der Sturm und ein günſtiger Wind trieb ſie in den Port von Mitylene, wo ſie geborgen waren.

Als ſie aber an das Geſtade kamen, ſahen ſie groſſe Feierlichkeiten und feſtliche Freude, denn man beging den geheiligten Tag Neptuns des Meergottes. Die Schiffsleute, die viel Noth und Beſchwerden ausgeſtanden hatten, erhoben ein Freudengeſchrei, da ſie ans Land ſtieſſen und ſtimmten ein in den Jubel des Inſelvolkes. Da ging der Schiffspatron hinunter zu Apollonius, der ihn grimmig empfing und frug: Welcher Jubelſchall hat meine Ohren beleidigt? Der Schiffspatron antwortete: O Herr, dieſe Stadt iſt erfüllt mit Freuden, das Feſt Neptuns wird begangen, freue dich mit uns, daß wir gerettet ſind. Da ſeufzte der König und ſprach: Ich vergönne Jedermann ſeine Freude, aber mich laſſt trauern. Nimm zwanzig Goldgülden und begeht dieſes Feſt nach langen Beſchwerden in Luſt und Wonne, wer aber mich zu Freuden beruft, dem ſoll man die Schienbeine zerſchlagen. Der Schiffspatron nahm das Gold, kaufte ſeinem Volk was ihm Noth that zur Begehung der Freudenfeier und ließ den König in ſeinem Kummer allein.

Athanagoras, der König von Mitylene kam mit seinem Gefolge in den Hafen, um die eingelaufene Flotte zu beschauen, und als er das Schiff des Königs erblickte, das schöner und größer war, als alle die übrigen, erstaunte er über seine Pracht und sprach zu seinen Geführten: Seht, Freunde, dieses Schiff ist eine Freude zu schauen, nie habe ich ein so herrliches Fahrzeug gesehen. Als die Mannschaft hörte, wie ihr Schiff belobt wurde, sprachen sie: O Herr, kommt herein zu uns und beseht das Innere dieses Schiffes, denn es ist so schön von innen als außen. Der König trat hinein, ließ sich Alles zeigen, hielt Wirthschaft mit ihnen und schenkte ihnen auch zwanzig Goldgülden, damit sie ihn nicht umsonst geladen hätten. Dann sprach er: Sagt mir doch, wer der Herr dieses Schiffes ist, und aller der übrigen, die mit ihm gelandet sind. Da sprach der Patron: Ihr Herr ist ein reicher König und liegt am Boden dieses Schiffs, denn er hat das Licht der Sonne verschworen, weil ihm sein Weib zur See und seine Tochter in fremden Landen gestorben ist. Da sprach Athanagoras zu einem Knecht, Sindallo geheißen: Ich schenke dir zwei Gulden, wenn du zu ihm gehst und ihn heraufführst. Der Knecht antwortete: Für zwei Gulden kann ich mein Schienbein nicht wieder ganz machen lassen, denn der König hat befohlen, wer ihn zu Freuden berufe, dem solle sein Schienbein zerschlagen werden. Da sprach Athanagoras: Dies Gesetz hat er mir nicht gemacht: ich will hinunter und sehen, ob ich ihn trösten kann.

Er kam hinab auf den Boden des Schiffs und sah ihn mit dem rauhen, wildverwachsenen Bart an der Erde liegen. Er nahte sich ihm und sprach mit bescheidener Stimme: Sei gegrüßt, Apollonius. Der König gedachte, es sei einer der Seinen und hob sein Antlitz zürnend empor; als er aber einen Mann in königlichem Staate vor sich stehen sah, verschluckte er seinen Zorn und schwieg. Da sprach Athanagoras: Herr, wundre dich nicht, daß ich unbekannt zu dir komme; ich bin der Fürst dieser Stadt und kam in den Hafen, die fremden Schiffe zu schauen; als ich aber deines erblickte, ward ich begierig, dich kennen zu lernen. Deine Leute luden mich ein und sagten mir von deinem Leide, das mir inniglich wehe thut: deßwegen bin ich gekommen, dich zu trösten und zu bitten, nur aus der Finsterniß ans Licht zu folgen, und auf Gott zu vertrauen, der deine Trauer in Freude verkehren wird.

Apollonius erhob sein Antlitz und sprach: Herr, zieh hin in Frieden und habe Dank für deine Güte; nach meinen Unfällen kann ich nicht wieder froh werden und tafeln und zechen, noch begehre ich der Gesellschaft der Menschen. Hier in diesem Schiffsraume will ich liegen, bis der Tod meinem Elend ein Ende macht. Darum überlaß mich meinen Schmerzen.

König Athanagoras, der wohl sah, daß er nichts ausrichte, ging zurück zu den Fröhlichen und sagte, er habe es vergebens versucht, ihren Herrn dem Lichte wieder zu schenken, aber nichts könne ihn seinen Todesgedanken abwendig machen. Doch entsann er sich noch

eines Weges und sprach zu einem Diener: Geh hin zu dem Frauenwirth und bitte ihn, mir Tharsien zu senden, denn Die hat Weisheit und liebliche Rede: vielleicht kann ihn ihr Zuspruch vor dem Tode bewahren. Als Tharsia kam, sprach Athenagoras: Ich bitte dich, nimm all deine Kunst zusammen, den Herrn dieses Schiffs zu erheitern, der in dem untersten dunkeln Gemach liegt und den Verlust seiner Gattin und seines Kindes betrauert. Wenn du ihn trösten und bewegen kannst, an das Licht hervorzugehen, so will ich dich von dem Kuppler loskaufen und reichlich ausstatten.

Tharsia ging kühnlich hinab zu dem Trauernden, grüßte ihn mit sanfter Stimme und sprach: Wer du auch seist und welche Unfälle dich niederbeugen mögen, so sei gegrüßt: dich grüßt eine reine Jungfrau, die schon im zarten Alter den Grimm des Schicksals erfuhr und sich doch unter Stürmen und tausend Gefahren hohen Muth und Reinheit der Seele wie des Leibes zu erhalten wußte. Darauf nahm sie ihre Harfe und sang zu ihren Tönen so meisterlich, daß Apollonius aufmerksam ward und sich wider Willen genöthigt sah, ihrem süßen Gesang zu horchen:

Im Haus der Schanden muß ich sein,
Doch bleib ich unbefleckt und rein;
So steht beim Dorn das Röslein:
Mit List entgeht es aller Pein
Und kehrt sich zu der Sonne Schein:
Von Sünden wird mich Gott befrein
Inmitten in den Sünden.

Mir hat zum Mörder ſich verkehrt,
Der erſt mir Hulf und Schutz gewährt:
Mich löſte Feind von Feindes Schwert,
Mein Leid von Tag zu Tag ſich mehrt,
Das Glück mich immer mehr verſtört,
Die Sünde meines Leibs begehrt;
Mehr will ich dir verkunden:
Das Waſſer iſt mein Vaterland,
Den Vater hab ich nie gekannt,
Doch wird ſein Name weit genannt,
Gott laſſe mich ihn ſehen:
Ins Elend bin ich nun verbannt,
Wo mancher Knecht mit frecher Hand
Beſchmitzen will mein rein Gewand:
Dann rettet mich mein Flehen.
Mein Herz hab ich auf Gott gewandt,
So thu auch du, Herr anerkannt:
So wird dir Hulf und Troſt geſandt
In deinen Herzenswehen.

In dieſer Weiſe fuhr ſie fort zu ſingen und ihm Troſt in die Seele zu flößen mit ihrer lieblichen Stimme, aber Apollonius unterbrach ſie mit Seufzen und ſprach: Dich hat Gott Mercurius ſelber gelehrt und mit Künſten begabt: komme ich zurück in mein Königreich, ſo will ich deiner gedenken und dich loskaufen aus dem Hauſe der Schande. Jetzt aber geh hin, überlaß mich meinen Gedanken und nimm dies zum Lohn deiner Mühe. Damit wollte er ihr Gold reichen, aber Thaiſia ſprach: Ich bin nicht gekommen deine Gabe zu verdienen, ſondern dich zu tröſten und dem Leben wieder zu

eignen, denn es iſt unrühmlich und unmännlich dem Schmerz zu erliegen. Kannſt du aber meine Fragen löſen, die ich dir vorlege, ſo will ich gehen und dich allein laſſen, wenn ich dich nicht erheitern kann. Wiſſe jedoch, daß es Gott und den Menſchen nicht wohlgefällig iſt, wie du dich dem Kummer ergeben und Dein ſelber vergeſſen haſt.

Der König ſah nun wohl, daß er ſie nicht verſcheuchen könne und gedachte: Ich will ihren Willen thun und ihre Räthſel löſen, damit ſie mich allein läßt und nicht länger meiner Trauer entzieht. Er richtete alſo ſein Haupt empor, ließ ſie neben ihm ſitzen und ſprach: Wiewohl mir in meinem Leide nichts geziemen mag, als Weinen und Stöhnen, ſo will ich dir doch gefallen, deine Räthſel zu löſen, um dir zu zeigen, daß ich deine Kunſt und Weisheit zu würdigen und zu erwiedern verſtehe. Dann aber laß mich allein und raube mir nicht länger den Genuß der Einſamkeit. So höre denn, ſprach Tharſia, mein erſtes Räthſel; du biſt ein König und billig weiſer als ich:

Ich kenn ein Haus gar wohl erbaut,
Das klingt und tönet hell und laut,
Du hörſt von Fern ſein Rauſchen,
Viel Gäſte ſpielen drin umher,
Von dieſen wirſt du nimmermehr
Nur einen Ton erlauſchen,
Es wandelt ſtets von Ort zu Ort,
Die Gäſte wandeln mit ihm fort:
Dies Haus ſollſt du mir nennen.

Da

Da sprach Apollonius: Damit du siehst, daß ich nicht geprahlt habe, so wisse, das Haus ist das Wasser mit seinen rauschenden Wellen und seine Gäste die stummen Fische, die mit den Wellen ewig von Ort zu Ort wandeln. Doch wundert mich deine Vernunft bei so jungen Jahren und dein englischer Sinn, den menschliche Weisheit nicht begreifen mag. Doch jetzt laß mich und gehe. Aber Tharsia legte ihm ein anderes Räthsel vor und sprach:

Ein Ries erwächst in einem Wald,
Von hoher, mächtiger Gestalt,
Zwar stark und schön, doch wild und alt;
Um ihn Genossen mannigfalt.
Mit diesen zieht er auf die Fahrt,
Zu schaun der fremden Länder Art.
Sprich, wie der Ries so gebahrt,
Daß Niemand seine Spur gewahrt.

Wär ich vor Leid nicht krank, sprach Apollonius, ich wollte deine Räthsel lösen und dir andere vorlegen, die dir unbekannt sind. Der Ries ist der Segelbaum auf den Schiffen, die ganz von Holz erbaut sind: die Winde führen ihn schnell dahin auf den Wellen, an vielen Ländern vorbei, doch läßt er keine Spur seiner Fahrt zurück. Da sprach Tharsia:

Von außen glatt, von innen rauch;
Sie stoßen mir in meinen Bauch
Mit einem Stecken grobes Haar,
Bis ich erfüllt bin ganz und gar.

Manch harter Schlag wird mir gegeben,
Daß ich muß auf und nieder schweben,
Ich armer Trovi, wie ist mir weh:
O läg ich tief in einem See!

Da erneust du mir meine alten Schmerzen, sprach Apollonius, denn du mahnst mich an meinen Schwäher, der mich durch das Ballspiel lieb gewann; denn der Ball ist die Lösung deines Räthsels. Er ist von Leder, inwendig mit Haaren gefüllt und wird auf und nieder geschlagen.

Noch viel andere Fragen beantwortete ihr Apollonius, denn die hohen Gaben der Jungfrau hielten seine Gedanken gefesselt, daß er eine Weile seines Leides vergaß. Als aber Tharsis merkte, daß er ein Wohlgefallen an ihr habe, meinte sie ihn an das Licht hervorzuziehen, setzte sich auf seinen Schoß, küßte seine Lippen zärtlich und sprach: Höre die Bitte der flehenden Jungfrau und entschließe dich zu leben, denn es wäre Sünde, wenn ein Mann von so hoher Kunst und Vernunft in Trauer vergehen sollte. Es steht bei den Göttern, dir deinen Verlust zu ersetzen, sie können dein Gemahl dir wiederschenken, deine todtgeglaubte Tochter beleben; darum ermanne dich und folge mir.

Bei diesen Worten umschlang sie seinen Leib und wollte ihn mit sich fortziehen; aber Apollonius ergrimmte und stieß sie von sich mit solcher Gewalt, daß sie niedertaumelte und einen schweren Fall wider einen Pfo-

ſen that. Ihre Stirne war verletzt, ſie wälzte ſich in ihrem Blute, jammerte und ſprach:

O Gott, Schöpfer und Erhalter, wie verfolgſt du mich Unſelige; von der Geburt bis zu dieſer Stunde häufſt du Trübſal und Noth auf mich Schuldloſe, womit habe ich dich beleidigt? Auf ſtürmiſchem Meere ward ich geboren, der Augenblick der mich ins Leben rief, war meiner Mutter Tod, ein enger Sarg übergab ſie den fühlloſen Wellen, der eine königliche Beſtattung geziemt hätte. Mein Vater gab mich falſchen Freunden zu erziehen, den Gottloſen, die mir nach dem Leben ſtanden, ein niederer Knecht zuckte den Dolch über mir, da befreiten mich Seeräuber von dem ſichern Tode und verkauften mich hieher in das gemeine, ſündliche Leben; durch Jammer und Thränen erhielt ich meine Reinheit, mit blutendem Herzen mußte ich Andere froh machen, ein nichtswürdiger Kuppler wucherte mit meinen Künſten und Reizen. Dieſem Greis vertraute ich mein Herz, hoffte ihn dem Leben wieder zu ſchenken und Ungemach und Schmerzen ſind mein Lohn. O mein Vater Apollonius, wie haſt du mein vergeſſen! O Tharſia, warum mußteſt du geboren werden!

Als Apollonius alle dieſe Wahrzeichen vernahm, that er einen mächtigen Freudenſchrei, warf ſich zu ihr an den Boden, hob ſie auf ſeinen Schoß und bedeckte ſie mit Küſſen: O barmherziger Gott, rief er aus, der ſind Himmel und Erde und alle Tiefen der Meere durchſchaulich, dein Name werde geprieſen! Mit welcher Freude begabſt du mein Alter, da ich die Tochter le-

beut finde, die ich todt und begraben wähnte! Ein Strom von Thränen unterbrach seine Rede, er küßte und herzte sie und wiegte sie in seinen Armen, um ihren Schmerz zu beschwichtigen. Auch Tharsien durchzuckte die Freude, sie erholte sich und umschlang den wiedergefundenen Vater und hing an seinem Halse mit Schluchzen und Thränen. Nun will ich nicht sterben, sprach Apollonius, da die Götter unverhofft mich meines Gelübdes entbunden haben. Um deinetwillen entsagte ich dem Leben, um deinetwillen, du Hälfte meiner Seele, gebiete ich ihm jetzt wieder an. Darauf rief er mit lauter Stimme: Herbei, ihr Diener und schaut meine einzige Tochter, die ich verloren hatte, die ich wieder gefunden: die Jungfrau ist es, die ihr sandtet [illegible] die Diener und König [illegible] hinunter zu ihm und fielen ihn weinend vor Freude an dem Halse der Tochter. Da erhob er sich und sprach: Seht hier die Verlorene, schmerzlich Beweinte, um derentwillen ich sterben wollte; jetzt aber bin ich dem Leben wieder geschenkt.

Da war Niemand, dem seine Thränen nicht übergingen vor freudiger Rührung über das Glück des Königs und seiner Tochter. Nun warf Apollonius seine Trauerkleider ab und kleidete sich königlich, in so köstliches Gewand, daß sich männiglich darüber verwunderte. Da sprachen Alle, die ihn sahen: O Herr, wie gar hat diese Jungfrau deine Bildung und Gestalt, wie gleichen die ihre Züge; wenn du nicht wüßtest, daß sie deine

Tochter sei, so bewiese es euer beider Angesicht; ihr könnt euch nicht verläugnen.

Die Tochter fiel ihrem Vater um den Hals, herzte und küßte ihn zärtlich und sprach: Gelobt sei Gott, dessen Gnade mir die Freude gegönnt hat, dich zu schauen: nun will ich hinfort mit dir leben, mit dir sterben! Dann erzählte sie ihm nochmals ihre Schicksale und ihre Unfälle, wie sie in das Haus der Schande verkauft worden, und wie sie Gott durch seine Gnade vor dem sündlichen Leben bewahrt und ihre Ehre erhalten habe.

Athanagoras, der in ihre Liebe entzündet war, besorgte, sie würde einem Andern zu Theil werden, fiel Apollonius zu Füßen und sprach: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, der dem Vater seine Tochter wieder schenkte, daß du Tharsien keinem Andern zum Gemahl gebest, als mir, denn ich bin ein König gleich dir, sie ist durch mich eine reine Magd geblieben, ich habe sie zu dir geführt, ohne mich [illegible] den Vater nicht [illegible] darum begehre ich sie zum ehlichen Gemahl. Da sprach Apollonius: Ich kann sie dir nicht weigern, du hast meiner Tochter viel Gutes erzeigt, ich verheiße sie dir zum Weibe. Doch bitte ich dich vor Allem, daß du mir Recht verschaffest über den gottlosen Frauenwirth.

Da ging Athanagoras in die Stadt, berief die Bürger und sprach: Lasset die Stadt nicht verderben um einen Verworfenen: Apollonius, der König von Antiochien und Tyrus liegt mit einer mächtigen Flotte

in unserm Hafen und hat seine Tochter Tharsia in dem Hause des schändlichen Kupplers gefunden, der sie zu Sünden nöthigen und ihren königlichen Leib gemeiner Unzucht Preis geben wollte; doch hat sie ihm mit der Hülfe des allmächtigen Gottes widerstanden. Nun begehrt er Recht über ihn; wo nicht, so zerstöret er mit Feuer und Schwert eure Stadt.

Da liefen die Bürger und alles Volk mit Weib und Kindern in Scharen an den Hafen, den König Apollonius zu sehen und seine Barmherzigkeit anzuflehen. O Herr, riefen sie, es geschehe was du begehrst. Der Kuppler ward gefangen und gebunden und vor den König geführt. Apollonius in königlichem Staat festlich geschmückt, bestieg an der Hand seiner Tochter die Richterbühne und sprach zu dem Volke: Ihr seht meine Tochter Tharsia, die heute ihrem Manne wiedergegeben ward. Ein schändlicher Kuppler stellte nach ihrer Ehre und spartе kein Mittel ihren reinen Leib zu beflecken; weder Bitten, noch die erworbenen Schätze konnten sie aus seiner Gewalt befreien. An euch ist es, ihr Recht zu verschaffen.

Da sprachen Alle einstimmig: Herr, der Kuppler soll lebendig verbrannt und alle sein Reichthum deiner Tochter zu Theil werden. Tharsia aber berief den Knecht, welchem der Kuppler befohlen hatte, sie zu schänden und sprach: Weil du menschlich warst und meinen Bitten Gehör liehest, schenke ich dir die Freiheit und zweihundert Goldgülden. Auch befreite sie alle die Mägde des Kupplers und beschenkte sie reichlich.

Nun ſprach Apollonius zu dem Volke: Ich ſage euch Dank für die Ehre, die ihr mir und meiner Tochter erzeigt habt und vergelte ſie euch mit einer beſcheidenen Gabe. Hierauf ließ er funfzig Pfund Goldes unter die Bürger vertheilen.

Wenige Tage darauf gab Apollonius ſeine Tochter Tharſia dem König Athanagoras zu einem ehlichen Gemahl, zur großen Freude der ganzen Bürgerſchaft und in Gegenwart vieler Könige, Fürſten, Grafen und Herrn, und vieler ſchönen Jungfrauen, die welche Hochzeit verherrlichten. An demſelben Tage ließen die Bürger von Mitylene eine köſtliche Säule auf dem Markt errichten mit der Inſchrift: Dem König Apollonius und ſeiner frommen Tochter Tharſia, zum ewigen Gedächtniß ihres reinen Lebens.

Darauf ließ Apollonius ſeine Schiffe bereiten und fuhr mit der Tochter und ſeinem Eidam Athanagoras gen Tharſus, Rache zu nehmen an Stranguilio und ſeinem Weibe. Aber eines Nachts erſchien ihm im Traum eine engliſche Geſtalt und befahl ihm, den Göttern dankbar zu ſein für die Wiedererweckung der Tochter. Im Tempel der Diana zu Epheſus ſolle er mit ihr und ſeinem Eidam das Opfer vollbringen und dann alle ſeine Schickſale mit lauter Stimme erzählen. Hernach möge er Rache nehmen für ſeine Tochter.

Sogleich wandten ſie ihre Fahrt gen Epheſus und betraten den geweihten Tempel Dianens. Als die Königin Lucina, die noch in dieſem Tempel ein prieſterliches Leben führte, von der Ankunft eines fremden Kö-

nigs vernahm, schmückte sie ihr Haupt mit königlichem Geschmeide, hüllte sich in purpurne Gewänder und trat im Geleit ihrer Jungfrauen in den Tempel. Sie war noch so schön, wie vor achtzehn Jahren: der reine Dienst Dianens hatte ihre Blüthe frisch erhalten, daß sie vor allen ihren Jungfrauen herrlich strahlte. Als Apollonius sie sah, glaubte er die Göttin Diana zu erblicken, ließ sich mit Tochter und Eidam auf die Kniee vor ihr nieder, weihte dem Tempel köstliche Geschenke und sprach mit laut erhobener Stimme: Ich Apollonius, ein geborener König von Tyrus, empfing als Jüngling Lehre und Weisheit, und da ich mich reif fühlte, alle Räthsel zu lösen, kam ich zu dem bösen König Antiochus und beantwortete seine Frage, um seine Tochter zu gewinnen. Aber er brach sein Wort und stellte mir nach dem Leben, daß ich flüchten mußte vor seinen Söldlingen. Auf dem Meer verlor ich alle meine Habe und kam elendiglich zu dem König Archistrates, der mich gütig aufnahm und mir seine Tochter Lucina zum Weibe gab. Als aber Antiochus vom Blitzstrahl getroffen wurde, fuhr ich aus, sein Königreich in Besitz zu nehmen. Da starb mein Weib auf dem Meere an der Geburt einer Tochter; ein wohlverwahrter Sarg übergab ihre Leiche den Wellen; die Tochter ließ ich mit großen Schätzen meinen Gastfreunden in Tharsus, bis sie heranwüchse, und fuhr gen Antiochien. Nach vierzehn Jahren kehrte ich nach Tharsus zurück, die Tochter heimzuholen und vernahm, sie sei jählings gestorben. Verzweifelnd gelobte ich um sie zu trauern, bis ein

Mann

Wunder ſie wieder erwecke. Dies Wunder hat ſich unverhofft begeben, die Gnade der Götter hat mir die Tochter wieder geſchenkt, und nun komme ich zu ihrem Tempel, das Opfer des Danks zu vollbringen.

Während er alſo ſprach, wußte Lucina ihre Freude kaum zu mäßigen, doch als er endete, ſtieg ſie die Stufen des Altars herab, fiel dem knieenden Apollonius um den Hals und wollte ihn küſſen. Apollonius, ſprachlos vor Verwunderung, erkannte ſie nicht und ſträubte ſich gegen ihre Umarmung, aber Lucina ſprach mit weinenden Augen: O mein Herr und Troſt meiner Seele, wie thuſt du alſo? Ich bin dein Weib Lucina, König Archiſtrates Tochter; ſo biſt du Apollonius von Tyrus, mein Herr und Gemahl, mein Meiſter in den Künſten, mein Schiffbrüchiger, den ich liebte und wählte, nicht um leibliche Begierde, ſondern um ſeine Weisheit und Kunſt. Da erkannte ſie Apollonius, fiel ihr um den Hals und vergoß Thränen der Freude. Gelobt ſei der Höchſte, rief er aus, der mir die Gattin zu der Tochter wiederſchenkt! Wo iſt meine Tochter? frug Lucina. Da zeigte er ihr Tharſien und ſprach: Hier iſt ſie. Da küßte ſie Lucina mit mütterlicher Zärtlichkeit und die Freude war groß und das Gerücht flog durch die Stadt, daß König Apollonius ſein Gemahl im Tempel Dianens wiedergefunden habe.

Darauf fuhr Apollonius mit einem königlichen Heere gen Tharſus. Dort ließ er den Stranguilio mit

seinem Weibe Dionysiades sahen, führte sie vor die Bürger und Herrn der Stadt und sprach: Ihr Bürger von Tharsus, sprecht, ob ich euch beleidigt habe? Sie sprachen Alle einstimmig: Du bist unser gütiger Herr, wir sind bereit für dich zu sterben und haben dir diese Säule zum Gedächtniß deiner Wohlthaten gesetzt: womit solltest du uns beleidigt haben? Da sprach Apollonius: So klage ich euch, daß mir diese eure Mitbürger meine Tochter Tharsia, die ich ihnen befohlen, nicht wieder geben wollen. Da sprach das unselige Weib: Herr, hast du nicht selber ihr Grab gesehen und die Inschrift gelesen? Apollonius antwortete: Die Meinung der Bürger, die das Grabmal machen ließen, ist gut, aber deine Werke sind sträflich gewesen. Hiermit berief er seine Tochter und zeigte sie dem Volke. Da sprach [illegible] Stimme:

Ihr Bürger, Tharsia, die von den Todten auferstanden ist, entbietet euch ihren Gruß. Da erschrak Dionysiades und bebte wie ein Laub im Winde, aber die Bürger der Stadt jubelten. Tharsia ließ darauf den Knecht herbeiholen, der sie hatte ermorden sollen, und sprach zu ihm: Wenn du gestehst, wer dich gedungen hat, mich umzubringen, so soll dir das Leben geschenkt werden. Der Knecht antwortete. Das war Dionysiades, meine Herrin. Da ergriffen die Bürger von Tharsus das böse Weib, schleppten sie vor die Thore und steinigten sie. Doch Strangilio ward unschuldig befunden und dem Knechte schenkte Tharsia

Leben und Freiheit, weil er ihr Zeit gegönnt, zu Gott zu beten. Apollonius beschenkte die Stadt königlich und verweilte drei Monate in ihrer Mitte.

Darauf fuhr er gen Pentapolis zu Archistrates, seinem Schwäher, wo sie mit großen Freuden empfangen wurden. Als der Greis Tochter und Enkelin mit ihrem königlichen Gatten erblickte, ward seine Freude unbeschreiblich groß. Er vermachte ihnen sein Reich, lebte ein ganzes Jahr mit ihnen unter Jubel und Festen und starb im hohen Alter in den Armen seiner Lieben.

Eines Tages ritt Apollonius am Gestade des Meers und sah den Fischer, welcher seinen Rock mit ihm getheilt hatte. Er ließ ihn fahen und nach dem Palaste führen. Da der Fischer sich von den Kriegern ergriffen sah, wähnte er, es gehe ihm an sein Leben. Apollonius ließ ihn vorführen und sprach: Dies ist mein Schutzgeist, der mich nach dem Schiffbruche gespeist und gekleidet hat. Dann redete er ihn an und sprach: Ich bin Apollonius von Tyrus, der deiner Wohlthaten nicht vergessen hat. Darauf ließ er ihm zweihundert Pfund Goldes reichen und machte ihn zu seinem Hofgesinde, so lange er lebte. Auch den Elinatus, der ihn vor Antiochus gewarnt hatte, belohnte er für seine Treue und gab ihm eine reiche Grafschaft zu Lehen. Bald gebar ihm sein Weib einen Sohn, dem er Antiochien und Tyrus übergab; Pentapolis und Tharsus überwies er seinem Eidam Athanagoras.

Darnach lebte Apollonius mit seinem Gemahl vier und siebenzig Jahre in Frieden und Seligkeit. Sein Leben ließ er in zwei Büchern beschreiben, wovon das eine im Tempel zu Ephesus niedergelegt, das andere in seinem Schatze bewahrt wurde.

Bibliothek

der

Novellen, Märchen

und

Sagen.

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel
und Karl Simrock.

Dritter Theil.

Berlin.
In der Finckeschen Buchhandlung.

1831.

Quellen

des

Shakspeare

in

Novellen, Märchen und Sagen.

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel
und Karl Simrock.

Dritter Theil.

Berlin.
In der Finckeschen Buchhandlung.

1831.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Berlin,
gedruckt bei A. Petsch.

Vorrede
zum dritten Theile.

Der dritte Theil unſerer Bibliothek, welchen ich hiermit der Gunſt des Publikums empfehle, beſchließt diejenige ſelbſtändige Abtheilung derſelben, welche ſich unter einem beſondern Titel auf Shakſpeares nicht hiſtoriſche Stücke bezieht, und enthält außer den Quellen zu fünf Schauſpielen, welche die erſte Hälfte des gegenwärtigen Bändchens einnehmen, die Anmerkungen zu ſämmtlichen in dieſen drei Theilen gelieferten Novellen, Märchen und Sagen.

Da wir in dieſen Anmerkungen einerſeits das Verhältniß der mitgetheilten Quellen zu Shakſpeares Behandlung feſtzuſtellen, andererſeits den Zuſammenhang derſelben mit der Sage überhaupt zu erforſchen und die einzelnen mitgetheilten Sagen und Märchen bis zu ihrem erſten Urſprung zu verfolgen hatten, ſo wird man es uns nachſehen, wenn dieſelben mitunter zu Ab-

handlungen gediehen sind und einen so großen Raum einnehmen. Doch haben wir uns bemüht, diese zunächst nur für das gelehrtere Publikum bestimmten Untersuchungen durch die Darstellung auch denjenigen Lesern zugänglich zu machen, die nicht schon ein Interesse für dieselben mitbringen, in der Hoffnung, daß dieses Verfahren den Kreis der Theilnehmer an solchen Forschungen allmählig erweitern werde.

Welche Art von Förderung dem Studium Shakspeares aus dieser Zusammenstellung seiner Quellen unserer Ansicht nach erwachsen könne, ist zum Theil in den Anmerkungen zu den einzelnen Stücken gezeigt worden; einiges Allgemeinere nachzutragen ist hier der Ort.

Die Untersuchung über die Quellen unseres Dichters hat schon bei den Engländern begonnen, welche sich bei jedem seiner Stücke mehr oder minder sorgfältig um die Novellen bemüht haben, aus welchen er schöpfte, ohne sich jedoch um ihren Zusammenhang mit der Sage überhaupt zu bekümmern. Ein eignes Werk, das wie das unsere Shakspeares Quellen zusammenstellen sollte, schrieb Mistreß Lennox, Fieldings scharfsinnige, aber geschmacklose Schwester, jedoch mit der völlig verfehlten Tendenz, alle Schönheiten Shakspeares als aus seinen Novellisten erborgt, und alle Abweichungen von denselben als sündliche Mißgriffe darzustellen. Die Eschenburgsche

Ueberſetzung lieferte bekanntlich zu jedem Stücke einen kritiſchen Anhang, deſſen Hauptzweck war, die Quellen des Dichters nachzuweiſen, und der Antheil, welchen Leſſing und ſpätere Ueberſetzer und Erklärer bis auf Douce und Dunlop an dieſen Unterſuchungen nahmen, mag wohl die Frage rechtfertigen, worin denn eigentlich der Werth derſelben für das Verſtändniß des Dichters beſtehe? Hierüber äußert Docen (altd. Muſeum. Bd. II. S. 277. ff.):

„Es iſt ſo natürlich als gewöhnlich, daß man ſich mit den Individualitäten großer Schriftſteller, ſo wie mit den Veranlaſſungen ihrer Productionen bekannt zu machen ſuche: was Zeit und Umſtände ihnen darboten, wünſchen wir zu erfahren, um hierdurch ihrem Kreiſe näher zu ſein. Was die damalige engliſche Literatur unſerm Dichter und ſeinen Vorgängern darbot, war vielfältig in jenem Zeitalter nicht blos unter dieſem Volke, ſondern oft ſchon mehrere Generationen hindurch auch bei den übrigen cultivirten Nationen Europas einheimiſch — es war die Volksliteratur jener Zeiten, die man nothwendig von den Intereſſen der damaligen gelehrten Welt abſondern muß. Die Allgemeinheit dieſer Literatur war im Ganzen von der Art, daß das gegenwärtige Zeitalter ihr nichts Aehnliches gegenüberſtellen kann, vorausgeſetzt, daß hier von Werken, die nur den gebildeten Ständen ange-

hören, nicht die Rede sein kann. Durch Uebersetzungen, Nacherzählungen und dramatische Bearbeitungen pflanzten sich damals manche Volksdichtungen, Sagen und Novellen von Italien und Frankreich nach Deutschland, England u. s. w. hinüber: nicht selten auch umgekehrt. — Jene Verbindung der europäischen Welt erreichte ungefähr um die Zeit als Shakspeare seine Laufbahn schloß, ihr Ende; wenigstens erzeugte sich seitdem nichts Neues mehr unter dem Volke, was durch eine weitere Fortbildung die übrigen Nationen sich angeeignet hätten. Halten wir diesen Gesichtspunkt fest, so erscheint die Idee der Mistreß Lennox sehr empfehlenswerth, die in ihrem Shakspeare illustrated die Zusammenstellung aller ihr bekannten Erzählungen versuchte, aus denen der Dichter den Stoff seiner Schauspiele hergenommen."

Wenn ein Dichter nur im lebendigen Zusammenhange mit seiner Zeit und den gemeinsamen Anschauungen derselben ganz verstanden werden kann, so kommt gewiß die obige Aeußerung Docens der Wahrheit sehr nahe, und darum haben wir uns auch nicht auf Mittheilung der nächsten Quellen des Dichters beschränkt, sondern in den Anmerkungen deren Zusammenhang mit der Sage und dem Volksglauben der Zeit darzustellen gesucht, denn aus ihnen hat Shakspeare nicht selten seine unmittelbaren Quellen ergänzt und bereichert. Waren die letztern auch noch

ſo mangelhaft und unzulänglich, ſo muß man doch den Sagen, die er aus ihnen kennen lernte, ihres tiefen Gehalts willen, einen hohen Werth beilegen, und dieſen erkannt und durch ſeine Behandlung zu dem höchſten Glanz ausgeſchliffen zu haben, deſſen jene Edelſteine fähig waren, iſt das ewige Verdienſt des Dichters. Darum möchten wir Shakſpeare weder mit Miſtreß Lennox für jede Abweichung von ſeinen Quellen zur Rechenſchaft ziehen, noch mit Andern ſeinen Ruhm durch Herabſetzung ſeiner unmittelbaren Quellen zu erhöhen ſuchen, denn auf den innern geiſtigen Gehalt der Sage kommt es an, nicht auf die gewiß oft mangelhafte Behandlung, in der ſie ihm überliefert war. Erborgt hat darum Shakſpeare nicht, denn dieſe Sagen waren Gemeingut, ſie bildeten die Mythologie jener Zeit: es iſt vielmehr ein Zeugniß ſeines hohen Genius, daß er eben ſolche Sagen am Liebſten ergriff, die durch die allgemeine Verbreitung, die ſie ſich verſchafft, ſchon ihre Gewalt über die Herzen bewährt hatten.

Dem Leſer, der von unſerm Buche allen Vortheil ziehen will, den es darbieten kann, rathen wir vor dem Leſen eines Shakſpeareſchen Stücks die von uns mitgetheilte Quelle deſſelben und nach Leſen des Schauſpiels unſere Anmerkungen einzuſehen. Bei einem zweiten Leſen des Stücks wird er dann unterſcheiden können, was der nächſten Quelle, was dem Volksglauben, was

dem Dichter angehört, und wie viel mächtiger der poetiſche Geiſt des Volks, der die urſprüngliche Sage geſchaffen, in Shakspeare wirkte, als in dem Novelliſten, der ſie vor ihm dargeſtellt hatte. Vielleicht wird es ihm dann vergönnt ſein, einen Blick in die Werkſtätte des Shakspeareſchen Genius zu werfen und die geheimen Verrichtungen ſeines Geiſtes zu belauſchen, durch die er aus einem unſcheinbaren, aber edeln Stoff die lieblichſten und gewaltigſten Gebilde hervorrief. Dies iſt belehrend und bildend zugleich, es wird dem Kritiker wie dem ſchaffenden Talent Anregung und Förderung, allen aber Genuß gewähren.

Die in den Anmerkungen angeſtellten Unterſuchungen über den Urſprung der mitgetheilten Sagen waren bisher von den Erklärern Shakspeares faſt ganz vernachläßigt; durch die Bemühungen deutſcher Forſcher, wie der Brüder Grimm, Val. Schmidt und A., iſt aber für die Ergründung der Sage überhaupt ſo Großes geleiſtet worden, daß es uns leicht werden mußte, auf ihrem Wege fortzugehen, und das bereits durch ſie Gewonnene für die Verfolgung der Quellen Shakspeares zu benutzen. Doch auch die Unterſuchungen über die unmittelbaren Quellen des Dichters glauben wir um einige Schritte weiter gefördert zu haben, obgleich noch Vieles zu thun bleiben mag.

Berlin, im März 1831.

K. S.

Inhalt.

Seite

Vorrede zum dritten Theile V

XV. Zu König Lear.

1. König Lear. Nach Holinshed 3

2. Der Baſtard. Nach Sidneys Arcadia . . 8

XVI. Macbeth. Nach Holinshed 17

XVII. Zu Wie es euch gefällt.

Roſalinde. Nach Thomas Lodge 45

XVIII. Locrine. Nach Galfred von Monmouth und Holinshed 111

XIX. Cromwell. Nach Bandello 121

Anmerkungen. Von Karl Simrock.

I. Romeo und Julie 139

II. Die Sage von Amleth 163

III. Maaß für Maaß 173

IV. Der Mohr von Venedig 181

V. Der Kaufmann von Venedig 183

VI. Cymbeline 205

VII. Die luſtigen Weiber zu Windſor . . . 221

Seite

VIII. Die gezähmte Keiferin 225
IX. Ende gut, Alles gut 242
X. Viel Lärmen um Nichts 249
XI. Das Wintermärchen 251
XII. und XIII. Die beiden Veroneser und Was ihr wollt 254
XIV. Pericles, Fürst von Tyrus 263
XV. König Lear 269
XVI. Macbeth 274
XVII. Wie es euch gefällt 280
XVIII. und XIX. Locrine und Cromwell . . 285
Schluß 286

XV.

Zu

König Lear.

1. König Leir.

Nach Holinshed.

Leir, der Sohn Baldubs, wurde Herrscher der Britanner im Jahre der Welt 3105, zu welcher Zeit Joas in Juda regierte. Dieser Leir war ein Prinz von edelm Betragen und Land und Leute befanden sich unter ihm in großem Wohlstande. Er baute die Stadt Caerleir, die jetzt Leiceſter heißt und am Ufer des Sore liegt. Es ist geschrieben, daß er von seiner Gemahlin drei Töchter hatte und weiter keine Nachkommen: ihre Namen waren Gonorilla, Regan und Cordeilla. Diese Töchter liebte er sehr, aber vorzüglich die jüngste, Cordeilla, die er den beiden ältern noch vorzog.

Als dieser Leir zu hohen Jahren gekommen war und das Alter ihn mürrisch machte, gedachte er die Gesinnungen seiner Töchter gegen ihn zu prüfen und die, so er am meisten liebte, zur Nachfolge im Königreiche zu befördern. Er fragte also die Aelteste, Gonorilla, zuerst, wie sehr sie ihn liebe. Diese rief ihre Götter zu Zeugen an und schwur, daß sie ihn mehr liebe als ihr

eigenes Leben, das nach Recht und Vernunft ihr das Theuerste sein müßte. Solche Antwort erfreute den Vater, er wandte sich daher zur Zweiten und fragte sie, wie sehr sie ihn liebe, worauf diese, indem sie ihre Worte mit hohen Eiden bekräftigte, versetzte, sie liebe ihn mehr, als die Zunge auszudrücken vermöge und weit über alle andern Geschöpfe in der Welt.

Dann rief er seine jüngste Tochter Cordeilla vor sich und fragte sie, wie hoch sie ihn halte, worauf sie eine Antwort gab, wie folgt: Ich kenne die große Liebe und die väterliche Sorgfalt, die ihr immer zu mir getragen habt und deßhalb kann ich euch nicht anders antworten, als wie ich denke und mir mein Gewissen erlaubt. Ich schwöre, daß ich euch immer geliebt habe und daß, so lange ich lebe, ich fortfahren werde, euch als meinen Herrn Vater zu lieben; wollt ihr mehr von der Liebe wissen, die ich zu euch trage, so seid versichert, daß ihr so viel werth seid, wie ihr habt und so viel liebe ich euch und nicht mehr.

Der Vater war keineswegs mit dieser Antwort zufrieden; er verheirathete die beiden ältern Töchter, die eine an den Herzog von Cornwall, der Henninus hieß, die andere an den Herzog von Albania, dessen Name Maglanus war, und befahl und verordnete, daß zwischen ihnen, nach seinem Tode, sein Land getheilt werden solle, dessen eine Hälfte er sogleich ihren Händen übergab; für die dritte Tochter Cordeilla aber behielt er sich nichts vor.

Doch trug es sich zu, daß Einer von den Fürsten

Galliens (das jetzt Frankreich heißt), dessen Name Aganippus war, von der Schönheit, der Jungfräulichkeit und den guten Eigenschaften genannter Cordeilla Kunde erhielt und sie sich zur Ehe wünschte. Er sandte daher herüber zu ihrem Vater und ließ um sie anhalten. Der Vater gab zur Antwort, daß er seine Tochter haben könne; was aber eine Mitgift oder ein Wittthum angehe, so könne ihr kein solches ausgesetzt werden, da Alles schon ihren Schwestern versprochen und zugesichert sei.

Trotz dieser Antwort, die ihm jede Mitgift für Cordeilla versagte, nahm Aganippus sie dennoch zum Weibe, lediglich in Berücksichtigung ihrer selbst und ihrer liebenswürdigen Tugenden. Dieser Aganippus war einer von den zwölf Königen, die zu der Zeit über Gallien herrschten.

Da Leir aber sehr alt wurde, währte es den beiden Herzogen, die seine ältern Töchter gefreit hatten, zu lange, bis die Herrschaft über das Land in ihre Hände kam; sie erhoben sich daher gegen ihn in Waffen und beraubten ihn alles Regimentes unter Bedingungen, die Zeit seines Lebens gelten sollten. Nach diesen ward ihm eine Summe ausgesetzt, von der er seinen Hof unterhalten sollte; aber im Fortgange der Zeit ward sie sowohl von Maglanus wie von Henninus verkürzt.

Der größte Kummer aber, den Leir hatte, war die Schändlichkeit seiner Töchter ansehen zu müssen, denn die schienen zu denken, wie wenig auch ihr Vater bekomme, so sei es immer noch zu viel. So mußte er

von einer zur andern ziehn und gerieth in solches Elend, daß er nur noch einen Diener halten konnte. Zuletzt wurde die Schändlichkeit und Unnatürlichkeit seiner Töchter so groß und sie vergaßen so ganz der schönen und gefälligen Worte, die sie in früherer Zeit gebraucht hatten, daß sie ihn zwangen aus dem Lande zu fliehen und nach Gallien zu schiffen, um bei der jüngsten Tochter, bei Cordeilla, die er zuvor gehaßt, einigen Trost zu suchen.

Sobald Lady Cordeilla vernahm, daß er in ärmlichem Zustande angekommen sei, sandte sie ihm zuerst heimlich eine Summe Geldes, daß er sich mit dem Nöthigen versehen und eine Anzahl Diener suchen möge, die ihm in ehrenhafter Weise aufwarteten, wie es sich für den Rang, den er einst eingenommen hatte, geziemte. Dann lud sie ihn ein, in dieser Begleitung an den Hof zu kommen, was er that und so freudig, ehrenvoll und freundlich von seiner Tochter und seinem Schwiegersohne Aganippus aufgenommen wurde, daß sein Herz großen Trost gewann. Denn man hätte ihn nicht mehr ehren können, wenn er König des ganzen Landes gewesen wäre. Darauf unterrichtete er seinen Schwiegersohn und seine Tochter, wie seine andern Töchter an ihm gehandelt hätten. Aganippus ließ, um seinen Schwiegervater Leir wieder in sein Reich eingesetzt zu sehen, sogleich eine mächtige Armee zusammenziehen und eine große Flotte ausrüsten, um nach Britannien über zu setzen.

Man kam überein, daß Cordeilla ihren Vater be-

gleiten ſolle, um von dem Lande Beſitz zu nehmen, das er ihr, als ſeiner rechtmäßigen Erbin, nach ſeinem Tode zu hinterlaſſen und alle frühern Vergebungen an ſeine andern Töchter oder ihre Ehemänner für null und nichtig zu erklären verſprach. Als Flotte und Mannſchaften bereit waren, ſtach Leir mit ſeiner Tochter Cordeilla und ihrem Gemahl in See, landete in Britannien, focht mit ſeinen Feinden und ſchlug ſie in einer Schlacht, in der Maglanus und Henninus umkamen. Leir ward in ſein Königreich wieder eingeſetzt und beherrſchte es noch zwei Jahre lang, dann ſtarb er, vierzig Jahre nachdem er zum erſten Male den Thron beſtiegen hatte. Sein Leichnam wurde zu Leiceſter in einem Gewölbe unter dem Canale des Sore unweit der Stadt begraben. Cordeilla, ſeine jüngſte Tochter, folgte ihm als Königin von Britannien im Jahre der Welt 3155, vier und funfzig Jahr vor Erbauung Roms. Sie regierte das Land in löblicher Weiſe fünf Jahre lang, in welcher Zeit ihr Ehemann ſtarb, und dann am Ende dieſer fünf Jahre erhuben ihre zwei Neffen, Margan und Cunedag, die Söhne ihrer vorbenannten Schweſtern, die es für unwürdig hielten, ſich von einem Weibe beherrſchen zu laſſen, einen Krieg gegen ſie, nahmen ſie endlich gefangen und warfen ſie in einen Kerker, worüber ſie ſolchen Kummer empfand, daß ſie, als eine Frau von männlichem Muthe, in der Verzweiflung an der Wiedererlangung ihrer Freiheit, ſich ſelbſt umbrachte.

2. Der Baſtard.

Nach Sidney's Arcadia.

Es war im Königreiche Galacien; die Kälte war äußerſt heftig und plötzlich in einen ſolchen Sturm ausgeartet, daß kein Winter je ein wilderes Kind geboren hatte. Der Hagel und der übermüthige Wind, der ihnen ins Geſicht blies, zwang die Prinzen einen ſchützenden Ort zu ſuchen. Sie gewahrten eine Felſenhöhle und machten ſie zu ihrem Schilde gegen die Wuth des Sturmes. Als die Heftigkeit des Wetters nachließ, vernahmen ſie die Stimmen von zwei Leuten, die, in der Nähe verborgen, einen ſeltſamen und höchſt mitleidswürdigen Streit führten. Die Fürſten traten hervor, doch ſo, daß ſie ungeſehen ſehen konnten.

Sie gewahrten einen alten Mann und einen jungen, der kaum das Mannesalter erreicht hatte. Beide waren ärmlich gekleidet und von Wind und Wetter übel zugerichtet; der alte war blind, der junge ſein Führer. Aber durch alles dieſes Elend ſah man in beiden einen Adel, der nicht zu ihrer kümmerlichen Lage paßte. Zuerſt ſagte der Alte: Wohl denn, Leonatus, wenn ich dich nicht überreden kann, mich dahin zu leiten, wo ich meinem Kummer und meinen Leiden ein Ende machen wollte, ſo laß dich jetzt erbitten, mich zu

verlaſſen. Fürchte nichts, mein Unglück kann nicht größer werden, als es iſt und nichts als Unglück paßt ſich für mich. Fürchte nicht die Gefahr meiner blinden Tritte, ich kann nicht tiefer fallen, als ich ſchon gefallen bin. Laß mein Unglück, ich bitte dich, nicht auch auf dich übergehen; fliehe, fliehe aus dieſer ſchrecklichen Gegend, die nur mir angemeſſen iſt.

Theurer Vater, ſprach der Andre, nimm nicht noch den letzten Reſt meines Glückes von mir; ſo lange ich dir dienen kann, bin ich noch nicht ganz unglücklich.

Ach, mein Sohn, ſprach er und ſeufzte, als ob ſein Herz brechen wolle, wie wenig verdiene ich, ſolchen Sohn zu haben; wie hebt deine Güte meinen Unwerth hervor!

Dieſe und ähnliche traurige Reden, die zeigten, daß ſie in höherm Stande gelebt hatten, bewogen die Fürſten, auf ſie zu zu gehen und den Jüngling zu fragen, wer ſie wären.

Ihr Herren, ſprach er mit vielem Anſtande, der durch einen edlen Kummer noch erhöht wurde, ich ſehe wohl, daß ihr Fremde ſeid, da ihr unſer Unglück nicht kennt, das hier von Jedermann gekannt iſt. Unſer Zuſtand iſt in der That ſo, daß wir Mitleid ſehr bedürfen und doch iſt uns nichts gefährlicher, als uns ſo weit zu erkennen zu geben, daß wir Mitleid erregen. Eure Gegenwart verheißt uns aber nichts Böſes, und thäte ſie es auch, ſo iſt unſer Zuſtand längſt über alle Furcht hinausgerückt. Der alte Mann, den ich hier führe, war vordem rechtmäßiger Fürſt dieſes Landes Paphlagonia; die hartherzige Undankbarkeit eines Sohnes

hat ihn nicht allein seines Königreichs, aus dem auswärtige Macht ihn nie hätte vertreiben können, sondern auch des Augenlichtes beraubt, eines Gutes, das die Natur den armseligsten Creaturen nicht versagt hat. Hiedurch und durch andre unnatürliche Behandlung ist er in solchen Kummer gebracht, daß er jetzt eben von mir verlangte, ich solle ihn zum Gipfel dieses Felsens leiten, daß er sich von da in den Tod stürze. So wollte er mich, der ich mein Dasein von ihm empfing, zum Werkzeuge seines Todes machen. Aber edle Ritter, wenn einer von euch einen Vater hat und weiß, welche Gefühle in das Herz eines Sohnes eingegraben sind, so laßt euch durch meine Bitten bewegen, diesen kummervollen Fürsten an einen Ort der Ruhe und Sicherheit zu bringen; unter euren glorreichen Thaten wird es keine der letzten sein, daß ein König von solcher Macht und solchem Ruhme, der so ungerecht unterdrückt ward, von euch Trost und Hülfe empfing.

Bevor sie antworten konnten, begann der Vater zu sprechen: Ach mein Sohn, sagte er, welch ein schlechter Erzähler bist du, daß du die Haupturſache der ganzen Begebenheit verschweigst. Mein schändliches Treiben ist es, mein schändliches Treiben; das du verschweigst, um den einzigen Sinn, durch den ich noch vernehmen kann, um meine Ohren zu schonen; aber sei versichert, du verkennst mich. Zum Zeugen rufe ich die Sonne an, die ihr da seht (dabei riß er seine blinden Augen auf, als ob er das Licht erfassen wollte) ja, ich will nur noch mehr Unglück wünschen, als ich mir

wünſche, und das iſt das Schrecklichſte was es giebt, wenn es nicht in Wahrheit das Angenehmſte für mich iſt, meine Schande zu verkünden. Möge es euch, Ritter, kein böſes Vorzeichen ſein, daß ihr mit einem Elenden, wie ich bin, zuſammengetroffen ſeid; hört mich an. Wiſſet denn zuerſt, daß Alles wahr iſt, was euch ſo eben mein Sohn, (o! Gott, daß die Wahrheit mich zwingt, ihn mit dieſem Namen zu entehren) geſagt hat. Aber außerdem iſt auch noch das wahr: Von einer Mutter, die fähig war, königliche Kinder zu gebären, hatte ich in geſetzlicher Ehe den Sohn, den ihr hier ſeht und den euch meine Erzählung noch ſchätzbarer machen wird. Ich hegte die freudigſten Erwartungen von ihm, bis die Zeit kam, wo er ſie erfüllen ſollte; ſo lange durfte ich keinen Vater um den ſchönſten Troſt der Sterblichkeit, ein andres Selbſt zu hinterlaſſen, beneiden. Da aber überredete mich ein Baſtardſohn, (o gewiß, das ſchlechte Weib, ſeine Mutter, hat ihn mir untergeſchoben) dieſen Sohn erſt gleichgültig zu behandeln, dann zu haſſen, dann zu Grunde zu richten oder wenigſtens mein Beſtes zu thun, um ihn zum Aeußerſten zu bringen. Sollte ich euch ſagen, wie er mich dazu verleitete, ſo würdet ihr euch entſetzen über ſo viel giftige Heuchelei, ſchändlichen Trug, überzuckerte Bosheit und verſteckten Hochmuth in einem menſchlichen Weſen. Ich will nicht davon ſprechen, an keine Schlechtigkeit mag ich denken als an meine eigene; wenn ich ihn anklagte, könnte es ſcheinen, als wollte ich mich entſchuldigen. Kurz, einigen meiner Knechte, die ich für eben ſo ruch-

los hielt, als ich selbst war, gab ich Befehl, meinen Sohn in den Wald zu führen und zu tödten. Aber diese Mörder hatten mehr Mitleid als ich, sie ließen ihn in das Elend ziehen und schonten seines Lebens. Er wurde Kriegsknecht in einem Nachbarlande und lernte Armuth ertragen. Grade als er wegen wichtiger Dienste bedeutend befördert werden sollte, vernahm er, wie es mir ergangen war. In blinder Zuneigung zu meinem unnatürlichen Bastardsohne hatte ich mich so von ihm leiten lassen, daß Gnade und Strafe nur von ihm ausging und alle wichtigen Plätze und Stellen in den Händen seiner Creaturen waren; wie ich zu Bewußtsein kam, war mir nichts mehr als der Name des Königs übrig. Aber auch den gönnte er mir nicht; mit vielfachen Unwürdigkeiten, wenn ich so nennen darf, was mir angethan wurde, vertrieb er mich von meinem Sitze und ließ mir die Augen ausstechen. Dann schickte er mich im Triumphe auf seine Tyrannei fort, kerkerte mich nicht ein und tödtete mich nicht, sondern erfreute sich an meinem Elende, einem Elende selbstverschuldet wie keins. Wie er aber durch Ungerechtigkeit zur Krone gekommen war, mußte er sie auch durch Ungerechtigkeit behaupten, durch den Zwang ausländischer Soldaten in den Burgen, diesen Nestern der Tyrannei, diesen Mördergruben der Freiheit. Die Bürger wurden alle entwaffnet, keiner durfte sich mir günstig zeigen und die Wahrheit zu sagen, ich glaube, wenige waren es, wenn sie meine Grausamkeit gegen meinen guten Sohn und die thörichte Liebe zu meinem Bastard betrachteten. Hatte

das Mitleid über meinen schrecklichen Fall bei Irgend einem noch einen Funken von Pflichttreue erhalten, so wagte er kaum, sie so weit zu zeigen, daß er mir Almosen gab, die einzige Quelle meines Lebensunterhaltes; keiner wagte meine dunkeln Schritte zu leiten. Da eilte dieser mein Sohn herbei - um mich zu erhalten. Gott weiß, wie er einen glücklichern und tugendhaftern Vater verdiente! Er vergaß mein schändliches Unrecht, er achtete keine Gefahr, er gab das Glück, das sich ihm darbot, auf. O! was schafft er mir für Sorgen, seine Güte zeigt selbst meinen blinden Augen meine Schlechtigkeit; aber was mich am Meisten bekümmert, für mein verfluchtes Dasein wagt er sein wohlverdientes Glück, sein tugendhaftes Leben. Denn wie Der, der jetzt herrscht, mich auch verachtet und wie guten Grund er auch dazu hat, so wird er sich doch keine Gelegenheit entgehen lassen, Den aus dem Wege zu räumen, dessen rechtmäßige Ansprüche und dessen allbekannte Tugenden einst den Thron der Tyrannei erschüttern könnten. Deßhalb hat ich ihn, mich zum Gipfel dieses Felsens zu leiten, in der That, um ihn von der Gesellschaft der Schlange, die ihm beständig Tod droht, zu befreien. Er sah aber, was ich wollte und war, das erste Mal in seinem Leben, mir ungehorsam. Jetzt, Ritter, wißt ihr die Wahrheit; wenn ihr Verdienst ehrt, so verbreitet sie in alle Welt, auf daß mein schmähliches Verfahren das Lob seiner kindlichen Liebe werde. Versagt ihr mir nicht, was mein Sohn mir versagt: noch nie hat, der einem Menschen das Leben erhielt, mehr Erbarmen

gezeugt, als der es mir nehmen wird; meine Leiden werden dann enden und ihr werdet diesen vortrefflichen Jüngling erhalten, der sonst absichtlich in sein Verderben geht.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß der alte blinde Mann die Sache auf so rührende Weise erzählt hätte; sie war in sich selbst schrecklich und mitleidenswerth genug, um die Fürsten auf das Heftigste zu bewegen und auf das Eifrigste auf Hülfe für die Unglücklichen sinnen zu lassen. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. In demselben Augenblicke sprengte Pleirrus, der Bastard, mit vierzig Reitern heran, um seinen Bruder zu morden, von dessen Aufenthalte ihm Kunde zugekommen war. Damit sich nicht das Frühere wiederhole, kam er selbst, um mit Augen zu sehen und mit zu handeln. Daß zwei Ritter bei seinem Bruder standen, achtete er nicht: er befahl seinem Gefolge, mit ihm seinen Bruder zu tödten. Aber der junge Fürst glaubte sich selbst nicht verrathen zu dürfen, und obgleich er keine andere Waffe als ein Schwert hatte, warf er den Ersten, der ihn angriff, so schnell nieder, daß die Andern vorsichtiger wurden. Die fremden Fürsten, Pyrocles und Musidorus, hielten sich für verpflichtet, Partei zu nehmen und zeigten sich so gegen die Rotte, daß von den mehr gewaltthätigen als tapfern Knechten viele für ihren verruchten Herrn das Leben verloren.

Doch hätte vielleicht die Zahl zuletzt gesiegt, wäre der König von Pontus seinen Wohlthätern nicht unverhofft zu Hülfe gekommen. Ein Traum hatte ihm ge-

ſagt, daß den Fürſten eine große Gefahr bevorſtehe, und da er den Weg, den ſie zu nehmen hatten und die Treuloſigkeit des Pierirtus betrachtete, ſo folgte er ihnen ſchnell mit hundert Pferden.

Nun ſtand die Sache für Pierirtus ſo ſchlecht, daß ſein ſchändliches Leben und ſeine geſtohlene Krone in der größten Gefahr waren; aber Tydeus und Orlenor eilten mit vierzig bis funfzig Lanzen zu ſeinem Beiſtande herbei.

Dieſe Brüder, aus dem edelſten Hauſe des Reiches, waren mit Pierirtus aufgezogen; ſie waren die tapferſten Ritter, wollten aber lieber für treue Freunde als gute Menſchen gelten, und wenn ſie auch nicht das Böſe beſchützten, ſo beſchützten ſie doch Den, der es that.

Sie hatten vernommen, daß Pierirtus plötzlich mit ſo geringer Begleitung in das Land, das voll von heimlichen Feinden war, ausgezogen ſei: ſie waren ihm ſchnell gefolgt und fanden ihn in einer Lage, wo ſie ihr Leben für das ſeine wagen mußten. Und ſo ſehr ſich auch die fremden Fürſten müheten, es zu verhindern, gelang es ihnen durch ihre unvergleichliche Tapferkeit doch, mit dem Baſtard zu entfliehen und ihn in Sicherheit zu bringen.

Da aber die Sache ſo weit gediehen war, glaubten die Fürſten ihrer Ehre ſchuldig zu ſein, ſie auch zu Ende zu bringen. Sie ſammelten in Haſt Mannſchaften in Pontus und Phrygien und in wenigen Tagen war dem Baſtard nur noch die eine Burg, in die er ſich geflüchtet hatte, übrig; denn Furcht war das einzige Band, das ſeine Unterthanen mit ihm verknüpfte: ſobald dies

gelöst war, eilten sie von ihm, wie Vögel aus einem zerbrochenen Käfig.

Der blinde König aber setzte unter Thränen der Freude und des Kummers in der Hauptstadt seines Reiches die Krone auf das Haupt seines Sohnes Leonatus. Als er das ganze Volk von seinen Fehlthaten und von seines Sohnes Tugenden unterrichtet, ihn geküßt und ihm als sein erster Unterthan gehuldigt hatte, starb er in demselben Moment. Es scheint, daß sein Herz, von Kummer und Unglück gebrochen, solches Uebermaaß von Freude nicht mehr bergen konnte, und daß so alles Leben daraus entfliehen mußte.

XVI.

Macbeth.

Nach Holinshed.

Die Erblichkeit der Krone war von Edeln und Gemeinen bei der Thronbesteigung König Malcolmes von Neuem ausgesprochen und bestättigt worden. Es folgte diesem daher sein Enkel Duncane, der Sohn seiner Tochter Beatrice, denn Malcolme hinterließ keine Söhne und nur zwei Töchter, von denen die eine diese Beatrice war, die den Abbanath Crinen geheirathet hatte, einen Mann von hohem Adel, der Thane der Inseln und der westlichen Theile von Schottland war und mit ihr den schon genannten Duncane zeugte. Die andre, Doada, heirathete Sinell, den Thane von Glammis, mit dem sie den Macbeth erzeugte, einen kräftigen Ritter, den man gewiß für den würdigsten Regenten gehalten haben würde, wenn seine Natur nicht eine so starke Neigung zur Grausamkeit gehabt hätte. Auf der andern Seite war Duncane von Natur so sanft und milde, daß Jedermann wünschte, die Neigungen und Sitten dieser beiden Vettern möchten durch wechselseitige Ausgleichung, der Sanftmuth von der einen und der Grausamkeit von der andern Seite, sich mäßigen, und die Tugend, welche zwischen diesen Gemüthsstimmun-

gen in der Mitte liegt, beiden in gleichem Maaße zu Theil werden: dann würde sich Duncane als ein würdiger König und Macbeth als ein ausgezeichneter Feldherr erwiesen haben. Der Anfang von Duncans Regierung war still und friedlich, ohne irgend bemerkenswerthe Vorfälle; sobald man aber sah, wie nachläßig er in der Bestrafung von Unruhestiftern war, nahmen unruhige Köpfe Gelegenheit den Frieden und glücklichen Zustand des Staats durch aufrühreriſche Bewegungen zu stören. Dies fing alſo an: Banquho, der Thane von Lochquhaber, von dem das Haus der Stuarts abstammt, das nun der Erbfolge nach, seit langer Zeit die Krone von Schottland beſeſſen und bis auf dieſe unſre Tage beſitzt, wurde, als er die dem Könige ſchuldigen Gelder einzog und weiter auch die offenkundigen Aufrührer etwas hart beſtrafte, von einer Anzahl im Lande anſäſſiger Rebellen überfallen und alles Geldes und ſonſtigen Beſitzes beraubt, ſo daß er kaum noch mit dem Leben davon kam, nachdem er mehrere ſchwere Wunden empfangen hatte. Doch entkam er ihnen und nachdem er ſich von ſeinen Wunden ſoweit erholt hatte, daß er zu Pferde ſitzen konnte, erſchien er wieder am Hofe, brachte dem Könige ſeine Klagen in der ernſteſten Weiſe vor, und erlangte ſo viel, daß ein gewogener Conſtabler abgeſchickt wurde, die Rebellen vorzufordern, daß ſie erſcheinen und ſich gegen die Anklage vertheidigen ſollten: ſie aber vermehrten ihre ſchändlichen Handlungen durch eine noch verruchtere That und nachdem ſie

sich an dem Boten mit Worten vielfach vergriffen, endigten sie damit, ihn zu erschlagen.

Da sie nicht zweifeln durften, daß für ein so übermüthiges Verfahren gegen des Königs oberherrliches Ansehen, dieser sie mit aller Macht, die ihm zu Gebote stände, angreifen würde, so stiftete Macdowald, ein unter ihnen hochgeachteter Mann, zuerst eine Verbrüderung unter seinen nächsten Freunden und Verwandten und warf sich dann zum Oberbefehlshaber aller Rebellen auf, die gegen den König zu fechten gesonnen wären, um sich wegen der neulich begangenen Thathandlungen gegen ihn zu vertheidigen. Dieser Macdowald stieß auch viele unglimpfliche Worte und Spottreden gegen den König aus und nannte ihn ein schwachköpfiges Milchgesicht: er sei wohl fähig, eine Anzahl einfältiger Mönche in einem Kloster, aber nicht solch kräftige und kühne Kriegsmänner, wie die Schotten wären, zu regieren. Dabei bediente er sich seiner Ueberredungskünste und solcher künstlichen Lockmittel, daß er in kurzer Zeit eine mächtige Zahl von Leuten zusammen gebracht hatte. Denn von den westlichen Inseln kam eine große Menge Volks zu ihm, um ihn in dieser Rebellion zu unterstützen, und aus Ireland kam in Hoffnung auf Raub keine kleine Anzahl von Kernen und Galloglassen, die sich kühnlich anboten, ihm zu dienen, wohin sie zu leiten ihm belieben möge.

Als Macdowald eine so mächtige Mannschaft um sich versammelt sah, stieß er auf die königlichen Truppen, welche gegen ihn nach Lochquhaber gesandt waren,

ſchlug ſie, nahm ihren Anführer Malcolme gefangen und ließ ihm, als die Schlacht beendigt war, das Haupt abſchlagen. Als dem König dieſer Verluſt gemeldet wurde, gerieth er wegen ſeiner geringen Erfahrung in Kriegsangelegenheiten in die ſeltſamſte Furcht, er berief daher ſeine Edlen zu einer Verſammlung und fragte ſie um ihren beſten Rath bei der Unterwerfung Macdowalds und der übrigen Rebellen. Hier zeigten ſich nun, wie es immer geht, in vielen Köpfen viele Meinungen und Jeder brachte die ſeine mit ſo viel Kunſt vor, als er beſaß. Zuletzt ſprach Macbeth viel gegen des Königs Güte und übermäßige Langmuth bei der Beſtrafung von Verbrechern, wodurch er ihnen Zeit gegeben habe, ſich zuſammen zu rotten, verſprach aber trotz dem, wenn man ihm und Banquho den Oberbefehl anvertrauen wolle, die Rebellen binnen Kurzem zu ſchlagen und gänzlich nieder zu werfen, und zwar ſo, daß auch nicht Einer übrig bleiben ſolle, der fähig ſei, Widerſtand zu leiſten.

Und ſo kam es auch. Denn als er mit einem neuen Heere vorrückte, und in Lochquhaber ankam, ſetzte der Ruf von ſeinem Andringen die Feinde ſo in Furcht, daß ein großer Theil derſelben ihren Hauptmann Macdowald heimlich verließ; dieſer lieferte aber, trotz ſeiner Ohnmacht, mit dem Ueberreſte, der ihm geblieben war, Macbeth eine Schlacht. Er wurde gänzlich geſchlagen und floh in ein Schloß, in welches er ſein Weib und ſeine Kinder ſchon früher gebracht hatte und da er zuletzt ſah, daß er den Platz nicht länger gegen ſeine Feinde vertheidigen könne, erſchlug er erſt ſein Weib

und seine Kinder und dann sich selbst, weil man ihn, wenn er sich ergeben hätte, Andern zum Beispiel, höchst grausamer Weise hingerichtet haben würde. Macbeth drang durch die Thore, welche nun geöffnet wurden, in das Castell ein und fand den Leichnam des entleibten Macdowald unter andern Leichen am Boden liegen; aber dieser jämmerliche Anblick besänftigte seine grausame Natur nicht, er ließ dem Anführer der Rebellen das Haupt abschlagen, es auf einen Pfahl stecken und schickte es als ein Geschenk an den König, der damals zu Bertha sein Hoflager hielt. Den kopflosen Rumpf ließ er an einen hohen Galgen knüpfen.

Die von den westlichen Inseln, welche um Verzeihung baten, daß sie Macdowald bei seinem verrätherischen Unternehmen unterstützt hatten, strafte er um große Summen Geldes und die, welche er in Lochquhaber mit den Waffen in der Hand antraf, ließ er hinrichten. Darüber faßten die Inselbewohner einen tödtlichen Haß gegen ihn und nannten ihn einen Meineidigen, einen blutgierigen Tyrannen und einen grausamen Mörder derer, welchen des Königs Gnade das Leben geschenkt habe. Macbeth, den solche Worte zum wüthendsten Zorne aufreizten, würde mit einem Heere nach den Inseln hinüber gegangen sein, um sich an ihnen, wegen ihrer freien Reden zu rächen, wenn nicht einige Freunde ihn eines Andern beredet und die Insulaner ihn mit Geschenken besänftigt hätten, um seinen Zorn zu vermeiden. So wurde durch Macbeths kräftige Mit-

tel Recht und Gerechtigkeit wieder in den alten, gewohnten Lauf hergestellt.

Unmittelbar darauf kam Botschaft, daß Sueno, König von Norwegen, mit einer mächtigen Armee in Fife gelandet sei, um sich das ganze Königreich Schottland zu unterwerfen. Dieser Sueno war ein Bruder Harolds und Canutes und wollte den Tod seines Oheims Camus und anderer Dänen, die zu Barre, Crowdane und Gemmer gefallen waren, rächen. Seine Grausamkeit war so groß, daß er nicht Mann, nicht Weib, nicht Kind; kein Alter, keinen Stand oder Rang verschonte. Als König Duncane dieses vernahm, schob er alle Vergnüglichkeiten der Muße und des Wohllebens bei Seite und begann in rascher Weise ein Heer zu sammeln, wie ein gar tüchtiger Feldherr; denn oft trägt es sich zu, daß ein träger, unmuthiger und langsamer Mann, wenn die Nothwendigkeit ihn bedrängt, plötzlich tapfer und thätig wird. Als nun seine ganze Macht beisammen war, theilte er sie in drei Treffen. Das erste ward von Macbeth geführt, das zweite von Banquho und der König selbst befehligte ein Mitteltreffen oder Centrum, wohin er den größten Theil des noch übrigen schottischen Adels stellte, um seine Person zu schützen und zu begleiten.

Das Heer des Schotten kam in dieser Ordnung nach Culros, wo sie auf die Feinde stießen und nach einer langen und blutigen Schlacht blieb Sueno siegreich, Duncane aber mit seinen Schotten wurde geschlagen. Indeß waren doch auch die Dänen durch diese Schlacht

so geschwächt, daß sie ihre Feinde nicht weit zu verfolgen vermochten: sie hielten sich die ganze Nacht in Schlachtordnung, weil sie fürchteten, daß die Schotten sich wieder sammeln, einen Vortheil ersehen und sie angreifen möchten. Am andern Morgen, als sie das Feld überschauen konnten und gewahrten, daß weit und breit kein Feind mehr zu erblicken sei, sammelten sie die Beute und theilten sie unter sich nach dem Kriegsgesetze. Dann ward auf Befehl Suenos verordnet, daß die Soldaten von nun an Niemanden mehr mißhandeln sollten, ausgenommen solche, die sie mit den Waffen in der Hand beträfen und die Widerstand leisten wollten; denn er hoffte jetzt ohne ferneres Blutvergießen das Reich in Besitz zu nehmen.

Als aber Nachricht kam, daß Duncane nach dem Schlosse von Bertha geflohen sei und daß Macbeth ein neues Heer sammle, um sich dem Einfalle der Dänen zu widersetzen, ließ Sueno sein Lager abbrechen, rückte vor besagtes Schloß und legte sein Heer rund um dasselbe herum. Duncane, der sich so von seinen Feinden eingeschlossen sah, sandte auf Banquhos Rath einen heimlichen Boten an Macbeth und befahl ihm, bis auf weitere Nachricht in Inchcuthill zu warten. In der Zwischenzeit ließ sich Duncane mit Sueno in trügerische Unterhandlungen ein, als ob er ihm die Burg unter gewissen Bedingungen überliefern wolle, und dies that er um Zeit zu gewinnen und um seine Feinde ganz sorglos zu machen, bis er sich seine Zeit ersehen könne. Zuletzt, als er sie so weit gebracht hatte, daß sie kaum

noch Wachen aufstellten, erbot er sich, ihnen eine Menge von Lebensmitteln vom Schlosse in das Lager zu schikken, welches Anerbieten die Dänen freundlich annahmen, denn sie waren schon längere Zeit in großer Noth.

Die Schotten nahmen hierauf den Saft von Mehlwoortbeeren und mischten ihn in ihr Bier und Brot, das sie so zubereitet und gewürzt in großem Ueberflusse ihren Feinden zuschickten. Diese erfreut, daß sie endlich Speise und Trank in hinreichender Menge hatten, fielen so gierig über beides her, daß sie zu wetteifern schienen, wer sich am Besten vollstopfen und das Meiste verschlingen würde. Nun blieb aber auch die Wirkung der Beeren nicht lange aus: sie ergoß sich durch alle Theile ihres Körpers und senkte sie in einen so festen Schlaf, daß es in alle Weise unmöglich war, sie zu erwecken. Da sandte Duncane schnell zu Macbeth und befahl ihm eiligst heran zu rücken und die Feinde anzugreifen, die er jetzt leicht würde überfallen können. Macbeth zögerte nicht, kam mit seinem Volke an die Stelle, wo die Feinde gelagert waren, tödtete zuerst die Wache, kam sodann in das Lager und richtete ohne den mindesten Widerstand nach allen Seiten solche Verwüstung an, daß es wunderbar anzusehen war. Denn die Dänen schliefen so fest, daß der größte Theil erschlagen wurde und nicht einmal aufwachte; andere, die durch den Lärm oder sonst eine Weise erweckt wurden, waren beim Erwachen so schwerköpfig und betäubt, daß sie nicht fähig waren, den mindesten Widerstand zu leisten, so daß von der ganzen Anzahl allein Sueno mit zehn

Andern entkam, durch deren Hülfe er zu seinen Schiffen gelangte, die in der Mündung des Taie vor Anker lagen.

Da die meisten Seeleute in das Lager geeilt waren, als sie vernommen hatten, welch eine Menge von Lebensmitteln dort angekommen sei, so hatten sie da ihr Leben verloren und Sueno war nur im Stande, ein einziges Schiff zu bemannen, auf welchem er nach Norwegen heimkehrte und den Tag verfluchte, an dem er dies Unternehmen begonnen hatte. Die Schiffe, welche er zurück ließ, wurden nach drei Tagen von einem heftigen Sturme so aneinander geworfen, daß sie versanken und sie liegen noch alldort zur großen Gefahr anderer Schiffe, die sich dieser Küste nähern, denn wenn die Flut kommt, bedeckt sie das Meer, aber bei der Rückkehr der Ebbe erscheint ein Theil derselben über dem Wasser. Der Ort, wo die Schiffe liegen, wird jetzt die Dünen von Drownelow genannt.

Dieser Verlust war Sueno und seinen Dänen so empfindlich, daß noch lange Zeit nachher in Norwegen Niemand zum Ritter geschlagen wurde, der nicht vorher geschworen hatte, die Ermordung seiner Landsleute und Verwandten an den Schotten zu rächen. Die Schotten sammelten nach einem so bedeutenden Siege zuvörderst die Beute und theilten sie; dann ordneten sie feierliche Processionen im ganzen Reiche an und dankten Gott für einen so vollkommenen Sieg über ihre Feinde. Während aber das Volk so mit Feierlichkeiten beschäftigt war, lief Nachricht ein, daß eine neue däni-

sche Flotte bei Kingcorne gelandet sei, die König Canute von England sende, um die Niederlage seines Bruders Sueno zu rächen. Um diesen Feinden, die schon gelandet waren und das Land verwüsteten, zu widerstehen, rückten Macbeth und Banquho, versehen mit des Königs Vollmacht, an der Spitze hinlänglicher Mannschaft aus, trafen mit den Dänen zusammen, erschlugen einen Theil derselben und trieben die andern zu den Schiffen zurück. Die entkamen und wieder zu ihren Schiffen gelangten, erhielten für eine große Summe Geldes von Macbeth die Erlaubniß, ihre in dem letzten Treffen erschlagenen Freunde auf der St. Colmes-Insel begraben zu dürfen.

Es ward auch zur selbigen Zeit ein Friede zwischen Schotten und Dänen geschlossen und wie einige sagen in folgender Weise ratificirt: es sollten in Zukunft die Dänen nie wieder nach Schottland kommen, oder in irgend einer Art und Weise Krieg gegen die Schotten unternehmen. Und dies sind die Kriege, welche Duncane mit auswärtigen Feinden bis zum siebenten Jahre seiner Regierung führte.

Kurz darauf trug sich ein seltsames und unerhörtes Wunder zu, das später die Ursache vieler Verwirrung im Reiche Schottland wurde, wie ihr nachdem hören sollt. Macbeth und Banquho ritten zusammen ohne weitere Begleitung nach Fores, wo der König damals sein Lager hielt, und kamen durch Wälder und Felder, als ihnen plötzlich in der Mitte einer großen Grasflur,

drei Weiber von fremdem und seltsamem Aussehen begegneten, die Geschöpfen einer frühern Welt glichen.

Während die Feldherrn, über diese seltsame Erscheinung verwundert, sie aufmerksam betrachteten, näherten sie sich Macbeth und die erste sprach: „Heil, Heil Macbeth, dem Thane von Glammis! (denn er hatte diese Würde vor Kurzem durch den Tod seines Vaters Sinell geerbt). Die zweite: Heil Macbeth, dem Thane von Cawder! Die dritte: Heil, alles Heil Macbeth, der einst König von Schottland sein wird!

Was für Weiber seid ihr, sprach Banquho im höchsten Erstaunen, die ihr mir so wenig günstig scheint? Meinem Gefährten versprecht ihr nicht nur hohe Ehren, sondern auch das Königreich, mir aber verheißt ihr gar nichts.

Wohl, sagte Die, welche zuerst gesprochen hatte, wir versprechen dir noch höhere Vortheile als ihm; er selbst wird freilich herrschen, aber sein Ende wird unglücklich sein, auch wird er keinen Sohn, der nach ihm die Krone trage, hinterlassen; was dich anbetrifft, so wirst du selbst nicht König sein, aber deine Nachkommen werden viele Menschenalter über Schottland herrschen.

Nicht sobald waren diese Worte gesprochen, als sie Alle verschwanden.

Beide Feldherrn hielten diese Begebenheit zuerst für eine Täuschung ihrer Einbildung, so daß Banquho oft in Scherz den Macbeth König von Schottland und dieser den Banquho Vater von Königen nannte. Nach-

ber aber glaubte man allgemein, dieſe Weiber wären entweder die drei Göttinnen des Schickſals oder doch Nymphen oder Feeen geweſen, die durch Negromantie Kenntniß der Zukunft erlangt hätten; denn es geſchah Alles, wie ſie es vorher geſagt hatten.

Der Thane von Cawder wurde kurz darauf zu Fores wegen Hochverraths verurtheilt und der König belehnte Macbeth mit ſeinen Titeln, Beſitzungen und Würden.

Denſelben Abend beim Nachteſſen ſcherzte Banquo mit ihm und ſagte: Jetzt, Macbeth, haſt du die Dinge erreicht, welche die beiden erſten Schweſtern dir prophezeihten; nur was die Dritte verſprach, haſt du noch zu erlangen. Da bedachte Macbeth dies bei ſich und begann ſich nach Mitteln um zu ſehen, wie er die Krone gewinnen könne; doch entſchloß er ſich, wie ſeine erſte Erhebung unerwartet und ohne ſein Zuthun gekommen war, auch im Uebrigen der Vorſehung zu überlaſſen, ihn zu der Würde, nach der ſeine Wünſche trachteten, zu erheben.

Duncane aber hatte von ſeinem Weibe, der Tochter Siwards, des Herzogs von Northumberland, zwei Söhne; den älteſten, Malcolme, ernannte er zum Prinzen von Cumberland, wodurch er ihn zu ſeinem Nachfolger im Königreiche erklärte und dieſer unmittelbar nach ſeines Vaters Tode den Thron beſteigen konnte, während in den alten Geſetzen vorhergeſehen war, daß wenn der zur Nachfolge berufene Prinz beim Tode ſeines Vorgängers noch nicht regierungsfähig wäre, der

nächste Verwandte auf den Thron erhoben werden sollte.

Da begann Macbeth, dem durch diese Anordnung des Königs alle Aussicht auf den Thron genommen war, auf Mittel zu sinnen, wie er die Krone mit Gewalt an sich reißen könne, denn er glaubte, Duncane habe ihm großes Unrecht gethan, indem er seinen minderjährigen Sohn zum Thronfolger ernannt und so alle andere Ansprüche vernichtet habe. Auch die Worte der Schicksalsschwestern ermuthigten ihn zu seinem Vorhaben; vorzüglich aber ließ seine Frau, ein hochmüthiges und stolzes Weib, die nach dem Namen einer Königin mit der glühendsten Begierde verlangte, nicht nach, bis sie ihn in seinem Vorsatze vollkommen bestärkt hatte.

Er theilte daher den Freunden, welche er am Meisten vertraute und unter denen Banquho der vorzüglichste war, seine Absichten mit und im Vertrauen auf ihren Beistand ermordete er den König zu Enverns oder, wie andre sagen, zu Botgosvane, im sechsten Jahre seiner Regierung.

Dann umgab er sich mit den Leuten, auf die er sich am Meisten verlassen konnte und ließ sich zum Könige ausrufen, worauf er eilig nach Scone zog und ohne Widerspruch in der üblichen Weise mit der Königswürde bekleidet wurde. Dies geschah im Jahre nach der Geburt unseres Erlösers 1046.

Malcolme Cammore und Donald Bane, die beiden Söhne König Duncans, fürchteten, daß Macbeth, um sich den Besitz des Throns zu sichern, ihrem Leben nach-

ſtellen möchte und flohen nach Cumberland, wo Malcolme blieb, bis der heilige Edward, der Sohn König Ethelreds, England den Dänen wieder entriſſen hatte. Dieſer nahm ihn dann in ſeinen Schutz und ſorgte für ſeinen ſtandesmäßigen Unterhalt. Donald Bane, ſein Bruder, floh nach Irland und wurde vom Könige des Landes mit großer Liebe behandelt.

Macbeth ſuchte, nach der Abreiſe der beiden Prinzen, ſich die Gunſt der ſchottiſchen Edeln und Ritter durch große Freigebigkeit zu gewinnen, und als er ſich im friedlichen Beſitze des Throns ſah, begann er die Geſetze zu reformiren und alle Unregelmäßigkeiten und Mißbräuche, die ſich unter dem ſchwachen und trägen König Duncane in die Verwaltung eingeſchlichen hatten, auszurotten. Er befreite das Land auf viele Jahre von allen Räubern und verfuhr hierbei ſo ohne Anſehen der Perſon, daß er ſelbſt viele Thane, wie die von Cathnes, Sutherland, Stranaverne und Ros, und den Beherrſcher von Galloway, Makgill, hinrichten ließ. Dagegen beſchützte er die Kirche und die Geiſtlichen auf das Sorgſamſte und wurde, um kurz zu ſein, wie der Vertheidiger und Schild jedes Unſchuldigen angeſehen. Er erließ auch viele gute Geſetze und regierte zehn Jahre lang das Reich mit der größten Klugheit und Gerechtigkeit.

Aber dieſer Schein von Billigkeit und Eifer für das allgemeine Beſte war nur erheuchelt: er ſollte nur die Gunſt des Volks gewinnen helfen. Tyrannen ſind immer mißtrauiſch, ſie fürchten immer, daß Andere ſie ih-

ihrer Macht, durch dieſelben unrechtmäßigen Mittel beraubt werden, durch welche ſie ſelbſt ſie erlangt haben. Sobald Macbeth irgend Pläne gegen ſich gewahrte, verhehlte er ſeine Neigungen nicht länger, ſondern übte und geſtattete jede Art von Grauſamkeit; die Worte der drei Schickſalsſchweſtern lagen ihm beſtändig in Gedanken. Sie hatten ihm das Königreich verſprochen und er beſaß es, aber ſie hatten es auch der Nachkommenſchaft Banquhos verſprochen und dieſe Prophezeihung konnte auf gleiche Weiſe in Erfüllung gehen.

Um Dem zuvor zu kommen, beſchloß er, Banquho und ſeinen Sohn zu ermorden und lud ſie in dieſer Abſicht zu einem Abendeſſen auf dem Schloſſe ein, um ſie bei der Rückkehr außerhalb des Palaſtes ermorden zu laſſen, damit auf ihn kein Verdacht fallen könnte. So geſchah es auch: Banquho ward von Mördern, die auf Macbeths Befehl am Wege lagerten, ergriffen und getödtet; Fleance aber, von der Dunkelheit der Nacht begünſtigt, entkam und floh nach Wales.

Nach der Ermordung Banquhos ſchien das Glück Macbeth verlaſſen zu haben: keine ſeiner Unternehmungen gelang, Jedermann bangte für ſein Leben und wagte kaum vor dem Könige zu erſcheinen; er fürchtete Jeden und Jeder fürchtete ihn, ſo daß er beſtändig Gelegenheit ſuchte, verdächtige Perſonen hinrichten zu laſſen. Sein Mißtrauen und ſeine Grauſamkeit wuchſen mit jedem Tage, ſein Blutdurſt war nie zu ſtillen. Die eingezogenen Güter der Edeln, die er ſo ermorden ließ,

füllten ſeine Koffer und ſetzten ihn in Stand, zahlreiche Haufen zu ſeinem Schutze zu unterhalten.

Zur größern Sicherheit ſeiner Perſon erbaute er, während er die grauſamſte Tyrannei gegen ſeine Unterthanen übte, ein feſtes Schloß auf dem Gipfel eines hohen Berges, der Dunſinnane heißt und in Gowry, zehn Meilen von Perth, liegt, und zwar auf ſolcher Höhe, daß Wer oben ſtand faſt alle die Lande von Angus, Fife, Stermond und Ernedale, die dort herum liegen, überſehen konnte. Dieſer Bau koſtete dem Lande ungeheuere Ausgaben, indem das Heraufbringen der Materialien unendlich viel Arbeit und Zeit erforderte. Macbeth aber, der das Werk ſchnell gefördert wiſſen wollte, befahl den Thanen aller Grafſchaften im ganzen Reiche, daß Jeder der Reihe nach hinkommen und ſeinen Theil bauen ſolle.

Als ſo an Macduffe, den Thane von Fife, die Reihe kam, ſein Theil zu bauen, ſandte er Werkleute mit allem nöthigen Material und befahl ihnen, die Arbeit mit der größten Sorgfalt und Emſigkeit zu verrichten, damit ſie dem Könige keine Gelegenheit gäben, an ihm zu rächen, daß er nicht, wie die andern Thane, in Perſon erſcheine. Er wußte wohl, daß Macbeth ihn fürchte und haſſe und beſchloß deßhalb, ihm nicht in den Weg zu kommen.

Kurz darauf kam Macbeth hin um zu ſehen, wie das Werk fortſchreite und gerieth in die größte Wuth, als er Macduffe nicht da fand, ſo daß er ſagte: Ich ſehe wohl, dieſer Mann wird meinen Befehlen nicht ge-

horchen, wenn man ihn nicht auf die Trense reitet, aber ich will schon für ihn sorgen. Auch sah er Macduffe nachher immer mit Haß an, entweder, weil er ihn für zu mächtig hielt oder weil Zauberer, auf die er wegen der Erfüllung zweier Prophezeihungen ein großes Vertrauen setzte, ihn vor Macduffe gewarnt hatten, der, wie sie sagten, auf eine Gelegenheit warte, ihn zu ermorden. Diese Prophezeihung würde ihn bestimmt haben, Macduffe sogleich hinrichten zu lassen, wenn ihn nicht eine Hexe, auf die er ebenfalls viel Vertrauen setzte, versichert hätte, daß nie ein Mensch, der vom Weibe geboren sei, ihn ermorden würde und daß er nicht besiegt werden könne, bevor der Wald von Birnam nach Dunsinnane komme.

Diese angenehmen Weissagungen verbannten alle Furcht aus seinem Sinne; er gab sich ohne Rückhalt seiner natürlichen Grausamkeit hin, unterdrückte seine Unterthanen auf das Elendigste und erlaubte sich jede Schandthat. Macduffe aber, der sein Leben in Gefahr sah, entschloß sich nach England zu entfliehen, um Malcolme Canmore zu bewegen, seine Ansprüche auf die Krone geltend zu machen. Da Macbeth im Hause jedes Edeln einen Diener als Spion im Solde hatte, wurde er bald von Macduffes Absicht unterrichtet. Er rückte also schnell mit einem Heere in Fife ein und belagerte das Schloß, worin Macduffe wohnte und in dem er ihn zu finden hoffte. Zwei Diener, die keine Gefahr ahnten, öffneten sogleich die Thore, aber Macbeth gerieth in die größte Wuth, daß er Macduffe, der

ſken nach England entflohen war, nicht mehr antraf und ließ deſſen Frau und Kinder, sammt Allen, die ſich im Schloſſe befanden, nieder machen.

Der Than von Fife war ſchon in Sicherheit am engliſchen Hofe, als die Nachricht von dieſer Grauſamkeit ihn erreichte. Zu dem Wunſche, ſeinem unglücklichen Vaterlande zu helfen, kam nun noch die Hoffnung, das ihm ſelbſt angethane Unrecht zu rächen. Er lag alſo Malcolme auf das Eifrigſte an, die Wiedererlangung ſeines Rechtes zu verſuchen; er ſtellte ihm in den beweglichſten Ausdrücken die fürchterliche Lage vor, in die Schottland durch Macbeths unmenſchliche Grauſamkeiten gebracht ſei: er ſchilderte ihm, wie das Volk den Tyrannen, wegen ſeiner abſcheulichen Mordthaten an Gemeinen und Edeln, verabſcheue, und nichts mehr wünſche, als das Joch abzuwerfen. Malcolme, deſſen Seele mit Mitleiden für ſeine unglücklichen Landsleute erfüllt war, ſeufzte tief auf, als Macduffe ſo ſprach; der Thane, der das bemerkte, bat ihn von Neuem, die Befreiung Schottlands zu verſuchen und verſicherte ihn, daß er das Unternehmen nicht ſchwer finden werde, in Betracht der Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche an die Krone und des eifrigen Wunſches aller Schotten, ſich bei der erſten Gelegenheit an ihrem verhaßten Tyrannen zu rächen.

Malcolme, obgleich ihm Macduffes Rede außerordentlich gefiel, zweifelte doch, ob er nicht um ihn zu verlocken von Macbeth geſchickt ſei: er beſchloß alſo ſeine Aufrichtigkeit, bevor er einwillige, zu prüfen und

sprach daher so zu ihm: Wahrlich, Macduffe, das Elend, unter dem mein unglückliches Vaterland schon so lange seufzt, geht mir sehr zu Herzen; aber wenn meine Neigung, ihm zu helfen, auch so heftig wäre wie eure Wünsche, so erlauben doch unheilbare Laster, die in meiner Natur liegen, mir nicht, mich an die Spitze einer solchen Unternehmung zu stellen, denn erstlich bin ich ganz aufgegangen in Wollust und Sinnlichkeit, dem abscheulichen Ursprunge aller andern Laster: wäre ich im Besitze der königlichen Gewalt, so würde die Keuschheit eurer Weiber und Töchter in beständiger Gefahr, und solche unmäßige Wollust euch unerträglicher sein, als Macbeths blutige Tyrannei.

Wollust, erwiederte Macduffe, ist gewiß ein sehr großer Fehler; viel edle Fürsten haben Königreich und Leben verloren, weil sie sich ihr ergeben hatten; aber nichtsdestoweniger sind in Schottland Weiber genug, um eurer Lust zu dienen. Folgt nur meinem Rathe und macht euch zum Könige: ich will die Sorge, eurer Leidenschaft für Weiber genug zu thun, auf mich nehmen und Alles so geheim ausführen, daß euer Ruf nicht darunter leiden soll.

Aber, erwiederte Malcolme, ich bin auch der habsüchtigste Mann von der Welt und wäre ich König von Schottland, so würde ich den größten Theil des Adels umbringen lassen, um mich in Besitz großer Schätze zu setzen. Damit ihr seht, wohin euch euer Begehren führen würde, will ich euch eine Fabel erzählen: Es war einmal ein Fuchs, der hatte eine wunde Stelle, auf die ließ sich eine

Menge Fliegen nieder und saugte ihm beständig sein Blut aus. Als nun Jemand, der vorbei kam, dies sah und ihn fragte, ob er die Fliegen fortgejagt haben wolle, sagte er: Nein, denn wenn diese Fliegen, die schon satt sind und also nicht mehr stark saugen, fortgejagt werden, so werden andere kommen, die noch frisch und durstig sind, mir den Rest meines Blutes aussaugen und mich mehr beschweren als diese. Also, fuhr Malcolme fort, laßt mich bleiben wo ich bin, denn wenn ich das Regiment bekäme, würde mein unersättlicher Geiz euch so schwer fallen, daß ihr die jetzige Regierung zurück wünschtet.

Dieser Fehler, sagte Macduffe, ist viel schlimmer als der andere, die Habsucht ist die Quelle alles Uebels. Wegen dieses Lasters wurden die meisten unserer Könige ermordet, und doch beharre ich dabei, daß ihr die Krone ansprechen sollt: es sind in Schottland Reichthümer genug um eurer Gier zu genügen.

Aber, fuhr Malcolme fort, ich bin auch sehr zur Verstellung und jeder andern Art von Betrug geneigt: nichts erfreut mich mehr, als die zu täuschen, die mir vertraut haben. Da nun dem Charakter eines Fürsten nichts besser ansteht, als Beständigkeit, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so seht ihr, wie unfähig ich bin zu herrschen, da ich mich ganz den grade entgegen gesetzten Lastern ergeben habe. Doch habt ihr alle meine übrigen Laster zu verdecken gewußt und so bitte ich euch, demäntelt auch dieses.

Verstellung, versetzte Macduffe, ist das schlimmste

aller Laſter: hiermit verlaſſe ich dich. Weh euch, unglückliche, elende Schotten, fügte er hinzu, daß ſo mannigfaches unabwendbares Unglück über euch einbricht! Der verfluchte Tyrann, der jetzt ohne Recht und Anſpruch über euch herrſcht, unterdrückt euch mit der blutigſten Grauſamkeit, und dieſer hier, der gerechten Anſpruch an die Krone hat, iſt ſo mit allen Laſtern der Engländer erfüllt, daß er ſie nicht verdient; denn nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe iſt er nicht allein im höchſten Grade geizig, ſondern auch der unerſättlichſten Luſt hingegeben und iſt zuletzt noch ein ſo falſcher Verräther, daß man keinem ſeiner Worte Glauben ſchenken darf. Leb wohl denn Schottland für immer! Jetzt betrachte ich mich wie einen Verbannten, alle Hoffnung auf Troſt und Rache iſt dahin! So ſprach er und weinte bitterlich.

Als Malcolme ſah, daß er fortgehen wollte, faßte er ihn bei der Hand und ſagte: Tröſtet euch, Macduffe, mich bewältigt keins von den Laſtern, die ihr beklagt: nur um eure Aufrichtigkeit zu prüfen, habe ich ſo mit euch geſcherzt. Schon ſeit langer Zeit ſucht Macbeth mich durch dergleichen Anträge zu fangen; aber jemehr ich gezaudert habe, in euer Verlangen einzuwilligen, um ſo mehr werde ich mich jetzt bemühen, euch zufrieden zu ſtellen. Darauf umarmten ſie ſich und verſprachen ſich unverbrüchliche Treue, worauf ſie über die beſte Weiſe, ihr Vorhaben ins Werk zu ſetzen, beriethen.

Macduffe kehrte bald an die Grenzen von Schottland zurück und ſchickte heimlich Briefe an die Edeln des Königreichs, in denen er ihnen mittheilte, daß Mal-

colme plötzlich nach Schottland zu kommen und die Krone anzusprechen beabsichtige, und daß er sie also, da dieser Prinz der wahre und gesetzliche Erbe des Königreichs sei, bitte, ihm mit aller ihrer Macht beizustehen um dem Usurpator die Krone zu entreißen.

In der Zwischenzeit gewann Malcolme so sehr die Gunst König Edwards, daß der alte Siward, Earl von Northumberland, beauftragt wurde, an der Spitze von zehntausend Mann mit ihm zu ziehen um ihn in seinen Ansprüchen auf die Krone zu unterstützen.

Als sich die Nachricht von einem beabsichtigten Einfalle in Schottland verbreitete, bildeten sich unter den Edeln zwei Parteien: die eine hielt es mit Macbeth, die andere mit Malcolme. Zwischen diesen beiden Parteien fielen häufige Scharmützel vor, aber die von Malcolmes Partei wollten sich nicht eher in eine entscheidende Schlacht einlassen, bis Malcolme und die englischen Truppen unter dem Befehle Northumberlands zu ihnen gestoßen wären.

Macbeth, der sich nicht getraute, den Engländern Widerstand zu leisten, zog sich nach Fife zurück und befestigte ein Lager bei dem Schlosse von Dunsinnane, entschlossen keine Schlacht zu wagen, wenn seine Feinde ihm nicht dahin folgten. Zwar riethen ihm einige seiner Freunde, er solle entweder sich mit Malcolme vertragen oder sogleich nach den Inseln entfliehen und seine Schätze mit sich nehmen, damit er einige der großen Fürsten des Reiches an sich ziehen und fremde Truppen anwerben könne denen er immer mehr vertrauen dürfe, als seinen

Unterthanen, die ihn alle Tage verließen. Aber er vertraute ſo feſt auf ſeine Prophezeihungen, daß er überzeugt war, er werde nicht eher beſiegt werden, als bis der Wald von Birnam nach Dunſinnane komme und kein vom Weibe Geborener werde ihn tödten können.

Malcolme, der den Macbeth raſch verfolgte, kam die Nacht vor dem Tage der Schlacht im Walde von Birnam an und als ſein Heer da geruht hatte, befahl er, daß Jedermann einen Zweig abbrechen und ſich beim Vorrücken damit bedecken ſolle, damit der Feind, ohne ihre Zahl zu kennen, mit ihnen handgemein würde. Den nächſten Tag, als Macbeth ſie erblickte, erſtaunte er ſehr: es kam ihm wieder in den Sinn, was ihm lange vorher prophezeiht worden war und er zweifelte nicht, daß es erfüllt werden würde, da er den Wald von Birnam nach Dunſinnane kommen ſah. Nichtsdeſtoweniger ſtellte er ſeine Leute in Schlachtordnung und ermahnte ſie tapfer zu kämpfen; doch hatten die Feinde kaum ihre Zweige fortgeworfen, als Macbeth ihre Zahl gewahrte und zu fliehen begann.

Macduffe, den Haß und Rachedurſt anſporten, ließ nicht nach, ihn zu verfolgen, bis ſie nach Cunſannaine kamen, wo Macbeth, der wohl ſah, daß er erreicht werden würde, ſein Pferd umwandte und ihm zurief: Verräther, was verfolgſt du mich ſo vergebens? Mich wird kein Mann erſchlagen, der vom Weibe geboren iſt! Aber komm heran und empfange den Lohn, den deine Thorheit verdient! Darauf holte er mit dem Schwerte nach ihm aus und glaubte ihn ſchon getödtet zu haben,

aber Macduffe ſchwenkte ſein Roß, vermied den Hieb und ſprach, das entblößte Schwerdt in der Hand haltend: Das iſt wahr, Macbeth, jetzt aber ſoll deine unerſättliche Grauſamkeit enden, denn wiſſe, ich bin der, von dem deine Hexen dir geſagt haben, den kein Weib geboren hat und den man aus dem Leibe ſeiner Mutter hat ausſcheiden müſſen. Dann drang er raſch auf ihn ein, erſchlug ihn auf dem Platze, hieb ihm das Haupt von den Schultern, befeſtigte es auf einem Stabe und brachte es Malcolme.

Dies war das Ende Macbeths, nachdem er ſiebenzehn Jahre über Schottland geherrſcht hatte. Im Anfange ſeiner Regierung verrichtete er viel würdige Thaten und erließ Geſetze, die dem Gemeinwohl ſehr zuträglich waren; nachher aber täuſchte ihn der Teufel, daß er durch die abſcheulichſte Grauſamkeit allen Ruhm ſeiner frühern Tage vernichtete. Er wurde erſchlagen im Jahre Chriſti 1057, im ſechszehnten Jahre der Regierung König Edwards von England.

XVII.

zu

Wie es euch gefällt.

Roſalinde.

Nach Thomas Lodge.

In der Nähe von Bordeaux wohnte ein bejahrter Ritter von hochedlem Geſchlecht, großen Glücksgütern und nicht geringern perſönlichen Vorzügen, der in der Jugend viele Schlachten gegen die Türken geſchlagen und durch Muth und Kriegserfahrenheit den erſten Rang in dem Orden der Maltheſerritter erworben hatte. Als dieſer tapfere Ritter, der Sir John von Bordeaux genannt wurde, ſein Ende herannahen fühlte, rief er in Gegenwart aller Bundesbrüder ſeine drei Söhne vor ſein Siechbette, ergriff den Aelteſten bei der Hand und ſprach alſo: O meine Kinder, das Schickſal ſetzt meinen Tagen ein Ziel, mich erwartet das Grab, das aller Mühen entbindet: euch aber laſſe ich in der Welt, die der ſorgloſen Unerfahrenheit mit tauſend Gefahren droht. Darum vernehmt meinen letzten Willen und vergeßt nie der Lehren eures ſterbenden Vaters. Dir, Saladin, meinem Aelteſten, als dem Hauptpfeiler meines Hauſes, gebe ich vierzehn Pflug Landes, nebſt meinem Stamm-

hause und Prunkgeschirre. Dem Zweiten, Fernandin, vermache ich zwölf Pflug Landes, aber Rosader, dem Jüngsten, lasse ich mein Pferd, meine Rüstung und meine Lanze mit sechszehn Pflug Landes, denn wenn der äußere Schein den innern Werth abspiegelt, so wird euch Rosader einst Beide durch Tapferkeit und Edelsinn übertreffen. So hab ich mein Vermögen unter euch, meine Söhne, vertheilt, aber ein kostbareres Vermächtniß harrt eurer noch, die goldenen Regeln der Weisheit und Ehre, die ich für das Theuerste von allen Gütern schätze, die mir ein langes mühseliges Leben erwarb. Hierauf begann er die Grundsätze ächten Ritterthums und die Lehren der Weisheit und Klugheit, deren leuchtendes Musterbild er im Leben gewesen war, mit eindringlichen Worten den Söhnen ans Herz zu legen, übergab ihnen dann eine Rolle, worauf diese Vorschriften in kurzen Sprüchen verzeichnet standen, sank auf sein Kissen zurück und verschied.

Als Sir John von Bordeaux gestorben war, würde er von seinen Söhnen bejammert und von seinen Freunden beklagt, vornehmlich von seinen Waffenbrüdern, den Maltheserrittern, welche seiner mit großer Pracht begangenen Bestattung beiwohnten. Saladin ließ die Vorschriften der Rolle auf seinem Grabmahle aushauen, hing manches leidvolle Klaggedicht auf des Vaters Sarg, kleidete sich und seine Brüder in Schwarz und vollzog jeden äußerlichen Brauch der Trauer um einen geliebten Verstorbenen. Aber unter der Hülle des Schmerzes verbarg er ein unempfindliches, selbstsüchti-

ges Gemüth, das nur auf den eigenen zeitlichen Vortheil bedacht war und den letzten Willen des Vaters mit scheelsüchtigen Blicken betrachtete. Seinen jüngern Brüdern, Fernandin und Rosader, dem Schooßkinde des Vaters, hatte sein Testament ein größeres Erbtheil als ihm selber vermacht, jetzt aber standen dieselben unter seiner Vormundschaft und er hoffte diese so verwalten zu können, daß er nicht nur dieses Unrecht wieder gut mache, sondern sich auch durch Verkürzung seines Vermächtnisses für die erfahrene Zurücksetzung räche.

In dieser Absicht machte er seinen Bruder Rosader zu seinem Lakaien und hielt ihn zwei bis drei Jahre lang in einer so knechtischen Unterwürfigkeit, als wäre er der Sohn eines geringen Vasallen gewesen. Den mittlern Bruder Fernandin aber, schickte er auf eine gelehrte Schule, wohin ihn seine eigenen Neigungen riefen.

Lange Zeit trug Rosader sein Schicksal in Geduld; eines Tages aber, da er sich im Garten erging, erwog er bei sich, daß er der Sohn des Sir John von Bordeaux sei, eines durch seine Siege und Tugenden berühmten Ritters, und daß es ihm nicht gezieme, die Knechtschaft zu ertragen, die gegen den Willen seines seligen Vaters über ihn verhängt werde. Weh mir, sprach er zu sich selbst, soll ich, der als ein Edelmann geboren ward, in so unnatürlicher Sklaverei mein Leben verbringen? Wäre ich nicht besser zu Paris ein Schüler, oder ein gemeiner Krieger im Felde geworden? Die Natur hat mir Gaben verliehen, aber der Neid meines Bruders

fehlt mir, sie auszubilden: ich habe Muth und Kraft, jede ehrenvolle Unternehmung zu wagen, aber keine Freiheit, die Pflichten eines Ritters zu erfüllen. Dabei strich er mit der Hand über sein Gesicht und da er seinen Bart keimen fühlte, erröthete er über und über vor Zorn und schwur, sich der Schmach solcher Knechtschaft nicht länger zu fügen.

Ueber diesem Selbstgespräche Rosaders trat Saladin, von seinen Leuten begleitet, in den Garten und da er seinen Bruder in so düstere Gedanken versenkt, die gewöhnliche Ehrerbietung vergessen sah, dachte er ihn aus seiner Zerstreuung zu wecken. He, junger Bursche, redete er ihn an, ist euer Geist mit euern Dreiern beschäftigt, oder betet ihr eine Litanei für eures Vaters Seele? Ist mein Essen bereit? Bei dieser Frage erhob sich Rosader, heftete einen durchdringenden Blick seiner feurigen Augen auf Saladin und entgegnete: Fragst du mich nach deinem Tisch? Frage Einen deiner Knechte, welchen diese Sorge geziemt: ich bin dir gleich von Natur, obwohl du von Geburt der ältere bist, und zählst du auch mehr Jahre als ich, so ist doch meine Hand so stark und rasch wie die Deinige. Laß mich dich fragen: Wie hast du meine Wälder ausgehauen, meine Landgüter beraubt und die Geräthschaften verschleudert, die mein Vater mir hinterließ? Ich sage dir, Saladin, antworte mir als ein Bruder, oder ich stehe dir als ein Feind gegenüber.

Wie über seine Anmaaßung lächelnd, entgegnete Saladin spöttisch: Ich sehe wohl, was ein Dorn werden

den will, fängt früh an zu stechen. Hat dich meine Herablassung so kühn gemacht, daß du mir Güte mit Nichtachtung vergiltst, so weiß ich wohl ein Mittel gegen solch einen Fehler: ich will den Baum biegen, da er noch ein Sprößling ist. Greift zu, ihr Herrn, und knebelt ihn, daß wir ihm ein niederschlagendes Pulver gegen seinen Koller beibringen. Darüber ward Rosader so wüthig, daß er zu einer mächtigen Harke griff, die im Garten stand, mit welcher er seines Bruders Leuten so zusetzte, daß er einige derselben niederstreckte und die Uebrigen in die Flucht schlug. Als Saladin den Rosader so entschlossen und tapfer sah, gab er Fersengeld und flüchtete sich auf einen Boden neben dem Garten, wohin Rosader ihn hitzig verfolgte. Erschreckt über die Wuth seines Bruders, rief ihm Saladin zu: Laß ab und vergreife dich nicht an deinem ältern Bruder: wenn ich dir Unrecht gethan habe, so will ich es wieder gut machen. Sage, worüber du dich beklagst und du sollst zufrieden gestellt werden. Räche nicht Verdruß mit Blut, um das Andenken unseres Vaters nicht zu besudeln, sondern laß uns Freunde sein und bessere als wir je waren.

Dies besänftigte den Zorn des gutherzigen Rosader, er legte die Waffe aus der Hand und sicherte dem Bruder, unter Verpfändung seines Ehrenworts, Frieden zu. Saladin kam nun herab und versprach Rosadern die Rückgabe seiner Ländereien, worauf sich die Brüder küßten und zur größten Freude der alten Bedienten Sir Johns von Bordeaux Arm in Arm ins Haus zurückkehrten.

Bald darauf begab es sich, daß Dortmund, der

König von Frankreich, ein Turnier und Ringspiel veranstaltete theils zu seinem eigenen Vergnügen, theils um die Gedanken seiner Großen zu beschäftigen, damit sie nicht auf einen ernstern Gegenstand, das Andenken an Gerismond, ihren rechtmäßigen König, verfielen, der sich als ein Verbannter im Ardennerwalde aufhielt. Bei dem Ringen sollte ein Kämpe allen Streitlustigen die Spitze bieten: es war ein Normann von ungemeiner Kraft und Tapferkeit, der schon in vielen ähnlichen Wettkämpfen den Sieg davon getragen und manchen Gegner nicht blos überwältigt, sondern durch die Wucht seines Leibes erdrückt hatte.

Als Saladin dies vernahm, gedachte er die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen und nach genommener Abrede mit dem gewinnsüchtigen Normannen, welchen er durch reiche Geschenke bestochen hatte, begab er sich zu Rosader, dem alle Gedanken nur auf Ehre standen, und erzählte ihm von dem Turnier und Ringen, bei welchem der König, alle Pairs von Frankreich und die schönsten Damen des Landes zugegen sein würden. Jetzt, mein Bruder, fuhr er fort, kannst du zeigen, wer du bist und die Ehre des alten Sir John von Bordeaur, unseres erlauchten Vaters, so wie unseres ganzen Hauses aufrecht erhalten, dem es nie an Männern zu ritterlichen Großthaten gebrach. Was mich selbst betrifft, so weißt du, daß ich, obgleich der Aeltere, mich nie in den Waffen versucht habe. Ich verstehe es besser, meine Ländereien zu verwalten, als die Lanze zu schwingen. Unser Bruder Fernandin ist zu Paris, wo er sich den

Wissenschaften ergeben und alle ritterliche Uebungen verschworen hat; du aber, Rosader, der Jüngste an Jahren, aber der Aelteste an Tapferkeit, bist ein Mann von Kraft und Gewandtheit und darfst der Stimme der Ehre Gehör geben: Nimm du unseres Vaters Lanze, sein Schwert und sein Roß, reite zu dem Turnier und brich da entweder ritterlich deinen Speer, oder ringe mit dem Normannen um die Palme des Siegs.

Diese Worte Saladins wirkten wie die Sporen auf ein übermüthiges Pferd, denn er hatte sie kaum gesprochen, als Rosader zu den Waffen griff, indem er dem Bruder für seinen Rath dankte und seine Güte nach Kräften zu vergelten versprach. Das Turnier war auf den nächsten Morgen anberaumt und Rosader war so begierig seine heldenmüthigen Vorsätze zu bewähren, daß er die Nacht fast schlaflos zubrachte und sobald der Tag anbrach, von seinem Bruder Abschied nahm, um dem Orte zuzureiten, wo das Turnier Statt haben sollte.

Schon hatte der König in Begleitung der zwölf Pairs von Frankreich seinen Platz eingenommen. Seine Tochter Alinde, die schöne Rosalinde, des verbannten Herzogs Tochter, und alle edeln Damen des Landes, denen ihre Schönheit einen Namen erworben hatte, schmückten die Sitzreihen und gewährten den Zuschauern und Großen des Hofes jenen entzückenden Anblick, der sie mit der angemaaßten Herrschaft des neuen Königs versöhnen sollte. So kämpften hier Liebe und Streit Hand in Hand, denn die Verliebten fanden Gelegen-

heit, ihre Augen an der Schönheit zu weiden, und die Streitlustigen durften ihre Lanzen gebrauchen. Allein nicht ganz erreichte der König seinen Zweck bei diesem Aufgebot von Lockungen und Reizen, denn alle Augen und Herzen nahmen Partei für die schöne Rosalinde, die Tochter seines Feindes, auf deren Wangen sich die Grazien zu streiten schienen, welcher von ihnen sie die meisten Vorzüge verdanken solle.

Vor dieser Versammlung brachen die Ritter ihre Schäfte zu Ehren ihrer Damen mit stolzem Muth, manche heldenmüthige That ward an diesem Tage vollbracht und mancher ritterliche Dank von schönen Händen ausgetheilt. Als aber nach dem Turnier das Ringen begann, und der Normann sich zeigte, um Allen die es wagen würden, sich mit ihm zu messen, den Handschuh hinzuwerfen, da verbreitete seine Riesengestalt solchen Schrecken unter den Anwesenden, daß sich Niemand an ihm versuchen wollte. Zuletzt aber zeigte sich ein alter Landeigenthümer mit seinen beiden Söhnen, deren wohlgefälliges Aeußere Muth und Kraft verkündigte. Der Aeltere trat in die Schranken und stellte sich dem Normann gegenüber, welcher sich im Bewußtsein seiner überlegenen Kraft so ingrimmig in den Kampf mit ihm einließ, daß er ihn nicht nur zu Falle brachte, sondern auch seinem Leben durch das Gewicht seines Leibes ein frühes Ziel setzte. Als der jüngere Bruder dies sah, eilte er rachbegierig in die Schranken, griff den Normannen tapfer an, und warf ihn beim ersten Gange auf seine Kniee. Aber bald erhohlte sich dieser, die Furcht vor

der Niederlage verdoppelte seine Kraft und mit übermächtiger Gewalt umschloß er den jungen Ringer mit beiden Armen, hob ihn in die Höhe, und schlug ihn dann so heftig wider den Boden, daß er das Genick zerbrach und gleich seinem Bruder den Geist von sich hauchte.

Beim Anblick dieses Blutbads murrte das Volk und überließ sich dem anwandelnden Mitleide, aber der Vater der Erschlagenen verlor keinen Augenblick seine gemessene Haltung, sondern ergriff als ein Mann die Leichen seiner Söhne und trug sie ohne ein Zeichen von Unmuth oder Mißbilligung aus den Schranken.

Rosader, der zeitig genug angekommen war, um Zeuge dieses Schauspiels zu werden, bewunderte die Gemüthsstärke des alten Mannes, klopfte ihm, indem er sich vom Pferde schwang, auf die Schultern und sprach: Wackerer Mann, dessen Söhne das Ziel ihres Lebens ehrenvoll erreicht haben, ich sehe, wie du dem Glücke durch Geduld trotzest: aber verziehe noch eine Weile, um Zeuge zu sein, wie ich entweder ihr Loos als der Dritte theilen, oder ihren Tod durch einen glorreichen Sieg rächen will. Für diesen tröstlichen Zuspruch dankte ihm der Landmann, indem er zu bleiben und für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu beten versprach. Jetzt verbeugte sich Rosader grüßend gegen den König und trat in die Schranken, wo er mehr auf die Versammlung als auf seinen Gegner achtend sein Auge durch den Kreis der Damen schweifen ließ, die wie die Sterne des Himmels schimmerten.

Aber der Liebesgott, der ihn eben so verliebt machen wollte, als er tapfer war, zeigte ihm Rosalinden, deren wundervolle Schönheit sein Auge so bezauberte, daß er wie selbstvergessen stehen blieb, um sich an ihren Reizen zu weiden. Als Rosalinde dies bemerkte, erröthete sie, und die Glut der Scham, die ihr Antlitz übergoß, verdoppelte den Glanz ihrer Schönheit.

Als der Normann den jungen Ritter so in den Anblick der Damen versunken sah, entriß er ihn seiner Zerstreuung durch einen Schlag auf die Schulter, und Rosader, der wie aus einem süßen Traum erwachte, zeigte alsbald durch seine stolze Haltung den hohen Flug seiner Gedanken. Seine Jugend und die einnehmende Schönheit seiner Gestalt, gewannen ihm die Gunst aller Anwesenden, die es nur bedauerten, daß ein Jüngling von so edlem Wesen einen so erniedrigenden Kampf bestehen solle. Indeß wollten sie ihn nicht an der Ausführung seines Vorsatzes hindern, weil seine Ehre dabei gelitten hätte, und begnügten sich, ihm Glück und Sieg zu erflehen.

Als Rosader durch die Erinnerung seines Gegners aus seiner Selbstvergessenheit erwacht war, rannte er ihm mit solcher Gewalt entgegen, daß Beide rückwärts auf den Boden fielen und eine Weile Zeit gebrauchten, um neuen Athem zu schöpfen. In der Zwischenzeit besann sich der Normann, daß er es jetzt mit dem Jüngling zu thun habe, für dessen Tod ihm große Schande vorgeworfen werden und dies reizte ihn, seine Kraft zu

Blick auf Rosalinde, welche denselben, um den Jüngling zu ermuthigen, mit einem so gewogenen Gegenblick erwiederte, daß so viel Gunst hingereicht hätte, einen Feigling in einen Helden zu verwandeln. Von diesem Blicke befeuert, griff Rosader den Gegner in einem heftigen Anlauf an; dieser empfing ihn mit gleicher Tapferkeit und nun entstand ein hartnäckiger Kampf, der es lange zweifelhaft ließ, auf wessen Seite das Glück sich neige. Zuletzt erwog Rosader die Schönheit seiner neuen Herrin, den Ruhm seines Vaters nnd den Glanz eines Hauses und dieser Gedanke verlieh ihm neue Stärke; er schleuderte den Normann vor sich auf den Boden und stürzte sich mit solcher Gewalt über ihn hin, daß der furchtbare Feind der Natur den Zoll entrichtete und Rosader den Sieg ließ.

Der Tod des Ringers, welcher den alten Landmann höchlich erfreute, indem er ihm für den Verlust seiner Söhne vollkommene Rache gewährte, erfüllte den König und alle seine Pairs mit Staunen über die Tapferkeit und Kraft eines so jungen und schönen Ritters. Als sie aber erfuhren, daß er der Sohn des alten Sir John von Bordeaux sei, erhob sich der König von seinem Sitze um ihn zu umarmen, und alle Pairs priesen seine Kühnheit, Gewandtheit und Stärke und ermahnten ihn, die glorreich betretene Bahn zu verfolgen, so werde er dereinst den Ruhm seines Vaters erreichen.

Während der König und die Pairs unserm Helden Glück wünschten, gönnten ihm die Damen huldvolle Blicke, vor Allen Rosalinde, deren Herz Rosaders

Schönheit und Tapferkeit gerührt hatte. Aber noch hielt sie Liebe für Tand und ihre Neigung für eine augenblickliche Anwandlung, die aus einem Blick entsprungen auf einen Wink vorübergehen werde. Deßhalb stand sie nicht an, mit dem Feuer zu spielen und Rosader ihre Neigung zu erkennen zu geben, indem sie ein Kleinod von ihrer Brust nahm und es durch einen Pagen dem jungen Edelmann zusandte. Dies Geschenk entzückte den Jüngling mehr, als wenn ihm das Glück die Herrschaft der ganzen Welt zugeschworen hätte. Er konnte es nicht durch ein Gegengeschenk von gleichem Werthe vergelten, doch ging er bei Seite und schrieb ein zärtliches Sonett zum Preise der Schönen, das er ihr zusandte. Sie erröthete, da sie es las, aber ein süßes Genügen erfüllte ihr Herz, als sie sah, welchen zärtlichen Verehrer die Liebe ihrem Dienste gewidmet habe.

Von einer Schar junger Leute begleitet, die seine Freunde zu werden wünschten, kehrte Rosader triumphirend zu seinem Bruder Saladin zurück, welcher eben das Haus verlassen hatte, um über den Tod seines Bruders gewisse Nachrichten einzuziehen. Als er ihn aber an der Spitze seiner Gefährten und mit dem Siegeskranze geschmückt heimkehren sah, erschrack er heftig, kehrte um und schloß das Thor vor ihm zu. Als Rosader dies sah, verbarg er seinen Schmerz hinter einem Lächeln, wandte sich zu seinen Freunden und bat sie, seinen Bruder zu entschuldigen, er habe weder aus Neid noch aus Karaheit ihren Anblick gemieden, sondern weil er die Gesellschaft so junger Leute für sich unpassend

finde. Es gelang ihm indessen nicht, Saladins Betragen zu rechtfertigen, denn das Thor war und blieb verschlossen, er mußte es zuletzt durch einen Fußtritt sprengen, worauf er sein Schwert zog und mit seinen Gefährten in die Halle drang. Diese fand er aber leer, denn Alle waren entflohen, außer Adam Spencer, einem alten Engländer und getreuen Diener seines Vaters, der stets aus Liebe zu seinem seligen Herrn Rosaders Partei gehalten hatte und ihn jetzt mit seinen Freunden, so gut er konnte, empfing. Rosader hieß seine Begleiter willkommen in seinem Hause und bat sie fröhlich zu sein und mit der Bewirthung vorlieb zu nehmen, sein Bruder habe fünf Tonnen Wein im Keller, welche sie sich wohlschmecken lassen wollten. Hierauf bereitete er mit Hülfe des guten Adam Spencer die Tische und setzte ihnen vor, was nur das Haus vermochte und was an Speisen abging, das ersetzte der Wein und so hielten sie eine königliche Mahlzeit; denn die Freundlichkeit des Wirths würzte auch die unscheinbarsten Gerichte.

Als Rosaders neue Freunde sich beurlaubt hatten, zog er sein Schwert und wollte einen theuern Eid schwören, die Unfreundlichkeit seines Bruders nicht ungerächt zu lassen; aber durch die Fürsprache Adam Spencers, der das gute Vernehmen der Brüder zu erhalten wünschte, und Saladins schmeichelnde Unterwürfigkeit söhnten sie sich noch einmal aus und lebten eine Zeitlang in brüderlicher Eintracht miteinander. Saladin hatte aber seinen Haß noch nicht aufgegeben, sondern

verlang ihn nur unter dem Schleier erheuchelter Neigung, indem er eine günstigere Gelegenheit abwartete, seinen Anschlag auszuführen.

Unterdessen verfolgte Rosaders Bild die schöne Rosalinde, die sich umsonst dem Eindrucke zu widersetzen versuchte, welchen die edeln Eigenschaften des Jünglings in ihrem Herzen zurückgelassen hatten. Während sie aber zwischen ihrer Neigung und dem widerstrebenden Stolz ihrer Jungfräulichkeit unentschieden schwankte, trat Torismond mit seiner Tochter Alinde und einigen Pairs von Frankreich in ihr Gemach. Der Erstere erwartete, der verleckende Einfluß ihrer Schönheit möchte ihm die Herzen seiner Großen abwendig machen, oder einer seiner Pairs um ihre Hand werben, und dann die Rechte seiner Gemahlin auf den Thron geltend machen. Diesem zuvorzukommen, kündigte er ihr jetzt in Gegenwart seiner Hofleute ihre Verbannung an und befahl ihr, seinen Hof noch heute zu meiden, denn er habe, fügte er hinzu, von ihren vermessenen Reden und hochverrätherischen Absichten vernommen. Rosalinde wollte sich rechtfertigen, aber Torismond wollte sich auf keine Gründe einlassen und auch seinen Großen, die es gern unternommen hätten, ihre Unschuld zu behaupten, verbot er, bei seiner Ungnade, sich für sie zu verwenden. Alle verstummen, zitternd stand Rosalinde da, aber Alinde, welche die Freundin mehr als sich selbst liebte, warf sich mit betrübtem Herzen und weinenden Augen ihrem Vater zu Füßen und sprach:

Wenn ich euch, mein Vater, durch die Vertheidi-

guna Roſalindens beleidige, ſo mag das Geſetz der Freundſchaft meine Kühnheit entſchuldigen. Ich bin mit ihr aufgewachſen und ſeit meiner Kindheit an ihren Umgang gewöhnt, und die Gleichartigkeit unſerer Gemüther hat mit der frühen Gewohnheit vereint, unſern Bund ſo feſt geſchloſſen, daß wir in zwei Leibern nur eine Seele ſind. Wundert euch alſo nicht, mein König, wenn das Unglück meiner Freundin mir wie mein eigenes nahe geht, und wenn ich, der jedes Fältchen ihres Herzens bekannt iſt, mich mit meinem Leben dafür verbürge, daß ſie ſich nie, auch nur mit einem Gedanken, wider euch vergangen hat. Ihr ſelbſt müßt ihr das Zeugniß geben, daß ſie ſeit ihres Vaters Verbannung alles Leid mit Geduld ertragen und euch wie ihren leiblichen Vater geehrt und nie mit einem Worte beleidigt hat und ich kann hinzufügen, daß ihr ganzes Beſtreben nur darauf gerichtet war, euch zu gefallen und ſich meine Gunſt zu erhalten. Wenn aber der Neid irgend einen Verräther bewogen hat, ſie des Verraths wider euch zu beſchuldigen, ſo möge er hervortreten und ſeine Anklage durch Zeugen bewähren. Gelingt ihm der Beweis, ſo iſt Alinde bereit, das Urtheil mit eigener Hand zu vollſtrecken; wird ſie aber unſchuldig befunden, ſo ſeid gerecht, mein Vater, wie es einem König geziemt. Denn verbannt ihr ſie ohne Beweis, ſo bin ich entſchloſſen, als der Genoſſe ihres Unglücks, ihre Verbannung zu theilen.

Bei dieſen Worten Alindens ergrimmte der König, fuhr die Tochter zornig an und verwies ihr die Küh-

heit ihrer Rede und die Anmaaßung ihrer Jugend, es besser verstehen zu wollen, als sein reifes erfahrenes Alter. Er gebot ihr Stillschweigen und befahl Rosalinden noch einmal, sich entweder zu ihrem Vater in den Ardennerwald, oder wohin sie sonst wolle, zu begeben: seinen Hof aber müsse sie meiden.

Aber diese Härte erschreckte Alinden nicht, sie fuhr fort, Rosalindens Vertheidigung zu führen und bat ihren Vater, wofern er bei seinem Entschluß beharre, möge er ihr vergönnen, die Verbannung ihrer Freundin zu theilen; wo nicht, so werde sie sich heimlich hinwegstehlen, um ihr zu folgen, oder ihrem Leben auf gewaltsame Weise ein Ziel setzen. Als Torismond seine Tochter diese Sprache führen hörte, gerieth er in Wuth und erklärte seinen unwiderruflichen Entschluß, daß sie Beide verbannt sein sollten; und obgleich seine Edeln zu Gunsten seiner Tochter Einsprache thaten, so beharrte er doch unerschütterlich bei seinem Willen: beide Mädchen sollten ohne den geringsten Verzug und ohne alle Begleitung seinen Hof räumen.

Hiermit entfernte er sich sammt seinen Begleitern und ließ die beiden Freundinnen allein. Rosalinde setzte sich traurig nieder und weinte, aber Alinde lächelte, ließ sich neben ihrer Freundin nieder und tröstete sie: Sei standhaft, sprach sie, theure Rosalinde, und erschrick nicht vor dem Stirnrunzeln des Glücks. Wie oft hast du andern Unglücklichen die Geduld als die beste Salbe für die Wunden des Geschicks angepriesen, und willst du nun selbst verzweifeln, da dir ein so treffliches Heilmit-

tel zu Gebote ſteht? Und gehſt du nicht zu deinem Vater, haſt du nicht deine Freundin Alinde zur Gefährtin, die dein Mißgeſchick theilen will und ihren Vater verläßt, um der Freundin ins Elend zu folgen? Wir waren Bettgenoſſinnen im Glück und Königsglanz, wir wollen es auch in der Armuth und Verbannung ſein; ich bin auf ewig deine Alinde, bleibe du meine Roſalinde und die Welt ſoll unſere Freundſchaft heilig ſprechen, und einſt von Roſalinden und Alinden erzählen, wie jetzt von Pylades und Oreſtes.

Dieſe Worte tröſteten Roſalinden, ſie weinte noch einige Thränen in den Buſen ihrer Alinde und dankte ihr dann zärtlich für ihre Liebe und Treue. Hierauf beriethen ſich die Freundinnen über die Weiſe, wie ſie ihre Wanderſchaft antreten ſollten. Alinde ſchmerzte nichts ſo ſehr, als daß ſie keine männliche Begleitung hätten, denn, ſagte ſie, es iſt gefährlich, daß zwei junge Mädchen ſo ohne Schutz und Bedeckung in der Welt umher reiſen ſollen. Still, entgegnete Roſalinde, biſt du ein Mädchen und weißt keinen Rath gegen ſolch einen Uebelſtand? Ich bin, wie du ſiehſt, von ſchlankem Wuchs und würde mich in der Tracht eines Pagen nicht übel ausnehmen: du ſollſt alſo meine Gebieterin ſein und ich will deinen Diener ſo gut ſpielen, in welche Geſellſchaft wir auch gerathen, daß mich Niemand erkennen ſoll. Ich werde mir Manneskracht verſchaffen und meinen Degen recht manierlich an der Seite führen, und wenn dir Jemand ein Leid thun will, ſo ſoll er erſt die Bekanntſchaft meiner Klinge machen.

Alinde lächelte und genehmigte den Vorschlag. Sogleich schritten sie ans Werk, rafften ihre Juwelen zusammen, welche sie in einem Kästchen verbargen und Rosalinde verschaffte sich die nöthigen Kleidungsstücke, nannte sich Ganimed und ihre Herrin Aliena, worauf sie ihre Reise antraten, indem sie sich durch die Weingärten schlichen, und auf mancherlei Nebenwegen dem Walde zueilten. Zwei bis drei Tage waren sie gewandert, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, als sie gegen die Nachmittagsstunde an einen Brunnen kamen, den einige Cypressen beschatteten. Hier ließen sie sich nieder und tafelten so fröhlich aus ihrer tragbaren Vorrathskammer, als jemals zuvor in Paris bei den kostbarsten Leckerbissen der königlichen Küche. Aliena bedauerte nur, daß ihnen nicht irgend ein Schäfer begegne, der ihnen den Weg zu einer Herberge zeige, wo sie einige Tage ausruhen könnten. Aber Ganimed sah in der Rinde eines Baums einige Verse eingegraben und rief: Sei getrost, Herrin, hier sehe ich einige Reime in der Rinde eines Baums, die vermuthlich von Schäfern herrühren, die diese Gegend bewohnen. Bei dieser freudigen Botschaft erhob sich Aliena um die Verse zu lesen, welche die Unterschrift Montanus führten. So viel ich aus dem Inhalt dieser Zeilen schließen kann, sprach Aliena, ist dies der Name eines verliebten Hirten, der sich über die Grausamkeit einer schönen Schäferin beschwert.

Daraus könnt ihr sehen, Herrin, versetzte Ganimed, was ihr Weiber für wunderliche Geschöpfe seid. Bald

ſind eure Herzen hart wie Diamant, für keinen Eindruck empfänglich; bald ſo weich wie Wachs, dem man jede beliebige Geſtalt geben kann. Es ergötzt ſie, wenn man ihnen den Hof macht, aber jemehr ſie umworben werden, deſto ſpröder zeigen ſie ſich und dieſer Fehler iſt dem ganzen Geſchlecht gemein. Ich bitte dich, entgegnete Aliena, aus welchem Stoffe biſt denn du geſchaffen, daß du ſo auf die Weiber ſchmählen darfſt? Es iſt ein Glück, daß Roſader dich nicht hört, er würde ſich ſonſt ſchwer entſchließen, ein Geſchlecht zu lieben, das du mit ſo ſchwarzen Farben ſchilderſt. Ich darf nicht aus der Rolle fallen, verſetzte Ganimed, ich ſpreche jetzt als Alienas Page, nicht als Gerismonds Tochter; aber ſtecke mich nur wieder in einen Weiberrock und du ſollſt hören, wie ich es zu behaupten weiß, daß die Frauen edel, ſtandhaft, tugendhaft und was nicht Alles ſind. Genug, fiel Aliena ein, denn ſieh, auch in der Rinde jener Buche ſind einige Zeilen eingegraben. Laß uns ſehen, was es ſein mag, ſprach Ganimed, ging hinzu und las folgende Verſe:

Eh wird der Himmel ſternlos ſein,
Eh fehlt dem Meer die ſalzge Flut,
Dem Tage Licht, der Sonne Schein,
Dem Winter Froſt, dem Sommer Glut,
Eh fehlt dem Mai der Bluthen Zier,
Eh meine Treue wankt von dir. u. ſ. w.

Montan.

Der dies geschrieben hat, sprach Ganimed, war gewiß bis über die Ohren verliebt. Vielleicht war er es, versetzte Aliena, da er es schrieb, wer weiß aber, wie lang er es bleiben wird? Die Männer sind alle treulos und unbeständig. Das kommt daher, entgegnete Ganimed, weil sie vom Weibe geboren werden, sie erben diesen Fehler von ihren Müttern, denn kämen die Männer von Männern, wie Adam aus Erde gebildet ward, so würden sie nichts mit dem Unbestand zu schaffen haben. Aber laß uns jetzt unsere Reise fortsetzen, denn da uns diese Reime beweisen, daß sich Schäfer in der Nähe aufhalten, so finden wir vielleicht bald eine Hütte, in der wir uns ausruhen können.

Da Aliena einwilligte, standen sie auf und wanderten weiter, bis sie gegen Abend in ein reizendes Thal gelangten, in welchem zwei Heerden Schafe weideten und ein alter Schäfer mit einem jungen Hirten sich unter einem schattigen Obdach sehr anmuthig gelagert hatte. Der Boden um sie her war mit duftigen Blumen übersäet, ein Fichtenwäldchen, mit Limonen und Citronen untermischt, bildete einen Halbkreis um ihr Lager und während sie ihre Schafe weiden ließen, entlockten sie ihren ländlichen Schalmeien bald fröhliche, bald klagende Töne. Die Letztern mochten dem jungen Hirten angehören, dessen Züge Gram und Sehnsucht ausdrückten, denn seine Augen hingen so voll Liebesweh, daß er lebendig zu verschmachten schien. Jetzt begannen sie einen Wechselgesang, worin Coriden, so hieß der alte Schäfer, seinen jungen Gefährten, der Montanus genannt

nannt wurde, zur Fröhlichkeit aufforderte, und dieser ihm die Grausamkeit seiner Phöbe klagte.

Als die Schäfer ihre Ekloge beschlossen, trat Aliena mit Ganimed aus dem Gebüsch hervor, hinter welchem sie sich verborgen gehalten hatten. Bei ihrem plötzlichen Anblick erhoben sich die beiden Hirten, Aliena grüßte sie freundlich, klagte ihnen ihr Unglück, das sie zwinge, allein, nur von einem Pagen begleitet, durch die Welt zu streifen und bat um Herberge für sich und ihren Pagen. Die Schäfer empfingen sie mit zuvorkommender Freundlichkeit und Coridon bot ihnen seine Hütte zu ihrer heutigen Nachtherberge an. Hierauf ließen sie sich bei den Schäfern nieder und nach einigen Wechselreden äußerte Aliena den Wunsch, eine Schäferei mit einer Heerde zu kaufen und eine Schäferin zu werden. Wenn ihr das wollt, unterbrach sie Coridon, so kommt ihr eben zur rechten Zeit, denn mein Herr will das Pachtgut verkaufen, das ich bestelle, so wie die Heerde, die ich hüte: ihr könnt sie zu geringem Preise erstehen, und wenn ihr erst das Schäferleben kennt, werdet ihr einräumen, daß der Hof nur ein Aufenthalt der Sorgen nicht der Zufriedenheit ist.

Wohlan denn, fiel Aliena ein, so schicke nach deinem Herrn, ich will die Hütte und die Heerde kaufen und dich zum Aufseher über Beide setzen; nur zum Vergnügen werde ich mit meinem Pagen dir dienen, die Heerde auf die Triften führen und weiden lassen, und so will ich ruhig, unbekannt und zufrieden leben. Coridon war über die Nachricht, daß er seine Meierei nicht

zu räumen brauche, so erfreut, daß er seine Schäfermütze lüftete und sich vor seiner neuen Herrin ehrerbietig verneigte.

Die beiden Schäfer pferchten nun ihre Heerden in die Hürden ein, worauf Coridon Alienen und Ganimed in seine Hütte führte. Unterwegs unterhielt Montanus die Fremdlinge von seiner Liebe und der Unempfindlichkeit Phöbens, welche er für die schönste Schäferin in ganz Frankreich erklärte. Ganimed, dem das Andenken Rosaders immer gegenwärtig war, fand Vergnügen an der Leidenschaft des armen Schäfers, und bewunderte die Liebe, die sich in allen seinen Geberden so gebieterisch geltend machte. Vor Coridons Hütte beurlaubte sich Montanus, die Uebrigen traten ein, und nach einem kargen aber schmackhaften Nachtmahl begaben sie sich zur Ruhe. Am andern Morgen ward der Kauf abgeschlossen und Aliena Herrin der Meierei und der Heerde. Sie kleidete sich als eine Schäferin und Ganimed als ein junger Hirte und täglich trieben sie ihre Heerde auf die Felder, mit solcher Lust, daß sie ihre Verbannung glücklich priesen und die Seligkeit des Landlebens jedem andern Loose vorzogen.

Saladin hatte unterdeß seinem Haß gegen Rosader Luft gemacht. Eines Morgens erhob er sich in aller Frühe, weckte einige seiner Diener und trat mit ihnen in Rosaders Kammer. Diesen fanden sie noch schlafend, legten ihm Fußschellen an und banden ihn dann an einen Pfosten inmitten der Halle. Betroffen über diese Begegnung, fragte Rosader, was er verbrochen habe,

aber Saladin würdigte ihn keiner Antwort, sondern ging seines Weges und überließ ihn seinem Kummer. Zwei bis drei Tage brachte er in dieser Lage ohne Nahrung zu und schon verzagte er an seinem Leben, da er seinen Bruder gesonnen sah, ihn verschmachten zu lassen. Aber Adam Spencer fühlte Mitleid mit dem Sohn seines alten Herrn, und obgleich Saladin allen Hausgenossen bei Todesstrafe verboten hatte, seinem Bruder Nahrung zu reichen, erhob er sich heimlich in der Nacht, löste Rosaders Fesseln und brachte ihm Brot und Wein. Sobald er sich gestärkt hatte, wollte er seine Freiheit gebrauchen, um an seinem Bruder Rache zu nehmen. Aber Adam Spencer bat ihn, sie noch aufzuschieben, so werde er seine Treue vergelten und das Leben eines alten Dieners erhalten. Für diese Nacht solle er sich noch einmal den Fesseln bequemen, doch wolle er sie ihm so anlegen, daß er sich ihrer nach Belieben entledigen könne. Saladin habe zu morgen viele Gäste beschieden, blos um ihn zu sehen, denn er wolle vorgeben, sein Bruder Rosader sei rasend geworden und müsse gefesselt werden. Sobald die Gäste kämen, solle er sie anreden und sich über Saladins Verfahren beschweren: wenn sie ihm dann Recht verschafften, könne er sich damit beruhigen; hielten sie es aber mit seinem Bruder, so solle er auf seinen Wink losbrechen, eine Art ergreifen, welche er dazu bereit halten werde, die Feinde mit seinem Beistande aus dem Hause treiben und dies so lange besetzt halten, bis der König ihm gegen den Bruder Beistand schicke. Rosader wil-

ligte in den Vorschlag, stellte sich wieder an seinen Pfosten und erwartete den Morgen. Zur bestimmten Stunde erschienen Saladins Gäste, welche dieser mit wirthlicher Höflichkeit empfing und in die Halle führte. Hier zeigte er ihnen seinen Bruder, den er wegen Mondsucht in Ketten gelegt habe. Rosader entgegnete, er sei gesund, beschwerte sich über die Unbill seines Bruders und bat sie, ihn zu befreien. Aber er sprach in den Wind, sie achteten seiner Rede nicht und setzten sich sorglos zu Tische, wo sie wacker tafelten und zechten, und als ihnen der Wein zu Haupte stieg, sich in Spottreden gegen Rosader ergingen. Jetzt gab Adam Spencer das verabredete Zeichen, Rosader zerriß seine Ketten, ergriff die Axt und hieb mit solcher Wuth und Heldenkraft unter die Gäste, daß er Manchen verwundete, einige erschlug und die Uebrigen sammt seinem Bruder aus dem Hause trieb. Darauf verschloß er die Thüre, setzte sich mit Adam Spencer und einigen getreuen Knechten zu Tisch und verzehrte das Mahl, das Saladin für seine Freunde bereitet hatte.

Inzwischen ging dieser mit einem Theil seiner Gäste zu dem Landvogt und erhob Klage gegen seinen Bruder. Der Landvogt glaubte ihm, erließ einen Verhaftsbefehl gegen Rosader und beorderte eine fünf und zwanzig Mann starke Wache, ihn zu ergreifen. Als diese das Thor besetzte, ging Rosader mit Adam Spencer zu Rathe, was er thun solle. Wenn ich mich unterwerfe, sprach er, so entehre ich mich, und das ist schlimmer als der Tod. Wage ich einen Ausfall um

nach durchzuschlagen, so begünstigt mich vielleicht das Glück, daß ich mit dem Leben davon komme und im schlimmsten Falle sterbe ich ehrenvoll, während ein so ungleicher Kampf meinem Bruder nur Schande bringt. Wohlan denn, rief Adam Spencer, so laß uns hinaus, Meister, und zwischen sie fahren, und wenn Adam Spencer nicht zu euern Füßen stirbt, so scheltet ihn eine feige Memme. Sofort rüsteten sie sich und thaten einen Ausfall auf Saladins Leute und die Wache des Landvogts, schlugen Etliche davon zu Boden und verjagten die Uebrigen, so daß sie Sieger blieben und den Weg nach dem Ardennerwalde einschlugen. Die Niederlage des Landvogts erzürnte diesen so sehr, daß er die ganze Gegend aufbot und ein großes Geschrei hinter ihnen her machte. Sie aber, die mit den Nebenwegen wohl bekannt waren, entgingen allen Nachstellungen und erreichten glücklich den Ardennerwald. Aber das Unglück ließ sie auf einen Pfad gerathen, der sie immer tiefer in den Wald führte, so daß sie fünf bis sechs Tage ohne Speise zubrachten und nirgend einem Schäfer noch einer Hütte begegneten. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, ließ sich Adam Spencer am Fuß eines Hügels nieder und ein Blick auf seinen Herrn überzeugte ihn, daß es diesem nicht besser gehe. Darüber brach er in Thränen und Klagen aus, die weniger ihm, als Rosader galten; dennoch sprach er ihm Muth zu und ermahnte ihn, sein Unglück standhaft zu ertragen, und auch dem Tod als ein Mann entgegen zu sehen. Ach Adam, entgegnete Rosader, der Tod würde

mich nicht schrecken, wenn er mir auf dem Bette der Ehre begegnete, oder wenn ich im Kampfe mit einem wilden Thiere erläge, um dessen Beute zu werden, aber der Hungertod ist der grausamste von allen. Herr, entgegnete Adam, ihr seht, wir sind Beide in gleicher Noth, aber der Tod des Einen könnte des Andern Leben erhalten. Ich bin alt und abgelebt, ihr seid jung und in der Blüthe eurer Jugend, so laßt mich sterben, ich will mir die Adern öffnen und mit meinem warmen Blute eure ermatteten Geister erquicken. Schon wollte er sein Messer hervorziehen, als Rosader entschlossen aufsprang und Adam bat, seine Zurückkunft abzuwarten, denn er hoffe ihm Nahrung zu bringen. Damit lief er hinweg und rannte mit gezogenem Schwert durch die Wälder, ob er ein wildes Thier fände, um mit dessen Fleisch seinen Freund zu speisen, oder ihm selber zum Raube zu werden.

Es begab sich an diesem Tage, daß Gerismond, der rechtmäßige, von Torismond vertriebene König von Frankreich, der mit einer Schar seiner verbannten Anhänger in diesem Walde lebte, zur Feier seines Geburtstags ein fröhliches Fest gab. Unter schattigen Limonen saß der König mit seinen Getreuen zechend und frohlockend an einer langen, reichbesetzten Tafel, als Rosader des Weges kam und die edle Gesellschaft erblickte, die das im Ueberfluß hatte, dessen Mangel ihn und Adam verschmachten ließ. Kühnlich trat er an den Rand der Tafel und sprach:

Wer du auch seist, dem diese edle Gesellschaft dient,

ich grüße dich so höflich, als ein Mann in der äußersten Noth es vermag. Ich und mein Geselle verschmachten in diesem Walde vor Mangel an Speise; wir müssen umkommen, wenn deine Güte uns nicht beisteht. Wenn du ein Edelmann bist, so hilf Männern, die wohl werth sind, erhalten zu werden: und soll ich das beweisen, so laß die besten Ritter, die an deiner Tafel sitzen, aufstehen und mich in einem beliebigen Kampfspiel versuchen und wenn ich nicht als ein Mann bestehe, so sende mich ohne Hülfe von hinnen. Verweigerst du dies aus schnöder Kargheit, so will ich mit meinem Schwerte unter euch schlagen, denn es ist besser, daß ich ehrenvoll sterbe, als ein so klägliches Ende nehme.

Als Gerismond, der ihm fest ins Auge geblickt hatte, einen so einnehmenden, jungen Ritter in dieser bittern Nothdurft erblickte, ward er so von Mitleid gerührt, daß er sich von der Tafel erhob, ihn bei der Hand nahm und willkommen hieß, indem er ihn bat, seinen Platz einzunehmen und an seiner Stelle nicht nur seinen Hunger zu stillen, sondern Herr des Festes zu sein. Großen Dank, entgegnete Rosader, aber mein Gefährte, der aus Altersschwäche dem Hunger nicht wie ich Trotz bieten kann, verschmachtet hier in der Nähe und es wäre Schande, wenn ich nur einen Brosamen genösse, ehe ich ihn zum Theilnehmer meines Glückes gemacht hätte. Ich will gehen und ihn herholen und dann euer Anerbieten mit Dank annehmen.

Hiermit lief er zurück zu Adam Spencer, der über

seine Botschaft höchlich erfreut, aber so schwach war, daß er nicht gehen konnte. Rosader nahm ihn also auf den Rücken und trug ihn zu der Stelle. Als Gerismond und seine Leute dies sahen, zollten sie ihm lauten Beifall. Rosader wollte aber Gerismonds Sitz nicht einnehmen, sondern setzte Adam Spencer darauf nieder.

Da sich die Hungrigen erquickt hatten, wünschte Gerismond Kunde von den Schicksalen seiner Gäste und Rosader, der ihm gerne willfahrte, erzählte ihm Alles ausführlich, was sich bis auf diesen Tag mit ihm zugetragen hatte. Als Gerismond hörte, wessen Sohn Rosader sei, fiel er ihm um den Hals, gab sich ihm als den verbannten König zu erkennen, rühmte seinen Vater, mit dem er stets innigst befreundet gewesen und sicherte ihm und seinem Gefährten eine so gnädige Aufnahme zu, als er sie in seiner gegenwärtigen Lage zu gewähren vermöge. Zum Pfande dessen, übertrug er ihm das Amt eines Aufsehers der Wälder. Rosader erschrak, da er hörte, es sei der König, bat um Verzeihung für seine Kühnheit und dankte ihm ehrerbietigst für seine Gunst und Gnade.

Gerismond erkundigte sich nun nach seiner Tochter Rosaliade, worauf Rosader zuerst vor Seufzen und Weinen nicht antworten konnte, bald aber fasste er sich und berichtete dem König von ihrer Verbannung, von Alindens zärtlicher Anhänglichkeit an ihre Gespielin und wie Torismond sie Beide vertrieben und in die Welt hinausgestossen habe, so daß Niemand um ihren Aufenthalt [illegible] Diese Nachricht versetzte den König in sol-

che Betrübniß, daß er die Gesellschaft verließ und die Einsamkeit suchte. Auch wir beurlauben uns von ihr und kehren zurück zu Torismond.

Als dieser von Rosaders Flucht Kunde erhielt, und hörte, daß Saladin nun allein im Besitz der Güter des alten John von Bordeaux verblieben sei, reizten ihn die reichen Einkünfte derselben, an Saladin Streit zu suchen, wozu ihm dessen Unrecht gegen seinen Bruder einen schicklichen Vorwand darbot. Er ließ ihn also durch einen Herold an den Hof entbieten und Saladin, der sich keiner Schuld gegen den König bewußt war, säumte nicht, sich einzustellen. Bei seiner Ankunft ward er aber sofort gefangen genommen und in enges Verwahrsam gebracht, wo man ihm Zeit ließ, sich mit seinem Gewissen abzufinden, das ihm nichts so sehr vorwarf, als sein grausames Verfahren gegen Rosader.

Als er sich diese Schuld eingestanden und von aufrichtiger Reue ergriffen, den festen Vorsatz gefaßt hatte, sie um jeden Preis wieder gut zu machen, ward er vor den König geführt, der ihn mit einem Blick voll Todesdrohung empfing und fragte, wo sein Bruder sei? Saladin antwortete, er sei nach einem Angriff auf den Landvogt entwichen; wohin, wisse er nicht. Niederträchtiger, unterbrach ihn der König, ich weiß, wie du deinem Bruder seit deines Vaters Tod mitgespielt hast: an ihm habe ich durch deine Bosheit einen meiner kühnsten und tapfersten Ritter verloren. Zur Strafe sollst du zwar aus Rücksicht für die Verdienste deines Vaters das Leben behalten, aber auf ewig von Frankreichs Hof und Gebiet verbannt sein, welche

du, ſo lieb dir dein Leben iſt, binnen zehn Tagen zu räumen haſt. Hiermit eilte er hinweg und überließ den armen Saladin ſeiner Beſtürzung. Dieſer beſchloß indeß, ſein Unglück in Geduld zu tragen und zur Strafe ſeiner frühern Verirrungen ſo lange umher zu ſchweifen, bis er ſeinen Bruder gefunden habe.

Als Roſader unter die Amtleute des Königs aufgenommen war, vergaß er bald die Beleidigungen, die er von ſeinem Bruder erfahren hatte, indem er fleißig die Wälder und wüſten Heiden durchſtrich, theils um ſich an den ſüßen Geſang der Vögel zu ergötzen, theils um ſeinen Eifer im Dienſt ſeines Herrn darzuthun. Aber was er auch that und wohin er auch ging, immer umſchwebte ihn das liebliche Bild Roſalindens. Wie der Adler nicht ermüdet, ſeinen Blick in die Sonne zu richten, ſo konnte er nicht aufhören, ſich an dem Andenken ihrer Reize zu weiden. Eines Tages, da er ſich an einem Lieblingsplatze ſolchen Gedanken überließ, dichtete er ein Lied zum Preiſe ſeiner Geliebten, das er in die Rinde eines Baumes grub. Es begann mit den Worten:

Es herrſcht der Phönix in der Lüfte Reich,
Dem Löwen iſt kein Thier an Stärke gleich,
Die Roſ an Duft wie keine Blume reich,
Wie nie ein Mädchen ſchön iſt Roſalinde u. ſ. w.

Mit ſolchen Liedern pflegte er täglich Roſalindens Namen zu verewigen, diesmal aber belauſchten ihn Aliena und Ganimed, welche in einem nahen Gebüſch

Schatten vor der Sonne gefunden hatten. Sie waren Zeugen ſeiner verliebten Selbſtgeſpräche, ſeiner zärtlichen Seufzer und dichteriſchen Ergießungen, und hörten ihn zu öftern Malen den Namen jener Roſalinde ausrufen, die nicht weniger verliebt als er ſelbſt, ſich doch mehr zu beherrſchen wußte. Jetzt aber trat Ganimed mit Aliena aus dem Verſteck hervor und weckte ihn durch ſeine Anrede aus ſeinen tiefen Träumen.

Was iſt dir, Förſter? Haſt du ein Wild geſchoſſen, das dir entlaufen iſt? Trauere nicht um einen ſo geringen Verluſt. Nur die Haut, die Bruſt und das Gehörn waren dein Antheil: vergebenes Harren und eitle Mühe iſt Jägerglück.

Du biſt auf falſcher Spur, Ganimed, verſetzte Aliena, ſeine Seufzer deuten auf einen ſchmerzlichern Verluſt. Vielleicht hat er in dieſen Wäldern eine ſchöne Nymphe erblickt und ſich verliebt. Wohl möglich, meinte Ganimed, denn er hat ſo eben ein Lied in dieſe Rinde geſchnitten, komm nur und ſieh, wie unſer Förſter dichtet. Sie laſen und bei dem Namen Roſalinde ſah Aliena Ganimed an und lachte: Ganimed aber blickte nach dem Förſter und da ſie ſah, es ſei Roſader, erröthete ſie: indeß glaubte ſie ſich in ihrer Pagentracht vor dem Erkennen geſchützt, kehrte zu Roſader zurück und ſprach:

Sage mir doch, Förſter, wer iſt dieſe Roſalinde, um welche du ſeufzeſt? Iſt es eine Nymphe aus Dianens Gefolge, oder eine Schäferin dieſer Triften? Iſt es vielleicht jene Roſalinde, von welcher wir ſagen hör-

ten, daß sie die Tochter Gerismonds sei, der einst unser König war und jetzt als ein Verbannter in den Ardennen lebt? Bei diesen Worten stieß Rosader einen schweren Seufzer aus und sprach: Sie ist es, guter Hirte, sie ist die Heilige, der ich diene, die Gottheit vor deren Altar ich meine Andacht verrichte, die Schönste aller Schönen, die Krone ihres Geschlechts, der Gipfel aller irdischen Vollkommenheit.

Und wenn sie so schön ist, frug Ganimed wieder, und du so verliebt, warum trauerst du so? Gleicht sie vielleicht der Rose, die süß duftet, aber voller Dornen ist? Oder jener Schlange mit gleißender Haut und giftigem Athem? Ist sie liebenswerth, aber lieblos, reichbegabet, aber ungnädig, stolz ohne Grund und höhnisch ohne Empfindung?

Mehr als dieser Frage bedurfte es für Rosader nicht, um einen Hymnus zum Preise Rosalindens anzustimmen und sich selbst der Vermessenheit anzuklagen, daß er, der nur ein Bauer sei, es gewagt habe, seine Augen zu einer so erhabenen Prinzessin zu erheben. Ganimed sprach ihm Trost zu und fragte, wo sich Rosalinde jetzt aufhalte, worauf Rosader von ihrer Verbannung erzählte. Als aber Ganimed noch mehr von ihren Eigenschaften zu erfahren wünschte, las ihm Rosader ein Gedicht vor, das eine von sehnsüchtiger Leidenschaft eingegebene Beschreibung ihrer Reize und Vollkommenheiten enthielt.

Wahrlich, sagte hierauf Ganimed, entweder unser Förster ist ein vortrefflicher Zeichner, oder Rosalinde ein

Wunder von Schönheit: ich erröthe zu denken, daß Frauen so vollkommen sein können und Pagen so unvollkommen. Bei diesen Worten schaute ihm Rosader ins Gesicht und sagte: Gewiß, guter Page, du darfst dich nicht beschweren, denn du siehst ihr ähnlich und es ist Vollkommenheit genug, dem Wunder der Schöpfung zu gleichen. Es ist genug für Pagen, fügte Aliena hinzu, schönen Mädchen zu dienen, sie brauchen selbst nicht schön zu sein. O Herrin, entgegnete Ganimed, ihr seid parteiisch: wer weiß nicht, daß alle Mädchen nach der Alleinherrschaft trachten? Aber sage mir doch, Förster, in wessen Diensten versiehst du dies Amt? In Gerismonds, antwortete Rosader, des vertriebenen Königs, der nach dem Verlust seiner Krone ein Reich des Friedens in diesen Wäldern gestiftet hat. Hast du aber, frug Ganimed weiter, nicht noch mehr Lieder zum Preise deiner Herrin gedichtet? Wohl, guter Hirt, versetzte Rosader, ich habe sie aber nicht hier; wenn ihr morgen früh hier eure Heerden weidet, so will ich sie mitbringen. Somit wünschte er Ganimed und Aliena freundlich gute Nacht und ging heim.

Nun Ganimed, sagte Aliena, als der Förster sich entfernt hatte, du wirst ja mächtig gefeiert, die Männer dichten Lieder zu deinem Preise, seufzen und schmachten nach dir und machen ein Idol aus deiner Schönheit. Wahrlich, es schmerzt mich nicht wenig, den armen Mann so traurig und dich so fühllos zu sehen. Ach, Aliena, entgegnete sie, sei nicht zu voreilig in deinem Urtheil, nur Ganimed hat seine Seufzer vernom-

men; wäre ich Roſalinde, ich hätte ſie mit den meinen aufgewogen. Doch es wird Zeit ſein, unſere Heerden einzuferchen, daß Coridon nicht ſchmählt, wenn wir nach Hauſe kommen.

Hierauf trieben ſie ihre Schafe in die Hürden und gingen beim zu der Hütte ihres Freundes Coridon, Aliena ſo fröhlich als möglich, denn ſie war ja bei ihrer Roſalinde, aber dieſe ſo verſunken in Gram und Liebesweh, daß ſie die halbe Nacht ſchlaflos zubrachte. Der Morgen dämmerte kaum, als Ganimed Aliena weckte und ſagte, es ſei Zeit aufs Feld zu gehen und ihre Schafe zu entbürden. Aber Aliena, der es gefiel, Ganimed aufzuziehen, verſetzte: Wo denkſt du hin? Es iſt noch nicht Tag, die Sonne hat den Thau noch nicht von den Halmen geküßt und ſo lange iſt es gefährlich die Lämmer weiden zu laſſen, Coridon ſagt, ſie bekämen die Lungenfäule. Aber ich ſehe wohl, daß das Sprichwort wahr iſt, wen der Teufel treibt, der hat Eile, und wen die Liebe kitzelt, dem iſt Tod nicht verhaßter als Aufſchub. Ach, mein armer Page, was hat ſie aus dir gemacht? Geh zu, erwiederte Ganimed das iſt nur ein Vorwand noch im Bette zu liegen: vielleicht iſt dir der Morgen zu kalt, oder willſt, wenn ich weg bin, noch ein Schläfchen halten. Und was die Liebe betrifft, ſo ſpotte du nicht, es möchte dich gereuen, denn Cupidos Pfeil iſt ſcharf und kann dich lehren, Peccavi zu ſagen. Darum auf und davon.

Aliena ſtand auf und ſobald ſie ſich angekleidet hatten, nahmen ſie ihr Morgenbrot zu ſich und gingen

in die Felder, vergnügter als je an Torismonds Hofe. Kaum hatten sie ihre Hürden erreicht, als sie den armen Förster schon in tiefen Gedanken auf und abgehen sahen. Aliena lächelte und sagte zu Ganimed: Gewiß bittet er die Götter, dein Herz so mitleidig zu machen, als seines verliebt ist. Komm, laß uns ein wenig mit ihm scherzen.

Als sie sich gegenseitig guten Morgen geboten hatten, erging sich Rosader von Neuem im Preis Rosalindens, worauf Aliena den Wunsch äußerte, wenn sie sich je verlieben sollte, einen so treu ergebenen Liebhaber zu finden, als er sei. Hieraus seht ihr klärlich, versetzte Ganimed, daß die schöne Schäferin, die so reiche Heerden besitzt, euch gut ist. Laßt eure Rosalinde fahren und werft eure Augen auf meine Herrin, die, wenn auch weniger hochgeboren, doch gewiß nicht minder schön ist.

Ich sage dir, fiel Rosader ein, mein Herz ist Rosalinden so ergeben, wäre deine Herrin so schön, daß sie die erhabenen Götter zwänge vom Himmel hernieder zu steigen, so könnten ihre Reize mich nicht rühren. Ein Blick auf Rosalinden würde mich mehr entzücken, als der vollkommene Besitz jeder Andern.

Ganimed erinnerte nun an Rosaders Versprechen, ihnen die übrigen Lieder mitzutheilen, die er zum Ruhme seiner Geliebten gedichtet habe. Da dieser bereit war, ihm zu willfahren, ließen sie sich auf einer Rasenbank nieder und Rosader las mehrere Gedichte, die Rosalinden Gelegenheit gaben, die Wahrheit seiner Empfindung

neuen Prüfungen zu unterwerfen. Wir wollen nur eins auslesen:

Heb ich mein Auge himmelwärts,
So trifft Cupidos Pfeil mein Herz;
Senk ich es nieder auf den Grund,
Sitzt er im Gras und schießt mich wund;
Lieg ich im Schatten unterm Baum
So ist für ihn wohl auch noch Raum;
Flieh ich dem stillen Haine zu,
Die Liebe läßt mir keine Ruh;
Erfrisch ich mich im kühlen Quell,
Im Schilf tönt Amors Stimme hell;
Such ich vertraute Einsamkeit,
So theilt' er gern mein Liebesleid;
Wenn ich mich harme, seufzt er drein
Und wo ich bin, da will er sein.
Beginn ich dann von Rosalind,
Gleich schmilzt und weint er wie ein Kind,
Als fühlt er gleicher Flammen Glut
Und sei, wie ich, dir Holden gut.
Schon Rosalind, erhöre mich;
Mehr als Cupido lieb ich dich:
Bald regt er seiner Schwingen Gold;
Ich bin dir todt und lebend hold.

Unterdessen hatte die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht, und Gammed bat Rosader an ihrem ländlichen Mahl Theil zu nehmen, worauf auch Aliena ihn einlud, ihr Gast zu sein. Er nahm die Einladung an und als sie fröhlich zusammen gespeist hatten, dankte ihnen Rosader

für

für gute Bewirthung und wollte sich entfernen, aber Ganimed, dem der Abschied schwer ward, bat ihn zu bleiben, wofern er nicht dringendere Geschäfte habe. Da du so verliebt bist, fuhr er fort, so laß uns auch sehen, wie du zu werben verstehst. Ich will deine Rosalinde vorstellen und du sollst, wie du auch bist, Rosader sein, und uns in einem Wechselgesang zeigen, wie du, wenn Rosalinde gegenwärtig wäre, sie um Liebe bitten würdest. Aliena soll ihre Flöte nehmen und uns Musik machen. Rosader war es zufrieden und Aliena, die sich ihnen gern gefällig zeigte, zog ihre Hirtenflöte hervor und blies, worauf Rosader die Ekloge begann, indem er Rosalindens Reize und seine Liebe schilderte und die Geliebte beschwor, nicht länger grausam zu sein. Ganimed antwortete in Rosalindens Namen, schalt auf die Falschheit der Männer, bezweifelte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und ließ sich nur nach und nach überzeugen und erweichen, worauf denn der Wechselgesang lebhafter ward und mit zärtlichen Betheuerungen gegenseitiger Neigung schloß.

Als die verliebte Ekloge dieses fröhliche Ende genommen hatte, fragte Ganimed: Nun, Förster, hab ich meine Rolle nicht gut gespielt? Hat dich deine Rosalinde nicht zufrieden gestellt und hast du jetzt noch zu klagen? Freilich, guter Hirt, antwortete Rosader, ich habe meine Rosalinde, aber es ist nur ein Trugbild und wenn meine verliebten Träume sich nicht bald verwirklichen, so werde ich beim Jahresschluß nicht viel gewonnen haben. Doch will ich auch dieses Spiel für

ein Glück rechnen und als eine gute Vorbedeutung betrachten. Und deßwegen, fiel Aliena ein, will ich den Priester machen. Von heute an soll Ganimed dich Gatte nennen und Rosaders Weib heißen: so haben wir eine Heirath. Topp, sagte Ganimed und erröthete gleich einer Rose: Rosader legte seine Hand in die seinige und Aliena gab sie zusammen. Aber eine Hochzeit, fuhr sie fort, die nicht durch eine Mahlzeit gefeiert und ein Kauf, der nicht mit einem Glase Wein befestigt wird, sind keinen Pfifferling werth. Sie hieß also Ganimed seine Flasche hervorholen und die besten Gerichte auftischen, die er bei der Hand habe und bat den Förster, seiner Rosalinde zuzutrinken, und da er doch einmal auf seine Einbildung angewiesen sei, sich einzubilden, er wohne einem köstlichen Bankett bei.

Unter solchen Scherzen tändelten sie den Tag hinweg und als der Abend die Freunde trennte, sagte Aliene zu Rosader: Obgleich ihr nun Mann und Frau seid, muß ich doch die Braut mit nach Hause nehmen, aber ich verspreche sie euch morgen wieder auszuliefern und so jungfräulich, als ich sie finde. Gut, sprach Rosader, dies reicht hin für mich, die ganze Nacht von Liebe zu träumen. Somit boten sie sich gute Nacht und schieden.

Der verbannte Saladin, der über Lion durch Deutschland und Italien zu reisen gedachte, war unterdeß in den Ardennen hin- und hergeirrt, ohne sich zurecht finden zu können. Von langer Wanderung müde, hatte er sich eines Tages, nicht weit von der Gegend, wo Gerismond und sein Bruder Rosader sich aufhielten,

in einem Dickicht niedergestreckt, wo er bald in den tiefsten Schlaf versank. Darüber kam ein hungriger Löwe, der seinem Raube nachjagte, des Weges, erblickte Saladin und sprang auf ihn zu; da er aber sah, daß er regungslos dalag, berührte er ihn nicht, denn die Löwen enthalten sich aller Leichname.

Um sich aber seine Beute nicht entgehen zu lassen, legte er sich nieder und wartete, ob er sich bewegen werde. Während dies vorging, begann das Glück zu lächeln und fügte es, daß Rosader auf der Verfolgung eines Wildes, das Fangeisen in der Hand, eiligst des Weges gerannt kam. Als er den schlafenden Mann und den Löwen neben ihm erblickte, stutzte er und glaubte einen seiner Freunde zu erkennen. Er trat näher, um ihm ins Gesicht zu blicken und als er seinen Bruder Saladin erkannte, erstaunte er über einen so unerwarteten Zufall und begriff nicht, welches Schicksal ihn in solchen Zustand und ohne Gefolge in diese Wüste versetzt habe. Unschlüssig, ob er sein Leben an seine Rettung wagen, oder ihn der Raubgier des Löwen überlassen solle, ging er eine Weile mit sich selbst zu Rathe, und schon hatte sein besseres Selbst den Sieg davon getragen, als sein Bruder sich im Schlaf bewegte und der Löwe sich emporrichtete. Sogleich fuhr Rosader mit dem Fangeisen auf ihn los und brachte ihm beim ersten Streich eine mächtige Wunde bei. Als der Löwe die tödtliche Verletzung empfand, sprang er auf Rosader zu und gab ihm mit der Tatze einen Schlag auf die Brust, der ihn fast niedergeworfen hätte; aber als ein tapferer

Jünglung, in dessen Adern Sir Johns Blut kreiste, er nannte er sich und erschlug den Löwen nach kurzem Kampf. Bei seinem Verscheiden brüllte er so laut, daß Saladin erwachte und da er um sich blickte, war er nicht wenig erstaunt, ein so fürchterliches Unthier erschlagen und einen so edeln Ritter verwundet zu sehen. Eine Weile betrachtete er sie Beide, ohne seinen Bruder in dieser Verkleidung zu erkennen, dann sprach er: Wer du auch seist, ich sehe, du hast mein Unglück durch deinen Muth gewendet und mein Leben mit Gefahr des eigenen gerettet. Ich kann dir in meiner jetzigen Lage nur danken, nicht vergelten, doch bin ich erbötig, dir als dein getreuer Diener jeden Dienst zu verrichten, den du mir auftragen willst.

Als Rosader sah, daß sein Bruder ihn nicht erkenne, war er sehr verwundert, so freundliche Worte aus seinem Munde zu vernehmen; aber erfreut über diese Veränderung seines Wesens erwiederte er: Ich bin ein Förster und Aufseher dieser Wälder und kam auf der Fährte eines flüchtigen Wildes hieher, wo ich dich liegen sah und einen Löwen neben dir, der dein Erwachen erwartete. Ich hielt es für Pflicht dein Leben zu retten, was mir, wie du siehst, mit Verlust meines Bluts gelungen ist. Bist du nun ein Mann von so edler Geburt, als deine Gesichtszüge verrathen, so vertraue mir die Ursache deines jetzigen Mißgeschicks, denn die Sorgen, die deine Stirne durchfurcht haben, zeigen, daß du nicht glücklich bist.

Saladin, der seinem Retter eine so theilnehmende

Bitte nicht abschlagen konnte, ließ sich mit ihm im Schatten nieder und begann die Erzählung seiner Schicksale. Er sprach mit Rührung von dem Ruhme seines Vaters und von den goldnen Regeln brüderlicher Eintracht, die er seinen Kindern sterbend gegeben und verwünschte den Leichtsinn, mit welchem er selbst sie in den Wind geschlagen. Als er aber seines Bruders Rosader gedachte, brach er in Thränen aus und hielt inne. Rosader bat ihn, sich männlich zu fassen, worauf er fortfuhr, sein Unrecht gegen seine Brüder eingestand, die Tugenden Rosaders mit lebhaften Farben schilderte und sich selbst anklagte, durch gottlosen Verrath dessen Unglück herbeigeführt zu haben. Die Götter, fuhr er fort, konnten solche Untreue nicht ungerächt lassen, und so fügten sie es, daß der König, welchem nach meinen Besitzungen gelüstete, einen Vorwand an mir suchte, mich auf ewig aus Frankreich zu verbannen. Mein Unglück ist doppelt groß, da mein Gewissen mir sagt, daß ich auch diese Ungerechtigkeit durch meine Grausamkeit gegen Rosader wohl verdient habe. Diesen aufzusuchen und zu versöhnen wandere ich nun umher, und wenn ich seine Vergebung erlangt habe, will ich nach dem gelobten Lande pilgern, um die Verbrechen meiner Jugend zu büßen.

Als Rosader diesen Entschluß seines Bruders vernahm, ward er vom tiefsten Mitleid ergriffen, gab sich ihm zu erkennen, verzieh ihm alle frühern Beleidigungen, führte ihn zu Gerismond und stellte ihn dem König als seinen Bruder vor. Als Gerismond hörte, was

ſich ereignet habe, freute er ſich über die Ausſöhnung der Brüder, empfing ihn gnädig und verſprach Alles für ihn zu thun, was ſeine gegenwärtige Lage geſtatte. Dann erkundigte er ſich, ob von Alinden und ſeiner Tochter Roſalinde keine Nachrichten am Hofe Torismonds eingegangen ſeien und da dies Saladin verneinte, überließ er ſich ſeinem Schmerze, worauf Roſader ſeinen Bruder in ſeine Wohnung führte, wo der alte Adam Spencer, der über Saladins Anblick erſt erſchrokken und dann freudig erſtaunt war, die verſöhnten Brüder mit einem Wildbraten und einer Flaſche Wein köſtlich bewirthete. Nach Tiſche nahm er ſeinen Bruder bei der Hand und führte ihn durch den Wald, um ihm zu zeigen, wie er und die übrigen Verbannten hier lebten. So ging er zwei bis drei Tage mit Saladin auf und nieder, um ihn mit allen Einrichtungen bekannt zu machen, die getroffen waren, um den Aufenthalt in dieſer Einöde erträglich zu machen.

Underdeß ward er von Ganimed ſchmerzlich vermißt, der mit Aliena hin- und her rieth, was wohl aus ihrem Förſter geworden ſei. Sein langes Ausbleiben hatte dem armen Ganimed ſchon viel Kummer verurſacht, als er ihn eines Tages, ſeine Waldart an der Seite, ruhig auf ſie zuſchreiten ſah. Bei ſeinem Anblick wechſelte er die Farbe und ſagte zu Aliena: Siehe, Herrin, da kommt unſer hübſcher Förſter. Da biſt du wohl recht froh, ſagte Aliena und als Roſader näher kam, ſtellten ſie ihn zur Rede, wie er als ein Neuvermählter ſo wenig Sorge für ſeine Roſalinde zeigen und ſo manchen Tag

ausbleiben könne. Iſt das die Leidenſchaft, fuhr ſie fort, die ihr in euern Liedern und Sonetten ſchildertet? Eure Liebe iſt ſchnell erkaltet, wie ich ſehe, Männertreue gleicht einer Feder, die der Hauch jedes Windes in die Lüfte bläſt. Nach einigen Scherzen entſchuldigte ſich Roſader und erzählte von der Ankunft ſeines Bruders, deſſen Verbannung vom Hofe Torismonds und ihrer Ausſöhnung, über welche letztere Ganimed großes Vergnügen empfand, während Aliena ſich über ihres Vaters Grauſamkeit und Tyrannei ſchmerzlich betrübte.

Allein das Glück, das ſeine Macht von dieſen noch allzuglücklichen Vertriebenen verſpottet ſah, wollte ihren Gleichmuth von Neuem auf die Probe ſtellen. Eine Bande Böſewichter, die vor der Obrigkeit in dieſe Wälder geflüchtet war, hatte von der ſchönen Schäferin Aliena vernommen, und beſchloſſen, ſie zu rauben und dem Könige zum Geſchenk zu machen, in der Hoffnung, daß dieſer ſie zum Dank begnadigen werde. Sie ſtürzten alſo unverſehens aus einem Hinterhalt auf ſie los, und wollten Hand an ſie und ihren Pagen legen, als dieſe Roſader zu Hülfe riefen, welcher, feſtentſchloſſen ſein Leben an die Vertheidigung ſeiner Freunde zu wagen, ſo verzweifelte Hiebe unter die Mädchenräuber austheilte, daß ihre Panzer von ſeinem Muthe Zeugniß gaben. Er allein aber konnte der Uebermacht nicht widerſtehen, ſchwer verwundet ſank er zu Boden und Aliena würde mit Ganimed eine Beute der Räuber geworden ſein, wenn Saladin, der ſeinen Bruder aufſuchte, nicht juſt hinzugekommen wäre. Da er der

Schäferin mit ihrem Dagen gebunden und seinen Bruder verwundet sah, ergriff er seine Waldaxt und schlug so tapfer drein, daß die Böſewichter über seine Verwegenheit ſtutzten und der, welchen er traf, keinen Arzt mehr brauchte. Die glückliche Dazwiſchenkunft Saladins flößte auch Roſader neue Stärke ein, er raffte ſich, ſo wund er war, empor und richtete ein ſolches Blutbad unter den Räubern an, daß ſie mit nicht geringem Verluſt die Flucht ergriffen und ihre Beute zurückließen.

Als Aliena ſich von ihrem Schrecken erholt hatte und um ſich ſchaute, fand ſie Ganimed beſchäftigt, die Wunden des Förſters zu verbinden. Dann kehrte ſie das Auge auf ihren Retter und maaß ſeine Geſtalt mit theilnehmenden Blicken. Sie bewunderte den Muth und die Tapferkeit des Mannes, der es gewagt hatte, ſich mit einer ſo furchtbaren Räuberbande zu meſſen. Zuletzt faßte ſie ſich und begann ihm mit freundlichen Worten zu danken. Als eine arme Schäferin, fuhr ſie fort, die außer ihrer Heerde nichts beſitzt, weiß ich euern Edelmuth nicht zu vergelten. Wir können euch alſo für unſere Rettung nur danken und das thue ich aus vollem Herzen und ſeid verſichert, daß ich euch niemals Gelegenheit geben will, über meine Undankbarkeit Beſchwerde zu führen. Was den armen Verwundeten anbelangt, ſo iſt er unſer guter Freund und Nachbar, wir wollen ihn mit Blicken und freundlichen Geſichtern bezahlen, und wenn er auch nicht fetter davon wird, ſo

ſoll er doch ſo gehätſchelt werden, daß wir ihn zufrieden ſtellen.

Als Saladin dieſe Schäferin ſo klug ſprechen hörte, ward er aufmerkſam und betrachtete ſie lange mit Wohlgefallen. Schöne Schäferin, antwortete er dann, wenn ich das Glück gehabt, euch einen Dienſt zu leiſten, ſo bin ich belohnt genug und euer Dank iſt mehr, als eine ſolche Handlung verdiente. Um euch aber zu zeigen, daß ich nicht ſtolz bin und eure Güte zu ſchätzen weiß, ſo will ich dieſe Dankſagung als einen gebührenden Lohn hinnehmen.

Während er ſo ſprach, ſah ihm Ganimed feſt ins Geſicht und ſagte: Wahrlich, Roſader, dieſer Edelmann ſieht euch ſehr ähnlich. Kein Wunder, guter Hirt, entgegnete dieſer, denn er iſt mein älteſter Bruder Saladin. Euer Bruder, rief Aliena und erröthete, nun ſo iſt er deſto willkommener und ich glaube mich ihm um ſo mehr verpflichtet. Er hat uns aus einer tödtlichen Gefahr befreit und wenn es ihm beliebt, mir die Ehre zu erzeigen, ſo will ich ihn Diener nennen und er ſoll mich Herrin heißen. Gut, ſüße Herrin, ſagte Saladin, und ehe ich es vergeſſe, euch ſo zu nennen, will ich mir ſelber untreu werden.

Roſader, deſſen Wunden noch bluteten, wünſchte zu trinken und dann heim zu gehen um ſich zu pflegen. Ganimed, dem über Roſaders Gefahr die Thränen in den Augen ſtanden, holte eilends ihre Flaſche herbei und miſchte ein ſtärkendes Pulver, das ſie bei ſich trug, in den Wein, deſſen Genuß den Förſter ſo erquickte,

daß er sich bald erhob, sich von seinen Freunden beurlaubte und mit seines Bruders Beistand nach Hause begab. Ganimed und Aliena blieben trauernd zurück, Ganimed in großer Unruhe über Rosaders Verwundung und Aliena von neuen, unbekannten Empfindungen bestürmt. Endlich trösteten sie sich gegenseitig und gingen heim zu dem alten Coridon, der ihr Nachtmahl bereit hielt.

Nach Tische begann dieser eine lange Erzählung von dem jungen Schäfer Montanus, der in die schöne Schäferin Phöbe verliebt sei und auf keine Weise ihre Hand und Gunst erwerben könne, sondern sich hoffnungslos in unerwiederter Liebe verzehre. Ich möchte diese Phöbe, fiel Aliena ein, doch einmal sehen. Ist sie denn so schön, daß sie denkt, kein Schäfer sei so vieler Reize würdig? Oder so wunderlich, daß weder Liebe noch Ehebund sie befriedigen kann? Oder ist sie spröde, weil sie gern sieht, wenn man ihr huldigt?

Ich weiß nicht, was ich von ihr halten soll, ich will sie aber nächstens mit Montanus hierher bringen und dann mögt ihr selbst sehen, woran der Fehler liegt. Aber so viel ist gewiß, wären alle Mädchen ihres Sinnes, so stände es übel um die Welt.

Nach diesem Gespräch begab man sich zur Ruhe, aber lange floh der Schlummer die Augen des verliebten Paars und kaum war der Morgen angebrochen, als Aliena aufstand und ihren Pagen weckte. Es sei hohe Zeit, versicherte sie, nach ihrer Heerde zu sehen. Ach, sagte Ganimed, bläst der Wind aus der Ecke? Es ist

doch kein Diamant so hart, daß er der Feile widerstünde. Hat dir Saladin gefallen und wollen wir wieder eine Hochzeit ausrichten? Nun ja, er ist schön und tapfer, eines würdigen Ritters Sohn und deiner wohl werth.

Aliena wollte sich zuerst aufs Leugnen legen, gestand aber bald, was Ganimeds Scharfblick schon errathen hatte. Sie verließen die Hütte, enthürdeten ihre Schafe und ließen sich unter verliebten Gesprächen und sehnsüchtigen Gedanken im Schatten einer Olive nieder. Nicht lange, so kam Coridon elends herbeigelaufen und sprach: Wenn ihr Phöbe sehen wollt, die schöne Schäferin, die Montanus liebt, so kommt mit mir hinter jenes Gebüsch, wo ihr sie sehen könnt, wie sie mit Montanus an einen Brunnen sitzt, er so verliebt und sie so widerspenstig wie immer.

Diese Nachricht war den beiden Liebenden so willkommen, daß sie aufstanden und Coridon begleiteten. Sie traten hinter das Gebüsch, wo sie Phöbe und Montanus sitzen sahen, die schönste Schäferin der Ardennen und den hübschesten Schäfer im ganzen Walde. Sie trug ein scharlachenes Unterkleid und einen grünen Mantel, ein Kranz von Rosen gab ihr Schatten vor der Sonne und darunter zeigte sich ein Angesicht, das die Natur mit Reizen verschwenderisch geschmückt hatte und zwei Augen, die einem vornehmern Mann als Montanus hätten gefährlich werden können. Dieser saß, sein Haupt in der Hand und den Elbogen auf dem Kniee, ganz verloren in ihr Anschauen und warb mit Seufzern, Blicken und Liebesliedern so beweglich und rüh-

rend um ihre Gunſt, daß Diana ſelbſt ihn bemitleidet hätte. Aber Phöbe blieb unempfindlich und Montanus brach nun in folgendes Rügelied gegen Amors Ungerechtigkeit aus:

Helas, Tirant plein de rigueur,
Modere un peu ta violence,
Que te ſert de ſi grande dispence?
C'est trop de flammes pour un cœur.
Epargnez en une eſtincelle,
Puis fait ton effort d'esmouvoir
La fiere, qui ne veut point voir,
En quel feu je brule pour elle
Execute, Amour, ce deſſein,
Et rabaiſſe un peu ſon audace,
Son coeur ne doit estre de glace,
Bien qu'elle ait de Niege le ſein *).

Mit Seufzen und einem Strom von Thränen ſchloß Montanus ſeinen Geſang. Phöbe antwortete ihm erſt in einem Liede, und verſicherte ihn dann, daß ſie ihm nicht aus Stolz verſage, ſondern weil ſie die Liebe haſſe. Sie halte es eben ſo ſehr für eine Ehrenpflicht, über die Neigung zu ſiegen, als über das Glück. Wärſt du ſo ſchön wie Paris, fuhr ſie fort, ſo tapfer wie Hector, ſo beſtändig als Troilus und ſo verliebt wie Leander, ſo könnte dich Phöbe nicht lieben, denn ſie kennt die

*) In der veralteten Schreibart des Originals mitgetheilt.

Liebe nicht und darum höre auf, mich zu verfolgen, wie Phöbus, denn ich muß fliehen wie Daphne.

In diesem Augenblick trat Ganimed aus dem Gebüsch hervor und sprach: Und wär ich es, vor dem ihr flöhet, so wollte ich euch wie Daphne in einen Lorbeer verwandeln und dann seine Zweige zur Strafe unter die Füße treten.

Phöbe erschrak über diese plötzliche Erwiederung, besonders da sie von einem so schönen Hirten kam, als Ganimed war. Sie erröthete und wollte sich entfernen, aber er hielt ihre Hand fest und fuhr in seiner Strafpredigt fort: Was, Schäferin, so schön und so grausam? Nehmt euch in Acht, daß euch die Liebe, die ihr verachtet, nicht überrascht und bestraft. Es wäre nicht das Erstemal, daß Hochmuth in Sehnsucht umschlüge. Die in der Jugend spröde sind, müssen im Alter schmachten und dann hast man sie im Winter, da sie im Lenz hätten geliebt werden können. Darum laßt euch rathen, seid Montanus gnädig und liebt da ihr jung seid, damit ihr nicht verachtet werdet, wenn ihr altert.

Phöbe blickte noch immer unverwandt auf Ganimeds Gestalt und verliebte sich in seine Reize so tief, als Montanus in die ihrigen vergafft war. Ihr Auge konnte sich nicht losringen von seiner Schönheit, die sie so selten däuchte, daß sie glaubte, der Geist des Adonis sei in Gestalt eines Hirten erschienen. Dann erröthete sie über ihre eigene Thorheit, einen Fremden so lange anzuschauen und sprach bescheiden: Ich kann nicht

läugnen, Herr, von Liebe gehört zu haben, aber ich fühlte nie Liebe; auch habe ich von Venus vernommen, obgleich ich ihr Bild nie sah und vielleicht ..... und hierbei erröthete sie, schämte sich und schwieg. Ganimed, dem ihre Blödigkeit gefiel, bat sie fortzufahren. Und vielleicht, Herr, sind meine Augen heute verschwenderischer gewesen, als je zuvor und hiermit stockte sie wieder und schien sehr beschämt und verwirrt. Aliena die den Hasen hüpfen sah, bat sie fortzufahren, aber vergebens, sie blieb stecken, ihre Augen standen voll Thränen, eine glühende Röthe bedeckte ihr Angesicht und so setzte sie sich nieder und weinte. In diesem Zustande liesen sie Ganimed und Aliena in Montanus Gesellschaft, nachdem sie ihr zum Abschied freundlich gerathen hatten, ihm holder zu sein, damit Venus nicht harte Strafe über sie verhänge. Phöbe antwortete nur mit einem Seufzer und schickte Ganimed einen Blick nach, der ihre ganze Seele verrieth.

Saladin hatte die ganze Nacht vor dem Andenken Alienas nicht geschlafen, ja er hatte sogar ein süßes Sonett geschmiedet und in seinem Busen verborgen. Als ihn daher Rosader ersuchte, zu Aliena und Ganimed zu gehen, um ihnen die Nachricht zu bringen, daß seine Wunden nicht gefährlich seien, war er seelenvergnügt über den Auftrag und eilte in aller Hast zu der Trift, wo die Heerde Alienas weidete, die eben mit Ganimed und Coridon von dem Besuch bei Phöbe zurückgekehrt war. Er grüßte sie mit liebreichen Worten und eilte Rosaders Botschaft auszurichten, über welche be-

ſonders Ganimed groſe Freude empfand. Sagt mir doch, frug er mit Thränen in den Augen, was meinte der Arzt, als er ihn beſuchte? Hielt er ſeine Wunden für gefährlich? Gefährlich wohl, ſprach Saladin, aber nicht tödtlich und um ſo leichter heilbar, als der Kranke ſeine Schmerzen mit Geduld erträgt, weßhalb mein Bruder hofft, euch in wenigen Tagen ſelbſt beſuchen zu dürfen. Sagt ihm inzwiſchen, fuhr Ganimed fort, Roſalinde empfehle ſich ihm und bitte ihn gutes Muths zu ſein. Ich weiß nicht, ſprach Saladin, was mit dieſer Roſalinde iſt, aber Wer ſie auch ſei, er führt ihren Namen immer im Munde. In den bitterſten Schmerzen gebraucht er ihn als einen Zauber alle Qualen zu lindern. Ich muß endlich glauben, mein Bruder iſt verliebt.

Nach dieſem Eingange gerieth Saladin in ein Geſpräch mit Aliena, bei welchem ſie das Papier bemerkte, das er in ſeinem Buſen verborgen hatte. Eiferſucht gab ihr den Verdacht ein, es ſei ein Liebesgedicht an eine Andere und ſo zog ſie es hervor und fragte, ob es ein Geheimniß ſei, wobei ſie erröthete und Saladin mit ihr. Sie bemerkte es und ſagte: Da ihr roth werdet, ſo habe ich recht gerathen, es iſt ein Liebesbrief, ich ſehe ſchon eurer Geliebten Namen, ihr Lob und eure Liebesſchwüre. Hierauf las ſie es und ſcherzte über die Verliebtheit der Männer. Ganimed, der das Päärchen beſchäftigt ſah, machte ſich in der Hürde zu thun und gab Saladin Gelegenheit, ſein Herz vor Alienen auszuſchütten. Dieſe vernahm ſein Geſtändniß ſo gern wie

eine himmliſche Muſik, aber noch ſtellte ſie ſich unempfindlich und ungläubig und wollte ſich nicht überreden laſſen, daß der Sohn Sir Johns von Bordeaux ſich ſo tief herablaſſen könne, eine arme Schäferin zu lieben. Aber Saladin betheuerte die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit ſeiner Geſinnungen und beſchwor ſie, ihm auf ſein Ritterwort zu glauben, daß er ſie liebe, nicht um die Blumen zu brechen und den Stengel wegzuwerfen, ſondern ſeine lautern Wünſche durch eine rechtmäßige Ehe zu krönen.

Dieſes Wort Ehe wirkte wie ein Zauberſchlag auf Aliena, aber faſt wäre ſie in der Beſtürzung der Freude die Antwort ſchuldig geblieben, denn ſie wußte kaum, was ſie ſagen ſolle, um weder zu ſpröde noch zu nachgiebig zu erſcheinen. Doch kaum war das Geſtändniß der Liebe von ihrer Lippe gefloſſen, als Ganimed zurückkehrte und fragte: Nun? Eine Hochzeit oder nicht? Eine Hochzeit, antwortete Aliena, denn ſonſt wäre es ein übler Handel. Das freut mich, ſagte Ganimed: ich wollte, Roſader wäre hier, um das Maaß voll zu machen. Gut bemerkt, verſetzte Saladin, ich vergaß, daß ich meinen Bruder allein laſſe und deßwegen beurlaube ich mich, damit die Einſamkeit ſeine Schmerzen nicht verdoppelt. Sagt ihm, daß wir für ihn beten, ſprach Aliena. Und vergeßt nicht, fügte Ganimed hinzu, meinen Auftrag auszurichten: ſagt ihm, Roſalinde vergieße ſo viel Herzenstränen um ihn, als Tropfen Bluts aus ſeinen Wunden gefloſſen ſeien; ſagt ihm das, guter Saladin und ſo lebt wohl.

Phöbe

Phöbe war unterdeß in großer Unruhe zu ihres Vaters Hauſe zurückgekehrt. Sie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß keine Blume ſo friſch blüht, die der Strahl der Sonne nicht verſengte, daß der Sturm auch die ſtärkſte Eiche ſchüttelt und der Liebe kein Herz widerſteht. Das Bild Ganimeds verfolgte ſie überall, und das Andenken ſo vieler Reize machte die arme Schäferin ſo verwirrt, daß ſie ſich lieber den Tod wünſchte, als länger in dieſer ſüßbittern Qual zu leben. Aber Wünſchen frommt in ſolchen Fällen nicht und ſo wußte ſie ſich keinen Rath, riß die Wunde immer tiefer auf und verzehrte ſich in Schmerzen. Zuletzt ward ſie ernſtlich krank und mußte das Bett hüten, worüber ihr Vater heftig erſchrack, und nach Aerzten ſandte, die ihr aber nicht helfen konnten.

Montanus hatte kaum von Phöbes Unwohlſein vernommen, als er wie ein Beſeſſener gelaufen kam, ihr ſeinen Beſuch abzuſtatten. Er ſetzte ſich neben ihr Bett, erkundigte ſich zärtlich nach ihrem Befinden und der Urſache ihrer Krankheit, und als er darauf nur halbe Antworten erhielt, vergoß er ſo viel Thränen und ſeufzte ſo wehmüthig, daß Phöbe, die nun wußte, was Liebe heißt, ihn ernſtlich zu bemitleiden begann, obgleich Ganimeds Andenken ſie verhinderte, ihm zu helfen. Aber nur an dieſen dachte ſie und erſchöpfte ſich in Plänen, wie ſie ihm ihre Liebe zu erkennen geben wollte. Sie ihm mündlich zu geſtehen, war ſie zu verſchämt, einen Freund zum Vermittler zu wählen, dazu fehlte es ihr an Vertrauen, und ganz zu ſchweigen und Alles zu verhehlen

wäre ihr Tod gewesen. Endlich beschloß sie, ihm zu schreiben, und bat Montanus, sich eine Weile zu entfernen, aber nicht fortzugehen: sie wolle versuchen ein Schläfchen zu halten. Kaum hatte er die Stube verlassen, so stand sie auf, ergriff Feder und Papier und schrieb einen zärtlichen Liebesbrief, dem sie ein Sonett gleichen Inhalts anhängte. Dann rief sie Montanus zurück und bat ihn, diesen Brief dem Ganimed zu bringen.

Obgleich Montanus ganz von ferne Licht schimmern sah, stellte er sich doch arglos und ward ein williger Bote seines eigenen Märtyrthums. Als Ganimed den Brief erhielt und hörte, er komme von Phöbe, begriff er nicht, was eine unbekannte Schäferin von ihm wollen könne, doch öffnete er ihn, las und schlug ein lautes Gelächter auf. Dann zeigte er ihn Aliena, welche ihn höchst lustig fand und dem Ganimed ins Ohr raunte: Wüßte sie, wie viel dir gebricht, um ihre Wünsche erfüllen zu können, sie würde klüger und weniger verliebt sein: doch laß uns jetzt mit diesem Hirten reden. Darauf wandte sich Ganimed zu Montanus und fragte: Sage mir doch, Schäfer, liebst du Phöben? Du liebe Zeit, antwortete Montanus, liebte mich Phöbe so, meine Heerde würde fetter und ihr Herr glücklicher seyn, aber von meinem Leid werden meine Schafe elend. Ach armer Montanus, fuhr Ganimed fort, gieb deine Hoffnungen auf und sieh dich nach einer andern Schäferin um. Ich kann Phöben nicht vergessen, entgegnete Montanus: die Züge, die die Liebe geschrieben hat, kann nichts verwischen. Aber ich sage dir, Montanus, du

mühst dich vergebens: lies diesen Brief und sieh was du zu hoffen hast.

Montanus las und erbleichte, jeden Satz unterbrach er mit einer Reihe von Seufzern, aber als er zu Ende war, da blieb er stehen, als habe er weder gewonnen noch verloren. Nun Montan, hob Ganimed wieder an, du siehst, welchen Lohn du für deine treuen Dienste empfängst. Willst du die noch lieben, die so mit dir umgeht? Ich sage dir, Schäfer, versetzte Montanus, obgleich Phöbe den Ganimed liebt, so wird doch Montanus nie aufhören, Phöben zu lieben, und dawider hilft kein Rath, kein Vernunftgrund, keine Ueberredung. Was soll ich aber thun, dir zu gefallen? fragte Ganimed; soll ich Phöbe verschmähen, wie sie dich verschmäht? Das würde mein Leid nur vermehren, antwortete Montan, und meine Qual verdoppeln. Nein, Ganimed, mag ich auch vergehen, laß sie nicht schmachten. Laß ein so schönes Wesen, wie Phöbe ist, nicht in Verzweiflung versinken. Mißhandle, tödte die nicht, die dich so zärtlich liebt. Du kannst nicht mehr wünschen, als sie zu gewinnen, denn sie ist schön, tugendhaft und reich. Wie, Montanus, du wirbst für sie? fiel Aliena ein: wenn Ganimed Phöben heirathet, so bist du ja hoffnungslos verloren. Ach, Herrin, entgegnete Montan, ich liebe Phöbe so sehr, daß ich mein Leben zum Opfer brächte, wenn es sie glücklich machen könnte. Ich will zufrieden seyn, wenn sie es ist und mich an ihrem Anblick begnügen. Wenn also Ganimed so gut als schön ist, so möge er an Phöbe Erbarmen üben.

Montan sprach diese Worte mit so fester Entschlossenheit, daß Aliena und Ganimed über seine Uneigennützigkeit erstaunten und nichts mehr wünschten, als ihm Phöbes Gunst erwerben zu können. In dieser Absicht erbot sich Ganimed, ihn zu Phöben zu begleiten, was Montan zufrieden war. Als sie bei ihrer Hütte anlangten, ging er voraus und meldete Phöben, Ganimed sei vor der Thüre. Dieses Wort Ganimed versetzte die Schäferin in eine solche Freude, daß sie vom Bette aufsprang und wie neu belebt, ihre frische Farbe wieder gewann. Ganimed trat herein, grüßte Phöben freundlich, und ließ sich neben ihrem Bette nieder. Auf seine Frage nach dem Grunde ihres Uebelbefindens wiederholte ihm Phöbe mündlich den Inhalt ihres Briefes, worauf sie Ganimed tröstete und versprach, wenn ihre Heilung von ihm abhange, es an nichts fehlen zu lassen. Er gestehe ihr aber frei, daß es ihm leid thue, den guten Montanus, der sie so zärtlich liebe, zu betrüben und deßwegen wolle er nichts versprechen. Auch bewundere er wohl ihre Schönheit, aber seinen Gefühlen könne er nicht gebieten: die Zeit werde entscheiden, ob er sie lieben oder in seiner Unempfindlichkeit verharren werde. Darum solle sie den Montanus zu lieben und ihn zu hassen versuchen, wie er versuchen wolle, sie zu lieben.

Diese Worte wirkten wie ein Dolchstoß auf die arme Phöbe, die unter Seufzer und Thränen ausrief: So verweist ihr mich auf die Zeit und befehlt mir zu harren, ohne hoffen zu dürfen! Aber die Götter verhängen ein gerechtes Gericht über mich: ich war grausam

gegen Montan und Ganimed iſt nun eben ſo hart gegen mich. Es freut mich, ſagte Ganimed, daß ihr euern Fehler einſeht, da ihr Gelegenheit habt, Montans Leiden mit euren eigenen Qualen zu meſſen. Und gewiß, betheuerte Phöbe, ich bereue meine Grauſamkeit gegen den Schäfer ſo ſehr, daß ich ihm gut werden wollte, wenn ich aufhören könnte, Ganimed zu lieben. — Wenn ich aber Phöben durch Gründe beſtimmen kann, Ganimed nicht mehr zu lieben, will ſie dann Montan ihr Herz ſchenken? — Wenn Gründe, antwortete Phöbe, meine Liebe zu dir vertilgen können, ſo will ich ihm die Hand reichen, unter der Bedingung, daß Ganimed, wenn meine Liebe ſeinen Gründen widerſteht, wie ſie über alle Gründe erhaben iſt, der Meinige wird. Ich bin es zufrieden, ſchöne Schäferin, ſprach Ganimed, und gebe dir mein Wort, daß wenn ich je ein Weib heirathe, ſo ſollſt du es ſein, und hiermit beruhige dich und nimm dieſen Kuß zum Pfande. Völlig getröſtet erhob ſich nun Phöbe und bereitete für Ganimed und Montan ein ſo leckeres Mahl, als nur in einer Schäferhütte gefunden werden mag. Ueber Tiſche wiederholte Ganimed ſein Verſprechen und Phöbe das ihrige, wodurch Montanus ſehr erfreut wurde. So verließ er beide vergnügt, er ſelbſt aber kehrte mit dem Andenken an Roſader und ſeine Wunden trauernd zu Aliena zurück. Als er aber auf die Triſt gelangte, ſah er Roſader und Saladin mit Alienen im Schatten ſitzen, und dieſer Anblick war ihm eine ſolche Herzſtärkung, daß er ihnen voller Freude entgegen trippelte. Coridon, der von der

Gesellschaft war und ihn kommen sah, lief auf ihn zu und rief: Eine Hochzeit, Herr, eine Hochzeit, unsre Herrin wird am Sonntag heirathen! So frohlockte der gute Bauer dem Ganimed entgegen, welcher jetzt die Gesellschaft begrüßte, vorzüglich Rosader, dem sie ihre Freude ausdrückte, ihn von seinen Wunden so gut geheilt zu sehen. Ich wäre noch so früh nicht ausgegangen, sagte Rosader, wenn ich nicht zu einer Hochzeit gebeten wäre, die nächsten Sonntag zwischen Aliena und meinem Bruder gefeiert werden soll. Herrlich, sprach Ganimed, aber welch ein glücklicher Tag müßte das sein, wenn Rosader zugleich mit Rosalinden vermählt würde? Ach, guter Ganimed, versetzte Rosader, erneue meine Schmerzen nicht, indem du ihren Namen nennst, denn das Andenken an ihre Schönheit ist mein Elend. Sei gutes Muthes, Förster, fuhr Ganimed fort, ich habe einen Freund, der in Magie und Negromantie sehr erfahren ist und was die Kunst vermag, soll zu deinen Gunsten geschehen. Wenn sich deine Rosalinde in Frankreich oder einem benachbarten Lande aufhält, so will ich sie herbeischaffen, darauf nimm das Wort eines jungen Schäfers. Aliena lächelte, weil Rosader finster sah, denn er meinte, Gerismond habe nur mit ihm geschertzt.

Ganimed erzählte nun, was mit ihm und Phöbe vorgegangen sei, worüber alle lachten, und voll Verwunderung eingestanden, es sei doch kein Herz so fühllos, das die Liebe nicht verwandeln möge. So verging der Tag unter Scherzen und als die Sonne sank, beurlaubten sich die Brüder und gingen heim. Aliena und

Ganimed beeilten sich die Zurüstungen zur Hochzeit zu treffen, wozu Saladin seinerseits auch Anstalten machte. Rosader lud, wie er schon versprochen hatte, auch Gerismond und alle seine Edelleute zur Hochzeit ein; Phöbe und Montanus wurden gleichfalls gebeten, und so fehlte, da alle Hände mit den Vorbereitungen zu dem Feste beschäftigt waren, bald nichts mehr als der ersehnte Sonntag.

Als dieser endlich erschien, war die Hütte zum Empfang der Gäste mit grünen Reisern festlich ausgeschmückt und der Boden mit Blumen überstreut, alles durch die Sorge des alten Coridon, der als Hausvater auch auf seinen eigenen Schäferputz großen Fleiß verwandt hatte und sich im altväterlichen Feiertagskleid zugleich ehrwürdig und auf seine alten Tage noch so verliebt ausnahm, als ob er selber der Bräutigam wäre. Bald fand sich auch Phöbe mit einem großen Zuge von Schäferinnen und Landmädchen ein, um Aliena bei ihrem Anzuge zur Hand zu gehen; aber ihr Herz dachte stets an Ganimed, der heute so schön war als Endymion, da er Dianens Liebe gewann. Als ein flinker Page diente er Alienen und sorgte, daß bei der Ankunft des Bräutigams Alles in Bereitschaft wäre. Jetzt erschien dieser, als Förster gekleidet, mit Gerismond und seinem Bruder Rosader, welche Alienen und die übrigen Schäferinnen und Hirten feierlich empfingen. Gerismond belobte Saladins glücklichen Geschmack in der Wahl einer so schönen und bescheidenen Schäferin, deren reizende Gestalt gleiche innere Vorzüge verkünde. Ganimed, der

eben hereintrat, erblickte mit Erröthen seinen Vater und konnte sich kaum der Thränen erwehren, ihn in so geringen Glücksumständen zu sehen, da er, der gewohnt gewesen, in einem königlichen Palast von zwölf edeln Pairs bedient zu werden, jetzt in einer niedern Hütte mit der Gesellschaft schlichter Hirten vorlieb nehme. Aber sie überwand ihre Empfindung und bewillkommte ihn mit so viel Anmuth und Freundlichkeit, daß Gerismond dem einnehmenden Wesen des Pagen große Lobsprüche ertheilte.

Jetzt trat Coridon mit einem Becher Obstwein herein und kredenzte ihn dem König mit einem so lustigen Spruch, daß dieser lächeln mußte, den Becher gnädig aus seiner Hand empfing und ihn Alienen zutrank. Diese that ihm Bescheid und trank Rosader zu, und so kreiste der Becher bis er zu Phöben und ihren Gespielinnen gelangte.

Während sie tranken und zum Kirchgang bereit standen, trat Montanus herein, ganz in Braungelb gekleidet, um anzudeuten, daß er verlassen und verschmäht sei. Er trug den Weidenkranz um die Schläfe; auf seiner Hirtentasche, die an seiner Seite hing, war die Verzweiflung abgebildet und als Aushängeschilde seiner Liebe und Qual hingen zwei Sonette an seinem Schäferstabe. Bei seinem Eintritt begrüßten ihn die Schäfer als den Ausbund aller Hirten der Ardennen mit freudigem Zuruf, denn ein schmuckerer Knabe war seit dem trojanischen Kriege nicht gesehen worden. Der König, der über seinen Aufzug sehr verwundert war, wünschte

eine Erklärung über eine ſo ſeltſame Erſcheinung, worauf Roſader ihm von Montans treuer Liebe zu Phöbe und ihrer Grauſamkeit erzählte, für welche die Götter die ſpröde Nymphe mit einer eben ſo hoffnungsloſen Liebe gegen Ganimed beſtraft hätten. Der König wünſchte nun auch Phöbe zu ſehen, welche ihm Roſader vorſtellte. Ein glühendes Roth übergoß die Wangen der Schäferin und erhöhte ihre Schönheit. Eine Weile ließ Gerismond ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhen, dann fragte er ſie, warum ſie Montans Neigung ſo wenig erwiedert habe, der doch ein feiner Burſche ſei und ſie ſo zärtlich liebe? Phöbe entſchuldigte ſich mit dem Willen des Schickſals, daß ſie für ſeine Werbung unempfindlich geſchaffen habe. Indeß habe die Liebe ſich an ihr gerächt und ſie in Ganimed verliebt gemacht, der ihr eben ſo unfreundlich begegne, als ſie gegen Montan grauſam geweſen ſei.

Gerismond, der dieſe Liebesfäden zu verfolgen begierig war, berief nun den Ganimed, der mit anmuthigem Erröthen hervortrat. Der König faßte ihn ſcharf ins Auge und da ihm die Aehnlichkeit mit ſeiner Tochter Roſalinde auffiel, ſtieß er einen tiefen Seufzer hervor. Roſader, der mit Gerismond ſehr vertraut war, fragte ihn, warum er ſeufze? Weil mich Ganimed, antwortete Gerismond, an Roſalinde erinnert, der er gleich ſieht. Bei dieſen Worten ſeufzte Roſader ſo tief, als hätte ihm ſein Herz zerſpringen wollen. Und was iſt nun die Urſache, frug Gerismond ſeinerſeits, daß du ſo tief ſeufzeſt? Verzeiht mir, mein König, verſetzte

Roſaden, weil ich Niemand auf der Welt ſo ſehr liebe, als Roſalinde. Und wenn Roſalinde hier wäre, betheuerte Gerismond, ſo wollte ich ſie dir noch heute zum Weibe geben.

Als dies Aliena vernahm, kehrte ſie ſich zu Ganimed hin, lächelte ihn an und wäre faſt herausgefahren; doch beſann ſie ſich noch und hielt reinen Mund. Um von dieſen wehmüthigen Empfindungen loszukommen, kehrte Gerismond zu ſeinem Vorhaben zurück und fragte Ganimed, warum er die Liebe einer ſo ſchönen Schäferin verſchmähe? Dieſer antwortete beſcheiden: Wenn ich die ſchöne Phöbe liebte, ſo würde ich dem guten Montanus großes Unrecht thun. Doch habe ich der reizenden Schäferin verſprochen, nie ein Weib zu heirathen auſer ihr, wogegen ſie ſich anheiſchig machte, den Montanus zu erhören, wenn ich ihre Liebe zu mir durch vernünftige Gründe beſeitigen könne. Dazu bin ich noch bereit, fiel Phöbe ein, aber meine Liebe iſt ſo grundlos, daß ſie keiner Gründe achtet. Ich berufe mich auf den Ausſpruch Gerismonds, rief Ganimed. Und ich unterwerfe mich ſeinem Urtheil, fügte Phöbe hinzu. Und mein Glück hängt von euerm Gewinnſt oder Verluſt ab, beſchloß Montan.

Wir wollen die Frage noch verhandeln, ſagte Gerismond, und dann zur Kirche gehen. Laß uns deine Gründe hören, Ganimed. Verzeiht einen Augenblick meine Entfernung, bat Ganimed, eilte hinaus und kleidete ſich in ihre Frauentracht. Schön wie eine Göttin kehrte ſie dann zurück und ſtürzte ſich mit weinenden

Augen zu den Füßen ihres Vaters, erzählte in kurzen Worten ihr Geschick und bat um seinen Segen. Als Gerismond seine Tochter erblickte, erhob er sich von seinem Sitze, fiel ihr um den Hals nnd konnte im Uebermaaß des Entzückens kaum Worte finden. Die ganze Versammlung war freudig erstaunt, vor Allen Rosader, als er seine geliebte Rosalinde in dem verwandelten Pagen erkannte. Bald erhielt auch Gerismond seine Sprache wieder, empfing seine Tochter mit liebevollen Worten und fragte sie unter andern, was zwischen ihr und Rosader vorgegangen sei. So viel, antwortete sie, daß nichts weiter fehlt, als eure Einwilligung, um uns zu einem Paare zu machen. Wohlan denn, Rosader, rief Gerismond, sie ist dein, nimm sie und laß uns heute deine mit deines Bruders Hochzeit feiern. Rosader dankte ihm kindlich und umarmte seine Rosalinde, welche sich darauf zu Phöbe wandte und fragte, ob sie nun Grund genug habe, ihre Liebe zu unterdrücken? Ja, antwortete Phöbe, so viel Grund, daß ich mit eurer Erlaubniß entschlossen bin, mit Montanus das dritte Paar abzugeben. Kaum hatte sie ausgesprochen, so schleuderte Montan seinen Weidenkranz und die Hirtentasche mit dem Bilde der Verzweiflung beiseite, warf seine Sonette ins Feuer und geberdete sich so lustig als einem Bräutigam geziemte. Gerismond und die übrige Versammlung lächelten über sein Beginnen und beschlossen dann, Montan und Phöbe sollten ihre Hochzeit zugleich mit den beiden Brüdern feiern.

Aliena, die den Saladin in Gedanken leben sah,

weckte ihn aus seinen Träumen und sprach: Was ist dir, Saladin? Warum so traurig am Hochzeittage? Vielleicht betrübt es dich, wenn du an deines Bruders hohes Glück denkst, eine niedere Schäferin gewählt zu haben? Aber tröste dich, Geliebter, du sollst noch heute einer Königstochter vermählt werden, denn sieh, ich bin nicht Aliena, sondern Alinda, die Tochter deines Todfeindes Torismond. Die Versammlung erstaunte und vor Allen Gerismond, welcher sie in seine Arme schloß und Rosalinden fragte: Ist dies die schöne Alinde, die ihres Vaters Hof verließ, um mit dir in der Verbannung zu leben? Dieselbe, gab Alinda zur Antwort. Dann freue dich, Saladin, fuhr Gerismond fort, über dein Glück und deine Wahl, denn du hast eine Prinzessin, so berühmt wegen ihrer Tugenden als ausgezeichnet durch ihre Schönheit.

Alles war noch erstaunt über diese Ereignisse, als Coridon eintrat und meldete, der Priester harre in der Kirche ihrer Ankunft. Darauf schritt der König voran und die Uebrigen folgten ihm im festlichen Aufzug nach der Kirche, wo die drei Paare zur großen Freude aller Hirten der Umgegend feierlich zusammengegeben wurden. Dann kehrten sie nach der Hütte zurück, wo ein köstliches Mittagsmahl bereit stand. Die beiden Bräute nahmen ihren Platz neben Gerismond ein, während Rosader, Saladin und Montan der Sitte gemäß die Aufwartung besorgten.

Der alte Coridon war eben beschäftigt, die tafelnde Gesellschaft durch ein lustiges Lied zu vergnügen, zu

welchem er ſich auf einer alten Fiedel begleitete, als Saladin und Roſader die Nachricht erhielten, ihr Bruder Fernandin ſei angekommen und wünſche ſie zu ſprechen. Sie empfingen ihn zärtlich und führten ihn in die Hütte, wo die Geſellſchaft noch bei Tiſche ſaß. Er begrüßte die Verſammlung mit vielem Anſtand, als er aber Gerismond erblickte, beugte er ſeine Kniee zu der ſeinem Range gebührenden Verehrung und ſprach: Obgleich, großmächtiger König, der Tag, an dem meine Brüder ihre Vermählung feiern, nur der Liebe geheiligt ſein ſollte, ſo nimmt doch die Zeit einen andern Lauf, und darum erhebe dich, den Becher mit dem Schwert zu vertauſchen. Und ihr, Söhne Sir Johns von Bordeaux, verlaßt eure Bräute und greift zu den Waffen, um euch ſo tapfer zu beweiſen, als ihr verliebt ſeid: denn wiſſe, Gerismond, daß dicht am Saum dieſes Waldes die zwölf Pairs von Frankreich unter dem Waffen ſtehen, um dir dein Reich wieder zu erobern, während Torismond mit einer verzweifelten Schar ſeiner Anhänger im Begriff iſt, ihnen eine Schlacht zu liefern. Darum rüſte dich und zeige dich im Felde, um deine Unterthanen zu ermuthigen, und ihr, meine Brüder, bewährt euch zum Heil eures Vaterlandes als würdige Söhne eures ruhmreichen Vaters.

Bei dieſer Anrede fuhren alle von ihren Sitzen auf, Roſader und Saladin wollten zu ihren Schwertern greifen, aber Gerismond rief: Mir nach, ich habe Roſſe und Waffen für uns Alle. So ließen ſie ihre Bräute in Sorgen, vor allen Alinde, die gern noch eine Fürbitte

zu Gunsten ihres Vaters eingelegt hätte. Bald war Gerismond mit seiner kleinen Schaar gerüstet und stieß zu den Seinigen, die schon mit den Feinden handgemein geworden waren. Mit dem Ausruf St. Denis brach er in die feindlichen Reihen, welchen er bald fühlen ließ, wie würdig er der Krone sei. Als die Pairs ihren rechtmäßigen König erblickten, belebte sich ihr Muth, auch Saladin und Rosader wirkten Wunder der Tapferkeit und um kurz zu sein, die Pairs siegten, Torismonds Heer wich und er selbst fiel in der Schlacht.

Da der Sieg entschieden war, begrüßten die Pairs den König und führten ihn im Triumph nach Paris, von dessen Einwohnern er festlich empfangen wurde. Sobald Gerismond die Ruhe wieder hergestellt und die Krone von Neuem empfangen hatte, ließ er Alinda und Rosalinde an den Hof bringen und hielt ein prachtvolles Freudenfest, das dreißig Tage lang währte. Mit Genehmigung der Pairs und Großen des Landes ernannte er Rosader zu seinem Thronfolger und belehnte Saladin, außer den Besitzungen seines Vaters, mit dem Herzogthum von Namur. Ihren mittlern Bruder Fernandin erhob er zu seinem Geheimschreiber, und um Alles glücklich zu schließen, den Montan zum Herrn des Ardennerwaldes, Adam Spencer zum Hauptmann der königlichen Wache und schenkte Coridon Alienens Heerde.

XVIII.

Lokrine.

Nach Galfred von Monmouth und Holinshed.

Ascanius, der Sohn des Aeneas; dem es nach der Zerstörung Trojas gelang, ein Reich in Italien zu stiften, gründete Alba und zeugte einen Sohn Namens Silvius. Dieser vereinigte sich in verbotener Liebe mit einer Enkelin der Lavinia, der zweiten Gemahlin des Aeneas. Als Ascanius ihre Schwangerschaft erfuhr, befragte er seine Magier, welchen Geschlechts das Kind sei, das sie empfangen habe. Diese antworteten, sie gehe mit einem Knaben, der einst Vater und Mutter tödten, jedoch in der Verbannung nach langen Irrfahrten den höchsten Gipfel der Ehren erklimmen werde. Diese Prophezeihung fing bald an in Erfüllung zu gehen, denn als die Jungfrau nieder kam, gebar sie einen Sohn, der Brutus genannt war, und starb in Geburtswehen. Als der Knabe funfzehn Jahre alt war, begleitete er eines Tages den Vater auf die Hirschjagd und tödtete ihn unabsichtlich durch einen Bogenschuß; deßhalb mußte er das Land räumen und floh nach Griechenland.

Hier fand er die Nachkommen des Helenus, des Sohnes des Priamus, welche Pandrasus, der König der Griechen, in strenger Knechtschaft erhielt. Pyrrhus, der Sohn Achills, hatte nach Trojas Zerstörung diesen Helenus und mehrere Andere gefangen heimgeführt und um den Tod seines Vaters an ihnen zu rächen, sie zu

ewiger Knechtschaft bestimmt. Unter diesem ihm verwandten Stamme erwarb sich Brutus bald einen mächtigen Anhang, denn sie hofften durch seinen Beistand das Joch der Griechen abzuschütteln. Auch Assaracus, ein edler griechischer Jüngling, der von einer trojanischen Mutter stammte, hielt sich zu ihrer Partei, und so glaubten sie sich stark genug, die Fesseln zu brechen, wählten den Brutus zu ihrem Heerführer und verlangten von Pandrasus entweder eine Freistätte in den Wäldern seines Reichs oder die Erlaubniß, auszuziehen, um sich andere Wohnsitze zu suchen. Dieser erstaunte über diesen Antrag, beschloß, ihren Uebermuth zu dämpfen, und zog mit einem Heere nach Sparatinum, um sie von dort aus in ihren Wäldern anzugreifen. Auf diesem Zuge ward er von Brutus, der ein Heer von dreißigtausend Mann bei sich führte, überfallen und in die Flucht geschlagen. Beim Rückzug ertrank ein großer Theil seines Heeres in dem Fluß Akalon; auch Antigonus, der Bruder des Pandrasus, ward von Brutus gefangen genommen und Sparatinum fiel in die Hände der Trojaner. In einer zweiten Schlacht unter den Mauern von Sparatinum ward Pandrasus nochmals aufs Haupt geschlagen und sah sich nun gezwungen, die Friedensbedingungen anzunehmen, die Brutus ihm vorschrieb. Dieser verlangte des Königs Tochter Imogen mit königlicher Aussteuer zur Gemahlin, freien Abzug für sich und sein Volk und die zu ihrer Fahrt nöthigen Schiffe, welche Forderungen Pandrasus gewährte.

Hiernach lichtete Brutus mit seinem Volk und

ſeiner Gemahlin Imogen die Anker und gelangte nach einer Fahrt von nur zwei Tagen und Nächten nach einer Inſel, Leogitia genannt, wo ein Orakel Dianens war. Brutus verrichtete ſein Opfer in ihrem Tempel und fragte dann, welches Land ihm und ſeinem Volk zu bewohnen beſtimmt ſei? Die Göttin antwortete, gegen Untergang liege ein Eiland am Ocean, das einſt von Rieſen bewohnt geweſen und jetzt verlaſſen ſei, dort ſolle er ſich niederlaſſen und ein anderes Troja gründen, ſo werde er der Stammvater vieler Könige werden, denen die Herrſchaft der Welt beſtimmt ſei. Dieſe Antwort gereichte ihm und ſeinen Gefährten zu großem Troſte, ſie kehrten zu ihren Schiffen zurück und landeten nach einer Fahrt von dreißig Tagen an der Küſte von Afrika, wo ſie ſich mit Lebensmitteln verſahen und dann zu den Säulen des Hercules fuhren. Kaum entgingen ſie hier den Lockungen der Sirenen und gelangten nach dem Pyrenäiſchen Meer, für welches Andere das Tyrrheniſche Meer leſen wollen. An der Küſte hin wohnten vier Geſchlechter verbannter Trojaner, die einſt Antenors Flucht getheilt hatten. Ihr Heerführer war Corineus, ein Mann von großer Tapferkeit und Weisheit. Dieſe verwandten Stämme nahmen ſie nebſt ihrem Fürſten zu ihrem Gefährten an und dieſes Cornubiſche Volk, wie es nach ſeinem Führer genannt wurde, leiſtete nachmals dem Brutus in allen Gefahren großen Beiſtand. Darauf kamen ſie nach Aquitanien, wo ſie durch die Mündung der Loire einliefen und Anker warfen.

Als der König dieſes Landes, der Goſſarius Pictus hieß, von ihrer Ankunft erfuhr, ließ er ſie durch Geſandte befragen, ob ſie Krieg oder Frieden begehrten? Dieſe begegneten dem Corineus, der mit zweihundert der Seinigen im Walde jagte. Sie ſtellten ihn zur Rede, mit welchem Recht er das Wild in den Forſten ihres Königs tödte? Als Corineus erwiederte, hierzu bedürfe er Niemands Erlaubniß, trat einer der Boten, mit Namen Imbertus, hervor, legte einen Pfeil auf ſeinen Bogen und wollte nach ihm ſchießen. Aber Corineus wich ihm aus, lief dann auf ihn zu, entriß ihm den Bogen und ſchlug ihn auf ſeinem Haupte in Splitter; die Uebrigen entflohen ſeinem Grimme und brachten dem Goſſarius Botſchaft von den Tod ihres Gefährten. Hierüber erzürnt ſammelte Goſſarius ein groſes Heer und zog aus, den Tod ſeines Geſandten zu rächen. Als Brutus von ſeinem Heranrücken Kunde erhielt, barg er Weiber und Kinder in den Schiffen und zog mit allen Streitkräften dem Heer des Königs entgegen. Es kam zu einer heißen Schlacht, in welcher Brutus durch die Tapferkeit des Corineus, der mit ſeiner Streitart Tauſende vor ſich herjagte, einen glorreichen Sieg erfocht.

Goſſarius floh in das Innere von Gallien und ſuchte Hülfe bei den zwölf Königen des Landes, während Brutus, die Vortheile des Siegs verfolgend, Aquitanien mit Feuer und Schwert verwüſtete und ſeine Schiffe mit unermeßlichen Reichthümern belud. Er drang bis zu dem Orte vor, wo er ſpäterhin Turonium gründete, das jetzt Tours heißt, woſelbſt er ſein Lager aufſchlug und den Angriff des galliſchen Heeres erwartete. Als nun

Goffarius mit den zwölf Königen Galliens und einem unzählbaren Heer heranrückte, vertheidigten sich die Trojaner mit so verzweifelter Tapferkeit, daß sich der Sieg anfangs auf ihre Seite zu neigen schien; bald aber mußten sie der Uebermacht weichen und sich in ihrem Lager verschanzen. Hier würde sie der Hunger aufgerieben haben, wenn Corineus sie nicht durch eine Kriegslist befreit hätte. Er verbarg sich in der Nacht mit dreitausend Mann in einem nahen Walde, und als Brutus am folgenden Morgen, der Verabredung zufolge, einen Ausfall auf die Belagerer that, stürzte er aus seinem Hinterhalte hervor und fiel den Galliern in den Rücken, die so von beiden Seiten bedrängt am Ende weichen mußten. In dieser Schlacht verlor Brutus viele tapfere Trojaner, darunter auch seinen Enkel Turonus, welcher nach Corineus der Kühnste seines Heeres war und allein sechshundert Feinde niedergestreckt hatte. Ueber den Tod dieses Helden war Brutus schmerzlich betrübt. Die Stadt Tours, bei welcher er begraben wurde, erhielt von ihm den Namen. Nach diesem Siege wollte Brutus mit der Eroberung des ihm und seinem Volke beschiedenen Landes nicht länger säumen. Er stieg also mit seinen Schaaren zu Schiffe und landete nach wenig Tagen bei dem Hafen von Totnesse in Albion. Dieses geschah 368 Jahre vor Erbauung Roms.

Dieses Eiland, das nur von wenigen Riesen bewohnt wurde, war von vielen fischreichen Strömen durchschnitten, fruchtbar und voll anmuthiger Wälder. Die Riesen flüchteten in die Höhlen der Berge und Brutus vertheilte das Land unter seine Krieger. Sie

begannen das Feld urbar zu machen und Häuser zu bauen, so daß die Insel bald ein wohnliches Ansehen erhielt. Brutus nannte sie nach seinem Namen Brittannien und seine Gefährten Britten; derjenige Theil des Reichs dagegen, welcher dem Corineus zufiel, ward Cornwall geheißen. Hier hatte er aber einen schweren Kampf mit den Riesen zu bestehen, welcher in dieser Provinz in größerer Anzahl wohnten. Den letzten und furchtbarsten dieser Riesen, der Gogmagog hieß, bestand er im Angesichte der Britten in einem Zweikampf. Beim ersten Gang umklammerte ihn Gogmagog mit gewaltigen Armen und brach ihm drei Rippen, zwei in der rechten und eine in der linken Seite. Aber jetzt ergrimmte Corineus, warf den Riesen auf seiner Schulter und trug ihn nach dem nahen Ufer. Hier schleuderte er das Ungethüm die Felsen hinunter in das Meer, welches er mit zerschmetterten Gliedern erreichte und mit seinem Blute färbte. Noch heute heißt dieser Ort der Sprung des Gogmagog.

In dem zweiten Jahre nach seiner Ankunft in Albion gründete Brutus die Stadt Troinovantum, d. h. Neutroja, welche späterhin London genannt wurde. Seine Gemahlin Imogen hatte ihm unterdeß drei Söhne geboren, welche Locrinus, Albanactus und Camber hießen. Nach ihres Vaters Tode, der im vier und zwanzigsten Jahre nach seiner Ankunft in Albion verstarb, theilten sie das Reich in drei Theile. Locrin, der Erstgeborne, erhielt den mittlern Theil der Insel, der nach ihm Loegria genannt wurde. Cambers Antheil war das Land jenseits des Severn, welches lange Cambrien hieß

und jetzt Wales heißt. Albanactus, dem der nördliche Theil der Insel zufiel, welcher jetzt Schottland heißt, nannte es nach seinem Namen Albanien.

Während die drei Brüder das Reich in Eintracht regierten, landete Humber, der König der Hunnen, in Albanien, tödtete den Albanactus in der Schlacht und zwang sein Volk zu Locrin zu entfliehen. Als Locrin Albanacts Tod erfuhr, vereinigte er sich mit seinem Bruder Camber und eilte mit starker Heeresmacht den Hunnen entgegen. Es kam zur Schlacht, die Britten siegten und Humber ertrank auf der Flucht in dem Fluß, welcher jetzt seinem Namen trägt. Der Sieger Locrin theilte die Beute der Feinde unter seinen Gefährten und behielt für sich nur das Gold und Silber, das er in den Schiffen fand, und drei schöne Jungfrauen, von welchen eine, mit Namen Estrildis, die Tochter eines germanischen Königs war. Ihre Schönheit war unvergleichlich: ihre Haut war weiß wie Elfenbein, wie frischgefallener Schnee, wie der Glanz der Lilien. Locrin verliebte sich in sie und begehrte sie zur Gemahlin. Als dies Corineus erfuhr, ergriff ihn unmäßiger Zorn, denn Locrin hatte sich schon seiner Tochter Guendolena verlobt. Er trat also vor den König, seine Streitart in den Händen wägend und redete ihn an: So belohnst du mich, Locrin, für so viel Wunden, die ich im Gefolge deines Vaters empfangen, da wir gegen unbekannte Völker stritten? Du verschmähst meine Tochter, um dich der Barbarin zu vermählen? Das soll nicht ungestraft bleiben, so lange dieser Arm noch Kraft hat, der so vielen Giganten am tyrrhenischen Strande das Leben gekürzt hat.

Mit diesem wiederhohltem Ausruf schwang er seine Streitart und drang auf den König ein. Allein Freunde von beiden legten sich ins Mittel, beschwichtigten den Corineus und zwangen den König, seinem Verlangen zu genügen, worauf Locrin sich der Guendolena vermählte. Aber dennoch vergaß er Estrilden nicht. Er verschloß sie in einem unterirdischen Gewölbe, ließ sie von seinen Vertrauten ehrenvoll bedienen und besuchte sie sieben Jahre lang zum Genuß verstohlener Liebe. Die Furcht vor Corineus erlaubte ihm nicht, öffentlich mit ihr zu leben, auch blieb dies Verhältniß in aller jener Zeit geheim, denn so oft er zu ihr ging, gab der König vor, er bringe seinen Göttern ein verborgenes Opfer. Estrildis gebar ihm eine Tochter von wunderbarer Schönheit, welche Sabren genannt war; von Guendolena ward ihm ein Knabe, Namens Maddan, geboren.

Nach dem Tode des Corineus verstieß Locrin Guendolenen und erhob Estrilden zu seiner Königin. Die beleidigte Guendolena entfloh zu ihren Blutsfreunden nach Cornwall, sammelte die Jugend des ganzen Reichs und überzog den Locrin mit Krieg. Die beiden Heere trafen sich an den Fluß Sture, wo Locrin, von einem Pfeil verwundet, das Leben verlor. Die wüthende Guendolena, der nun das Reich zufiel, befahl, Estrilden und ihre Tochter Sabren in dem Flusse zu ertränken, der nun Severn heißt. Als ihr Sohn Maddan volljährig ward, übergab sie ihm nach funfzehnjähriger Regierung das Reich und begnügte sich für den Rest ihres Lebens mit Cornwall.

XIX.

Cromwell.

Nach Vandelle.

In der edeln und alten Familie der Frescobaldi zu Florenz war vor nicht vielen Jahren ein sehr rechtlicher und achtbarer Kaufmann Namens Francesco, welcher nach der Sitte seiner Vaterstadt nach verschiedenen Gegenden hin handelte und da er reich genug war, sehr bedeutende Geschäfte machte. Im Westen hatte er für gewöhnlich seine Niederlage in England und seinen Aufenthalt in London, wo er ein sehr glänzendes Leben führte und viel Edelmuth blicken ließ, denn er war nicht so genau als viele Kaufleute sind, die Alles bei Heller und Pfennig berechnen, wie man von dem Genueser Ansaldo Grimaldo sagte, daß er über den kleinsten Papierschnitzel und jede Spanne Bindfaden, zum Schnüren der Briefbündel, Rechnung führe. Eines Tages, als Francesco Frescobaldo in Florenz war, erschien ein armer Jüngling vor ihm und bat in Gottes Namen um ein Almosen. Als Frescobaldo ihn so übel gekleidet sah, da doch sein Gesicht viel Adel verrieth, empfand er um so mehr Mitleid mit ihm, als er sah daß er ein Engländer sei. Er fragte ihn, von wo er denn eigentlich aus der Fremde her sei, worauf er zur

Antwort gab, er sei ein Engländer, und als ihn Frescobaldo, dem dies Land sehr genau bekannt war, nach einigen Wahrzeichen Englands befragte, gab der Jüngling sehr befriedigende Antworten. Ich heiße Thomas Cromwell, fuhr er fort, der Sohn eines armen Tuchscheerers. Ich entfloh meinem Vater und kam mit dem Lager der Franzosen, das zu Garigliano aufgehoben ward, nach Italien; ich diente mit noch einem Fußgänger als Lanzenträger. Frescobaldo führte ihn sehr freundschaftlich in sein Haus und hielt ihn hier, aus Liebe zur englischen Nation, bei welcher er viel Gutes genossen hatte, einige Tage bei sich, behandelte ihn sehr gütig, kleidete ihn neu, und als er nach seinem Vaterland abreisen wollte, gab er ihm noch zehn Dukaten in Florentinischem Golde und ein gutes Pferd.

Da der Jüngling sich so anständig gekleidet sah, sagte er dem Frescobaldo allen möglichen Dank und kehrte nach dem Inselande zurück. Er hatte, wie es bei fast allen Ueberbergischen eine löbliche Sitte ist, Lesen gelernt und schrieb englisch sehr schön und richtig, überdies war er ein Jüngling von vielem Geist, großer Klugheit und Entschlossenheit, und wußte sich vortrefflich in den Willen Anderer zu finden, und wenn es seinem Zwecke diente, seine Leidenschaften besser zu verhehlen als irgend ein Mensch auf Erden. Dazu ertrug er alle leiblichen Beschwerden mit großer Geduld, so daß er sich zum Rathe des Cardinals Wolsei, eines Prälaten von dem größten Einflusse, emporschwang und im Dienste desselben nach und nach in großen Ruf kam,

daher er von ihm faſt bei allen Unterhandlungen gebraucht wurde. Der Cardinal, der damals bei dem Könige im beſten Anſehen ſtand, regierte beinah die ganze Inſel und hielt einen großen und glänzenden Hof, wie er ſich für den mächtigſten Fürſten geziemt hätte. Daher geſchah es, daß der Cardinal ihn oft in Angelegenheiten von der höchſten Wichtigkeit zu dem Könige ſchickte, wobei Cromwell ſich ſtets ſeiner Aufträge ſo geſchickt entledigte und ſich das Vertrauen des Königs ſo ſehr zu erwerben wußte, daß er ihm bald ſehr freundlich begegnete und ihn für geſchickt hielt, die wichtigſten Geſchäfte zu leiten. Der König hatte dazumal mit Zuſtimmung des Cardinals ſeine Gemahlin Catharina, Tochter Ferdinand des Katholiſchen, Königs von Spanien, und Mutterſchweſter Karls von Oeſterreich, zeitigen Römiſchen Kaiſers, verſtoßen, in der Hoffnung, daß der Pabſt den Scheidebrief beſtättigen und auf die Gründe hin, wodurch der König ihre Verſtoßung zu rechtfertigen meinte, die Ehe auflöſen würde; aber der Pabſt fand ſie nicht gerechtfertigt und verweigerte die Beſtättigung, weßhalb der Cardinal bei dem Könige in Ungnade fiel und den Hof meiden mußte. Der Cardinal verminderte nun ſeine Dienerſchaft, behielt nur noch eine kleine Anzahl Leute bei ſich und entließ ihrer täglich mehr aus ſeinen Dienſten. Der König erinnerte ſich Cromwells, der ihn ſo ſehr befriedigt hatte, ließ ihn zu ſich beſcheiden und ſprach zu ihm: Du ſiehſt, der Cardinal hat ſich zurückgezogen und bedarf ſo vieler Leute nicht mehr, als er halten mußte, da er noch am Ruder meines

Staates saß: du bist also jetzt müßig, da du nicht mehr für ihn zu unterhandeln hast. Willst du aber noch dienen? Mein König, antwortete er, ich habe dem Cardinal immer getreulich gedient und das Gleiche würde ich euch thun, wenn ihr euch meiner zu bedienen geruhtet. Wohlan denn, sprach der König, so tritt in meinen Dienst, denn ich habe stets viel Gutes von dir erwartet. Hierauf ernannte ihn der König zu seinem ersten Sekretair und bediente sich seiner bei den wichtigsten vorkommenden Geschäften, die er so gut ausführte, daß der König ihn zum Großsiegelbewahrer erhob und wenige in dem Königreiche waren, die mehr bei dem Könige vermocht hätten als Cromwell; denn nach der Meinung des Königs war er mehr als alle werth, die an dem Hofe waren. Aber dem blinden Glück genügte es nicht, den Cromwell aus dem niedrigsten Stande zu solcher Größe erhoben zu haben, sondern es wollte ihn noch mehr erhöhen, und der König ernannte ihn zum Lord-Oberkämmerer von England, welches die höchste Würde ist, der keine andere nach der königlichen sich vergleichen darf. Von nun an übergab ihm der König die Regierung des ganzen Landes, so daß Cromwell eine wirklich unglaubliche Macht erhielt. Als er diese Höhe erstiegen hatte, zeigte sich Cromwell als Todfeind des ganzen Adels der Insel und wo er nur einem Edelmanne schaden konnte, versäumte er es nicht, und wenn dem Könige einer verhaßt war, so schürte er nur die Flamme. Zu jener Zeit entschloß sich der König, dessen erste Gemahlin, Catharina von Spanien, noch lebte, um jeden

Preis eine andere zu nehmen und da er den päbstlichen Dispens durchaus nicht erhalten konnte, dispensirte er sich selber. Daraus entstanden unendliche Unordnungen in jenem Königreich, welches sich völlig von der heiligen katholischen Mutterkirche zu Rom losriß. Unzählige Mönche, welche sein Verlangen nicht bewilligen wollten, wurden enthauptet und viele Edelleute und Barone ums Leben gebracht. Auch viele große Prälaten von dem heiligsten Wandel wurden hingerichtet und es verging nur selten ein Tag, daß nicht Dieser oder Jener um einen Kopf gekürzt ward: bald war fast der ganze Adel Englands erloschen, denn die Vornehmen traf die Verfolgung viel grausamer als die niedern Stände. Die allgemeine Meinung bezeichnete den Cromwell als den Urheber aller dieser Gräuel, weil er den Adel tödtlich haßte und ihn zu vernichten strebte, da er sich selbst eines niedern Ursprungs bewußt war. Es war aber meine Absicht nicht, die Grausamkeiten und das Blutbad zu schildern, die sich ohne gerechte Veranlassung in England begaben, sondern ich begann diese Novelle, um die Folgen zu berichten, welche die edle Handlung des Frescobaldo gegen Cromwell für jenen haben sollten. In jener Zeit also, da Cromwell als Herr und Meister über die Insel schaltete, geschah es, daß Francesco Frescobaldo durch große Unglücksfälle und Verluste an seinen Waaren und Gütern, wie solchen Kaufleute stets ausgesetzt sind, eine völlige Zerrüttung seines Vermögens erfuhr; denn als ein rechtlicher und edeldenkender Mann befriedigte er alle seine Gläubiger, konnte aber,

was ihm Andere verschuldeten, nicht beitreiben. So herabgekommen und verarmt ging er nun seine Bücher durch und fand nach genauer Berechnung, daß er in England mehr als funfzehntausend Dukaten zu fordern habe, weßhalb er beschloß, dahin zu reisen, so viel als möglich davon einzuziehen und den Rest seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Mit diesen Gedanken reiste er über Frankreich nach England und begab sich nach London, ohne sich nur mit einem Gedanken der edeln Handlung zu erinnern, die er an Cromwell zu Florenz geübt; wie es eines wahrhaft milden Herzens würdig ist, die Andern erwiesenen Wohlthaten zu vergessen und die empfangenen in Marmor zu hauen, um sie zu vergelten, so oft sich Gelegenheit dazu darbietet. Als er nun in London jene Geschäfte betrieb, ging er eines Tages durch eine Straße und der Zufall fügte es, daß der Lord-Oberkämmerer ebenfalls diese Straße dem Frescobaldo entgegen kam. Sobald ihn der Lord erblickt und die Augen fest auf ihn geheftet hatte, erkannte er ihn für Jenen, der in Florenz so edelmüthig an ihm gehandelt habe. Er stieg also vom Pferde, ging zur größten Verwunderung aller seiner Begleiter (denn es waren über hundert der vornehmsten Großen des Königreichs in seinem Gefolge) auf ihn zu, umarmte ihn auf das Liebevollste und sprach fast unter Thränen: Seid ihr nicht Francesco Frescobaldo aus Florenz? Der bin ich, mein Gebieter, antwortete jener, und euer unterwürfigster Diener. Mein Diener, entgegnete der Lord-Oberkämmerer, seid ihr weder, noch begehre ich euch dazu,

sondern zu meinem wertheſten Freunde; auch ſollt ihr wiſſen, daß ich gerechte Urſache habe, mich ſehr über euch zu beklagen, denn da ihr wußtet, wo und wer ich ſei, ſo hättet ihr mich von eurer Ankunft in London benachrichtigen ſollen, dann würde ich gewiß einen Theil der Schuld abgetragen haben, wegen welcher ich euch verhaftet zu ſein gerne geſtehen will; doch Gott ſei gelobt, daß es noch Zeit iſt: ihr ſollt tauſendmal willkommen ſein. Ich bin jetzt in Geſchäften meines Königs und kann nicht länger bei euch verweilen, darum haltet mich für entſchuldigt, ſucht es aber um jeden Preis möglich zu machen, heute Mittag bei mir zu ſpeiſen und bleibt nicht aus. Hiermit ſtieg der Lord-Oberkämmerer wieder zu Pferde und ritt nach dem Palaſte des Königs.

Frescobaldo erinnerte ſich, da der Lord ihn verließ, daß dies jener junge Engländer geweſen ſei, welchen er in Florenz in ſein Haus aufgenommen und begann Hoffnung zu ſchöpfen, denn er dachte, die Vermittlung eines ſo mächtigen Freundes werde es ihm erleichtern, ſein Geld beizutreiben. Als die Mittagsſtunde heran kam, begab er ſich in den Palaſt des Lord-Oberkämmerers und hatte nicht lange im Hofraume gewartet, ſo kam derſelbe zurück, ſtieg vom Pferde, umarmte ihn von Neuem ſehr freundſchaftlich, wandte ſich dann zu dem Admiral und den übrigen Großen und Herren, welche mit ihm zugleich gekommen waren, und ſprach: Meine Herren, wundert euch nicht über die Freundſchaftsbezeugungen, welche ich dieſem Florentiniſchen Edelmann

erweiſe, denn es ſind nur geringe Zeichen unendlicher Verpflichtungen, die ich gegen ihn zu haben mir bewußt bin und gerne geſtehe, denn meinen gegenwärtigen Rang bekleide ich nur durch ihn. Vernehmt, wie ſich das verhält. Hierauf erzählte er vor allen Anweſenden, indem er die Hand des Florentiniſchen Edelmanns in der ſeinen hielt, wie er nach Florenz gekommen ſei und welche Wohlthaten er dort von ihm empfangen habe. Hierauf führte er ihn an ſeiner Hand in den Saal, und als man zu Tiſche ging, beſtimmte der Lord-Oberkämmerer, daß Frescobaldo den Platz an ſeiner Seite einnehmen ſolle, wo er ihn dann mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte. Als die Tafel aufgehoben wurde und die Gäſte ſich beurlaubt hatte, wünſchte der Lord zu wiſſen, warum Frescobaldo nach London zurückgekehrt ſei. Dieſer erzählte ihm hierauf ſein ganzes Unglück und daß ihm von dem Hauſe in Florenz und dem Landgute in der Umgegend faſt nichts geblieben, als die funfzehntauſend Ducaten, die er in England zu fordern habe und etwa zweitauſend in Spanien, und um dieſe Summe beizutreiben, habe er ſich nach der Inſel begeben. Wohlan denn, verſetzte der Lord, für die geſchehenen Dinge giebt es kein Mittel und ich kann nur euer Unglück beklagen, wie ich von ganzem Herzen thue; für das Uebrige werde ich Befehl geben, daß euch Alles zurückgezahlt wird, was ihr zu fordern habt, und kein Mittel ſchonen, das in meiner Gewalt ſteht, denn ich verſichere euch, daß die Wohlthaten, die ihr mir erwieſen habt, ohne mich weiter zu kennen, mich euch ſo

verpflichtet haben, daß ich ewig der eurige bin und ihr über mich und mein Vermögen wie ich selbst zu verfügen habt, und wenn ihr das nicht thut, so ist es euer Schade, denn ich werde euch keine weitern Anerbietungen machen, da ich es für überflüssig halte. Es ist genug, daß ich es euch jetzt ein für allemal sage. Doch erhebt euch und folgt mir in mein Gemach. Hier verschloß der Lord die Thüre hinter sich, öffnete einen großen mit Dukaten gefüllten Schrein, nahm sechzehn Stück heraus und gab sie dem Frescobaldo. Hier, mein Freund, fuhr er fort, sind die sechszehn Dukaten, die ihr mir gabt, als ich Florenz verließ; hier die andern zehne, die euch das Pferd kostete, das ihr mir kauftet, und hier noch zehne, die ihr auf meine Kleidung verwandtet. Da ihr aber ein Kaufmann seid, so scheint es mir unbillig, wenn euer Geld in so langer Zeit todt gelegen haben sollte, ohne Gewinn zu bringen, wie ihr es gewohnt seid. Nehmt also diese vier Beutel mit Dukaten, wovon jeder tausend Dukaten enthält: betrachtet sie als Ersatz der eurigen und genießt ihrer mir zu Liebe.

Frescobaldo, der zwar von unermeßlichen Reichthümern in große Armuth herabgesunken war, aber doch seine edle Denkungsart nicht verläugnen konnte, wollte das Geschenk nicht annehmen, äußerte jedoch den lebhaftesten Dank für ein so großmüthiges Anerbieten; indeß nöthigten ihn die dringenden Zureden des Reichs-Oberkämmerers nicht nur dazu, sondern er mußte ihm auch eine Liste aller seiner Schuldforderungen geben,

welches letztere Frescobaldo herzlich gerne that. Als er dieſen Zettel erhielt, rief Cromwell einen ſeiner Hausbeamten und ſprach zu ihm: Suche die Leute auf, deren Namen auf dieſer Liſte ſtehen, wo ſich dieſelben auch auf dieſer Inſel befinden mögen, und gieb ihnen zu verſtehen, wenn ſie binnen vierzehn Tagen ihre Schuld nicht abgetragen hätten, ſo werde ich ſelbſt zu ihrem Schaden und Leide meine Hand ins Spiel miſchen; ſie ſollten ſich alſo vorſtellen, ich ſelbſt ſei der Gläubiger. Der Diener richtete den Befehl ſeines Herrn mit vieler Sorgfalt aus, ſo daß in der anberaumten Friſt an funfzehntauſend Dukaten eingingen; und wenn Frescobaldo die in einer ſo langen Zeit aufgelaufenen Zinſen begehrt hätte, ſo würde er ſie alle bis auf den letzten Heller erhalten haben, aber er begnügte ſich mit dem Kapitale und verlangte keinerlei Zinſen, was ihm bei aller Welt Ehre und guten Namen erwarb, ſonderlich da ſchon Jedermann auf der ganzen Inſel wußte, welche Gunſt er bei dem Lord-Oberkämmerer genieße. Unterdeſſen war Frescobaldo der beſtändige Tiſchgenoſſe Cromwells, der ſich von Tag zu Tag beſtrebte, ihm alle mögliche Ehre zu erweiſen; und weil er großes Behagen an ſeinem Umgang fand und deßhalb wünſchte, daß er in London bleiben möchte, erbot er ſich, ihm ſechzigtauſend Dukaten auf vier Jahre zu leihen, ohne einen Heller Nutzen zu verlangen, damit er in London ein Haus und Geſchäft anlegen und Handel treiben könne, wozu er noch das Verſprechen fügte, ſeine Unternehmungen in jeder Weiſe zu begünſtigen.

Frescobaldo, welcher sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen und den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen und sich zu pflegen wünschte, dankte ihm mit gerührtem Herzen für so außerordentliche Güte und Großmuth, schickte sein Vermögen nach Florenz und kehrte, mit Erlaubniß des Lord-Oberkämmerers, in sein Vaterland zurück, wo er reich genug anlangte und sich einem sorgenlosen Leben ergab; jedoch genoß er nicht lange dieser Ruhe, indem er schon in demselben Jahre, in welchem er London verlassen hatte, in Florenz verstarb. Was sagen wir von der Dankbarkeit und Freigebigkeit Cromwells? Gewiß verdient sein Betragen gegen Frescobaldo das höchste Lob und wenn er den Adel seines Landes so sehr geliebt hätte, als er sich gegen den Fremden mild erwies, so würde er vielleicht noch leben; aber er haßte den englischen Adel so sehr, daß er sich dadurch zuletzt selber den Tod bereitete. Weil mir nun nichts Anderes zu berichten bleibt, so berichte ich von seinem Tode. Als er einige Jahre die Gnade des Königs besessen und dessen Gunst ihn verblendet hatte, zeigte er sich sehr bereitwillig bald diesen bald jenen enthaupten zu lassen, und je vornehmer und mächtiger Einer war, desto lieber übte er seine Gewalt über ihn aus, ohne Unterschied zwischen Weltlichen und Geistlichen. Eines Tages, da er den Bischof von Winchester, ich weiß nicht weßhalb, hinrichten zu lassen gedachte, sagte er demselben in dem geheimen Rathe des Königs, dieser lasse ihm befehlen, sich als Gefangener in den Tower zu verfügen, einen Ort, den nach der gemeinen

Ansicht der Engländer nie einer betrat, ohne den Kopf zu verlieren. Ueber diesen Befehl bestürzt, antwortete ihm der Bischof, er wisse nicht, aus welchen Gründen ihm dies befohlen werde; er wolle zuvor mit dem Könige sprechen. Ihr könnt ihn nicht sprechen, antwortete der Lord-Oberkämmerer, begebt euch dahin, wo ich euch sage: zugleich befahl er einigen seiner Leute, ihn gefangen zu nehmen. Hierüber waren sie im Streit begriffen, als der Herzog von Suffolk, Cromwells Gegner, zu dem Könige ging, der sich in einem benachbarten Gemache befand, und ihm von den Streit zwischen dem Oberkämmerer und dem Bischof erzählte. Der König, der nichts davon wußte, schickte einen seiner Höflinge heraus, um den Bischof zu sich zu bescheiden. Als dies der Lord-Oberkämmerer erfuhr, ärgerte er sich sehr und begab sich nach Hause, wo er vier Tage blieb und sich weder am Hofe noch im Rathe blicken ließ. Der Bischof begab sich vor den König und betheuerte, sich nicht schuldig zu wissen, indeß stehe er in seinen Händen und unterwerfe sich seinem Richtspruche, wenn er gefehlt haben sollte. Als der König sah, daß Cromwell nicht am Hofe erschien und daß nichts wider den Bischof vorliege, setzte er ihn in Freiheit und sprach laut, daß der ganze Hof es vernahm: Ich will doch sehen, wer seinen Zorn am Besten zu handhaben versteht, ich der König oder Thomas Cromwell. Da es inzwischen bekannt geworden war, daß der König aufgebracht sei, liefen viele Klagen gegen den Lord-Oberkämmerer ein, und es fand sich, daß er an vielen

Unthaten ſchuldig ſei, vor allem hinſichtlich der Gerechtigkeitspflege. Nach Verlauf der vier Tage begab ſich der Oberkämmerer in den geheimen Rath. Hierauf wurde der Ort, wo der Rath verſammelt war, verſchloſſen, und der König ließ durch einen ſeiner Kämmerlinge der Dienerſchaft Cromwells, die draußen wartete, anzeigen, dieſer werde zu Mittag bei dem Könige ſpeiſen, ſie ſollten daher ebenfalls zu Tiſche gehen und dann zurückkehren. Auf dieſen Befehl zerſtreuten ſie ſich Alle und der König ließ nun ſeine Leibwache kommen, die ſich vor der Thüre des Raths aufſtellte. Als die Sitzung zu Ende war, trat der Oberkämmerer heraus, welchen die Leibwache ſogleich ergriff und für des Königs Gefangenen erklärte; hierauf ward er nach dem Tower gebracht und wohl bewacht. Man machte ihm den Proceß und ſchon wenige Tage ſpäter wurde er eines Morgens, nach dem Befehl des Königs, auf dem Platz des Kaſtells enthauptet. Hätte er das Rad des Glücks zu hemmen verſtanden, d. h. hätte er mehr Edelſinn und weniger Blutdurſt bewieſen, ſo würde er vielleicht ein beſſeres und ehrenvolleres Ende genommen haben.

Anmerkungen.

Von

Karl Simrock.

I.

Romeo und Julie.

Die unglückliche Liebe Romeos und Juliens erzählt Girolamo della Corte in ſeiner Istoria di Verona (Ver. 1594. 96. 2 Voll. 4.) als eine wahre Begebenheit, die ſich in Verona zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zugetragen habe. Nichts iſt natürlicher als die Vorausſetzung Eſchenburgs, daß die italieniſchen Novelliſten, von welchen dieſer Stoff behandelt worden iſt, ihn aus dem Geſchichtſchreiber entlehnt haben würden. Es ſcheint ſich aber grade umgekehrt zu verhalten und der Geſchichtſchreiber hat wohl diesmal aus den Novelliſten geſchöpft, obgleich Girolamo verſichert, die Ueberreſte der Gruft, worin die Liebenden beigeſetzt wurden, ſelbſt geſehen zu haben. Schon A. W. v. Schlegel (Kritiſche Schriften I. S. 388.) zweifelte an einer hiſtoriſche Grundlage der Erzählung. Girolamo hat nemlich die Geſchichte Veronas bis auf das Jahr 1560 fortgeführt; die zwei erſten Theile der Novellen Bandellus waren aber ſchon 1554 in Lucca erſchienen, in welcher Ausgabe die mitgetheilte die neunte des zweiten Theils iſt.

Lange vor Bandello hatte ferner schon Luigi da Porta († 1529) in seiner 1535 zum erstenmal gedruckten einzigen Novelle diese Geschichte erzählt und ein früheres historisches Zeugniß findet sich nirgends.

Luigi da Porta beruft sich in der Einleitung seiner Novelle auf die mündliche Mittheilung seines Bogenschützen, eines geborenen Veroneſers, mit Namen Peregrino. Da er sich in seiner Jugend eine Zeitlang in Friaul aufgehalten, sei er einst in Gesellschaft zweier seiner Leute und jenes Bogenschützen von Gradisca nach Udine geritten. Weil er nun seiner unglücklichen Liebe halber ganz in Schwermuth versenkt gewesen, habe er sich weit von den Gefährten entfernt gehalten. Der Veroneſer, ein noch immer verliebter Funfziger, der besonders in Erzählung rührender Liebesgeschichten eine große Stärke besessen, habe das bemerkt und seine Gedanken errathen. Er sei also zu ihm herangeritten und habe ihm, theils zu seiner Zerstreuung, theils zur Warnung vor den traurigen Folgen der Liebe, diese Geschichte erzählt.

Der Bogenschütze Luigis berief sich wieder auf die Aussage seines Vaters, zweifelte aber selbst an der historischen Wahrheit des Vorfalls, indem er in einigen alten Chroniken gelesen habe, daß die beiden Familien der Carelletti und Montecchi stets derselben Partei angehört hätten. Dies geht auch aus der von Schlegel citirten Stelle des Dante (Purg. C. VI.) hervor, nach welcher beide Familien Ghibellinen waren. Dante selbst kam kurz nach der Regierung Bartolomeos della Scala nach

Verona, wo er ſich lange Zeit aufhielt; dennoch erwähnt er weder der Geſchichte der beiden Liebenden noch des Streits ihrer Familien, obgleich er mancher ähnlichen Vorfälle gedenkt und im dreizehnten Geſang des Inferno's, wo er von den violenti contra se stessi redet, dazu Veranlaſſung gehabt hätte. Die einzige Chronik, die uns von jenem Zeitraum übrig geblieben iſt, meldet von jenen Streitigkeiten ſo wenig, als diejenigen, welche der Bogenſchütze Luigi da Portas geſehen haben wollte. Girolamo della Corte, auf deſſen hiſtoriſche Glaubwürdigkeit ſchon Maffei nicht viel Gewicht legte, ſcheint ſich alſo dieſer ſchon vor ihm von zwei bekannten Novelliſten erzählten Begebenheit nur zu einer Epiſode bedient zu haben, um die Lücken ſeiner in der Periode der Herrſchaft des Hauſes della Scala ſehr dunkeln Geſchichte Veronas auszufüllen.

Nach der Erzählung eines noch frühern Novelliſten, des Maſuccio Salernitano, deſſen Novellino 1476 in Neapel zum erſtenmal gedruckt ward, ſoll ſich ein ganz ähnlicher Vorfall in Siena ereignet haben. Die meiſten ſeiner funfzig Novellen enthalten wohl wirkliche Vorfälle, wenigſtens betheuert er am Schluß ſeines Novellino, indem er Gott zum Zeugen anruft, daß alle dieſe Geſchichten ſich wirklich zu ſeinen Zeiten ereignet hätten. Wir wollen die hier gemeinte Novelle, deren Uebereinſtimmung mit der von Romeo und Julie ſchon Dunlop (History of fiction II. p. 396) bemerkt hat, im kurzen Auszuge mittheilen. In der uns vorliegenden

Ausgabe (Vinegia 1531. 8.) bildet sie die dritte des vierten Buchs:

In Siena lebte ein junger Mann von guter Familie, Namens Mariotto Mignanelli, der in ein Mädchen, Gianozza genannt, heftig verliebt war und sich bald auch ihre Zuneigung zu erwerben wußte. Es wird nicht gesagt, welches Hinderniß ihrer öffentlichen Verbindung im Wege stand; genug, die Liebenden, die keinen andern Weg zu ihrer Vereinigung zu finden wußten, beschlossen sich heimlich zu vermählen, welches sie durch Bestechung eines Augustinermönchs, der sie zusammengab, auch bald bewirkten. Nicht lange nachher hatte Mariotto das Unglück, einen andern angesehenen Bürger von Siena, mit dem er in Streit gerathen war, zu erschlagen: weßhalb er von dem Podesta zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilet wurde und nach Alessandria flüchten mußte, wo sein Oheim, Ser Nicolo Mignanelli, ein reicher Kaufmann war. Beim Abschied gelobte seine geliebte Gianozza, ihm fleißig zu schreiben, und auch sein Bruder Gargano versprach, ihm von ihrem Befinden und Verhalten Nachricht zu geben. Bald aber konnte Gianozza dem Andringen ihres Vaters nicht länger widerstehen: er hatte ihr einen Bräutigam ausgesucht, gegen den sie keine Einwendungen vorbringen durfte. Sie stellte sich also, als willige sie in die Heirath, während sie ihr durch ein eben so gewagtes als außerordentliches Mittel zu entgehen suchte. Sie bestach jenen Augustinermönch, der sie getraut hatte, ihr ein Getränk zu brauen, das die Kraft hätte, sie drei Tage lang in einen tod-

ähnlichen Zuſtand zu verſetzen, trank es herzhaft hinunter und ward in der Auguſtinerkirche begraben. Vorher hatte ſie ihren Geliebten von ihrem Vorhaben durch einen Brief benachrichtigt, der nicht anlangte, weil das Schiff, worauf der Bote ſich befand, von Corſaren genommen wurde. Ein anderer Brief, worin Mariottos Bruder dieſem den Tod ſeiner Geliebten meldete, ſo wie den ihres Vaters, welcher vor Schmerz über denſelben wirklich geſtorben war, erreichte dagegen ſeine Beſtimmung und der unglückliche Mariotto beſchloß ſogleich, nach Siena zu eilen, um auf dem Grabe der Geliebten entweder vor Schmerz zu ſterben oder von Häſchern ergriffen und vor Gericht geſtellt zu werden, damit dieſes ſeinem Leben ein Ende mache. Er ward auch wirklich bei einem Verſuch, die Gruft zu eröffnen, betroffen und zum Tode verurtheilt. Unterdeß war Gianozza die Nacht nach ihrer Beerdigung aus dem Grabe hervorgezogen worden und ſobald ſie wieder zu ſich gekommen war, in Mannskleidern nach Aleſſandria gereiſt, wo ſie mit ihrem Geliebten vereinigt zu werden hoffte. Hier erfährt ſie aber mit Schrecken, daß Mariotto auf die Nachricht von ihrem Tode nach Siena gereiſt iſt und entſchließt ſich ſogleich, ebenfalls dahin zurückzukehren. Sie kömmt aber erſt drei Tage nach ſeiner Hinrichtung an und ſtirbt vor Schmerz über ſeiner Leiche.

Man ſieht leicht, daß beide Geſchichten in allen Hauptzügen übereinſtimmen: der einzige Unterſchied iſt faſt, daß Mariotto eine andere Todesart gewählt hat, als Romeo. Indeſſen wird uns auch dieſe Begebenheit

als eine hiſtoriſche überliefert, ohne daß wir jedoch genöthigt wären, ſie dafür zu halten. Möglich, daß ſich beide Vorfälle, der eine in Siena, der andere in Verona, ereignet haben; ähnliche Ereigniſſe müſſen ſich immer wiederholen, weil ſich in ihnen die Natur der Liebe abſpiegelt: es fehlt uns aber an aller Gewähr für ihre hiſtoriſche Wahrheit.

Man hat verſucht, die Sage noch höher hinauf zu verfolgen. Douce hat in ſeinen Illustrations of Shakspeare II. p. 198. (Vgl. Dunlop I. p. 81.) den mittelgriechiſchen Roman des Xenophon Epheſius verglichen und die Vermuthung geäußert, daß Luigi da Porta einen Zug deſſelben benutzt habe. Anthia, die Heldin dieſes Romans, nimmt nemlich einen Schlaftrunk ein, um einer verhaßten Heirath zu entfliehen. Sie wird begraben, beim Erwachen aber von Räubern fortgeführt, welche die Gruft der Schätze wegen zu plündern kommen. Aber ſchwerlich hat Luigi da Porta dieſen Roman gekannt. Eher ſollte man glauben, die Sage, von welcher ſich bei Xenophon Epheſius ein einzelner verlorener Zug findet, der eben ſo vereinzelt auch anderwärts vorkommt, z. B. bei Cinthio III. 5., ſei zu ſeinen Zeiten ſchon ausgebildet geweſen. Da ſich auch Luigi da Groto, mit dem Beinamen Cieco d'Adria, in ſeinem Trauerſpiel über dieſes Thema, in welchem auch eine ſchwatzhafte Amme vorkommt, auf alte Annalen ſeines Landes beruft, ſo hat ſich wohl eine uralte Liebesſage, die in vielen Geſtalten umgeht und ſich immer wieder von Neuem zu erzeugen ſcheint, an allen

jenen

jenen Orten angesiedelt. Wir glauben nemlich in drei der berühmtesten Liebesgeschichten aller Zeiten, denen von Hero und Leander, Pyramus und Thisbe bei den Alten und von Tristan und Isolde bei den Neuern dieselben Grundzüge wieder zu erkennen, und halten sie in allem Wesentlichen mit der Sage von Romeo und Julie für identisch. Die letztere ist nur die modernste Gestalt, die jüngste Wiedergeburt des uralten Mythus, welcher die Idee der Liebe und ihr tragisches Geschick auf die einfachste und gemäßeste Weise darstellt. Der allen dieser Sagen gemeinschaftliche Gedanke scheint uns folgender:

Die Liebe kennt in ihrer Einseitigkeit kein anderes Gesetz, als das eigene, das sie zwingt, sich zu vollbringen. Sie überwindet alle Hindernisse, welche die Außenwelt ihr entgegenstellt, durchbricht jede Schranke der Sitte, um ihr Ziel zu erreichen, das ihr allein Gültigkeit hat. Indem sie aber diesem nachstrebt, muß sie sich von allen Bedingungen des irdischen Daseins so weit los sagen, daß der kleinste Zufall hinreichend scheint, das schwache Band völlig zu zerreißen, das sie noch mit demselben verbindet und die Außenwelt so wie die Sitte für die erfahrene Zurücksetzung zu rächen. Jener Zufall würde ihr aber nichts anhaben können, wenn er für sie ein blos Aeußerliches bliebe, denn sonst würde ihn die Liebe wie alle andern Dinge der Außenwelt überwinden und beseitigen: er muß sich also in die Liebe selbst verkleiden und ihr einen Irrthum über den geliebten Gegen-

ſtand erregen. Hat er dies bei dem einen Theile vermocht und hat dieſer dann freiwillig das Band aufgehoben, das ihn noch mit der Erde verknüpfte, ſo hat ſich für den andern Theil der Irrthum in traurige Wahrheit verwandelt. Er folgt dem Vorangegangenen und beide flüchten aus dieſem verkümmerten Daſein in ein höheres, ſeligeres Leben, wo ſich das ganz erfüllen wird, was ſich hier vergebens zu verwirklichen ſtrebte. Somit ſind dann die Liebenden nicht ſowohl an der Außenwelt als an der Liebe ſelbſt untergegangen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die einzelnen Sagen, welche dieſe Idee enthalten, darum nicht verſchieden ſind, weil ſie bald für die Liebenden und die Liebe, bald für die Aeltern und die Pflichten Partei zu nehmen ſcheinen, gegen welche ſich jene verſündigen. Letzteres findet ſich in den Geſtaltungen der Sage, welche dem Alterthum aus dem Orient überliefert ſind, während die neuern Darſtellungen derſelben mehr die Liebe begünſtigen und das Unrecht auf Seiten der Aeltern zu finden geneigt ſind.

In Pyramus und Thisbe wird das Hinderniß, welches die Liebenden trennt, höchſt einfach und ſinnlich durch eine Wand ſymboliſirt, welche die Häuſer der Liebenden ſcheidet. In Hero und Leander iſt es eine Meerenge:

Aſien riß ſie von Europen;
Doch die Liebe trennt ſie nicht.

oder in den deutſchen Volksliedern, welche dieſe Sage

behandeln, Knaben Wunderhorn I. S. 236, II. S. 252, ein breites Waſſer oder ein tiefer See:

Es waren zwei Königeskinder,
Die hatten einander gar lieb:
Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

Aber dieſe Hinderniſſe weiß die Liebe zu überwinden: in der Wand findet ſie eine heimliche Ritze, durch die ſich die Liebenden ſehen und ſprechen; die Meerenge oder das breite Waſſer wird überſchwommen:

Ach, Liebchen, könntest du ſchwimmen,
So ſchwimme doch her zu mir. u. ſ. w.

In den deutſchen Volksliedern, welche die Sage von Pyramus und Thisbe darſtellen, (Knaben Wunderh. I. 275. II. 243.) wird der Wand nicht gedacht, ſondern das Hinderniß tritt ſogleich als ein ſittliches auf:

Daß ſie vor großer Hute
Zuſammen kamen nie.

Bei den Alten liegt immer ein ſittliches Hinderniß dem ſinnlich vorgeſtellten zum Grunde. Ovid. Metamorph. IV. 55.:

Sed vetuere patres...

und Heroidd. XVIII. 13.:

Non poteram celare meos, velut ante parentes,
Quemque tegi volumus non latuisset amor.

Schiller drückte es so aus:

Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar.

Zunächst aber erscheint es in der Sage nur als ein sinnliches, und in den deutschen Volksliedern von der Leander-Sage wird der sittlichen Grundlage gar nicht gedacht. In Romeo und Julie tritt das Hinderniß sofort als ein sittliches auf; doch hat die den italienischen Verhältnissen so gemäße Feindschaft der beiden Familien an der Stelle der Wand etwas Natürliches und Sinnliches. Auch kann man in dem Gitterfenster, durch das sich die Liebenden (S. 19.) besprechen; in dem Beichtstuhl mit dem Fensterchen (S. 21.) und in der Gartenmauer die Scheidewand sinnlich vorgestellt finden. Zur Bestätigung mögen Romeos Worte bei Shakspeare dienen:

Julie. Wie kamst du her? o sag mir und warum?
Die Gartenmaur ist hoch, schwer zu erklimmen:
Die Stätt ist Tod; bedenk nur wer du bist,
Wenn einer meiner Vettern dich hier findet.'

Romeo. Der Liebe leichte Schwingen trugen mich:
Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann;
Drum halten deine Vettern mich nicht auf.

Ferner eine Stelle in Erotokritos, einem neugriechischen Heldengedicht von Vincenzo Cornaro, zwischen 1630 und 1650. Arethusa, die Tochter des Königs Herakles von Athen, liebt den Erotokritos, den Sohn des Ministers

Pezostratos. Die Liebenden unterreden sich durch ein Fenster mit eisernen Gitterstangen in einer Mauer, die den königlichen Palast von dem des Ministers trennt. (Vgl. Ikens Leucothea 1. S. 187.) Dies bestättigt die Identität von Romeo und Julie mit Pyramus und Thisbe.

In dem weitern Verlauf dieser letztern Sage ist die Aehnlichkeit mit Romeo und Julie schlagend. Jenes Liebespaar, dem die Ritze in der Wand keine vollkommene Vereinigung verstattete, beschließt nun, sich in der Nacht aus der Stadt zu schleichen und bei dem Grabmahl des Ninus unter einem Maulbeerbaum, der einen kühlen Quell beschattet, zusammen zu kommen. In dem deutschen Volksliede schreiben sie sich Briefe:

Darin sie sich gemeldet
Von einem Brunnen kalt,
Der lag so weit im Felde
Vor einem grunen Wald:
Wer ehe kam zu des Brunnen Flun,
Der sollte des Andern warten:
Also war ihr Beschluß.

Die Gefahr, in welche sie sich hier begeben, deutet die Sage durch das Grabmahl des Ninus an, welches den lauschenden Tod vorstellt. In der Sage von Romeo und Julie findet es sich in der Gruft der Capelletti wieder, die zum Mittel gebraucht wird, die Vereinigung der Liebenden zu bewirken. Man hat sich den Ort, wo Pyramus und Thisbe zusammenkommmen, als:

— loca plena metus

zu denken, wie sich Pyramus bei Ovid ausdrückt: es ist eine von wilden Thieren bewohnte Wüste, nicht minder gefährlich als der Hellespont, dem sich Leander anvertraut. Allein diese Schrecken würden den Liebenden nichts anhaben können, wenn ihnen die Liebe selbst nicht verderblich würde. Eine Löwin, noch triefend vom Blut erwürgter Rinder, kommt ihren Durst bei dem Brunnen zu stillen, an dem Thisbe, die sich zuerst eingefunden hat, schon des Geliebten harrt. Sie entflieht in eine Höhle und ist somit schon der Gefahr entgangen. Aber in der Eile der Flucht läßt sie ihr Gewand fallen, die Löwin zerreißt es mit blutigem Munde und so entsteht der unselige Irrthum, der die Liebenden vernichtet. In dem deutschen Volkslied findet sich hier ein eigenthümlicher Zug:

Die Löwin warf ihre Jungen
Wohl auf den Mantel gut:
Der Mantel ward durchdrungen
Von Schweiß und rothem Blut.
Darnach die Löwin wieder ging
Zu Walde mit ihren Jungen:
Da kam der Jungeling.

Pyramus ist nun in demselben Irrthum wie Romeo, er hält die Geliebte für todt, weil er ihr zerrissenes, blutiges Gewand findet. Er mißt sich selbst die Schuld ihres Todes bei und ersticht sich über ihrem Gewande, wie Romeo über Juliens vermeinter Leiche das Gift trinkt. Jetzt tritt Thisbe aus ihrer Höhle wieder hervor, wie Julie von dem Schlaftrunk erwacht, findet

den Geliebten in ſeinem Blute und das noch rauchende Schwert an ſeiner Seite:

Das Schwert, das thät ſie ſtechen
In ihr betruktes Herz:
Gott woll nicht an ihr rächen
Den Tod mit ewgem Schmerz.
Denn es iſt wahr am Tage leit (liegt)
Die Liebe überwindet alle Ding
In dieſer betrübten Zeit.

Vorher aber beſchwört ſie die Aeltern um ein gemeinſchaftliches Grab für ſich und den Geliebten und die Aeltern erfüllen ihren letzten Wunſch; eine Urne umfaßt ihre irdiſchen Ueberreſte und die Götter laſſen an dem Maulbeerbaume, der ſie beſchattet, ein Wunder geſchehen, indem ſich ſeine bis dahin weißen Früchte, die ihr Blut beſprengte, fortan in rothe verwandeln.

Nicht ganz ſo deutlich iſt die Uebereinſtimmung in dem weitern Verlauf der Hero- und Leander-Sage. Freilich ſind die ältern Gedichte, welche ſie behandelten, verloren gegangen und der Nachhall derſelben in den Heroiden Ovids und der Erzählung des Grammatikers Muſäus iſt vielleicht nicht ohne Lücken. Wir können uns für unſere Lehre auf Schillers Darſtellung beziehen. Eine genaue Vergleichung der verſchiedenen Behandlungen dieſer Sage findet man in Valentin Schmidts trefflichem Buch: Balladen und Romanzen der deutſchen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller, S. 269. ff., wo nur die deutſchen Volkslieder von dieſer Sage übergangen ſind.

In dem schon erwähnten Liede von den beiden Königskindern ist es nicht der Sturm, dem Leander unterliegt, sondern das Erlöschen der Fackel, welche Hero ihm angesteckt hatte, tödtet ihn:

Ach, Liebchen, könntest du schwimmen,
So schwimme doch her zu mir,
Drei Kerzlein wollt ich dir anstecken,
Die sollten auch leuchten dir.

Da saß ein loses Nönnchen,
Das that, als wenn es schlief.
Es that die Kerzlein ausblasen;
Der Jungling versank so tief.

Bei Musäus und Schiller wirkt beides zusammen:

Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Dies Erlöschen der Fackel wäre aber etwas Ueberflüssiges, wenn der Sturm allein Macht gehabt hätte, die Kräfte des Liebenden zu besiegen. Bedeutung kann dieser Umstand nur gewinnen, wenn man annimmt, daß Leander nach dem Sinn der Sage den Sturm überwunden haben würde, wenn die Fackel nicht erloschen wäre. Dies kann so zu verstehen sein, daß Leander der Macht des Sturms so lange kräftig widerstand, als ihm die Fackel das Bild der Geliebten entgegenstrahlte und

seinen Muth erhöhte; daß ihm aber die Stärke entwich, als der Stern der Liebe mit der Fackel zu erlöschen schien. Das Erlöschen des Feuers, dessen die Geliebte pflegte, konnte aber auch Leandern den Irrthum erregen, jene sei ein Opfer des furchtbaren Gewitters geworden, das über dem Haupte der Liebenden tobte. Bei der letzten Auslegung, welche die Analogie der verwandten Sagen für sich hat, würde die oben angegebene Idee sich auch hier in allen ihren Momenten offenbaren, indem der Zufall, als welcher der Sturm hier erscheint, keine unmittelbare Macht über den Liebenden hatte, sondern sich erst in einen Irrthum über den geliebten Gegenstand verkleiden mußte. Doch auch bei der ersten Annahme kommt die Idee zur Erscheinung, denn Leander erliegt nicht der Gewalt des so oft überwundenen Meers sondern der Leidenschaft: der Sturm, der ihm an sich selbst nichts anhaben konnte, mußte erst einen Umweg durch sein Gefühl nehmen, indem er die Fackel verlöschte, die seinen Muth belebte. Der Selbstmord Heros, welcher die Geschichte beschließt, läuft nun ganz parallel mit dem der Thisbe:

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerflut sich hinab.

Wir haben noch ein anderes deutsches Volkslied von dieser Sage, worin abermals die Fackel eine große Rolle spielt:

Ja, wie auf dem Pokale
Zum Spiel ein Lichtlein ſchwebt,
Wenn es beim hohen Mahle
Auf Königs Wohlſein geht:

So ſetzt ſie auf das Waſſer
Ein Licht auf leichtem Holz:
Das treiben Wind und Wellen
In ihrem Buhlen ſtolz.

Als der es anfangen,
Er rief aus voller Bruſt:
„Wenn Sterne ſo aufgegangen,
Ich ſchau ihm nach mit Luſt.“

Das Lichtlein auf den Händen
Er ſchwamm zum Liebchen her:
„Wo mag er hin ſich wenden,
Ich ſeh ſein Licht nicht mehr?

„Liegt er in ihrem Schooße,
Sein Lichtlein gewendet ab?
Liegt er im Waſſerſchloſſe,
In einem naſſen Grab?“

In einer Novelle des Stravarola, (VII. 2.) die wir vielleicht künftig mittheilen, iſt es das Mädchen, welches über die Meerenge ſchwimmt. Ihre Brüder, die das Verhältniß mißbilligen und ſie dafür beſtrafen wollen, laſſen ſie nach einem falſchen Licht ſteuern und ſo lange durch die Wellen führen, bis ihr die Kräfte entſehen, daß ſie ertrunken muß.

In der Sage von Triſtan und Iſolde, die wir hier ebenfalls als bekannt vorausſetzen müſſen, zeigt ſich das Hinderniß ſofort als ein ſittliches, denn Iſolde iſt König Markes Gemahlin, wenigſtens wird ſie dafür gehalten, und Triſtans Verhältniß zu ihr iſt, wenn nicht Ehebruch, doch Untreue gegen Marke. *) Andererſeits gebietet die Pflicht der Blutrache Iſolden, Triſtan zu haſſen, weil er ihren Oheim Morolt erſchlagen hat. Ueberdies haben die Liebenden mit einer ganzen Hölle äußerer Hinderniſſe zu kämpfen, die jedoch nicht als

---

*) Hier berühret ſich die Liebesſage mit der Freundſchaftsſage. Die Colliſion der Freundſchaft mit der Liebe behandeln drei urſprünglich identiſche Sagen, nemlich die von Triſtan, von Sigurd und von Amicus und Amelius. Im Triſtan wird dieſe Colliſion zu Gunſten der Liebe entſchieden, in Amicus und Ameliuß zu Gunſten der Freundſchaft; die Sage von Sigurd und Gunnar ſchwankt unentſchieden zwiſchen beiden. Alle drei Sagen haben den Drachenkampf, den Liebesbecher und das Schwertliegen gemein. Ob Sigurd nicht dennoch die Treue gegen Gunnar gebrochen habe, läßt die Sage im Dunkeln: die Tochter, (Aslaug) welche er mit Brunhilden zeugte, ſcheint eben nicht dafür zu ſprechen, daß es ihm mit dem Schwertliegen ernſter geweſen, als dem Triſtan. Im weitern Verlauf der Sage faßt Gunnar deßhalb gegen Sigurd einen vielleicht nicht ſo ungegründeten Verdacht, in Folge deſſen Sigurd verrathen wird, wobei es unentſchieden bleibt, ob er als ein Opfer beleidigter Freundſchaft oder gekränkter Liebe fiel. Die weitere Ausführung dieſer Anſichten bleibt einer Abhandlung über die Freundſchaftsſage vorbehalten.

Symbole des sittlichen Hindernisses gelten können. Doch mag man ein solches Symbol in dem entblößten Schwerte finden, das Tristan zwischen sich und Isolde gelegt hat, da sie Marke in der Waldhöhle schlafend findet. Dies Schwertlegen kehrt bekanntlich in vielen Sagen wieder, überall aber bedeutet das zwischengelegte bloße Schwert die Pflicht oder das Gesetz, welches die Beiliegenden trennt. So in der Sage von Sigurd und Gunnar, von Amicus und Amelius u. s. w., wo es die Pflicht gegen den Freund und Stallbruder ist, welche den Siaund u. s. w. in Gestalt eines bloßen Schwertes von Brunhilden u. s. w. scheidet. In der Freundschaftssage wird dies Gesetz beobachtet, denn ihr Sinn ist eben, daß selbst die Liebe, die sonst mächtigste aller Leidenschaften, den Freund nicht zur Untreue gegen den Freund bewegen kann. In der Liebessage dagegen wird es wie jedes andern Hinderniß beseitigt und dient nur den gutmüthigen Marke zu verblenden, der nun fest auf ihre Unschuld und Enthaltsamkeit vertraut. Zu dieser sinnbildlichen Deutung des Schwerts auf die trennende Sitte, wie wir schon in den vorher betrachteten Sagen die Wand und den Fluß gedeutet haben, ist man hier um so mehr berechtigt, als hier auch das Vereinigende, die Liebe, in dem Liebestrank, den Tristan mit Isolde genossen hat, versinnbildlicht erscheint. Dieser symbolischen Darstellung des Hinderniſſes in dem Schwerte entspricht es auch, daß Tristans Ende durch eine Wunde herbeigeführt wird, obgleich dies mit jener Begebenheit in der Waldhöhle, sowie die Sage jetzt

vorliegt, nicht weiter zusammenhängt. Bei seinem Tode finden sich aber alle Momente wieder, die wir in den schon verglichenen Sagen, der Idee entsprechend, bemerkt haben. In einem Streit war nemlich Tristan in die alte Wunde getroffen worden, die Isolde schon einmal geheilt hat und auch diesmal wieder nur Isolde heilen kann. Er sendet einen Boten mit einem Ringe als Wahrzeichen zu ihr und befiehlt ihm ein weißes Segel aufzuspannen, wenn er sie mitbringe, ein schwarzes, wenn sie daheim bleibe. Isolde folgt dem Boten, das weiße Segel weht von dem Schiffe, aber aus Eifersucht bringt die andere Isolde, die weißhändige genannt, dem Tristan die falsche Botschaft, ein schwarzes Segel sei aufgezogen. Bei dieser Nachricht sinkt Tristan trostlos zurück, sein Herz bricht und das seiner herbeieilenden Geliebten über seiner Leiche. Beide wurden in ein Grab zusammengelegt und über Tristans Leichnam pflanzte man eine Weinrebe, über Isoldens einen Rosenstock, und diese wuchsen ineinander und konnten nicht wieder geschieden werden. Auch hier würde also die Liebe wieder alle Hindernisse besiegen, wenn nicht Zufall oder Tücke einen Irrthum über den geliebten Gegenstand zu erregen wüßten und mithin die Liebenden nicht sowohl an der Außenwelt als an sich selber zu Grunde gingen. Die Uebereinstimmung mit den früher betrachteten Sagen fällt von selbst in die Augen; das Segel mag man mit der erloschenen Fackel in Hero und Leander und die weißhändige Isolde mit dem losen Nönnechen vergleichen, das in dem deutschen Volksliede die

Herzen ausblüht. Mit der Sage von Romeo und Julie hat die von Triſtan und Iſolde noch die äußere Aehnlichkeit, daß Iſolde wie Julie über der Leiche des Geliebten vor Schmerz ſtirbt, während Thisbe und Hero ihrem Daſein durch Selbſtmord ein Ende machen. Aber dies iſt ganz zufällig, denn im Grunde tödtet ja der Schmerz auch Thisbe und Hero, wie er ſchon die in dem unſeligen Irrthum befangenen Liebhaber Romeo, Triſtan, Pyramus und (wenn unſere obige Annahme wegen der erloſchenen Fackel haltbar iſt) Leander getödtet hatte, obgleich einige unter ihnen ihm durch Selbſtmord vorgreifen.

Wie volksmäßig und allgemein wirkſam übrigens die Sage iſt, welche den oben angegebenen Gedanken ausdrückt, beweiſt unter andern ein modernes ziemlich verbreitetes Volksbuch: „Merkwürdige Geſchichte des kaiſerlich-öſtreichiſchen Offiziers Herrn von Friesland und des Fräuleins Thereſe von Hartenſtein. Geſchehen zu Prag im Jahr 1819. Berlin, in der Zürngibliſchen Buchdruckerei," wo ſich wieder derſelbe Ausgang findet, ohne daß eine äußere Ableitung erſichtlich wäre.

Wenn die obige Ausführung die Uebereinſtimmung der vier bekannteſten Liebesſagen in den weſentlichſten Zügen dargethan hat, ſo durften wir ſie darum nicht von einer gemeinſamen Urquelle ableiten, noch eine äußere Einwirkung der einen auf die andere vermuthen, vielmehr mußten wir alle gemeinſamen Züge aus der nachgewieſenen Idee erklären, welche alle dieſe Sagen verbindet. Ohne Zweifel wird vorurtheilsloſe Betrach-

tung verwandter Sagen in den meiſten Fällen auf eben dies Reſultat führen und weit öfter einen innern Zuſammenhang durch den Gedanken, als einen äußern durch Ueberlieferung und Mittheilung ergeben, obgleich auch ein ſolcher nicht ſelten vorkommen, nicht ſelten auch beides zuſammen wirken mag.

In Bezug auf Shakspeare ergiebt die angeſtellte Vergleichung, daß die ihm überlieferte Sage, wenn ſie auch in der Geſtalt, in welcher er ſie empfing, ſchlecht und unwürdig genug dargeſtellt war, doch an ſich ſelbſt einen unendlich hohen Werth hatte, indem ſie einen unvergänglichen, ewig wahren Gedanken in einer höchſt dichteriſchen Weiſe zur Anſchauung brachte. Daß Shakspeares Behandlung erſt dieſer Sage ihr volles Recht angedeihen ließ, und ſie mit dem Glanz umgab, in dem ſie zu ſtrahlen verdiente, gereicht ſo ſehr zum Ruhme des Dichters, daß man nicht nöthig hat, zu allerlei höchſt unwahrſcheinlichen Annahmen zu flüchten, um das enge Anſchließen an den vorgefundenen Stoff in dieſem Schauſpiel zu beſchönigen. Shakspeare ſoll nemlich nach A. W. v. Schlegel blos Arthur Brookes jämmerliche metriſche Bearbeitung unſerer Novelle (The tragical history of Romeus and Juliet, 1562, neu aufgelegt 1582, abgedruckt hinter der Johnſon-Steevens'ſchen Ausgabe des Stücks) gekannt haben, oder nach Andern außer dieſer nur noch die Ueberſetzung des Painter im zweiten Bande des Palace of Pleasure. Arthur Brooke ſchöpfte wie Painter aus Boiſteaus von Belleforeſt fortgeſetzten Histoires tragiques, extraites de oeuvres

italiennes du Bandel und Boisteau wieder, wie der Titel seines Werks besagt, aus Bandello, jedoch erlaubte er sich manche Abweichungen. Wenn nun auch Shakspeare die meisten dieser Abweichungen von Bandellos Erzählung, deren Angabe den Leser ermüden würde, (Eschenburg hat sie sämmtlich aufgezählt) mit Painter gemein hat, so darf man daraus noch nicht mit Dunlop II. p. 401 und Andern den Schluß ziehen, daß Shakspeare den Bandello nicht gekannt habe, da er ja diesen Veränderungen aus künstlerischen Gründen den Vorzug geben konnte, wie es Schlegel selbst bei dem erwähntem Umstande ausgeführt hat. Man ist überhaupt neuerdings von der Ansicht der Engländer über Shakspeares Unwissenheit abzugehen genöthigt gewesen. War er auch kein Gelehrter, er würde seinen Beruf verkannt haben, wenn er das hätte sein wollen, so lebte er doch in einer Zeit und an einem Hofe, wo gelehrte Bildung und Sprachkenntnisse sehr verbreitet waren, und in dieser Umgebung konnte ein Geist wie der seinige nicht zurückbleiben, ja noch heut zu Tage würde er für gut unterrichtet gelten. Das Lateinische war ihm geläufig, das Griechische nicht versagt, die italienische Sprache hatte er vollkommen inne, wie es am Hofe Elisabeths nicht anders sein konnte, und an seiner Kenntniß des Französischen, die dazumal eine Seltenheit war, kann Niemand zweifeln, der seinen Heinrich V. gelesen hat. Wie es mit dem Spanischen steht, wissen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich, daß er auch diese Sprache verstand. Den Beweis dieser Sätze würden wir führen können, doch

über.

überlaſſen wir dies einem Beſſern, indem wir auf Ludwig Tiecks ſehnlichſt erwartetes Werk über Shakſpeare und das altengliſche Theater verweiſen. Nur um eine kleine Probe von Shakſpeares Kenntniß der italieniſchen Sprache zu geben, bemerken wir, daß die wunderſchönen Worte, womit Romeo Julien auf dem Maskenball zuerſt anredet und ihre Antwort eine Anſpielung auf ſeinen Namen enthalten, welcher einen Pilger bedeutet, was gewiß Mancher nicht weiß, dem die italieniſche Sprache geläufig iſt. Vielleicht beſuchte Romeo das Feſt des Capulet in Pilgertracht, aber auch ohne dies durfte Shakſpeare darauf rechnen, daß ſeine Zuſchauer die Anſpielung verſtehen würden, denn ihnen war der Begriff eines Pilgers noch nicht ſo entlegen, daß ſie das Wort dafür nicht gekannt hätten.

Ob Shakſpeare die Novelle des Luigi da Porta kannte, wiſſen wir nicht: es iſt wahrſcheinlich, doch kann man es nicht mit Voß daraus ſchließen, daß in dieſer Novelle der Tod einiger Freunde den Romeo reizt, ſich an Tybalt zu vergreifen, wie bei Shakſpeare der Tod Mercutios hierzu Veranlaſſung wird.

Ueber den Kunſtwerth unſerer Novelle ſagen wir nichts: er kann in Vergleich mit Shakſpeare Behandlung nur verlieren. Wie wenig Verdienſt aber auch die Novelle haben mag, ſo iſt ſie doch der des Luigi da Porta vorzuziehen, der noch viel weniger eine Ahnung von der Macht der Liebe zu haben ſcheint, welche die Novelle doch darſtellen ſoll. Unerträglich iſt

hier das Zaudern der Liebenden, bis ſie alle Bedenklichkeiten hinweggeräumt haben und ſich endlich entſchließen, der Liebe ihr Recht anzuthun. Wenn die Italiener die Novelle Luigis vorziehen, ſo gründet ſich dies nur auf die größere Politur ſeiner Sprache.

II.

Die Sage von Amleth.

Die mitgetheilte Erzählung aus Saxos däniſcher Geſchichte iſt als die urſprüngliche und älteſte Quelle des Shakspeareſchen Hamlet anzuſehen, wiewohl der Dichter zunächſt aus einem ältern dem Thomas Kyd zugeſchriebenen Trauerſpiel gleichen Inhalts und einer engliſchen Novelle geſchöpft haben mag, die unter dem Titel: The hystorie of Hamblett. 4. mehrmals einzeln erſchienen und wiederum erſt aus Belleforeſts tragiſchen Erzählungen hervorgegangen iſt, deren fünfter Band ſie unter folgender Aufſchrift enthält: Avec qu'elle ruse Amleth, qui depuis fut roi de Dannemark vengea la mort de son pere Horvendille, occis par Feugon, son frère et autre occurence de son histoire. Jene engliſche

Erzählung nun, die Shakspeare vor Augen hatte, mag schon manche und vielfältige Zusätze willkührlich aufgenommen haben, indem nach Capells Versicherung alle Hauptmomente (?) und die bedeutendsten Charaktere (?) des Trauerspiels gleichsam im Keime in derselben liegen sollen, was von der ursprünglichen Sage bei Saxo schwerlich behauptet werden dürfte.

Indessen sind doch auch schon bei Saxo die Figuren zu erkennen, aus welchen Shakspeare einige seiner Charactere geschaffen hat. Aus dem Milchbruder des Prinzen ist Horatio, Hamlets Mitschüler zu Wittenberg; aus dem dreisten Höfling, (S. 77.) Polonius; aus der Junafrau (S. 76.), Ophelia geworden. Letztere Stelle kann auch zur Bestättigung der bekannten Ansicht Tiecks über Hamlets Verhältniß zu Ophelien dienen. Die Begleiter Amleths auf der Reise nach England (S. 88.) finden sich bei Shakspeare in Rosenkranz und Güldenstern wieder.

Es hat uns nicht gelingen wollen, die Quelle des Zwischenspiels aufzufinden, welches Hamlet in der zweiten Scene des dritten Akts vor seinem Oheim aufführen läßt. Daß eine solche vorhanden sei, lassen Hamlets eigene Worte vermuthen. Er sagt: „das Stück ist die Vorstellung eines in Vienna geschehenen Mordes. Gonzago ist der Name des Herzogs, seine Gemahlin Battista: die Geschichte ist vorhanden und in auserlesenem Italienisch geschrieben.“ Freilich kann dies auch eine falsche Angabe sein, die Shakspeare den Hamlet machen ließ, um die Anspielung auf den Oheim zu verdecken. Allein

die Todesart Gonzagos durch das während des Schlafs ins Ohr geträufelte Gift kommt bei Saxo nicht vor und Shakspeare mag diese allerdings aus einer uns entgangenen italienischen Novelle entlehnt haben. Daß Battista ein Männername ist, wußte Shakspeare, wie das Personenverzeichniß der gezähmten Keiferin beweist; daß es aber auch ein Frauenname sein kann, scheinen diejenigen englischen Kritiker zu ignoriren, welche aus diesen Worten Hamlets Shakspeares Unbekanntschaft mit der italienischen Sprache folgern.

Man hat den Hamlet des Shakspeare mit dem Orest des Aeschylus und Sophocles verglichen, um daran den Unterschied der modernen und antiken Welt zu entwickeln. Die Aehnlichkeit beruht in der fast gleichen äußern Handlung, indem auch dort die Mutter mit dem Mörder des Vaters verheirathet ist, welchen der Sohn an beiden rächt. Bei Hamlet wie beim Orest findet sich ferner der Wahnsinn, nur daß diesen die Furien der aus unmittelbarem Gefühl schonungslos vollbrachten That ängstigen, während jenen, der vor abwägender Gerechtigkeit nicht zur That kommen kann, seine Unschlüssigkeit dem Wahnsinn hingiebt. Hamlet ist der umgekehrte Orest: jenem kommt das Nachdenken vor der That, diesem nach derselben; jenen verfolgen die Furien, weil er zu langsam, diesen, weil er zu rasch handelte. Bei Hamlet straft das Gefühl die Ueberlegung, weil diese die vom Gefühl geforderte That verzögert; bei Orest straft die Ueberlegung das Gefühl, weil es die von ihm gemißbilligte That übereilte. Auf-

fallend iſt es, daß wir in einigen Darſtellungen der Sage von Oreſt und Klytemneſtra einem ſolchen Netze begegnen, wie das, deſſen ſich Amleth bedient, um die Anhänger des Oheims zu verderben. Klytemneſtras Worte bei Aeſchylos nach Wilh. von Humboldts Ueberſetzung:

„Ich machte es ſo, denn läugnen werd ichs nimmermehr,
Daß nicht Entfliehn vom Tode blieb, nicht Gegenwehr.
Erſt warf ich ringsumfahend fiſchgarnähnliches
Endlos Gewand ihm über, Unglücksklieiderſchmuck,
Drauf traf ich zweimal, zweimal ſtöhnend ſinket er
Die Glieder aufgelöſet hin; dem Geſunkenen
Den dritten Streich verlieh ich.“ —

ſtimmen nicht zu Agamemnons Worten bei Homer, Odyſſee XI. V. 417 – 20.

„Doch dort hatt am Meiſten das Herz dir getraurt bei dem Anblick,
Wie wir an um den Krug und die koſtbeladenen Tiſche
Lagen im Saale geſtreckt und ganz der Boden in Blut ſchwamm.

Nimmt man beide Erzählungen zuſammen, ſo rächte Klytemneſtra den Opfertod Iphigeniens durch dieſelbe Argliſt wie Amleth den Mord ſeines Vaters: das Fiſchnetz erſcheint hier überhaupt als ein Symbol des Trugs.

Der Amleth des Saxo Grammaticus ſpiegelt blos Wahnſinn vor, um zur Ausführung der feingewobenen Liſt Zeit zu gewinnen: aber er iſt des endlichen Erfolges gewiß. Der Hamlet Shakſpeares leidet zugleich an

dem Wahnsinn, den er heuchelt; er hat aber keinen Plan und folglich auch keine Hoffnung des Erfolgs und dies Bewußtsein des Nichtsthuns bei aller Aufforderung zur That treibt ihn wirklich zum Wahnsinn. Hier hat also Shakspeare die Sage verlassen und etwas ganz Neues geschaffen. Die Idee des Shakspeareschen Stücks ist darum auch eine ganz andere, als die des Märchens; auch sind die Ausgänge verschieden, denn Amleth vollbringt seine List und geht siegreich aus dem Kampf hervor, Hamlet aber erliegt seiner Thatlosigkeit in dem Augenblick, da eine höhere Macht durch ihn handelt. Der Keim zu dieser Veränderung lag nur insofern schon in dem Märchen, als auch Amleth kaltes Blut genug hat, seine Rache zu verschieben und es eben Hamlets Mangel an heißem Blut ist, die seiner Reflexion das große Uebergewicht über die Forderungen der Natur giebt.

Schon Belleforest hat die Aehnlichkeit zwischen Amleth und Brutus bemerkt. Er fügt aber noch die zwischen Amleth und David hinzu, der auch einmal aus List Wahnsinn heuchelt. Das Letztere ist ein blos zufälliges Zusammentreffen in einem einzelnen Umstande, der uns nicht berechtigt, einen innern oder äußern Zusammenhang anzunehmen. Ebensowenig gehört Tristan hierher, obgleich dieser seinen verstellten Wahnsinn benutzt, um an seinen Feinden Rache zu nehmen. Dagegen sind sich Amleth und Brutus sehr nahe verwandt. Wir berichten die Sage von Brutus am Kürzesten mit den Worten Niebuhrs:

„Der König sandte zwei seiner Söhne, Titus und

Aruns, nach Delphi, um das Orakel zu befragen. Er ſandte mit ihnen zur Begleitung und zum Geſpött ihren Vetter L. Junius, der wegen verſtellter Dummheit den Namen Brutus trug. Dieſer war ein Sohn einer Schweſter des Königs: ein Kind, als er, um ſich des Reichthums ſeines ältern Bruders zu bemächtigen, dieſen, wie viele andere, auf falſche Beſchuldigung tödten ließ: er errettete ſein Leben, als er herangewachſen war, durch die ausharrende Liſt, ſich blödſinnig zu ſtellen, und bereitete ſich Rache durch die unerſchütterliche Geduld, ſich als Narr verſpotten zu laſſen. So weihte er dem Gott, was das Opfer eines Narren zu ſein ſchien, einen Kornellenſtab, der aber als das Bild ſeines Geheimniſſes mit Gold gefüllt war. Die Königsſöhne befragten den Pythiſchen Gott auch für ſich ſelbſt. Der unter euch wird zu Rom gebieten, ſprach die Pythia aus, der zuerſt die Mutter küßt. Die Tarquinier entſchieden es unter ſich durch das Loos: Brutus lief wie ein Thor den Berg hinunter, daß er niederfiel und ſeine Lippen auf die Erde drückte, in deren Mittelpunkt, als ihr urſprüngliches Heiligthum, Pytho lag."

Nach Dionyſius von Halicarnaß hatte Tarquinius auch den Vater des Brutus tödten laſſen, und deſſen älteſten Sohn, den Bruder des Brutus, nur darum mit ihm, weil dieſer, der hohen Sinn zeigte, den Mord des Vaters nicht ungerächt gelaſſen hätte. Welcher Erzählung wir auch folgen, ſo beſtimmte Blutrache den Brutus wie den Amleth ſich wahnſinnig zu ſtellen.

Beiden iſt das gleiche Unrecht widerfahren, ſie haben gleiche Zwecke und bedienen ſich gleicher Mittel. Daß Amleth Anſprüche auf den Thron hat, die dem Brutus abgehen, iſt unweſentlich. Denn jenen treibt weit mehr die Begier und Pflicht der Rache als Herrſchſucht. Dazu kommt, daß ja auch Brutus dem Beleidiger das Scepter entreißt und es fortan ſelber führt, wenn auch nach anderm Rechte. Man muß die urſprüngliche Sage von den Veränderungen befreien, die ſie erlitt, als ſie ſich in der Geſchichte feſtſetzte. Die Sage von Amleth iſt in die däniſche, die von Brutus in die römiſche Geſchichte aufgenommen worden. Dies konnte nicht geſchehen, ohne ſie mehr oder weniger zu verändern. Irren wir nicht, ſo waren beide Sagen, ehe ſie in die Geſchichte verflochten wurden, vollkommen gleich, aber die Verbindung mit der Urgeſchichte zweier verſchiedenen Völker zwang ſie, ſich ungleichartigen Verhältniſſen zu bequemen. Daß aber beiden Geſtaltungen ein altes Volksmärchen zum Grunde lag, darauf läßt unter andern auch der goldgefüllte Kornellenſtab ſchließen, den Brutus als ein Symbol ſeines eigenen Geiſtes und Weſens dem Orakel darbringt. Solche Symbole begegnen häufig in Märchen und Sagen und wir haben ſchon bei Romeo und Julie eine Neigung der unbewußten Volkspoeſie zu ſolcher ſinnbildlichen Darſtellung bemerkt. Ueberraſchend iſt es nun, dieſen goldgefüllten Stab bei Amleth wieder zu finden, obgleich hier ſeine ſymboliſche Bedeutung weniger klar hervortritt. Amleth hat das für den Mord ſeiner Gefährten empfangene

ühnegeld in hohle Stöcke gießen lassen, und da er bei iner Rückkunft gefragt wird, wo seine Gefährten ge- lieben seien, zeigt er auf die hohlen Stöcke, die er mit- ebracht hatte. Hier steht also der goldgefüllte Stab n näherer Beziehung auf die Blutrache, welche den Mittelpunkt der Sage ausmacht, dafür aber verliert eine sinnbildliche Bedeutung an Anschaulichkeit, weil er nicht bestimmt ist, das Wesen des Helden vor dem Gotte zu bekennen und auszusprechen. Amleths Reise nach England und Brutus Reise nach Delphi hatten vielleicht in dem ursprünglichen Märchen, ehe es sich der Geschichte fügen mußte, eine gemeinsame Grundlage. Doch ist man auch hier nicht nothgedrungen, einen äußern Zusammenhang durch Ueberlieferung zwischen beiden Sagen anzunehmen, obgleich dies das Natür- lichste scheinen mag. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor und in der Urzeit, wo sich die Sage ausbildet, haben auch die entferntesten Völker viel Ge- meinschaftliches. So ist die Blutrache allen jungen Völkern gemein und diese zwingt den Beleidigten die angeborene Geisteskraft zu verstellen, um nicht auch als Opfer der Blutrache zu fallen, welche Pflicht und Ge- fühl zu rächen gebieten. Diese Verstellung des Geistes unter der Hülle des Blödsinns kann aber an keinem Ort deutlicher ausgedrückt werden, als durch das Bild des hölzernen Stabes, dessen Inneres Gold verbirgt, und so darf es uns nicht befremden, wenn der gleiche Gedanke sich ein gleiches Bild erschafft, mögen Ort und Zeit noch so verschieden sein.

Gegen Saxo Grammaticus, der nicht nur den Livius kannte, sondern ihm auch nachahmte, könnte der Verdacht erhoben werden, er habe den goldgefüllten Stab und vielleicht gar den Wahnsinn des Amleth von dem Brutus seines Vorbildes entlehnt und somit einen Theil der Uebereinstimmung erst hineingetragen. Dem widerspricht aber die Sagenmäßigkeit aller Züge seiner Erzählung, die mit dem vorgespiegelten Wahnsinn Amleths in Verbindung stehen. Der Einfluß, den Livius auf seine Darstellung hatte, ist allerdings unverkennbar, er zeigt sich aber nur in der Form derselben, im Inhalt läßt er die Quelle der Ueberlieferung unverfälscht fließen. Auch ist der goldgefüllte Stab nicht so angebracht, daß eine Entlehnung aus dem Livius wahrscheinlich würde. Wir begegnen in Saxos Erzählung vielen Zügen, die in andern Volksmärchen wiederkehren. So ist eine Verfälschung der Uriasbriefe, wie hier der Runentafel, in bekannten deutschen und italienischen Märchen so häufig, daß es unnöthig wäre, näher darauf hinzuweisen. Viele der Proben, die Amleth von seiner Weisheit ablegt, sind in der That nur Beweise von scharfen Sinnen, wie sie dem Thier mehr eignen als dem Menschen. Es ist aber den Begriffen der Vorzeit gemäß, wenn die Sage die Weisheit als Sinnenschärfe darstellt, wie ja noch unser Wort Scharfsinn von der Schärfe der Sinnenwerkzeuge hergenommen ist. So legen die sieben weisen Meister, um sich zu überzeugen, ob ihr Zögling Diocletianus in den sieben Jahren etwas gelernt hat, ein Erbsblatt unter jeglichen Bettstollen, und als der

Jüngling erwacht, blickt er mit Verwunderung nach der Decke und spricht: Entweder das Gewölbe der Kammer hat sich gesenkt oder das Erdreich unter mir sich erhoben. Von dieser Art sind auch die Proben von Weisheit, die Amleth dem Könige von England giebt, indem er seine Speisen mit einem Tadel belegt, den die angestellte Untersuchung rechtfertigt. In dem noch im Volke lebenden Schwank von den beiden Weinkennern behauptet der Eine, der Wein schmecke nach Eisen, der Andre, nach Leder: bei der Untersuchung findet sich auf dem Boden des Fasses ein eiserner Schlüssel an einem ledernen Riemen. Wenn Amleth endlich die Reinheit der Abstammung des Königs verdächtigt und auch an der Königin mägdische Sitten wahrnimmt, so bietet die Sage dafür viele Analogien. In deutschen Volksmärchen, z. B. Grimm II. 127., werden untergeschobene Königstöchter an ihren mägdischen Reden erkannt. (Vgl. III. S. 220.) In einer altwallisischen Erzählung (Altd. Wälder I. 69) verräth die Beschaffenheit des abgeschnittenen Fingers die grobe Arbeit der Magd, die einer Königstochter untergeschoben worden und in der Volsungasage Cap. 21., wo die Königin Hiordys, Sigurds Mutter, mit ihrer Dienstmagd die Kleider getauscht hat, legt ihnen König Alf die Frage vor: Woran erkennt ihr Frauen, daß es taget und die Nacht vergeht, wenn ihr kein Himmelsgestirn seht? Die Magd antwortet: „In meiner Jugend war ich gewohnt in der Frühe Meth zu trinken und seitdem ich davon ließ, wachten wir davon auf, und das ist mein Merkmahl.“ Der König

lächelt und sagt: das war eine üble Gewohnheit für eine Königstochter. Als er nun die Frage an Hiordys richtet, antwortet diese: „Mein Vater gab mir ein Goldringelein, mit der Eigenschaft, daß es mir in der Frühe am Finger erkaltet und das ist mein Merkmahl zu Nachts.“ Alf weiß nun, woran er ist und vermählt sich der Hiordys. In den cento Novelle antiche ed. Manni erkennt ein Weiser, daß ein Pferd mit Eselsmilch gesäugt worden, daß ein Edelstein einen Wurm hat und daß der König der Sohn eines Bäckers ist. Die Untersuchung ergiebt bei den ersten Punkten die Richtigkeit der Angabe und auch die Mutter des Königs muß zuletzt die Aussage des Weisen bestättigen. Obgleich das Weitere zeigt, daß der Weise alles dies mehr durch Beobachtung und Vernunftschlüsse, als durch sinnliche Wahrnehmung erkannte, so bleibt doch die Aehnlichkeit mit Amleths Weisheitsproben auffallend. Mit dieser Novelle stimmt übrigens in Tausend und Eine Nacht, Bd. 15. S. 28., die Geschichte des Königs und seines Sohnes (dritte Nacht des Wessirs) in allen Zügen überein.

Die andere Hälfte der Sage von Amleth, wo sich die Handlung umkehrt und Amleth Gegenstand der Blutrache wird, liefern wir in einem der folgenden Bände dieser Bibliothek; wir haben uns hier auf den Theil beschränkt, der zur Vergleichung mit Shakspeare dienen kann. Der Bearbeiter hat sich dem Original auf das Engste angeschlossen und selbst die Wiederholungen in der Rede des Amleth nicht ausscheiden wollen, durch welche Saxo vielleicht die unbändige

tachgier des Jünglings veranſchaulichen wollte, deſſen ungverhaltene Wuth, da ſie endlich hervorbrechen darf, ch gar nicht zu faſſen weiß. Es mag nicht unintereſſant ein, zu ſehen, wie das uralte, naive Volksmärchen ſich in er Darſtellung eines Schriftſtellers des Mittelalters ausnimmt, der ſich auf erworbene claſſiſche Bildung nd Gelehrſamkeit nicht wenig zu Gute thut. Daß Göthe den Vorſatz gefaßt hatte, die Sage von Amleth nach Saxo Grammaticus frei zu behandeln, iſt bekannt und allerdings iſt das Märchen noch einer andern Auffaſſung fähig und würdig, als es bei Shakspeare finden konnte, den ſeine höhern Zwecke vollkommen berechtigten, nur das aufzunehmen, was dieſen dienen konnte.

III.

Maaß für Maaß.

Giraldi Cinthios Hecatommithi ovvero cento novelle etc. erſchien zuerſt 1565 zu Monteregale in Sicilien, 2 Thle. 8., und vollſtändiger 1566 zu Venedig, in einem Quartband. In dieſer Ausgabe, ſowie in der, welche 1593 zu Venedig in zwei Quartbänden erſchien,

ist die mitgetheilte Novelle die fünfte der achten Decade, welche von der Undankbarkeit handelt. Giraldi selbst hat den Inhalt derselben unter dem Namen Epitia auf die Bühne gebracht, wie denn der Stoff zu seinem ganzen aus sechs Trauerspielen bestehenden Theater sich in seinem Hecatommithi wiederfindet. Ob Shakspeare die Novelle des Cinthio gekannt habe, ist unentschieden; man hat keinen Grund, es zu verneinen, wenn man nicht auf das Märchen zurückkommen will, daß er der italienischen Sprache unkundig gewesen. Soviel ist aber gewiß, daß wenn er sie nicht kannte, der Inhalt derselben ihm durch George Whetstones doppelte Bearbeitung zugänglich war. Whetstone gab nemlich im Jahr 1582 eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel Heptameron heraus, worin er auch eine Uebersetzung dieser Novelle des Cinthio aufnahm. Aber schon vier Jahre früher hatte Whetstone diesen Stoff dramatisch behandelt. Dieses Stück, welches die Six old Plays, on which Shakspeare founded etc. eröffnet, führt den Titel: „Die vortreffliche, weltberühmte Geschichte von Promus und Cassandra, in theatralische Gespräche eingekleidet. Der erste Theil zeigt den unerträglichen Gewaltsmißbrauch einer obrigkeitlichen Person, das tugendhafte Betragen eines keuschen Mädchens, die zügellose Ausschweifung einer schönen Courtisane und die unverdiente Schätzung eines gefährlichen Schmarotzers. Der zweite Theil handelt von der erhabenen Großmuth eines edeln Königs in Vertilgung des Lasters und Beschützung der Tugend, wodurch der Sturz und

Untergang ſchändlicher Tücke und der Triumph redlicher Handlungsweiſe bewieſen wird."

So gering auch das Verdienſt dieſes Stücks ſein mag, ſo findet ſich doch ſchon hier die von Shakspeare adoptirte Abweichung von der Novelle des Cinthio, daß Vico, der bei Whetſtone Andrugio, bei Shakspeare Claudio heißt, nicht wirklich hingerichtet wird, obgleich der Statthalter den Befehl dazu ertheilt hatte. Sonſt aber weicht Whetſtone nicht weſentlich von Cinthio ab, ſo daß die vielen vortrefflichen Abänderungen, die in Shakspeares Maaß für Maaß getroffen ſind, der Erfindung des Dichters allein angehören. Dahin rechnen wir den entſcheidenden Umſtand, daß der Herzog von Wien (in der Novelle Kaiſer Maximilian) als Mönch verkleidet ſtets gegenwärtig iſt, und die ganze Begebenheit unerkannt einem erfreulichen Ziele entgegenlenkt. Die Einführung der Verlobten des Angelo, welche an Iſabellens Statt das ihm gegebene Verſprechen erfüllt und von nun an ganz die Rolle der Epitia in der Novelle übernimmt, während Iſabelle ihre Keuſchheit erhält und dem Herzog vermählt wird, iſt ein eben ſo großes Verdienſt Shakspeares. Bewunderungswürdig iſt die Kunſt, mit welcher er dieſe Abweichungen ſo einzuweben gewußt hat, daß zugleich der urſprüngliche Hergang der Novelle in dem Bewußtſein Angelos erhalten ward, indem dieſer bis zum Schluſſe hin glaubt, er habe das Geſetz mit Iſabellen gebrochen und ihren Bruder tödten laſſen, wie es die Novelle berichtet. Daher erhebt auch Iſabelle vor dem Herzog, bei deſſen

Einzuge, ganz dieſelbe Klage wider ihn, wie Epitia gegen Juriſte vor dem Kaiſer. Man könnte aus dieſer Beibehaltung neben der Abänderung den Schluß ziehen, daß Shakspeare die Novelle des Cinthio gekannt habe, wenn nicht die Erzählung Whetſtones im Heptameron mit ihr ganz gleichen Inhaltes wäre.

Die von Shakspeare angenommene Aenderung Whetſtones, wonach der Verurtheilte am Leben bleibt, hat Shakspeare ſeinen Zwecken gemäß anders gewendet als jener. Bei Whetſtone hatte Promos (Angelo) dem Kerkermeiſter befohlen, der Caſſandra (Iſabelle, Epitia) das Haupt ihres Bruders zu überbringen. Dieſer überbrachte ihr aber, aus Mitleid mit dem Andrugio, nur das entſtellte Haupt eines neulich hingerichteten Verbrechers, das Caſſandra von dem ihres Bruders nicht unterſcheiden konnte. Bei Shakspeare wird dagegen der Statthalter, der die Hinrichtung befohlen hatte, durch das untergeſchobene Haupt getäuſcht und dieſe Abweichung von dem Ueberlieferten iſt der Ueberlieferung ganz gemäß. In unzähligen Märchen und Sagen kehrt es wieder, daß gutherzige, mit grauſamen Hinrichtungen beauftragte Diener ihren Herrn durch Unterſchiebung falſcher Wahrzeichen der Vollſtreckung zu täuſchen wiſſen. Eben ſo populär und der Sage gemäß iſt die unſerm Dichter allein angehörige Unterſchiebung der Marianne an der Stelle Iſabellens. So wird, um nur an das bekannteſte Beiſpiel zu erinnern, im Triſtan Brangene an Iſoldens Statt dem König Marke beigelegt. Ein Gleiches geſchieht in dem Gedicht von

den

den zwei Kaufleuten (Altd. Wälder I. 34.) und in einem neugriechiſchen Volkslied (Ebend. II. 181.). Wir wählen unter unzähligen die beiden letzten Beiſpiele, weil von dieſen Gedichten unten bei Cymbeline näher die Rede ſein wird. Was aber Shakspeare auf dieſe Erfindung leiten mußte, iſt die Unterſchiebung der Giletta von Narbonne an der Stelle der von Beltram geliebten Tochter der Edelfrau, welche Boccaccio in der unter IX. mitgetheilten Novelle, der Quelle von Ende gut, Alles gut, berichtet. Hier ſind die Umſtände faſt ganz dieſelben, denn die Untergeſchobene iſt nicht wie in den obigen Beiſpielen eine Magd, ſondern des Betrogenen rechtmäßige Ehefrau: daß Marianna nur Angelos Verlobte iſt, begründet keinen weſentlichen Unterſchied.

Durch dieſe Abänderungen, die an ſich ſelbſt ſo vortrefflich ſind, hat alſo Shakspeare einen Beweis geliefert, wie lieb und vertraut ihm die Sage war und welchen Nutzen er aus ihr zu ziehen verſtand. Man darf hierbei nicht vergeſſen, daß die Welt der Märchen und Sagen zu Shakspeares Zeiten dem Volk noch durchaus nicht entfremdet, ſondern ſein eigenſtes Eigenthum war, daher es auf der Bühne nichts lieber ſchauen mochte, als dieſen Wiederſchein ſeines Weſens, wenn er ihm auch durch minder kunſtvoll geſchliffene Spiegel, als Shakspeares Stücke ſind, zurückgeſtrahlt wurde. Hieraus erklärt es ſich auch, warum Shakspeare ſo viele Stoffe der Sage entnahm, daß wir drei Bände dieſer Bibliothek mit ſagenmäßigen Erzählungen füllen können, die er ſeinen Schauſpielen zum Grunde gelegt hat.

Bei der gegenwärtigen Novelle Cinthios begegnet aber der merkwürdige Umſtand, daß ſie an ſich ſelbſt wenig ſagenmäßigen Inhalt gewährt und erſt Shakspeare ihn in das Gebiet der Sage hinübergezogen hat. Indeſſen bieten ſich doch einige Vergleichungspunkte dar:

Schon Douce in ſeinen Illustrations of Shakspeare I. p. 153. und nach ihm Dunlop II. p. 429. haben eine Menge hiſtoriſcher Vorfälle ähnlicher Art angeführt, worunter die wichtigſten folgende ſind: Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zwang einen ſeiner Edelleute wegen eines gleichen Vergehens ein Mädchen zu heirathen, und ließ ihn, als das geſchehen war, hinrichten. Lipsii Monita et exempla politica. Antverp. 1613. 4. cap. 8. Dies iſt der Gegenſtand eines franzöſiſchen Schauſpiels von Antoine Marechal: Le jugement équitable de Charles le Hardy. 1646. 4. Ein gleiches Vergehen ließ ſich Olivier le Dain, der Barbier und Günſtling Ludwig XI. zu Schulden kommen, und büßte es mit dem Tode. Belleforeſt giebt eine Novelle für eigene Erfindung aus, welche der des Cinthio zu ähnlich ſieht, als daß man ſeiner Angabe unbedingt trauen ſollte: hier verführt ein Hauptmann das Weib eines Soldaten unter dem Verſprechen, das verwirkte Leben ihres Mannes zu ſchonen, welchen er ihr gleich darauf durch ſein Kammerfenſter, am Galgen hangend, überliefert. Sein Commandant nöthigt ihn die Wittwe zu heirathen und verurtheilt ihn dann zum Tode. Dieſelbe Grauſamkeit wird auch dem berüchtigten Colonel Kirke Schuld gegeben, mit welchem Recht iſt ſtreitig. In Goularts

Thrésor d'histoires admirables etc. iſt dieſer Gegenſtand zweimal variirt. p. 300 und p. 304. In Cooke's Vindication of de professors and profession of the law. 1640. 4. p. 61. wird die ganze Novelle Cinthios von Don Garcias, dem Gouverneur von Mailand während des Kriegs zwiſchen Carl V. und Franz I., erzählt, doch iſt es hier die Entehrte die Frau des Gefangenen, und die Enthauptung des Verführers wird nach der Hochzeit mit der Wittwe wirklich vollzogen.

Dieſen Beiſpielen haben wir noch folgende hinzuzufügen:

In den Novellen des Maſuccio Salernitano wird IV. 7. (47.) erzählt: Der König von Sicilien, Sohn Don Juans von Arragonien, ſei einſt zu Vagliendoli im Hauſe eines vornehmen Edelmanns abgeſtiegen, der ihn auf das Feſtlichſte empfangen und bewirthet habe. Dieſer Edelmann hatte zwei ſchöne Töchter, in die ſich während des Aufenthalts des Königs im Hauſe zwei von deſſen erſten Hofleuten verliebten. Durch Vermittelung einer beſtochenen Magd werden ſie Nachts in die Schlafkammer der Mädchen gelaſſen, wo ſie ihren Willen vollbringen, ohne daß die ſchlafenden Schönen erwachen: bald aber überzeugen ſie ſich von der Gewalt, die ihnen geſchehen iſt und erheben vor dem Könige, ihrem Gaſte, Klage wider die entflohenen Ehrenräuber. Dieſer verſpricht ihnen Genugthuung, verbirgt indeß ſeinen Zorn und zwingt die beiden Hofleute, die Entehrten, welchen er ein reiches Heirathsgut ausſetzt, zur Ehe zu nehmen. Als dies geſchehen iſt, geht nun der König

mit den Hofleuten ernſtlich ins Gericht und befiehlt ihre Enthauptung, welche auch ohne allen Einſpruch der Neuvermählten vollſtreckt wird. Dieſe erklärt nun der König zu Erbinnen der ganzen Hinterlaſſenſchaft ihrer Gatten und vermählt ſie auf der Stelle und ohne Beobachtung des Trauerjahrs zweien der vornehmſten Edelleuten der Stadt.

Noch grauſamer war der Richterſpruch Kaiſer Ottos in Lamparten (Grimms deutſche Sagen II. S. 169.) welcher vielleicht der Novelle des Cinthio zu Grunde liegt: Zu dem Könige kam eine Frau und klagte über einen Mann, der ihr Gewalt angethan hätte. Der König ſprach: „wann ich herwieder komme, will ich dir richten.“ „Herr,“ ſagte die Frau, „du vergiſſeſt es.“ Der König wies mit der Hand an eine Kirche und ſprach: Dieſe Kirche ſei deß mein Urkund.“ Als nun der Kaiſer nach der Zeit wieder nach Lamparten (Lombardei) zog, führte ihn der Weg an der Kirche her, die er dem Weibe gewieſen hatte. Er ließ ſie rufen und hieß ſie klagen. Sie ſprach: Herr, er iſt nun mein ehelicher Mann und ich habe liebe Kinder mit ihm. Aber der Kaiſer ſprach: „Sammer Otten Bart!“ Alſo ſchwur er ihr: er ſoll meiner Barten (Beile) ſchmekken! und befahl den Miſſethäter an ſeinem Leibe, nach dem Recht zu ſtrafen. Alſo richtet er dem Weib wider ihren Willen.“

Eine gleiche Rückſichtsloſigkeit hat bei Cinthio Maximilian im Sinne, aber Cynia beredet ihn eines beſſern. Die Freiſprechung des Miſſethäters geſchieht zwar nicht

nicht um seinetwillen, sondern seiner Gemahlin zu Liebe, es bleibt aber immer ein Unrecht ungesühnt und wir gönnen es dem Verbrecher nicht, eine solche Fürsprecherin gefunden zu haben. Diesem Uebelstande hat Shakspeare durch den minder strafwürdigen Character Angelos und dadurch abgeholfen, daß beide Verbrechen, die Entehrung Isabellens und Claudios Hinrichtung wider das ihr gegebene Versprechen, unbegangen bleiben.

IV.

Der Mohr von Venedig.

Bei den schon betrachteten Novellen hielten es die Erklärer Shakspeares für ausgemacht, daß er die Originale nicht gekannt habe, weil Uebersetzungen in die englische Sprache vorhanden waren, aus welchen er schöpfen konnte; bei der gegenwärtigen Novelle aber, von welcher sich keine englische Bearbeitung zu Shakspeares Zeiten nachweisen läßt, behilft man sich mit der Ausflucht, daß eine solche vielleicht vorhanden gewesen, aber seitdem wieder verloren gegangen sei. Vermuthlich, heißt es, war sie einzeln gedruckt und aus der schon

im Jahre 1584 zu Paris erschienenen französischen Uebersetzung der Novelle des Cinthio von Gabriel Chapuys entlehnt. Und alle diese Fictionen nur um in dem Aberglauben, daß Shakspeare aller Sprachkenntnisse entbehrt habe, bequemer verharren zu können. Als ob es einem Genie wie dem seinigen nicht ein Spiel gewesen wäre, sich Sprachen wie die italienische und französische anzueignen.

In den schon citirten Ausgaben der Novellen des Cinthio ist die mitgetheilte die siebente der dritten Decade. Der Name Othello kommt darin nicht vor, eben so wenig der des Jago; nach Steevens sollen sich aber beide in einer Erzählung in Giraldi Revenge against adultery finden, die dem Shakspeare bekannt sein konnte. Da diese Erzählung gleich dem Schauspiel von der Eifersucht handelt, so ist die Entlehnung der sonst gewöhnlichen Namen aus derselben wahrscheinlich genug.

Der Erzählung des Cinthio kann so gut ein historisches Factum als eine Sage zum Grunde liegen. Nach einer Aeußerung des verstorbenen Wilhelm Waiblinger in dem Taschenbuch Penelope auf das Jahr 1831 giebt es eine italienische Ballade dieses Inhalts: wir haben sie indeß in Wolffs Egeria vergebens gesucht. Allerdings macht der Zuschnitt der Novelle ihren Ursprung aus einer Volksromanze, wie sie herumziehende Bänkelsänger vor bemalten Tafeln absingen, nicht unwahrscheinlich. Und dennoch gehört diese Novelle zu den Besten des Cinthio, dessen Verdienst als Erzähler wir nicht hoch stellen können. Die Sage von Othello, wenn eine

ſolche angenommen werden dürfte, würde dem Inhalte nach dem Kreiſe angehören, von welchem wir unten bei Cymbeline ausführlicher zu ſprechen haben.

V.

Der Kaufmann von Venedig.

Eſchenburg beginnt ſeine Abhandlung über dies Stück mit einer Betrachtung über die drei Einheiten und die Vernachläßigung der Einheit der Handlung in den Shakſpeareſchen Stücken, welche ihm mehr zum Verdienſt als zum Vorwurf gereiche, indem er die Nebenhandlung ſtets ſo mit der Haupthandlung zu verweben wiſſe, daß nicht nur der Hauptgegenſtand nicht darunter leide, vielmehr durch die Nebenhandlung erſt in ihr wahres Licht geſetzt werde. Dies ſcheine nun, fährt er fort, auch in dieſem Stücke der Fall zu ſein. Beide Handlungen, die Grauſamkeit des Juden und Baſſanios Liebe habe Shakſpeare höchſt glücklich in eine Begebenheit vereinigt und dies Verdienſt ſei deſto größer, als er aller Wahrſcheinlichkeit nach ſich zweier Erzählungen bedient

und den ganz entlegenen Inhalt derselben zu einem Ganzen verbunden habe.

Dieser Theil der Eschenburgschen Abhandlung muß früher geschrieben sein, als derjenige, worin er selbst die hier mitgetheilte Novelle des Giovanni Fiorentino für die ächte Quelle Shakspeares erklärt, wie es vor ihm schon englische Kritiker gethan hatten, denn hier scheint er vorauszusetzen, erst Shakspeare habe die Geschichte von Bassanios Liebe mit der von dem beklagten Kaufmann verbunden, da diese Verbindung doch schon im Pecorone, ja wie wir sehen werden, noch in einer ältern Quelle Statt fand. Shakspeare hielt sich auf das Genaueste an die vorgefundene Novelle und vertauschte nur das Probestück, das Giannetto ablegen muß, um die Frau von Belmonte zu gewinnen, mit einem andern schicklichern, welches er ebenfalls einer Novelle, der zweiten der hier mitgetheilten, entlehnte. Wir sagen dies nicht, um das Verdienst des Dichters zu schmälern, sondern darauf hinzuweisen, worin es besteht: in der Behandlung, nicht in der Erfindung des Stoffs, der wie wir sehen, ihm überliefert war. Shakspeare hat seine Kunst in der Verbindung entlegener Stoffe oft genug bewährt; wir sind weit entfernt sie zu bezweifeln, aber jene Betrachtung Eschenburgs hätte er besser gethan, der Abhandlung über ein anderes seiner Stücke, z. B. den König Lear oder die gezähmte Keiferin, vorauszuschicken, als der über den Kaufmann von Venedig.

Der Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino

ward 1378 geschrieben, die erste Ausgabe ist zu Mailand 1538 gedruckt. Unsere Novelle ist die erste des vierten Tags. Giovanni schöpfte vermuthlich wieder aus dem unter dem Namen Gesta Romanorum hinlänglich bekannten Buche, aus dessen englischer Recension auch die mitgetheilte zweite Novelle: „die drei Kästchen," entlehnt ist. Eschenburg hat die hieher gehörige Erzählung nach einer 1538 gedruckten deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Hier hat sich ein Ritter am Hofe des Kaiser Lucius zu Rom in dessen Tochter verliebt: für tausend Mark erkauft er sich zweimal die Gunst, ihr beizuliegen, er entschläft aber jedesmal, ohne sie genossen zu haben. Das drittemal muß er das Geld gegen Verpfändung alles seines Fleisches von einem Kaufmann borgen, dem er darüber einen mit seinem Blut geschriebenen Schein ausstellt. Diesmal aber warnt ihn ein weiser Philosophus (Virgilius in den engl. Gest.) und lehrt ihn den Zauber vernichten, der ihn in den beiden ersten Nächten in Schlaf befangen gehalten. Das Weitere stimmt mit Giovanni, dem hiernach nicht viel mehr als die Erfindung angehört, daß ein Freund des Bedürftigen das Geld unter jener schrecklichen Bedingung für ihn aufnimmt, wodurch die Begebenheit freilich sehr an Interesse gewinnt. Sie ward hierdurch in die Freundschaftssage aufgenommen, welcher sie ursprünglich nicht angehört, und zwar schließt sie sich zunächst an die griechische Gestalt derselben an, wie sie Schiller in der Bürgschaft behandelt hat. Shakspeare hat auf diesen Umstand großes Gewicht gelegt, und sein Schauspiel ist

ein wahrer Codex der Freundſchaft in allen ihren Abſtufungen.

Aus der Erzählung der engl. Gesta Rom. ſcheint ein Schauſpiel gefloſſen zu ſein, das ſchon vor Shakspeares Zeiten auf der engliſchen Bühne heimiſch war. Stephan Goſſon citirt es ſeiner School of Abuse unter dem Titel: The Jew shown of the Bull, representing the greediness of worldly choosers, and the bloody mind of usurers. Goſſon lobt dies Stück und vermuthet, daß es Shakspeare umgeſchrieben oder doch dem ſeinigen zum Grunde gelegt habe. Aus der Novelle des Giovanni Fiorentino iſt dagegen die alte Ballade von Gernutus, dem Juden zu Venedig, gefloſſen, welche Dr. Percy in ſeinen Reliques of ancient english poetry aufbewahrt und Eſchenburg überſetzt hat, wenigſtens beruft ſich die Romanze ſelbſt auf eine italieniſche Quelle. Sie beſchränkt ſich aber auf die eine Begebenheit mit dem verſchriebenen Pfund Fleiſch und läßt Alles weg, was ſich auf die Liebſchaft des Freundes bezieht, für welchen der Kaufmann das Geld aufgenommen hat. Das Alter dieſer Ballade iſt nicht mit Beſtimmtheit auszumitteln; daß ſie Shakspeare gekannt habe, ſchließt man aus dem ſchon hier vorkommenden Zuge mit dem Wetzen des Meſſers, welcher aber auch in der Sage vom Blaubart und vom armen Heinrich wiederkehrt und alſo volksmäßig war.

In dem zweiten Briefe Leſſings an Eſchenburg ſchreibt ſich Erſterer die Entdeckung zu, daß Shakspeare aus dem Pecorone des Giovanni Fiorentino und dieſer

wieder aus den Gestis Romanorum geschöpft habe; ohne Zweifel hat Leſſing beide Entdeckungen für ſich gemacht, aber die Engländer waren ihm in der erſten ſchon zuvorgekommen. Zwar hatte unſere Vorgängerin in der Zuſammenſtellung der Quellen Shakſpeares, Miſtreß Arabella Lennor, Fieldings unholde Schweſter, in ihrem Shakspeare illustrated, or the novels, on which the plays of Shakspeare are founded, Lond. 1754. 3 voll. beides überſehen, aber ſchon 1755 erſchien zu London eine kleine Schrift, welche die Quellen des Kaufmanns von Venedig zu liefern verſprach und eine Ueberſetzung der Novelle des Giovanni und der unter 3 mitgetheilten des Boccaccio enthielt. Die engliſchen Ausleger des Dichters, Farmer und Tyrwhitt machten die zweite Entdeckung ſpäter als Leſſing, aber unabhängig von ihm. Rückſichtlich der erſtern verſäumen ſie nicht, auch hier wieder zu bemerken, daß eine Ueberſetzung der Novelle des Giovanni zu Shakſpeares Zeiten vorhanden geweſen und ſeitdem wieder verloren gegangen ſein müſſe, was ihnen Eſchenburg leider nachſchreibt. Indeſſen hat es nicht gelingen wollen, die Exiſtenz einer ſolchen nachzuweiſen. Außer der ſchon erwähnten Volksballade hat man keine Darſtellung dieſer Sage in engliſcher Sprache auffinden können, als die, welche in dem alten Buche vorkommt, das den Titel führt: The orator: handling a hundred several discourses, in form of declamations: some of the arguments being drawn from Titus Livius and other ancient Writers. Written in French by Alexander Silvayn and englished by L. P. London, printed by

Adam Islip. 1596. Der Verfaſſer, der ſich Lazarus Pyot nannte, hieß nach Ritſon Anthony Mundy. Dies Buch konnte Shakspeare bekannt ſein, denn ſein Schauſpiel erſchien erſt zwei Jahre ſpäter 1598. Es enthält aber nur einen ganz kurzen Bericht des Hergangs und zwei Reden, worin erſt der Jude und dann der Kaufmann ihr Recht vor dem zweiten Richter ausführen, wie denn der Zweck dieſes Buchs nur war, Beiſpiele practiſcher Beredſamkeit aufzuſtellen und zu zeigen, wie man das Für und Wider bei jeder Sache auffinden müſſe. Es ſcheint nicht, daß Shakspeare von einer dieſer Reden Gebrauch gemacht habe.

Steigen wir nun zu den Quellen hinauf, woraus die Gesta Romanorum ihre oben erwähnte Erzählung ſchöpften, ſo müſſen wir dabei zwei Begebenheiten unterſcheiden, die ſchon hier verbunden ſind. Nemlich zuerſt den Rechtsſtreit um das verſchriebene Fleiſch und deſſen Entſcheidung; zweitens das Verhältniß des Ritters zu der Kaiſertochter, oder bei Giovanni des Gianetto zu der Dame von Belmonte: beides ſind ſelbſtändige, urſprünglich nicht zuſammengehörige Sagen.

1) Ueber den Rechtsſtreit um das Fleiſch hat der engliſche Ueberſetzer von Gregorio Letis Leben des Pabſtes Sixtus des Fünften (Ellis Farneworth, 1754) die Vermuthung aufgeſtellt, daß wohl ein hiſtoriſches Ereigniß, welches Leti erzählt, unſerer Sage zum Grunde liegen möge. Dieſer berichtet nemlich einen ganz ähnlichen Vorfall, der ſich bei Gelegenheit der Einnahme von St. Domingo in Hispaniola durch Drake (alſo im

Jahre 1585) zwiſchen dem Kaufmann Paul Secchi und dem Juden Samſon Ceneda zugetragen haben ſoll, doch ſo, daß hier die Rollen vertauſcht ſind und der Jude es iſt, der ein Pfund ſeines Fleiſches gegen tauſend Kronen verwettet, wenn die Nachricht von jener Einnahme ſich beſtätige. Aber bereits Percy hat bemerkt, daß das eben citirte ältere Stück The Jew ſchon vor dem Jahre 1579 zur Aufführung gekommen iſt, folglich jene jüngere Begebenheit in Rom auf die damals ſchon entwickelte Sage keinen Einfluß haben konnte. Für uns iſt dies um ſo gewiſſer, als wir die beiden weit ältern Darſtellungen derſelben im Pecorone und den engl. Gestis Rom. kennen gelernt haben. Wenn dem Leti überhaupt zu trauen iſt, was ſchon Douce I. p. 276. billig bezweifelt hat, ſo gingen jene Kaufleute, von welchen er erzählt, wohl von der Sage aus und kehrten die Wette abſichtlich um.

Nach Malones Bericht kommt in einem Perſiſchen Manuſcript, das ſich im Beſitz des Thomas Munro befand, eine völlig übereinſtimmende Erzählung von einem Juden und einem Muſelmann vor. Leider hatte jenes Manuſcript am Anfang und am Ende Lücken, ſo daß ſein ſchwerlich hohes Alter *) nicht mit Gewißheit

*) Schon daß hier ein Jude mit einem Muſelmann den Vertrag ſchließt, weckt Verdacht gegen das Alter und deutet auf abendländiſchen Urſprung. In den Gestis Romanorum, der älteſten nachweisbaren Quelle der Erzählung, iſt es ein chriſtlicher Kaufmann, der das Geld

bestimmt werden konnte. Folgendes ist der verkürzte Inhalt dieser Erzählung:

In einer Stadt in Syrien wohnt ein armer Muselmann neben einem reichen Juden. Jener bittet diesen um ein Darlehn von 100 Dinaren, gegen einen Antheil an dem Gewinne. Der Muselmann hat ein schönes Weib, das der Jude liebt, und deßhalb auf den Antrag eingeht, weil er ihn für eine glückliche Gelegenheit hält, seine Wünsche zu befriedigen. Der Muselmann muß ihm aber einen Schein ausstellen, daß er das Geld binnen 6 Monaten zurückzahlen wolle, und wenn er nur einen Tag über diesen Zeitraum verstreichen lasse, solle er ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden, gleichviel von welchem Theile. Der Muselmann begiebt sich nun mit dem entliehenen Gelde auf die Reise und macht so gute Geschäfte, daß er noch vor Ablauf der Frist die hundert Goldstücke durch einen zuverläßigen Boten dem Juden übersenden kann. Dies Gold geräth aber in die Hände seiner bedürftigen Familie, welche es zu ihrer Unterhaltung verwendet. Als der Muselmann daher von der Reise zurückkehrt, verlangt der Jude die hundert Goldstücke und das Pfund Fleisch. Der erste Richter, vor den sie kommen, entscheidet für den Juden; da der Muselmann hiergegen Einspruch thut, gehen sie vor einen andern und zuletzt vor einem dritten, welches

---

einem Ritter leiht und erst im Pecorone ein Jude. Auch verpfändet der Ritter all sein Fleisch. Beides paßt zu der Ableitung aus dem Zwölftafelgesetz s. u.

der Cadi von Emeſſa war. Als dieſer die Klage vernommen hat, befiehlt er ein ſcharfes Meſſer herbeizubringen. Der Muſelmann erſchrickt, aber nun wendet ſich der Cadi zu dem Juden und befiehlt ihm, nicht mehr und nicht weniger als ein Pfund auszuſchneiden, widrigenfalls er es mit dem Leben entgelten müſſe. u. ſ. w.

Dieſe Erzählung, eine ähnliche in Gladwins Persian Moonshee st. 13., und eine dritte, ebenfalls orientaliſche, in dem British magazine for 1800, p. 159., begründet bei den Engländern, z. B. Douce und Dunlop, die Meinung, daß unſere Sage orientaliſchen Urſprungs ſein müſſe. Allein dieſer Schluß iſt zu voreilig, denn auch der Occident hat vielfältig auf den Orient zurückgewirkt und die Sagen, die er von dorthin empfing, reichlich durch andere vergolten, die er dahin verpflanzte. Die innere Geſtalt der Sage muß über ihre Abkunft entſcheiden.

Die Brüder Grimm haben über den Urſprung unſerer Sage zweierlei Vermuthungen ausgeſprochen, von welchen die jüngere der ältern zu widerſprechen ſcheint. In der Ausgabe des armen Heinrich (Berl. Realſchulbuchhandl. 1815.) heißt es S. 174: Der Jude habe wohl nach der urſprünglichen Sage Herzblut kaufen wollen, um ſich von einer ſchmutzigen Krankheit zu befreien, die nur ſo geheilt werden konnte. Hiernach würde die Sage mit denen vom armen Heinrich und vom Blaubart zuſammenhängen, mit welchen ſie überdies, wie wir geſehen haben, das Meſſerwetzen gemein hat. Daß der arme Heinrich durch das Blut einer reinen Jungfrau vom Ausſatz geheilt werden ſollte, iſt bekannt;

weniger daß die Brüder Grimm auch bei dem Blaubart die Absicht voraussetzen, sich durch das Blut seiner Weiber von der Krankheit zu befreien, die sein blauer Bart andeuten soll. Wenn ferner nach dem Volksglauben die Juden den Christenkindern nachstellen, um ihr Blut zu erlangen, wobei man freilich auch erst die Absicht, sich damit zu heilen, hinzudenken muß, so hat jene Vermuthung viel Ansprechendes, um so mehr als wir nachweisen können, daß man noch zu Shakspeares Zeiten an einen solchen Gebrauch des erkauften Fleisches dachte. In der schon erwähnten Posse Declamation des Buchs The merry (1596) führt der Jude in seiner Rede mancherlei Zwecke an, die er möglicherweise mit dem Fleische haben könne; unter Andern sagt er: „I might also say, that I have need of this flesh, to cure a friend of mine of a certaine malady (Muselsucht oder Aussatz) which is otherwise incurable. Allein wenn es auch nahe lag, an eine solche Bestimmung des Fleisches zu denken, so ist doch der Grund der Sage wohl tiefer zu suchen: höchstens möchte dieser Nebengedanke die Wirkung gehabt haben, daß man einem Juden das Gelüste nach dem Christenfleische zuschrieb, weil man bei dieser Nation solche schmutzige Krankheiten am ehesten voraussetzte, wie sie es denn auch gewesen sein mag, welche den Aussatz im Abendlande verbreitete. *) Aber eben so

*) In dem Volksbuch von der Hirlanda giebt ein Jude dem aussätzigen König den Rath, sich durch das Blut eines neugebornen Kindes zu heilen.

gut können dies andere Gründe bewirkt haben, z. B. den Juden Schuld gegebene Christenhaß, zu welchem ſo grauſames Gelüſte nach dem Fleiſch des chriſtlichen Kaufmanns wohl ſtimmte. Nicht in allen Gestaltungen der Sage iſt es auch ein Jude, der dieſe Bedingung ſtellt: wir haben geſehen, daß in der älteſten Darſtellung dieſer Sage in den Gest. Röm. ein chriſtlicher Kaufmann mit einem Ritter den Vertrag eingeht.

Eine andere Anſicht findet ſich in Jacob Grimms deutſchen Rechtsalterth. S. 616. Nach dem römiſchen Geſetz der zwölf Tafeln hatte bekanntlich der Gläubiger das Recht, den ihm zugeſprochenen Schuldner (addictus), wenn nach Verlauf von ſechzig Tagen und dreimaligem Ausruf der Schuld keine Zahlung beſchafft wurde, zu tödten oder jenſeits der Tiber zu verkaufen (postea de capite addicti poenas sumito aut si volet uls Tiberim trans dato.) War er mehrern Gläubigern zugeſprochen, ſo durften ſie ihn nach dem Uncialverhältniß ihrer Schuld zerhauen, ohne daß ſie, wie Shylock, eine Strafe zu fürchten hatten, wenn ſie dies Maaß nicht genau beobachten. (Si pluribus addictus sit, partes secanto, si plus minusve secuerint se (sine) fraude esto. Vgl. Niebuhrs Röm. Geſch., erſte Aufl., II. S. 314.) „Dieſem grauſamen Recht," meint nun Grimm, „begegnen alte, bis ins Mittelalter fortgepflanzte, aber ſo verſchieden davon geſtaltete Sagen, daß ſie nothwendig aus anderer Quelle hergefloſſen ſein müſſen." Weil nemlich die zwölf Tafeln die sectio corporis ohne vorgängige Stipulation, und nur für den Fall mehrerer Gläubiger geſtatten und das

Mehr- oder Minderhauen für unsträflich erklären, glaubt Grimm dem deutschen Recht, welches auch dem einzelnen Gläubiger die Verstümmelung des Schuldners gestattete, einen Einfluß auf die Ausbildung der Sage beilegen zu müssen. Allein das Röm. Recht gab ja jedem einzelnen Gläubiger Recht über Tod und Leben des Schuldners, folglich dürfte er ihn auch verstümmeln: das deutsche Recht, welches dies ausdrücklich bestimmte, weicht also hierin vom römischen nicht ab. Daß ferner die sectio corporis in unserer Sage nur nach ausdrücklicher Stipulation geschieht, ist natürlich, weil das alte gemeine Recht, zu der Zeit, wo die Sage auftritt, schon vergessen war, und es daher der Annahme eines besondern Abkommens bedurfte, um es in seiner ganzen Strenge wieder zu erwecken. Doch konnte ein solches Abkommen auch zur Zeit der zwölf Tafeln getroffen werden. Wenn endlich in der Sage das Mehr- oder Minderhauen sträflich wird, so macht sich hier eine spätere, mildere Rechtsansicht gegen das alte strenge Recht geltend.

Hier erst nähern wir uns dem Verständniß der Sage. Sie ist eine rechtshistorische und stellt den Sieg der Aequitas über das Jus strictum, also den wesentlichen Inhalt der ganzen Röm. Rechtsgeschichte dar. Diese Aequitas, das mildere Rechtsprincip, beruht hier auf dem Grundsatz, daß Menschenblut nicht vergossen werden darf, welche Rücksicht das Jus strictum, das dem Gläubiger die Verstümmelung des Schuldners erlaubte, mit beispielloser Grausamkeit vernachläßigt hatte. Dieß alte, strenge Recht fordert der Gläubiger, hier

der Jude, der mit einer Starrheit, die seiner Nation eigen iſt, seinen Schein will. Der Richter kann auch das ſtrenge Recht nicht beugen: ihm ſoll werden, was der Schein beſagt, jedoch nicht mehr nicht minder. Hier wird seiner Starrheit eine andere Starrheit entgegengeſetzt: er will keine Aequitas gelten laſſen und verlangt sein Jus strictum: der Richter bindet ihn aber an ein Jus strictissimum und zwar zu Gunſten dieſer Aequitas, welche ſich wie jedes jüngere Rechtsprincip in Form einer Exceptio geltend macht, die den Inhalt des alten Rechts vernichtet, ohne es formell aufzuheben. Wirklich wird auch das alte Recht, in der dem Juden ertheilten Erlaubniß ſo viel zu ſchneiden, als der Schein beſagt, der Form nach erhalten, während die Exceptio: Jedoch nicht mehr und nicht minder ſeinen ganzen Inhalt abſorbirt und zugleich den Sieg der Aequitas und des Menſchenrechts entſcheidet.

Man wird mir ohne Zweifel einwenden, dem alten Recht geſchehe hiernach allerdings Gewalt, indem die ausdrückliche Clauſel der zwölf Tafeln: si plus minusve secuerint, se fraude esto, vom Prätor unbeachtet bleibe, wenn er dem Beklagten eine ſolche Exceptio ertheile. Allein der Prätor konnte dieſe Clauſel umgehen, wenn er ſtatt der Exceptio nicht mehr und nicht minder die gab, welche bei Shakspeare zuerſt und in den Gestis allein vorkommt: jedoch ohne Blutvergießen. Auch nahm die Sage jene Clauſel der zwölf Tafeln in den dem Juden ausgeſtellten Schein, der das ſtrenge Recht repräſentirt, nicht auf, ſondern

stellte beide Principien in ihrer Ganzheit einander gegen über. Denn im Grunde war jene Clausel dem Geiste des strengen Rechts nicht gemäß, welches vielmehr jeden Gläubiger genau auf das Uncialverhältniß der Schuld hätte beschränken müssen. Nur zum Vortheil der Ausführbarkeit war diese Clausel dem Gesetz angehängt. Wer mit der römischen Rechtsgeschichte ein wenig vertraut ist, wird gestehen müssen, daß die Sage den Entwickelungsgang des römischen Rechts aus dem Gegensatz des strengern und mildern Princips an einem einzelnen Vorgang sehr anschaulich darstellt. Daß dieser Vorgang sich eben auf das Recht der Schuldknechtschaft bezieht, ist nicht bedeutungslos, indem wohl keine Bestimmung der zwölf Tafeln empörender und unmenschlicher war als diese. Eben hierdurch eignete sie sich dazu, das gesammte strenge Recht in der Sage zu repräsentiren.

Wegen dieses Bezugs auf die römische Rechtsgeschichte, den die innere Gestalt der Sage kund giebt, können wir weder mit den Engländern an einen orientalischen Ursprung derselben glauben, noch mit Grimm ein einheimisches deutsches Volksmärchen in ihr erkennen. Im deutschen Recht würde das alte strenge Recht auch nicht einmal formell beibehalten, sondern von einem andern Jus strictum verdrängt worden sein. Der Richter hätte also zu dem Juden nicht gesagt: Schneide, aber hüte dich kein Blut zu vergießen, sondern: Der Schein ist ungültig, schneide nicht, sonst kostet es dein Leben. In jenen Worten des römischen Prätors liegt aber der ganze Sinn und Witz der Sage.

Auch können wir das Factum nicht zugestehen, worauf Grimm sich stützt, daß nemlich die Sage zuerst in Deutschland und der Lombardei auftauche. Die Gesta Rom., welche sie zuerst darstellen, gehören dem südlichen Frankreich an, wo sie, wie Grimm selbst (Kinder- u. Hausmärchen III. 371.) berichtet und Douce ohne zureichende Gründe bestreitet, um das Jahr 1340 von Bercheur aus Poitou verfaßt wurden. Zwar bemerkt Grimm (R. A. S. 616. Note**) daß der lateinische Text diese Erzählung nicht enthalte, allein bekanntlich weichen die Ausgaben so wie die Handschriften sehr von einander ab und da die Geschichte in den deutschen und englischen Uebersetzungen vorkommt, so mochte sie sich wohl auch im lateinischen Original finden. Dies versichert auch Lessing in dem schon erwähnten zweiten Brief an Eschenburg, ja Tyrwhitt hat sich einer alten lateinischen Handschrift (MS Harl. n. 2270.) bedient, die er als die vollständigste rühmt, die er je gesehen habe, in welcher Cap. 48. diese Erzählung enthielt, aus der er mehrere Stellen wörtlich anführt. Auch das Exemplar, dessen sich Douce in seiner Dissertation über die Gesta Rom. bediente, muß die Geschichte enthalten haben. (Vgl. Illustrations of Shakspeare II. p. 385. cf. I. p. 281.) Freilich könnte dies Capitel aus dem Deutschen übersetzt und ein Zusatz eines spätern deutschen Bearbeiters der Sammlung sein; wer aber bürgt dafür, daß diesem deutschen Text nicht wieder ein lateinisches Original zum Grunde lag. *)

*) Schon Douce I. p. 290. wäre geneigt, den Rechtsstreit über das verschriebene Fleisch aus dem Geist der

Für unsere Ansicht, daß die Sage eine alte Rechtsanekdote enthalte, freilich eine der vielsagendsten und inhaltsreichsten, die es geben mag, spricht auch die Gestaltung der Fabel in dem alten zu Bamberg 1493 gedruckten Meistergesang von Kaiser Karls Recht, dessen Inhalt Docen im altd. Museum II. S. 279 — 283. berichtet:

„Ein reicher Kaufmann hinterließ seinem Sohn sein ganzes Vermögen, das dieser im ersten Jahre verschwendet. Nun borgt er tausend Gulden von einem Juden, um sein Glück außer Landes zu versuchen. Die Bedingung ist die bekannte. Mit großem Gewinn kehrt er zurück, findet aber den Juden nicht daheim und versäumt so die Frist, wenigstens behauptet der Jude, er habe den Contract nicht erfüllt, weil das Ziel verstrichen sei. Sie beschließen zum Kaiser Karl (doch wohl dem Großen) zu reiten, damit dieser den Zwist entscheide. Unterwegs schläft der Kaufmann auf dem Pferde ein und reitet ein Kind zum Tode, das ihm unvorsichtig in den Weg lief. Der Vater desselben schreit ihn für den Mörder an und folgt nun, sein Recht geltend zu machen, den Reisenden an den Hof des Kaisers. Hier wird der Kaufmann festgenommen, fällt aber durch ein neues unverschuldetes Unglück aus dem Fenster und tödtet

---

zwölf Tafeln herzuleiten, wenn er nicht schon in orientalischen Erzählungen vorkäme. Uebrigens findet man bei Douce p. 279. ein langes Verzeichniß von Stellen, worin dieses Rechtsstreits gedacht wird.

einen alten Ritter, der unten auf einer Bank saß. Auch der Sohn dieses Ritters tritt jetzt als Kläger wider den Kaufmann auf und der Kaiser hat nun drei Rechtshändel zugleich zu schlichten. Den Streit mit dem Juden entscheidet er auf die bekannte Weise; den Anspruch wegen des überrittenen Kindes beseitigt er weniger befriedigend:

„Leg ihn zu deinem Weibe,
Daß er ein ander Kind dir macht" —
„Nein," sprach der Mann, das Kind laß ich es fahren." —

Dem Sohn des alten Ritters aber räth er, um auf die genugthuendste Art seinen Vater zu rächen, solle er auf das Zimmer gehen; den Beklagten werde man unten auf die Bank hinsetzen: er möge dann aus dem Fenster ihn gleichfalls zu Tode fallen. Aber der Ritter fürchtet, er möchte daneben fallen und läßt die Sache bewenden." Hier sind also noch einige andere Rechtsanekdoten hinzugefügt, die aber jener an Tiefe weit nachstehen. Die letzte derselben ist ein noch jetzt im Volke gangbarer Scherz gegen das Jus talionis, der auch in Bidermanni Utopia, Dilingae 1691. p. 310. begegnet.

2) Der andere Theil der Erzählung Giovannis und der Gesta Romanorum, die Werbung um die Kaiserstochter oder die Dame von Belmonte, erinnert zunächst an die deutsche Brunhild, die auch in ähnlicher Weise erworben sein will; noch mehr aber eine ganze Reihe deutscher und italienischer Volksmärchen, wo durch kostbare Kleinode die Gunst erkauft wird, nur eine Nacht

in dem Schlafgemach des Geliebten zubringen zu dürfen, jedesmal aber ein Schlaftrunk den Zweck vereitelt, bis zuletzt der Rath ertheilt wird, das Getränk heimlich zu vergießen, z. B. Grimms Hausmärchen II. 88. III. S. 159.

In der Erzählung der Gesta Romanorum bewirkt dies kein Schlaftrunk sondern ein Zauberbrief, den die Jungfrau unter das Kopfkissen gelegt hat, und den der Ritter herausziehen und von sich werfen muß, um wach zu bleiben. Vermuthlich waren es ursprünglich Schlafrunen in eine Tafel oder einen Stab geritzt, die diesen Zauber bewirkten: daß solche Runen unter das Kopfkissen gelegt werden, kommt öfter vor, z. B. in der Egilssage. (Vgl. Legis Fundgruben des Nordens I. Bd. S. 17.) Im Tristan ist es gar das Kopfkissen selbst, das den guten Kaedin in Schlaf versenkt, da er bei der schönen Kamele liegt. (Heinrichs Forts. V. 4910—20. Ulrichs Forts. V. 1690—9.) Daß die erst spröde, ja grausame Königstochter, nachdem die Bedingung erfüllt und die Ehe vollzogen ist, ihre Gesinnung ändert und den Gatten liebgewinnt, liegt ganz in der Sage und ist von der tiefsten Bedeutung. Vortrefflich ist daher die Anknüpfung, daß sie es ist, die durch die Uebernahme des Richteramts den Gemahl und dessen Freund von den Pflichten befreit, die sie um ihretwillen übernommen haben.

Selbständig kommt übrigens diese Sage in dem Roman von Abdallah, dem Sohn des Hanif, vor, welchen Sandisson angeblich nach einem zu Batavia gefun-

denen arabiſchen Manuſcript ins Franzöſiſche überſetzte. Ein Auszug davon in der Bibl. des Rom. Janv. 1778. A. p. 104. Die Königstochter iſt hier durch das Teſtament ihrer Tante, welche ihr Reich und Krone hinterließ, gebunden, ihre Freier einer ſolchen Prüfung zu unterwerfen. Dies iſt aber dem Zuſammenhang der Sage fremd: nur die eigene Sprödigkeit der Jungfrau ſtellt dieſe Bedingung und erfindet die Liſt mit dem Schlaftrunk oder Zauberbrief, und erſt wenn dieſe beſiegt iſt „verkehrt ſich der Jungfrauen Gemüthe, daß ſie ihm gar hold ward," u. ſ. w. Wenn aber bei Shakspeare Portia durch den Willen ihres Vaters gezwungen iſt, ihre Freier der Prüfung durch die Käſtchen zu unterwerfen, ſo können wir dagegen nichts haben, denn hier hat er die Bedingung des Märchens mit einer ganz andern vertauſcht, deren Zweck nicht war, die Freier der Spröden zu täuſchen, ſondern ihr den würdigſten Gemahl auszufinden.

Die Novelle, welcher er die Prüfung durch die drei Käſtchen entlehnte, iſt ohne Zweifel die zweite hier mitgetheilte, welche nur die engliſchen Gesta Rom. enthalten. Lange hat unſere dritte (Dec X. 1.) für die Quelle Shakspeares gegolten; doch ſind beide unter ſich verwandt und kehren in vielen Geſtalten wieder. Daß Shakspeare auch die dritte gekannt hat, wird nach Val. Schmidts Bemerkung (Beitr. S. 101.) aus einer Stelle in Wie es euch gefällt (A. 2. Sc. 1.) wahrſcheinlich, denn hier iſt deutlich auf die Worte angeſpielt, die Ruggieri an ſein Pferd richtete, als es dem Fluß noch

Wasser dazu gab. Wir verweisen überhaupt auf die am ang. Ort von dem gelehrten Valent. Schmidt angestellte Vergleichung der hieher gehörigen Sagen und fügen nur noch in Betreff der Novelle Boccaccios hinzu, daß es im Mittelalter eine gewöhnliche Ausflucht karger Herrn gewesen zu sein scheint, es liege an dem wenigen Glück des Dienenden, wenn er keine Gabe davon trage, nicht an der Kargheit des Hofes. Darüber ereifert sich Walther von der Vogelweide (Lachm. 70, 13.). Ich gebe die Stelle nach meiner Uebersetzung:

Eine Rede sollt du lassen,
Herren, ich verliehe mich's zu deinem Werth:
Sprechest du so, ich müßt' es hassen:
Wie die Kargen sprechen, wenn man Lohn begehrt:
„Hätt' er Glück, ich macht' ihn froh."
Sie sind selbst unglücklich, die das gerne sprechen:
Handeln wollen sie ja doch nicht so.

Um dieser Ausflucht: Hete er saelde, ich taete im guot, Kraft zu geben, macht der König bei Boccaccio die Probe mit den beiden Kästchen: es gelingt ihm zu zeigen, daß das Glück dem Ritter nicht wohl will, weil es ihn den goldgefüllten Kasten verfehlen ließ: dann aber verbessert er das Glück durch seine Milde, um den Beweis seiner Freigebigkeit auch positiv zu führen. In Lehmanns Chronik von Speier (S. 788.) wird derselbe Vorgang von einem Einspännigen am Hofe Kaiser Sigismunds erzählt. Hier überbietet aber der Kaiser

das Glück nicht, sondern begnügt sich dargethan zu haben, daß dem Einspännigen das Glück, nicht ihm der gute Wille gemangelt. (Vgl. Gräters Bragur, Bd. 5. Abth. 2. S. 50.) Bei Straparola XII. 5. dieselbe Geschichte von Sixtus dem Fünften, mit einem neuen Schluß.

Auf eine merkwürdige Weise spielt diese Idee in eine orientalische Freundschaftsgeschichte hinein. (Vgl. Tausend und ein Tag. Bd. 4. S. 184—186.) Von zwei Freunden, die sich gegenseitig die größten Opfer bringen, welche die Freundschaft bieten kann, wird der Eine landflüchtig und kommt an den Hof des Andern, welcher König von Mußel ist. Hier hofft er eine sichere Zuflucht zu finden, wird aber zu seinem größten Erstaunen abgewiesen und mit zweihundert Goldzeckinen abgefunden, welche er im Handel anlegen und vor sechs Monaten nicht wiederkehren soll. Nach Ablauf dieser Frist hat er aber nichts gewonnen und nur noch hundert funfzig Zeckinen übrig. Als er nun an den Hof seines Freundes zurückgekehrt und auf Befragen erzählt, wie es ihm ergangen sei, wird er abermals nicht vorgelassen und erhält nur funfzig Zeckinen, um die Summe vollständig zu machen, nebst der Weisung, nach andern sechs Monaten wieder zurückzukehren. Da diese verstrichen sind, hat er beinahe hundert Zeckinen gewonnen: er kehrt an den Hof zurück und nun empfängt ihn der König liebevoll und entschuldigt sein früheres Benehmen mit den Worten: Du weißt, das Unglück ist ansteckend. Ich hatte dein Unglück erfahren und wagte es nicht,

dir in meinem Palast eine Zuflucht einzuräumen, ja nicht einmal, dich zu sehen, aus Furcht, dein Unglück möchte sich mir mittheilen und mich außer Stand setzen, dir Gutes zu erweisen, wenn dein Mißgeschick aufgehört hätte. Gegenwärtig, da das Unglück von dir gewichen ist, hindert mich nichts mehr, den Antrieben der Freundschaft zu folgen. Und von dieser Freundschaft giebt er ihm nun die untrüglichsten Beweise, indem er ihm sogar seine Liebe zum Opfer bringt. Hieraus erhellt deutlich, daß auch jene frühere Abweisung im Unglück nur zum Besten des Freundes gemeint war. Diese Vorstellung von der ansteckenden Kraft des Unglücks, die auch den Gastfreund des allzuglücklichen Polykrates bewog, diesem die Freundschaft aufzukündigen, mag wohl auch bei unserer Novelle im Hintergrund liegen und kargen Herren nicht selten zur Entschuldigung ihres Geizes gedient haben.

VI.

Cymbeline.

ist nicht unbestritten, ob die hier mitgetheilte Novelle Boccaccio (Dec. II. 9.) wirklich die nähere oder auch entferntere Quelle unseres Schauspiels sei. Grimm d. Wälder I. S. 27.) verneint es ausdrücklich. Jnen hat man bis jetzt noch keine Erzählung aufgefun, die mit seinem Cymbeline mehr Züge gemein hätte. enn Benda die zweite Erzählung in dem 1603 zu ndon erschienenen Buche Westward for Smelts u. s. w., lche er in den Anmerkungen zu diesem Schauspiel örtlich übersetzt hat, für die unbezweifelte Quelle Shakspares ausgiebt, so ist dies ganz grundlos. Der Mehrhl der englischen Kritiker entscheidet sich für unsere Novelle und schon Malone bemerkte, daß hier weit mehr Umstände mit Shakspeares Darstellung stimmen als in ener Erzählung, die überdies nichts als eine den englischen Sitten gerechte Nachahmung der boccazischen Novelle ist. Hiermit stimmt auch Dunlop II. p. 255. sqq. Sie weiß nichts von dem Kasten, durch den sich der Betrüger zur Nachtzeit in das Schlafgemach der treuen Gattin zu schaffen weiß *) nichts von den Gemälden in demselben, nichts von dem Muttermahl: statt dieser

*) Ganz in derselben Weise wird ein Kasten gebraucht in Tausend und Eine Nacht, Bd. 15. S. 164. f., im übrigen stimmt dies Märchen aber nicht.

entſcheidenden Wahrzeichen reicht ein entwendetes Kruciſix hin, den leichtgläubigen Mann von der Schuld der Gattin zu überzeugen. Dieſer Mangel wird auch nicht durch andere Züge aufgewogen, die bei Boccaccio fehlen und beweiſen könnten, daß Shakſpeare dieſe Erzählung auch nur gekannt habe. Vielleicht iſt ſein Schauſpiel ſogar vor ihrer Bekanntmachung geſchrieben; denn wenn Malone vermuthet, es ſei zwiſchen den Trauerſpielen Lear und Macbeth im Jahr 1605 gedichtet, weil die Geſchichte Lears und Cymbelines in Holinſheds Chronik nahe bei einander ſtehen, ſo bemerkt Benda ſehr richtig, wie unzureichend dieſe Angabe ſei, um das Alter dieſes Stücks zu beſtimmen: allein es iſt um nichts beſſer, wenn er ſelbſt mit Beſtimmtheit behauptet, das Stück ſei nicht vor dem Jahre 1603 gedichtet, weil in dieſem Jahre die Erzählung erſt herauskam. Tieck nimmt an, dies Stück ſei eine ſpäter wieder aufgenommene Jugendarbeit des Dichters.

Daß ſich auch von dieſer Novelle keine engl. Ueberſetzung zu Shakſpeares Zeiten nachweiſen läßt, kann nichts entſcheiden, mag man nun mit uns annehmen, daß Shakſpeare ſie im Original leſen konnte, oder mit den Engländern vermuthen, die Ueberſetzung ſei wieder verloren gegangen. Die italieniſchen Namen Philario, Piſanio und Jachimo ſprechen für die Entlehnung aus einer italieniſchen Quelle, obwohl die Epiſode von den geraubten Söhnen des Königs, Guiderius und Arviragus und ein großer Theil der Schickſale des Leonatus Poſthumus die Vermuthung begründen, daß

er noch eine andere Erzählung vorgefunden und mit jener verschmolzen habe. Vielleicht war diese Verschmelzung der Schicksale Imogens mit der altbrittanischen Sagengeschichte, wie sie Holinshed und vor ihm Galfred von Monmouth und Andere berichten, in einem damals gangbaren Volksroman, den Shakspeare benutzte, bereits vorgenommen; dann würde auch der Vorwurf wegfallen, auf welchen englische Kritiker so viel Gewicht legen, daß Shakspeare das alte Rom mit modernen Italienern bevölkert habe, denn fand er jene italienischen Namen schon in einer volksmäßigen Erzählung vor, so konnte er sie ohne Nachtheil für die Popularität seines Stücks nicht mit andern vertauschen. Douce (Illustr. II. p. 199.) will in dem Roman des Xenophon Ephesius von Abrocamas und Anthia, welchen er auch für die entfernteste Quelle von Romeo und Julie hält, zwei Züge finden, die in Cymbeline wieder begegnen. Der erste soll folgender sein: Als Anthia die Sclavin Mantos und ihres Ehemanns geworden ist, verliebt sich dieser in sie und als die eifersüchtige Manto dies erfährt, giebt sie einem vertrauten Diener Befehl, Anthia in den Wald zu führen und sie zu tödten. Dieser erbarmt sich aber wie der Diener bei Boccaccio und Pisanio bei Shakspeare der unglücklichen Anthia und verschont ihr Leben. Dieser Zug, der unendlich oft in den Märchen aller Zeiten und Völker wiederkehrt, kann nichts entscheiden, um so weniger als er sich auch bei Boccaccio in viel genauerer Verbindung mit den Schicksalen Imogens findet. Der andere Zug soll der Schlaftrunk sein, welchen Imogen

wie Anthia (s. oben S. 144.) und Julie trinkt, nach deſſen Genuß ſie von Guiderius und Arviragus für todt beſtattet wird und dann erwacht, um in die Dienſte des römiſchen Feldherrn zu treten. Es iſt nicht zu läugnen, daß hier der Schlaftrunk ſeiner Wirkung nach mehr Aehnlichkeit mit Cymbeline, als mit Romeo und Julie hat und es könnte daher wohl ſein, daß in der volksmäßigen Erzählung, die Shakspeare nach unſerer obigen Vermuthung benutzt haben ſoll, der Roman des Xenophon mit der Erzählung Boccaccios verſchmolzen war, wenn Shakspeare nicht ſelbſt dieſe Verſchmelzung vorgenommen hat.

In der Erzählung Galfreds von Monmouth von Cymbeline und ſeinen beiden Söhnen erinnern nur wenige Züge an Shakspeare. „Als Cymbeline zehn Jahre über die Brittannier geherrſcht hatte, zeugte er zwei Söhne, Guiderius und Arviragus; dem erſtern hinterließ er bei ſeinem Tode das Reich. Dieſer verweigerte den Römern den Tribut, worauf Claudius mit einem Heere in Brittannien landete und Porcheſter belagerte. Mit ihm war Einer, Namens Levis Hamo, auf deſſen Rath er in Kriegsſachen vertraute. Als es zur Schlacht kam, that Guiderius Wunder der Tapferkeit und ſchon flüchtete Claudius zu den Schiffen, als der ſchlaue Hamo ſeine Waffen von ſich warf, ſich als ein Brittannier waffnete und rüſtete, und ſo gegen die Römer kämpfte. Er ermahnte die Brittannier, den Feinden nachzuſetzen und einen vollen Sieg zu erfechten. Er hatte nemlich ihre Sprache und Sitten gelernt, weil er unter den Geiſeln der Brittannier zu Rom auf-

aufgewachsen war. Auf dieſe Weiſe näherte er ſich dem König Guiderius, der ſich keines Args zu ihm verſah und tödtete ihn unverſehens durch einen Schwerthieb. Hierauf flüchtete er wieder zu den Römern. Als Arviragus ſeinen Bruder erſchlagen ſah, legte er deſſen Rüſtung an und führte die Britten gegen die Römer, als ob er ſelbſt Guiderius wäre." — So wechſelt bei Shakſpeare Leonatus Poſthumus zweimal die Rüſtung, einmal um mit den Britten zu fechten, da er mit den Römern gekommen war, das zweitemal um als ein Römer von den Britten gefangen zu werden. Doch ſind es gerade ſeine Schickſale, welche am Meiſten die Vermuthung begründen, daß zwiſchen Monmouths Bericht und Shakſpeares Darſtellung noch eine volksmäßige Erzählung in der Mitte lag. *)

Gewiß iſt es indeß, daß die Erzählung Caſſibelan, welche die Bibl. univ. des romans 1781. Janv. A. p. 21. ohne Angabe der Quelle mittheilt, von Shakſpeare in keiner Weiſe benutzt worden iſt, denn obgleich dieſelbe bis in die kleinſten Einzelnheiten mit ſeiner Darſtellung übereintrifft, ſo iſt doch dieſe Aehnlichkeit viel zu groß, als daß man nicht glauben ſollte, der Verfaſſer habe vielmehr aus Shakſpeare geſchöpft. In einigen dieſer Erzählung beigefügten Noten werden ſogar die engliſchen

*) Auch der Name Imogens kommt bei Holinſhed und Monmouth vor, aber nicht bei Gelegenheit Cymbelines und ſeiner Söhne, ſondern am Anfang der Chronik, bei der Geſchichte des Brutus und Locrin. (S. unten XVIII.)

Commentare zum Shakspeare benutzt, z. B. p. 64, wo die angeführte Stelle des Erasmus aus einer Note des Warburton entlehnt ist. Man darf also nicht zweifeln, daß die Herausgeber der Bibl. Shakspeares Cymbeline ausgeschrieben und die Quelle gegen ihren sonstigen Gebrauch verschwiegen haben, um die Abweichung vom Plane ihres Werks, das nur aus Romanen nicht aus Schauspielen Auszüge liefern sollte, zu verbergen. Deßhalb scheinen sie auch die Namen mit Andern vertauscht zu haben.

Die Erzählung des Boccaccio ist vermuthlich aus einem lateinischen Original entsprungen, dem auch das deutsche Volksbuch seinen Ursprung verdanken mag, das zuerst ohne Jahrszahl und Druckort unter dem Titel: „Ein lierliche history und Warheit von vier kaufmendern. 4.“ dann später zu Nürnberg unter dem Titel: „Ain lipliche historie von fier kaufleuten“ erschien. In Schweden und Dänemark lebt dies Volksbuch noch fort, in Deutschland ist es ausgestorben, neuerdings aber durch ein ganz modernes ersetzt worden, das aus Boccaccios Novelle entstanden ist. Es führt den Titel: „Die schöne Caroline als Husarenoberst oder die edeldenkende Kaufmannsfrau. 1826. 8. Ueber jenes ältere vgl. Grimms altd. Wälder I 2. 68.

Aug. Wilh. v. Schlegel giebt die Idee von Ende gut Alles gut dahin an, daß weibliche Treue und Ergebenheit den Mißbrauch der männlichen Obergewalt überwindet. So allgemein ausgesprochen liegt dieser Gedanke auch dem gegenwärtigen Schauspiel und mehrern

andern Stücken des Dichters zu Grunde. Dahin rechnen wir König Lear, das Wintermärchen, die beiden Veroneſer, Viel Lärmens um Nichts, Prinz Perikles von Tyrus und Othello, obgleich in dieſem Stück der Triumph der reinen Weiblichkeit eine tragiſche Wendung annimmt. In Maaß für Maaß fand Shakspeare dieſe Idee kaum vor, aber durch ſeine oben betrachteten Veränderungen mußte er den Stoff ebenfalls ganz in ihren Kreis zu ziehen, ja ſie an Iſabelle und Mariannen doppelt zur Erſcheinung zu bringen. Im Londoner Verſchwender, einem dem Dichter mit Unrecht abgeſprochenen Stück, iſt es die wundervolle Treue und Anhänglichkeit der Frau, welche den Böſewicht beſſert. Wir würden kein Ende finden wollten wir alle Sagen und Märchen dieſes Inhalts hier aufzählen: wir beſchränken uns alſo auf die vornehmſten. Schon Schlegel führt beiſpielsweiſe die Geſchichte der Griſeldis an, die unter dem Namen von Markgraf Walther auch deutſches Volksbuch geworden iſt: aber eben ſo gut gehören die Sagen von Lucretia im Livius, von Bertha mit dem breiten Fuß, der Gemahlin Pipins (Vergl. Valentin Schmidt über die italieniſchen Heldengedichte S. 1 — 42. und Grimm altd. Wälder III. S. 43.), von Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen (Schreibers rhein. Sagen S. 63.), welche mit der von der Crescentia (Koloczaer Codex, herausgegeben von dem Grafen Mailath. Peſth 1817. S. 241.) faſt in allen Zügen übereinſtimmt, in dieſen Kreis. Die beiden letzten Sagen ſind ganz

das orientalische Märchen von dem Kadi und seiner Frau, Tausend und Eine Nacht Bd. II. S. 243. ff. Selbst die Beichte kommt hier vor, doch fehlt der Aussatz. (Vgl. Cap. 101 der englischen Gesta Rom. nach dem Auszug in Douce Illustrations of Shakspeare II. p. 416. Ferner gehören hierher die unter sich eng verwandten Volksbücher von Hirlanda, Helena, Kaiser Oktavian, der sich wieder mit dem französischen Volksbuch von Valentin und Orson berührt; das von Genofeva und Siegfried, welches mit der Erzählung von Siegfrieds Geburt, wie sie die Wilkinasage erzählt, zusammenhängt; endlich das neue Volksbuch von Itha von Toggenburg, deren Schicksale im letzten Bande der deutschen Tausend und Eine Nacht S. 168. erzählt werden. Der Roman von Ritter Galmy im Buch der Liebe, von dem sich noch jetzt ein abgekürztes Volksbuch erhalten hat, bildet den Uebergang in die Fridolinssage. Neuerdings ist noch das Käthchen von Heilbronn hinzugekommen, welches am nächsten mit der Gilette von Narbonne und einer englischen Ballade verwandt ist, wo auch der von dem Ritter belauschte Traum unter dem Hollunderbaum vorkommt, der auf unserer Bühne so sehr gefällt. Die schottische Ballade vom Grafen Walther (Child Waters) wie sie Bürger nennt, stimmt mehr mit der Griseldis. Der Roman de la Violette, woraus Spohrs Eurynanthe entstanden ist, steht in der Mitte zwischen unserer Novelle und der Crescentia. Endlich haben noch das altdeutsche Heldengedicht von Chautrun und die indischen

gen von der Damajanti und der Sakontala
en Inhalt.

In dieſer großen Sagenfamilie bilden aber diejeni
Sagen einen engern Kreis, die gleich unſerer No
e damit beginnen, daß der anfangs noch gutgeſinnte
auf die Treue ſeines Weibes feſt vertrauende Gatte
einem Herabwürdiger des ganzen Geſchlechts wettet,
werde dieſem nicht gelingen über die Tugend ſeiner
attin zu ſiegen. Auch hat dieſe Einleitung entſchiedene
orzüge, denn außer dem, daß ſie das Thema gleich
ſtellt, um das es ſich handelt, dient es auch ſehr zur
eranſchaulichung der Idee, wenn der erſt ſo zuverſicht
he Gatte, der ſein ganzes Vermögen auf die Tugend
ines Weibes verwettet, dennoch im Glauben und Ver
auen an dieſelbe nicht feſt genug befunden wird, in
em er ſich durch erſchlichene Beweiſe und Wahrzeichen
äuſchen und zu Grauſamkeiten hinreißen läßt, die den
Triumpf der weiblichen Treue und Duldung herbeifüh
en. Der ſcheinbare Sieg, den jene unwürdige Den
ungsart von dem weiblichen Geſchlecht auf eine Weile
avon trägt, dient zuletzt nur dazu, die Reinheit und
Hoheit der Frauen deſto herrlicher zu verklären, zu der auch
der beſte Mann noch zu wenig Zuverſicht bewieſen hat.

Darum mag auch wohl dieſe Einleitung ſo beliebt
geworden ſein, obgleich ſie zuweilen auch in ſolchen
Darſtellungen vorkommt, wo ſie jene Wirkung nicht
hervorbringen kann, weil die Sage eine andere Wendung
nimmt. Dahin gehört das beliebte Volkslied:

Es saßen drei Gesellen,
Die thäten sich was verzellen:
Sie hielten unter sich
Wohl einen weisen Rath,
Wer unter ihnen wohl
Das schönste Mädchen hat.

Da war auch Einer drunter
Der nichts verschweigen kunnte, u. s. w.

wo sich das Ausplaudern der Geheimnisse der Liebe unmittelbar an dem Verräther bestraft: denn seine Geliebte, welche die Gesellen belauscht hat, verschließt ihm nun die Thüre und fertigt ihn mit den bekannten Worten ab:

Geh du nur immer hin,
Wo du gewesen bist,
Und binde deinen Gaul
An einen grunen Ast.

Cfr. Cento novelle antiche nov. 61.

Vergleichen wir dies mit unserer Novelle, so erscheint es schon tadelnswerth, daß Bernabo nur der Vorzüge seiner Gemahlin vor jenen lockern fremden Kaufleuten gedenkt, und in der That läßt sich seine Ruhmredigkeit als der erste Anlaß alles spätern Unglücks betrachten.

Ferner die Sage von der Lucretia, die ebenfalls mit einer solchen Wette beginnt, obgleich es Livius zweifelhaft läßt, ob sie den Vorzug der Frau überhaupt oder zunächst ihre Keuschheit betraf. Hier bricht zwar auch Tarquinius Sextus das Gesetz der Wette, indem

er ſich mit Gewalt zueignet, was Ambrogiuolos Liſt erworben zu haben vorſpiegelt, aber die Beſchämung des Gemahls wegen ſeines wankenden Vertrauens tritt nicht ein. Dagegen läßt ſich der Tod Lucretiens in Bezug auf den Collatinus als eine Strafe ſeiner Ruhmredigkeit oder auch ſeiner Schuld faſſen; die Tugend ſeiner Gemahlin nur in Frage geſtellt zu haben.

Eine andere Wendung nimmt auch die Sage in dem mittelhochdeutſchen Gedicht von zwein Kaufmann (abgedruckt in den altd. Wälder I. S. 35—66.) deſſen Inhalt wir hier im gedrängten Auszuge mittheilen, weil es ſich nicht nur auf unſere Novelle ſondern auch auf Boccaccios Giletta von Narbonne (Tag. IX.) und die Veränderungen bezieht, die Shakspeare in Maaß für Maaß mit dem aus Cinthio entlehnten Stoffe vorgenommen hat.

Zu Verdün in Frankreich lebten zwei nahe befreundete Kaufleute, Gilot und Gillam: der eine war reich, der andere arm. Der Reiche hatte eine Tochter, Namens Irmengart, der Arme einen Sohn, Bertram genannt. Die Freundſchaft bewegt den Gilot, ſeine Tochter dem Sohne ſeines armen Freundes zum Weibe zu geben. Als die Hochzeit vollzogen und die Braut heimgeführt iſt, muß Bertram der Kaufmannſchaft wegen den Jahrmarkt zu Provins beziehen. Er nimmt zärtlichen Abſchied von ſeinem jungen Weibe und kommt glücklich in Provins an, wo er bei dem beſten Wirthe einkehrt. Bei Tiſche trifft er mit vielen andern Kaufleuten zuſammen, welche auf ihre daheim

gebliebenen Weiber zu sprechen kommen. Der Eine meinte, er sei sicher: seine Frau sei ein Teufel und kein Weib; der dürfe keiner zu nahe kommen. Der Andere rühmt dagegen die seinige als fromm und mitleidig, sie erbarme sich gern ihrer Nächsten, deßhalb müsse er auch zwei Kebskinder ernähren. Der Dritte hat gar ein Weib, die „trinket, daß ihr die Zunge hinket" u. s. w. Der Wirth fordert dann den Bertram auf, auch von seiner Hausfrau Kunde zu geben, die er nun als die Blume aller Frauen rühmt. Der Wirth bietet ihm aber die Wette, daß er binnen Kurzem mit ihr zu Bette gehen wolle. Bertram nimmt sie an und beide setzen all ihr Hab und Gut zu Pfande. Bertram läßt nun seiner Frau sagen, er reise noch nach Venedig und komme sobald nicht zurück. Der Wirth aber begiebt sich nach Verdün und nimmt dem Hause Irmengarts gegenüber Herberge. Er versucht es erst durch Grüße, dann durch Geschenke, Bestechung der Dienstboten und zuletzt durch große Anerbietungen, sie zu verführen. Da er zuletzt für eine Nacht tausend Mark bietet, reden ihr alle Leute im Hause zu, eine so große Summe nicht fahren zu lassen. Sie sucht bei ihren nächsten Verwandten, zuletzt sogar bei ihren Aeltern und Schwiegeraltern Schutz, aber auch diese verblendet das viele Geld: sie befehlen ihr, den Antrag anzunehmen und drohen mit dem Zorn ihres Gemahls, wenn dieser zurückkehre und höre, daß ihm ein solcher Gewinn einer Grille wegen entgangen sei. Irmengart geräth über diese Rathschläge und Drohungen in die äußerste Verzweiflung. In dieser Noth wendet sie sich

zu Gott, der ſich ihrer Güte erbarmt und ihr einen guten Rath ſendet. Demzufolge läßt ſie dem Hogier, ſo hieß der Wirth, entbieten, ſie ſei bereit, ſeinen Willen zu thun: er ſolle das Geld ſenden und dann in der Nacht heimlich zu ihr kommen. Sie vertauſcht aber die Kleider mit ihrer Magd Frau Amelin, die nun ſtatt ihrer dem Hogier untergeſchoben wird. Als die Nacht vorüber iſt und Hogier aufbrechen will, verlangt er ein Andenken und da Frau Amelin, die er für Irmengart hält, dies verweigert, ſchneidet er ihr einen Finger ab, den er mit nach Provins nimmt. Bertram will ſich aber nicht von der Untreue ſeiner Gattin überreden laſſen, und beide reiſen zuſammen nach Verdün zurück, wo Hogier den Beweis der gewonnenen Wette zu führen verſpricht. Als ſie hier anlangen, läßt Bertram ein großes Feſt bereiten, zu dem er alle ſeine Verwandten ladet. Irmengart bemerkt ſeine Trauer und fragt nach der Urſache: er vertraut ihr die Wette, ſie aber tröſtet ihn und ſpricht: ſeine Liſt ſoll ihm nicht frommen: all ſein Gut iſt unſer. Als das Feſtmahl vorüber iſt, trägt Hogier den verſammelten Gäſten den Fall vor und behauptet die Wette gewonnen zu haben: zum Beweiſe zeigt er den abgeſchnittenen Finger vor. Irmengart geſteht jetzt ihren Fehltritt ein, entſchuldigt ſich aber damit, daß alle ihre Verwandten ihr gerathen hätten, das Geld zu verdienen. Als ſie dieſe hierdurch beſchämt hat, zeigt ſie beide Hände vor, an welchen kein Finger fehlt, zugleich kommt Frau Amelin gegangen und klagt ihr Ungemach. Hogier bekennt nun, ſein Gut mit der Wette

verloren zu haben. Doch wird ihm Frau Amelin mit einer Aussteuer von hundert Mark zum Weibe gegeben. Am Schlusse nennt sich der Dichter Ruprecht von Würzburg.

Ein neugriechisches Volkslied in Bartholdys Bruchstücken zur Kenntniß Griechenlands (Berlin 1805. S. 430—440., wieder abgedruckt altd. Wälder II. S. 181.) erzählt dieselbe Sage; doch wettet hier der Bruder über die Keuschheit der Schwester mit dem Könige, der am Schluß nach dem Sprichwort: „Trittst du mein Huhn, so wirst du mein Hahn," von der Schwester als ihr Knecht in Anspruch genommen wird:

„Ey öffnet eure Augen doch, ihr Herrn und ihr des Volks,
Schaut meiner Finger volle Zahl, mein unbeschornes Haupt:
Mit meiner Magd hat er geruht, drum ist er jetzt mein Knecht:
So stecke Brot in deinen Sack, füll Wasser in den Krug,
Zieh mit dem Esel in den Wald und holze für den Herrn."

Endlich enthält die schon öfter erwähnte altwallische Sage von Talieſin (Altd. Wälder I. S. 70.) dieselben Grundzüge.

Man wird leicht bemerken, daß in dem altdeutschen Gedichte die Wette keine Beschämung des Gatten zur Folge hat, denn dieser verläugnet das Vertrauen auf die Treue der Gattin nicht ganz, dafür aber werden die Aeltern und Verwandten beschämt, welche der Irmenaart gerathen haben, das Geld zu verdienen, so daß die Sage auch hier durch den Gegensatz zwischen den habsüchtigen Verwandten und der hohen Gesinnung der

Frau die Idee zur klarſten Anſchauung bringt. Nur geſchieht dies nicht unmittelbar durch die Wette, die alſo nicht ſo gut in das Ganze der Begebenheit eingreift, als in der boccacciſchen Darſtellung, die wir deßhalb vorziehen möchten.

Uebrigens zeigt ſich die Verwandtſchaft mit der Gilette von Narbonne (ſ. IX.) auch an den Namen. Der Vater Irmengarts heißt Gilot, ihr Schwiegervater Gillam: beides iſt nicht weit von Giletta. Ihr Mann heißt Bertram, Gilettens Gemahl Beltram, was derſelbe Namen iſt. Andrerſeits erinnert auch Bernabo, Ginevras Gemahl, wie ſchon Grimm bemerkt, wieder an Bertram und Ambrogiuolo an den Ambroſius des deutſchen Volksbuchs. Nur aus der Verwandtſchaft beider Sagen läßt ſich dieſe Vermiſchung erklären. Jene beſchränkt ſich aber nicht auf die gemeinſame Idee, ſondern dieſe geſtaltet ſich auch auf ähnliche Weiſe, da beiden Darſtellungen die Täuſchung durch Unterſchiebung einer falſchen Braut gemein iſt. In Shakſpeares Maaß für Maaß gleicht die Unterſchiebung der Marianna an der Stelle Iſabellens, wenn wir dabei auf das Verhältniß der Letztern zu Angelo ſehen, der Vertauſchung der Frau Amelin mit Irmengart in dem altdeutſchen Gedicht; ſehen wir aber auf das Verhältniß des Angelo zu Mariannen, welcher er die Ehe verſprochen hat, ſo iſt es ganz die Verwechſelung der Giletta von Narbonne mit der Tochter der Edelfrau.

Zum Schluß iſt die Novelle I. 21. des Bandello zu erwähnen, welche ebenfalls mit jener Wette beginnt,

dann aber eine ganz andere Wendung nimmt. Die Frau lockt nemlich die beiden falschen Liebhaber, welche mit ihrem Manne gewettet haben, in einen Thurm und zwingt den einen zu spinnen, den andern zu haspeln, wenn sie nicht verhungern wollen. Der Mann hat eine Art von Zauberspiegel, die ihm in der Ferne von dem Betragen seines Weibes Nachricht giebt. Damit verwandt ist eine Erzählung in den deutschen Gestis Romanorum, wo des Mannes Hemde so lange weiß bleibt, als sein Weib ihm die Treue nicht bricht. Der übrige Hergang stimmt genau mit der Novelle Bandellos. Diese hat übrigens dem Massinger den Stoff zu seinem Drama: The picture gegeben. Vgl. Val. Schmidts Beitr. zur Gesch. d. romant. Poesie, S. 11, wo auch die spätern Bearbeitungen der Boccaccischen Novelle angegeben sind.

Das Bestreichen mit Honig, um in brennender Luft den Stichen der Fliegen und Wespen preisgegeben zu werden, ist eine alte Strafe. Vgl. Grimms deutsche Rechtsalterth. S. 701. Den dort angeführten Stellen ist aber noch hinzuzufügen: Apulejus (im goldenen Esel) lib. VIII. p. 180. ed. Bip.

VII.

Die luſtigen Weiber zu Windſor.

Der erſte Entwurf der luſtigen Weiber erſchien 1602. Bald darauf ſchrieb der Dichter dies Stück ſo um, wie wir es jetzt beſitzen: iſt Malones Vermuthung richtig, daß dies ſchon 1603 geſchah, ob es gleich in dieſer erneuerten Geſtalt erſt 1623 gedruckt ward, ſo kann Shakſpeare die erſte Erzählung in dem erſt 1603 erſchienenen Westward for smelts etc., nicht benutzt haben. Doch bedauern wir es, daß uns dies Buch unzugänglich geblieben iſt: es würde uns über die Hexe von Brentfort Aufſchluß gegeben haben, von welcher dieſe erſte Erzählung handeln ſoll.

Die engliſchen Erklärer Shakſpeares nehmen an, er habe aus folgenden Erzählungen geſchöpft:

1) The two Lovers of Pisa, in Tarltons Newes out of Purgatorie. 1590. Dieſe iſt in der Johnſon-Steevensſchen Ausgabe abgedruckt und offenbar aus der dritten der von uns mitgetheilten Novellen (der Ring, nach Straparola) geſchöpft.

2) Die erſte Erzählung in The fortunate, the deceived and unfortunate lovers. Steevens hat zwar keine ältere Ausgabe dieſes Buchs als die von 1632. 4. geſehen; Malone verſichert aber, daß die

Novellen, welche es enthält, ſchon bei Shakspeares Zeiten herausgekommen ſeien. Dieſe Erzählung iſt nun, wie der Auszug bei Malone beweiſt, nichts als eine Nachbildung der Novelle des Giovanni, welche wir unter I. mitgetheilt haben.

Ueberdies hat ſchon Steevens bemerkt, daß Novelle I. 2. des Giovanni und IV. 4. in den Notti piacevoli des Straparola mit Shakspeares Luſtſpiel große Aehnlichkeit haben, und dies ſind die unter 1 und 3 mitgetheilten Novellen. Beide behandeln unſtreitig denſelben Vorfall, ja man muß glauben, Straparola, deſſen Novellino 1550 zu Venedig zum erſtenmal herauskam, habe aus dem weit ältern Pecorone geborgt.

Unſere zweite Novelle nun bildet den Uebergang zwiſchen Shakspeares Darſtellung und der jener andern Novellen, indem ſich hier die drei Frauen nur einen Spaß mit dem Studenten machen, wie Shakspeares luſtige Weiber mit Fallſtaf, während in jenen Novellen und den daraus gefloſſenen engliſchen Erzählungen vielmehr die Ehemänner geprellt werden. Auch macht Filenio allen drei Frauen zugleich Liebesanträge, welche dieſe einander vertrauen und ſich an ihm zu rächen beſchließen, ganz wie Fallſtaf der Frau Ford und Frau Page denſelben Liebesbrief ſchickt, weßhalb ſich dieſe wider ihn verbinden.

An der Mittheilung dieſer zweiten Novelle hätte es aber nicht genügt, indem Shakspeare aus den beiden andern das Verhältniß Fallſtafs zu Ford entlehnte, welcher in ſeiner Verkleidung als Brooke von Fallſtaf Alles

erfährt, was dieſem bei ſeiner Frau begegnet iſt, ein Zug der offenbar aus der erſten und dritten unſerer Novellen ſtammt.

In den von Dr. Max Habicht aus einer tuneſiſchen Handſchrift überſetzten Märchen iſt die Geſchichte des Sängers und des Gewürzkrämers (Tauſend und eine Nacht. Breslau 1827. 14r Bd. S. 18.) entweder die Quelle Giovannis und Straparolas oder das arabiſche Märchen iſt aus einer unſerer Novellen gefloſſen. Die Uebereinſtimmung beider iſt ſchlagend, nur ſcheint in dem arabiſchen Märchen die Einleitung entſtellt zu ſein. Der Gewürzkrämer räth nemlich dem Sänger, durch die Straßen der Stadt zu gehen und wo er den Geruch von Speiſen und Getränken ſpüre, ſich als Sänger anzumelden. Der Sänger folgt dem Rath und wird von der eigenen Frau des Gewürzkrämers aufgenommen und bewirthet. Das Uebrige ſtimmt überein. Weit beſſer iſt es, wenn bei Giovanni der Profeſſor dem Studenten Unterricht in der Kunſt der Liebe ertheilt und dieſer an deſſen eigene Frau geräth.

Auch Moliere hat in ſeiner école des femmes ſo wie in der école des maris eine dieſer Novellen benutzt, wie dies ſchon mehrmals von Franzoſen bemerkt worden iſt. S. Eſchenburgs Ueberſetzung. Zürich 1789. S. 561. Doch vergl. man Valentin Schmidts Beiträge S. 22., welcher Boccaccios Novelle III. 3. für Molieres Quelle hält. Damit ſtimmt auch die Bibl. univ. des romans Juni 1777. p. 160. Ferner iſt Laſontaines Maitre en droit aus unſerer erſten Novelle entlehnt und ein

Luſtſpiel gleichen Inhalts und Titels hat auf der franzöſiſchen Bühne Glück gemacht. Biblioth. des Romans. Sept. 1777. p. 99. Endlich iſt noch der 30ſten Novelle des Masuccio Salernitano zu gedenken, die indeß der boccaccioſchen Erzählung näher ſteht. Vgl. Dunlop II. 371, welcher auch ein Abenteuer des Gil Blas aus unſerer erſten Novelle ableitet.

In unſerer zweiten Novelle iſt die Rache, welche der Student an den Frauen nimmt, ein Gemeingut faſt aller italieniſchen Novelliſten. Sie begegnet unter Andern auch bei Giovanni Fiorentino II. 2.

In der dritten Novelle giebt ſich Genebbia dem Nerino als Raimondes Frau durch einen Ring zu erkennen, den ſie als Nerinos Geſchenk in deſſen Trinkſchale wirft. Dies iſt die Art wie in der Sage faſt alle Erkennungsſcenen eingeleitet werden. Vergl. die Sage von Amicus und Amelius in meiner Ueberſetzung des armen Heinrich von Hartmann von Aue. Berlin, bei Lane. 1830.

VIII.

Die gezähmte Keiferin.

Hier müssen wir zu unserm Zweck dreierlei unterscheiden:

1) Das Vorspiel und die Zwischenspiele, oder die Induction.
2) In dem Schauspiel selbst, die Episode von Bianca und Lucentios Liebe, und
3) die Haupthandlung, welche der Titel des Stücks andeutet.

Alle drei finden sich schon in dem alten Stück, welches Shakspeare bearbeitet haben soll. (Vgl. die Six old Plays, on which Shakspeare founded his etc. vol. I. p. 159.) Wahrscheinlich ist aber auch dies von seiner Erfindung. Wer dies nicht annimmt und mithin als Shakspeares Quelle das ältere Stück betrachtet, möge was wir hiernächst anmerken, auf den Verfasser desselben beziehen.

1) Wir haben es für schicklicher gehalten, die vermuthliche Quelle der Induction nicht in den Text aufzunehmen, theils weil wir der Erzählung Goularts, die als solche betrachtet wird, keinen künstlerischen Werth beimessen, theils weil es noch immer zweifelhaft bleibt, welche von den unzähligen Gestalten, in denen diese

Geschichte umgeht, dem Dichter zunächst vorschwebte. Das Letzte gilt zwar auch von der zu der Haupthandlung des Stücks mitgetheilten Novelle; da aber hier der erste Grund wegfiel, so schien uns ihre Aufnahme in den Text weniger bedenklich.

Goulart erzählt in seinem Théâtre d'histoires admirables et merveilleuses de notre temps unter der Aufschrift: Vanité du monde magnifiquement représentée folgende Begebenheit:

„Als Philipp der Gute, Herzog von Burgund, zu Brügge Hof hielt, ging er eines Abends nach Tische in Begleitung einiger seiner Vertrauten durch die Straßen der Stadt, wo er einen sehr betrunkenen Handwerker der Länge nach auf dem Pflaster ausgestreckt im tiefsten Schlafe liegen fand. Es gefiel dem Fürsten, an diesem Handwerker einen Beweis von der Eitelkeit unseres Lebens aufzustellen, über welche er so eben mit seinen Vertrauten gesprochen hatte. Er ließ also diesen Schläfer nach seinem Palaste bringen, ihn in eines der prächtigsten fürstlichen Betten legen und mit einer kostbaren Nachtmütze bekleiden. Auch ward ihm sein schmutziges Hemde ausgezogen und ein anderes von der feinsten Leinwand angelegt. Als der Trunkenbold seinen Rausch ausgeschlafen hatte und allmählig erwachte, traten Edelknaben und Kammerdiener des Herzogs an sein Bette, zogen die Vorhänge zurück, machten mehrere tiefe Verbeugungen und fragen mit entblößten Häuptern, ob es ihm gefällig sei, aufzustehen und welche Kleider ihm heute anzulegen beliebe? Dabei überreichte man ihm

mehrere sehr kostbare Anzüge. Der neugeschaffene Herzog, der über diese Liebkosungen sehr erstaunt war und nicht wußte, ob er wache oder träume, ließ sich anziehen und aus dem Zimmer führen. Hier ward er von vielen vornehmen Herrn ehrerbietig empfangen und bewillkommt, dann in die Messe geführt, wo man ihm unter großen Ceremonien das Evangelienbuch zum Küssen darreichte, wie man es täglich dem Herzog zu thun pflegte. Nach der Messe führt man ihn in den Palast zurück, reicht ihm das Wasser zum Händewaschen und setzt ihn an eine reichbestellte Tafel. Nach Aufhebung derselben läßt der Großkämmerer Karten und eine bedeutende Summe Geld bringen. Darauf führt man ihn zum Garten, dann auf die Hasen- und Falkenjagd und endlich wieder zurück in den Palast zu einer glänzenden Abendmahlzeit. Bei dem Schein der Kerzen stimmen die Instrumente ein Concert an und nach aufgehobener Tafel beginnen Herrn und Damen sich im Tanz zu vergnügen. Hierauf ließ man die Darstellung einer lustigen Comödie und ein Bankett folgen, bei welchem man dem neugeprägten Herzoge so viel feine und köstliche Weine, Zuckerwerk und Confituren aller Art darbot, daß er sich bald übernahm und in den tiefsten Schlaf verfiel. Auf den Befehl des Herzogs, ihn von allen den reichen Gewändern wieder zu entkleiden, legte man ihm seine Lumpen wieder an und trug ihn an den Ort zurück, wo man ihn Tags zuvor gefunden hatte. Hier brachte er die Nacht zu und als er am Morgen erwachte, erinnerte er sich dessen, was

geſtern mit ihm vorgegangen war, ohne zu wiſſen, ob er es wirklich erlebt oder ob ein Traum ihm den Kopf verdreht habe. Nach mancherlei Selbſtgeſprächen entſchied er ſich zuletzt dafür, daß Alles nur ein Traum geweſen ſei, und erzählte es ſeiner Frau, ſeinen Kindern und Nachbarn, ohne den wahren Zuſammenhang zu ahnen."

Goulart hat wahrſcheinlich aus Heuterus de rebus burgundicis geſchöpft, wo dieſer Vorfall (lib. IV.) nach einem Briefe des Ludov. Vives als wirklich geſchehen erzählt wird. Dem Ludov. Vives ſoll ihn ein alter Beamter am Hofe des Herzogs ſelber erzählt haben. Goulart ward aber wohl erſt 1607 durch Eduard Grimſtone ins Engliſche überſetzt und Malone ſetzt Shakſpeares Bearbeitung ſchon in das Jahr 1594. Derſelbe Vorgang ward jedoch auch unmittelbar nach Heuterus in Burtons Anatomy of Melancholy erzählt, wovon die zweite Ausgabe, nach welcher Percy in den Reliques of ancient Poetry. Vol. I. p. 238. die Stelle mittheilt, im Jahre 1624 in Folio erſchien. Hier wird aber der luſtigen Comödie nicht gedacht, die man vor dem eingebildeten Herzoge aufführen ließ. Die alte Ballade bei Percy a. a. O. The frolikſome Duke or the Tinkers good fortune, gedenkt dieſes entſcheidenden Umſtandes, aus dem die Verbindung des Vorſpiels mit dem Hauptſtücke gefloſſen zu ſein ſcheint, eben ſo wenig; auch iſt ihr Alter nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Für diejenigen, welche dem Dichter die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache nicht zutrauen, bliebe alſo Wartons

Vermuthung das Wahrscheinlichste, daß Shakspeare eine alte englische Sammlung lustiger Erzählungen, fortgesetzt von Richard Edwards und schon im Jahre 1570 gedruckt, benutzt habe, denn schon diese enthielt den obigen Vorgang.

Schwerlich war der Herzog von Burgund der erste Erfinder des Scherzes, welchen er sich mit dem betrunkenen Handwerker erlaubte. Er war ihm, wie schon der Verfasser der Anmerkungen zu Tausend und Eine Nacht (Bd. 13. S. 261.) vermuthet, durch die Gesandschaften der morgenländischen Fürsten an ihn überliefert, welche ihm den Titel eines Großherzogs des Abendlandes zugedacht hatten. So mit folgte er nur dem Beispiel des Chalifen Harun Alraschid, der nach dem anmuthigen Märchen von dem erwachten Schläfer Abuhassan (Tausend und Eine Nacht Bd. VII.) diesen schlafend in seinen Palast bringen und einen ganzen Tag lang als den Beherrscher der Gläubigen von seinem Hofstaate verehren läßt. Durch einen neuen Schlaftrunk in den alten Zustand zurück versetzt, findet er die Befehle vollstreckt, die er als Chalif gegeben hat, und vergebens sucht ihn seine alte Mutter zu überzeugen, daß er nicht wirklich Beherrscher der Gläubigen sei. Man bringt ihn als einen Wahnsinnigen in ein Narrenhaus, wo er so lange auf das Grausamste mißhandelt wird, bis er seine Einbildung aufgiebt. Kaum ist er aber entlassen, so wird er von Neuem hingezaubert, diesmal jedoch bald enttäuscht und für die ausgestandenen Qualen durch die Freundschaft des Chalifen und die Hand einer Favoritsclavin der Fürstin reichlich entschädigt.

Auch in Tausend und ein Tag, (übers. von Friedr. Heinr. v. d. Hagen. Prenzl. 1827. Bd. 5. S. 64—163.) kommt in der Geschichte Kaalums, des Blödsinnigen, dieselbe Episode vor, zwar weniger ausgeführt, aber vielleicht noch belustigender.

Durch einen ähnlichen Betrug soll Hassan, der Alte vom Berge, das Reich der Assassinen gestiftet haben. (Vgl. J. v. Hammers Geschichte der Assassinen aus morgenländischen Quellen. Stuttg. u. Tüb. 1818.) Er benutzte die Begriffe der Mohamedaner von einem sinnlichen Paradiese, wie es der Prophet seinen Tapfern verheißen hatte, von Milch- und Honigbächen durchflossen, wo himmlische Houris von unvergänglicher Schönheit und Jugend im ewigen Frühling wandeln und durch Gesang und Tanz den seligen Glaubenshelden die höchsten Genüsse bereiten. Nach dem Vorbild dieses Paradieses des Propheten legte sich Hassan bei der Bergfeste Alamut einen Garten an und gab dann den tapfersten und kühnsten Jünglingen zu verstehen, daß er Gewalt habe, sie aller Freuden des Paradieses theilhaftig zu machen. Wenn sie nun Verlangen danach zeigten, brachte er ihnen einen Schlaftrunk bei und ließ sie so in jene glänzenden Gärten versetzen, wo sie sich beim Erwachen von entzückenden Freuden umgeben sahen und nicht Zeit fanden, von dem Erstaunen über diese Herrlichkeiten zurück zu kommen: reizende Mädchen ergötzten sie durch Gesang, Tanz und Liebkosungen und der Genuß der ausgesuchtesten Speisen und Weine steigerte den Rausch ihrer Sinne, daß sie sich wirklich im

Paradieſe glaubten und es nie zu verlaſſen wünſchten. Nach einiger Zeit aber entrückte ſie ein zweiter Schlaftrunk dieſen Freuden: ſie fanden ſich in ihren alten nüchternen Zuſtand zurück geſchleudert, wo ſie ſich in Sehnſucht verzehrten, bis Haſſan ihnen die Bedingungen vorſchrieb, unter welchen ſie der Prophet noch öfter jener Seligkeiten würdigen wolle. Sie beſtanden im unbedingten Gehorſam gegen ſeine Befehle, in der Bereitwilligkeit zu der entſchloſſenſten Lebensaufopferung auf jeden ſeiner Winke und ſo verſammelte Haſſan ſeine Fedavie (Aufopfernden), die durch Gift und Dolch ein Reich auf Schrecken gründeten. (S. Leos Lehrbuch d. Geſch. d. Mittelalters I. S. 369.)

Einige Aehnlichkeit hat auch der Verſuch des Tyrannen Dionyſius von Sicilien mit dem Schmeichler Damocles, dem das Schwert über dem Haupte den Genuß der geprieſenen Freuden verbitterte. Doch ſollte dieſer mehr das Elend im Königsglanze als die Eitelkeit des menſchlichen Lebens überhaupt zeigen. Steevens findet aber den Verſuch des Tyrannen dem des Lords bei Shakſpeare ſo ähnlich, daß er glaubt, einige Leſer würden vermuthen, der Dichter ſei durch Ciceros Worte (Tusc. disp. lib. V. 21.) zu dieſer Erfindung veranlaßt worden, und in der That finden ſich die in Steevens Auszuge der Stelle unterſtrichenen Worte im Munde des Lords wieder, da er die Jäger anweiſt, wie ſie mit dem Trunkenbold bei ſeinem Erwachen verfahren ſollen.

Daß Calderons Schauſpiel: Das Leben ein

Traum, auf einer verwandten Idee beruht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Der Darstellung Shakspeares näher steht Holbergs Jeppe vom Berge. Holberg hat aber aus Jac. Bidermanni Utopia geschöpft. Der Verfasser dieses Buchs, von welchem uns die editio tertia, Dilingae 1691 vorliegt, war ein gelehrter Jesuit, der sich durch Belesenheit und Eleganz des lateinischen Stils empfiehlt. Das vierte und fünfte Buch der Utopia ist fast allein mit dieser hier sehr weitläufig ausgesponnenen Episode gefüllt. Eine eigenthümliche Erweiterung ist es, daß der betrunkene Bauer Menalcas, nachdem ein zweiter Schlaftrunk ihn seinem Stande zurückgegeben hat, vor Gericht gezogen und der Anmaßung königlicher Würde angeklagt wird. Er wird auch wirklich zum Scheine verurtheilt, und die Hinrichtung, jedoch wieder nur zum Scheine, an ihm vollzogen. Auch dieser Zusatz findet sich bei Holberg wieder. Aus dessen Lustspiel ist er in ein französisches Melodram übergegangen, das wir unter dem Titel Ein Tag im Lager gesehen haben.

Unser Christian Weise benutzte die Erzählung Goularts zu seiner Comödie: „Von dem träumenden Bauer am Hofe Philippi boni in Burgundien." Noch heute erhält sich dieser Stoff in mancherlei Gestalten auf der deutschen Bühne. Erst jüngst gab das königsstädtische Theater in Berlin unter dem Titel: „Das lebendige Weinfaß, von Stegmeyer" eine Bearbeitung desselben, die auf der Geschichte: „Von einem in der Hölle und Vorhimmel gewesenen versoffenen Bauer"

zu beruhen ſcheint, welche den Anhang zu dem Volksbuche von der Höhle Xara bildet. Herumziehende Puppenſpieler und ſtabile Käsperletheater oder Henneschen, wie ſie am Niederrhein heißen, ſtellen den Vorgang auf eine Weiſe dar, die faſt auf einen Zuſammenhang mit der altengliſchen Bühne zu deuten ſcheint, deſſen Annahme nicht bedenklich iſt.

2) In dem Schauſpiel ſelbſt iſt die Epiſode von Lucrecios und Biancas Liebe aus Arioſtos Comödie: „I Suppositi" entlehnt, welche ſchon 1566 nach George Gascoignes Bearbeitung auf die engliſche Bühne gekommen war. Niemals hat Shakspeare ein ſo ſtarkes Plagiat begangen, als indem er den ganzen Inhalt dieſes werthvollen Stücks in das ſeinige aufnahm; doch hat er auch hier viele herrliche Züge von ſeiner Erfindung eingewebt und das Entlehnte durch Verbindung mit dem Hauptgegenſtande des Stücks ſich anzueignen gewußt.

3) Wie ſchon erwähnt, können wir uns nicht dafür verbürgen, daß die von uns mitgetheilte Novelle wirklich die Quelle der Haupthandlung unſeres Stückes iſt. Douce in den Illustrations of Shakspeare I. p. 345 will in einer altſpaniſchen Novelle El Conde Lucanor 1643. 4., deren Verfaſſer Don Juan Manuel, der Neffe Ferdinand IV. von Caſtilien war, die Grundzüge des Schauſpiels wiedergefunden haben. Leider iſt uns dies ſeltene Buch unzugänglich geblieben und ſo können wir es nur bedauern, daß es Douce nicht der Mühe werth gefunden hat, mehr von dem Inhalte deſſelben zu ſagen und zugleich die Zeit zu beſtimmen, wo es zuerſt erſchien,

denn wenn die von ihm angegebene Jahreszahl die der ersten Ausgabe ist, so kann es die Quelle Shakspeares nicht sein. Diese war nach Eschenburgs Vermuthung eine italienische Novelle, die er nicht näher nachweisen konnte. Wir wüßten keine, die mit dem Hauptinhalte des Stücks mehr Verwandtschaft hätte, als Straparolas zweite Novelle der achten Nacht. Wie überhaupt Straparolas Novellen, nicht blos seine Märchen, das von dem verdienstvollen Uebersetzer der letztern (Vergl. Valentin Schmidts Märchen des Straparola, aus dem Italienischen, mit Anmerkungen. Berlin 1817, bei Duncker und Humblot, und dessen Beiträge zur Geschichte der rom. Poesie, S. 20.) und den Brüdern Grimm (Kinder- und Hausmärchen III. S. 272.) übergangene Verdienst uralten epischen Gehalts haben, so ist auch die gegenwärtige Novelle nicht seine Erfindung, sondern Gemeingut vieler Zeiten und Völker. Selbst im Orient ist sie bekannt, obgleich wir daraus ihren morgenländischen Ursprung nicht folgern. In Kissch Khun, der Persische Erzähler (Berl., bei Nicolai 1829), einer Sammlung orientalischer Erzählungen aus den Sketches of Persia, nimmt die Geschichte von der Katze, nächst dem Fabliau: La Dame qui fut écolière (cf. Dunlop. II. p. 444.) am genauesten mit unserer Novelle. Ihr Inhalt ist kürzlich folgender:

„Sadik Beg erwirbt sich durch persönliche Vorzüge Hussein, die stolze Tochter des Nabobs. Nach dem Verstummen bei so ungleichen Heirathen war er nicht viel Besseres als ihr Sclave. Seine Freunde bedauerten

ſein Schickſal, nur ein kleines Männchen, Merdek mit Namen, das ganz und gar unter dem Pantoffel ſtand, freute ſich, einen andern in gleicher Lage zu ſehen. Mit heimtückiſcher Freude wünſchte er ihm Glück zu ſeiner Vermählung. Sadik-Beg nimmt den Glückwunſch an und verſichert, ſich wirklich höchſt glücklich zu fühlen. Als dies Merdek bezweifelt, erzählt er ihm, wie er es nach der Hochzeit mit ſeiner Frau gehalten habe: „Ich ging mit dem Schwert an der Seite in das Gemach Huſſeinis, die mich in einer würdevollen Stellung empfing. Als ich hervortrat, kam eine ſchöne Katze, offenbar ein großer Liebling, knurrend mir entgegen. Ich zog gelaſſen mein Schwert, ſchlug ihr den Kopf ab, und dieſen in die eine Hand, den Körper in die andere nehmend, warf ich beides zum Fenſter hinaus. Dann wandte ich mich ganz unbefangen zu der Frau, welche etwas beunruhigt ſchien, jedoch nicht die geringſte Bemerkung machte, ſondern ſich bis auf den heutigen Tag als eine ſehr gütige und nachgiebige Frau erwies.“ Merdek läßt ſich dies zur Lehre dienen und beſchließt bei ſeiner Xantippe ein Gleiches zu verſuchen. Wirklich tödtet er auch die Katze, wird aber, da er die getrennten Stücke vom Boden aufnehmen will, durch eine derbe Ohrfeige von der Hand ſeiner entrüſteten Ehehälfte niedergeworfen. Späterhin erfuhr Merdeks Frau, weſſen Beiſpiel der arme Kleine hatte nachahmen wollen: Da, ſagte ſie, ihm noch eine Ohrfeige gebend, du jämmerlicher Geſelle: du hätteſt die Katze tödten ſollen am Hochzeittage.“

In dem altdeutschen Gedichte vom Zornbraten (Laßbergs Liedersaal II. S. 199.), womit die zeltende Frau (L. S. I. S. 295.) verwandt ist, begegnen die Grundzüge unserer Novelle in Verbindung mit andern, die sich in dem Schauspiele wiederfinden. „Ein Ritter hatte ein böses Weib, das er nicht meistern konnte. In diesem Sinne erzog sie auch ihre Töchter, die bald alle Freier durch ihre Bosheit abschreckte. Endlich wagt es doch ein junger Ritter um sie zu werben. Der Vater verhehlt ihm keine ihrer bösen Eigenschaften, aber er besteht darauf, sie heimzuführen. Beim Abschied giebt ihr die Mutter Lehren, wie sie sich gegen ihren Mann verhalten solle, und droht mit ihrem Fluche, wenn sie ihm nicht eben so thue, wie sie dem Vater gethan habe. Nun besteigt der Bräutigam sein Roß und nimmt die Braut hinter sich: an einem Riemen führt er einen schönen Windhund und auf der Hand trägt er einen Edelfalken. So reitet er ohne Begleitung abgelegene Wege, um Niemand zu begegnen. Nicht lange, so will der Falke nach einem Vogel aufsliegen: zuerst warnt ihn der Ritter; als er es aber noch einmal versucht, drückt er ihm den Kopf ein und sagt: So müsse es Allen ergehen, die gegen meinen Willen thun. Bald darauf findet er Gelegenheit dem Hunde ein Gleiches zu thun, und zuletzt gar dem Pferde, auf dem sie reiten. Jetzt macht er der Braut den Vorschlag, sich satteln zu lassen, damit er sie reiten könne, indem er des Zufehens ungewohnt sei. Vor Schrecken gieht sie nach und trägt den Ritter wohl eine halbe Meile: dann

giebt sie ihm die süßesten Worte und gelobt ihr ganzes Leben hindurch seinem Willen zu gehorchen. Da heißt er sie aufstehen, nimmt sie freundlich bei der Hand und führt sie auf seine nahe Burg, wo seine Freunde ihrer harren und sie in alle Rechte einer Hausfrau eingesetzt wird. So ward aus der schlimmsten Braut das beste Weib. Sechs Wochen darnach kommen die Aeltern der Braut sie zu besuchen. Als die böse Mutter ihre Sanftmuth sieht, schilt und schlägt sie die Tochter. Der Vater aber bittet den Schwiegersohn, ihm zu rathen, wie er auch sein Weib zahm machen könne. Da nimmt der Ritter vier Knechte zu sich und erklärt der Xantippe, daß sie zwei Zornbraten über ihren Lenden habe, welche ihr ausgeschnitten werden müßten, so werde sie bald das beste Weib werden. Der eine Zornbraten wird auch wirklich herausgeschnitten: da verspricht sie Besserung und bittet, ihr den andern zu lassen, welcher ganz klein sei und ihr nicht viel Schaden thue. Dies wird ihr auch bewilligt, jedoch mit dem Vorbehalt, auch diesen auszuschneiden, wenn sich ihr Uebel wieder melde. Nun ward sie ein bescheidenes, friedliches Weib, und wenn sie je wieder ein Wort sprach, das ihrem Manne mißfiel, so brauchte er nur an den Zornbraten zu erinnern, um sie zur Ruhe zu verweisen. Zuletzt folgt der Rath:

Wer ein böses Weib habe,
Der thue sich ihrer bei Zeiten abe,
Empfehle sie dem Ritten (kalten Fieber)
Und lege sie auf einen Schlitten,

Und kaufe ihr ein Bäſtlein,
Und hange ſie an ein Aeſtlein
Und hange dabei
Zwei Wölfe oder drei,
Wer ſah je einen Galgen
Mit ſchlimmern Balgen?
Es wäre denn daß man den Teufel finge
Und ihn auch dazu hinge.

Einige Züge in dieſem Gedicht ſtehen der Darſtellung Shakſpeares näher, als unſere Novelle, z. B. daß der Ritter mit der Braut abgelegene Wege reitet, um Niemand zu begegnen, und ſie erſt heimführt um die Ehe zu vollziehen, als die Zähmung vollbracht iſt. Dafür iſt aber der Gegenſatz der beiden Schweſtern in der Novelle Strapparolas ein ſo wichtiges Moment der Shakſpeareſchen Behandlung, daß es wahrſcheinlich wird, der Dichter habe eine dritte, die Novelle und das altdeutſche Gedicht vermittelnde Darſtellung vor ſich gehabt.

Unter den deutſchen Märchen bei Grimm behandelt das vom König Droſſelbart (I. 52.) unſer Thema. „Eine Königstochter war wunderſchön, aber ſo ſtolz, daß ihr kein Freier genügen mochte. Der Eine war zu dick: das Weinfaß, ſprach ſie. Der Andere zu lang: lang und ſchwank hat keinen Gang. Der Dritte zu kurz: kurz und dick hat kein Geſchick, u. ſ. w. Zuletzt zähmt ſie der König Droſſelbart, ein Name, den ſie ihm gegeben hat, weil er ein Kinn habe, wie die Droſſel einen Schnabel, durch Armuth und Entbehrung. Vgl.

im Pentamerone des Baſile IV. 10. (40.) La superbia castegata. Hier aber ſchon der Uebergang in die Sage von der Griſeldis u. ſ. w.

Unſere Novelle iſt auch die Quelle von Hans Sachſens Faſtnachtſpiel: „Der böſe Rauch," abgedruckt in Tiecks deutſchem Theater I. S. 19—28. Doch geht hier der Kampf um die Hoſen und das Hausregiment wirklich vor und das Weib trägt den Sieg davon. Der Mann läßt ſie nun nicht blos im unbeſtrittenen Beſitz der Hoſen, ſondern gürtet ihr auch noch Meſſer und Taſchen um.

Noch einmal ſchärft Straparola die hier gegebene Lehre von der Zähmung der böſen Weiber ein, nemlich in dem Märchen XII. 3. (Vgl. V. Schmidts Märchenſaal S. 188, nebſt den Anmerkungen):

Ein Mann, welcher die Sprache der Thiere verſteht, lacht, da er eine Stute mit ihrem Füllen reden hört. Die Frau verlangt zu wiſſen, worüber er lache, er will es ihr aber nicht ſagen, weil er ſonſt ſterben muß. Sie beſteht aber darauf: es wiſſen zu wollen und droht ſich mit einem Strick die Kehle zuzuſchnüren, wenn er es nicht ſage. Da verſpricht es der Mann, doch ſolle ſie warten, bis er ſein Teſtament gemacht habe. In der Zwiſchenzeit hört er den Hund den Hahn über ſeine Fröhlichkeit zurechtweiſen, da er doch über den Tod des Herrn betrübt ſein ſolle. Der Hahn antwortet aber, der Herr ſei ſelbſt Schuld an ſeinem Unglück, denn nach dem Ariſtoteles im erſten Buch der Politik ſolle der Mann des Weibes Haupt ſein. Er ſelbſt

habe hundert Weiber und wisse sie Alle in der Furcht zu halten und sich unterwürfig zu machen: er züchtige bald diese bald jene und lasse es an tüchtigen Stößen nicht fehlen: der Herr aber, der nur eine Frau habe, wisse diese nicht einmal zu regieren." u. s. w.

Auch dies Märchen ist im Orient bekannt, denn es findet sich in Tausend und eine Nacht (I. S. 23.) so übereinstimmend wieder, daß wir mit Val. Schmidt einen äußern Zusammenhang annehmen müssen, ohne darum seinen orientalischen Ursprung behaupten zu wollen, womit man nicht zu schnell bei der Hand sein darf. Das gleiche Mittel wird in unzähligen Schwänken und Novellen empfohlen, unter welchen wir Giovannis zweite Novelle des fünften Tags als eine der besten künftig ausheben wollen.

Es bleibt noch übrig von dem verwandten deutschen Schauspiel zu sprechen, das Eschenburg in Gottscheds Sammlung deutscher Schauspiele aufgefunden hat. Es führt den Titel: „Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen. Vormals von einem italienischen Kavalier praktiziret, jetzo aber von einem deutschen Edelmann glücklich nachgeahmt und in einem sehr lustigen possenvollen Freudenspiele fürgestellt" u. s. w. Es stimmt mit dem Shakspearischen Stücke so genau überein, daß Eschenburg sich überzeugt hielt, beide Verfasser müßten entweder einerlei Original genau copirt, oder der deutsche Verfasser das Shakspearische Stück zur Grundlage des seinigen gemacht haben. Eschenburg ist geneigt sich für das Letztere zu entscheiden, doch macht

ihn

die Angabe des deutſchen Verfaſſers, daß ſein Stück
italieniſchem Urſprunge ſei, darin wieder irre, denn
e verſteht er ſo, als ſei eine alte italieniſche Comödie
anden geweſen, von welcher beides, das engliſche und
deutſche Schauſpiel, freie Nachahmungen und wört-
e Ueberſetzungen wären. Allein eben dieſer Schluß-
icht des deutſchen Verfaſſers läßt keinen Zweifel
ig, daß er nur aus den italieniſchen Namen, die er
deutſchen vertauſchte, auf den italieniſchen Urſprung
ſes ihm von deutſchen Comödianten überlieferten
ücks geſchloſſen habe. Wahrſcheinlich war das eben-
s in Gottſcheds nöthigem Vorrath zur Ge-
ichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt erwähnte
chauſpiel: „Die wunderbare Heirath Petruvios mit
e böſen Katharina" ſein Original, an dem er ſchwer-
h viel mehr als die Namen änderte. Beide Stücke
weiſen nur, wie früh Shakſpeares gezähmte Keiferin
f der deutſchen Bühne heimiſch geworden.

IX.

Ende gut Alles gut.

Decam. III. 9 Für die nächste Quelle Shakspeares gilt Painters Giletta of Narbon in ſeinem Palace of Pleasure 1566. 4. I. p. 88, eine Ueberſetzung der mitgetheilten Novelle. Schon früher war dieſelbe zu einer Comödie benutzt worden, nemlich von dem Italiener B. Acolti in ſeiner ſchon 1513 gedruckten Virginia. Vielleicht war eine Ueberſetzung dieſes Stücks auf die engliſche Bühne gekommen und veranlaßte den Dichter zur Behandlung deſſelben Themas. Farmers Vermuthung, daß ſein All's Well. that end's Well eine Weile Loves Labour Wonne geheißen habe, indem alte Verzeichniſſe ein ſolches Stück dem Shakspeare zuſchreiben, iſt höchſt wahrſcheinlich.

Boccaccio ſoll nach Val. Schmidts Vermuthung (Beitr. S. 26.) aus dem Altfranzöſiſchen oder Provenzaliſchen geſchöpft haben; doch iſt eine ſolche Quelle noch nicht nachgewieſen. Straparolas Novelle VII. I. iſt verwandt, doch kommen hier ſtatt des Ringes andere Wahrzeichen vor. Dunlops abſprechendes Urtheil (II. p. 269.) über unſere Novelle iſt eben ſo geiſtlos als die von A. W. v. Schlegel widerlegte Anſicht Johnſons über Shakspeares Schauſpiel. So findet Dunlop die von Beltram geſtellten Bedingungen abgeſchmackt, da ſie doch, wie das Folgende ergeben wird, Alles enthalten.

as ſeine Abneigung gegen die aufgedrungene Heirath
beſeitigen dienen kann:

Wir haben unter VI. (Vgl. III.) von der Sagen-
milie gehandelt, welcher dieſe Novelle angehört und
iele verwandte Erzählungen mit ihr verglichen. Die
dee, welche alle dieſe Sagen verbindet, der Triumph
er weiblichen Treue und Ergebenheit über die Härte
er Männer, wird aber hier durch die beſondere Weiſe,
ie ſich dieſer Sieg entſcheidet, näher beſtimmt. Wenn
n andern Erzählungen dieſes Inhalts die Hartherzigkeit
er Männer von vorn herein als tadelswürdig erſcheint,
o iſt dagegen Beltram vollkommen berechtigt, eine
Gattin zu verſchmähen, die ein fremder Wille ihm auf-
edrungen hat, und die das Weib ſeiner Wahl weder
ſt noch nach den Begriffen ſeines Standes werden
onnte. Die letztere Rückſicht beſiegt Giletta nur zum
Theil, indem ſie ſich die Liebe ſeiner Unterthanen in
olchem Maaße gewinnt, daß ſie den Grafen wegen ſeiner
Härte gegen die Gattin tadeln, und die erſtere bleibt
noch in ihrer ganzen Stärke zurück und kann nur durch
Erfüllung der geſtellten Bedingungen beſeitigt werden.
Dieſe ſind aber nichts Willkührliches, ſondern dienen
zur Ergänzung aller Mängel in der Perſon Gilettens.
Zwar hat ſich der Graf ihr vermählt, aber wider ſeinen
Willen auf den Befehl des Königs, dem er gleich er-
klärt hatte, daß fremde Willkühr zwar ſeine Hand aber
nicht ſein Herz verſchenken könne, und daß er ſelbſt mit die-
ſer Heirath nie zufrieden ſein werde. Beſäße aber Giletta
den Ring, auf welchen der Graf ſo viel Werth legte,

ſo hätte er ſich ihr freiwillig und aus eigener Wahl verlobt, denn der Ring, welchen ein Mann einem Mädchen ſchenkt, kann nur als Gelübde und Pfand der Treue verſtanden werden. Hiermit wäre alſo der Forderung freier Wahl, zu welcher der Graf berechtigt iſt, Genüge gethan, und man könnte glauben, er hätte es bei dieſer Forderung bewenden laſſen müſſen. Aber noch bliebe ſein Eigenſinn ungebeugt, den die Aufdringung einer unerwünſchten Braut einmal geweckt hatte, noch wäre ſein Adelſtolz nicht verſöhnt und vielleicht würden ihn die ererbten Vorurtheile ſeines Standes ſogar des Gelübdes entbunden haben, das er durch Hingabe des Ringes einer Nichtebenbürtigen geleiſtet hätte. Darum iſt die zweite Bedingung nothwendig: Giletta ſoll nicht nur den Ring am Finger, ſondern auch ein Kind von ihm auf dem Arme tragen, wenn ſie hoffen will, ſeine Abneigung zu überwinden. Dann müßte er ſich um des Kindes willen über alle Rückſichten hinwegſetzen, denn das Kind iſt ſein anderes Selbſt, ſein Fleiſch und Blut, wie das der Mutter, mit welcher ihn das Kind verſöhnen und vermitteln würde. Wunderſchön ſpricht Sakuntala, welche derſelben Sagenfamilie angehört, dieſen Gedanken im Mahabharat aus (Fr. Schlegels Werke IX. S. 299. ff.):

„Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen ſind zu berühren nicht
So ſanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich iſt.

So berührt umarmend dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als des Kindes Berührung hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, siehe den Sohn, ein zweites Selbst.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerde genommen wird,
So iſt von dir erzeugt dieſer, du ſelbſt der Eine, ungetheilt. —
So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wiedergeboren ſelbſt
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß ſpricht."

Dieſem unwiderſtehlichen Reize des Kindes für den Vater, der ſich in ihm wiedergeboren ſieht, muß denn auch Beltrams Adelſtolz weichen, denn die Stimme der Natur bringt alle Rückſichten der Standesehre und des Vorurtheils zum Schweigen. Selbſt daß Giletta den Ring auf eine Weiſe erworben hatte, durch welche er aufhörte, ein Pfand verheißener Treue und ehelicher Liebe zu ſein, denn nicht ihr war dieſe Verheißung geſchehen, kommt hierbei nicht weiter in Anſchlag, und es wäre nicht nöthig geweſen, daß Boccaccio dem Beltram ſogar zwei Kinder ſtatt des Einen von Giletten geboren werden ließ.

Man könnte eine nähere Verwandtſchaft der Sage von Sakontala mit der von Giletta vermuthen, indem auch in jener der Ring und das Kind mit gleicher

Bedeutung und Wirkung vorkommen, aber der gegenwärtige Stand unſerer Kenntniſſe der Sage von der Sakontala läßt dieſe Vermuthung nicht zur Gewißheit reifen. Wir kennen ſie in zwei ſehr von einander abweichenden Geſtalten. In der Epiſode des Mahabharat, aus welcher wir eben eine Stelle angeführt haben, kommt der Ring nicht vor und es wird aus dem von Schlegel mitgetheilten Bruchſtücke nicht klar, warum Duſchwanta zuerſt die Shakuntala verwirft und verläugnet, bis denn endlich nach jener Rede der Verſtoßenen die Wiedererkennung und Verſöhnung folgt. Vielleicht geſchah es, bemerkt Schlegel, um die Geliebte auf die Probe zu ſtellen; vielleicht weil Duſchwanta fürchtete, es möchte Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes entſtehen, wenn er ſo leicht in die Anerkennung willige. In dem Schauſpiel des Kalidas, das den Leſern aus G. Forſters Ueberſetzung bekannt ſein wird, hat Sakontala, nachdem ſie Duſchmanta nach der Ordnung Gandharwa, d. h. durch gegenſeitige Einwilligung, ohne alles Ceremoniel, geehlicht, in der Trauer über die Abreiſe ihres Gemahls den jähzornigen Heiligen Durwaſas, der als Gaſt zu ihr eintrat, nicht bemerkt und zur Strafe dieſer Verletzung des Gaſtrechts verwünſcht ſie dieſer:

„Er, den du denkſt,
An dem dein Herz ſo einzig hangt, indeß
Das reine Kleinod achter Gottesfurcht
Umſonſt von dir des Gaſtfreunds Rechte heiſcht:

Vergeſſen wird er dich, wenn du ihn wieder
Erblickſt, wie Nüchternwordene vergeſſen
Die Worte, die der Rauſch aus ihnen ſprach."

Doch mildert er dieſen Fluch wieder dahin, daß der Zauber verſchwinden ſoll, wenn ihr Gatte ſeinen Ring erblickt. Dieſen hat ihr Duſchmanta, als ſie beim Abſchied frug: „Wie lange wird mein Herr ſich meiner erinnern?" zum Pfande ſeiner Treue gegeben, aber Sakontala hat ihn verloren, und als ſie ſchwanger in den Palaſt des Königs gebracht wird, um in ihre ehelichen Rechte eingeſetzt zu werden, kann ſie den Zauber nicht entkräften, der Duſchmanta's Gedächtniß umnebelt. So wird ſie verſtoßen, aber von ihrer Mutter, der Nymphe Menaka, zu Aditis Palaſt entführt. Der Ring, den ein Fiſch verſchlungen hatte, wird aber durch einen Fiſcher vor Duſchmanta gebracht, der ſich bei ſeinem Anblick Sakontalas und ſeines Gelübdes wieder entſinnt. Hier hat alſo der Ring dieſelbe Bedeutung wie in der Novelle: er iſt zwar ein entſcheidender Ring (the fatal ring) aber kein Zauberring, obwohl er einen Zauber vernichtet. Der König hat ihn der Sakontala zum Pfande gegeben, daß er ſie nicht vergeſſen wolle und dieſe Beſtimmung erfüllt er vollkommen. Indeſſen erſcheint er ſeiner Wirkung nach zauberkräftig und alſo iſt es nicht ſtörend, wenn man einen Zuſammenhang mit der Novelle annehmen will, daß auch bei Boccaz dem Ring des Beltram, ſeiner Meinung nach, Zauberkräfte beiwohnen. Zu vergleichen

iſt hier das Märchen bei Grimm I. S. 365. und was unter XII. und XIII. darüber geſagt wird. Bei Kalidas findet nun Duſchmanta nach langer vergeblicher Sehnſucht Sakontalan in Aditis Palaſt wieder, nachdem er vorher ſeinen gleich nach der Vermählung mit ihr erzeugten Sohn, als einen jungen Helden angetroffen hat. Das Kind tritt alſo bei Kalidas nicht in der Bedeutung auf, wie in der Novelle und wie wir geſehen haben, im Mahabharat, denn es beſtimmt den Vater nicht, die Mutter anzuerkennen, ſondern kündigt ihm nur das Wiederfinden der erſehnten Verlorenen an. Dürfte man aber beide Darſtellungen der Sakontalaſage zuſammenfaſſen oder annehmen, daß in ihrer urſprünglichen Geſtalt der Ring in derſelben Bedeutung wie bei Kalidas und das Kind in der des Mahabharat erſchienen ſei, was allerdings wahrſcheinlich iſt, ſo würde die Identität dieſer Sage mit der von der Giletta keinen Zweifel leiden.

X.

Viel Lärmen um Nichts.

Bandello I. 22. Miſtreß Lennox hat in ihrem Shakspeare illustrated eine Epiſode des fünften Buchs von Arioſts raſendem Roland als die vermeintliche Quelle dieſes Stücks überſetzt; allein ſchon Farmer und Steevens haben bemerkt, daß unſere Novelle der Shakspeareſchen Darſtellung weit näher ſteht. Bei Arioſt findet ſich nemlich nur der erſte Theil von Heros Geſchichte, ihre falſche Anklage; ihren ſcheinbaren Tod und endliche Wiederbelebung, bei welcher ſie als eine Verwandte der erſten Braut ihrem frühern Bräutigam vorgeſtellt und vermählt wird, hat wohl Bandello zuerſt erfunden. Indeß mag Shakspeare Arioſts Darſtellung jenes erſten Theils der Geſchichte gekannt haben, weil auch bei ihm wie bei Arioſt das Kammermädchen die Rolle ihres Fräuleins am Fenſter ſpielen muß, was bei Bandello nicht vorkommt. Doch könnte er dieſe Abweichung auch ſelbſt erfunden oder aus einer Nachbildung der Arioſtiſchen Darſtellung in Spenſers Fairy Queen B. II. c. 4. entlehnt haben. Wenn Shakspeare den Arioſt nicht im Original leſen konnte, ſo war er ihm durch die ſchon im Jahre 1591 herausgekommene Ueberſetzung des Harrington zugänglich; auch mochte er gerade dieſe

Ariede aus einer beſondern poetiſchen Bearbeitung von George Turberville kennen lernen, die einige Jahre früher erſchienen war.

Wie Dunlop II. p. 456 vermuthet, hat Arioſt, den Bandello benutzt haben mag, wieder aus dem Ritterroman von Tirant dem Weißen geſchöpft, wo der Inhalt des erſten Theils unſerer Novelle zum Erſtenmal vorkommt. Es bedarf hier keines Auszugs der wunderſchönen Epiſode Arioſts, da Eſchenburg ſchon einen ſolchen gegeben hat und der raſende Roland durch die Ueberſetzungen von Gries und Streckfuß in Jedermanns Händen iſt. Auch die neunte Novelle in der Einleitung von Cinthio's Hecatommithi ſtellt einen ähnlichen Betrug dar, wie hier mit Fenicien getrieben wird, doch ſtiftet ihn dort eine Dienſtmagd, die in ihren Herrn verliebt iſt, gegen deſſen Gattin an.

Die Novelle Bandellos ſoll dem Shakspeare nach der Annahme der engliſchen Kritiker durch die Ueberſetzung in Belleforeſts tragiſchen Erzählungen (Lyon 1594. 12. 3r Bd.) bekannt worden ſeyn. Sie iſt eine der beſten dieſes Novelliſten und Shakspeare hat ſich ihr in dem erſten Theil ſeines Schauſpiels ziemlich genau angeſchloſſen: der komiſche Theil, die Liebe Benedicts und Beatricens, ſcheint ganz ſeine eigene Erfindung.

Der ſagenmäßige Gehalt dieſer Novelle iſt ſehr gering: nimmt man aber dennoch eine epiſche Grundlage an, ſo gehört ſie der Idee nach in den Kreis, von welchem unter VI. ausführlich geſprochen wurde.

Unſere Novelle hat auch unſer Landsmann Avter,

ein Zeitgenoſſe Shakspeares, zu einem ſeiner beſten Stücke benutzt. Wir meinen ſein Schauſpiel von der ſchönen Phönicia, das ſich der Novelle ſehr genau anſchließt. Tieck (Deutſches Theater I. S. 22.) vermuthet, Jacob Ayrer habe ein älteres engliſches Theaterſtück benutzt, das auch Shakspeares Vorbild geweſen ſei.

XI.

Das Wintermärchen.

A pleasant History of Dorastus and Fawnia by Robert Greene. 1588. Dieſe Jahreszahl, welche Dr. Farmer auf einem Abdruck unſeres Märchens gefunden hat, entſcheidet gegen die eine Zeit lang gültige Annahme, als ſei es erſt aus dem Schauſpiel gefloſſen. Die Vergleichung mit dieſem ergiebt, daß Shakspeare alle Namen geändert hat, bis auf den des Landes Böhmen, und ſchon dies läßt vermuthen, daß er ihn nicht abſichtlos beibehielt. Lächerlich iſt die Pedanterei einiger engliſchen Kritiker, die ſich auf ihre geographiſchen Kenntniſſe, nach welchen Böhmen von keiner Seite an die See ſtößt, gar zu viel zu Gute thun, indem ſie dieſe

Beibehaltung so sehr in Allarm setzt. Hätte Shakspeare Böhmen für ein Küstenland gehalten, so würde dieser Irrthum wohl bei der Darstellung des Stücks zur Sprache gekommen sein, denn es gab ohne Zweifel auch damals Leute, die ihre wohlfeile Weisheit gern an den Mann brachten. Hätte er dann statt Böhmen etwa Bithynien gesetzt, wie einer zu lesen vorgeschlagen hat, so war dem ganzen Unheil abgeholfen. Da er dies unterließ, so mußte er wohl seine Absicht dabei haben, und diese glauben wir zu errathen. Zu dem märchenhaften Inhalt des Schauspiels, das im Lande der Fabel und in der Zeit der Poesie spielt, paßte dieser Verstoß besser, als die genauesten geographischen Bestimmungen. Dasselbe gilt auch von den s. g. Anachronismen in diesem Schauspiel.

Die wichtigste Abweichung Shakspeares, die Erhaltung Bellariens (Hermionens), die im Märchen wirklich gestorben ist, erinnert an die Rettung und Wiederfindung Lucinas im Apollonius von Tyrus (Vgl. XIV.), welchen Shakspeare früher in seinem Prinz Perieles von Tyrus bearbeitet hatte. Einige Personen des Schauspiels hat Shakspeare hinzuerfunden, z. B. Antigonus, Paulina und Autolycus. Nach der griechischen Mythologie war Autolycus bekanntlich ein Sohn des Hermes und der Chione oder Philonis. Wenn Warburton angiebt, die ganze Rede des Autolycus bei seinem ersten Auftreten sei aus Lucians Buch über die Astrologie entnommen, wo Autolycus noch viel Anderes in derselben Manier spreche, so muß ihm geträumt haben. In

dieſem Buche, von dem es übrigens zweifelhaft iſt, ob es dem Lucian gehört, wird die Mythe, daß Autolycus ein Sohn des Hermes ſei, dahin gedeutet, die Kunſt des Stehlens ſei dieſem von Hermes gekommen, unter deſſen Geſtirn er geboren worden und höchſtens darauf enthält die Stelle bei Shakspeare eine Anſpielung. Schon Douce Illustrations of Shakspeare I. p. 354. hat dies gerügt und auf Ovids Metamorphoſen XI. v. 291—345. verwieſen.

Greenes Erzählung iſt ein Gemiſch von Märchen und Schäferroman in dem gezierten Geſchmack ſeiner Zeit, der durch John Lylies Euphues und Thomas Lodges Rosalynd or Euphues golden Legacy Mode geworden war. Ueber das letztere Werk, die Quelle von Shakspeares Wie es euch gefällt, ſiehe unten XVII.

Eine epiſche Grundlage hat unſer Märchen nicht, obgleich einige ſagenmäßige Züge, z. B. die Ausſetzung des Kindes und deſſen Erhaltung, eingeflochten ſind. Das Ganze ſcheint Greenes Erfindung und ſomit ſind wir der Mühe weiterer Nachweiſungen überhoben.

XII. und XIII.

Die beiden Veroneſer

und

Maß ihr wollt.

Wir nehmen dieſe beiden Stücke hier zuſammen, weil die Novelle Bandellos, welcher Shakspeare in Was ihr wollt folgte, dem Spanier Montemayor den Stoff zu einer Epiſode ſeines Schäferromans von der verliebten Diana geliehen hat, welche wiederum von Shakspeare in den beiden Veroneſern benutzt worden iſt, ſo daß Bandellos Novelle als Grundlage zweier Stücke Shakspeares zu betrachten iſt.

Bandellos Novellen waren ſchon 1554 erſchienen: Montemayors Diana, die 1560 in ſieben Büchern gedruckt ward, konnte alſo die Erzählung des Italieners benutzt haben. Daß und wie dies geſchehen iſt wird dem Leſer die eigene Vergleichung der Felismene (XII.) mit Bandellos Novelle (XIII.) ergeben. Wie es ſcheint, beabſichtigte Montemayor, ſich ſeinem Vorbilde noch näher anzuſchließen, als es geſchehen iſt, wenigſtens deutet die Einleitung der Erzählung Felismenens darauf, daß ihr Zwillingsbruder, deſſen Name uns nicht genannt wird, die übelangebrachte Leidenſchaft Celiens für die unter dem

Namen Valerio verkleidete Felismene befriedigen ſollte, wie Paolo bei Bandello Catellen entſchädigt. Zwar läßt Montemayor (S. 149.) Celien in Verzweiflung über die Unempfindlichkeit des Pagen ſterben, aber vielleicht hatte er dabei eine andere Novelle Bandellos (Vgl. X. zu Viel Lärmen um Nichts) im Sinn und wollte ſie wie Fenicien wieder aufleben laſſen und dann mit dem Zwillingsbruder Felismenens vereinigen. Allerdings gedenkt Montemayor der Aehnlichkeit der Zwillingsgeſchwiſter nicht, aber vielleicht wollte er aus Gründen nicht zu früh darauf hinweiſen: auch wird ſie ja ſchon ſtillſchweigend bei Zwillingen vorausgeſetzt. Montemayors Diana ward zuerſt von dem Arzt Alonſo Perez von Salamanca (1564) und dann von Gil Polo (1574) fortgeſetzt, welchem letztern Cervantes noch größere Lobſprüche ertheilt, als dem Montemayor ſelbſt. Keiner von dieſen Fortſetzern hat aber die Intention Montemayors aufgegriffen, Celia bleibt todt und Felismenens Bruder erfüllt die Beſtimmung nicht, um deretwillen Montemayor ihn eingeführt zu haben ſcheint.

Wenn Montemayor hiernach durch ſeinen frühen Tod genöthigt ward, dem Leſer einen wichtigen Theil der Erfindung Bandellos vorzuenthalten, ſo ging Shakſpeare, (der wohl ſchwerlich die erſt im November 1598 erſchienene Ueberſetzung Montemayors benutzt haben kann, da ſelbſt Malone die beiden Veroneſer ins Jahr 1595 ſetzt) in dieſem Luſtſpiel noch weiter, indem er zwar die Geſchichte Felismenens (Juliens) von dem

Briefe des Don Felis (Proteus) und ihrem Streit mit dem Kammermädchen an, bis zu der Untreue des Felis, (dem Felismene als Page verkleidet dient und für ihren Geliebten und Herrn um eine Andere wirbt,) nach Montemayors Episode wiedergiebt, dagegen aber noch mehr von der Erzählung Bandellos unterdrückt, da Silvia, (Celia, Catella) deren Herz schon für Valentin eingenommen ist, sich nicht in den Pagen verliebt. Aber gerade der hier unterdrückte Theil der Novelle Bandellos ist es, welcher den Hauptgegenstand seines spätern Was ihr wollt ausmacht, wogegen hier der erste Theil von Bandellos Erzählung mangelt, indem wir von der frühern Liebe des Herzogs zu Viola nichts erfahren. Bei dem schon an sich ungerechten Tadel, womit die englischen Kritiker den Dichter wegen dieses Verschweigens belegen, sollte wohl auch in Betracht kommen, daß Shakspeare sich zu wiederholen vermeiden mußte.

1) In den beiden Veronesern hat Shakspeare die Episode Montemayors mit einer andern davon völlig verschiedenen Handlung höchst kunstreich zu verbinden gewußt, indem Proteus, da er seiner Geliebten untreu wird, zugleich an einem Freunde Verrath übt. Das Verhältniß der beiden Freunde zu einander und zu Silvia, die schon in seinem Namen angedeutete Wandelbarkeit des Proteus, der einer unerwiederten Neigung willen den Freund hintergeht, im Gegensatze mit der großmüthigen Treue Valentins, der selbst dem als treulos erkannten Freunde seine zärtlichst erwiederte Liebe noch zum Opfer bringen will, bildet den Hauptgegenstand die-

dieſes Luſtſpiels, welchem die Liebe Juliens zu Proteus nur zur epiſodiſchen Nebenhandlung dient. Die Quelle, welcher Shakspeare jenes Hauptthema entlehnte, war vermuthlich eine der zahlreichen Behandlungen der Freundſchaftsſage, die in ihrer deutſchen Geſtaltung immer die Colliſion der Freundſchaft mit der Liebe zum Gegenſtand hat. Welche derſelben ihm zunächſt vorſchwebte, können wir nicht entſcheiden, da die Quelle dieſes Theils ſeines Luſtſpiels noch nicht entdeckt iſt. Tieck vermuthet ſie (deutſches Theater I. S. XXVII.) ohne gewichtige Gründe in einem ältern engliſchen Schauſpiel, wovon ſich in einer altdeutſchen Tragödie von Julie und Hypolito eine Nachahmung erhalten haben ſoll. Es könnte auch ſein, daß Shakspeare hierbei keinem beſtimmten Vorbilde gefolgt wäre und nur aus ſeiner allgemeinen Bekanntſchaft mit dieſem Ideenkreiſe angehörigen Dichtungen und Volksbüchern, noch mehr aber aus ſeinem eigenen Buſen, geſchöpft hätte; indeſſen erinnert der Anfang des Luſtſpiels, wo Valentin an den Hof des Kaiſers ziehen will (wofür freilich nachher immer der Herzog von Mailand genannt wird) und ſich dann in die Tochter ſeines Herrn verliebt, ſehr beſtimmt an Amicus und Amelius, eine der berühmteſten Freundſchaftsſagen, die vielleicht der von Shakspeare benutzten Novelle zum Grunde lag. Die Rolle des falſchen Harderich, an deſſen Stelle zuerſt Thurio ſteht, führt aber hier Proteus weiter, bei dem von nun an die Liebe über die Freundſchaft ſiegt, während Valentin nicht aufhört, ſich als das Muſter aller

Freunde zu betragen. Vermuthlich hat Tieck in ſeinem zweiten Theil des Dichterlebens (Novellenkranz auf das Jahr 1831) beſonders an dieſes Luſtſpiel gedacht, da er den Dichter mit ſeinem Freunde Southampton eben ſo Schmerzliches erleben läßt, als dem Valentin dort mit Proteus begegnet. Wohl mochte Shakspeare in den beiden Veroneſern Erlebtes dargeſtellt haben; die Dichtung dieſes Luſtſpiels fällt aber in eine frühere Periode, als das Erlebniß mit dem Grafen. Wie ſehr indeß Shakspeare in dem Gedanken- und Gefühlskreiſe der Freundſchaft heimiſch war, beweiſt ſein herrlicher Kaufmann von Venedig, der uns für das Schönſte gilt, was je von Freunden gedichtet worden.

Malone gedenkt in einer Note zu Was ihr wollt einer 1563 erſchienenen Ekloge des Barnaby Googe und vermuthet, daß ſie Shakspeare in dieſem Stücke benutzt habe. Allein dies iſt nichts Anderes als eine verſificirte Nachahmung der Epiſode Montemayors, wie man aus den Verſen:

He had a page, Valerio named,
Whom so much he did truste etc.

deutlich erſieht, denn Felismene nannte ſich als Don Felis Page Valerio. In Was ihr wollt hielt ſich aber Shakspeare mehr an die Novelle Bandellos.

Wie ſchon Steevens und neuerdings Dunlop (III. p. 219.) bemerkten, hat denjenigen Scenen der beiden Veroneſer, wo Valentin ſich mit den Räubern verbindet und ihr Anführer wird, eine Stelle in Sidneys Arcadia

zum Vorbild gedient, wo dem Pyrocles ein Gleiches begegnet. Die Aehnlichkeit ſchien uns indeſſen nicht erheblich genug, um noch einen zweiten Abſchnitt dieſes Schäferromans aus dem Zuſammenhang zu reißen, wozu wir bei König Lear wichtigere Veranlaſſung hatten.

2) Unſere Novelle des Bandello (II. 36.) lernte Shakspeare nach der gemeinen Meinung ſeiner engliſchen Erklärer aus einer wieder verloren gegangenen engliſchen Bearbeitung der ſiebenten Erzählung im vierten Buch von Belleforeſts Histoires tragiques, extraites des oeuvres du Bandel, kennen. Die Exiſtenz einer ſolchen iſt aber wieder nicht nachzuweiſen. Wenn Dunlop II. p. 464. vermuthet, Bandello habe aus Cinthios achter Novelle der fünften Decade geſchöpft und III. p. 171. hinzufügt, auch Montemayor habe nächſt unſerer Novelle Bandellos jene des Cinthio benutzt, ſo muß man dagegen einwenden, daß Cinthios Hecatommithi, wenn auch früher als Bandellos Novellen geſchrieben, doch ſpäter im Druck erſchien, und daß ſich in Montemayors epiſodiſcher Erzählung Felismenens nicht die geringſte Spur einer Bekanntſchaft mit Cinthios Novelle verräth. Wohl aber möchte Shakspeare dieſelbe gekannt und benutzt haben. Dieſe Novelle, deren Verwickelung ebenfalls auf der Aehnlichkeit zweier Zwillingsgeſchwiſter beruht, ſpielt wie Was ihr wollt in Illyrien und beginnt mit einem Schiffbruch, in welchem ein aus Neapel flüchtiger Edelmann und ſeine Frau von einander und von ihren beiden Kindern getrennt werden. Nachher ereignen ſich mit den letztern,

welche ſich bald in Frauen- bald in Mannestracht kleiden, ähnliche Verwechſelungen wie die bei Bandello und Shakspeare. Der Schiffbruch in dieſer Einleitung der Novelle Cinthios däuchte Shakspearen mit Recht ein geſchickteres und poetiſcheres Vehikel, die Trennung der beiden Geſchwiſter herbeizuführen, als die Einnahme Roms bei Bandello. Auffallend iſt es aber, daß er auch in den Irrungen, einem frühern nach Plautus bearbeiteten Stücke, einen Schiffbruch zum Mittel gebraucht hat, um die ähnlichen Zwillingsbrüder von einander und von ihren Aeltern zu trennen. Wir haben indeß Cinthios Novelle dieſer geringfügigen Aehnlichkeit wegen nicht mittheilen wollen, da Shakspeare ſich in Allem Uebrigen ganz an Bandello gehalten hat und nur noch Antonios Mißgriff, da er von Violen den Beutel zurückfordert, den er dem Sebaſtian gegeben hat, eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Momente in Cinthios Novelle darbietet, wo der Veroneſer ſeinen entlaufenen Pflegeſohn in deſſen verkleideter Schweſter zu erkennen glaubt und dieſe zur Haft bringen läßt. Was Bandellos Novelle betrifft, ſo wird man über die Freiheit der italieniſchen Sitten erſchrecken, die einem Biſchof, denn das war Bandello ſeit 1550, ſolche Schilderungen erlaubte. Davon abgeſehen hat aber die reiche Erfindung der Novelle große Verdienſte, obgleich die Darſtellung mangelhaft und der erſte lange Beſuch der verkleideten Nicuola bei Frau Pippa völlig müßig iſt.

Eine friſche Grundlage iſt der Novelle nicht ganz abzuſprechen, obgleich ſie nicht gleich in die Augen fällt.

Der Aehnlichkeit der Zwillingsgeschwister nicht zu gedenken, ist Lattantios Vergessen Nicuolens ein ganz sagenhafter Zug, der in Märchen und Volksdichtungen unendlich oft wiederkehrt, wobei wir nur an Sigurd und König Duschmanta erinnern. Meistens wird in der Sage ein solches Vergessen durch einen Liebestrank bewirkt, welcher hier fehlt, den aber Montemayor mit umgekehrter Wirkung wieder eingeführt hat, indem Don Felis durch einen Zaubertrank von der Leidenschaft zu Celien geheilt und seiner Felismene zurückgegeben wird. Derselbe Trank kann aber in Montemayors Diana auch letheisch wirken, wie ja auch Don Felis nur Celiens zu vergessen braucht, um sich Felismenens wieder zu erinnern. Der häufige Gebrauch, welcher in der Diana von diesem Tranke gemacht wird, erinnert lebhaft an Shakspeares Sommernachtstraum, wo der auf die Augenlieder des Schlafenden geträufelte Saft einer Blume in das erste Wesen verliebt macht, das dem Erwachenden ins Auge fällt, auf welcher Bezauberung die ganze Mechanik des Lustspiels beruht.

Auch der Entschluß Nicuolens, bei dem untreuen Geliebten als Page verkleidet Dienste zu nehmen, begegnet nicht selten in Märchen in genauer Verbindung mit jenem Vergessen. In dem deutschen Märchen von den zwölf Jägern (Grimm I. S. 365.) tritt die vergessene Braut des Königssohns mit eilf andern Mädchen als Jäger verkleidet in dessen Dienst: „Nun geschah es, daß sie auf der Jagd waren und die Nachricht

kam, die neue Braut des Königssohns wäre im Anzug. Wie die rechte Braut das hörte, that es ihr so weh, daß es ihr fast das Herz abstieß und sie ohnmächtig auf die Erde fiel. Der junge König meinte, seinem lieben Jäger sei etwas begegnet, lief hinzu und wollte ihm helfen und zog ihm den Handschuh aus. Und da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben und wie er ihr recht ins Gesicht sah, erkannte er sie." Ganz so fällt in den beiden Veronesern Julie in Ohnmacht, als der großmüthige Valentin sich erbietet, dem Proteus, dem sie als Page dient, Silvien abzutreten. Als sie befragt wird was ihr fehle, spricht sie von dem Ringe, den Proteus sie beauftragt hatte, Silvien zu geben, zeigt aber statt dessen jenen andern, den ihr einst Proteus geschenkt hatte. Da Proteus diesen Ring erblickt, erkennt er sie, wird von ihrer Treue gerührt und wendet ihr sein Herz wieder zu, so daß diese Episode des Lustspiels ganz wie das Märchen schließt. Weder bei Bandello noch bei Montemayor fand Shakspeare diesen Schluß, und es wäre höchst wunderbar, wenn er, ohne das Märchen zu kennen, den alten Ausgang der Geschichte wieder neu erfunden hätte. Wahrscheinlicher ist aber, daß sowohl ihm als dem Bandello dies Märchen bekannt war, und wie dieser von ihm ausging, jener zu ihm zurückkehrte. Schwerer würde es sein, dem Bandello die Quelle des Zuges nachzuweisen, daß die neue Geliebte des untreuen Liebhabers sich in die verkleidete erste Braut ihres Anbeters vergafft und durch den Zwillingsbruder des verkleideten Mädchens

entſchädigt wird. In den beiden Veroneſern ließ aber Shakspeare dieſe Erfindung Bandellos weg und daher kommt es, daß die Geſchichte von Proteus und Julien in dieſem Luſtſpiel dem Märchen ſo täuſchend ähnlich ſieht.

XIV.

Perikles, Fürſt von Tyrus.

Die engliſchen Kritiker, welche dem Shakspeare dieſes Stück entweder ganz abſprechen oder ihm nur einen geringen Antheil daran zuſchreiben, leiten den ungemeinen Beifall, welcher demſelben ſeit ſeiner erſten Aufführung auf der engliſchen Bühne zu Theil ward, von dem großen Intereſſe der zum Grunde liegenden Geſchichte ab und gewiß nicht mit Unrecht, denn wenn wir auch Shakspeare für den Verfaſſer halten, ſo bleibt es doch eins ſeiner früheſten und ſchwächſten Werke, und jener unmäßige Beifall läßt ſich kaum anders erklären. Selbſt daß ſich der Dichter ſo genau an ſeine Quelle hielt, deutet darauf, daß ſie ihm, wenn auch nur ihrer Popularität willen, ehrwürdig war.

Der Roman von Apollonius iſt in alle Sprachen überſetzt worden und die große Menge von Handſchriften, Ausgaben und Bearbeitungen deſſelben, die ſich bei allen Nationen finden, verſtattet einen Rückſchluß auf ſeinen innern Werth.

Den Bemühungen ſo ausgezeichneter Gelehrten wie Velſer, Fabricius, Douce u. A. hat es bis jetzt nicht gelingen wollen, den Verfaſſer dieſes Romans zu entdecken, doch ſtimmen Alle darin überein, daß er zuerſt im fünften oder ſechsten Jahrhundert nach Chr. Geb. griechiſch geſchrieben wurde. Gottfried von Viterbo, der in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, ſcheint ihn für baare Geſchichte gehalten zu haben, denn er erzählt ihn ſeinem ganzen Inhalte nach in ſeinem Pantheon oder allgemeinen Chronik als eine Begebenheit, die ſich unter der Regierung des dritten Antiochus ereignet habe. Bemerkenswerth iſt die Form ſeiner verſificirten Darſtellung: zwei aufeinander reimende Hexameter werden von einem Pentameter unterbrochen. Theils aus Gottfrieds Erzählung theils unmittelbar aus dem griechiſchen Original ſcheinen die lateiniſchen Proſaverſionen gefloſſen zu ſein, von welchen ſich eine in den Gestis Romanorum findet, eine andere, ohne jene zu kennen, Velſer abdrucken ließ, und eine dritte einzeln ohne Jahreszahl und Druckort in den letzten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts erſchien. Dieſe drei Recenſionen weichen nur in Worten, nicht in Thatſachen von einander ab, doch hält Eſchenburg die erſte für das Vorbild der beiden Andern. Ein altdeutſches Gedicht

von Apollonius von Tyrland durch Heinrich von der Neuenſtadt (zu Wien) wurde ſchon um 1400 gedichtet, wahrſcheinlich nach den Gest. Rom. Vgl. Hagens und Büſchings Grundr. S. 206. Die ſpätern Bearbeitungen in deutſcher Proſa, welche lange Zeit beliebte Volksbücher waren, ſcheinen aus Gottfried von Viterbos Pantheon gefloſſen zu ſein, wenigſtens giebt die Ausgabe zu Augsburg durch Günther Zainer 1471. Fol. und die nach den Proben bei Eſchenburg ſehr verdorbene, zu Straßburg 1516. Kl. 4. dieſe Quelle an. Correcter ſcheint die von 1556. 12. deren wir uns bedienten. Wir haben daraus Tharſiens Lied, offenbar ein altes Meiſterlied mit Auf- und Abgeſang (der Aufgeſang zerfällt in zwei, der Abgeſang in drei künſtlich gereimte Stollen) getreu überſetzt, doch konnten wir dies nur mit der erſten Strophe des Liedes thun, weil die zweite ſeltſam genug in der Erzählung fortfährt, was unſere Anſicht, daß hier ein alter Meiſtergeſang eingeſchaltet worden, zu beſtättigen ſcheint. Mehr Freiheit glaubten wir uns bei den Räthſeln nehmen zu müſſen, die in dem Volksbuch weniger gut behandelt waren. Ein Verzeichniß der Handſchriften und Drucke dieſes Romans in allen Sprachen findet man bei Douce II. p. 140. sqq.

Auch in England ward der Roman von Apollonius von Tyrus frühzeitig in Verſen und Proſa bearbeitet. Gower, der in Shakspeares Pericles als Erzähler auftritt, flocht ihn ſeiner Confessio amantis ein, die ſchon 1393 vollendet war. Sein Gewährsmann iſt, wie er ſelbſt angiebt, Gottfried von Viterbo. Dr. Farmer beſaß aber ein

Fragment eines englischen Gedichts über denselben Gegenstand, das der Handschrift und der Sprache nach älter als Gower schien. In englischer Prosa kam der Roman von Apollonius schon 1510 bei Wynkyn de Worde nach dem Französischen des Robert Copland heraus. Im Jahre 1576 hatte William Howe ein Privilegium für eine Ausgabe dieses Volksromans, von der die 1607 zu London bei Valentin Sims erschienene Uebersetzung des T. Twine nur ein Wiederabdruck sein soll.

Für Shakspeares nächste Quelle hält man Gowers Confessio amantis, weil dieser alte Dichter im Pericles redend eingeführt wird. Allein aus den Noten der englischen Erklärer, welche sehr häufig Stellen aus dem Volksbuche anführen, ersieht man, daß der Dichter öfters von Gower abwich und sich an jenes hielt, wie denn Gowers Darstellung mangelhaft ist. *) Auch ergiebt sich aus diesen Stellen, daß das englische Volksbuch mit dem deutschen genau übereinstimmt, und dies rechtfertigt uns, wenn wir uns zunächst an dieses und die Gesta Romanorum hielten. Wir würden uns der letztern allein bedient haben, wenn der Erzählung ein

*) An der Stelle des Bankspiels, wodurch Apollonius die Gunst des Königs von Pentapolis gewinnt, setzte Shakspeare ein Turnier: es ist nicht nachzuweisen, daß er diese Aenderung irgend einem Vorbilde verdanke. Zweifelhafter ist es, ob nicht eine englische Erzählung dieses Romans mit den veränderten Namen vorhanden war, deren Shakspeare sich bediente.

alterthümlicher, volksmäßiger Anſtrich, den ihr auch Shakspeare durch die Einführung des alten Gower zu geben befliſſen war, nicht überaus wohl anſtände; dieſen konnte ſie aber durch Anſchließung an das deutſche Volksbuch am Ungezwungenſten erhalten. Auch glaubten wir, die Lieder und Räthſel nach Anleitung des Volksbuchs in Reimen, nicht in Hexametern, geben zu müſſen. Eine etwas freiere Behandlung, als wir uns ſonſt erlauben, wird man uns hier, wo wir zwei verſchiedene Vorbilder zu vereinigen hatten, zu gute halten. Doch beſchränkten wir uns bei dieſer nothwendigen Freiheit auf die Darſtellung, ohne an Thatſachen willkührlich zu ändern.

Viele ſagenhafte Züge begegnen in unſerm Roman, obgleich er ſchwerlich ganz auf einem Märchen beruht. Die blutſchänderiſche Liebe des Antiochus zu ſeiner Tochter leitet auch das deutſche Volksbuch von der Helena und Straparolas verwandtes Märchen von dem Mädchen im Schrein ein. Vergl. Valentin Schmidts Märchenſaal, S. 115, nebſt den Anmerkungen S. 303, und Pentamerone II. 6. (16). Doch iſt ſie hier, namentlich in den Märchen, ſehr ſchön motivirt, während ſie im Apollonius ganz unbegründet bleibt. Die Erhaltung Lucinas in dem Kaſten erinnert wieder an die Doralicens in dem Schrein. Das Räthſel, von deſſen Löſung der Beſitz der Prinzeſſin abhängig gemacht wird, iſt ein tauſendmal wiederkehrender Zug. Der Aufenthalt Tharſens in dem Hauſe des Kupplers kehrt ähnlich in vielen kirchlichen Legenden wieder,

z. B. in der von der heiligen Agnes, und der Fischer, welcher seinen Rock mit dem schiffbrüchigen Apollonius theilt, ist ganz der heilige Martin. Im Uebrigen sind die Abenteuer des Apollonius sehr in der Art der griechischen Romane, worin Seefahrten und Seeräuber die größte Rolle spielen. Doch wird dieser Erzählung Poesie und anziehende Erfindung nicht abgesprochen werden können, und gewiß werden uns die Leser für ihre Mittheilung Dank wissen.

Schon unter XI. ist bemerkt worden, daß die Wiederfindung Lucinas als Priesterin der Diana zu Ephesus vermuthlich das Vorbild der Erhaltung Hermionens im Wintermärchen war: weit mehr aber erinnert in Shakspeares Irrungen die Erhaltung und Wiederfindung Emiliens, der Aebtissin zu Ephesus, an Apollonius und Pericles, so wie andererseits die Katastrophe der Irrungen mit dem Ausgange der unter XIII erwähnten Novelle Cinthios große Aehnlichkeit hat.

XV.

König Lear.

Bekanntlich giebt es ein älteres Schauſpiel von König Lear, welches Tieck in ſeinem altengliſchen Theater Bd. 2. überſetzt hat. Der Verfaſſer deſſelben hat ohne Zweifel aus Holinſhed oder deſſen Vorgänger Galfred von Monmouth geſchöpft. Die Epiſode von Gloſter und ſeinen Söhnen Edmund und Edgar, als deren Quelle wie das Abenteuer aus Sidneys Arcadia mitgetheilt haben, kommt aber hier noch nicht vor, und die Anſchließung an die Chronik iſt viel enger. Tieck ſchreibt dies ältere Stück, von welchem die Engländer viel zu abſprechend urtheilen, (noch ungerechter Voß in den Anm. ſeiner Ueberſ., ebenfalls Shakſpeare zu, was vor ihm nie einem Engländer in den Sinn gekommen iſt. Man weiß, daß Tieck noch eine groſe Menge anderer Schauſpiele für Jugendarbeiten Shakſpeares ausgiebt und hoffentlich wird er die Beweiſe nicht ſchuldig bleiben. Bei dieſem ältern König Lear, der groſe Schönheiten hat, finden wir ſeine Behauptung weniger verwegen, als bei manchen Andern.

Der Verfaſſer des ältern Stücks hat offenbar die alte Ballade von König Leir und ſeinen drei Töchtern, welche Percy mitgetheilt und Eſchenburg überſetzt

hat, nicht benutzt; das neuere Stück hat aber einige Züge, z. B. Lears Raserei, Cordeliens Tod u. s. w. mit der Ballade gemein, und so entsteht die Frage, ob der Balladenmacher aus dem Schauspiele oder Shakspeare aus der Ballade geschöpft habe. Wir entscheiden uns für das Erstere, theils wegen des modernen Tons dieses geistlosen Machwerks, theils weil der Dichter, dem das ältere Stück oder doch Holinsheds Chronik zugänglich war, alle die Behandlung des Stoffes bestimmenden Ideen in seinem eigenen Geiste finden konnte, in welchem Falle der Balladenschreiber nicht war. Daß in der Ballade nichts von dem nächtlichen Ungewitter vorkommt, kann nicht für Johnsons Ansicht beweisen, daß sie älter als das Schauspiel sei, denn offenbar beabsichtigte der Balladenmacher nicht, einen Auszug aus dem Stücke zu geben: er wollte sich, wie der Name Agamippus beweist, nach der Chronik richten, wußte sich aber von dem Einfluß des Schauspiels nicht frei zu erhalten.

Seltsam sind Cordeliens Worte bei Holinshed: So much as you have, so much you are worth and so much I love you, and no more, bei Monmouth: quantum habes, tantum vales, tantumque te diligo. Deutlicher die alte Ballade: my love shall be the duty of a child, und in dem ältern Schauspiel:

Die Liebe, die das Kind dem Vater schuldig u. s. w.

In Spensers Feenkönigin, wo Lears Schicksal in wenig Worten berichtet wird, sagt Cordelia, sie liebe

den Vater so sehr als sich zieme, und in den Gestis Romanorum (s. u.), so viel als er werth sei. Dies letzte scheint auch bei Monmouth und Holinshed gemeint zu sein.

Eine sinnreiche Wendung nimmt die Sage in der Geschichte Inas, des Königs der Westsachsen, welche Camden (Remains p. 306. ed. 1674.) erzählt: „Dieser König hatte drei Töchter, welchen er einst die Frage vorlegte, ob sie ihn auch über Alles Andere liebten und immer lieben wollten? Die beiden ältern bejahten dies unter hohen und theuern Schwüren, die jüngste und klügste aber sagte ihm offen und ohne Schmeichelei, sie schätze und verehre ihn zwar so sehr, als die Natur und Kindespflicht nur gebieten könne, und werde dies thun so lange sie lebe, sie glaube aber, es müsse eine Zeit kommen, wo sie einen Andern zärtlicher lieben werde als ihn. Hierunter verstand sie ihren künftigen Gatten, dem sie nach Gottes Gebot zu folgen und Vater, Mutter und Brüder um seinetwillen zu lassen schuldig sei." Auch diese Wendung ist Shakspeare nicht fremd:

Was nahmen meine Schwestern Männer, wenn sie euch
Nur lieben? Nein, wenn ich mich je verbinde,
Empfangt der Mann, der meinen Schwur empfängt,
Halb auch mein Herz, halb meine Pflicht und Sorgfalt.
Nie werd ich mich vermählen, so wie sie,
Nur euch allein zu lieben.

Camdens Buch war kurz vor 1605, wo der zweite Lear gedichtet ist, erschienen, und Malone glaubt daher,

dem Dichter habe diese Erzählung bei Cordeliens Antwort vorgeschwebt. Man kann dies weder verneinen noch bejahen, doch wird man Shakspeare wohl zutrauen müssen, er habe diese Antwort selbst erfinden können. Darum können wir auch mit Steevens nicht annehmen, daß er aus dem Buche The mirror of Magistrates 1587 das Benehmen Oswalds entlehnt habe.

Die englischen Gesta Romanorum enthalten c. 21. eine hierhin gehörige Geschichte, die vermuthlich die Quelle Monmouths war, der seine fabelhafte Chronik mit beliebigen Märchen ausschmückte. Zwar sind die Gesta Romanorum später gesammelt, als Monmouth schrieb oder vielmehr dichtete, aber das hier mitzutheilende Märchen ist offenbar weit älter als die Sammlung:

„Theodosius, ein mächtiger Kaiser von Rom, hatte drei Töchter. Einst fragte er sie, wie sehr sie ihn liebten? Die Aelteste sagte: Mehr als mich selbst; die zweite: Wie mich selbst; die dritte: So viel als ihr werth seid und nicht mehr. Hierauf vermählte er die erste einem Könige, die zweite einem Herzoge, die dritte einem Grafen. Nun geschah es, daß der Kaiser dem Könige von Egypten eine Schlacht lieferte, und der König vertrieb den Kaiser aus seinem Reiche, so daß er nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte. In dieser Noth wandte er sich an seine älteste Tochter und bat um Hülfe. Diese berieth sich mit dem Könige, ihrem Gemahl, welcher dem Kaiser mit einem großen Kriegsheer zu Hülfe kommen wollte. Aber die Tochter meinte, es werde genügen, ihm fünf Ritter zu schicken, die ihm

in

der Verbannung von seinem Reiche Gesellschaft leiste-
n und so geschah es. Als dies der Kaiser vernahm,
ard er sehr leidmüthig, denn er hatte allen seinen Trost
f diese älteste Tochter gesetzt, weil sie versichert hatte,
liebe ihn mehr als sich selbst. Nun wandte er sich
n die zweite, die gesagt hatte, sie liebe ihn, wie sich
lbst und bat sie, ihm zu helfen. Diese that aber nichts
ls ihm Speise und Trank und anständige Kleidung
hicken. Da entschloß er sich, auch die dritte zu ver-
uchen, bat sie um Hülfe und erzählte ihr, wie ihre
Schwestern ihn abgefunden hätten. Da wandte sich
ie dritte Tochter, die ihren Vater nach seinem Werth
iebte, an ihren Gemahl, und bat ihn, ihr in dieser
roßen Noth beizustehen: ihr Vater sei aus seinem
Reich und Erbe vertrieben. Und was soll ich dazu
thun? fragte der Graf. Eiligst ein mächtiges Kriegs-
heer aufbringen, antwortete die Tochter, und ihm bei-
stehen gegen seine Feinde. Das that der Graf und trug
den Sieg davon und setzte den Kaiser wieder in sein
Erbreich ein. Da sprach der Kaiser: Die Stunde sei
gesegnet, die mir meine jüngste Tochter schenkte. Ich
liebte sie weniger als ihre Schwestern und nun hat sie
mir in der Noth aeholfen, wo mich die Andern ver-
ließen: darum soll ihr auch nach meinem Tode das
Reich zu Theil werden."

In dem neuen König Lear erinnert das Betra-
gen der beiden ältern Töchtern und ihre Wahlverwandt-
schaft mit Edmund an die beiden Töchter des Servius
Tullius, von welchen die gute dem bösen und die böse

dem guten Tarquinius vermählt ward, bis die guten wegeſchafft wurden und die böſen ſich zuſammengeſellten. Am Meiſten tritt dieſe Aehnlichkeit im Verhältniß Generils zu Albanien hervor: er iſt der gute Tarquinius, der die böſe Tullia gefreit hat; ſie will ihn aber aus dem Wege räumen, nicht um des böſen Manns ihrer Schweſter, ſondern des böſern Edmunds willen. Die Erzählung des Livius konnte dem Dichter nicht unbekannt ſein.

XVI.

Macbeth.

Wie Shakſpeare dem Holinſhed folgte, ſo dieſer dem Hektor Boethius. Buchanan will dagegen in ſeiner ſchottiſchen Geſchichte (Rerum Scoticarum historia. Edinburgi MDXXVIII. fol. 60. sqq.) nichts von den Wundern und Erſcheinungen wiſſen, die den Kern der Sage von Macbeth bilden, und doch kann er ſie nicht ganz los werden. Die erſte Erſcheinung der Hexen und ihre prophetiſche Begrüßung verwandelt er in ein nächtliches Traumgeſicht, das ſich nachher erfüllt; die verheißene künftige Größe der Nachkommen Banquos

hält er für ein böswillig (per maleficos) ausgestreutes Gerücht, das den Macbeth gereizt, ihn ermorden zu lassen; die Zweige, welche Malcolmes Soldaten in der Hand trugen, sind ihm ein Zeichen ihrer freudigen Hoffnung zu siegen, durch welche Zuversicht erschreckt Macbeth die Flucht ergriff, (ea perterritus hostium fiducia Macbethus confestim in fugam se dedit); alles übrige Wunderbare übergeht er ganz quia theatris aut militiis fabulis sunt aptiora, quam historiae.

Malone hat bemerkt, daß in diesen Worten Buchanans eine Andeutung liege, die Sage von Macbeth eigene sich für die theatralische Darstellung. Er fügt aber vorsichtig hinzu, zu Shakspeares Zeiten sei keine englische Uebersetzung von Buchanans Werk vorhanden gewesen. Obgleich wir nicht seiner Meinung sind, daß Shakspeare der lateinischen Sprache unkundig gewesen, so glauben wir doch, daß er keiner solchen Hinweisung Buchanans bedurft habe, um diesen Stoff poetisch und dramatisch zu finden. Noch ärger macht es aber Farmer. Dieser vermuthet nemlich, nicht unwahrscheinlich, Shakspeare möge wohl mit diesem Stoffe durch ein kleines Stück gleiches Inhalts bekannt geworden sein, welches im Jahre 1605 (Shakspeares Macbeth soll nach Malone im Jahre 1606 geschrieben sein) zu Oxford vor dem König Jacob aufgeführt wurde. Wake in seinem Rex platonicus erzählt davon: „Der Stoff des Schauspiels war eine alte Sage der Schotten von ihrem Königshause, wonach einst den beiden schottischen Großen, Macbeth und Banquo, drei Sibyllen erschienen seien

und ihnen geweiſſagt hätten, jener werde König werden, aber keinen König zeugen, dieſer nicht König werden, aber viele Könige zeugen. Der Ausgang habe dieſe Prophezeihung beſtättigt, denn aus Banquos Geſchlecht ſei der glorreiche König Jacob entſproſſen.“ Später fügte nun Farmer hinzu, man habe ihm vorgeworfen, daß er dem Shakspeare Bekanntſchaft mit der lateiniſchen Sprache beimeſſe, denn das erwähnte kleine Schauſpiel ſei in dieſer Sprache vor dem Könige aufgeführt worden. Er erſehe aber aus einem alten Buche von Anthony Niron 1605, daß jenes Stück zuerſt vor dem Könige in lateiniſcher Sprache, hernach aber in engliſcher vor der Königin und den Prinzen geſpielt worden ſei, und ſo erkläre ſich Alles. Wir führen dies nur zur Ergötzung unſerer Leſer an.

Die Erzählung des Boethius iſt ſchwerlich in der Geſchichte, aber tief in der Sage begründet. Offenbar hat man auch hier die Lücken der Geſchichte durch Volksmärchen ausgefüllt. Schon Grimm hat in der Anmerkung zu dem Märchen von dem Fiſcher und ſeiner Frau die Lady Macbeth mit der etruriſchen Tanaquil verglichen, die auch, wie Eva, ihren Mann zu hohen Würden reize. In der Erzählung des Livius wiederholt ſich dieſe Erſcheinung in der Tullia, der Gemahlin des gutmüthigen Tarquinius, von welcher bei König Lear geſprochen worden iſt. Der Zug von dem wandelnden Walde findet ſich in den Sagen vielfältig anders gedeutet. Uebereinſtimmend iſt aber die Sage von König Grunewald, welche Prof. Schwarz in

ſeinen heſſiſchen Denkwürdigkeiten aus dem Munde alter Leute aufbewahrt hat: „Ein König hatte eine einzige Tochter, die wunderbare Gaben beſaß. Nun kam einmal ſein Feind, ein König, der hieß Grunewald, und belagerte ihn in ſeinem Schloſſe, und als die Belagerung lange dauerte, ſo ſprach dem König im Schloſſe ſeine Tochter immer noch Muth ein. Das währte bis zum Maientag. Da ſah auf einmal die Tochter das feindliche Heer herangezogen kommen mit grünen Bäumen; da wurde es ihr angſt und bange, denn ſie wußte, daß Alles verloren war und ſagte ihrem Vater:

Vater gebt euch gefangen:
Der grüne Wald kommt gegangen."

Vgl. Grimms deutſche Sagen I. 148. Hier iſt der Zuſammenhang mit der Sage von Macbeth nicht zu verkennen. Die Tochter ſpielt hier dieſelbe Rolle, wie dort die Hexen. Sie weiß, kraft ihrer wunderbaren Gaben, daß ihr Vater nicht beſiegt werden kann, bis der grüne Wald gegangen kommt; weil ſie dies aber für unmöglich hält, ſpricht ſie ihm Muth ein, und erſt als das Unmöglich-geglaubte ſich begiebt, räth ſie ihm zur Uebergabe. Dagegen ſcheint der Liſt Fredegundens, welche den Pferden Schellen anhing und ihren Kriegern befahl, Jeder einen Baumzweig in die Hand zu nehmen und ſo den Feinden entgegen zu rücken, wodurch die Wächter des feindlichen Lagers getäuſcht wurden, indem ſie glaubten, ihre Pferde weideten im nahen Walde, bis die Franken die Laubzweige fallen ließen und der Wald leer da

ſtand an Blättern, aber dicht von den Stämmen ſchimmernder Spieße, (Vgl. Grimms deutſche Sagen II. 91.) keine Prophezeihung vorausgegangen zu ſein. Es iſt eben eine Kriegsliſt, wie ja auch Malcolme, als er ſeinen Leuten befahl, ſich beim Vorrücken mit Zweigen zu bedecken, nichts Anderes im Sinne hatte, denn er wußte nicht, was dem Macbeth prophezeiht worden war. Merkwürdig iſt aber folgende Stelle bei Joh. Weyer de praestigiis. Frankf. 1586. S. 329: „Wil Jemands, daß es ſich anſehen laſſe, als ob er bei tauſend Menſchen oder Pferde umb ſich hab, ſo brauche er einen jährigen Weidenaſt, in ein Streich abgehauen, mit etwas Beſchwörung, barbariſcher Worten Erzählung und groben Charaktern.“ Einem einzelnen Menſchen möchte es nun wohl ſchwerlich gelingen, ſich durch das angeprieſene Zaubermittel den Schein eines ganzen Heeres zu geben; der Erfinder deſſelben ging indeß offenbar von einer Sage aus, wonach ein muthiges Kriegsheer einem an Zahl überlegenen Feinde durch dieſe Liſt ſeine Schwäche verborgen hatte. Bei Holinſhed ſoll aber Malcolmes Heer dem des Macbeth an Zahl überlegen geweſen ſein, und die Bedeckung mit den Zweigen geſchah nur, damit beim Wegwerfen derſelben der plötzliche Anblick der Uebermacht deſto mehr Schrecken erregte.

Die zweite Prophezeihung, daß kein vom Weibe Geborener den Macbeth umbringen werde, können wir in keiner andern Sage nachweiſen; dagegen kommen häufig Männer und Halbgötter vor, die wie Macduff

aus dem Leib der Mutter geſchnitten worden. Immer bedeutet dies Kraft und Heldenſtärke. So einer war Volſung, Sigurds Ahn. (Volſungaſage cap. 3. 4.)

Shakspeare läßt den Geiſt des gemordeten Banquo bei dem Gaſtmahl erſcheinen, zu dem Macbeth den Lebenden geladen hatte. Die Sage von Macbeth weiß hiervon nichts, denn nach Holinſhed geſchieht der Mord erſt nach dem Gaſtmahl. Hier hat aber der Dichter die einzelne Sage wieder ganz in dem eigenen Sinne der Sage überhaupt verbeſſert und ergänzt, denn bekanntlich halten die Todten nach der Sage noch über das Grab hinaus Wort und verlangen, daß man auch ihnen Wort halte, was den Lebenden oft verderblich wird. Wir erinnern an Lenore und die Braut von Corynth. Daß Banquo nur dem Macbeth ſichtbar erſcheint, thut hier nichts zur Sache. Große Aehnlichkeit hat dieſer Zug bei Shakspeare mit Don Juans Einladung des ſteinernen Gaſtes.

XVII.

Wie es euch gefällt.

Rosalynd, Euphues golden Legacy, found after his death in his Cell at Silexedra. Bequeathed to Philautus Sonnes, nursed up with their Father in England. London printed for N. Lyng, and F. Gubbins. 1598. 4. Dies iſt der Titel des halbritterlichen Schäferromans, aus dem Shakſpeares obengenanntes Luſtſpiel hervorging. Zum erſtenmal gedruckt ward das Buch nach Eſchenburg und Dunlop im Jahre 1590. Der Verfaſſer nannte ſich Thomas Lodge und war ein Nachahmer John Lylies, der durch ſeine Romane Euphues, Euphues and his England, Euphues and his Ephoebus u. ſ. w. und ſeine neun Hofcomödien dem Modegeſchmack ſeiner Zeit das Gepräge pedantiſcher Spitzfindigkeit aufdrückte und die Hofdamen Eliſabeths auf zwanzig Jahre hinaus mit geſuchten Gleichniſſen aus der griechiſchen Mythologie und fabelhaften Kunde der Kräfte von Steinen und Kräutern verſorgte. Dieſer hauptſächlich durch Lylie begründete, gezierte und bis zum Ueberdruß in Gegenſätzen ſpielende, von Tieck ſ. a. stilo culto jener Zeit, deſſen Studium zum Verſtändniß Shakſpeares und ſeiner Zeitgenoſſen unerläßlich iſt,

findet ſich in ſeiner ganzen ſchroffen Manier auch in dieſem kleinen Roman des Thomas Lodge, der ſich ſelbſt für einen Nachahmer Lylies bekannte, indem er in der Einleitung fingirte, jener Euphues, der Held John Lylies, habe den Söhnen ſeines Freundes Philautus dieſen ſeinen Roman als ein Vermächtniß hinterlaſſen. Auch Robert Greene in ſeinem Märchen von Doraſtus und Faunia, das wir als die Quelle des Wintermärchens mitgetheilt haben, war nach Dunlop ein Nachahmer Lylies, obgleich ſein Styl mehr Geſchmack beweiſt.

Eine wörtliche Ueberſetzung der Roſalinde des Thomas Lodge würde faſt einen ganzen Band unſerer Bibliothek eingenommen und uns doch keinen Dank erworben haben, denn ſchwerlich hätten unſere Leſer ſeine Manier leidlich gefunden. Weil aber Shakſpeare dieſem Roman in Wie es euch gefällt viel genauer gefolgt iſt, als irgend einer andern Quelle ſeiner Stücke, ſo würden wir unſer Werk dem gerechten Vorwurf der Unvollſtändigkeit ausgeſetzt haben, wenn wir nicht einen getreuen Auszug der Roſalinde geliefert hätten. Nur durfte dieſer nicht in ungenießbare Trockenheit verfallen und deßwegen gaben wir eine getreue Bearbeitung des Romans im verjüngten Maaßſtabe, von der wir hoffen, daß man ſie lesbar finden wird.

Tieck verſteht den Titel des Luſtſpiels: Wie es euch gefällt, als eine Antwort auf eine Prahlerei Ben Jonſons in ſeinem Luſtſpiel Cynthias Revels, wo

er den Epilog auf Shakspeares Gedichte anſpielend ſagen laſſe:

„J'll only speak, what J have heard him say:
„By — 'tis good, and if you like't, you may."

Es iſt aber nicht gut einzuſehen, worin der Witz einer ſolchen Erwiederung Shakspeares liegen ſollte, denn der Gegenſatz zwiſchen if you like it und as you like it entbehrt der Schärfe. Es iſt uns wahrſcheinlich, daß Shakspeare den Titel dieſes Stücks aus der kurzen Anrede des Thomas Lodge an ſeine Leſer entlehnte, womit der Roman anhebt. Hier heißt es nemlich: If you like it, ſo, and yet J will be yours in dutie, if you be mine in favours. Vermuthlich hat Tieck Lodges ziemlich ſeltenen Roman nie geſehen, ſonſt hätte er wenigſtens jener Worte gedacht.

Das Anerbieten, welches Adam Spencer dem Roſader macht, ihm mit ſeinem Blut das Leben zu friſten, kommt in Shakspeares Wie es euch gefällt nicht vor, wohl aber in dem alten Schauſpiel von König Lear (Tiecks altengliſches Theater II. S. 317,) wo es Perillus dem Lear macht. Offenbar iſt es auch hier mehr an ſeiner Stelle als in der Roſalinde. Wäre, wie Tieck vermuthet, Shakspeare der Dichter dieſes Stücks, ſo könnte man glauben, auch Thomas Lodge habe ſeinerſeits aus Shakspeare geſchöpft, denn dieſer Zug findet ſich nicht in der Quelle, welcher Lodge folgte.

Dr. Grey (Notes on Shakspeare I. p. 156. sqq.) und Upton haben eine gereimte Erzählung eines Zeitgenossen Chaucers: The Coke's Tale of Gamelyn, die von einigen diesem Vater der englischen Poesie, wie ihn Dunlop nennt, irrthümlich zugeschrieben worden ist, für die Quelle Shakspeares gehalten. Sie ist aber nur die des Thomas Lodge, obgleich Shakspeare auch jene Erzählung gekannt haben mag. Das ritterliche Element in Lodges Schäferroman stammt aus diesem wahrscheinlich wieder aus dem Französischen übersetzten Gedichte. Hier hat Sir John Boundis *) drei Söhne: John, Otis und Gamelyn. Nach seinem Tode wird Gamelyn von seinem ältesten Bruder seines Erbtheils beraubt und auf alle Weise unterdrückt. Unter Andern beredet er ihn, mit einem sehr starken Kämpfer ein Wettringen einzugehen, bei welchem Gamelyn wider Erwarten den Sieg davon trägt. Schon hier kommt der alte Landmann vor, der den Tod seiner drei **) Söhne so heldenmüthig erträgt. Das Weitere stimmt bis zu der Flucht Rosaders und Adam Spencers (der hier Adam Le Dispenser heißt) mit Lodge überein. In dem Walde begegnen sie einer Schaar Verbannter, mit ihrem Könige (Anführer) an ihrer Spitze. Von diesen wird Gamelyn aufgenommen, und da ihr Anführer bald darauf wieder

*) Bei Lodge blos Sir John, bei Shakspearer aber Roland de Boys. Dies spricht dafür, daß dem Dichter die alte Erzählung bekannt war.

**) Bei Lodge nur zwei, bei Shakspeare wieder drei.

in ſeine Ehren und Güter eingeſetzt wird, an deſſen Stelle zum König erwählt. Das Weitere weicht ganz ab: Gamelon findet zuletzt noch Gelegenheit ſich an ſeinem Bruder zu rächen.

Es iſt ein durchaus ſagenmäßiger Zug, wenn Gamelon von ſeinem Bruder aus Neid zu dem Wettrennen beredet wird, in welchem er ſiegt. So reizt Reigin den Sigurd zum Kampf mit den Drachen Fafnir, wodurch Sigurd den Hort, das Verſtändniß der Vögelſprache und nach der deutſchen Sage auch die Hornhaut gewinnt. Immer muß der Neid zum Mittel dienen, der Größe der Helden Ruhm und Glanz zu leihen. In dem Theile der Erzählung des Lodge, welchen er ſelbſt hinzugedichtet hat, findet ſich nichts, was der Sage angehört, wenn man nicht die Scheu des Löwen vor dem ſchlafenden Saladin dahin rechnen will: ein Zug, welcher der fabelhaften Naturgeſchichte entlehnt iſt, in welcher Lodge ſehr beleſen war.

XVIII. und XIV.

Locrin und Lord Cromwell.

Den Schluß unſerer Sammlung bilden die Quellen zweier Stücke, von welchen es ſtreitig iſt, ob ſie Shakspeare angehören. Die Unterſuchung über die neuerdings wieder von Tieck behauptete Aechtheit dieſer Schauſpiele gehört indeß nicht hieher. Das erſte derſelben hat Tieck im altengl. Theater überſetzt, von dem zweiten Eſchenburg einen Auszug geliefert.

Was die Quelle des Locrin betrifft, ſo halten wir es diesmal nicht mit Görres, der in der Einleitung zum Lohengrin (p. XLVI.) der Chronik Galfreds von Monmouth (ſchrieb zwiſchen 1128—1138) wohl mehr Glaubwürdigkeit und hiſtoriſchen Sagengehalt zuſchreibt, als ſie namentlich in ihrem Eingange haben mag. Die Abſtammung der Britten von den Trojanern, welche Görres in Schutz nimmt, ſcheint uns noch immer eine ganz willkührliche Erfindung Monmouths, die nicht einmal auf einer alten Ueberlieferung beruht. Im Uebrigen enthält ſeine Chronik allerdings viele ächte Märchen und Sagen, die aber wohl erſt Galfred in die meiſt von ihm erfundene mythiſche Vorgeſchichte Brittaniens verwebte.

Die Mittheilung der Novelle Bandellos von Cromwell betrachtet man vielleicht als eine Abweichung von dem Plane unſeres Werks, von welchem die hiſtoriſchen Schauſpiele Shakſpeares nothwendig ausgeſchloſſen bleiben mußten. Indeß kann dieſes Stück nur uneigentlich den hiſtoriſchen beigezählt werden.

Es folgen noch einige Notizen über diejenigen nicht hiſtoriſchen Stücke unſeres Dichters, deren Quellen ſich in unſerer Sammlung nicht finden.

Der Sturm iſt wohl ſchwerlich nach einer Novelle gedichtet, ſondern, wie Tieck ſchon im deutſchen Theater S. XXII. vermuthet hat, nach einem verlorenen ältern engliſchen Schauſpiel, das unſer Ayrer ſeiner ſchönen Sidea zum Grunde gelegt hat. Auch ſind wohl die gleichzeitigen Berichte über die neueſten Seereiſen und die Entdeckung der Bermudasinſeln, nach Douces Vermuthung, von großem Einfluſſe auf die Darſtellung unſeres Dichters geweſen. Die Beſchreibung einer neuentdeckten Inſel in Montaigne I. 10. findet ſich wörtlich in Gonzalos Munde.

Den Titus Andronicus ſoll Shakſpeare nach einem ältern Stücke, von dem ſich wieder eine altdeutſche Nachahmung erhalten hat (Tiecks deutſches Theater S. XXVII.), im Jahre 1600 neu bearbeitet haben; auch giebt es bekanntlich eine alte Ballade dieſes Inhalts bei Percy.

Die noch unentdeckte Quelle der verlorenen Liebesmühe vermuthet Douce in irgend einer franzöſiſchen Erzählung. Daß zum Holofernes der auch

als Schriftsteller bekannte italienische Sprachlehrer Florio in London hat sitzen müssen, werden unsere Leser aus dem zweiten Theil von Tiecks Dichterleben ersehen haben. Der Name Holofernes stammt nach Dunlops Bemerkung aus Rabelais Gargantua, wo ein Pedant, Gargantuas Hofmeister, diesen Namen führt.

Ueber Troilus und Cressida finden sich bei Eschenburg genügende Nachrichten. Von dem Sommernachtstraum haben wir unter XII. und XIII. gesprochen. Daß die englischen Dichter ihren Elfenkönig Oberon dem altfranzösischen Volksroman von Hüon und Auberon verdanken, und daß Letzterer wieder Eins ist mit dem Alberich der deutschen Volkssage und des Nibelungenlieds, hat Grimm (Irische Elfenmärchen S. LIX.) ausgeführt.

Ueber die Irrungen, welchen bekanntlich die Menächmen des Plautus zum Vorbild gedient haben, finden sich unter XII., XIII. und XIV. einige gelegentliche Bemerkungen. Die Aenderung Shakspeares, wonach den gleichen Zwillingsbrüdern zwei eben so ähnliche Zwillinge zu Bedienten beigegeben werden, ist nicht nur an sich vortrefflich, sondern auch ganz sagenmäßig, wie ich in der Abhandlung über die Freundschaftssage zu beweisen hoffe.

Am Schluß halte ich es für Pflicht, meine Freunde und Mitarbeiter einer größern Verantwortlichkeit gegen das Publikum und die Kritik zu entbinden, als ihnen nach dem Maaß ihrer Beiträge zur Last fallen darf. Deßwegen stehe hier die Bemerkung, daß die Sage von

Amleth (II.) und die Novelle Giovanni Fiorentinos vom Kaufmann zu Venedig (V. 1.) von Herrn Dr. Echtermeyer; die Erzählung Felismene nach Montemayor (XII.) und die Quellen des Lear und Macbeth (XV. XVI.) von Herrn Henschel; die übrigen Stücke dieser Sammlung aber von mir bearbeitet worden sind. Bei Ausarbeitung vorstehender Anmerkungen hat mich die Entfernung meiner Freunde eines höchst wünschenswerthen Beistandes beraubt.

Bibliothek
der
Novellen, Märchen
und
Sagen.

Herausgegeben
von
Dr. Th. Echtermeyer und K. Simrock.

Vierter Theil.

Berlin.
In der Finckeschen Buchhandlung.

1832.

Novellenschatz

der

Italiener.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Echtermeyer und K. Simrock.

Erſter Theil.

Berlin.
In der Finckeſchen Buchhandlung.

1832.

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.

Vorwort.

Der dritte Band unserer Bibliothek, welche der Ankündigung zufolge als ein Gegenstück zu den unter dem Namen: Tausend und eine Nacht, Tausend und ein Tag, beliebten Sammlungen orientalischer Märchen und Erzählungen, den ganzen Reichthum sämmtlicher Literaturen des Abendlandes an Erzählungen sagenmäßigen Inhalts umfassen soll, hat die erste Abtheilung derselben beschlossen, in der wir diejenigen Novellen, Märchen und Sagen der Sammlung vorausschickten, welchen die Untersuchungen über die Quellen Shakspeares sich anknüpfen ließen.

Der gegenwärtige vierte Band beginnt nun eine zweite Abtheilung, welche unter dem besondern Titel: „Novellenschatz der Italiener" abermals ein für sich bestehendes Ganze von drei bis vier Bänden bilden und einen novelliero italiano in deutscher Sprache enthalten wird. Nach dem Plane des ganzen Unternehmens mußte die Auswahl mit vorwaltender Rücksicht auf die Sage getroffen werden, mit welcher sich wieder eine Be-

ziehung auf deutsche Dichter, wie dort auf Schakspeare, so bequem verbinden ließ, daß schon dieser erste Band nach Ausweis des Inhaltsverzeichnisses sieben Erzählungen mittheilt, die den vorzüglichsten unserer Dichter zu Quellen gedient haben. Da indessen der für die Abtheilung gewählte besondere Titel einer solchen Beziehung nicht gedenkt, so kann uns auch nichts verpflichten, nur diejenigen Novellen auszuheben, welche bereits von deutschen Dichtern benutzt worden sind; vielmehr würden wir uns ein Verdienst zu erwerben glauben, wenn es uns gelänge, in den eingestreuten noch unbenutzten Erzählungen jetzt und künftig Dichtenden neue Quellen zuzuführen.

Möchten wir auch hierüber in den Anmerkungen zu berichten haben, welche, wie bei der ersten Abtheilung, bestimmt sind, den Ursprung und Zusammenhang der zum Grunde liegenden Sagen, so wie das gegenseitige Verhältniß ihrer Behandlungen darzustellen. Wir verweisen sie auch diesmal an den Schluß der ganzen Abtheilung, um den nur Erheiterung suchenden Leser, auf dessen Theilnahme zunächst gerechnet wird, durch kein Gepränge mit wissenschaftlichen Zwecken in seinem Genusse zu stören.

Für die Besitzer der drei ersten Theile der Bibliothek ist ein „Nachtrag zu den Quellen des Shakspeare" angehängt.

Berlin im September 1831.

K. S.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Die älteſten Novellen (Cento novelle antiche).

1. Die drei Edelſteine 3
2. Der Weiſe im Gefängniß 5
3. Acht Pfennige täglich 9
4. Der vertriebene König. (Vergl. Adelbert von Chamiſſos gleichnamiges Gedicht in Wendts Muſenalmanach auf das J. 1832. S. 342) 15
5. Die drei Zauberer 17

Seite

6. Das Pferd an der Glocke 20
7. Der Gnadenruf 20
8. Gottes Wille geſchieht 24
9. Der Gang nach dem Eiſenhammer. (Vergl. Schillers gleichnamige Ballade) 29
10. Das todte Fräulein 31
11. Die Flucht vor dem Tode 33
12. Das Veriermärchen 36

II. Novellen des Boccaccio.

1. Die drei Ringe. (Vergl. Leſſings: Nathan der Weiſe) 39
2. Nathan der Milde 43
3. Saladins Dankbarkeit 53
4. Der wilde Jäger 79
5. Der Blumentopf 88
6. Der Edelfalke 94
7. Frauenliſt 103
8. Der Bindfaden 109
9. Der Birnbaum (Vergl. Wielands Oberon) 121
10. Die Nachtigall 137
11. Die beiden Freunde 145

Seite

12. Der Graf von Antwerpen. (Vergl. Göthes Ballade, Ausgabe letzter Hand, III. Bd. S. 3) 172
13. Die Haarſchur 196
14. Das edle Herz 204
15. Guiscardo und Ghismonda. (Vergl. Bürgers: Leuardo und Blandine) 209
16. Griſeldis 226

Hierzu in den Quellen des Shakſpeare:

17. Die beiden Kaſten ..... Th. I. S. 172
18. Weibliche Treue ..... — — 179
19. Gilette von Narbonne ..... — — 253

III. Novellen des Sacchetti.

1. Lob und Tadel 245
2. Der Müller und der Abt. (Vergl. Bürgers: der Kaiſer und der Abt) 249
3. Die drei Gebote des Vaters 255
4. Das Vermächtniß 261
5. Gonnellas Heimkehr 262
6. Die kalbende Kuh 264
7. Die drei Blinden 267
8. Die drei Tauben 274

Seite

9. Die großen Fische verschlingen die kleinen 278

10. Alle Glocken lauten 281

IV. Nachtrag zu den Quellen des Shakspeare 284

Die nachgiebige Frau 289

I.

Die ältesten Novellen.

---

1. Die drei Edelsteine.

Der Priester Johann, der erlauchte Beherrscher Indiens, schickte eine prächtige Gesandtschaft an den edeln Kaiser Friedrich, an ihn, den reinsten Spiegel hoher Weltsitte, der sinnvolle Reden über Alles liebte und sich bemühte, weise Antworten zu geben. Der Zweck dieser Gesandtschaft bestand in zwei Dingen, nemlich zu erproben, ob der Kaiser weise wäre in Worten und weise in Werken. Er schickte ihm durch die besagten Gesandten drei edle Steine und trug ihnen auf: Gebt sie dem Kaiser und sagt ihm meinerseits, er solle euch sagen, was das beste Ding in der Welt sei, und behaltet seine Reden und Antworten wohl; beobachtet seinen Hof und dessen Sitten, und berichtet mir Alles, wie ihr es gefunden habt, ohne die geringste Auslassung.

Die Gesandten begaben sich vor den Kaiser, begrüßten ihn mit geziemender Ehrerbietung und gaben ihm von Seiten ihres Herrn jene drei Edelsteine. Der Kaiser nahm sie an, erkundigte sich aber nicht weiter nach ihrer Kraft, sondern ließ sie fortlegen, indem er ihre große Schönheit rühmte. Die Gesandten thaten nun ihre Frage und beobachteten die

Sitten des Hofes. Wenige Tage darauf baten sie um Urlaub. Der Kaiser ertheilte ihnen ihre Antwort mit den Worten: Saat eurem Herrn, daß das beste Ding in der Welt das Maaß sei.

Die Gesandten reißen ab und berichteten ihrem Herrn, was sie gesehen und gehört hätten. Sie priesen den kaiserlichen Hof sehr wegen des Glanzes edler Sitten und der Zucht seiner Ritter. Als der Priester Johann die Erzählung seiner Abgesandten vernommen hatte, lobte er den Kaiser, indem er sagte, er sei zwar sehr weise in Worten aber nicht so in Thaten: weil er nicht nach der Kraft jener Steine gefragt hatte, die doch von so seltenem Werthe waren. Hierauf schickte er die Gesandten wieder zurück und erbot sich, wenn es ihm beliebe, den Kaiser zum Seneschall seines Hofes zu machen und ließ ihm Nachricht geben von seinen Reichthümern, von den verschiedenen Gattungen seiner Unterthanen und den Sitten seines Landes.

Einige Zeit nachher gedachte der Priester Johann, daß die dem Kaiser geschenkten Steine ihre Kraft verlören, da der Kaiser ihren Werth nicht kenne. Er nahm also seinen besten Juwelier und sagte: Strenge alle deine Kräfte an, mir die Steine wieder zu schaffen, und laß sie um keinen Preis zurück. Der Juwelier machte sich mit vielen Steinen von großer Schönheit auf den Weg. Er gelangte an den kaiserlichen Hof, schlug nahe bei dem Schloß einen Laden auf und fing an seine Steine zu bearbeiten. Die Barone und Ritter kamen und sahen seine Handtierung. Der Juwelier war ein

kluger Mann: wenn er einen ſah, der am Hofe Zutritt hatte, ſo verkaufte er ihm nicht, ſondern ſchenkte ihm viele Ringe, ſo daß ſein Ruhm bis vor den Kaiſer gelangte. Dieſer ließ ihn kommen und zeigte ihm ſeine Steine. Der Meiſter rühmte ſie, aber nicht ſonderlich und fragte, ob er keine beſſere habe? Da ließ der Kaiſer jene drei koſtbaren Steine bringen, welche er eben zu ſehen wünſchte. Der Juwelier freute ſich, nahm einen Stein in die Hand und ſagte: Herr, dieſer Stein iſt ſo viel werth, als die beſte Stadt eures Reichs. Dann nahm er den andern und ſagte: Dieſer iſt ſo viel werth, als die beſte Provinz eures Landes. Darauf nahm er den dritten und ſprach: Herr, dieſer iſt mehr werth als euer ganzes Reich. Und ſomit ſchloß er die Hand, worin er die Steine hielt und alsbald verhüllte ihn die Kraft des einen derſelben ſo, daß weder der Kaiſer noch ſeine Leute ihn ſehen konnten. So ſtieg er die Treppe hinab und ging davon und heim zu ſeinem Herrn, dem Prieſter Johann, welchem er die Steine mit großer Freude überreichte.

---

2. Der Weiſe im Gefängniß.

In Griechenland war ein König mit Namen Philipp, der ein großes Reich beſaß. In ſeiner Haft befand ſich wegen eines Vergehens ein Grieche, deſſen Weisheit ſo

groß war, daß er Himmel und Erde erkannte. Eines Tags ward dem Könige von Seiten des spaniſchen Hofs ein edles Roß von ſeltenem Werth und ſchöner Geſtalt zum Geſchenk gemacht. Sogleich berief er ſeine Marſchälle, um ſie über den Werth des Pferdes zu befragen. Man ſagte ihm, daß ſich in ſeinen Gefängniſſen ein edler Grieche befinde, der von allen Dingen Kenntniß habe, worauf er Befehl gab, das Roß vorzuführen und den Weiſen aus dem Gefängniß herbeizuholen. Dann ſprach er zu dieſem: Betrachtet dies Pferd, Meiſter, ich höre ihr verſteht euch auf Alles. Der Grieche ſchaute nach dem Pferde und ſprach: Herr, das Roß hat eine ſchöne Geſtalt, ſchade nur, daß es mit Eſelsmilch genährt worden iſt.

Da ſchickte der König nach Spanien um auszumitteln, wie das Pferd erzogen ſei, und es ergab ſich, daß die Mutter geſtorben und das Fohlen von einer Eſelin geſäugt worden war. Verwundert über dieſe Beſtättigung befahl der König dem Griechen täglich ein halbes Brot auf Koſten des Hofes zu verabreichen.

Bald darauf als der König ſeine Kronjuwelen ordnete, ließ er den Griechen abermals aus ſeiner Haft verführen und ſprach: Meiſter, ihr habt von allen Kenntniß und eurer Wiſſenſchaft iſt nichts verborgen; zeigt jetzt einmal, daß ihr euch auf Edelſteine verſteht und ſagt mir, welchen ihr unter dieſen für den koſtbarſten haltet? Der Grieche blickte ſie an und ſprach: Herr, welchen haltet ihr dafür? Der König griff einen Edelſtein von beſonderm Glanze heraus und ſprach: Ich halte

dieſen für den ſchönſten und koſtbarſten. Der Grieche legte ihn auf die flache Hand, ſchloß ſie und hielt die Hand ans Ohr. Dann ſagte er: Herr, dieſer hat einen Wurm.

Alsbald berief der König ſeine Juweliere und ließ den Stein durchfeilen, und ſiehe, es fand ſich ein lebendiger Wurm darin. Da rühmt der König Philipp die außerordentliche Wiſſenſchaft des Griechen und befahl ihm täglich ein ganzes Brot auf Koſten des Hofes zu reichen.

Nicht lange nachher meinte der König Urſache zu haben, ſeine Geburt nicht für rechtmäßig zu halten, er ſchickte daher wieder nach dem weiſen Griechen, ſchloß ſich mit ihm in ſeinem Kabinet ein und hub an: Meiſter, ich habe große Begriffe von eurer Weisheit, von der ihr bei den Fragen, die ich euch vorlegte, unwiderſprechliche Beweiſe gegeben. Nun wünſche ich von euch zu hören, weſſen Sohn ich ſei? Herr, antwortete der Grieche, welche Frage legt ihr mir vor! Wißt ihr doch, daß ihr der Sohn des verſtorbenen Königs ſeid. — Antwortet mir nicht, um mir zu ſchmeicheln, verſetzte der König, ſondern ſprecht die Wahrheit frei von der Bruſt, wo nicht, ſo laſſe ich euch eines ſchimpflichen Todes ſterben. So wißt denn, ſpricht der Weiſe, daß ihr eines Bäckers Sohn ſeid.

Wohlan, ſprach der König, das muß ich von meiner Mutter hören, ließ dieſe herbeirufen und beſtürmte ſie ſo lange mit heftigen Drohungen, bis ſie die Wahrheit geſtand und die Ausſage des Griechen beſtättigte.

Hierauf verschloß sich der König wieder mit dem weisen Griechen und sprach: Meister, nach allen Beweisen, die ihr mir von eurer Weisheit gegeben habt, bitte ich euch, mir zu sagen, wie ihr zu der Kenntniß dieser Dinge gelangt seid?

Herr, antwortete der Alte, daß das Pferd mit Eselsmilch gesäugt worden, sah ich an einem ganz natürlichen Zeichen: es hatte lange herabhängende Ohren, welche den Pferden sonst nicht eigen sind. Daß sich ein Wurm in dem Edelsteine befand, schloß ich aus seiner Wärme, denn die Steine sind von Natur kalt, und weil dieser warm war, so mußte ich daraus auf etwas Lebendiges schließen, das sich darin befand.

Woran erkanntest du aber, fiel der König ein, daß ich eines Bäckers Sohn sei?

Herr, fuhr der Grieche fort, als ich euch jenen überraschenden Aufschluß über das Pferd gab, ließt ihr mir zur Belohnung täglich ein halbes Brot reichen, und als ich euch von dem Wurm in dem Steine sagte, befahlt ihr mir täglich ein ganzes zu geben. Daraus schloß ich, wessen Sohn ihr sein müßtet. Denn wärt ihr eines Königs Sohn gewesen, so würde euch eine reiche Stadt ein zu geringes Geschenk gedünkt haben; aber nach eurer Herkunft hieltet ihr es für hinreichend, mich mit Brot abzuspeisen, wie euer Vater zu thun pflegte.

Da schämte sich der König seines Geizes, entband ihn seiner Haft und beschenkte ihn reichlich.

3. Acht Pfennige täglich. *)

Titus, der Kaiser zu Rom, gab ein Gesetz, daß der Tag seiner Geburt gefeiert werden, und wer an diesem Tage etwas verrichte oder arbeite, eines harten Todes sterben solle. Dann berief er den Zauberer Virgilius, und sagte ihm, welch Gebot er ausgehen lassen, und daß er fürchte, man werde dessen Uebertretung zu verheimlichen wissen. Deßhalb bitte er ihn, ein Mittel ausfindig zu machen, woran er erkennen möchte, wenn Jemand seinem Gebot zuwiderhandle. Da schuf Virgilius durch seine Zauberkunst eine Säule mitten in der Stadt, und setzte darauf einen Abgott, der dem Kaiser genau anzeigte, wer das Gesetz gebrochen und an dem gebotenen Tage gearbeitet hatte. Und auf die Anklage dieses Abgotts hatten schon Viele das Leben eingebüßt. Nun lebte in Rom ein Schmied, Namens Phocas, der hatte an dem Tage, dessen Feier geboten war, wie an jedem gewöhnlichen Werktag gearbeitet, und als er nun des Nachts in seinem Bette lag, bedachte er, wie er das Gebot des Kaisers verletzt und schon Mancher vor ihm durch den Verrath der Säule das Leben verloren habe. Hiermit stand er auf und ging hin zu dem Abgott, drohte ihm und sprach: O Säule, Säule, dein Geplauder hat

*) Zum Theil nach den deutschen Gestis Romanorum.

schen manchem armen Sünder das Leben gekostet; aber ich befehle dir jetzt, mich nicht zu verrathen, sonst schlag ich dir dein Haupt ab und zerschmettere es mit meinem Hammer. Darum laß dir rathen und schweige von mir. Des andern Morgens in aller Frühe schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seine Boten zu der Säule und ließ fragen, ob Jemand wider sein Gebot gethan habe? Und wie die Boten kamen und den Auftrag des Kaisers ausrichteten, da sprach die Säule: Schaut auf und leſt, was an meiner Stirne geschrieben steht. Die Boten blickten empor und lasen; da stand geschrieben: „Die Zeit verkehrt sich, die Menschen verschlimmern sich, und wer die Wahrheit sagt, dem wird das Haupt zerschlagen mit einem eisernen Hammer: darum höre, sieh und schweige, willst du in Frieden leben. Geht hin und sagt euerm Herrn, was ihr gesehen und gelesen habt.“ Die Boten schieden von dem Abgott und hinterbrachten dem Kaiser, was sie vernommen hatten. Und als der Kaiser dies hörte, befahl er zwölfen seiner Ritter sich eilends zu wappnen und zu der Säule zu gehen; wenn dann Jemand komme, der Böses wider sie im Schilde führe, dem sollten sie Hände und Füße binden, und ihn gefangen vor ihn führen. Die zwölf Ritter kamen zu der Säule, grüßten sie im Namen des Kaisers, und baten sie, diejenigen zu nennen, die das Gebot übertreten und ihr gedroht hätten. Da sprach sie: So nehmt Phocas den Schmied gefangen, denn der hat das Gesetz des Kaisers in keinen Betracht genommen, und ist auch der gewesen, der mir gedroht hat.

Da gingen die zwölf Ritter, ergriffen den Schmied und führten ihn gefangen vor den Kaiser. Da sprach dieser: Sag an, warum hältst du das Gebot nicht, das ich gesetzt habe? Phocas antwortete und sprach: Ich kann das Gebot nicht halten, denn ich muß alle Tage acht Pfennige verdienen, die ich nicht erschwingen kann, ohne täglich zu arbeiten. Der Kaiser fragte hierauf, wozu er der acht Pfennige bedürfe? Da sprach Phocas: Das will ich euch sagen. Das ganze Jahr hindurch muß ich jeden Tag zwei Pfennige erstatten, zwei Pfennige ausleihen, zwei verlieren und zwei verzehren. Das macht acht Pfennige, die ich täglich haben muß. Der Kaiser befahl ihm, sich deutlicher zu erklären, wie dies zu verstehen sei? Da hob der Schmied an und sprach: Herr, zwei Pfennige muß ich meinem Vater erstatten, der mich von Jugend auf erzogen hat, nun aber alt ist, und nichts mehr verdienen kann. Auch habe ich einen Sohn, der in die Schule geht, dem muß ich täglich zwei Pfennige leihen, die er mir auch erstattet, wenn ich alt werde. Dann habe ich auch ein Weib, welchem ich täglich zwei Pfennige geben muß: die sind verloren, denn wenn ich sterbe, so nimmt sie einen andern Mann und vergißt mein ganz. Endlich bedarf ich selber zwei Pfennige, die ich verzehre mit Essen und Trinken. Darum, gnädiger Herr, bedenket meinen Nothstand und fällt ein gerechtes Urtheil, denn ich kann von den acht Pfennigen mit Nichten einen entbehren.

Als der Kaiser dies hörte, war er unschlüssig, was er thun solle. Er dachte, wenn ich ihm geböte, von

seiner Gewohnheit abzulassen, so würde ich ihn verdrießen und irre machen; ich will ihm lieber ein strenges Gebot auferlegen, und wenn er dagegen verstößt, ihn zugleich für Alles bestrafen, was er meinen Befehlen zuwider gethan hat. Geh mit Gott, sagte er zu dem Schmied, und arbeite fleißig fort wie bisher, nur hüte dich wohl, bei Strafe deines Lebens, Jemand etwas von unserer Unterredung zu sagen, es sei denn, daß du zuvor hundertmal unser kaiserliches Antlitz gesehen hättest. — Diesen Befehl ließ er von seinem Schreiber aufzeichnen. Der Schmied beurlaubte sich und ging an seine Geschäfte.

Bald darauf berief der Kaiser die Weisen an seinen Hof, um sie auf die Probe zu stellen, legte ihnen den Fall von den acht Pfennigen vor, von welchen zwei erstattet, zwei verliehen, zwei verloren und zwei verzehrt würden, und fragte sie, wie dies zu verstehen sei. Die Weisen wußten nicht gleich Bescheid und baten um eine achttägige Bedenkzeit, welche ihnen bewilligt ward. In ihren Zusammenkünften bemühten sie sich indeß vergeblich, das Räthsel zu lösen, bis sie zuletzt muthmaßten, daß sich die Frage auf den Schmied beziehe, den der Kaiser hatte verhaften lassen. Sie begaben sich also in seine Wohnung und fragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. Aber der Schmied, dem der Kopf auf dem rechten Flecke saß, hütete sich wohl, sein Geheimniß zu verrathen. Als sie ihm zuletzt Geld anboten, ward er willfährig und sprach: Besteht ihr darauf, es zu wissen, so geht hin und bringt mir hundert Goldgülden:

unter keiner andern Bedingung werdet ihr es je erfahren. Die Weisen, denen kein anderes Mittel übrig blieb, fürchteten, die Frist möchte verstreichen und gaben ihm die verlangten hundert Goldstücke. Der Schmied nahm sie, bevor er ihnen ein Wort sagte, Stück für Stück in die Hand, beschaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf des Kaisers darstellte, mit aufmerksamem Wohlbehagen; und sagte dann den Weisen Alles, was er dem Kaiser über die acht Pfennige gesagt hatte. Befriedigt gingen sie von ihm und erwarteten den Ablauf der acht Tage.

Als diese verstrichen waren, ließ der Kaiser sie vor sich berufen, um die Antwort der Weisen auf die ihnen vorgelegte Frage zu hören, und siehe, sie sagten ihm genau dasselbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Den Kaiser wunderte es sehr, wie sie dies erfahren, ließ den Schmied vor sich laden und gedachte bei sich selbst: Den will ich gut auszahlen. Sie werden ihm mit Versprechen und Drohungen so lange zugesetzt haben, bis er ihnen Alles verrathen hat: durch ihre eigene Weisheit hätten sie es nun und nimmer herausgebracht. Da hat er sich aber selber geschadet.

Als der Schmied kam, redete ihn der Kaiser an: Meister, ihr habt euch schwer an meinem Gebot vergangen, indem ihr verrietht, was ich befahl geheim zu halten. Das wird euch übel bekommen. Herr, begann der Schmied, ihr habt zu verfügen, nicht nur über mich, sondern über die ganze Welt nach euerm Wohlgefallen; ich unterwerfe mich euch, wie einem

geliebten Vater und Herrn. Wißt aber, daß ich nicht glaube, wider euch gehandelt zu haben, denn eurer Befehl war, Niemand, was ich euch gesagt, zu offenbaren, ich habe denn zuvor hundertmal euer kaiserliches Antlitz geschaut. Ich durfte daher dem Ansinnen der Weisen kein Gehör geben, bevor ich der von euch gestellten Bedingung Genüge geleistet. Diese suchte ich also zu erfüllen, und ließ mir, ehe ich ein Wort sagte, hundert Goldgülden geben, besah in ihrer Gegenwart euer darauf ausgetragtes Bild und sagte ihnen erst dann, was sie zu wissen begehrten. Dadurch, gnädiger Herr, glaube ich nicht wider euch verstoßen zu haben.

Als dies der Kaiser hörte, mußte er lachen und sprach: Geh mit Gott, du bist klüger als alle meine Weisen. Der Herr schenke dir Glück und Segen! Damit beurlaubte sich der Schmied, ging nach Haus und lebte fortan in Frieden nach seiner Weise. Aber nach dem Tode des Kaisers ward Phocas der Schmied zu dessen Nachfolger erwählt, und als er selber zu sterben kam, stellte man sein Bild zu denen der andern Kaiser, und acht Pfennige wurden über sein Haupt gemahlt.

4. Der vertriebene König.

Ein Herr in Griechenland, der ein großes Königreich beſaß, hatte einen Sohn, den er ſorgſam auferziehen, in den ſieben freien Künſten unterrichten und zu einem geſitteten Leben anleiten ließ. Eines Tages nahm dieſer König eine Menge Goldes, gab es dem Sohne und ſprach: Verwende dies nach deinem Wohlgefallen. Zugleich befahl er den Edelleuten am Hofe, ihm keinerlei Anleitung über den Gebrauch des Goldes zu geben, jedoch ſein Benehmen ſorgfältig zu beobachten. Jene gehorchten und ſtanden eines Tages mit dem Jünglinge, der ſeinen Gedanken nachhing, an den Fenſtern des Palaſtes, als einige Leute des Weges zogen, deren Tracht und Anſehen von Reichthum und Adel zeugte. Der Weg lief am Fuße des königlichen Palaſtes hin. Der Jüngling befahl den ganzen Zug der Vorbeireiſenden anzuhalten und vorzuführen. Man gehorchte und die Fremden wurden im Beiſein der Edelleute vor den Jüngling geführt, und einer derſelben, der am beherzteſten und gewandteſten ſchien, trat vor und fragte: Herr, was iſt zu euerm Befehl? Der Königsſohn fragte ihn nach ſeiner Heimath und ſeinem Stande, worauf jener erwiederte: Herr, mein Vaterland iſt Italien, ich bin Kaufmann und Herr eines großen Vermögens, das ich nicht der Sorge meiner Vorfahren, ſondern meiner eigenen Betriebſamkeit verdanke.

Der Jüngling wandte ſich nun zu dem Zweiten, der zwar mit edelm Anſtande, aber mit dem Ausdruck des Kummers und der Verlegenheit daſtand, und befahl ihm vorzutreten, weil er ſich unter der Menge verbarg, worauf er, jedoch nicht mit dem Selbſtvertrauen des Erſtern vortrat und fragte: Herr, was befehlt ihr? Der Jüngling verſetzte: Nenne mir deine Heimath und deinen Stand. Und Jener entgegnete: Herr, ich bin König von Syrien und habe mich ſo betragen, daß meine Unterthanen mich vom Throne ſtießen. Da nahm der Jüngling all ſein Gold und ſchenkte es dem vertriebenen Könige.

Dieſe Handlung ward bald im ganzen Palaſte bekannt. Die Ritter und Baronen berathſchlagten ſich laut darüber und der ganze Hof hallte wieder von der Verwendung jenes Goldes. Auch der König erfuhr den Vorgang und ließ ſich die an die Fremden gerichteten Fragen und ihre Antworten von Wort zu Wort erzählen. Dann berief er den Sohn und ſtellte ihn, in Gegenwart vieler Barone, über die Verwendung des Geldes zur Rede. Welchen Grund hatteſt du, welche Rückſicht bewog dich, den unbeſchenkt zu laſſen, der durch ſeinen Fleiß Vieles erworben und Alles dem zuzuwenden, der das ſeinige durch ſeine Thorheit verloren hatte?

Der weiſe Jüngling entgegnete: Herr, ich gab dem nichts, der mich nichts gelehrt hatte; auch beſchenkte ich weder den Einen noch den Andern: was ich gab, war nicht Geſchenk, ſondern Lohn. Der Kaufmann

lehrte

lehrte mich nichts: ich war ihm alſo zu nichts verpflichtet; der Andere aber, eines Königs Sohn und voreinſt im Beſitz einer Krone, deſſen Unbeſonnenheit Urſache war, daß ihn ſeine Unterthanen verſtießen, lehrte mich, wie ich mich zu betragen habe, daß die meinigen mir nicht dermaleinſt ein Gleiches thun: für eine ſo heilſame Lehre empfing er noch zu geringen Lohn.

Da rühmte der König und alle Anweſende des Jünglings Verſtand und hegten große Erwartungen von ſeiner Jugend und der Weisheit, womit er bei reifern Jahren regieren werde, da er bei ſo zartem Alter ſchon ſo hohe Beweiſe ſeiner Einſicht gegeben. Briefe flogen durch das Land, den Vorfall Baronen und Edeln zu melden und großer Hader entſtand unter den Weiſen.

---

5. Die drei Zauberer.

Der Kaiſer Friedrich war ein höchſt edler Herr, und was nur Muth und Tugenden hatte, ſtrömte von allen Seiten an ſeinen Hof, denn er war willig im Geben und aller adlichen Sitte voll. Wer ſich durch irgend eine Gabe auszeichnete, kam zu ihm und ſo ſah man Kunſtſänger, Spielleute und Schönredner, Lanzenbrecher, Fechter und viel anderes Volk bei ihm verkehren.

Eines Tages stand der Kaiser vor gedeckten Tafeln und ließ schon das Wasser zum Handwaschen reichen, so daß man sich nur noch zu Tische zu setzen hatte, als drei Meister der Negromantie mit drei Dienern erschienen und sich dem Kaiser sofort vorstellten. Dieser fragte: Wer ist der Meister von euch dreien? Einer von ihnen trat vor und sagte: Ich bin es, Herr. Der Kaiser bat ihn, seine Künste zu zeigen, worauf sie ihre Kreise zogen und ihre Beschwörungen begannen. Der Himmel fing an sich zu trüben, ein plötzlicher Regen goß nieder, häufige Donnerschläge und Blitze folgten sich und die Welt schien im Sturm vergehen zu wollen. Darauf fiel ein Schloßenhagel, so dick und schwer, daß die Ritter in die Gemächer nach allen Seiten flohen. Bald klärte sich das Wetter wieder auf und die Meister baten um Urlaub und Lohn. Der Kaiser sprach: Fordert. Diese forderten den Grafen Richard von St. Bonifacio, der zunächst bei dem Kaiser stand und sagten: Herr, befehlt dem Grafen, daß er uns gegen unsere Feinde zu Hülfe komme. Der Kaiser ersuchte ihn freundlich, ihnen zu willfahren.

Der Graf machte sich mit ihnen auf den Weg. Sie führten ihn in eine schöne Stadt. Hier zeigten sie ihm viele stolze Ritter und schöne Pferde, auch verschafften sie ihm herrliche Waffen und sagten: Alles dies ist zu euerm Befehl. Die Feinde boten sich zur Schlacht; der Graf schlug sie und befreite das Land. In zwei andern siegreichen Schlachten gelang es ihm, sich das ganze Reich zu unterwerfen. Darauf vermählte er sich

und zeugte Kinder und beherrschte das Land viele Jahre in Frieden.

Es verging eine lange Zeit, eh die Meister zurückkehrten: der Sohn des Grafen zählte schon vierzig Jahre, der Graf selbst war ein alter Mann geworden. Die Meister traten vor den Grafen: sie erkannten sich wieder. Die Meister frugen: Beliebt es euch, zu dem Kaiser zurückzukehren? Der Graf antwortete: Das Reich wird seitdem seinen Herrn mehrmals gewechselt haben, alle Leute würden mir unbekannt sein, wohin sollte ich kehren? Die Meister lächelten und sagten: Wir bestehen darauf, euch zurückzuführen.

Sie begaben sich auf den Weg und kamen nach langer Reise an den Hof. Sie fanden den Kaiser und seine Barone, die eben mit dem Wasser zum Handwaschen fertig wurden, welches man umher gereicht hatte, als der Graf sich mit den Meistern entfernten. Der Kaiser bat ihn zu erzählen, was er ausgerichtet habe. Da sprach der Graf: Seit ich von hier weggegangen bin, habe ich ein Weib genommen und Kinder von vierzig Jahren gezeugt und in drei Feldschlachten den Sieg erfochten. Die ganze Welt müßte sich erneut und umgestaltet haben, mit welchen Dingen geht dies zu? Der Kaiser vernahm seine Erzählung mit großem Vergnügen, so auch seine Ritter und Barone.

6. Das Pferd an der Glocke.

Zu den Zeiten König Johanns war in Atri eine Glocke, die ein Jeder, dem großes Unrecht geschah, läuten ging, worauf der König seine dazu bestellten Weisen versammelte und Recht sprach. Als diese Glocke lange bestanden hatte, geschah es, daß das Ende des Stranges verschlissen war, so daß man eine Zaunrübe daran gebunden hatte. Nun hatte ein Ritter aus Atri ein edles Roß, das so gealtert war, daß es keine Dienste mehr leisten konnte, und um es nicht beköstigen zu müssen, ließ es der Herr frei umherlaufen. Das hungrige Pferd gerieth mit dem Maul an jene Zaunrübe und wollte sie abweiden: die gezogene Glocke begann zu läuten. Sogleich versammelten sich die Richter und sahen die Bitte des Pferdes, das um Recht zu flehen schien. Sie urtheilten, daß der Ritter, dem es in der Jugend gedient habe, es im Alter zu ernähren verbunden sei. Da ward es ihm von dem König bei schwerer Strafe anbefohlen.

---

7. Der Gnadenruf.

An dem Hofe von Puy Notre Dame in Provence wurde ein edles Fest angeordnet, als der Sohn des Grafen Raimon zum Ritter geschlagen ward und viele

Edeln einlud. Da kamen ihm zu Liebe ſo Viele dahin, daß an Silber und Gewändern Mangel ward und der junge Graf die Ritter ſeines Landes entblößen mußte, um die fremden Hofleute auszuſtatten, womit nicht Alle ſich zufrieden bezeigten. Eines Tages ward das Feſt angeordnet und ein jähriger Sperber auf eine Stange geſetzt. Wer ſich nun an Muth und Habe reich genug wußte und den erwähnten Sperber auf ſeine Fauſt nahm, der war verbunden, den Hof jenes ganze Jahr lang zu unterhalten. Die Ritter und Edelknappen, die fröhlich und wohlgemuth waren, dichteten ſchöne Canzonen, ſowohl die Weiſe wie die Worte, und vier Merker waren beſtellt, welche die gelungenen in Anſatz brachten und die übrigen den Dichtern zur Verbeſſerung empfahlen. So verbrachten ſie die Zeit und ſprachen viel zum Ruhm ihres Herrn und prieſen ſeine Söhne als ritterlich und wohlgezogen. Nun geſchah es, daß einer dieſer Ritter, den wir Meſſer Alamanno nennen wollen, ein Mann von großer Tapferkeit und Trefflichkeit, eine ſehr ſchöne Edelfrau von Provence liebte, Dame Grigia, und zwar ſo geheim, daß ihn Niemand bewegen konnte, ſie kund zu geben. Die Edelknappen von Puy aber verbanden ſich, ihn irre zu führen und zum Prahlen zu verleiten; ſie ſagten zu gewiſſen Rittern und Baronen: Wir bitten euch, es beim nächſten Turnier ſo einzurichten, daß ein Jeder großſpreche. Sie dachten nemlich: Der Ritter iſt ein trefflicher Kämpfer und wird ſich jenes Tags im Turniet hervorthun und vor Freude in Hitze gerathen, die Ritter werden ſich alsdann rühmen

und dann wird auch er sich nicht enthalten können, mit seiner Dame zu prahlen.

Als er nun heimging, um sich wie gewöhnlich mit ihr zu erfreuen, verabschiedete ihn die Edelfrau. Der Ritter gerieth vor Schrecken außer sich, schied von ihr und der Gesellschaft der Ritter, floh in einen Wald und verschloß sich so heimlich in eine Einsiedelei, daß Niemand davon erfuhr. Wer da die Betrübniß der Ritter, Frauen und Fräulein gesehen hätte, wie oft sie den Verlust eines so edeln Ritters beklagten, der hätte gewiß Mitleid gehabt.

Eines Tages geschah es, daß sich die Edelknappen von Puy auf der Jagd verirrten und zu der besagten Einsiedelei gelangten. Er fragte sie, ob sie von Puy seien? Sie antworteten ja, und er erkundigte sich nach Neuigkeiten. Da fingen die Edelknappen an, ihm zu erzählen, wie es dort üble Neuigkeiten gebe, indem man um eines geringen Fehltritts willen die Blume der Ritterschaft verloren und seine Dame ihn verabschiedet habe und wie Niemand wisse, was aus ihm geworden sei: es sei aber für nächstens ein Turnier angekündigt, zu dem sich viele Edeln einfinden würden und da dächten sie, er habe ein so edles Herz, daß er, wo er auch sei, erscheinen werde, um mit ihnen zu turnieren. Auch hätten sie Wachen von großer Gewalt und Klugheit ausgestellt, welche ihn sogleich festhalten würden, und so hofften sie Ersatz ihres großen Verlustes.

Da schrieb er einem vertrauten Freunde, er möge ihm am Tage des Turniers heimlich Roß und Waffen

ſenden, und hierauf ſchickte er die Edelknappen weg. Der Freund erfüllte das Verlangen des Einſiedlers: am Tage des Turniers ſandte er ihm Roß und Waffen und dieſer befand ſich jenen Tag in dem Gewühl der Ritter und trug den Preis des Turniers davon. Die Wachen hatten ihn geſehen und erkannt und ſogleich trugen ſie ihn auf den Händen zu großer Luſt daher. Die Geſellſchaft in ihrer Freude ſchlug ihm den Helmſturz vor dem Geſichte nieder und bat ihn inſtändigſt, ein Lied zu ſingen. Er aber antwortete: Ich ſinge nicht eher, bis ich Frieden von meiner Dame habe.

Da wandten ſich die edeln Ritter an die Edelfrau und baten ſie inſtändig, ihm zu vergeben. Die Dame antwortete: Sagt ihm, ich würde ihm niemals vergeben, wenn er nicht durch hundert Barone, hundert Ritter, hundert Edelfrauen und hundert Fräulein mich um Gnade bitten ließe: dieſe müßten alle einſtimmig Gnade rufen, ohne zu wiſſen, wer ſie gewähren ſolle. Der Ritter, welcher große Klugheit und Geſchicklichkeit beſaß, wußte, daß die Zeit heranrücke, wo ein großes Feſt gefeiert werden ſollte, zu dem viele Edle herbeiſtrömen würden. Meine Dame, dachte er, wird zugegen ſein und außerdem ſo viel Ritter und Damen, als ſie zum Gnaderufen verlangt. Er erfand nun eine ſehr ſchöne Canzonette, und am Morgen begab er ſich an einen erhöhten Platz und begann jene Canzonette ſo gut ers verſtand zu ſingen und er verſtand es vortrefflich. Sie lautete etwa ſo: So wie der Elephant, wenn er gefallen iſt, ſich nicht erheben kann, bis ihn Andere mit

dem Ruf ihrer Stimme erheben, ſo thue auch ich: denn mein Vergehen iſt mir ſo ſchwer und drückend, daß der Hof von Puy mir vergällt iſt. Und wenn die Bitte tadelloſer Liebhaber mich nicht wieder aufhebt, ſo komme ich nie wieder auf die Füße. Möchten ſie geruhen dort für mich um Gnade zu rufen, wo meine Bitten nichts fruchten u. ſ. w.

Hierauf ſchrieen Alle, die auf dem Platze waren, um Gnade und die Edelfrau verzieh ihm, und hiermit erlangte er ihre vorige Gunſt wieder.

---

8. Gottes Wille geſchieht.

Der König von Frankreich führte Krieg mit dem Grafen von Flandern; zwei Schlachten waren ſchon geſchlagen, in welchen viel gute Ritter und eine große Menge Volks von beiden Seiten den Tod gefunden, gewöhnlich aber der König den Kürzern gezogen hatte. Um dieſe Zeit pflegten zwei Blinde auf der Straße vor Paris zu ſtehen, um Allmoſen zu ihrem Lebensunterhalte zu ſammeln. Unter dieſen entſpann ſich ein lebhafter Streit: den ganzen Tag ſprachen ſie über den König von Frankreich und den Grafen von Flandern. Einer ſagte zu dem Andern: Höre, was ſagſt du? Ich ſage der König wird ſiegen. Der Andere erwiederte: Nein, der Graf; und ſetzte dann hinzu: es wird geſchehen,

was Gott gefällt. So ſtritten ſie jeden Tag über den Ausgang der Kriegsbegebenheiten. Ein Edelmann vom Hofe, der mit ſeinen Leuten jene Straße ging, blieb eines Tages ſtehen, um den Streit der Blinden mit anzuhören; dann begab er ſich an den Hof zurück und erzählte dem König zu großer Beluſtigung der Anweſenden, wie die beiden Blinden den ganzen Tag über ihn und den Grafen in Streit lägen. Der König lachte und ſchickte einen Edelknecht ab, um dem Streit zuzuhören und ſich zu merken, welcher von beiden das Eine und welcher das Andere behaupte. Dieſer ging, horchte genau auf und ſtattete dem Könige Bericht ab.

Alsbald berief der König ſeinen Seneſchall und befahl ihm, zwei große Brote aus feinem weißen Mehl backen zu laſſen. Bevor ſie in den Ofen kämen, ſolle er in das eine zehn Goldſtücke in geraumer Entfernung von einander verbergen, in das Andere aber nichts: wenn ſie dann gar ſeien, ſolle der Edelknecht ſie den beiden Blinden um Gotteswillen ſchenken, und zwar das mit dem Gelde demjenigen, welcher den Sieg des Königs von Frankreich behaupte, das andere dem, welcher der Meinung ſei, Gottes Wille werde geſchehen.

Der Edelknecht that nach des Königs Befehl. Als der Abend kam, kehrten die Blinden nach Hauſe; der, welchem das Brot ohne das Geld zu Theil geworden war, ſprach zu ſeiner Frau: Gott hat uns heute wohl bedacht: genießen wir ſeiner Gaben. Sie ſetzten ſich und aßen das Brot rein auf, ſo wohl ſchmeckte es ihnen. Der andere Blinde, welcher das goldbeſchwerte Brot

erhalten hatte, ſprach am Abend zu ſeinem Weibe: Frau, laß uns dieſes Brot aufbewahren und morgen verkaufen, damit wir etwas baar Geld in die Hände bekommen: wir können ja heute von den Brotſcheiben zehren, die wir erbettelt haben.

Am Morgen ſtanden ſie auf und Jeder begab ſich mit ſeiner Frau dahin, wo ſie gewohnt waren, zu ſtehen und die Vorübergehenden anzuſprechen. Als ſie dahin kamen, ſprach der Eine, der ſein Brot verzehrt hatte, zu ſeinem Weibe: Frau, unſer Gefährte dort, der wie nur von Almoſen lebt und mit dem ich immer ſtreite, hat doch auch ein Brot von dem Edelknecht des Königs erhalten? Allerdings, antwortete die Frau. Nun wohlan, fuhr jener fort, ſo gehe doch zu ſeiner Frau und höre, ob ſie es verkaufen wollen? Du kannſt ſchon etwas daran wenden: das unſrige ſchien mir ſehr ſchmackhaft. Denkſt du denn, entgegnete die Frau, ſie werden es nicht eben ſo gut als wir zu eſſen verſtanden haben? Wer weiß? entgegnete der Blinde: vielleicht haben ſie es aufbewahrt, um einige Batzen dafür zu löſen, und ſich nicht getraut, es zu verzehren, wie wir thaten, weil es ſo ſchön war und ſo groß und weiß.

Da die Frau den Willen des Mannes vernahm, ging ſie zu der Frau des Andern und fragte, ob ſie das Brot, das ihr der Edelknecht des Königs geſchenkt, ſchon verzehrt hätten, und wenn es noch da ſei, ob ſie gewillt wären, es zu verkaufen? Wir haben es noch, gab Jene zur Antwort, ich werde fragen, ob mein Mann es verkaufen will wie er geſtern Abend ſagte. Gleich darauf kehrte

ſie zurück und erklärte, ſie wolle es verkaufen, allein nur für vier Silberbatzen Pariſer Geld, die es wohl werth ſei. Der Handel ward richtig und ſie kehrte mit dem erkauften Brote zu ihrem Manne, der ſich freute, als er es hörte. Heute Abend, ſagte er, werden wir wieder ſo gut leben, als geſtern.

Der Tag verging, die Blinden begaben ſich nach Hauſe. Laß uns zu Nacht ſpeiſen, ſagte der Eine, der das Brot gekauft hatte, zu ſeiner Frau. Sie nahm ein Meſſer um das Brot anzuſchneiden: ſchon bei der erſten Scheibe fi[illegible] ein Goldſtück vor die Füße; ſie ſchnitt weiter und jede Scheibe enthielt eine Goldmünze. Der Blinde hörte den Klang und fragte, was das ſei, was er klingen höre, und die Frau erzählte ihm, was ſie gefunden. Der Blinde bat ſie, weiter zu ſchneiden, und als alles zerſchnitten und jede Scheibe durchſucht war, fanden ſich die zehn Goldſtücke, welche der König befohlen hatte, einzubacken. Der Blinde wußte ſich vor Freude kaum zu laſſen: Siehſt du nun, ſprach er zu ſeiner Frau, daß ich die Wahrheit ſagte, daß Gottes Wille geſchehen muß und daß es nicht anders ſein kann! Nun weißt du doch, daß unſer Gefährte täglich mit mir ſtreitet und ſagt, der König werde ſiegen; ich aber ſage, Gottes Wille wird geſchehen. Darauf begaben ſie ſich zur Ruhe.

Am Morgen ſtanden ſie auf, um ihrem Gefährten die Nachricht von dem Glücksfunde mitzutheilen. Aber der König hatte ſchon bei Zeiten hingeſandt, um zu erfahren, wie es mit dem goldbeſchwertem Brote gegangen

sei; denn Tags zuvor hatte er nicht nachforschen lassen, weil er dachte, sie würden es noch nicht verzehrt haben. Der Edelknecht verbarg sich hinter einem Pfeiler, um von den Frauen nicht gesehen zu werden. Als nun die Blinden an die Stelle kamen, wo sie gewohnt waren, ihren Stand zu haben, begann der Eine, welcher das Brot erkauft hatte, den Andern beim Namen zu rufen. Noch immer behaupte ich, fuhr er dann fort, es wird geschehen, was Gottes Wille ist. Gestern kaufte ich ein Brot für vier Pariser Silberbatzen, darin fand ich zehn Geldstücke von gutem Gepräge, und so hatte ich einen guten Abend und werde auch ein gutes Jahr haben. Wie dies der Andere hörte, erschrack er heftig und betheuerte, nicht länger mit ihm streiten zu wollen, denn das Recht sei zu offenbar auf des Gegners Seite und Gottes Wille müsse geschehen.

Dies hörte der Edelknecht, kehrte eiligst an den Hof zurück und hinterbrachte dem Könige seine Neuigkeiten, und was die beiden Blinden unter sich gesprochen hätten. Darauf ließ sie der König vor sich kommen und sich den ganzen Hergang von ihnen erzählen: wie Jeder das ihm bestimmte Brot von dem Edelknecht erhalten und der Eine das seinige dem Andern verkauft habe; wie sie vorher lange Zeit mit einander gestritten, und der, welcher behauptet, der König werde siegen, das Geld nicht erhalten, sondern der Andere, der der Meinung gewesen, Gottes Wille müsse geschehen. Daran ergötzte sich der König weidlich mit seinen Baronen und Edelleuten: Wahrlich, rief er aus, dieser Blinde

hat Recht, der Wille Gottes muß geſchehen und alles Volk der Erde kann kein Titelchen daran ändern.

---

9. Der Gang nach dem Eiſenhammer.

Ein reicher Edelmann hatte einen einzigen Sohn, den er, als er heranwuchs, an den Hof eines Königs ſchickte um dort Lebensart und feine Sitten zu lernen. Daſelbſt angelangt, erwarb ſich in Kurzem die Liebe des Königs in ſo hohem Grade, daß ſich ein Theil der übrigen Hofleute, die ſich dadurch hintangeſetzt glaubten, wider ihn verſchwor und einen der erſten Hofbeamten durch Geld und Verſprechungen gewann, um den Jüngling aus dem Wege zu räumen. Eines Tages ließ dieſer Edelmann ihn zu ſich berufen und ſagte ihm unter der Verſicherung, daß er nur durch die Zuneigung, die er für ihn hege, zu dieſer Eröffnung veranlaßt werde, Folgendes: Mein Sohn, der König liebt dich, wie du bemerkt haben wirſt, vor allen ſeinen Untergebenen, aber er hat mir vertraut, daß du ihm durch deinen Athem beſchwerlich wirſt. Ich rathe dir daher, ſei klug und halte, wenn du ihm einſchenkſt, Mund und Naſe zu und wende den Kopf bei Seite, damit der Hauch deines Mundes den König nicht beläſtige.

Der Edelknabe folgte dieſem Rath eine Zeitlang, worüber ſich der König ſo ſehr beleidigt fühlte, daß er

den Hofbeamten, der ihn dies gelehrt hatte, rufen ließ, und ihm befahl, wenn er den Grund zu diesem Betragen des Jünglings wisse, ihm solchen sofort bekannt zu machen. Dieser stellte sich, als gehorche er nur nothgedrungen dem Befehle, kehrte aber das Verhältniß um und sagte, der Edelknabe könne den Athem des Königs nicht ertragen.

Hierüber noch heftiger aufgebracht, ließ der König auf den Rath des Hofbeamten einen Eisenschmelzer zu sich kommen und befahl ihm, den ersten, den er ihm zusenden werde, in den glühenden Ofen zu werfen, indem er ihm die Ausführung dieses Befehls und unverbrüchliches Stillschweigen bei Todesstrafe zur Pflicht machte. Der Schmelzer versprach, das Gebot auszuführen, zündete ein großes Feuer in seinem Eisenhammer an und erwartete sorgfältig die Ankunft des Unglücklichen, dem ein so schrecklicher Tod zugedacht war. Andern Morgens schickte der König den unschuldigen Edelknaben in den Eisenhammer mit dem Auftrag, nachzufragen, ob der Befehl des Königs vollzogen sei? Dieser machte sich auf den Weg. Als er aber in der Nähe des Eisenhammers kam, hörte er zur Messe läuten, stieg vom Pferde, band es im Hof der Kirche an und hörte der Messe fleißig zu. Dann ging er nach der Eisenhütte und richtete dem Schmelzer den Auftrag des Königs aus. Dieser gab ihm zum Bescheide, daß schon Alles geschehen sei. Der Anstifter der ruchlosen Verschwörung war nemlich, aus Furcht die Sache möchte durch das Mitleiden des Schmelzers oder durch sonstige Hindernisse

verzögert oder gar vereitelt werden, vor ihm hingekommen und hatte im Eisenhammer nachgefragt, ob die Sache schon vor sich gegangen sei? Der Schmelzer antwortete, noch habe er den Befehl des Königs nicht vollzogen, werde es aber sogleich thun. Damit ergriff er den Verräther und warf ihn, ohne auf seine Betheuerungen im Mindesten zu achten, in den glühenden Ofen.

Der Edelknabe kam daher zum Könige zurück und brachte ihm zur Antwort, sein Befehl sei vollzogen. Darüber erstaunte der König über alle Maaßen, und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Zusammenhang der Sache zu erfahren. Nachdem es ihm geglückt war, die Wahrheit ausfindig zu machen, ließ er alle die hämischen Neider, die den unschuldigen Jüngling hatten anschwärzen wollen, ohne Gnade hinrichten, vertraute auch diesem den ganzen Vorgang der Sache. Danach machte er ihn zum Ritter und schickte ihn mit vielen Reichthümern in seine Heimath zurück.

---

10. Das todte Fräulein.

Die Tochter eines mächtigen Vasallen war zum Sterben in den Ritter Lanzelot vom See verliebt, aber er konnte ihr seine Liebe nicht schenken, weil die Königin Ginevra schon sein Herz besaß. Dies Fräulein liebte

aber den Ritter ſo ſehr, daß ſie zu ſterben kam, und Befehl gab, wenn ihre Seele den Leib verlaſſen habe, ſolle man ein Schifflein köſtlich ausrüſten und mit rother Seide bedecken, auch ein Bette hineinſtellen von reichen Zeugen und Seidendecken und mit koſtbaren Steinen geziert, und auf dies Bette ihren Leichnam legen, eine herrliche Krone von Gold und ſeltenen Edelſteinen auf dem Haupt und von dem reichen Gürtel ſolle eine Börſe herabhängen. In der Börſe war aber ein Brief des nachſtehenden Inhalts. Doch laßt mich erſt das erzählen, was dem Briefe vorhergeht. Das Fräulein ſtarb vor Liebesweh und es geſchah mit ihr, wie ſie befohlen hatte: das Schifflein ward ohne Segel, Ruder und Führer der See übergeben. Das Meer führte es gegen Camalot, wo es an den Strand getrieben wurde. Das Gerücht erſcholl am Hofe. Die Ritter und Barone ſtiegen von dem Palaſte hernieder und der edle König Artus kam hinzu. Die Verwunderung war groß, daß das Schifflein ſo ohne Führung und Leitung dahin gelangt ſei. Der König ſtieg hinein und erblickte das Fräulein und die prächtigen Gewänder. Man öffnete die Börſe und fand den Brief. Der König befahl ihn vorzuleſen. Er lautete ſo: „Allen Rittern der Tafelrunde, als den tapferſten Helden der Erde, entbietet das Fräulein von Scalot ihren Gruß. Und wenn ihr wiſſen wollt, wie ich mein Ende gefunden habe, ſo erfahrt, daß es um den beſten Ritter der Welt geſchah, und zugleich den grauſamſten: um Herrn Lanzelot vom See, denn wie ſehr ich ihn um Liebe flehte, ſo wollte er doch

nie

nie Mitleid mit mir haben. Und ſo bin ich Arme aus Liebe geſtorben, wie ihr mit Augen ſehen mögt."

---

11. Die Flucht vor dem Tode.

Eines Tages ging ein Einſiedler durch eine Wildniß und kam an eine weite Höhle, die ſehr verborgen gelegen war. Hierhin zog er ſich zurück, um auszuruhen, weil er ſich vom Wandern erſchöpft fühlte. Als er aber in die Höhle kam, ſah er es an einer Stelle glänzen und ſchimmern, denn da waren große Schätze Goldes. Sobald er dies bemerkte, entfernte er ſich und lief durch die Einöde, ſo ſchnell er nur konnte. Während er ſo lief, begegnete er drei Erzräubern, die ſich in dieſem Walde aufhielten und Jeden plünderten, der vorüberwanderte; doch hatten ſie das Gold in der Höhle noch nicht bemerkt. Als die Räuber von ihrem Schlupfwinkel aus jenen Mann fliehen ſahen, ohne daß ihn jemand verfolgt hätte, befiel ſie erſt Furcht; nachher aber traten ſie ihm entgegen, um zu hören, wovor er fliehe, weil ſie darüber ſehr verwundert waren. Er antwortete und ſprach: Lieben Brüder, ich fliehe den Tod, der hinter mir her iſt und mich jagt. Da ſie aber weder Menſchen noch Thier ſahen, ſprachen ſie: Zeige uns den, der dich jagt und führe uns zu ihm. Da ſprach der Einſiedler zu ihnen: Wenn ihr mit mir gehen wollt, ſo will ich ihn euch zeigen. Doch bat er ſie, nicht dahin zu

gehen, denn er fliehe und fürchte ihn. Sie aber wollten ihn sehen, um der Sache auf den Grund zu kommen und bestanden auf ihrem Verlangen.

Da der Einsiedler sah, daß er nicht ausweichen könne, nöthigte ihn die Furcht vor ihnen, sie nach der Höhle zu führen, aus der er geflohen war. Da sprach er: Hier ist der Tod, der mich jagte, und zeigte ihnen das Gold, das da lag. Sie erkannten es sogleich und freuten sich sehr und hatten unter sich großen Jubel darüber. Dann entließen sie den guten Mann, der seine Wanderschaft getrost fortsetzte. Sie aber sprachen unter sich, welch ein einfältiger Mensch er sei.

Die drei Räuber blieben zur Bewachung des Schatzes zurück und hielten Rath, was sie thun sollten. Der Eine sagte: Da uns Gott so großes Glück beschеert hat, so dünkt mich das Beste, nicht von der Stelle zu gehen, bis wir all dies Gut hinweggeschafft haben. Der Andere sprach: Nicht also: einer von uns nehme sich eine Hand voll und laufe damit nach der Stadt, es zu Geld zu machen: dafür kaufe er uns Brot und Wein und sinne auf nichts, als wie er uns hier versorge. Hierin kamen alle drei überein.

Aber der Teufel, der erfinderisch und stets bedacht ist, so viel Uebel zu stiften als er kann, gab dem Einen, welcher in die Stadt gesandt wurde, Vorräthe zu kaufen, den Gedanken ein: Sobald ich nach der Stadt komme, sprach er zu sich selbst, will ich essen und trinken, so viel nur frommt, und nur dann einige Dinge anschaffen, deren ich jetzt zunächst bedarf, nachher aber die

Speisen vergiften, die ich meinen Gefährten bringe; sind sie dann beide gestorben, so werde ich der alleinige Herr jener Schätze sein und mich dünkt, es ist des Gutes so viel, daß ich der reichste Mann des ganzen Landes sein werde. Gedacht, gethan. Er nahm von den erkauften Speisen soviel zu sich als er bedurfte, vergiftete dann das Uebrige und brachte es seinen Gesellen.

Während er eben mit diesen Gedanken nach der Stadt ging und Anstalten traf, seine Freunde zu vergiften, damit ihm das Gut allein bliebe, hatten jene unterdeß nicht besser von ihm gedacht, als er von ihnen. Sobald unser Geselle, sprachen sie unter sich, mit dem Brot und Wein und den andern Dingen zurückkehrt, die wir brauchen, wollen wir ihn tödten und sie dann allein verzehren; dann wird all dies Gut uns allein gehören, und je weniger Theile wir machen, desto größer wird der Antheil eines Jeden sein. Als nun jener mit den erkauften Sachen, die sie bedurften, aus der Stadt zurückkehrte, fielen seine Gefährten, sobald sie sein ansichtig wurden, mit Lanzen und Messern über ihn her und tödteten ihn. Als er todt war, aßen sie von den mitgebrachten Speisen und da sie gesättigt waren, fielen sie beide todt zur Erde und so kamen sie alle drei ums Leben, und einer tödtete den Andern, wie ihr gehört habt und das Gut ward Keinem. So vergilt Gott den Verräthern: Sie waren den Tod suchen gegangen und haben ihn gefunden, wie sie es verdienten. Der Weise aber hatte ihn klüglich geflohen und das Gold blieb frei wie zuvor.

12. Das Vexiermärchen.

Meiſſer Azzolino hatte einen Erzähler, der ihm die langen Winternächte verkürzen mußte. Eines Nachts geſchah es, da der Erzähler ſehr ſchläfrig war, daß Azzolino ihn bat, ein Märchen zu erzählen. Da hub der Erzähler von einem Bauer an, der hundert Heller beſaß und auf den Markt ging, Schafe zu kaufen, wo er zwei Stück für den Heller bekam. Als er mit ſeiner Herde heimkehrte, war da ein Waſſer, über das er beim Hingange gekommen war, durch einen Platzregen, der inzwiſchen Statt gehabt hatte, ſehr angeſchwollen. Als er am Ufer ſtand, bemühte er ſich lange vergeblich, bis er einen armen Fiſcher mit einem übermäßig kleinen Nachen bemerkte, der nur den Bauer und ein Stück Vieh auf einmal faßte. Der Bauer ſtieg mit einem Schaf hinein und fing an zu rudern; das Waſſer war ſehr breit. Endlich gelangte er hinüber. Hiermit hielt der Erzähler inne und ſchwieg. Da ſagte Herr Azzolino: Was iſt dir? Nur weiter. Herr, entgegnete der Erzähler, laßt erſt die Schafe alle über den Fluß ſein, dann will ich fortfahren. Aber das Vieh wird einige Zeit dazu brauchen; unterdeſſen können wir ausſchlafen.

II.

Novellen

des

Boccaccio.

I. Die drei Ringe.

Saladin, deſſen Tugenden ſo groß waren, daß ſie ihn nicht nur aus geringem Stande zum Sultan von Babylon erhoben, ſondern ihm auch viele Siege über ſaracenische und chriſtliche Könige verſchafften, hatte in verſchiedenen Kriegen und durch prachtvollen Hofhalt ſeinen Schatz völlig erſchöpft, und da er jetzt, unerwarteter Ereigniſſe wegen, wieder einer großen Summe bedurfte, und ſie nicht ſo ſchnell als Noth that herbeizuſchaffen wußte, erinnerte er ſich eines reichen Juden, mit Namen Melchiſedech, der in Alexandria auf Zinſen lieh und wie er glaubte, reich genug war, ihm zu helfen. Allein dieſer war ſo geizig, daß er es in Güte nicht gethan hätte und Gewalt wollte Saladin nicht brauchen. Da indeß das Bedürfniß ihn drängte, ſann er lange auf ein Mittel, wie der Jude ihm helfen möchte und entſchloß ſich endlich, den Zwang, den er ihm thun wollte, mit einigen Gründen zu färben. Er ließ ihn alſo rufen, empfing ihn freundlich, ließ ihn neben ſich ſitzen und begann dann ſo: Würdiger Mann, ich habe von vielen Leuten gehört, daß du weiſe biſt und in göttlichen Dingen wohl Beſcheid weißt: deßwegen möchte ich gern

von dir hören, welches der drei Gesetze du für das wahre hältſt, das jüdiſche, das ſaraceniſche oder das chriſtliche?

Der Jude, der in der That ein weiſer Mann war und gar wohl merkte, daß ihn Saladin nur in ſeinen Worten zu fangen gedenke, um ihn dann zur Rechenſchaft ziehen zu dürfen, begriff leicht, daß er keins der drei vor dem Andern loben könne, ohne daß Saladin ſeinen Zweck erreiche. In dieſer Noth um eine unverfängliche Antwort, bot er ſeinen ganzen Scharfſinn auf und fand bald, was er zu ſagen habe. Mein Gebieter, ſprach er, die Frage, die ihr mir vorlegt, iſt wichtig, und ſoll ich euch ſagen, was ich darüber denke, ſo muß ich euch eine kleine Geſchichte erzählen, die ihr ſogleich hören ſollt. Ich erinnere mich, wenn ich nicht irre, öfters gehört zu haben, daß einſt ein angeſehener und reicher Mann lebte, der unter den edelſten Juwelen, die er in ſeinem Schatze bewahrte, auch einen wunderſchönen und koſtbaren Ring beſaß, dem er die ſeinem Werth und ſeiner Schönheit gebührende Ehre erweiſen und ihn auf ewige Zeiten ſeinen Nachkommen erhalten wollte, weßhalb er verordnete, daß derjenige ſeiner Söhne, in deſſen Beſitz dieſer Ring als ein Geſchenk des Vaters gefunden würde, für ſeinen Erben angeſehen und von allen übrigen als der vornehmſte geſchätzt und geehrt werden ſolle. Der erſte, welchem der Ring hinterlaſſen wurde, traf unter ſeinen Nachkommen dieſelben Verfügungen und verfuhr ganz wie ſein Vorfahre. Kurz, der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkom-

men über, bis er zuletzt in dem Besitz eines Mannes kam, der drei Söhne hatte, die schön, tugendreich und ihrem Vater gehorsam waren, daher er sie alle drei gleich sehr liebte. Die Jünglinge kannten das Herkommen mit dem Ringe, und da Jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden wünschte, so bat auch Jeder den schon bejahrten Vater inständigst, ihm den Ring nach seinem Tode zu hinterlassen. Der gute Mann liebte sie alle gleich zärtlich und wußte selber keinen auszuwählen, d— er ihn lieber hinterlassen hätte; er hatte ihn auch f— einem Jeden versprochen und sann nun auf ein Mittel, sie alle drei zu befriedigen. Er ließ also heimlich von einem guten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der sie doch hatte machen lassen, den rechten kaum zu unterscheiden wußte. Als er zu sterben kam, gab er heimlich jedem von den Söhnen einen Ring. Nach seinem Tode wollte Jeder Erbschaft und Vorrang für sich haben und Einer bestritt das Recht des Andern, bis ein Jeder zum Zeugniß seines Rechts seinen Ring hervorzog und da befand man die Ringe einander so ähnlich, daß es nicht zu unterscheiden war, welcher der ächte sei. Daher blieb die Frage, welcher der wahre Erbe des Vaters sei, unentschieden und ist es heute noch. Und so sage ich euch, Herr, von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die ihr mich befragtet. Jeder glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben und sie wahrnehmen zu müssen; wer sie aber

wirklich habe, ist wie bei den Ringen noch unentschieden.

Als Saladin sah, wie vortrefflich der Jude es verstanden habe, den Schlingen zu entgehen, die er ihm vor die Füße gelegt, entschloß er sich, ihm sein Bedürfniß offen zu gestehen und den Versuch zu machen, ob er ihm gutwillig helfen wolle. Er that dies und verschwieg dabei nicht, was er zu thun Willens gewesen, wenn er ihm nicht so verständig geantwortet hätte. Der Jude war bereit, ihm mit Allem zu dienen, was Saladin verlangte und dieser erstattete ihm nachgehends nicht nur das Darlehn vollkommen, sondern überhäufte ihn auch mit Geschenken, behandelte ihn immer wie seinen Freund und verlieh ihm Ehre und Ansehen an seinem Hofe.

2. Nathan der Milde.

In den Gegenden des Catai lebte nach den Berichten einiger Genueſer und Anderer, welche dort waren, einſt ein Mann von edelm Geſchlecht und unermeßlichen Reichthümern, mit Namen Nathan, welcher einen Ort in der Nähe der Heerſtraße beſaß, auf der nothwendig Jeder vorbeiziehen mußte, der von Weſten nach der Levante reiſen wollte, oder von der Levante nach Weſten. Er war großmüthig und freigebig und wünſchte ſich durch ſeine Werke einen Namen zu machen, weßhalb er ſich hier von vielen Baumeiſtern, die er im Dienſt hatte, einen der ſchönſten, größten und reichſten Paläſte, die je geſehen worden ſind, errichten und mit Allem herrlich ausſtatten ließ, was zur Aufnahme und ehrenvollen Bewirthung edler Männer dienen konnte. Hier ließ er durch ſeine zahlreiche und auserleſene Dienerſchaft Jeden, der hin oder zurückwanderte, freundlich und feſtlich empfangen und bewirthen, und in dieſem löblichen Gebrauch beharrte er ſo lange, daß bald nicht bloß das Morgenland, ſondern faſt der ganze Occident ſeinen Namen kannte.

Als er ſchon mit Jahren beladen war, ohne darum in großmüthiger Milde zu ermüden, geſchah es, daß ſein Ruf auch zu den Ohren eines Jünglings gelangte, der Mithridanes hieß und aus einem nicht entfernten Lande ſtammte. Dieſer, der ſich nicht minder reich

glaubte, als Nathan es war, ward auf seinen Ruf und seine Tugend neidisch und nahm sich vor, sie durch noch größere Freigebigkeit zu vernichten oder zu verdunkeln. Er ließ also einen Palast, dem des Nathan ähnlich, erbauen und begann die ungemessensten Ehrenbezeugungen, die je ein Mann erwiesen hat, einem Jeden, der ging oder kam, zu erweisen und allerdings ward er auch in kurzer Zeit berühmt genug.

Eines Tages, da dieser Jüngling ganz allein im Hofe seines Palastes verweilte, trat eine Frau zu einem der Schloßthore ein, bat um ein Almosen und erhielt es; darauf kehrte sie durch ein zweites Thor zurück und erhielt es nochmals und so der Reihe nach bis zum zwölften Thore: als sie aber zum dreizehnten Male zurückkehrte, sagte Mithridanes: „Gute Frau, du bist ziemlich eifrig in deinen Bitten," gab ihr aber dennoch wieder ein Almosen. Als die Alte diese Worte vernahm rief sie aus: O Freigebigkeit des Nathan, wie bist du bewunderungswürdig! Durch zwei und dreißig Thore, die sein Palast hat, gleich diesem, trat ich ein, und bat ihn um ein Almosen, und nie schien er mich zu erkennen und immer erhielt ich es: und hier bin ich erst durch das dreizehnte gegangen und ward erkannt und bespöttelt. Mit diesen Worten ging sie hinweg und kam nicht wieder.

Als Mithridanes die Worte der Alten und den Ruhm Nathans vernahm, den er immer als eine Beeinträchtigung des Seinigen ansah, ward er von wüthendem Zorn ergriffen und sprach: Ich Unglücklicher,

wann werde ich wohl die Freigebigkeit Nathans in den großen Dingen erreichen, geſchweige denn übertreffen, wie ich mich beſtrebe, da ich ihr in den kleinſten nicht nahe zu kommen vermag! Wahrlich, ich mühe mich umſonſt, wenn ich ihn nicht aus der Welt ſchaffe, und das muß ich, da ſein Alter ihn nicht hinwegräumt, ohne allen Aufſchub mit eigenen Händen verrichten. Und hiermit erhob er ſich plötzlich, ſtieg ohne Jemanden ſeinen Vorſatz mitzutheilen, mit wenigen Gefährten zu Pferde und gelangte am dritten Tage dahin, wo Nathan wohnte. Hier befahl er ſeinen Gefährten, ſie ſollten thun, als gehörten ſie nicht zu ihm und kennten ihn nicht, ſich aber einſtweilen ſelbſt nach einer Wohnung umſehen, bis er ihnen eine andere anweiſen laſſe; worauf er allein blieb und gegen Abend nicht weit von dem ſchönen Palaſte auf Nathan ſtieß, der ſehr einfach gekleidet, allein ſpazieren ging. Da er ihn nicht kannte, fragte er ihn, ob er ihm ſagen könne, wo Nathan ſich aufhalte, worauf dieſer freundlich erwiederte: Mein Sohn, Niemand in dieſer Gegend kann dir das beſſer ſagen als ich, und wenn es dir beliebt, will ich dich hinführen. Der Jüngling entgegnete, es werde ihm ſehr angenehm ſein, doch wünſche er, wenn es ſein könnte, von Nathan weder geſehen noch gekannt zu werden. Nathan verſetzte: Auch das will ich machen, da du es wünſcheſt. Mithridanes ſtieg hierauf vom Pferde und begab ſich mit Nathan, der ihn ſogleich in ein anziehendes Geſpräch zu verſtricken wußte, zu dem ſchönen Palaſte. Hier befahl Nathan

einem Diener, das Pferd des Jünglings in Empfang zu nehmen und flüsterte ihm dabei den Befehl ins Ohr, sogleich mit allen Hausgenossen Abrede zu treffen, daß es dem Jünglinge von Keinem verrathen würde, er selbst sei Nathan: und so geschah es. Im Palaste angekommen, führte er den Mithridanes in ein herrliches Gemach, wo ihn Niemand zu sehen bekam, als diejenigen, welche zu seiner Bedienung geordnet waren und indem er ihn köstlich bewirthen ließ, leistete er ihm selbst Gesellschaft. Während er so bei Mithridanes verweilte, ehrte ihn dieser zwar wie einen Vater, fragte ihn aber doch zuletzt, wer er sei; worauf Nathan antwortete: Ich bin ein geringer Diener Nathans, mit ihm aufgewachsen und gealtert, ohne daß er mich aus dem niedern Stande, in dem du mich siehst, erhoben hätte, weßhalb ich denn, wie sehr alle Andern ihn auch preisen mögen, eben nicht Grund habe, ihn zu rühmen. Diese Worte gaben dem Mithridanes einige Hoffnung, mit besserm Rath und größerer Sicherheit sein schnödes Vorhaben ausführen zu können. Als daher Nathan ihn mit vieler Höflichkeit fragte, wer er sei und welches Geschäft ihn hierher führe, indem er ihm zugleich seinen Rath und Beistand in Allem anbot, was er zu thun fähig sei, zögerte Mithridanes zwar anfangs etwas mit der Antwort, endlich aber entschlossen, sich ihm anzuvertrauen, bat er ihn durch einen langen Umschweif von Worten erst um sein Vertrauen, dann um Beistand und Rath, und entdeckte ihm völlig, wer er sei und mit welchen Zwecken und aus welchen Antrieben er gekommen sei.

Als Nathan dieſe Erzählung und den grauſen Vorſatz des Mithridanes vernahm, kehrte ſich ſein Innerſtes um; doch zögerte er nicht und gab ihm mit ſtarkem Muth und feſtem Ton dieſe Antwort: Mithridanes, dein Vater war ein edler Mann und du ſcheinſt nicht von ihm abarten zu wollen, da du einen ſo hohen Entſchluß gefaßt haſt, gegen Alle freigebig zu ſein; auch lobe ich ſehr den Neid, welchen Nathans Tugend in dir geweckt hat, denn wenn Viele dieſe Empfindung theilten, ſo würde die Welt, die jetzt im Elend liegt, bald glücklich ſein. Zweifle nicht, daß der Vorſatz, den du mir enthüllt haſt, verſchwiegen bleibt: doch kann ich dir dazu weniger mit Beiſtand als mit gutem Rath an die Hand geben und dieſer Rath iſt folgender: Du kannſt von hier aus ein kleines, kaum eine halbe Meile entferntes Gebüſch erblicken, in welchem Nathan jeden Morgen und ganz allein ziemlich lange ſpazieren zu gehen pflegt: da wird es dir leicht werden, ihn zu finden und deinen Vorſatz auszuführen. Wenn du ihn aber getödtet haſt, ſo nimm, um ohne ein Hinderniß nach Hauſe zurückzukehren, nicht jenen Weg, auf dem du hierher kamſt, ſondern den, welchen du links aus dem Gebüſch führen ſiehſt, denn er iſt, wenn auch ein wenig waldiger, doch deiner Heimath näher und für dich ſicherer.

Als Mithridanes dieſe Anweiſung empfangen und Nathan ſich entfernt hatte, ließ er ſeinen Gefährten, welche ebenfalls dort eingekehrt waren, mit Vorſicht wiſſen, wo ſie ihn am nächſten Tage erwarten ſollten.

Als nun der neue Tag anbrach, ging Nathan, deſſen Entſchluß mit dem Rathe, welchen er dem Mithridanes gegeben hatte, vollkommen eins und heute noch derſelbe war wie geſtern, ganz allein nach dem Gehölz um zu ſterben. Mithridanes erhob ſich, ergriff ſeinen Bogen und ſein Schwert, denn andere Waffen hatte er nicht, ſtieg zu Pferde und ritt nach dem Gebüſch, wo er ſchon von fern den Nathan ganz einſam luſtwandeln ſah. Doch in der Abſicht ihn, ehe er ihn angriffe, noch zu ſehen und ſprechen zu hören, ritt er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Binde, die ſeinen Kopf bedeckte und rief: Alter, du biſt des Todes. Hierauf entgegnete Nathan nichts weiter als: So habe ich es alſo verdient. Als Mithridanes ſeine Stimme vernahm und ihm ins Geſicht blickte, erkannte er ihn ſogleich als Den wieder, der ihn ſo gütig empfangen, freundlich begleitet und ſo getreulich berathen hatte, ſo daß ihm ſogleich der Zorn entwich und ſeine Wuth ſich in Beſchämung verwandelte. Alsbald warf er das Schwert aus den Händen, das er ſchon entblößt hatte, um ihn zu tödten, ſtieg vom Pferde und ſtürzte ſich weinend zu Nathans Füßen, indem er ſprach: Jetzt, theuerſter Vater erkenne ich deutlich eure Milde, da ich ſehe, mit welcher Liſt ihr gekommen ſeid, mir ſelbſt euer Leben zu geben, nach dem ich ohne irgend einen Grund zu verlangen euch ſelber offenbart hatte. Gott aber, der meiner Pflicht mehr als ich ſelber eingedenk war, hat mir in dem Augenblick, wo es mir am nöthigſten war, die Augen des Verſtandes geöffnet, die ein elender

Neid

Neid mir verſchloſſen hielt. Je bereitwilliger ihr alſo wart, mir zu willfahren, deſto lieber erkenne ich mich der Strafe meiner Verirrung verfallen: nehmt alſo die Rache an mir, welche ihr meiner Schuld entſprechend findet.

Nathan ließ den Mithridanes ſich erheben, umarmte und küßte ihn zärtlich und ſprach: Mein Sohn, dein Beginnen, ob du es nun böſe oder anders nennen wolleſt, bedarf weder einer Entſchuldigung noch eines Verzeihens, da nicht Haß, ſondern der Wunſch für beſſer zu gelten dich dazu verleitete. Du darfſt alſo vor mir ſicher ſein und mir glauben, daß kein Menſch auf Erden dich mehr liebt als ich, da ich die Größe deiner Seele erwäge, welche nicht wie gemeine Seelen pflegen, Schätze anzuhäufen, ſondern die angehäuften zu verwenden ſich getrieben fühlt. Schäme dich auch nicht, daß du mich tödten wollteſt, um Ruhm zu erlangen, noch glaube, daß ich mich darüber verwundere: die erhabenſten Kaiſer und größten Könige haben faſt mit keiner andern Kunſt als der zu tödten, nicht einen Menſchen, wie du wollteſt, ſondern unzählige, und mit Verheerung und Einäſcherung ganzer Länder und Städte ihre Reiche und zugleich ihren Ruhm ausgebreitet. Mithin haſt du, der du mich tödten wollteſt um berühmt zu werden, weder etwas Sonderbares noch Neues, ſondern etwas ſehr Gebräuchliches unternommen.

Mithridanes verſuchte es nicht, ſein verkehrtes Trachten zu entſchuldigen, ſondern pries die Güte, womit Nathan einen ſcheinbaren Entſchuldigungsgrund

dafür gefunden hatte und äußerte ferner, wie sehr er es bewundere, daß Nathan sich hierzu entschlossen und ihm selbst noch Mittel und Rath geliehen habe. Hierauf versetzte Nathan: Mithridanes, du darfst dich über und meinen Entschluß nicht verwundern, denn seit ich mir selbst überlassen war und mich das auszuführen entschloß, was auch du unternommen hast, ist nie einer in mein Haus gekommen, dem ich nicht, so viel an mir lag, in Allem genügt hätte, was er von mir fordern mochte. Du kamst hierher und verlangtest mein Leben: ich vernahm dein Begehren und damit du nicht der Erste wärst, der von hier schied, ohne seine Bitte erfüllt zu sehen, entschloß ich mich gleich, es dir zum Geschenk darzubringen. Und damit du es erhieltest, gab ich dir den Rath, den ich für dienlich hielt, mein Leben in deine Gewalt zu bringen, ohne das deinige zu gefährden; und darum wiederhole ich es dir jetzt und bitte dich, wenn es dir beliebt, es zu nehmen und dich damit zu befriedigen, denn ich weiß nicht, wie ich es besser weggeben könnte. Ich habe es schon achtzig Jahre gebraucht und zu meinem Glück und Vergnügen genützt und weiß wohl, daß es mir dem Lauf der Natur gemäß wie allen andern Menschen und überhaupt allen Dingen nur noch kurze Zeit gelassen werden mag und darum halte ich es für weit weit besser, es wegzuschenken, wie ich immer meine Schätze weggeschenkt und hingegeben habe, als es so lange behalten zu wollen, bis es mir wider meinen Willen von der Natur genommen wird. Hundert Jahre zu verschenken, ist eine geringe Gabe,

wie viel geringer iſt es denn, die ſechs bis acht Jahre zu verſchenken, die mir noch übrig bleiben? Nimm denn, ich bitte dich, mein Leben, wenn es dir beliebt, denn ich weiß nicht, wo ich einen finden ſollte, der ſein begehrte. Ja, wenn ich auch einen fände, ſo weiß ich, daß ſein Werth um ſo geringer wird, je länger ich es behalte, und darum bitte ich dich nochmals, nimm es hin, bevor es ganz werthlos wird.

Ganz beſchämt entgegnete ihm Mithridanes: Verhüte Gott, daß ich ein ſo köſtliches Gut, wie euer Leben iſt, auch nur begeh.., wie ich vor Kurzem noch that, geſchweige denn raube und euch entziehe: nein, ehe ich die Zahl ſeiner Jahre verringerte, möchte ich ihm gern von den meinigen noch zuſetzen. Schnell verſetzte hierauf Nathan: So wollteſt du, wenn du könnteſt, deine Jahre meinem Leben zuſetzen und machen, daß ich gegen dich thäte, was ich ſonſt nie gegen Jemand gethan habe, d. h. von dir etwas annehmen, der ich noch nie von einem Andern etwas angenommen habe? Ja, antwortete Mithridanes raſch. Wohlan denn, fuhr Nathan fort, ſo thue, wie ich dir ſage. Bleibe du junger Mann hier in meinem Schloſſe und heiße Nathan und ich will in das deine gehen und hinfort Mithridanes heißen. Da entgegnete ihm Mithridanes: Wenn ich ſo trefflich zu handeln verſtände, wie ihr verſteht und verſtanden habt, ſo würde ich euer Anerbieten ohne lange Ueberlegung annehmen; da ich aber gewiß zu ſein glaube, daß mein Verfahren nur dazu dienen würde, den Ruhm Nathans zu vermindern

und es nicht meine Absicht ist, Andern das zu verderben, was ich für mich selbst nicht erreichen kann, so muß ich es ausschlagen.

Diese und viele andere anziehende Gespräche wechselten Nathan und Mithridanes und gingen dann auf Nathans Wunsch zusammen nach dem Palaste zurück, wo Nathan den Mithridanes noch mehrere Tage lang herrlich bewirthete und ihn nach bestem Wissen und Vermögen in seinem erhabenen und edeln Vorsatz bestärkte. Als aber Mithridanes mit seinen Gefährten zurückzukehren verlangte, entließ er ihn mit der völligen Ueberzeugung, daß er es dem Nathan nie in Milde zuvorthun würde.

3. Saladins Dankbarkeit.

Zu den Zeiten Kaiser Friedrich des ersten unternahmen die Christen einen allgemeinen Heerzug zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Dies hatte Saladin, der ein vortrefflicher Fürst und dazumal Sultan von Babylon war, kurz vorher vernommen und sich entschlossen, die Zurüstungen der christlichen Fürsten zu diesem Kreuzzuge mit eigenen Augen zu schauen, um sich besser dawider waffnen zu können. Als er daher in Egypten seine Angelegenheiten geordnet, that er, als trete er eine Pilgerschaft an und machte sich mit zweien seiner ersten und reichsten Hofleute und nur drei Dienern in Gestalt eines Kaufmanns auf den Weg. Als er schon viele christliche Länder bereist hatte und eben durch die Lombardei ritt, um von da über die Alpen zu gelangen, begab es sich, daß er auf dem Wege von Mailand nach Pavia bei anbrechendem Abend einem Edelmann mit Namen Messer Torello d'Istria von Pavia begegnete, welcher mit seiner Dienerschaft, so wie mit Hunden und Falken ein schönes Gut beziehen wollte, das er am Tessino besaß. Als Herr Torello sie erblickte, erkannte er sie zugleich für Fremde und Edelleute, und wünschte sie ehrenvoll zu bewirthen. Als daher Saladin einen seiner Diener fragte, wie weit er von hier noch nach Pavia habe, und ob er noch früh genug ankommen könne, um Einlaß zu finden, ließ er den Diener

nicht antworten, ſondern antwortete ſelbſt: Ihr Herrn, ihr könnt Pavia nicht erreichen zu einer Zeit, wo ihr dort Einlaß findet. So bitte ich euch, ſprach Saladin, uns anzuzeigen, denn wir ſind hier fremd, wo wir am beſten herbergen mögen. Meſſer Torello verſetzte: Das will ich gerne thun. Ich war eben Willens, einen meiner Leute eines Geſchäfts willen in die Nähe von Pavia zu ſchicken: jetzt werde ich ihn mit euch ſenden und er wird euch an einen Ort führen, wo ihr eine ganz befriedigende Herberge findet. Dann näherte er ſich dem Verſtändigſten ſeiner Diener, befahl ihm, was er zu thun habe und ſchickte ihn mit ihnen; er ſelbſt aber eilte ſo ſchnell er konnte nach ſeiner Beſitzung, ließ ein ſchönes Mahl einrichten und die Tiſche in ſeinem Garten aufſtellen, worauf er ſich an die Thüre begab, um ſie zu erwarten. Der Diener unterhielt ſich indeß mit den Edelleuten über mancherlei Dinge, führte ſie auf gewiſſen Wegen umher und geleitete ſie endlich, ohne daß ſie es gewahr wurden, zu dem Landgut ſeines Herrn. Als Meſſer Torello ſie erblickte, ging er ihnen zu Fuß entgegen und ſagte lächelnd: Meine Herrn, ihr ſeid ſehr willkommen. Saladin, der ſehr ſcharfſichtig war, merkte wohl, daß der Ritter gefürchtet habe, ſie möchten die Einladung nicht annehmen, wenn er ſie bei jener erſten Begegnung gebeten hätte und daß er ſie deßhalb, damit ſie es nicht ausſchlagen könnten, den Abend bei ihm zuzubringen, mit Liſt zu ſeinem Hauſe geführt habe. Er erwiederte daher ſeinen Gruß und ſprach: Herr, wenn man ſich über Zuvorkommenheit

beſchweren könnte, ſo würden wir uns über euch beſchweren müſſen, denn unſerer Reiſe zu geſchweigen, die ihr um etwas verzögert, nöthigt ihr uns, ohne daß wir euer Wohlwollen anders als durch einen bloßen Gruß verdient hätten, eine ſo hohe Gaſtlichkeit, wie die eurige, anzunehmen. Der Ritter, ein verſtändiger und beredter Mann, entgegnete: Ihr Herrn, was ihr bei uns findet, wird im Vergleich mit dem was euch gebührte, ſo viel ich an euerm Aeußern erkenne, nur eine ärmliche Gaſtlichkeit ſein; doch in der That, ex rhalb Pavias hättet ihr nirgendwo eine leidliche He[illegible]ge getroffen und darum laßt es euch nicht verdrießen, einen kleinen Umweg gemacht zu haben, um einige Unbequemlichkeit weniger zu finden.

Während er ſo ſprach, hatte ſeine Dienerſchaft ſich um die Gäſte verſammelt und ſobald ſie abgeſtiegen waren, ihre Pferde untergebracht, worauf Meſſer Torello die drei Edelleute zu den für ſie bereiteten Gemächern führte. Hier ließ er ſie die Schuhe ablegen, erfriſchte ſie etwas mit kühlen Weinen und unterhielt ſie mit gefälligen Geſprächen bis zur Stunde des Nachtmahls. Saladin, ſeine Gefährten und Diener, die alle romaniſch ſprachen, ſo daß ſie recht gut verſtanden und ſich verſtändlich machten, meinten einmüthig, dieſer Ritter ſei der gefälligſte, höflichſte und beredteſte Mann, den ſie noch geſehen hätten. Von der andern Seite däuchten Herrn Torello ſeine Gäſte reiche und noch weit vornehmere Männer, als er ſie anfangs geſchätzt hatte, weßhalb es ihm heimlich leid that, ſie dieſen Abend nicht mit Genoſſen und

festlicher Bewirthung ehren zu können. Indeß gedachte er, dies am nächsten Morgen noch nachzuholen, und nachdem er einen seiner Diener von seinem Vorhaben unterrichtet, sandte er ihn zu seiner Gemahlin, die eine verständige und hochsinnige Dame war, nach dem ganz nahen Pavia, wo man kein Thor zu verschließen pflegte. Hierauf führte er die Edelleute in seinen Garten, und fragte sie höflich, wer sie seien? Saladin antwortete ihm: Wir sind cyprische Kaufleute und kommen von Cypern um in unsern Geschäften nach Paris zu gehen. Wollte Gott, versetzte hierauf Messer Torello, dies unser Land brächte solche Edelleute hervor, wie ich sehe, daß Cypern Kaufleute erzeugt.

Ueber diesen und andern Gesprächen kam die Zeit des Nachtmahls heran und Herr Torello führte die Gäste zur Tafel, wo sie denn auch, angesehen, daß es ein unvorbereitetes Mahl war, sehr gut und fleißig bedient wurden. Nicht lange nach aufgehobener Tafel ließ sie Herr Torello, der ihre Müdigkeit bemerkte, in schönen Betten zur Ruhe bringen, und ging hierauf ebenfalls schlafen.

Der nach Pavia gesandte Diener richtete unterdeß seinen Auftrag bei der Dame aus, welche nicht mit weiblichem, sondern mit wahrhaft königlichem Sinn die Freunde und Diener des Herrn Torello in großer Anzahl berufen und alles Nöthige zu einem großen Gastmahl bereiten, noch bei Fackellicht viele der edelsten Städter zum Feste laden, Zeuge, Tücher und Pelzwerk aufspannen und Alles und Jedes genau so einrichten ließ, wie es ihr Gatte ihr hatte befehlen lassen.

Als nun der Morgen kam und die Edelleute sich erhoben, stieg Messer Torello mit ihnen zu Pferde, ließ seine Falken kommen und führte sie zu einem nahen Weiher, wo er sie sehen ließ, wie seine Falken zu fliegen verstanden. Als aber Saladin nach Jemand fragte, der sie in Pavia zu der besten Herberge führen könne, sprach Messer Torello: Ich werde das selbst thun, da ich doch dahin muß. Da sie ihm glaubten, waren sie damit zufrieden und so machten sie sich zusammen auf den Weg. Es war schon [illegible] die dritte Morgenstunde, als sie die Stadt erreich[illegible] und in der Meinung, vor der besten Herberge zu halten, mit Messer Torello zu dessen Hause gelangten, wo schon an funfzig der edelsten Bürger versammelt waren, um die Edelleute zu empfangen, deren Zügel und Steigbügel sie sogleich ergriffen. Als Saladin und seine Gefährten dies sahen, begriffen sie nur zu wohl, was dies zu bedeuten habe, und sprachen: Messer Torello, dies ist nicht was wir begehrten. Ihr hattet schon in der vorigen Nacht genug an uns gethan und weit mehr als wir wünschten; heute konntet ihr uns also recht wohl unsere Reise fortsetzen lassen. Aber Messer Torello entgegnete: Ihr Herrn, für das, was euch gestern Abend geschehen konnte, weiß ich dem Glück mehr Dank als euch, denn es ließ euch zu einer Stunde unterwegs sein, wo ihr wohl in mein kleines Haus einkehren mußtet; für den heutigen Morgen aber werde ich euch selbst verpflichtet sein und mit mir zugleich alle diese Edelleute, die euch hier umgeben und wenn ihr ihnen eine Artigkeit zu erzeigen

glaubt, indem ihr euch weigert, mit ihnen zu speisen, so steht es euch frei, es zu thun.

Saladin und seine Gefährten, die sich besiegt sahen, stiegen nun ab; die Edelleute bewillkommten sie fröhlich und führten sie in die Gemächer, welche zu ihrem Empfang köstlich ausgeschmückt waren. Hier legten sie ihre Reisekleider ab, erfrischten sich ein wenig und traten dann in den Saal, wo sie Alles auf das Prächtigste eingerichtet fanden. Als das Wasser für die Hände gereicht worden war, setzte man sich zu Tische, wo sie in der größten und schönsten Ordnung und mit zahlreichen Speisen so herrlich bedient wurden, daß man dem Kaiser selbst, wenn er dahin gekommen wäre, nicht mehr Ehre hätte erweisen können. Und obgleich Saladin und seine Gefährten als große Herrn gewohnt waren, glänzende Feste zu sehen, so erstaunten sie doch über dieses, das ihnen ganz außerordentlich schien, sonderlich wenn sie den Stand des Ritters erwogen, von dem sie wußten, daß er ein Städter, und kein gebietender Herr sei.

Nach beendigter Mahlzeit und aufgehobener Tafel, da man noch eine Weile von hohen Dingen gesprochen hatte, begaben sich auf Herrn Torellos Bitte die Edelleute von Pavia der großen Hitze wegen zur Ruhe, während er mit seinen drei Gästen allein blieb. Mit diesen trat er in ein Gemach, in welches er, damit nichts ihm Theures zurückbliebe, das sie nicht gesehen hätten, seine würdige Gattin rufen ließ. Diese, die sehr schön und von hohem Wuchs war, trat mit reichen

Kleidern geſchmückt in der Mitte ihrer beiden Knaben, die zwei Lämmlein ſchienen, vor Jene und grüßte ſie freundlich. Als die Herrn ſie erblickten, erhoben ſie ſich und empfingen ſie ehrerbietig, ließen ſie dann neben ſich Platz nehmen und bezeugten große Freude an ihren beiden ſchönen Kindern. Als ſie darauf in ein anmuthiges Geſpräch gerathen waren und Herr Torello ſich auf eine Weile entfernt hatte, fragte ſie freundlich, woher ſie ſeien und wohin ſie gingen? Hierauf antworteten die Edelleute, wie ſie Herrn Torello geantwortet hatten. Da begann die Dame mit heiterm Antlitz: Nun ſehe ich, daß mein weiblicher Rath euch nicht unnütz ſein wird, und darum bitte ich euch aus beſonderer Gunſt für mich, das kleine Geſchenk, das ich euch kommen laſſen werde, weder zurückzuweiſen noch gering zu ſchätzen, ſondern in Betracht, daß die Frauen nach ihren kleinen Herzen auch nur Kleines ſchenken können, mehr auf den guten Willen der Geberin, als auf den Werth der Gabe zu ſehen.

Hierauf ließ ſie für Jeden ein Paar Oberkleider, eins mit Tuch, eins mit Pelzwerk gefüttert, nicht wie Städter oder Kaufleute, ſondern wie Herrn ſie tragen, und drei Röcke von Zendal und feiner Leinewand kommen und ſprach: Nehmt dieſe; ich habe mit den Oberkleidern meinen Mann gekleidet wie euch; die andern werden euch, ſo gering ihr Werth auch ſein mag, vielleicht willkommen ſein, wenn ihr die Entfernung von euern Frauen, die Weite des zurückgelegten Weges und deſſen, der euch noch zurückzulegen bleibt, bedenkt.

und daß ein Kaufmann sauber und wohl gekleidet sein muß.

Die Edelleute erstaunten und erkannten nun deutlich, daß Herr Torello keinen Theil der Milde an ihnen unerfüllt lassen wolle, ja sie zweifelten beim Anblick der edeln und keineswegs kaufmännischen Gewänder, ob Herr Torello sie nicht erkannt habe. Dennoch antwortete einer von ihnen der Dame: Madonna, dies sind herrliche Sachen, die wir nicht sogleich annehmen dürften, wenn eure Bitten uns nicht dazu zwängen, zu welchen man freilich nicht Nein sagen kann.

Als dies geschehen und Herr Torello zurückgekehrt war, empfahl die Dame sie Gottes Schutz und schied von ihnen, um auch ihre Diener mit ähnlichen Gewändern, wie sie ihrem Stande geziemten, versehen zu lassen. Mit vielen Bitten erlangte es Herr Torello von ihnen, daß sie jenen ganzen Tag noch bei ihm verweilten und so legten sie nach der Mittagsruhe die Gewänder an, ritten mit Herrn Torello eine Weile durch die Stadt und da inzwischen die Stunde des Nachtmahls herangerückt war, speisten sie mit vielen ehrenvollen Genossen herrlich zu Nacht und dann als es Zeit war, begaben sie sich zur Ruhe und wie der Tag kam, erhoben sie sich und fanden an der Stelle ihrer müden Klepper drei große und schöne Rosse und eben so viel frische und starke Pferde für ihre Diener. Als Saladin dies sah, wandte er sich zu seinen Gefährten und sprach: Ich schwöre zu Gott, daß nie ein so vollkommener, höflicher und weiser Mann gefunden ward, als dieser und

wenn die chriſtlichen Könige ſo Könige ſind, wie dieſer ein Ritter iſt, ſo wird der König von Babylon auch nicht einen derſelben erwarten dürfen, geſchweige ſo viele, als wir ſich rüſten ſehen, ihn anzugreifen. Da ſie aber wußten, ſie dürften ſie nicht ausſchlagen, ſagten ſie ihm höflichen Dank und ſtiegen zu Pferde. Meſſer Torello begleitete ſie mit vielen Gefährten eine gute Strecke von der Stadt und obgleich es Saladin ſchwer ward, ſich von Herrn Torello zu trennen, ſo verliebt war er ſchon in ihn, bat er ihn doch, da die Reiſe ihn drängte, endlich heimzukehren. Dieſer, dem der Abſchied von ihnen freilich auch ſchwer ward, antwortete: Ihr Herrn, ich will es thun, weil es euch gefällt, aber Eins muß ich euch noch ſagen. Ich weiß nicht, wer ihr ſeid, und verlange es nicht wider euern Willen zu wiſſen, aber wer ihr auch ſein mögt, für Kaufleute werde ich euch für diesmal nicht halten, und ſomit empfehle ich euch Gott. Saladin, der von allen Gefährten des Herrn Torello bereits Abſchied genommen hatte, verſetzte: Herr, noch kann es geſchehen, daß wir euch ein Theil unſerer Waaren ſehen laſſen, um euch in euerm Glauben zu ſtärken und ſo geht mit Gott.

Saladin zog nun mit ſeinen Gefährten in dem feſten Vorſatz weiter, wenn das Leben ihm währe und wenn der Krieg, den er erwartete, ihn nicht vernichtete, an Herrn Torello dereinſt nicht weniger zu thun, als er an ihm gethan habe; auch ſprach er noch viel über ihn und ſeine Gemahlin, über ſein Thun und Laſſen

und all das Seinige zu seinen Gefährten, indem er jedes Einzelne höchlich belobte. Als er aber das ganze Abendland, nicht ohne große Beschwerde, durchforscht hatte, ging er zur See und kehrte mit seinen Begleitern nach Alexandria zurück, wo er sich, nun vollkommen unterrichtet, zu seiner Vertheidigung anschickte.

Messer Torello kehrte nach Pavia und sann lange nach, wer diese drei gewesen sein möchten, doch nie traf er, noch näherte er sich der Wahrheit. Als die Zeit der Ueberfahrt kam, und allenthalben große Zurüstungen gemacht wurden, entschloß sich Herr Torello, der Bitten und Thränen seiner Gemahlin ungeachtet, mitzufahren und als Alles bereit war und er im Begriff stand zu reiten, sprach er zu seiner Gattin, die er über Alles liebte: Wie du siehst, Frau, schließe ich mich diesem Kreuzzuge an, sowohl der weltlichen Ehre als des Heils meiner Seele willen; ich empfehle dir unser Haus und unsere Ehre, und weil ich der Abreise gewiß bin, der Heimkehr aber, um tausend Zufälle willen, die sich ereignen können, keine Gewißheit habe, so wünsche ich, daß du mir die Gunst erzeigen möchtest, mich, was mir auch geschehe, wenn du keine gewisse Nachricht von meinem Leben hast, ein Jahr einen Monat und einen Tag lang, von dem Tage meiner Abreise gerechnet, zu erwarten, ohne dich wieder zu vermählen.

Die Dame, welche heftig weinte, antwortete ihm: Herr Torello, ich weiß nicht wie ich den Schmerz ertragen soll, in dem ihr mich bei eurer Abreise verlasset: wenn aber mein Leben stärker sein sollte als er, und

euch irgend ein Unfall begegnet, so lebt und ſterbt in der feſten Ueberzeugung, daß ich als die Gattin Torellos oder ſeines Gedächtniſſes leben und ſterben werde. Hierauf entgegnete Meſſer Torello: Ich bin vollkommen gewiß, daß ſo viel an dir liegt, Alles geſchehen wird, was du mir verſprichſt; aber du biſt jung, reich, ſchön und von hoher Verwandtſchaft, dein Werth iſt groß und überall bekannt: deßwegen zweifle ich nicht, daß viele vornehme und edle Männer, wenn von mir nichts mehr vernommen wird, dich von deinen Brüdern und Vettern zur Gattin begehren werden, vor deren Anliegen du dich mit dem beſten Willen nicht vertheidigen könnteſt, ſondern dich gezwungen ſehen wirſt, ihnen zu willfahren und dies iſt der Grund, warum ich dieſe und keine längere Friſt von dir begehre. Die Dame verſetzte: Was ich geſagt habe, werde ich, ſo weit ich kann, erfüllen; wenn ich mich aber genöthigt ſähe, anders zu handeln, ſo würde ich euch wenigſtens gewiß in dem gehorchen, was ihr mir jetzt auferlegt. Ich bitte aber Gott, weder euch noch mich jemals in ſolche Lage zu ſetzen.

Nach dieſer Unterredung umarmte die Dame Meſſer Torello unter Thränen, zog einen Ring von ihrem Finger und gab ihn ihm mit den Worten: Wenn es geſchähe, daß ich ſtürbe, ehe ich euch wiederſähe, ſo gedenket mein bei ſeinem Anblick. Er nahm ihn und ſtieg zu Pferde, rief dann Allen ein Lebewohl zu und trat ſeine Reiſe an. Bald erreichte er mit ſeiner Schaar Genua, beſtieg hier eine Galeere, ſtach in See und

gelangte in kurzer Zeit nach Acri, wo er sich mit dem übrigen Heer der Christen vereinigte. In diesem begann aber bald eine ansteckende Krankheit und große Sterblichkeit auszubrechen, und während derselben ward durch Saladins Kriegskunst oder Glück fast der ganze Ueberrest der noch verschont gebliebenen Christen von ihm wie aus freier Hand gefangen genommen und in viele Städte vertheilt und eingekerkert, unter welchen Gefangenen sich auch Messer Torello befand, der nach Alexandria zur Verhaftung abgeführt wurde. Hier war er nicht bekannt und da er sich auch aus Furcht nicht zu erkennen geben wollte, so sah er sich genöthigt, sich mit Abrichten von Falken zu beschäftigen, worin er große Meisterschaft besaß. Hierdurch empfing Saladin Kunde von ihm, welcher ihn aus dem Gefängniß führen ließ und zu seinem Falkonier bestellte.

Messer Torello, der von Saladin nicht anders als der Christ genannt wurde und diesen so wenig erkannte als der Sultan ihn, dachte nur nach Pavia zurück und da mehrere Versuche zu entfliehen ihm nicht geglückt waren, entschloß er sich, als jetzt mehrere Genueser, die als Gesandte zum Loskauf ihrer Mitbürger bei Saladin erschienen waren, wieder heimkehren wollten, seiner Gattin zu schreiben, daß er noch lebe und sobald als möglich heimkehren werde; sie solle ihn also erwarten. Dies that er und bat einen der Gesandten, der ihm bekannt war, den Brief in die Hände des Abts von San Pietro in Ciel d'Oro, der sein Oheim war, gelangen zu lassen.

So

So ſtanden die Dinge, als eines Tages in einem Geſpräch mit Saladin über ſeine Falken Meſſer Torello zu lächeln begann und dabei einen Zug mit dem Munde machte, den Saladin, da er zu Pavia in ſeinem Hauſe war, ſehr genau bemerkt hatte. Um dieſes Zuges willen, gedachte Saladin des Herrn Torello, faßte ihn ſcharf ins Auge und glaubte ihn zu erkennen. Er unterbrach alſo das Geſpräch und begann: Sage mir, Chriſt, aus welcher Gegend des Abendlandes biſt du? Mein Gebieter, antwortete Herr Torello, ich bin ein Lombarde, aus einer Stadt mit Namen Pavia, ein armer Mann von geringem Stande. Als dies Saladin vernahm, glaubte er ſeiner Vermuthung gewiß zu ſein und ſprach fröhlich zu ſich ſelbſt: Nun gönnt mir Gott Gelegenheit Dieſem zu zeigen, wie angenehm mir ſeine Milde war. Dann ließ er, ohne ein Wort weiter zu ſagen, alle ſeine Kleider in einer Kammer ausbreiten, führte ihn hinein und ſprach: Siehe, Chriſt, ob unter dieſen Kleidern eins iſt, das du ſchon geſehen haſt. Herr Torello ſah ſie an und erblickte jene, welche ſeine Gemahlin einem der Edelleute geſchenkt hatte; doch ſchien es ihm unmöglich, daß es dieſelben ſein ſollten, ſondern gab zur Antwort: Herr, ich kenne keins darunter; doch iſt es wahr, daß dieſe beiden ſehr den Kleidern gleichen, mit welchen ich einſt, zugleich mit drei Kaufleuten, die zu meinem Hauſe gelangten, bekleidet wurde. Nun konnte ſich Saladin nicht länger halten, er umarmte ihn zärtlich und ſprach: Ihr ſeid Meſſer Torello d'Iſtria und ich bin einer der drei Kauf-

leute, welchen eure Gattin dieſe Kleider ſchenkte und nun iſt die Zeit gekommen, euern Glauben an meine Waare zu ſtärken, wie ich euch beim Abſchiede ſagte, daß noch geſchehen könne. Als Herr Torello dies hörte, fing er an ſich zu freuen und ſich zu ſchämen: ſich zu freuen, daß er einen ſolchen Gaſt gehabt und ſich zu ſchämen, daß er ihn nicht beſſer empfangen habe. Dann hub Saladin an: Meſſer Torello, weil euch denn Gott nun hierher geſandt hat, ſo denkt, daß nicht ich, ſondern ihr hier der Herr ſeid. Nach wechſelſeitigen Freudenbezeugungen ließ er ihn mit königlichen Gewändern bekleiden, führte ihn hinaus vor die Größten ſeiner Vaſallen, ſagte hier Vieles zum Preis ſeines Verdienſtes und befahl, daß Jeder, dem ſeine Gnade werth wäre, ihn künftig eben ſo ehren ſolle, wie ſeine eigene Perſon. Dies thaten von nun an Alle, doch mehr noch als die Uebrigen die beiden Herren, die als Saladins Gefährten in ſeinem Hauſe geweſen waren.

Die Größe des plötzlichen Glanzes, in den Herr Torello ſich verſetzt ſah, ſchlug ihm den Stand der Dinge in der Lombardei einigermaßen aus dem Sinne; beſonders da er der Hoffnung feſt vertraute, ſeine Briefe würden ſeinem Oheim zugekommen ſein. Allein in dem Lager oder in dem Heere der Chriſten war an jenem Tage, wo Saladin ſie gefangen nahm, ein provenzaliſcher Ritter von geringer Auszeichnung, mit Namen Torello von Dignes, geſtorben und begraben worden und ſo geſchah es, da Meſſer Torello d'Iſtria durch ſeinen Adel im ganzen Heere bekannt

war, daß Jeder, der sagen hörte, Messer Torello ist todt, dies auf Herrn Torello d'Istria bezog, nicht auf den von Dignes; die gleich darauf eintretende Gefangennahme verhinderte aber die Enttäuschung der Getäuschten und so kehrten viele Italiener mit jener Nachricht zurück und darunter so vorlaute, daß sie zu behaupten wagten, sie hätten ihn todt gesehen und seinem Begräbnisse beigewohnt.

Als dies die Dame und ihre Verwandten erfuhren, verursachte es großen und unermeßlichen Jammer, nicht bloß ihnen, sondern Jedem, der ihn gekannt hatte. Zu lang wäre es zu erzählen, wie groß der Schmerz, der Kummer und die Wehklage seiner Gattin war, welche, als sie sich einige Monate lang in beständigem Leidwesen abgehärmt hatte und nun anfing, weniger heftig zu trauern, alsbald von den ersten Männern der Lombardei zur Ehe begehrt und von ihren Brüdern und übrigen Verwandten aufgefordert wurde, sich wieder zu vermählen. Dies hatte sie schon oft und unter heißen Thränen verweigert, endlich aber sah sie sich dennoch genöthigt, sich den Willen ihrer Verwandten zu fügen, jedoch nur unter der Bedingung, noch so lange unvermählt bleiben zu dürfen, als sie es Herrn Torello versprochen hatte.

So standen die Angelegenheiten der Dame in Pavia, und schon fehlten noch etwa acht Tage an der Frist, nach welcher sie sich wieder vermählen sollte, als Messer Torello in Alexandria eines Tags einen Mann erblickte, den er mit dem genuesischen Gesandten die

Galeere hatte beſteigen ſehen, die nach Genua ſegelte. Er ließ ihn alſo rufen und fragte ihn, was für eine Reiſe ſie gehabt hätten und wann ſie in Genua angekommen wären? Dieſer antwortete ihm: Eine üble Reiſe, Herr, hatte die Galeere, wie ich in Creta vernahm, wo ich zurückgeblieben war; denn als ſie in die Nähe Siciliens gelangte, erhob ſich ein gefährlicher Nordwind, der ſie an die Sandbänke der Berberei warf, daß nicht Einer entrann und unter Andern auch zwei meiner Brüder umkamen.

Meiſſer Torello glaubte dieſen allerdings wahrhaften Worten, und erinnerte ſich, daß die Friſt, um welche er ſeine Gattin gebeten hatte, in wenigen Tagen zu Ende laufe; er ſchloß, daß man in Pavia keine Nachrichten von ihm habe und hielt es nun für ausgemacht, daß ſeine Gattin auf dem Punkt ſtehe, ſich wieder zu vermählen; worüber ihn ſolcher Kummer ergriff, daß er bald alle Eßluſt verlor, ſich auf ſein Bette warf und zu ſterben entſchloſſen war. Als dies Saladin vernahm, der ihn über Alles liebte, kam er zu ihm und nachdem er durch langes und dringendes Zureden und Bitten die Urſache ſeines Kummers und ſeiner Krankheit erfahren, tadelte er ihn ſehr, daß er ihm nicht früher davon geſagt habe; bat ihn dann, ſich zu tröſten und gelobte ihm, wenn er dies thäte, dafür zu ſorgen, daß er ſich zur beſtimmten Friſt in Pavia befände, und zugleich eröffnete er ihm, wie. Herr Torello glaubte Saladins Worten und da er oft hatte ſagen hören, daß dies möglich ſei, fing er an,

Muth zu ſchöpfen und bat Saladin, dies ins Werk zu richten.

Saladin befahl einem ſeiner Negromanten, deſſen Kunſt er ſchon erprobt hatte, Mittel zu finden, daß Meſſer Torello in einer Nacht auf einem Bette nach Pavia gebracht würde. Der Negromant gab zur Antwort, es ſolle geſchehen, doch werde er ihn zu ſeinem Beſten zuvor in Schlaf verſetzen. Als dies angeordnet war, kehrte Saladin zu Herrn Torello zurück und da er ihn feſt entſchloſſen fand, wo möglich, zu der beſtimmten Zeit in Pavia zu ſeyn, ob wo nicht, zu ſterben, ſprach er zu ihm: Meiſter Torello, wenn ihr eure Gattin ſo zärtlich liebt und ſie an einen Andern zu verlieren fürchtet, ſo weiß der Himmel, daß ich euch darum im Geringſten nicht tadle, denn von allen Frauen, die ich je geſehen zu haben glaube, iſt ſie es, deren Sitte, Betragen und Geberden, der Schönheit zu geſchweigen, die eine vergängliche Blume iſt, mir am Meiſten Preis und Liebe zu fordern ſchienen. Es wäre mir höchſt erwünſcht geweſen, da einmal ein günſtiges Geſchick mir euch zugeſandt hatte, wenn wir die Zeit über, die ihr und ich noch zu leben haben, die Regierung des Reichs, das ich beſitze, als gleiche Herrn getheilt hätten. Sollte mir dies aber von Gottes Gnade nicht zugeſtanden werden, und euch der feſte Entſchluß kommen, zu ſterben, oder euch zur geſetzten Zeit in Pavia zu befinden, ſo hätte ich wenigſtens herzlich gewünſcht, es zur rechten Zeit zu erfahren, um euch mit den Ehren, dem Gepränge und ſolchem Geleite, wie es euern Ver

dienſten zukommt, zu euerm Hauſe zurückkehren zu laſſen. Da mir dies aber nicht vergönnt iſt, und ihr nicht anders begehrt, als ſogleich dort zu ſein, ſo will ich euch, ſo gut ich kann, in der Weiſe, von der ich euch geſagt habe, dahin ſenden. Hierauf antwortete Meſſer Torello: Mein Gebieter, auch ohne Worte haben eure Handlungen mir genugſame Beweiſe eures Wohlwollens gegeben, das ich in ſo hohem Maaße nicht verdient habe. Von dem was ihr ſagt, wenn ihr es auch nicht verſichertet, bin ich lebend und ſterbend überzeugt; da ich aber einmal dieſen Beſchluß gefaßt habe, ſo bitte ich euch nur, daß das, was ihr vorhabt, ſchnell geſchehe, denn morgen iſt der letzte Tag, wo ich erwartet werden ſoll. Saladin entgegnete, daß es unfehlbar geſchehen ſolle.

Am andern Tage, wo Saladin beſchloſſen hatte, ihn in der bevorſtehenden Nacht hinweg zu ſenden, ließ er in einem großen Saal ein ſchönes und reiches Lager von Matrazzen, alle nach dortiger Sitte von Sammet und Goldſtoff, errichten, darüber eine Decke legen, die in gewiſſen Feldern mit großen und köſtlichen Perlen ausgelegt war und ſpäterhin für einen unermeßlichen Schatz erkannt wurde, und zwei Kopfkiſſen hinzufügen, wie ſie einem ſolchen Bette geziemten. Als dies geſchehen war befahl er, Herrn Torello, der ſich wieder erholt hatte, ein Kleid mit ſaraceniſchem Schnitt anzulegen, das reichſte und ſchönſte, das je Menſchenaugen erblickten, und mit einer ſeiner längſten Binden, nach ihrer Sitte, ſein Haupt zu umwickeln.

Als nun der Abend herankam, ging Saladin mit

vielen seiner Baronen in das Gemach, wo Messer Torello sich befand, setzte sich ihm zur Seite und begann fast unter Thränen zu sprechen: Messer Torello, die Stunde, die euch von mir trennen soll, rückt heran und da ich euch weder begleiten, noch geleiten lassen kann, weil die Art, wie ihr reisen werdet, es nicht zuläßt, so muß ich hier in der Kammer von euch Abschied nehme und dies zu thun bin ich hieher gekommen. Und so bitte ich euch, ehe ich euch Gott empfehle, bei der Liebe und Freundschaft, die zwischen uns besteht, mein zu gedenken und wenn es möglich ist, ehe unsere Tage zu Ende gehen, mich noch einmal wenigstens, nachdem ihr eure Angelegenheiten in der Lombardei geordnet habt, hier zu besuchen, damit ich alsdann, nach der Freude euch wieder zu sehen, den Fehler gut machen könne, in den ich jetzt um eurer Eile willen verfallen muß. Bis dies aber geschieht geruhet mir eure Briefe zu senden und was euch immer gefallen möchte von mir zu fordern, denn lieber als irgend einem Menschen auf Erden werde ich es euch sicher gewähren.

Herr Torello konnte sich der Thränen nicht erwehren; von diesen verhindert, erwiederte er in wenigen Worten, unmöglich könnten seine Wohlthaten und sein persönlicher Werth sich je aus seinem Gedächtniß verlieren und unfehlbar werde er Alles vollbringen, was er ihm gebiete, sobald ihm Zeit dazu vergönnt wäre. Hierauf umarmte und küßte ihn Saladin zärtlich und sprach unter vielen Thränen: So geht denn mit Gott Hiermit verließ er das Gemach und auch alle die Ba-

rone nahmen Abſchied von ihm und traten mit Saladin in den Saal, wo er das Bette hatte bereiten laſſen. Da es aber ſchon ſpät war und der Negromant die Abreiſe erwartete und beeilte, erſchien ein Arzt mit einem Trank, gab vor, daß ihm derſelbe zur Stärkung gereicht werde und ließ ihn den Becher leeren, worauf er nach kurzer Zeit entſchlief. So ſchlummernd ward er nach Saladins Befehl auf das ſchöne Bett getragen, auf das der Sultan eine große, ſchöne Krone von hohem Werthe legte und ſo bezeichnete, daß man hernach deutlich erkannte, Saladin habe ſie der Gemahlin des Meiſſer Torello überſendet. Hierauf ſteckte er Herrn Torello einen Ring an den Finger, in dem ein Karfunkel von ſolchem Glanz gefaßt war, daß er eine brennende Fackel ſchien, und deſſen Werth man kaum zu ſchätzen vermochte. Dann ließ er ihn mit einem Schwert umgürten, deſſen Beſatz von nicht leicht zu beſtimmendem Werthe war; überdies ließ er ihm vorn ein Gürtelſchloß anheften, welches Perlen, wie nie ihres Gleichen geſehen wurden, und andere köſtliche Steine enthielt. Endlich aber ließ er zwei große goldene mit Dublonen gefüllte Becken an ſeine Seiten ſetzen und ihn mit vielen Perlenſchnüren, Ringen und Gürteln nebſt andern Dingen, die zu weitläufig wäre aufzuzählen, umgeben. Als dies geſchehen war, küßte er Herrn Torello noch einmal und befahl dem Negromanten, ſein Werk zu beginnen, worauf ſogleich in Saladins Gegenwart das Bette mitſammt Herrn Torello hinweg gehoben ward und Saladin mit ſeinen Baronen im Geſpräch über jenen allein verblieb.

Schon war Messer Torello in der Kirche San Pietro in Ciel d'Oro zu Pavia, wie er von Saladin begehrt hatte, mit allen den obbenannten Kleinoden und Kostbarkeiten niedergesetzt worden, und noch immer schlief er, als schon das Morgengeläute verklungen war und der Sacristan mit einem Licht in der Hand in die Kirche trat und plötzlich das reiche Bett ihm ins Auge fiel, worüber er nicht nur erstaunte, sondern von heftiger Furcht ergriffen die Flucht nahm und umkehrte. Als der Abt und die Mönche ihn fliehen sahen, verwunderten sie sich und fragten nach [illegible]che. Der Mönch nannte sie. O, sprach der Abt, du bist doch kein Kind mehr und in dieser Kirche bekannt genug, daß du so leicht in Schrecken gerathen dürftest. Laß uns hingehen und sehen, was dir gewurmt hat. Dann zündeten sie noch mehr Lichter an und der Abt mit allen seinen Mönchen trat in die Kirche, wo sie das reiche, wundervolle Bett und darauf den schlafenden Ritter erblickten. Während sie aber zweifelnd und furchtsam, ohne sich dem Bette zu nähern, die edeln Juwelen betrachteten, geschah es, daß Herr Torello, da die Kraft des Tranks sich erschöpft hatte, sich erhob und einen tiefen Seufzer ausstieß. Die Mönche und der Abt mit ihnen erschracken bei diesem Anblick und mit dem Ruf: Herr, steh uns bei, ergriffen sie alle die Flucht.

Messer Torello öffnete die Augen, blickte umher und erkannte deutlich, daß er sich da befinde, wohin er bei Saladin begehrt hatte, worüber er äußerst zufrieden war. Er richtete sich zum Sitzen auf und betrachtete

genau, womit er umgeben war und obwohl ihm Saladins Großmuth schon zuvor bekannt gewesen, so erschien sie ihm doch nun noch größer und er erkannte sie völlig. Nichts desto weniger begann er, jedoch ohne seine Lage zu verändern, da er die Mönche fliehen sah und die Ursache davon begriffen hatte, den Abt beim Namen zu rufen und ihn zu bitten, er solle nichts fürchten, denn er sei Torello, sein Neffe. Als der Abt dies hörte, ward er noch furchtsamer, denn er hatte ihn seit mehreren Monaten todt geglaubt. Nach einiger Zeit aber gab er vernünftigen Gründen Raum und da er sich noch immer rufen hörte, machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes und trat zu ihm. Da sprach Herr Torello: O mein Vater, was fürchtet ihr? Ich lebe und bin Gott sei Dank von jenseits des Meeres heimgekehrt. Trotz des langen Bartes und der arabischen Kleidung, welche er trug, erkannte ihn der Abt doch nach einiger Zeit wieder, und als er sich völlig beruhigt hatte, nahm er ihn bei der Hand und sprach; Mein Sohn, du bist herzlich willkommen. Dann fuhr er fort: Du darfst dich über unsere Furcht nicht verwundern, denn es ist Niemand in diesem Lande, der dich nicht zuverlässig für todt hielte, so daß ich dir sagen muß, daß Madonna Adalieta, deine Gattin, von den Bitten und Drohungen ihrer Verwandten besiegt, sich wider ihren Willen verändert hat und heute Morgen soll sie zu ihrem neuen Gemahl gehen; die Hochzeit und Alles was zum Feste gehört ist bereit.

Nun erhob sich Meister Torello von seinem reichen

Bette, erzeigte dem Abt und den Mönchen große Ehren und bat sie Alle, Niemand von seiner Rückkehr etwas zu sagen, bis er ein nothwendiges Geschäft besorgt habe. Dann ließ er die köstlichen Kleinode in Sicherheit bringen und erzählte dem Abt Alles, was ihm bis dahin begegnet sei. Dieser war über seine Glücksfälle erfreut und half ihm, Gott dafür Dank zu sagen. Hierauf fragte Herr Torello den Abt, wer der neue Gemahl seiner Gattin sei? Der Abt sagte es ihm und Herr Torello fuhr fort: Bevor meine Rückkehr bekannt wird, gedenke ich das Benehmen meiner Frau bei dieser Hochzeit zu beobachten und deßhalb bitte ich euch, ob es gleich nicht Gebrauch ist, daß geistliche Personen solchen Festen beiwohnen, es mir zu Liebe so einzurichten, daß wir beide hingehen. Der Abt antwortete, er sei gern dazu bereit und als es Tag geworden war, ließ er dem neuen Bräutigam sagen, er wünsche mit einem Gefährten bei seiner Hochzeit zu sein. Der Edelmann ließ ihm antworten, es werde ihm sehr angenehm sein. Als daher die Stunde der Mahlzeit kam, ging Messer Torello in dem Kleide, welches er trug, mit dem Abt zu dem Hause des neuen Gemahls, wo Jeder, der ihn sah, ihn mit Verwunderung betrachtete, aber Niemand erkannte. Der Abt sagte Jedem, er sei ein Saracene, den der Sultan als Gesandten zum König von Frankreich schicke. So ward nun Messer Torello an einen Tisch seiner Gattin gerade gegenüber gesetzt, welche er mit dem größten Vergnügen betrachtete, um so mehr als ihr Gesicht einigen Kummer über diese

Hochzeit auszudrücken schien. Auch sie betrachtete ihn einige Mahl, doch nicht weil sie ihn wiedererkannt hätte, denn der große Bart, der fremde Anzug und ihr fester Glaube, daß er todt sei, verwehrten ihr dies.

Als es jedoch Herrn Torello Zeit schien, sie zu prüfen, ob sie sich seiner noch erinnere, nahm er den Ring in die Hand, den seine Frau ihm beim Abschiede geschenkt hatte, ließ einen Knaben herbeirufen, der vor ihr aufwartete und sprach zu ihm: Sage der Braut von meiner Seite, es sei in meiner Heimath Gebrauch, wenn ein Fremder, wie ich hier bin, dem Mahle einer Braut, wie sie ist, beiwohnt, daß sie ihm zum Zeichen, daß ihr seine Gegenwart angenehm ist, den Becher, aus welchem sie trinkt, mit Wein gefüllt zusendet, worauf denn der Fremde trinkt, so viel ihm gefällt, den Becher wieder zudeckt und die Braut das Uebrige trinken muß.

Der Knabe richtete den Auftrag seines Herrn aus und diese, als ein verständiges und wohlgezogenes Weib befahl in der Ueberzeugung, daß der Fremde von hohem Range sei und um ihm zu zeigen, daß sie seine Anwesenheit gerne sehe, einen vergoldeten Becher, der vor ihr stand, auszuspülen und mit Wein gefüllt dem Edelmann darzubringen. So geschah es, und Messer Torello, der sich ihren Ring in den Mund gesteckt hatte, wußte ihn beim Trinken, ohne daß es Jemand bemerkte, in den Becher gleiten zu lassen, dann deckte er den Becher, in dem er nur wenig Wein zurückgelassen hatte, wieder zu und übersandte ihn der Dame. Diese nahm

ihn um seine Landessitte zu erfüllen, deckte ihn auf und erblickte den Ring, den sie ohne ein Wort zu sagen, eine Weile betrachtete. Als sie ihn aber für den erkannt hatte, welchen sie Herrn Torello beim Abschied gegeben, nahm sie ihn heraus, blickte den vermeinten Fremden scharf an, erkannte ihn gleich und wie von Wahnsinn ergriffen rief sie, indem sie den Tisch, den sie vor sich hatte, zur Erde stürzte: Dies ist mein Herr, dies ist wahrhaftig Herr Torello! Somit lief sie zu dem Tische, an welchem er saß, und ohne auf ihre Kleider, oder das was auf dem Tische stand, Acht zu geben, warf sie sich so weit sie konnte hinüber, schloß ihn fest in ihre Arme und ließ sich von seinem Halse weder durch Wort noch That eines der Anwesenden lösen, bis ihr Herr Torello selbst zusprach, sich ein wenig zu fassen, da sie ja nun noch Zeit genug finden würde, ihn zu umarmen. Da erst richtete sie sich auf, aber die ganze Hochzeit war gestört, obgleich andererseits durch den Wiedergewinn eines solchen Ritters fröhlicher als zuvor. Auf seine Bitte schwiegen nun Alle still, worauf Herr Torello der Versammlung Alles erzählte, was ihm von seiner Abreise an bis dahin begegnet sei und damit schloß, daß der Edelmann, welcher seine Frau, in dem Glauben daß er todt sei, zur Gemahlin genommen habe, es ihm nicht verdenken dürfe, wenn er sie lebend wieder zurücknehme. Der neue Gemahl, obwohl etwas getäuscht, erwiederte edelmüthig und freundschaftlich, daß es ihm freistehe, mit seinem Eigenthum zu thun, wie ihm beliebe. Die Dame ließ Ring und Kranz,

welche sie von dem Bräutigam empfangen, bei ihm zurück, steckte sich dagegen den Ring an, welchen sie aus dem Becher genommen und setzte sich die Krone auf, die ihr vom Sultan gesendt worden war. Dann verließen sie das Haus, wo sie sich befanden und begaben sich mit allem hochzeitlichen Gepränge zu der Wohnung des Herrn Torello, wo die trostlosen Freunde und Verwandten und alle Bürger, die ihn fast wie ein Wunder betrachteten, sich in einer langen und fröhlichen Lustbarkeit erhohlten. Messer Torello gab einen Theil seiner köstlichen Juwelen dem Bräutigam, der die Kosten der Hochzeit bestritten hatte, dem Abt und vielen Andern und nachdem er Saladin durch mehr als einen Boten von seiner glücklichen Heimkehr benachrichtigt hatte, blieb er stets sein Freund und Diener und lebte noch viele Jahre mit seiner würdigen Gattin, in noch größerer Zuvorkommenheit und Milde als je zuvor.

Dies war das Ende der Beschwerden des Herrn Torello und seiner geliebten Gattin und der Lohn ihrer freudigen und bereiten Gastlichkeit und Milde. Diese bemühen sich zwar Viele zu üben, aber obwohl sie die Mittel dazu haben, verstehen sie sich doch so schlecht darauf, daß sie ihre Spenden vor der Hingabe fast theurer erkaufen lassen, als sie werth sind, und deßhalb dürfen weder sie noch Andere sich darüber verwundern, wenn ihnen kein Lohn dafür zu Theil wird.

4. Der wilde Jäger.

In Ravenna, einer sehr alten Stadt der Romagna, lebten einst viele edle und vornehme Männer, und darunter ein Jüngling, Namens Nastagio degli Onesti, der durch den Tod seines Vaters und eines Oheims unermeßlich reich geworden war. Wie es unverheiratheten Jünglingen geschieht, verliebte sich dieser in die Tochter des Messer Paolo Traversaro, ein Mädchen von viel höherer Geburt, als er selber war, das er aber durch sein Betragen zur Gegenliebe zu bewegen hoffte. Allein so großmüthig, schön und lebenswerth dies auch war, so half es ihm doch nichts, vielmehr schien es ihm zu schaden, so grausam, hartherzig und unempfindlich bewies sich ihm das geliebte Mädchen, denn entweder ihre seltene Schönheit oder ihr Adel hatte sie so stolz und übermüthig gemacht, daß weder er, noch irgend etwas das ihm gefiel, ihren Beifall hatte. Dies Leid schien dem Nastagio so schwer zu ertragen, daß ihn sein Kummer nach vielen bittern Klagen oft zu den Vorsatz verleitete, sich das Leben zu nehmen. Er überwand sich indessen und entschloß sich zu vielen Mahlen, sie ganz und gar aufzugeben und wo möglich eben so sehr zu hassen, als er ihr verhaßt war. Allein vergebens faßte er solche Entschlüsse, denn je weniger Hoffnung ihm übrig blieb, desto mehr schien seine Liebe zuzunehmen. Während der junge Mann also zu lieben

und zu verschwenden fortfuhr, schien es einigen seiner Freunde und Verwandten, daß er sich und sein Vermögen gleich fruchtlos verzehre, weßhalb sie ihm öfters mit Rath und Bitten anlagen, Ravenna zu verlassen und sich eine Zeit lang anderswo aufzuhalten, wodurch sich seine Liebe und seine Ausgaben vermindern würden. Diesen Rath verlachte Nastagio lange Zeit, da er aber beständig gedrängt wurde und doch nicht immer Nein sagen konnte, versprach er es endlich zu thun. Nun ließ er gewaltige Zurüstungen machen, als ob er nach Frankreich, nach Spanien oder in ein anderes entferntes Land reisen wolle, stieg von vielen Freunden begleitet zu Pferde, verließ Ravenna und begab sich nach Chiassi, einem Ort, der etwa drei Meilen von Ravenna entfernt ist. Hier ließ er Zelte und Pavillons aufschlagen und erklärte seinen Begleitern, daß er hier bleiben wolle, und sie nach Ravenna zurückkehren sollten. So ließ sich Nastagio hier nieder und fing an das schönste und prächtigste Leben zu führen, das je erhört worden, indem er bald Diesen bald Jenen zur Tafel oder zum Imbiß einlud, wie es seine Gewohnheit war.

Es geschah indeß an einem schönen Tage, fast zu Eingang des Maien, daß er sich wieder in das Andenken seiner Herrin versenkte. Er befahl also seiner ganzen Dienerschaft, ihn allein zu lassen, um ungestörter an seine Geliebte denken zu können und so ging er in tiefen Gedanken Schritt vor Schritt bis zu einem Fichtenwalde. Und schon war fast die fünfte Stunde des Tages vorüber, und er fast eine halbe Meile in den

Fich-

Fichtenwald gerathen, ohne ans Essen oder sonst an Etwas zu gedenken, als er plötzlich eine laute Wehklage und ein tiefes Stöhnen wie von einer Frau zu vernehmen glaubte und so in seinen süßen Träumen gestört, erhob er das Haupt um zu sehen, was das sei und war sehr verwundert, als er sich in dem Fichtenwalde erblickte. Ueberdies aber sah er, als er vor sich hinschaute, durch dichtes Gesträuch und Dorngebüsch eine schöne nackte Jungfrau mit zerzausten Haaren, von Gestrüpp und Dornen ganz zerfetzt, weinend und um Gnade rufend im vollen Lauf auf sich zukommen: ihr zur Seite gewahrte er zwei gewaltige wilde Rüden, welche sie hart verfolgten, und so oft sie ihr nahe kamen, grausam bissen, hinter ihr aber auf schwarzem Roß einen dunklen Ritter, der mit ganz entstelltem Angesicht, einen Stoßdegen in der Hand, ihr mit entsetzlichen und schmählichen Worten den Tod drohte.

Dieser Anblick flößte ihm Schreck und Erstaunen zumal in die Seele, zuletzt aber Mitleid mit der unseligen Jungfrau, und aus diesem entsprang der Wunsch, sie wo möglich von dieser tödtlichen Qual zu befreien. Da er sich aber ohne Waffen sah, griff er statt eines Knittels zu einem Baumast und begann sich damit dem Ritter und den Hunden entgegen zu stellen. Als dies der Ritter sah, rief er ihm von ferne zu: Nastagio, kümmere dich nicht darum, laß mich und diese Hunde vollbringen, was dies böse Weib verdient hat. Während er so sprach, griffen die Hunde der Jungfrau in die Seiten und hielten sie fest, der Ritter

aber erreichte sie und stieg vom Pferde. Nastagio näherte sich ihm und sagte: Ich weiß nicht wer du bist, der du mich beim Namen nennst, aber das sage ich dir, daß es eine große Schandthat von einem Ritter ist, bewaffnet ein nacktes Weib tödten zu wollen und ihr die Hunde in die Weichen zu hetzen, als wäre sie ein wildes Thier und darum will ich sie vertheidigen, so lange ich es vermag. Hierauf erwiederte ihm der Ritter: Nastagio, ich bin aus demselben Lande wie du gebürtig und du warst noch ein kleines Kind, als ich, den man Guido degli Anastagi nannte, noch mehr in diese Jungfrau verliebt war, als du in die Tochter der Traversari; aber ihr grausamer Stolz stürzte mich in solches Unglück, daß ich mir eines Tages mit diesem Degen, den du in meiner Hand siehst, in Verzweiflung das Leben nahm, weßhalb ich zu den Strafen der Hölle verdammt wurde. Es währte aber nicht lange, bis auch sie, die sich über meinen Tod unmäßig gefreut hatte, zu sterben kam und wegen ihrer sündlichen Grausamkeit und Freude über meine Qualen, welche sie nicht bereut hatte, indem sie daran nicht gesündigt, sondern recht gehandelt zu haben meinte, gleich mir zur Höllenstrafe verurtheilt wurde. Als sie dort anlangte, wurde mir und ihr zur Buße auferlegt, ihr, vor mir zu fliehen und mir, der sie so zärtlich geliebt hatte, sie nicht wie eine Geliebte, sondern wie eine Todfeindin zu verfolgen und so oft ich sie erreiche, tödte ich sie mit diesem Degen, mit dem ich einst mich tödtete, öffne ihr dann die Seite, reiße jenes harte, kalte Herz, in dem Liebe und Mitleid nie eine Stätte

fanden, nebſt allen innern Theilen, wie du gleich ſehen ſollſt, aus ihrem Leibe und werfe es den Hunden zum Fraße vor. Aber nicht lange darauf erſteht ſie nach dem gerechten Willen des allmächtigen Gottes, als wäre ſie gar nicht todt geweſen und von Neuem beginnt die ſchmerzliche Flucht und ich mit den Hunden verfolge ſie aufs Neue und jeden Freitag um dieſe Stunde erreiche ich ſie an dieſer Stelle und halte das Strafgericht über ſie, das du mit anſehen ſollſt. Doch glaube darum nicht, daß wir die übrigen Tage ruhen, denn dann ereile ich ſie an andern Orten, wo ſie einſt grauſam wider mich dachte oder verfuhr. So bin ich aus ihrem Liebhaber ihr Feind geworden, und muß ſie auf die Weiſe, wie du ſiehſt, ſo viele Jahre lang verfolgen, als ſie Monate lang grauſam gegen mich war. Darum laß mich den göttlichen Richterſpruch vollſtrecken und ſuche dich Dem nicht zu widerſetzen, was du doch nicht verhindern könnteſt.

Als Naſtagio dieſe Worte vernahm, ergriff ihn ſolches Entſetzen, daß kein Haar an ihm blieb, das ſich nicht emporgeſträubt hätte; er zog ſich alſo zurück und blickte in banger Erwartung deſſen, was der Ritter mit ihr beginnen würde, auf die Unſelige. Jener aber hatte kaum ſeine Rede geſchloſſen, als er gleich einem wüthenden Hunde mit dem Degen in der Hand auf die Jungfrau losfuhr, die von den beiden Rüden feſtgehalten, vor ihm niederkniete und um Gnade ſchrie; er aber ſtieß ihr den Stahl mit aller Kraft mitten durch die Bruſt, daß er zur andern Seite wieder hervordrang. Als die Jungfrau dieſen Stoß empfangen, fiel ſie wim-

mernd und ſchreiend mit dem Geſicht zur Erde; der Ritter aber ergriff ein Meſſer und öffnete ihr damit die Seiten, riß ihr das Herz mit allem, was daran hing, heraus und warf es den beiden Rüden vor, die es ſogleich mit Heißhunger verſchlangen. Es währte aber nicht lange, ſo hob ſich die Jungfrau, als ob nichts von dem Allen geſchehen wäre, wieder auf die Füße und floh dem Meere zu und die Hunde, ſie zerfleiſchend, immer hinter ihr drein; der Ritter aber ſtieg wieder zu Pferde, ergriff von neuem den Degen und begann ſie zu verfolgen und in kurzer Zeit waren ſie ſo weit entfernt, daß Naſtagio ſie nicht mehr ſehen konnte.

Als er dieſe Dinge geſehen, ſtand er noch eine Weile zwiſchen Furcht und Mitleid ſchwankend; nach einiger Zeit aber fiel ihm ein, welchen Vortheil er hieraus ziehen könne, da es ſich jeden Freitag begebe. Er kehrte alſo, nachdem er ſich den Ort gemerkt hatte, zu ſeinen Leuten zurück und ſchickte, da es ihm Zeit dünkte, nach einigen ſeiner Verwandten und Freunde, zu welchen er ſprach: Ihr habt mir lange zugeredet, daß ich dieſe meine Feindin zu lieben aufhören und meiner Verſchwendung ein Ziel ſetzen möge: ich bin nun bereit es zu thun, wenn ihr mir noch eine letzte Gunſt erwirken könnet, und es nächſten Freitag ſo einrichtet, daß Meſſer Paolo Traverſari, ſeine Frau und Tochter und alle Damen ihrer Verwandtſchaft, nebſt Andern, die ihr dazu auswählen mögt, ſich hier bei mir zum Imbiß einfinden. Warum ich dies verlange, werdet ihr alsdann ſehen.

Den Freunden schien es ein Leichtes, dies auszurichten; sie kehrten nach Ravenna zurück und luden die von Nastagio begehrten Gäste zu gelegener Zeit ein und obgleich das Mädchen, welches Nastagio liebte, hierzu schwer zu bewegen war, so ging sie doch endlich mit den Uebrigen. Nastagio ließ eine köstliche Mahlzeit bereiten und die Tische unter den Fichten in der Nähe des Orts aufstellen, wo er die Todesqual der grausamen Jungfrau gesehen hatte und als er den Männern und Frauen ihre Plätze anwies, richtete er es so ein, daß seine Geliebte gerade der Stelle gegenüber zu sitzen kam, wo der Vorgang Statt haben sollte. Als nun eben das letzte Gericht aufgetragen wurde, begann der verzweifelte Angstlaut der gejagten Jungfrau Allen hörbar zu werden. Ein Jeder erstaunte und fragte was dies sei; da aber Niemand es zu sagen wußte, sprangen sie alle empor um zu sehen, was es sein möge und erblickten die unglückliche Jungfrau und den Ritter mit den Hunden und eine Weile darauf waren sie mitten unter ihnen. Der Lärmen war groß und Viele von der Gesellschaft stellten sich dem Ritter und den Hunden entgegen um die Jungfrau zu schützen. Aber der Ritter sprach zu ihnen, wie er zu Nastagio gesprochen hatte, wodurch er sie nicht nur zum Rückzuge bewog, sondern mit Staunen und Entsetzen erfüllte. Dann vollzog er das Gericht, wie er es damals vollzogen hatte und alle Damen, die zugegen waren, worunter sich viele Verwandten der unglücklichen Jungfrau und des Ritters befanden, die sich seiner Liebe und seines Todes noch

wohl erinnerten, fingen ſo kläglich zu weinen an, als hätten ſie das Leid ſich ſelber zufügen ſehen.

Als die Scene zu Ende war und der Ritter mit der Jungfrau ſich entfernt hatte, geriethen die Zuſchauer darüber in viele und mancherlei Geſpräche. Unter denen aber, die ſich am meiſten entſetzt hatten, war die grauſame Geliebte Naſtagios, welche alles deutlich geſehen und gehört und dabei wohl empfunden hatte, daß ſie dieſer Vorgang mehr als alle die Anweſenden berühre, indem ſie ſich der Grauſamkeit erinnerte, die ſie ſtets gegen Naſtagio geübt hatte und darum glaubte ſie ſchon im Geiſt vor dem Erzürnten zu fliehen und die Hunde an ihrer Seite zu fühlen. Und ſo groß war die Furcht, die ihr hieraus erwuchs, daß ſie, um nicht dereinſt eine gleiche Strafe erleiden zu müſſen, die Gelegenheit kaum erwarten konnte (die ihr indeß noch am ſelbigen Abend geboten wurde), wo ſie ihren Haß in Liebe verwandelnd, eine vertraute Zofe zu Naſtagio ſchicken möchte, welche ihn in ihrem Namen erſuchte, ſobald es ihm beliebe, zu ihr zu kommen, indem ſie bereit ſei Alles zu thun was er verlange. Naſtagio ließ ihr hierauf erwiedern, dies ſei ihm zwar ſehr erwünſcht, doch wolle er, wenn es ihr gefalle, nur in Ehren bei ihr Befriedigung ſuchen, indem er ſie zur Gemahlin nehme. Da das Fräulein wußte, daß es bisher nur an ihr gelegen habe, wenn ſie nicht ſchon Naſtagios Gattin geworden ſei, ſo ließ ſie ihm hierauf antworten, es gefalle ihr wohl, und machte dann ſelbſt die Brautwerberin, indem ſie den Aeltern erklärte, ſie ſei es gerne zufrieden, Naſtagios

Braut zu werden. Hierüber waren dieſe ſehr erfreut und am Sonntag darauf verlobte ſich ihr Naſtagio, dann machte er Hochzeit und lebte lange Zeit vergnügt mit ihr. Und dies war nicht das einzige Gute, das jener Schrecken geſtiftet hatte, denn alle Damen Ravennas ließen ſich dadurch warnen, und zeigten ſich ſeitdem immer zum Vergnügen der Männer viel williger und bereiter als ſie ſonſt geweſen waren.

5. Der Blumentopf.

In Messina lebten drei Brüder, junge und nach dem Tode ihres aus San Gimignano stammenden Vaters sehr begüterte Kaufleute, mit ihrer Schwester Lisabetta, einem hübschen und wohlgezogenen Mädchen, das sie gleichwohl, was auch die Ursache sein mochte, noch nicht verheirathet hatten. In einem ihrer Kaufläden diente ihnen ein junger Pisaner, Namens Lorenzo, der ihrem ganzen Geschäft als Leiter vorstand und von anmuthiger Gestalt und einnehmendem Wesen war, daher Lisabetta ihn kaum einigemal betrachtet hatte, als sie sich über die Maaßen in ihn verliebte. Als Lorenzo dies zu wiederholten Malen bemerkt hatte, gab er alle andere Liebschaften auf und begann auch ihr sein Herz zuzuwenden und bei so gegenseitigem Wohlgefallen währe es nicht lange, bis sie Vertrauen schöpften und das letzte Ziel ihrer Wünsche erreichten.

Während sie diesen Umgang fortsetzten und sich einander viel gute Zeit und Freuden gewährten, wußten sie es doch nicht so geheim zu betreiben, daß nicht eines Nachts der älteste Bruder Lisabetten, als sie zu Lorenzos Schlafkammer schlich, ihr unbewußt gesehen hätte. Wie sehr ihn aber auch diese Entdeckung betrübte, so faßte er doch als ein verständiger Jüngling den geziemendern Entschluß, weder Lärm zu machen noch ein einziges Wort zu sagen, sondern erwartete

unter mancherlei Gedanken über das Geschehene den Morgen. Als aber der Tag angebrochen war, erzählte er seinen Brüdern, was er in der vergangenen Nacht von Lorenzo und Lisabetten erfahren habe und beschloß nach langer Berathung mit ihnen gemeinschaftlich, um sich und der Schwester Schande zu ersparen, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen und zu thun, als hätten sie nichts gesehen noch erfahren, bis sie eine gelegene Zeit fänden, sich diesen Schimpf, bevor er ärger würde, ohne weitern Nachtheil und Unglimpf aus den Augen zu schaffen. Diesem Entschluß getreu, fuhren sie fort mit Lorenzo wie bisher zu plaudern und zu scherzen und so nahmen sie einst, unter der Vorspiegelung einer Lustreise auf das Land, den Lorenzo mit sich fort, unterwegs aber, da sie an einem ganz einsamen und abgelegenen Ort gelangt waren, ersahen sie ihren Vortheil, ergriffen den Lorenzo, der davon nichts ahndete, und tödteten und begruben ihn so, daß es Niemand gewahr wurde. Dann kehrten sie nach Messina zurück und gaben vor, sie hätten den Lorenzo in ihren Geschäften nach irgend einem Orte versandt, was leichtlich Glauben fand, da sie ihn öfter umherreisen zu lassen pflegten. Da aber Lorenzo nicht zurückkehrte und Lisabetta ihre Brüder häufig und angelegentlich nach ihm fragte, denn sie empfand seine lange Abwesenheit mit Schmerzen, so geschah es eines Tages, als sie sich wieder dringend nach ihm erkundigte, daß einer ihrer Brüder erwiederte: Was soll das heißen? Was hast du mit Lorenzo zu schaffen, daß du so oft nach ihm fragst? Fragst du

uns noch einmal, so werden wir dir antworten, wie du es verdienst.

Durch diese Rede betrübt und niedergeschlagen, zitternd, ohne zu wissen wovor, enthielt sich das Mädchen weiterer Fragen, aber in den Nächten rief sie ihn oft flehentlich beim Namen und beschwor ihn, zu kommen, und zuweilen beklagte sie sich unter Thränen über seine lange Entfernung und so verbrachte sie, ohne sich je zu erheitern, die Tage mit Harren. Eines Nachts aber, als sie Lorenzos Ausbleiben lange beklagt und beweint hatte und endlich unter Thränen eingeschlafen war, erschien ihr Lorenzo im Traume, bleich und ganz entstellt in zerzausten, halb verwitterten Kleidern und ihr war, als ob er sagte: Ach Lisabetta, du hörst nicht auf mich zu rufen, betrübst dich über mein langes Ausbleiben und klagst mich mit deinen Thränen auf das Härteste an: darum wisse, daß ich nicht zurückkehren kann, denn an dem Tage, da du mich zum letzten Mahl sahst, tödteten mich deine Brüder. Dann bezeichnete er ihr die Stelle, wo sie ihn beerdigt hatten, bat sie, ihn nicht mehr zu rufen noch zu erwarten und verschwand. Das Mädchen schenkte dem Traumgesicht vollen Glauben und weinte bitterlich.

Als sie am Morgen aufstand, hatte sie zwar nicht den Muth den Brüdern etwas zu sagen, beschloß aber, sich an den bezeichneten Ort zu begeben, um zu sehen ob es wahr sei, was der Traum ihr gezeigt hatte. Sobald sie also die Erlaubniß erhalten in Gesellschaft eines Mädchens, die früher bei ihnen gedient hatte

und alle Geheimniſſe Liſabettens wußte, zum Vergnügen einen Spaziergang vor die Stadt zu machen, eilte ſie an jenen Ort, räumte einige dürre Blätter hinweg, die den Boden bedeckten und grub nach, wo ſie die Erde am lockerſten fand. Sie hatte noch nicht lange gegarben, als ſie auf den Leichnam ihres unglücklichen Geliebten ſtieß, der noch völlig erhalten und unverweſet war, woraus ſie die Wahrheit ihres Traumgeſichts mit Gewißheit erkannte. Hierüber mehr als je ein Weib auf Erden betrübt, fühlte ſie doch wohl, daß hier zum Weinen nicht Zeit ſei und hätte gern, wenn es möglich geweſen wäre, den ganzen Körper mit ſich genommen, um ihn geziemender zu begraben; da ſie aber ſah, daß dies nicht angehe, löſte ſie, ſo gut ſie konnte, mit einem Meſſer den Kopf vom Rumpfe, wickelte ihn in ein Handtuch ein und gab ihn der Dienerin zu tragen. Dann bedeckte ſie den Reſt des Körpers wieder mit Erde und kehrte, ohne von Jemand geſehen zu ſein, nach Hauſe zurück.

Hier verſchloß ſie ſich mit jenem Haupt in ihrer Stube und weinte ſo lange bitterlich über ihn, daß ihre Thränen ihn völlig abwuſchen, während ſie ihn mit tauſend Küſſen bedeckten. Dann nahm ſie einen ſchönen und großen Blumentopf, von denen, worin man Majoran und Baſilicum zieht, legte ihn in einem ſaubern Tuche hinein, ſchüttete Erde darüber und pflanzte darauf einige Sträuche des ſchönſten Salernitaniſchen Baſilicums, welche ſie nie mit anderm, als mit Roſen- oder Orangenwaſſer und mit ihren Thränen begoß.

Gewöhnlich saß sie dann neben dem Blumentopfe und betrachtete mit zärtlicher Sehnsucht das Gefäß, das ihren Lorenzo verborgen hielt und wenn sie es lange genug angeblickt hatte, neigte sie sich wieder darüber hin und fing an zu weinen und weinte so lange, bis sie den ganzen Basilicumstrauch begossen hatte. Durch die lange ununterbrochene Pflege und durch die Fruchtbarkeit, die das verwesende Haupt dem Erdreich mittheilte, gedieh das Basilicum zu großer Schönheit und köstlichem Duft.

Da das Mädchen in dieser Weise unabläßig fortfuhr, wurde sie von ihren Nachbarn mehrmals dabei beobachtet und diese sagten dann zu ihren Brüdern, welche sich verwunderten, daß ihre Schönheit verging und ihre Augen aussahen, als seien sie aus ihrem Angesicht verschwunden, sie hätten bemerkt, daß sie sich täglich so und so benehme. Als dies die Brüder hörten und es dann selber bemerkten, schalten sie erst das Mädchen deßwegen und da dies nichts half, ließen sie ihr den Blumentopf heimlich wegnehmen. Sobald sie ihn vermißte, verlangte sie zu vielen Malen dringend nach ihm; da sie ihn aber nicht wieder erhielt, ward sie unter unaufhörlichen Thränen und Wehklagen krank und verlangte auch während ihrer Krankheit nach nichts als nach ihrem Blumentopf. Die Brüder, die sich sehr über dies Begehren verwunderten, verfielen darauf, nachzusehen, was darin sei: sie schütteten die Erde aus und fanden das Tuch und darin den Kopf, der noch nicht so vermodert war, daß

ſie ihn nicht an dem krauſen Haar für den des Lorenzo erkannt hätten.

Hierüber erſtaunt und beſtürzt fürchteten ſie, die Sache möchte auskommen; ſie begruben den Kopf, verließen ohne Jemanden etwas zu ſagen vorſichtig die Stadt Meſſina und begaben ſich, nachdem ſie über das Ihrige verfügt hatten, nach Neapel. Das Mädchen aber hörte nicht auf zu weinen und nach ihrem Blumentopf zu verlangen: ſo ſtarb ſie unter Thränen und dies war das Ende dieſer unſeligen Liebe. Nach einiger Zeit aber ward dieſe Begebenheit Vielen bekannt, und Einer dichtete das Lied darauf, das noch heute geſungen wird:

Wer war der arge Böſewicht,
Der meinen Blumentopf genommen? u. ſ. w.

6. Der Edelfalke.

In Florenz lebte ein junger Ritter, Namens Federigo di Meſſer Filippo Alberighi, der in Waffen und adligen Sitten vor allen Jünglingen Toscanas ausgezeichnet war und ſich, wie es edeln Rittern meiſtens geſchieht, in eine Dame verliebte, welche Madonna Giovanna hieß und zu ihrer Zeit für eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Frauen in Florenz galt. Und um ihre Liebe zu gewinnen, turnierte und rieſirte er und gab Feſte und verſchenkte und verſchwendete das Seinige ohne allen Rückhalt: ſie aber, nicht minder ehrbar als ſchön, kümmerte ſich ſo wenig um das, was ihretwillen geſchah, als um den, der es that. Da nun Federigo ſo großen, ſein Vermögen weit überſteigenden, Aufwand machte, und nichts dafür erwarb, verſagten ihm, wie es leicht geſchieht, ſeine Reichthümer: er verarmte und rettete nichts als ein kleines Gütchen, von deſſen Einkünften er kärglich lebte, und einen Falken, der beſten Einen, die es auf Erden giebt. Nun noch verliebter als je, glaubte er doch in der Stadt nicht länger nach Wunſch leben zu können; er zog ſich alſo auf ſein Landgütchen zurück, wo er ſich, wenn er konnte, der Vogeljagd befliß und ohne Jemands Hülfe anzuſprechen ſeine Armuth in Geduld ertrug.

Als es ſo mit Federigo zum Aeußerſten gekommen war, geſchah es, daß Madonna Giovannas Gemahl

erkrankte und als er sich dem Tode nahe fühlte, sein Testament machte. Da er sehr reich war, setzte er seinen schon heranwachsenden Sohn mit der Verfügung zum Erben ein, daß wenn dieser ohne gesetzliche Erben verstürbe, Madonna Giovanna, die er sehr geliebt hatte, ihn beerben sollte. Hierauf starb er und Madonna Giovanna, die sich verwittwet sah, begab sich, dem Gebrauch der Florentinerinnen gemäß, den Sommer über auf ein Landgut, das nicht weit von dem des Federigo entfernt lag. Daher fügte es sich, daß der Knabe mit Federigo sehr vertraut wurde und sich gleich ihm an Hunden und Vögeln ergötzte und da er Federigos Falken öfters hatte fliegen sehen, gefiel er ihm so außerordentlich, daß er ihn gar zu gern besessen hätte; allein er wagte es nicht, ihn darum zu bitten, weil er sah, wie theuer er ihm war.

So standen die Sachen, als der Knabe plötzlich krank wurde, worüber die Mutter sehr betrübt war, denn sie hatte nur dies Kind und liebte es aus allen Kräften. Sie verließ ihn den ganzen Tag nicht und ermüdete nie, ihn zu trösten und oft fragte sie ihn, ob er irgend einen Wunsch hege, so möge er es ihr doch sagen, denn gewiß, wenn es nur möglich sei, werde sie es ihm zu verschaffen suchen. Der Knabe, der diese Versprechungen oft gehört hatte, sagte endlich: Mutter, wenn ihr mir Federigos Falken verschaffen könnt, so glaube ich bald zu genesen. Als dies die Dame hörte, sann sie eine Weile nach und bedachte, was sie thun solle. Sie wußte, daß Federigo sie lange Zeit geliebt

und nie auch nur einen Blick von ihr erlangt hatte; daher ſprach ſie: Wie ſoll ich zu ihm ſchicken, oder ſelbſt hingehen, dieſen Falken zu verlangen, der wie ich höre der Beſte iſt, der je geflogen und der ihn überdies allein erhält und erfreut? Wie ſollte ich ſo vergeſſen ſein, daß ich einem Ritter, dem keine andere Freude übrig geblieben iſt, auch dieſe noch rauben wollte?

In ſolchen Gedanken verloren, obgleich völlig überzeugt, daß ſie ihn erhalten würde, wenn ſie darum bäte, ſtand ſie ſchweigend da und wußte nicht was ſie dem Knaben antworten ſollte. Zuletzt aber bezwang ſie die Liebe zu dem Kinde, daß ſie ſich entſchloß, ſie wolle um ihn zu befriedigen, was auch die Folge ſein möchte, nicht hinſchicken, ſondern ſelbſt zu ihm hingehen und den Falken holen und ſo antwortete ſie ihm: Tröſte dich, mein Sohn und denke nur daran, wie du geneſeſt, denn ich verſpreche dir, das Erſte was ich morgen thue ſoll ſein nach dem Falken zu gehen und gewiß ich bringe dir ihn. Hierüber erfreut zeigte der Knabe noch an jenem Tage einige Beſſerung.

Am andern Morgen nahm die Dame eine andere Frau zur Begleitung und begab ſich wie luſtwandelnd nach dem kleinen Hauſe Federigos, nach dem ſie fragen ließ. Er befand ſich, da zur Vogeljagd heute und ſchon ſeit einigen Tagen kein Wetter war, in ſeinem Garten, wo er einige kleine Arbeiten verrichten ließ. Als er aber hörte, daß Madonna Giovanna an der Thüre nach ihm frage, verwunderte er ſich ſehr und eilte froh dahin. Als ſie ihn kommen ſah, ging ſie ihm mit weiblicher

An-

Anmuth entgegen und erwiederte seinen ehrerbietigen Gruß mit einem Glückwunsche. Ich komme, Federigo, fuhr sie fort, dich von dem Kummer zu heilen, den du um meinetwillen erlittest, da du mich mehr liebtest, als dir gut gewesen wäre: die Heilung aber soll darin bestehen, daß ich heute Morgen mit dieser meiner Gefährtin zutraulich bei dir zu frühstücken gedenke. Federigo antwortete ihr demüthig: Madonna, ich erinnere mich nicht, daß ich je durch euch Kummer erfuhr, wohl aber so viel Gutes, daß, wenn ich je einigen Werth hatte, nur eure Tugenden und die Liebe, die ich zu euch trug, mir ihn verliehen haben und gewiß ist dieses Geschenk eures Besuchs mir theurer, als wenn mir von Neuem vergönnt würde aufzuwenden, was ich damals aufwandte, obwohl ihr jetzt freilich zu einem armen Wirthe gekommen seid.

Mit diesen Worten empfing er sie verschämt in seinem Hause und führte sie aus diesem in den Garten; weil er aber Niemand anders hatte, ihr Gesellschaft zu leisten, sprach er: Herrin, da sonst Niemand hier ist, so wird diese gute Frau, dieses Arbeiters Weib, euch Gesellschaft leisten, während ich gehe, den Tisch bereiten zu lassen.

So groß auch Federigos Armuth war, so hatte er doch bis jetzt noch nicht bemerkt, wie viel ihm mangle und wie außer aller Ordnung er seine Reichthümer verschwendet habe; diesen Morgen aber, da er nichts fand, um die Dame zu ehren, der zu Liebe er einst Unzählige ehrenvoll bewirthet hatte, machte es ihm fühlbar. Hier-

über gerieth er in die größte Angſt und verwünſchte bei ſich ſelbſt ſein böſes Geſchick, indem er wie ſinnlos hin und her lief und weder Geld noch Geldes werth fand. Indeß war die Zeit dringend und ſein Wunſch groß, die Edelfrau doch mit Etwas zu ehren; einen Andern, geſchweige denn ſeinen eigenen Arbeiter, wollte er nicht anſprechen und ſo fiel ihm ſein guter Falke in die Augen, den er in der Stube auf ſeiner Stange ſitzen ſah. Weil ihm nun keine andere Zuflucht blieb, ergriff er ihn und da er ſah, er ſei fett, glaubte er an ihm ein würdiges Gericht für eine ſo edle Dame gefunden zu haben. Ohne ſich weiter zu beſinnen, drehte er ihm den Hals um und ließ ihn von einer Magd gepflückt und ausgeweidet in die Pfanne thun und ſorgfältig braten; dann deckte er den Tiſch mit weißen Tüchern, deren er noch einige beſaß und kehrte fröhlich zu ſeiner Dame in den Garten zurück um ihr zu melden, der Imbiß, ſo gut er ihn beſchaffen könne, ſei bereit.

Die Dame erhob ſich alſo mit ihrer Begleiterin, worauf ſie zu Tiſche gingen und ohne zu wiſſen was ſie aßen, mit Federigo, der ſie getreulich bediente, den guten Falken verzehrten. Nach Tiſche verweilten ſie noch einige Zeit in gefälliger Unterhaltung, bis es der Dame Zeit ſchien, von der Urſache ihres Beſuchs zu reden und deßhalb freundlich zu Federigo begann: Wenn du dich, Federigo, deines vergangenen Lebens und meiner Zurückhaltung, die du vielleicht für Härte oder Grauſamkeit gehalten haſt, erinnerſt, ſo zweifle ich nicht, du werdeſt über meine Dreiſtigkeit erſtaunen müſſen, wenn

du hörst, weßhalb ich zunächst hierher gekommen bin. Doch hättest du Kinder, oder hättest deren gehabt, welche dich die Gewalt der Liebe hätten lehren mögen, die man zu ihnen trägt, so glaube ich sicher, du würdest mich wenigstens zum Theil für entschuldigt halten; doch hast du auch keine, so kann ich, die ich einen einzigen Sohn habe, doch dem allgemeinen Gesetz der Mütter nicht entfliehen, und seiner Gewalt zu folgen gezwungen, muß ich gegen meinen Willen und ganz gegen Herkommen und Pflicht dich um ein Geschenk bitten, von dem ich weiß, wie überaus theuer es dir ist, und wohl mit Recht, denn keine andere Freude noch Lust, keinen andern Trost hat dein strenges Geschick dir gelassen. Dieses Geschenk ist dein Falke, in welchen mein Knabe sich so verliebt hat, daß wenn ich ihn ihm nicht bringe, ich befürchten muß, die Krankheit, an welcher er danieder liegt, werde sich so verschlimmern, daß ich ihn endlich verlieren würde und darum bitte ich dich, nicht um der Liebe willen, die du zu mir trägst, denn an diese bindet dich nichts, sondern um deiner Großmuth willen, die sich durch mildes Geben und Spenden in dir größer als in irgend einem Andern bewiesen hat, du mögest mir ihn zu schenken geruhen, damit ich durch dein Geschenk sagen könne, meinen Sohn am Leben erhalten und ihn dir auf ewig verpflichtet zu haben.

Als Federigo die Bitte der Dame vernahm und sah, daß er ihr nicht dienen könne, weil er ihr den Falken zur Speise vorgesetzt hatte, brach er in ihrer Gegenwart in Thränen aus, ohne ein Wort reden zu

können. Dies Weinen glaubte die Dame anfangs keiner andern Urſache, als dem Schmerz zuſchreiben zu müſſen, daß er ſich von dem guten Falken trennen ſolle. Schon war ſie im Begriff, zu ſagen, ſie wolle ihn nicht, doch hielt ſie noch an ſich und erwartete nach den Thränen die Antwort Federigos, welcher alſo ſprach: Herrin, ſeit es Gott gefiel, daß ich euch meine Liebe zuwenden mußte, habe ich das Glück in vielen Dingen mir feindſelig geglaubt und mich oft darüber beſchwert; aber alles das war leicht zu ertragen, im Vergleich mit dem Leide, das es mir jetzt zufügt, denn nie werde ich wieder Frieden mit ihm haben, wenn ich bedenke, daß ihr in mein armes Haus gekommen ſeid, in das ihr, da es reich war, nie einzukehren geruhtet, um eine geringe Gabe zu erbitten, die zu gewähren das Glück mir nicht gönnt. Und warum das nicht möglich iſt, will ich euch kürzlich ſagen. Als ich vernahm, daß ihr ſo gütig ſein wolltet, hier zu frühſtücken, erachtete ich es in Betracht eurer Würde und Tugenden für ſchicklich und gebührend, daß ich euch, nach dem geringen Maaß meiner Kräfte mit einer beſſern Speiſe bewirthete, als bei andern Perſonen gewöhnlich Gebrauch iſt und ſo erinnerte ich mich des Falken, den ihr jetzt von mir begehrt, und ſeines Werths und hielt ihn für eine euer würdige Koſt: ihr habt ihn alſo heute Morgen als Braten auf euerm Teller gehabt. Zwar halte ich ihn auch ſo für vortrefflich angewendet, allein, da ich euch jetzt in anderer Weiſe nach ihm verlangen ſehe, thut es mir ſo leid euch nicht dienen zu können, daß ich

mich wohl nie darüber beruhigen werde. Nach dieſen Worten ließ er ihr Federn, Klauen und Schnabel zum Beweiſe vorzeigen.

Als dies die Dame hörte und ſah, tadelte ſie ihn zuerſt, daß er um eine Frau zu beköſtigen einen ſolchen Falken getödtet habe, dann aber pries ſie bei ſich ſelbſt die Hoheit ſeiner Seele, welche die Armuth noch nicht zu erniedrigen vermocht hatte. Jetzt indeß der Hoffnung den Falken zu beſitzen beraubt, und deßhalb um die Geneſung ihres Kindes beſorgt, nahm ſie in tiefem Kummer Abſchied und kehrte zu ihrem Knaben zurück. Dieſer aber, entweder aus Gram darüber, daß ihm der Falke nicht werden ſollte, oder weil ihn die Krankheit auch ohnedies dahin geführt hätte, ging ſchon nach wenigen Tagen, zum größten Schmerz der Mutter, aus dieſem Leben hinüber.

Die Dame verbrachte einige Zeit in Thränen und bittern Schmerzen; da ſie nun aber ſehr reich und noch jung war, redeten ihr die Brüder bald dringend zu, ſich wieder zu verheirathen. Ihren eigenen Wünſchen entſprach dies nicht; da ſie aber ſah, daß man ihr keine Ruhe ließ, gedachte ſie an Federigos Edelmuth und jenes letzten Beweiſes ſeiner hochherzigen Milde, als er einen ſolchen Falken tödtete, um ſie zu ehren, und antwortete den Brüdern: Gern bliebe ich, wenn es euch gefiele, wie ich bin; da ihr aber wollt, daß ich einen Gatten nehme, ſo will ich gewiß nie einen andern wählen, wenn ich Federigo degli Alberighi nicht haben ſoll. Ihre Brüder verſpotteten ſie deßhalb und ſprachen:

Thörin, was sprichst du? Wie magst du ihn wollen, der nichts auf der Welt besitzt? Aber sie antwortete: Meine Brüder, ich weiß wohl, daß es sich so verhält, wie ihr sagt, aber ich will lieber einen Mann, der Reichthum nöthig hat, als Reichthum, der eines Mannes nöthig hätte. Als die Brüder hörten, wie sie gesonnen sei, und Federigos Tugenden neben seiner Armuth ihnen nicht unbekannt waren, thaten sie was sie verlangte und gaben sie ihm mit allen ihren Reichthümern zur Gemahlin. Nun sah sich Federigo im Besitz der trefflichen, so lange zärtlich geliebten Dame und großer Reichthümer und so lebte er mit ihr als ein besserer Haushalter bis an das Ende seiner Tage in Freuden.

7. Frauenlist.

In unserm an allen Gütern reichen Florenz war einst eine anmuthige und schöne junge Dame, die Gattin eines tapfern und achtbaren Edelmanns. Und wie es denn häufig geschieht, daß der Mensch nicht immer dieselbe Speise verträgt und manchmal zu wechseln wünscht, so verliebte sich auch diese Dame, der ihr Gemahl nicht ganz genügte, in einen Jüngling, Namens Leonetto, der anmuthig und von edeln Sitten, wenn auch nicht von hoher Geburt war. Er seinerseits verliebte sich auch in sie und da, wie man weiß, was beide Theile wollen, selten unausgeführt bleibt, so bedurften sie nicht langer Zeit, ihre Wünsche zum Ziele zu führen.

Es geschah aber, daß sich zu derselben Zeit in diese schöne und reizende Dame ein Ritter, Namens Lambertuccio, heftig verliebte und obwohl sie sich in keiner Weise entschließen konnte, diesen ihr unangenehmen und widerwärtigen Menschen zu lieben, so hörte er doch nicht auf, sie mit Anträgen und Botschaften zu bestürmen, ja als er damit nichts ausrichtete, drohte er ihr sogar mit öffentlicher Beschimpfung, wenn sie seinem Verlangen nicht willfahrte. Da er viel Ansehen und Einfluß besaß und die Dame wohl wußte, wozu er fähig war, so ließ sie sich durch Furcht bestimmen, seinen Wünschen zu genügen.

Nun war dieſe Dame, welche Iſabella hieß, wie es im Sommer Gebrauch iſt, auf ein gar ſchönes Landgut hinausgezogen und eines Morgens, da ihr Mann nach einem benachbarten Orte geritten war, wo er ſich einige Tage aufhalten wollte, ließ ſie den Leonetto durch einen Boten einladen, zu ihr zu kommen. Dieſer freute ſich ſehr darüber und ſtellte ſich ſogleich ein. Aber Meſſer Lambertuccio, der in Erfahrung gebracht, daß der Gemahl der Dame verreiſt ſei, beſtieg ſogleich ſein Reitpferd, eilte zu ihr und klopfte an die Thüre. Das Hausmädchen, das ihn kommen ſah, ging ſogleich zu ſeiner Herrin, die ſich bei Leonetto in der Kammer befand, rief ſie heran und ſprach: Madonna, unten iſt Meſſer Lambertuccio ganz allein.

Als die Frau dies hörte, hielt ſie ſich für das unſeligſte Weib auf Erden, doch fürchtete ſie ihn ſo ſehr, daß ſie Leonetto bat, er möge es ſich gefallen laſſen und ſich eine kleine Weile hinter der Bettgardine verſtecken, bis Lambertuccio gegangen wäre. Leonetto, der ihn nicht weniger fürchtete, als die Dame, verbarg ſich eilig, worauf ſie der Magd befahl, dem Lambertuccio öffnen zu gehen. Dieſe ſchloß ihm auf und er ſtieg von ſeinem Pferde, band es im Hofe an einem Wandhaken feſt und trat in das Haus. Die Dame erzwang ein freundliches Geſicht, ging ihn bis an die Treppe entgegen und empfing ihn mit ſo freundlichen Worten, als ihr möglich war, indem ſie fragte, wie ſein Befinden ſei. Der Ritter umarmte und küßte

ſie und ſprach: Mein ſüßes Leben, ich hörte, daß euer Gemahl nicht zu Hauſe ſei; darum bin ich gekommen, euch Geſellſchaft zu leiſten. Mit dieſen Worten traten ſie in die Kammer, welche von innen verriegelt wurde, worauf Lambertuccio anfing ſich mit ihr gütlich zu thun.

Dies währte eine Weile, als ganz wider alles Erwarten der Dame, ihr Gemahl zurückkehrte. Als das Mädchen ihn in der Nähe des Schloſſes erblickte, lief ſie ſchnell zu der Kammer ihrer Herrin und rief: Frau, da kommt der Herr zurück, ich glaube, er iſt ſchon draußen auf dem Hofe. Da die Frau dies hörte und bedachte, daß ſie zwei Männer im Hauſe habe, und der Ritter wegen des Pferdes, das auf dem Hofe ſtand, nicht verleugnet werden könne, hatte ſie den Tod vor Schrecken. Nichts deſto weniger ſprang ſie ſogleich vom Bett auf die Füße, faßte einen Entſchluß und ſprach zu Herrn Lambertuccio: Herr, wenn ihr mich irgend liebt und vom Tode retten wollt, ſo thut, was ich euch ſage. Nehmt euer Schwert mit entblößter Klinge in die Hand und mit zornigem Geſicht und wüthender Geberde ſtürzt euch die Treppen hinunter und ruft im Weggehen: Ich ſchwör es zu Gott, daß ich ihn ſchon anderswo treffen will. Und wenn mein Mann euch aufhalten oder zur Rede ſtellen will, ſo erwiedert nichts als was ich euch geſagt habe, beſteigt euer Pferd und laßt euch durch nichts in der Welt bei ihm zurückhalten.

Herr Lambertuccio ſagte ihr dies gerne zu, zog

schnell sein Schwert hervor und ganz erhitzt im Gesicht, theils von den bestandenen Mühen, theils vor Zorn über die Rückkehr des Mannes, that er wie die Dame befohlen hatte. Ihr Mann, der schon im Hofe abgestiegen war, wunderte sich über das Pferd und indem er die Treppe hinaufgehen wollte, sah er Messer Lambertuccio hinabstürzen und erstaunt über seine Worte und Gebärden rief er ihm zu: Was bedeutet das, Herr! Aber Lambertuccio setzte den Fuß in den Steigbügel, schwang sich in den Sattel und ritt davon ohne ein Wort zu sagen, als: „Beim Leib des Herrn, ich will ihn schon anderswo treffen."

Unterdeß stieg der Edelmann die Treppe hinauf und fand seine Frau auf dem Flur, ganz bestürzt und zitternd vor Furcht. Was ist hier vorgegangen, fragte er, warum reitet Messer Lambertuccio so zornig und drohend hinweg? Die Dame zog sich in die Kammer zurück, damit es Leonetto hören sollte und antwortete: Herr, in meinem Leben habe ich nicht solchen Schreck gehabt. Da flüchtet sich ein junger Mensch hier herein, den ich nicht kenne und den Messer Lambertuccio mit dem Schwert in der Hand verfolgte und da er zufällig meine Kammer offen findet, sagt er zitternd: Madonna, um Gotteswillen, steht mir bei, daß ich nicht in euern Armen des Todes bin. Ich ging vor die Stube und hielt ihn zurück, da er hinein wollte und er war auch so artig, als er sah, daß ich nicht wollte, daß er hineintrete, nach einigen Worten wieder weg-

zugeben, wie ihr geſehen habt. Darauf entgegnete der Mann: Ihr habt Recht gethan, Donna, denn es würde ein großer Schimpf geweſen ſein, wenn Jemand in unſerm Hauſe getödtet worden wäre und Meſſer Lambertuccio hatte ſehr Unrecht, Jemand zu verfolgen, der ſich zu uns flüchtete. Darauf fragte er, wo der Jüngling ſei? Herr, gab die Frau zur Antwort, ich weiß nicht, wo er ſich verborgen hat. Nun rief der Edelmann: Wo biſt du? Komm nur getroſt hervor. Leonetto, der Alles mit angehört hatte, kroch nun ganz verzagt, und er hatte wohl Urſache gehabt zu zagen, aus ſeinem Verſteck hervor. Darauf fragte ihn der Ritter: Was hatteſt du mit Meſſer Lambertuccio zu ſchaffen? Herr, antwortete der Jüngling, nichts in aller Welt und deßwegen glaube ich feſt, daß er nicht recht bei Sinnen iſt, er müßte mich denn mit einem Andern verwechſelt haben, denn als er mich auf der Straße in der Nähe dieſes Schloſſes erblickte, ſogleich fuhr er mit der Hand ans Schwert und rief: Verräther, du biſt des Todes. Ich fragte ihn nicht lange nach der Urſache, ſondern lief was ich konnte hieher, wo ich, dem Himmel und dieſer Dame ſei Dank, gerettet wurde. — Nun denn, ſprach der Ritter hierauf, ſo fürchte weiter nichts, ich werde dich geſund und wohl nach Hauſe bringen, und hernach magſt du zu erfahren ſuchen, was du mit ihm zu ſchaffen haſt. — Nachdem ſie zuſammen geſpeiſt hatten, ließ ihn der

Edelmann ein Pferd beſteigen, begleitete ihn nach Florenz und verließ ihn in ſeinem Hauſe.

Noch an demſelben Abend ſprach Leonetto, nach der ihm von der Dame gegebenen Anweiſung, heimlich mit Meſſer Lambertuccio und richtete es ſo mit ihm ein, daß, ſo oft auch ſpäterhin davon die Rede war, der Edelmann doch nie des Streichs inne wurde, den ihm die Dame geſpielt hatte.

8. Der Bindfaden.

In Florenz lebte vormals ein reicher Kaufmann, Arriguccio Berlinghieri genannt, welcher thörichterweise, wie es die Kaufleute noch alle Tage zu thun pflegen, durch eine Frau adlig werden wollte und daher ein vornehmes Fräulein, das wenig zu ihm paßte und Monna Sismonda genannt wurde, zur Gattin nahm. Da ihr Gemahl nach der Sitte seines Standes häufig abwesend war und ihr selten Gesellschaft leistete, verliebte sich diese in einen jungen Mann, Namens Ruberto, der ihr schon lange schön gethan hatte. Nachdem sie mit ihm vertraut geworden und dabei, weil dieser Umgang ihr das größte Vergnügen gewährte, wohl nicht vorsichtig genug gewesen war, geschah es, daß Arriguccio, sei es nun, daß er davon Wind bekam, oder wie es sonst zuging, plötzlich der eifersüchtigste Mann von der Welt wurde, sein Umherreisen und alle seine Geschäfte einstellte und seine ganze Sorgfalt nur darauf richtete, seine Frau gut zu bewachen, so daß er nicht mehr einschlafen konnte, bevor er sich überzeugt hatte, daß sie zu Bette gekommen sei.

Hierüber war die Dame äußerst betrübt, weil sie in keiner Weise mit ihrem Ruberto zusammen sein konnte. Nachdem sie aber lange Zeit nachgedacht, wie sie Mittel fände, mit ihm zusammen zu sein, und auch er sie vielfältig darum ersucht hatte, kam ihr der Gedanke,

diesen Weg einzuschlagen. Da ihre Kammer an der Straße lag und sie oft bemerkt hatte, daß Arriguccio viel Mühe hatte einzuschlafen, aber dann auch sehr fest schlief, so gedachte sie, den Ruberto um Mitternacht an die Hausthüre kommen zu lassen, ihm diese dann zu öffnen, und während ihr Gemahl im festen Schlaf liege, einige Zeit bei ihm zuzubringen. Um es aber zu bewirken, daß sie ihn höre, wenn er käme, ohne daß es ein Anderer bemerke, fiel sie darauf, einen Bindfaden vom Fenster der Kammer herabhangen zu lassen, der mit dem einen Ende auf die Straße reiche, mit dem andern aber über den Erker weg bis zu ihrem Bette gehe, wo er unter die Linnen versteckt bleiben und wenn sie das Bett beschritten habe, an ihrer großen Fußzehe befestigt werden sollte. Dies ließ sie hierauf dem Ruberto sagen und ihn anweisen, sobald er komme, an dem Faden zu ziehen, worauf sie, wenn der Mann schliefe, ihn loslassen und eilen würde, ihm aufzuschließen; wenn er aber nicht schliefe, werde sie ihn festhalten und an sich ziehen, damit er nicht zu warten brauche.

Dies gefiel dem Ruberto: er ging zu vielen Malen dahin und öfters gelang es ihm, mit ihr zusammen zu sein, öfters auch nicht; zuletzt aber, da dieser Kunstgriff eine Weile fortgesetzt worden war, geschah es eines Nachts, da die Dame schlief, daß Arriguccio den Fuß in dem Bette ausstreckte und auf diesen Faden stieß, weshalb er sogleich mit der Hand darnach griff und da er ihn an der Zehe der Frau befestigt fand, sprach er zu sich selbst: Dahinter muß ein Betrug stecken. Er

schnitt also den Faden leise von der Zehe der Frau ab und band ihn an die seinige, worauf er ruhig abwartete, was dies bedeuten solle. Es währte nicht lange, so kam Ruberto und zog, wie er gewohnt war, an dem Faden. Arriguccio fühlte es; da er ihn aber nicht recht fest gebunden hatte und Ruberto stark zog, so kam ihm der Faden bald ganz in die Hand, daher er nun glaubte warten zu müssen, was er auch that.

Sogleich erhob sich Arriguccio, ergriff seine Waffen und lief nach der Hausthüre, um zu sehen, wer es wäre und um ihm übel mitzuspielen. Nun war Arriguccio, obgleich Kaufmann, ein stolzer und kräftiger Mann, und da er zur Thüre kam, öffnete er sie nicht so leise, wie die Dame zu thun pflegte; der draußen harrende Ruberto aber, der dies wahrnahm, merkte gleich was die Glocke geschlagen habe, nemlich, daß es Arriguccio sei, der die Thüre öffne, weßhalb er sogleich zu fliehen und Arriguccio ihm nachzusetzen begann. Zuletzt, da Ruberto eine gute Strecke geflohen war und jener nicht abließ ihn zu verfolgen, zog Ruberto, der ebenfalls bewaffnet war, das Schwert und wandte sich um und nun begannen sie, der Eine anzugreifen, der Andere sich zu vertheidigen.

Unterdeß war die Dame, als Arriguccio die Kammer öffnete, erwacht und da sie den Faden von der Zehe abgeschnitten fand, hatte sie sogleich geschlossen, daß ihr Betrug entdeckt sei. Als sie hörte, daß Arriguccio den Ruberto verfolge, erhob sie sich sogleich von dem Bette und weil sie wohl voraussah was die Folge sein müsse,

rief sie ihre Magd, die um Alles wußte, und redete ihr so lange zu, bis sie sich an ihrer Statt ins Bette legte. Sie bat sie zugleich, sie möchte ohne sich zu erkennen zu geben alle Schläge geduldig ertragen, die ihr Arriguccio geben würde, wofür sie ihr solchen Lohn versprache, daß sie nicht Ursache haben werde es zu bereuen. Alsdann löschte sie das Nachtlicht, das in der Kammer brannte, verließ dieselbe und verbarg sich in einem Winkel des Hauses um hier den Erfolg abzuwarten.

Der Handel zwischen Arriguccio und Ruberto ward unterdeß von den Bewohnern der Nachbarschaft vernommen, welche sich aufmachten und sie zu schelten begannen, weßhalb Arriguccio, aus Furcht erkannt zu werden, den jungen Mann, ohne seinen Namen erfahren oder ihn irgend beschädigt zu haben, wiewohl ungern und im heftigen Zorn verließ und sich nach Hause begab. Als er aber in die Kammer gelangte, hub er zornig an: Wo bist du, Ehebrecherin? Du hast das Licht ausgelöscht, damit ich dich nicht finde, aber du hast dich betrogen. Hiermit trat er an das Bette und indem er die Frau zu ergreifen meinte, faßte er die Magd und versetzte ihr, so gut er Hände und Füße nur zu rühren wußte, so viel Faustschläge und Fußtritte, daß er ihr das ganze Gesicht zerquetschte; zuletzt schnitt er ihr gar die Haare ab, alles unter den heftigsten Schmähreden, die je einer schlechten Frau gesagt wurden.

Das Mädchen weinte heftig, wie sie denn wohl

Ur-

sache dazu hatte, aber obwohl sie einige Mahl ausrief: Weh mir, Gnade, um Gotteswillen! oder: Laß ab! so erstickte doch das Weinen so ihre Stimme oder Arriguccio war so von Wuth berauscht, daß er nicht unterscheiden konnte, wie es die einer andern Frau, nicht seiner Gattin sei. Nachdem er sie aber gründlich zerbläut und ihr, wie schon gesagt, die Haare abgeschnitten hatte, sprach er: Nicht mehr anrühren will ich dich von nun an, niederträchtiges Weib, sondern will zu deinen Brüdern gehen und ihnen von deinen saubern Stückchen erzählen und dann mögen sie dich abholen kommen und mit dir machen, was sie glauben, daß ihre Ehre erheischt und dich fortführen, denn wahrlich in diesem Hause sollst du nicht länger bleiben. Mit diesen Worten trat er aus der Kammer, verschloß sie von außen und ging ganz allein von dannen.

Als Monna Simonda, die alles mit angehört hatte, sah, daß ihr Mann sich entfernt habe, öffnete sie die Kammer, zündete das Nachtlicht wieder an und fand die ganz zerdroschene Magd, welche heftig weinte. Sie tröstete sie, so gut sie vermochte und brachte sie in ihre Kammer zurück, wo sie in aller Stille für ihre Bedienung und Pflege sorgen ließ, indeß sie selbst, wenn sie an Arriguccio's Zorn gedachte, sich überaus glücklich schätzte. Nachdem sie nun die Magd wieder in ihre Kammer geschafft hatte, eilte sie das Bette in der ihrigen zu machen und Alles darin so zu ordnen und einzurichten, als ob diese Nacht Niemand daselbst geschlafen habe; steckte dann die Lampe wieder an und kleidete sich so,

als wäre sie noch gar nicht zu Bette gegangen. Hierauf zündete sie ein Licht an, nahm ihr Nähzeug, setzte sich damit oben an die Stiege, fing an zu nähen und erwartete ruhig den Ausgang der Sache.

Als Arriguccio das Haus verlassen hatte, ging er so schnell er konnte zu dem der Brüder seiner Frau, und klopfte hier so lange, bis man ihn hörte und die Thüre öffnete. Die drei Brüder der Frau und deren Mutter standen, da sie hörten, es sei Arriguccio, sogleich alle auf, ließen Lichter anzünden und kamen zu zu ihm, um zu fragen, was er zu solcher Stunde und so allein von ihnen begehre? Hierauf begann Arriguccio bei dem Bindfaden, den er an der Zehe der Monna Esmonda befestigt gefunden und erzählte ihnen Alles bis zum Ende, was er gesehen und gethan habe und zum gültigen Zeugniß dessen, was er gethan zu haben vorgab, übergab er ihnen die Haare, welche er seiner Frau abgeschnitten zu haben glaubte, indem er hinzufügte, sie möchten sie abholen und mit ihr schalten wie sie glaubten, daß es ihre Ehre erheische, denn er seinerseits sei entschlossen, sie nicht länger im Hause zu dulden.

Die Brüder der Frau, sehr erschrocken über das Gehörte und weil sie es für gewiß hielten, nicht wenig gegen sie erbittert, ließen gleich Fackeln anzünden und machten sich, in der Absicht ihr übles Spiel zu bereiten, mit Arriguccio auf und gingen zu seinem Hause. Als dies ihre Mutter sah, erhob sie sich und folgte ihnen weinend, indem sie bald den Einen bald den Andern

beſchwor, doch dieſen Dingen nicht ſo raſch Glauben zu ſchenken, ohne Beweiſe geſehen und ſich überzeugt zu haben, denn der Mann könne ſie leicht aus andern Gründen mißhandelt haben und dies zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen; wobei ſie hinzuſetzte, ſie verwundere ſich ſehr, wie ſich dies ſolle ereignet haben, da ſie doch ihre Tochter ſehr wohl kennen müſſe, die ſie von Jugend auf erzogen habe und viele ähnliche Reden. Sie gelangten nun an das Haus des Arriguccio, traten hinein und ſtiegen die Treppe hinauf. Als Monna Sismonda ſie kommen hörte, rief ſie: Wer iſt da? worauf Einer ihrer Brüder antwortete: Du wirſt es wohl ſelbſt wiſſen, Ehebrecherin, wer da iſt. Darauf entgegnete Monna Sismonda: Wie? Was ſoll das bedeuten? Himmel, ſieh uns bei! Hiermit ſtand ſie auf und ſagte: Lieben Brüder, ſeid willkommen. Was begehrt ihr zu dieſer Stunde, alle drei? Als dieſe ſie ſo beim Nähen ſitzen ſahen, ohne eine Spur im Geſichte, daß ſie geſchlagen worden ſei, da doch Arriguccio geſagt hatte, er habe ſie ganz zerbläut, waren ſie gleich beim erſten Anblick etwas verwundert, legten dem Ungeſtüm ihres Zorns Zügel an und fragten ſie nur, wie das zugegangen ſei, was Arriguccio veranlaſſe, über ſie zu klagen? wobei ſie ihr heftig drohten, wofern ſie ihnen nicht Alles genau erzähle. Die Dame antwortete: Ich weiß nicht, was ich euch erzählen ſoll, noch worüber ſich Arriguccio bei euch beſchwert hat. Als Arriguccio ſie erblickte, betrachtete er ſie wie ein Wahnſinniger, denn er erinnerte ſich

doch, daß er ihr wohl tausend Schläge ins Gesicht gegeben, sie zerkratzt und mit allem Uebel von der Welt überhäuft hatte und nun sah er sie vor sich, als ob nichts von dem Allen geschehen wäre. Unterdeß erzählten ihr die Brüder mit wenigen Worten, was ihnen Arriguccio gesagt habe, von dem Faden, den Schlägen und allem Uebrigen. Da wandte sich die Dame zu Arriguccio und sprach: Weh mir, mein Gemahl, was muß ich hören? Warum verschreist du mich zu deiner größten Schande als eine Ehebrecherin, was ich doch nicht bin, und dich selbst für einen noch schlechtern und grausamern Mann, als du bist? Und wann warst du diese Nacht auch nur zu Hause, geschweige denn bei mir? Und wann schlugst du mich? Ich meines Theils weiß nichts davon. Darauf hub Arriguccio an: Wie, du Ehebrecherin, gingen wir nicht zusammen zu Bette? Kehrte ich nicht dahin zurück, nachdem ich deinem Liebhaber nachgesetzt hatte? Gab ich dir nicht tausend Schläge und schnitt dir das Haar ab? Die Frau entgegnete: In diesem Hause bist du gestern Abend nicht zu Bette gegangen. Doch lassen wir dies nur sein, da ich keinen andern Beweis davon geben kann, als meine wahrhaften Worte, und kommen wir zu dem was du sagst, daß du mir Schläge gegeben und die Haare abgeschnitten habest. Mich hast du niemals geschlagen und ihr Alle, die zugegen seid und du selber dazu, seht mich an, ob ich am ganzen Leibe nur ein Zeichen von Schlägen habe. Ich möchte dir es auch nicht rathen, daß du so kühn wärst, Hand an

mich zu legen, denn beim Kreuz des Erlöſers, ich wollte dich zeichnen! Auch haſt du mir die Haare nicht abgeſchnitten, wenigſtens nicht, daß ich es gefühlt oder geſehen hätte; aber vielleicht haſt du es gethan, ohne daß ich es bemerkte: laß mich alſo ſehen, ob ſie mir abgeſchnitten ſind oder nicht? Hiermit nahm ſie ihren Schleier vom Haupte und zeigte ihnen, daß ihr Haar nicht beſchnitten, ſondern ganz war.

Als die Brüder und die Mutter dies ſahen und hörten, begannen ſie zu Arriguccio und ſagten: Was ſagſt du hierzu, Arriguccio? Wie ſtimmt das zu dem, was du uns erzählen kamſt, das du gethan hätteſt? Wir begreifen nun nicht, wie du das Uebrige beweiſen willſt. Arriguccio ſtand wie ein Träumender da und wollte reden. Da er aber ſah, daß ſelbſt das, was er beweiſen zu können glaubte, ſich nicht ſo verhielt, hatte er nicht den Muth, noch ein Wort zu ſagen. Jetzt wandte ſich die Frau zu ihren Brüdern und ſprach: Ich ſehe wohl, lieben Brüder, mein Mann iſt darauf ausgegangen, daß ich thun ſolle, was ich niemals thun mochte, nemlich daß ich euch mein Unglück und ſeine Schlechtigkeit erzähle und ſo will ich es denn nun thun. Ich bin feſt überzeugt, daß ihm das, was er euch erzählt hat, wirklich begegnet iſt, und daß er es ſo gemacht hat und hört nun, wie ich das meine. Dieſer rechtſchaffene Mann, dem ihr zu meinem Unglück mich zur Frau gegeben habt, der ſich einen Kaufmann nennt und das öffentliche Zutrauen genießen will, und daher mäßiger als ein Geiſtlicher und geſitteter als ein Mäd-

chen ſein ſollte: es iſt ſelten ein Abend, daß er ſich nicht in Wirthshäuſern betränke, ſich dann bald mit dieſer bald mit jener feilen Dirne einließe, während er mich bis Mitternacht und zuweilen bis zum Morgen in der Weiſe, wie ihr mich gefunden habt, auf ſich warten läßt. Nun will ich wetten, er hat ſich wieder ſtark angetrunken, mit einer ſeiner Metzen zu Bette gelegt und bei ihr beim Erwachen den Faden am Fuß gefunden, worauf er denn alle die Händel anfing, wovon er erzählt und dann zu ihr zurückkehrte, ſie zerbläute und ihr die Haare abſchnitt, endlich aber, weil er noch immer nicht recht zu Sinnen gekommen war, ſich einbildete (und ich bin überzeugt, er bildet es ſich noch ein), er habe dies Alles an mir gethan: und wenn ihr ihm recht ins Geſicht ſehen wollt, ſo iſt er noch halb betrunken. Bei dem Allen aber, was er auch von mir geſagt haben mag, will ich nicht, daß ihr ihm dies anders zurechnet, denn als einem Betrunkenen, und da ich es ihm vergebe, ſo vergebt auch ihr es ihm.

Als ihre Mutter dieſe Worte vernahm, fing ſie an Lärm zu ſchlagen und rief: Beim Kreuz des Erlöſers, meine Tochter, das ſoll nicht geſchehen, lieber ſollten wir dieſen widrigen, unerkenntlichen Hund todt ſchlagen, der niemals würdig war, ein Mädchen zu freien, wie du biſt. Vortrefflich, Herr Sohn, vortrefflich! Iſt es nicht, als wenn er dich aus dem Koth aufgerafft hätte? Die Peſt über ihn noch heute, wenn du dem faulen Gewäſche ſolch eines Krämers, ſolch eines Eſelsabſchaums,

ausgesetzt sein sollst, der vom Lande hieher gekommen und irgend einer Straßenräuberbande entlaufen ist, in Sacktuch gekleidet, mit weiten Glockenschuhen und die Feder auf dem Hintern! Kaum daß sie sechs Dreier besitzen, wollen sie gleich Töchter von Edelleuten und Mädchen aus guten Häusern zu Frauen haben, legen sich Wappen bei und sagen: Ich bin aus dem und dem Hause und meine Vorfahren haben es so und so gehalten. Wären doch meine Söhne meinem Rathe gefolgt, da sie dich so ehrenvoll im Hause der Grafen Conti mit einem Stück Brot unterbringen konnten; aber sie bestanden darauf, dich diesem Edelstein hinzugeben und nun entblödet er sich nicht, dich, die du das beste Mädchen von Florenz bist und das allersittsamste, dich um Mitternacht für eine Metze zu verschreien, als ob wir dich nicht besser kennten: aber bei dem Namen Gottes, wenn es nach meinem Willen ginge, so müßte er dafür so zugerichtet werden, daß es ihm anzuriechen wäre. Dann wandte sie sich zu ihren Söhnen und fuhr fort: Ich sagte es euch wohl, meine Söhne, daß es nicht angehen könne. Habt ihr gehört, wie euer sauberer Schwager eure Schwester behandelt? So ein Winkelkrämer, wie er einer ist! Und wenn ich wäre, wie ihr seid, und er hätte zu mir gesagt, wie er zu euch von ihr gesagt hat und triebe es so, wie er es treibt, so würde ich mich nun und nimmer zufrieden geben, noch Ruhe halten, bis ich ihn von der Erde geschafft hätte; und wenn ich ein Mann wäre, wie ich ein Weib bin, ich ließe wahrlich keinen Andern sich

damit beſaſſen. Herr Gott, verwirr ihm das Hirn, dem leidigen Trunkenbold, dem Unverſchämten!

Als dies die Jünglinge ſahen und hörten, wandten ſie ſich zu Arriguccio und ſagten ihm die größten Schmähreden, die je einem Nichtswürdigen geſagt worden ſind und zuletzt ſprachen ſie: Wir verzeihen dir für diesmal, weil du betrunken biſt, aber nimm dich, ſo lieb dir dein Leben iſt, von jetzt an in Acht, daß wir nicht wieder ſolche Geſchichten von dir hören, denn wahrlich, wenn uns je wieder eine ähnliche zu Ohren kommt, ſo werden wir dich für dieſe und für jene mit bezahlen. Und mit dieſen Worten gingen ſie davon.

Arriguccio blieb wie ein Sinnloſer zurück und wußte bei ſich ſelber nicht, ob Alles was er gethan habe, wirklich geſchehen ſei, oder ob es ihm geträumt habe: er ſprach nicht ein Wort weiter und ließ die Frau in Frieden. Dieſe aber entging durch ihre Schlauheit nicht blos jener bevorſtehenden Gefahr, ſondern bahnte ſich auch damit den Weg, in Zukunft ganz nach ihrem Wohlgefallen zu handeln, ohne ſich noch irgend vor ihrem Manne zu fürchten.

9. Der Birnbaum.

In Argos, einer ſehr alten Stadt in Achaja, die jetzt mehr ihrer alten Könige wegen berühmt iſt, als groß, lebte einſt ein Edelmann mit Namen Nicoſtratos, dem das Glück, als er dem Greiſenalter ſchon nahe war, eine Frau aus edelm Hauſe zur Gattin beſchied, welche Lydia hieß und nicht minder unternehmend als ſchön war. Er hielt, als ein vornehmer und reicher Mann, eine zahlreiche Dienerſchaft, dazu Hunde und Falken und war ein großer Liebhaber der Jagd. Unter ſeinen übrigen Dienern hatte er einen anmuthigen Jüngling von zierlicher und ſchöner Geſtalt und zu Allem geſchickt, was er beginnen mochte, mit Namen Pyrrhus, welchem Nicoſtratos vor allen Andern geneigt war und am Meiſten vertraute. In dieſen verliebte ſich Lydia ſo heftig, daß ſie weder bei Tag noch bei Nacht ihre Gedanken anders wohin zu richten vermochte, als zu ihm. Um dieſe Liebe ſchien ſich aber Pyrrhus, ſei es nun, daß er ſie nicht bemerkte, oder ſie nicht bemerken wollte, durchaus nicht zu kümmern: worüber die Dame unerträgliche Qualen im Herzen trug. Da ſie aber völlig entſchloſſen war, ſich ihm zu offenbaren, berief ſie eine ihrer Kammerfrauen, mit Namen Lusca, welcher ſie großes Vertrauen ſchenkte und ſprach zu ihr: Lusca, die Wohlthaten, die du von mir empfangen haſt, verpflichten dich, mir gehorſam und treu zu ſein und darum

ſiehe zu, daß nie einer das erfährt, was ich dir jetzt ſagen will, bis auf den, an welchen ich es dir auftrage. Wie du ſiehſt, Lusca, bin ich ein junges und friſches Weib, das Alles in Genüge und Fülle beſitzt, was eine Frau wünſchen mag und kurz, bis auf Eins, kann kann ich mich über nichts beſchweren, und dies Eine iſt, daß der Jahre meines Mannes eine zu große Zahl iſt, um mit den meinen verglichen zu werden. Aus dieſem Grunde lebe ich mit dem, was jungen Frauen am meiſten Vergnügen gewährt, wenig zufrieden; indem ich aber gleich allen Andern danach Verlangen empfinde, ſo habe ich ſchon ſeit einiger Zeit bei mir erwogen, wenn auch das Glück ſich wenig freundlich gegen mich bewieſen hat, indem es mir einen ſo alten Mann gab, ſo wolle ich doch nicht ſo meine eigene Feindin ſein, daß ich keinen Weg zu meinem Vergnügen und zu meinem Wohl zu finden wüßte. Um alſo auch hierin, wie in allen andern Dingen, meine Wünſche gekrönt zu ſehen, ſo bin ich entſchloſſen, daß unſer Pyrrhus, der mehr als ein Anderer deſſen würdig iſt, ſie mit ſeinen Umarmungen erfüllen ſoll. Auch iſt die Liebe, die ich ihm zugewandt habe, ſo groß, daß ich mich nicht wohl fühle, als wenn ich ihn ſehe, oder an ihn denke, und wofern ich mich nicht ohne weitern Aufſchub mit ihm zuſammenfinde, ſo glaube ich in der That davon ſterben zu müſſen. Wenn dir alſo mein Leben lieb iſt, ſo deute ihm in der Weiſe, welche dir am rathſamſten ſcheint, meine Liebe an und bitte ihn in meinem Namen, daß er mich beſuche, ſobald ich dich zu ihm ſchicke.

Die Kammerfrau erklärte ſich hierzu gern bereit, und ſobald ihr Zeit und Ort gelegen ſchienen, zog ſie den Pyrrhus bei Seite und richtete ihm, ſo gut ſie konnte, den Auftrag ihrer Herrin aus. Als dies Pyrrhus vernahm, verwunderte er ſich ſehr, indem er nie zuvor etwas hiervon wahrgenommen hatte; weil er aber fürchtete, die Herrin laſſe ihm dies nur ſagen, um ihn zu verſuchen, gab er raſch und unfreundlich zur Antwort: Ich kann nicht glauben, Lusca, daß dieſe Worte von meiner Gebieterin kommen und darum ſiehe zu, was du ſprichſt; kämen ſie aber auch von ihr, ſo glaube ich nicht, daß ſie dir im Ernſt ſolche Aufträge gegeben. Und wäre es auch ihr Ernſt, ſo erweiſt mir mein Herr mehr Ehre, als ich verdiene, und nicht für mein Leben möchte ich ihm eine ſolche Beleidigung zufügen. Hüte dich alſo wohl, mir je wieder von dieſen Dingen zu reden.

Von dieſer rauhen Antwort keineswegs erſchreckt, antwortete ihm Lusca: Von dieſen Dingen, Pyrrhus, ſo wie von allen andern, welche meine Herrin mir aufträgt, werde ich ſo oft mit dir reden, als ſie es befiehlt, es mag dir nun zum Vergnügen oder zum Verdruſſe gereichen: doch du biſt ein Tölpel. Jedoch etwas betreten über die Antwort des Pyrrhus, kehrte ſie damit zu ihrer Gebieterin zurück. Als dieſe ſie vernahm, wünſchte ſie vor Leid zu ſterben; nach einigen Tagen aber wandte ſie ſich wieder an die Kammerfrau und ſprach: Du weißt, Lusca, daß die Eiche nicht auf den erſten Streich fällt: darum dächte ich, du kehrteſt noch einmal zu

dem zurück, der sich zu meinem Schaden auf eine ganz neue Weise getreu erweisen will. Warte die gelegene Zeit ab, ihm meine ganze Glut zu offenbaren und bemühe dich auf alle Weise, der Sache Erfolg zu verschaffen, denn wenn es hierbei verbliebe, so wäre es mein Tod, er aber müßte glauben, man habe ihn zum Besten haben wollen, und Haß würde erfolgen, wo wir Liebe suchen.

Die Kammerfrau tröstete ihre Gebieterin, suchte den Pyrrhus auf und als sie ihn fröhlich und gut gelaunt gefunden hatte, sprach sie zu ihm: Pyrrhus, ich sagte dir vor wenigen Tagen, in welchen Flammen deine und meine Gebieterin um der Liebe willen glüht, die sie zu dir hegt, und jetzt versichere ich dich dessen von Neuem, damit du, wenn du bei der Härte verbleibst, welche du vorgestern bewiesest, gewiß sein mögest, daß sie bald sterben wird. Und darum bitte ich dich, ihrem Verlangen Hoffnung zu gewähren, denn wolltest du noch länger bei diesem störrischen Sinne verharren, so müßte ich dich, den ich bisher für verständig hielt, für einen Einfaltspinsel halten. Welche Ehre muß es dir sein, daß eine Dame, wie sie, so schön und so edel, dich über alles in der Welt liebt? Wie sehr mußt du dich ferner dem Geschick verbunden bekennen, wenn du erwägst, daß es dir ein so großes Glück bereitet hat, das den Wünschen deiner Jugend so wohl entspricht, und zugleich allen deinen Bedürfnissen eine so sichere Zuflucht gewährt? Welchen deiner Genossen kennst du, der noch auf dem Pfade des Vergnügens besser befände,

als du dich befinden könnteſt, wenn du klug wäreſt? Welchen Andern möchteſt du finden, der es in Waffenſchmuck, in Pferden, Kleidern und im Gelde ſo gut haben könnte, als du es haben würdeſt, wenn du ihr deine Liebe zuwenden wollteſt? Erſchließe alſo meinen Worten dein Herz und gehe in dich; gedenke, daß ein Mahl und dann nie wieder das Glück uns mit heiterm Antlitz und mit offenem Schoße zu begegnen pflegt und daß der, welcher es alsdann nicht zu ergreifen verſteht, ſich hernach, wenn er arm und ein Bettler geworden iſt, nur über ſich ſelbſt, nicht über jenes beklagen darf. Ueberdies aber braucht zwiſchen Herrn und Diener die Treue nicht beobachtet zu werden, welche zwiſchen Freunden und Verwandten als Pflicht gilt, vielmehr ſollen die Diener ſie wo ſie nur können ſo behandeln, wie ſie von ihnen behandelt werden. Denkſt du aber, wenn du eine ſchöne Frau, Mutter, Tochter oder Schweſter hätteſt, die dem Nicoſtratos gefiele, daß er viel nach der Treue fragen würde, die du ihm in Betreff ſeiner Frau zu bewahren gedenkſt? Thöricht biſt du, wenn du das glaubſt? Sei verſichert, daß er, wenn Bitten und Schmeicheleien nicht zum Ziele führten, was du auch davon denken möchteſt, Gewalt gebrauchen würde. Behandeln wir alſo ſie und das ihrige, wie ſie uns und das unſrige behandeln. Benutze die Gunſt des Glücks und verſcheuche es nicht: geh ihm entgegen und begrüße es, wenn es kommt, denn gewiß, thuſt du dies nicht, ſo wird es dich, abgeſehen von dem Tode deiner Herrin, der unfehlbar daraus erfolgen

muß, noch oft ſo gereuen, daß auch du dir den Tod wünſchen wirſt.

Pyrrhus, der ſchon mehrmals den Worten nachgedacht hatte, die er von Lusca vernommen, war mit ſich einig geworden, wenn ſie wieder zu ihm käme, ihr anders zu antworten und ſich ganz in den Willen ſeiner Gebieterin zu ſchicken, wenn ſie ihm Beweiſe gäbe, daß er nicht verſucht würde. Er antwortete alſo: Sieh, Lusca, Alles was du mir geſagt haſt, erkenne ich für wahr an, andererſeits aber weiß ich auch, daß mein Herr ſehr klug und vorſichtig iſt, und da er Alles was ſein iſt meinen Händen anvertraut, ſo beſorge ich ſehr, daß Lydia dies alles nur mit ſeinem Wiſſen und Willen thue, um mich auf die Probe zu ſtellen und darum, wenn ſie zu meiner Aufklärung drei Dinge thun will, welche ich von ihr fordern werde, ſo ſoll ſie mir hernach gewiß nichts gebieten, das ich nicht ſchleunigſt vollbrächte. Dieſe drei Dinge, die ich fordere, ſind folgende: Erſtens, daß ſie in Nicoſtratos Gegenwart ſeinen beſten Sperber tödte, zweitens, mir eine Locke aus dem Barte des Nicoſtratos ſchicke, und endlich auch einen ſeiner Zähne und zwar einen der beſten.

Dieſe Forderungen ſchienen der Lusca hart und ihrer Gebieterin noch härter. Die Liebe aber, die eine treffliche Ermuthigerin und in Rathſchlägen die größte Meiſterin iſt, gab ihr den Entſchluß ein, es zu vollbringen, weßhalb ſie ihm durch ihre Dienerin zurückſagen ließ, ſie werde Alles was er gefordert habe, vollſtändig

und bald erfüllen, überdies aber, da er den Nicoſtratos doch für ſo klug halte, ſei ſie erbötig, ſich in deſſen Gegenwart mit Pyrrhus zu ergötzen und dann dem Nicoſtratos weiß zu machen, es ſei nicht wahr. Pyrrhus wartete alſo ruhig ab, was die Edelfrau beginnen werde. Als daher Nicoſtratos nach einigen Tagen ein großes Gaſtmahl gab, wie er es öfter gewiſſen Edelleuten zu geben pflegte, und die Tafel ſchon aufgehoben war, trat Lydia in einem ſehr zierlichen grünen Seidenkleide aus ihrer Kammer in den Saal, wo jene ſich aufhielten und ſchritt in Gegenwart des Pyrrhus und aller Uebrigen zu der Stange, worauf der Sperber ſaß, den Nicoſtratos ſo werth hielt; machte ihn los, als ob ſie ihn auf die Hand nehmen wollte, ergriff ihn bei den Feſſeln und ſchlug ihn gegen die Mauer, bis er todt war.

Als ihr darauf Nicoſtratos zurief: Weh mir, Weib, was haſt du gethan! antwortete ſie ihm nicht, ſondern wandte ſich zu den Edelleuten, welche mit ihm gegeſſen hatten und ſprach: Ihr Herrn, ich würde an einem König, der mir Schmach zufügte, übel Rache zu nehmen verſtehen, wenn ich nicht wagte, mich an einem Sperber zu rächen. Ihr müßt wiſſen, daß dieſer Vogel mich ſchon lange aller der Zeit beraubt, welche die Männer dem Vergnügen der Frauen widmen ſollten, denn kaum beginnt die Morgenröthe zu ſchimmern, ſo erhebt ſich mein Nicoſtratos, ſpringt zu Pferde und jagt, ſeinen Sperber auf der Hand, in das offene Blachfeld hinaus, um ihn fliegen zu ſehen; ich aber, wie ihr mich hier ſeht, bleibe einſam und traurig in meinem

Bette zurück. Deßhalb war ich schon öfters entschlossen, das zu thun, was ich jetzt gethan habe, und nichts anders hielt mich bis jetzt davon ab, als daß ich warten wollte, bis ich es in Gegenwart von Männern thun möchte, die meiner Beschwerde gerechte Richter sein könnten, wie ich glaube, daß ihr es sein werdet.

Die Edelleute, die dies hörten, und nicht zweifelten, daß ihre Neigung zu Nicostratos ganz so beschaffen sei, wie die Worte tönten, lachten Alle, wandten sich zu Nicostratos, der in Verwirrung gerathen war und sprachen: O, wie recht hat die Dame gethan, ihre Beleidigung durch den Tod des Sperbers zu rächen! Und mit mancherlei Scherzen über diesen Gegenstand gelang es ihnen, als sich die Dame schon in ihre Kammer zurückgezogen hatte, auch den Aerger des Nicostratos in Lachen zu verwandeln. Als aber Pyrrhus dies sah, sprach er bei sich selbst: Einen schönen Anfang hat die Herrin meiner glücklichen Liebe gegeben; Gott wolle nur, daß sie so fortfahre.

Als Lydia so den Sperber getödtet hatte, vergingen nur wenige Tage, bis sie sich einst mit Nicostratos in ihrer Kammer zusammenfand und durch Liebkosungen mit ihm ins Tändeln gerieth, wobei er sie zum Scherz ein wenig bei den Haaren zog und ihr dadurch Gelegenheit gab, auch die zweite Forderung des Pyrrhus in Erfüllung zu bringen: sie ergriff nemlich geschwind ein kleines Löckchen seines Bartes und zog unter Lachen so stark daran, daß sie es ganz aus dem Kinne riß. Als sich Nicostratos hierüber beklagte, sprach sie: Nun

was

was iſt dir denn, daß du ein ſolches Geſicht machſt? Etwa weil ich dir dieſe ſechs Härchen aus dem Barte riß? Es konnte dir nicht ſo wehe thun, als mir, da du mich eben bei den Haaren zogſt.“ Und ſo aus einer Rede in die andere ihr Getändel fortſetzend, hob die Dame die Bartlocke, welche ſie ihm ausgezogen hatte, ſorgfältig auf und ſchickte ſie noch deſſelben Tages ihrem Geliebten zu.

Die dritte Forderung koſtete die Dame mehr Kopfbrechens; aber ihr hoher Verſtand, den die Liebe noch erhöht hatte, gab ihr auch diesmal den Weg an, der zu ihrer Erfüllung einzuſchlagen ſei. Nicoſtratos hatte zwei Knaben im Hauſe, welche ihm von den Aeltern übergeben worden waren, um daſelbſt adlige Sitten, wie ſie ihrem Stande geziemten, zu erlernen: der Eine derſelben mußte dem Nicoſtratos beim Eſſen vorſchneiden, der Andere ihm zu trinken reichen. Dieſe ließ ſie rufen, redete ihnen vor, daß ſie aus dem Munde röchen und wies ſie an, wenn ſie den Nicoſtratos bedienten, den Kopf ſo viel als möglich zurückzuziehen, nie aber Jemand den Grund zu ſagen. Die Knaben glaubten ihr und fingen an, die Weiſe zu beobachten, welche die Dame ihnen gelehrt hatte, worauf ſie eines Tages zu Nicoſtratos ſprach: Haſt du bemerkt, was dieſe Knaben thun, wenn ſie dich bedienen? Nicoſtratos antwortete: Allerdings und ich habe ſie ſchon fragen wollen, weßhalb ſie dies thäten? Darauf entgegnete die Dame: Thu dies nicht, denn ich kann es dir ſagen und habe es dir eine geraume Zeit verſchwiegen, um

dir nicht wehe zu thun; jetzt aber, da ich ſehe, daß auch Andere anfangen, es zu bemerken, darf es dir nicht länger verholen bleiben. Es geſchieht nemlich aus keinem andern Grunde, als weil du ſehr ſtark aus dem Munde riecheſt, und ich weiß nicht, was die Urſache davon ſein mag, denn ſonſt pflegte das nicht der Fall zu ſein. Das iſt aber eine ſehr häßliche Sache für dich, der mit ſo vielen Edelleuten umzugehen hat und deßhalb müſſen wir auf Mittel denken, dem abzuhelfen. Hierauf verſetzte Nicoſtratos: Was kann dies aber ſein? Sollte ich einen verdorbenen Zahn im Munde haben? Lydia antwortete: Das iſt wohl möglich, führte ihn an ein Fenſter, ließ ihn den Mund öffnen, blickte erſt nach der einen, und dann nach der andern Seite und rief aus: O Nicoſtratos, wie iſt es möglich, daß du das ſo lange aushalten konnteſt! hier auf dieſer Seite ſitzt dir Einer, der wie es mir ſcheint nicht blos angegangen, ſondern ganz faul iſt und gewiß, wenn du ihn noch länger im Munde behältſt, verdirbt er dir auch die übrigen, die auf der Seite ſind und darum würde ich dir rathen, ihn hinauszuwerfen, ehe die Sache weiter geht. Da ſprach Nicoſtratos: Wenn du es für gut hältſt, ſo bin ich es zufrieden; laß alſo gleich nach einem Arzt ſchicken, der ihn mir ausziehe. Die Frau aber entgegnete: Das wolle Gott nicht, daß ein Arzt deßwegen ins Haus komme; er ſcheint mir ſo zu ſtehen, daß ich ihn dir ſelbſt ohne einen Arzt ganz wohl herausziehen kann. Von der andern Seite geben auch dieſe Zahnärzte dabei ſo grauſam

zu Werke, daß mein Herz es in keiner Weiſe ertragen würde, dich zwiſchen ihren Händen zu ſehen oder zu wiſſen und darum beſtehe ich darauf, es ſelbſt zu thun, denn wenigſtens kann ich dich, wenn es dir zu wehe thut, wieder loslaſſen, was der Arzt nicht thun würde. Sie ließ ſich alſo die zu dieſem Geſchäft nöthigen Werkzeuge kommen, ſchickte alle Anweſenden, mit Ausnahme der Lusca, die ſie bei ſich behielt, aus dem Zimmer, verſchloß dieſes von innen und ließ dann den Nicoſtratos ſich auf einer Bank ausſtrecken, fuhr ihm mit der Zange in den Mund, faßte einen ſeiner Zähne und mochte er nun vor Schmerzen noch ſo laut ſchreien, die Eine hielt ihn mit Gewalt feſt und die Andere zog ihm mit aller Macht einen Zahn heraus. Dieſen verwahrten ſie, nahmen einen andern ganz verdorbenen, den Lydia ſchon in der Hand hielt, hervor und zeigten ihn dem wehklagenden, faſt halb todten Manne mit den Worten: Sieh, was du nun ſchon ſo lange im Munde gehabt haſt. Dieſer glaubte ihnen und obwohl er heftige Schmerzen ausgeſtanden hatte und noch immer ſehr darüber klagte, ſo kam er ſich doch, da er einmal heraus war, wie geheilt vor und durch einige lindernde Mittel erquickt, fühlte er ſeinen Schmerz erleichtert und verließ die Kammer. Die Dame aber nahm den Zahn und ſchickte ihn ihrem Geliebten, der ihrer Liebe nun gewiß, ſich zu allen ihren Wünſchen bereit erklärte.

Die Dame aber, welche ihn noch ſicherer zu machen wünſchte, denn jede Stunde ſchien ihr tauſend zu wäh-

ren, bis ſie mit ihm zuſammen käme, wollte nun auch das noch erfüllen, wozu ſie ſich ſelbſt erboten hatte. Zu dieſem Ende ſtellte ſie ſich krank und eines Tages, als Nicoſtratos ſie nach Tiſche beſuchte und ſie außer Pyrrhus niemand bei ihm ſah, bat ſie ihn, ſie möchten ihr zur Erleichterung ihres Uebels doch beiſtehen, ſich in den Garten zu begeben. Nicoſtratos faßte ſie alſo bei der einen Seite und Pyrrhus bei der andern und trugen ſie in den Garten, wo ſie auf einem Grasplatz am Fuße eines Birnbaums niedergeſetzt wurde. Als ſie hier eine Weile geſeſſen, ſagte die Dame, denn den Pyrrhus hatte ſie ſchon von Allem unterrichten laſſen, was er zu thun habe: Pyrrhus, mich gelüſtet ſehr von den Birnen zu koſten: ſteige doch hinauf und wirf uns einige herab.

Pyrrhus ſprang eilends hinauf und fing an Birnen hinunter zu werfen; während er aber warf, hob er an und ſprach: Ei, Herr, was macht ihr denn da? Und ihr, Herrin, wie ſchämt ihr euch nicht, das in meiner Gegenwart zu dulden? Glaubt ihr, daß ich blind ſei? So eben noch wart ihr ſterbenskrank: wie ſeid ihr nun ſo ſchnell geheilt, daß ihr dergleichen Dinge beginnen möget? Und wollt ihr dergleichen beginnen, ſo habt ihr ja ſo viele ſchöne Zimmer: warum geht ihr nicht in eins derſelben, wenn ihr dieſes vorhabt? Es wäre doch ſchicklicher, als es in meiner Gegenwart zu thun.

Die Dame wandte ſich zu ihrem Gemahl und ſprach: Was redet Pyrrhus? Faſelt er? Aber Pyrrhus verſetzte: Nein, Herrin, ich faſele nicht; glaubt

ihr denn, ich könne nicht sehen? Nicostratos verwunderte sich sehr hierüber und sprach: Pyrrhus, wahrhaftig, ich glaube, du träumst. Pyrrhus entgegnete ihm: Herr, ich träume ganz und gar nicht und ihr träumt auch nicht, vielmehr schüttelt ihr euch so gewaltig, daß wenn dieser Birnbaum sich auch so schüttelte, wohl keine Birne darauf bliebe. Nun hub die Frau an: Wie mag das zugehen? wäre es möglich, daß es ihm so vorkäme, wie er sagt? Gott ist mein Zeuge, wenn ich so gesund wäre, wie ich sonst war, so müßte ich hinauf, um die Wunderdinge zu sehen, die er zu sehen vorgiebt. Pyrrhus fuhr unterdeß auf dem Birnbaum fort und sprach immer weiter von diesen Geschichten. Nicostratos rief ihm nun zu: Steig herunter! und er that es. Da fragte er ihn: Was sagst du, daß du sähest? Pyrrhus antwortete: Ich glaube, ihr haltet mich für einen Narren oder Träumer: ich sah euch, wenn ich es doch sagen soll, über eurer Frau her und jetzt, da ich herabstieg, sah ich wie ihr aufstandet und euch hieher setztet, wo ihr jetzt sitzt. Gewiß, sprach Nicostratos, warst du hierin toll, denn wir haben uns, seit du auf den Birnbaum stiegst, nicht gerührt, außer jetzt, wie du siehst. Pyrrhus erwiederte: Was streiten wir hierüber? ich sah euch doch und wenn ich euch sah, so wars auf dem Eurigen.

Nicostratos verwunderte sich immer mehr, zuletzt aber sprach er: So will ich doch sehen, ob dieser Birnbaum verzaubert ist, und Jeder, der hinaufsteigt, diese Wunder sieht. Hiermit stieg er hinauf und kaum war

er oben, so lagen sich Pyrrhus und seine Frau in den Armen. Als Nicostratos dies sah, fing er an zu schreien: Halt, Ehebrecherin, was beginnst du? Und du, Pyrrhus, dem ich völlig vertraute? Mit diesen Worten fing er an wieder hinab zu steigen. Wir sitzen hier ganz stille, rief die Frau mit Pyrrhus, und da sie ihn herabsteigen sahen, kehrten sie eiligst zurück und setzten sich, wie sie gesessen hatten. Als Nicostratos hinabkam und sie da wieder fand, wo er sie gelassen hatte, hub er an sie zu schelten. Pyrrhus aber entgegnete: Nicostratos, nun muß ich selber gestehen, was ihr vorhin behauptetet, daß ich falsch gesehen habe, während ich auf dem Birnbaume war, und das erkenne ich an nichts anderm, als daran, daß auch ihr, wie ich sehe und weiß, falsch sahet. Und daß ich die Wahrheit spreche, könnt ihr schon daran erkennen, wenn ihr bedenkt und erwägt, daß eine Frau, die überaus ehrbar und verständiger als irgend eine andere ist, wenn sie euch solchen Schimpf zufügen wollte, sich wohl nimmermehr einfallen lassen würde, es vor euern Augen zu thun. Von mir selbst will ich nicht reden, der ich mich lieber viertheilen ließe, als daran nur zu denken, geschweige denn es in eurer Gegenwart zu thun. Es ist also kein Zweifel, daß die Zauberei dieses Truggesichts von dem Birnbaum herrührt, denn die ganze Welt würde es mir nicht ausgeredet haben, daß ihr hier mit eurer Frau fleischlichen Umgang gepflogen, wenn ich euch nicht hätte sagen hören, daß es euch vorkomme, als thue ich das, was ich gewiß bin,

niemals nur gedacht, geſchweige denn je begangen zu haben.

Nun erhob ſich auch die Frau, die ſich ſehr erzürnt ſtellte und begann: Ei, ſo ſtrafe dich Gott, hältſt du mich für ſo einfältig, wenn ich mich mit ſolchen Jämmerlichkeiten befaſſen wollte, wie du geſehen haben willſt, daß ich ſie vor deinen Augen thun würde? Sei verſichert, wenn ich je Verlangen darnach fühlte, ich käme nicht hieher, ſondern es würde in einer unſerer Kammern und zwar auf eine Weiſe geſchehen, daß es ein Wunder wäre, wenn du es jemals erführeſt.

Nicoſtratos, dem es einleuchtend ſchien, was der Eine wie die Andere ſagte, daß ſie ſich hier vor ſeinen Augen wohl nimmermehr ein ſolches Vergehen zu Schulden kommen laſſen würden, ſtand nun von Reden und Vorwürfen dieſer Art ab und begann von der Neuheit der Erſcheinung und der Wunderbarkeit des Geſichts zu ſprechen, das für Jeden, der hinaufſteige, ſich ſo ſeltſam verwandle. Allein, die Dame, die noch immer über die Meinung erzürnt ſchien, welche Nicoſtratos von ihr zu hegen bewieſen hatte, ſprach: Wahrlich, dieſer Birnbaum ſoll in Zukunft weder mir noch einer andern Frau wieder ſolchen Schimpf anthun, wenn ich es verhindern kann, und darum, Pyrrhus, lauf und hole eine Axt und räche dich und mich zugleich an ihm, indem du ihn umhauſt, obgleich es vielleicht viel beſſer ſein möchte, dem Nicoſtratos damit auf den Kopf zu ſchlagen, weil er ſich ſo ohne alle Ueberlegung die Augen des Verſtandes verblenden ließ. Denn wenn du auch

mit denen, die du im Kopfe haſt, das zu ſehen glaubteſt, was du ſagſt, ſo dürfteſt du es doch nimmermehr mit dem Urtheil deines Geiſtes begreifen und annehmen, daß es ſich ſo verhalte. Pyrrhus lief unterdeß eilends nach der Art und hieb den Baum um. Als ihn die Dame fallen ſah, ſprach ſie zu Nicoſtratos: Jetzt, da ich den Feind meiner Ehre gefällt ſehe, iſt auch mein Zorn verſchwunden, und hierauf verzieh ſie dem Nicoſtratos, der darum anhielt, freundlich, jedoch unter der Bedingung, daß er ſich nie wieder einfallen laſſe, von ihr, die ihn mehr als ſich ſelbſt liebe, dergleichen Dinge zu glauben. So kehrte denn der arme verhöhnte Mann mit ihr und ihrem Geliebten zu dem Schloſſe zurück, wo nun zu vielen Malen Pyrrhus bei Lydien und ſie bei ihm mit mehr Gemächlichkeit noch Glück und Vergnügen genoß.

10. Die Nachtigall.

Es iſt noch gar lange nicht her, daß in der Romagna ein würdiger und wohlgezogener Ritter lebte, der Meſſer Lizio da Valbona genannt wurde, dem zufällig noch in den Tagen des heranrückenden Alters von ſeiner Frau, Madonna Giacomina, eine Tochter geboren wurde. Dieſe ward, als ſie heranwuchs, vor allen Andern in der Umgegend ſchön und anmuthig und weil ſie dem Vater und der Mutter allein verblieben war, wurde ſie von dieſen auf das Höchſte geliebt und werth gehalten, und mit wunderbarer Sorgfalt bewacht, weil ſie ſich durch ſie mit einem vornehmen Hauſe zu verſchwägern hofften.

Nun verkehrte in dem Hauſe des Meſſer Lizio, mit dem er viel Umgang hatte, ein friſcher und ſchöner Jüngling, der aus dem Hauſe der Mauardi da Brettinoro war und Ricciardo hieß, vor welchem Lizio und ſeine Frau keine andere Obhut nahmen, als ſie vor dem eigenen Sohne genommen hätten. Da dieſer das wunderſchöne, reizende Mädchen einmal über das andere erblickte, ihre untadelhaften Sitten und ihre reife Blüthe, verliebte er ſich heftig in ſie, hielt aber dieſe Liebe mit großer Sorgfalt verborgen. Dies gewahrte das Mädchen und ohne dem Schuß auszuweichen, begann auch ſie ihn zu lieben, worüber Ricciardo ſich ſehr glücklich fühlte. Schon oft war er Willens geweſen,

ihr ein Wort zu ſagen, doch aus Furcht hatte er ſtets geſchwiegen; eines Tages aber benutzte er Zeit und Muth und ſagte ihr: Catherina, ich bitte dich, laß mich nicht vor Liebe ſterben. Sogleich verſetzte das Mädchen: Wollte Gott nur, Du ließeſt mich nicht umkommen.

Dieſe Antwort erhöhte nicht wenig Ricciardos Freude und Muth; er erwiederte ihr: An mir ſoll es nicht liegen, wenn etwas, das dir Freude macht, nicht geſchieht; bei dir aber ſteht es, ein Mittel zu finden, das dein und mein Leben rette. Darauf entgegnete das Mädchen: Du ſiehſt Ricciardo, wie ich bewacht werde, und darum weiß ich für mein Theil nicht, wie du zu mir kommen könnteſt; wenn du aber einen Weg weiß, den ich ohne Verluſt des guten Namens einſchlagen kann, ſo nenne ihn und ich will ihn gehen. Ricciardo, der eine Weile nachgedacht hatte, antwortete raſch: Meine ſüße Catherina, ich weiß kein Mittel, wenn du nicht auf dem Altan, der nach deines Vaters Garten ſieht, ſchlafen oder dich einfinden kannſt, denn wenn ich wüßte, daß du in der Nacht dort zu finden wärſt, ſo würde ich mich anheiſchig machen, unfehlbar dahin zu kommen, wiewohl er ſehr hoch iſt. Hierauf antwortete Catherina: Wenn du dich getrauſt, dich da einzufinden, ſo hoffe ich es ſo einzurichten, daß es mir geſtattet wird, dort zu ſchlafen. Ricciardo ſagte ihr dies zu; darauf luſten ſie ſich ein Mal im Fluge und ſchieden.

Am andern Morgen, es war in den letzten Tagen des Maimonats, begann das Mädchen damit, vor der Mutter darüber Klage zu führen, daß ſie in der vergangenen

Nacht vor der übermäßigen Hitze nicht habe ſchlafen können. Die Mutter entgegnete: O mein Kind, was war denn für Hitze? Es war ja gar nicht heiß. Aber Catherina verſetzte: Liebe Mutter, ihr ſolltet ſagen, nach meinem Bedünken: dann ſagtet ihr vielleicht die Wahrheit. Aber ihr bedächtet doch billig, wie viel heißer es den Mädchen iſt, als den bejahrten Frauen. Darauf ſagte die Mutter: Das iſt richtig, meine Tochter, aber ich kann es dir doch nicht nach Belieben kalt oder warm machen, wie du es vielleicht wünſcheſt. Das Wetter will ertragen ſein, wie es die Jahreszeit mit ſich bringt; vielleicht wird es die nächſte Nacht kühler ſein, daß du beſſer ſchläfſt. Das gebe Gott, entgegnete Catherina, aber es pflegt nicht zu geſchehen, wenn es gegen den Sommer geht, daß die Nächte ſich abkühlen. Was willſt du aber, fragte die Mutter, daß ich thun ſoll? Catherina antwortete: Wenn es meinem Vater und euch gefiele, ſo möchte ich mir gern ein Bette auf dem Altane machen, der neben ſeiner Kammer nach dem Garten ſieht und dort ſchlafen: da würde ich die Nachtigall ſchlagen hören und mich an dieſem kühlern Orte ungleich beſſer befinden, als in eurer Kammer. Hierauf ſprach die Mutter: Beruhige dich, Tochter, ich werde mit dem Vater ſprechen, und wenn es ihm Recht iſt, ſo ſoll es geſchehen.

Als Meſſer Lizio dieſe Dinge aus dem Munde ſeiner Gattin vernahm, gab er, der ſchon alt und vielleicht darum ein wenig mürriſch war, zur Antwort: Was für eine Nachtigall iſt das, bei der ſie ſchlafen

will? Beim Gezirpe der Grillen will ich ſie ſchlafen machen. Catherina aber, die dies wieder erfuhr, ſchlief nun in der ganzen folgenden Nacht, mehr aus Trotz als vor Hitze, nicht allein ſelber nicht, ſondern ließ vor ihren Klagen über die Hitze auch die Mutter nicht ſchlafen. Als die Mutter dies ſah, wandte ſie ſich am Morgen zu Meſſer Lizio und ſprach: Herr, ihr habt das Mädchen wenig lieb. Was thut es euch, wenn ſie auf dem Altane ſchläft? Sie hat die ganze Nacht vor Hitze keine Ruhe gefunden und überdies, was verwundert ihr euch, daß es ihr Vergnügen macht, die Nachtigall ſingen zu hören, da ſie doch ein Kind iſt? Die Mädchen lieben, was ihnen ähnlich iſt. Da Meſſer Lizio dies hörte, ſprach er: Immerhin, mag ihr dort ein Bette gemacht werden, wie es Agum hat und häng ihr einen Vorhang von Sarſche umher; da mag ſie nun ſchlafen und die Nachtigall ſingen hören, ſo viel ihr beliebt.

Als das Mädchen dies erfuhr, ließ ſie ſich ſchnell ein Bette dort machen und weil ſie ſchon die nächſte Nacht darin ſchlafen ſollte, wartete ſie ſo lange bis ſie Ricciardo erblickte, welchem ſie das unter ihnen verabredete Zeichen gab, wodurch er erfuhr, was er zu thun habe. Meſſer Lizio hörte das Mädchen zu Bette gehen, verſchloß die Thüre, welche aus ſeiner Kammer auf den Altan führte, und begab ſich gleichfalls zu Bette. Sobald aber Ricciardo rings umher alles ruhig ſah, ſtieg er mit Hülfe einer Leiter auf eine Mauer und dann von dieſer, an gewiſſe Verzahnungen einer andern Mauer ſich anklammernd, gelangte er mit großer Mühe und

Gefahr, wenn er ausgeglitten wäre, auf den Altan, wo er von der Jungfrau in aller Stille mit festlichem Jubel empfangen wurde. Nach vielen Küssen legten sie sich zusammen nieder und genossen fast die ganze Nacht Freude und Entzücken an einander, indem sie die Nachtigall zu vielen Mahlen schlagen ließen. Die Nächte waren kurz, der Genuß groß und, was die beiden nicht vermutheten, der Tag schon nahe, und so noch erhitzt vom Wetter und vom Vergnügen, schliefen sie ein, ohne irgend eine Bedeckung über sich zu haben. Catherina aber hielt mit dem rechten Arm Ricciardos Hals umschlungen, während ihre Linke das ergriffen hatte, was die Frauen in Gesellschaft von Männern sich am meisten zu nennen schämen. So schlafend, ohne je zu erwachen, traf sie der anbrechende Tag; Messer Lizio erhob sich vom Lager und weil er sich erinnerte, die Tochter schlafe auf dem Altan, öffnete er leise die Thüre und sprach zu sich selbst: Wir wollen doch sehen, wie die Nachtigall Catharinen heute Nacht hat schlafen machen. Und behutsam weiter schreitend, hob er die Sarsche empor, womit das Bette verhangen war und sah den Ricciardo und das Mädchen sich umarmt haltend, nackt und unbedeckt in der beschriebenen Art schlafen. Als er den Ricciardo mit Bestimmtheit erkannt hatte, entfernte er sich wieder und ging zu der Kammer seiner Gattin, rief sie an und sprach: Geschwind, Frau, steh auf und sieh wie verliebt dein Töchterlein in die Nachtigall gewesen ist: sie hat sie gefangen und hält sie in der Hand. Die

Frau verſetzte: Wie iſt das möglich? Aber Herr Lizio antwortete: Du wirſt es ſchon ſehen, komm nur ſchnell.

Sie kleidete ſich eilig an und folgte ſtill Herrn Lizio, und als ſie beide zu dem Bette gelangten, und die Sarſche aufgehoben wurde, konnte Madame Giacomina deutlich erkennen, wie ihr Töchterchen die Nachtigall, welche ſie ſo ſehr gewünſcht hatte, ſchlagen zu hören, gefangen habe und in der Hand halte. Darüber wollte die Dame, welche ſich von Ricciardo ſo böslich hintergangen ſah, Lärm machen und ihn ausſchelten, aber Meſſer Lizio ſprach: Nimm dich in Acht, Frau, ſo lieb dir meine Liebe iſt, daß du reinen Mund hältſt, denn wahrlich, da ſie den Vogel gefangen hat, ſoll er auch ihr gehören. Ricciardo iſt Edelmann und ein reicher Jüngling, ſeine Schwägerſchaft kann uns nur erwünſcht ſein: will er im Guten von mir loskommen, ſo muß er ſie erſt heirathen und ſo wird er finden, er habe die Nachtigall in ſeinen eigenen Käfich und in keinen fremden geſperrt. Dieſe Worte beruhigten die Mutter: ſie ſah, daß ihr Mann über den Vorfall keineswegs zürne, überzeugte ſich, daß die Tochter eine gute Nacht gehabt, wohl geſchlafen und die Nachtigall gefangen habe und ſchwieg.

Nicht lange nach dieſem Geſpräch erwachte Ricciardo und als er den lichten Tag erblickte, meinte er vor Schrecken des Todes zu ſein; er rief Catherinen zu und ſprach: Weh mir, mein Leben, was machen wir? der Tag iſt angebrochen und hat mich hier überraſcht. Bei dieſen Worten trat Meſſer Lizio vor, hob die

Barſche auf und ſprach: Das wollen wir ſchon machen. Als ihn Ricciardo erblickte, meinte er, das Herz würde ihm aus dem Buſen geriſſen; er richtete ſich im Bette auf und ſprach: Herr, ich bitte euch beim Namen Gottes um Gnade. Ich bekenne als ein Verbrecher und Verräther den Tod verdient zu haben: darum macht mit mir, was ihr wollt; wenn es aber ſein kann, ſo bitte ich euch flehentlich, habt Gnade mit meinem Leben, daß ich nicht ſterben muß. Darauf entgegnete Meſſer Lizio: Ricciardo, ſolchen Hohn verdiente die Liebe nicht, die ich zu dir trug, noch das Vertrauen, das ich dir ſchenkte; doch da es einmal ſo iſt und deine Jugend dich zu einem ſolchen Fehltritte verleitet hat, ſo wirſt du, um dir den Tod und mir die Schande zu erſparen, Catherinen zu deinem rechtmäßigen Weibe nehmen, damit ſie, wie ſie dieſe Nacht die deinige geweſen iſt, es fortan ſei, ſo lange ſie lebt. So nur kannſt du meinen Frieden und deine Rettung erlangen; willſt du das aber nicht, ſo befiehl Gott deine Seele. Während dieſes Geſprächs entließ Catherina die Nachtigall, verhüllte ſich und fing an bitterlich zu weinen, und den Vater anzuflehen, daß er dem Ricciardo verzeihe; andererſeits aber bat ſie den Ricciardo, das zu thun, was Meſſer Lizio verlangte: alsdann würden ſie auch noch lange ſolche Nächte in Sicherheit genießen können. Hierzu aber bedurfte es nicht zu vieler Bitten, denn einerſeits bewog ihn die Scham über den begangenen Fehltritt und der Wunſch ihn wieder gut zu machen, andererſeits die Furcht vor dem Tode und das

Verlangen, ihm zu entkommen, und überdies noch die glühende Liebe und die Begierde nach dem Beſitz des geliebten Gegenſtandes, ungeſäumt und frei zu erklären, er ſei bereit zu thun, was Meſſer Lizio begehre. Meſſer Lizio ließ ſich alſo von Madonna Giacomina einen ihrer Ringe leihen, worauf ſich Ricciardo ohne die geringſte Weigerung ſofort und in Gegenwart der Aeltern Catherinen als ſeiner Frau verlobte. Da dies geſchehen war, entfernten ſich Meſſer Lizio und ſeine Gattin, indem ſie ſprachen: Ruht euch jetzt aus, denn das wird euch vermuthlich nöthiger ſein, als das Aufſtehen. Als ſie fort waren, umarmten ſich die jungen Leute von Neuem, und da ſie in der Nacht nur ſechs Miglien zurückgelegt hatten, machten ſie, bevor ſie aufſtanden, noch zwei andere, womit ſie die erſte Tagereiſe beſchloſſen. Dann ſtanden ſie auf und nachdem Ricciardo eine geordnete Unterredung mit Herrn Lizio gehalten, verlobte er ſich einige Tage nachher, wie es ſchicklich war, in aller Freunde und Verwandten Gegenwart von Neuem mit dem Mädchen, führte ſie mit feſtlichem Jubel in ſein Haus, wo er eine prächtige und ſchöne Hochzeit feierte und dann noch lange in Frieden und Ruhe mit ihr der Nachtigall nachſtellte, am Tage wie bei der Nacht und ſo oft es ihm gefiel.

---

11. Die beiden Freunde.

Zu der Zeit als Cäſar Octavianus noch nicht Auguſtus genannt wurde, ſondern in dem ſogenannten Triumvirat das römiſche Reich beherrſchte, lebte in Rom ein Edelmann, Publius Quintius Fulvus genannt, der einen Sohn hatte, Titus Quintius Fulvus mit Namen, welchen er ſeiner wundervollen Anlagen willen nach Athen ſandte, um Philoſophie zu ſtudieren, indem er ihn daſelbſt einem vornehmen Manne, der Cremes hieß und von Alters her ſein Freund war, auf das Angelegentlichſte empfahl. Dieſer nahm den Titus in ſein eigenes Haus und in die Geſellſchaft ſeines Sohnes Giſippus auf und in der Schule eines Philoſophen, Namens Ariſtipp, wurden nun Titus und Giſippus gleichermaßen von Cremes zur Erlernung der Weisheit angehalten. Als die Jünglinge mit einander zu verkehren begannen, fand ſich ſo viel Uebereinſtimmung in ihrem Weſen, daß die größte Brüderlichkeit und die innigſte Freundſchaft zwiſchen ihnen entſtand, welche nachher kein anderes Ereigniß als der Tod zu trennen vermochte. Keiner von ihnen wußte Genüge und Ruhe zu finden, als wo ſie beide zuſammen waren. Sie hatten ihre Studien mit einander begonnen, und da beide gleichmäßig mit den höchſten Geiſtesanlagen begabt waren, erſtiegen ſie die glorreichen Höhen der Philoſophie mit gleichen Schritten und mit wunderbarem Ruhme.

In dieſer Lebensweiſe verbrachten ſie, zur größten Freude des Cremes, der den Einen faſt nicht mehr als den Andern für ſeinen Sohn hielt, wohl drei volle Jahre; nach deren Ablauf aber geſchah es, wie es mit allen Dingen geſchieht, daß Cremes im hohen Alter aus dieſem Leben hinüberging, worüber Beide, wie über einen gemeinſamen Vater, gleiches Leid trugen, ſo daß weder die Freunde noch die Verwandten des Cremes zu unterſcheiden wußten, welcher von Beiden wegen dieſes Todesfalls am meiſten Troſt bedürfe.

Nach einigen Monaten ereignete es ſich indeß, daß die Freunde und Verwandten des Giſippus zu ihm kamen und ihm mit Beiſtand des Titus zuredeten, eine Frau zu nehmen; auch ſuchten ſie ihm wirklich eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit und vornehmer Herkunft aus, welche Bürgerin von Athen war, mit Namen Sofronia hieß und etwa funfzehn Jahre zählen mochte. Als der zur Hochzeit anberaumte Tag herannahte, bat Giſippus eines Tages den Titus, mit ihm zu kommen, um ſie zu ſehen, denn bis dahin hatte er ſie noch nicht erblickt. Da ſie zu ihrem Hauſe kamen und ſie in der Mitte zwiſchen beiden ſaß, begann Titus, gleichſam um die Reize der Braut ſeines Freundes zu prüfen, ſie mit großer Aufmerkſamkeit zu betrachten und da ſie ihm in allen Stücken überaus wohlgefiel, ertheilte er ihr bei ſich ſelbſt das höchſte Lob und entzündete ſich dabei, ohne es ſich im Geringſten merken zu laſſen, ſo heftig für ſie, als ſich nur je ein Liebender für eine Schöne entzündet haben mag.

Nachdem sie einige Zeit bei ihr zugebracht hatten, schieden sie und kehrten nach Hause zurück. Hier begann nun Titus, da er allein in seine Kammer gelangte, an das liebreizende Mädchen zu denken und entflammte sich dabei immer mehr, je mehr er seinen Gedanken nachhing. Als er dies wahrnahm, begann er nach vielen heißen Seufzern so zu sich selber zu sprechen: O unselig ist dein Leben, Titus! Wohin, worauf richtest du deinen Sinn, deine Liebe und deine Hoffnung? Weißt du denn nicht, daß sowohl die von Cremes und allen den Seinigen empfangene gastliche Aufnahme als die vollkommene Freundschaft, die zwischen dir und Gisippus besteht, dessen Braut sie ist, dir die Pflicht auferlegt ist, dieses Mädchen immerdar wie eine Schwester zu ehren? Was liebst du also? Wohin läßt du dich von der Betrügerin Liebe verlocken? Wohin von der Schmeichlerin Hoffnung? So öffne doch die Augen des Verstandes, Elender, und erkenne sich selbst; gieb der Vernunft Raum, zügle dein sehnliches Verlangen, dämpfe die krankhaften Wünsche und richte deine Gedanken auf ein anderes Ziel; bekämpfe deine Begierden, da sie im Entstehen begriffen sind und bezwinge dich selbst, da es noch Zeit ist. Was du begehrst, gebührt dir nicht, die Ehre verbietet es; das Ziel, das du dich zu verfolgen anschickst, müßtest du, wenn du auch Gewißheit hättest, es zu erreichen, wie du sie nicht hast, dennoch ewig meiden und fliehen, wenn du das bedächtest, was die wahre Freundschaft erfordert und deine Pflicht erheischt. Was also thun, Titus? Die

unanziemende Neigung aufgeben, wenn du thun willst was sich geziemt.

Bald aber gedachte er wieder an Sofronia und plötzlich umgewandt, verwarf er Alles, was er zuvor gesagt hatte, indem er sprach: Die Gesetze der Liebe sind von größerer Gewalt, als alle übrigen: sie entbinden nicht blos von denen der Freundschaft, sondern selbst von den göttlichen. Wie oft liebte nicht der Vater die eigene Tochter, der Bruder die Schwester, die Stiefmutter den Stiefsohn? Alles weit unnatürlicher, als wenn ein Freund eines andern Gattin liebt, was schon tausendmal geschehen ist. Ueberdies bin ich jung und die Jugend ist dem Gesetz der Liebe unbedingt unterworfen. Was also der Liebe gefällt, muß auch mir gefallen. Die Enthaltsamkeit gebührt dem reifern Alter: ich kann nichts Anderes wollen, als was die Liebe will. Ihre Schönheit ist so groß, daß sie von Jedem geliebt zu werden verdient und wenn ich sie liebe, der ich jung bin, wer kann mich mit Recht deßhalb tadeln? Liebe ich sie doch nicht deßhalb, weil sie dem Gisyrus gehört, sondern ich liebe sie, weil ich sie lieben würde, wem sie auch angehören möchte. Nur der Zufall trägt die Schuld, welcher sie meinem Freunde Gisyrus und nicht einem Andern verbunden hat, und wenn es recht ist, daß sie geliebt werde, wie sie es denn durch ihre Schönheit mit Recht verdient, so muß auch Gisyrus mit Recht mehr damit zufrieden sein, wenn er erfährt, daß ich sie liebe, als ein Anderer. Und von dieser Betrachtung verfiel er, indem er sich selbst zum Besten

hielt, in die entgegengesetzte zurück und aus dieser wieder in jene, aus jener in diese und so brachte er nicht bloß diesen Tag und die folgende Nacht zu, sondern noch mehrere andere, bis er endlich Eßlust und Schlaf verlor und vor Entkräftung das Bette hüten mußte.

Gisippus, der ihn seit einigen Tagen gedankenvoll gesehen hatte und ihn jetzt krank sah, bekümmerte sich sehr darüber und bestrebte sich mit aller Kunst und Sorgfalt, ohne je von seiner Seite zu weichen, ihm Trost zuzusprechen, indem er ihn oft und dringend nach der Ursache seines Tiefsinns und seiner Krankheit fragte. Titus hatte ihm mehrmals mit allerlei Märchen geantwortet, welche Gisippus für solche erkannt hatte; als er aber sah, daß jener nicht ablasse, ihn zu bestürmen, antwortete ihm Titus endlich mit Weinen und Seufzen in dieser Weise: Gisippus, wenn es den Göttern gefallen hätte, so wäre mir der Tod gewiß willkommener gewesen, als länger zu leben, wenn ich bedenke, daß mich das Geschick dahin geführt hat, wo ich meine Tugend, eben da ich verpflichtet wäre eine Probe von ihr abzulegen, zu meiner größten Beschämung besiegt finde. Doch wahrlich, ich erwarte nun bald den Lohn, der mir dafür gebührt, nemlich den Tod, der mir willkommener sein soll, als ein längeres Leben mit dem Bewußtsein meiner Schmach, welche ich dir, dem ich nichts verbergen kann noch soll, nicht ohne große Beschämung werde entdecken können. Und nun von vorne beginnend, enthüllte er ihm die Ursache seines Tiefsinns, seine Gedanken und den Kampf derselben und

auf welche Seite ſich der Sieg neige und wie er aus Liebe für Sofronien vergebe, wobei er hinzufügte, daß er in dem Bewußtſein, wie wenig dieſelbe ihm zukomme, ſich zur Buße dafür zu ſterben entſchloſſen habe, womit er bald zu Stande zu kommen glaube. Als dies Giſippus vernahm und den Freund weinen ſah, ſtand er eine Weile unſchlüſſig da, indem auch er von dem Liebreiz der ſchönen Jungfrau, obgleich nicht ſo leidenſchaftlich, eingenommen war. Doch unverzüglich entſchied er ſich, das Leben des Freundes müſſe ihm theurer ſein, als Sofroniens Beſitz und ſo von ſeinen Thränen zu gleichen Thränen eingeladen, antwortete er ihm weinend: Titus, wärſt du des Troſtes nicht ſo bedürftig, wie du es biſt, ſo würde ich mich bei dir ſelber über dich beklagen, denn offenbar haſt du die Pflichten unſerer Freundſchaft verletzt, indem du mir deine heftige Leidenſchaft ſo lange verborgen hielteſt. Mag es auch ſein, daß du ſie mit der Ehre unverträglich glaubteſt, ſo darf man doch auch die unehrbaren Dinge ſo wenig als die ehrbaren dem Freunde verhehlen, denn der wahre Freund, wie er ſich der ehrbaren Dinge mit dem Freunde erfreut, ſo wird er ſich auch bemühen, die unehrbaren aus der Seele des Freundes zu tilgen. Doch jetzt ſchweige ich hiervon und komme zu dem, was mir dringender ſcheint. Daß du Sofronien, meine Verlobte, mit glühender Seele liebſt, wundert mich nicht, vielmehr würde ich mich wundern, wenn dem nicht ſo wäre, da ich ihre Schönheit und den Adel deines Herzens kenne, das um ſo empfänglicher für die Leidenſchaft ſein muß, je vollkom-

mener der geliebte Gegenſtand iſt. Soviel Recht du alſo haſt, Sofronien zu lieben, ſo mit Unrecht beſchwerſt du dich, obwohl du dies nicht ausſprichſt, über das Glück, das ſie mir beſchieden habe, indem du glaubſt, deine Liebe ſei mit der Ehre verträglicher, wenn ſie einem Andern gehörte als mir.. Wenn du aber verſtändig ſein willſt, wie du pflegteſt, wem hätte ſie das Glück wohl verleihen können, um dich mehr zum Dank zu verpflichten, als indem es ſie mir verlieh? Jeder Andere, dem es ſie beſchieden hätte, würde ſie, wie ehrenhaft deine Liebe auch geweſen wäre, doch gewiß mehr für ſich geliebt haben, als für dich; was du von mir, wenn du mich wirklich ſo für deinen Freund hältſt, wie ich es bin, nicht befürchten darfſt, und zwar deßhalb nicht, weil ich mich nicht erinnern kann, daß ich, ſeit wir Freunde ſind, etwas beſeſſen hätte, was nicht ſo dein, wie mein geweſen wäre. So würde ich es, wäre die Sache ſchon ſo weit gediehen geweſen, daß es nicht mehr anders ſein könnte, auch hiermit gehalten haben, wie mit allen andern Dingen; aber noch iſt die Sache ja ſo bewandt, daß ich ſie zu deinem ausſchließlichen Beſitzthum machen kann: und hierzu bin ich entſchloſſen, denn ich wüßte nicht, wodurch dir meine Freundſchaft werth ſein könnte, wenn ich in einer Sache, die mit Ehren geſchehen kann, nicht deinen Willen zu dem meinigen zu machen verſtünde. Es iſt wahr, Sofronia iſt meine Braut, auch liebte ich ſie zärtlich und erwartete den Tag unſerer Hochzeit mit großen Freuden; allein da du, auch hierin viel verſtändiger als ich, mit heißerm

Verlangen den Beſitz eines ſo ſchätzbaren Gegenſtandes, wie ſie iſt, begehrſt, ſo ſei überzeugt, daß ſie nicht als meine, ſondern als deine Gattin meine Kammer betreten wird. Darum laß das Grübeln, verſcheuche den Trübſinn, rufe die verlorene Geſundheit, Hoffnung und Heiterkeit zurück und erwarte von nun an mit Freuden den Lohn, deſſen deine Liebe viel würdiger iſt, als die meine.

Als Titus dieſe Worte des Giſippus vernahm, gewährte ihm die dargebotene ſchmeichelnde Hoffnung nicht mehr Vergnügen, als ihn die ſchuldige Ueberlegung beſchämte, welche ihm ſagte, je größer der Edelmuth des Giſippus ſei, um ſo größer erſcheine auch auf ſeiner Seite das Unrecht, wenn er davon Gebrauch machen wolle. Darum gab er ihm, ohne vom Weinen laſſen zu können, mit großer Mühe zur Antwort: Giſippus, deine großmüthige und wahre Freundſchaft zeigt mir deutlich genug, was der meinigen zu thun geziemt. Gott behüte mich, daß ich diejenige, die er dir als dem Würdigern beſchieden hat, von dir als die meinige empfangen ſollte. Wenn er erkannt hätte, daß ſie mir gebühre, ſo darfſt du nicht, noch ein anderer glauben, daß er ſie dir beſchieden haben würde. Genieße alſo froh deiner Erwählung, ſeines weiſen Rathſchluſſes und ſeines Geſchenks, mich aber laß in meinen Thränen vergehen, denn dieſe hat er mir, der ich eines ſolchen Gutes nicht würdig war, beſchieden: ich überwinde ſie entweder und dann wird es dir lieb ſein, oder ſie überwinden mich und dann bin ich der Pein entledigt.

Hierauf antwortete ihm Gisippus: Titus, wenn unſere Freundſchaft mir das Recht zugeſteht, daß ich dich zwingen dürfe, meinem Willen zu folgen, und wenn ſie dich bewegen kann, ihm Folge zu leiſten, ſo iſt es bei dieſer Gelegenheit, wo ich vollkommenen Gebrauch von ihr zu machen gedenke, und wenn du dich meinen Bitten nicht willig ergiebſt, ſo werde ich die Gewalt gebrauchen, welche zum Heil eines Freundes anzuwenden erlaubt iſt, um Sofronia zu der deinigen zu machen. Ich weiß, was die Kraft der Liebe vermag, weiß, daß ſie nicht einmal, ſondern ſchon gar oft die Liebenden zu unſeligem Ende geführt hat und dieſem ſehe ich dich ſo nahe, daß du weder umzukehren noch deine Thränen zu beſiegen vermöchteſt, ſondern fortſchreitend beſiegt werden und erliegen müßteſt, worauf ich dir ohne allen Zweifel bald nachfolgen würde. Liebte ich dich alſo auch aus keinem andern Grunde, ſo müßte ich ſchon um ſelbſt leben zu können dein Leben werth halten. Sofronia wird alſo die Deinige ſein, denn du würdeſt eine andere ſo leicht nicht finden, die dir ſo gefiele; ich aber, der ſeine Liebe leicht einer andern zuwenden kann, werde dann dich und mich glücklich ſehen. Vielleicht würde ich auch hierin ſo freigebig nicht ſein, wenn die Frauen ſo ſelten und ſo ſchwer zu finden wären als die Freunde es ſind: da ich hingegen gar leicht eine andere Frau, nicht aber einen andern Freund finden kann, ſo will ich ſie lieber, ich ſage nicht verlieren (denn ich verliere ſie nicht, da ich ſie dir gebe, ich übertrage ſie nur zu ihrem Beſten meinem andern Selbſt) ſondern dir übertra-

gen, als daß ich dich verlieren ſollte. Und darum, wenn meine Bitten irgend über dich Gewalt haben, ſo bitte ich dich, entſchlage dich dieſer Betrübniß, tröſte damit zugleich dich und mich und ſchicke dich mit freudiger Hoffnung zum Genuße des Glückes an, das deine heiße Liebe von dem geliebten Mädchen erſehnt.

Obgleich Titus ſich darein zu willigen ſchämte, daß Sofronia ſeine Gattin würde, und ſich deßhalb noch hartnäckig weigerte, ſo bewog ihn doch von der einen Seite die Liebe, während ihn von der andern der Zuſpruch des Giſippus ſpornte, daß er endlich ſprach: Ach, Giſippus, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, daß ich mehr meinen oder deinen Wunſch erfülle, indem ich das thue, wovon du mich unter Bitten verſicherſt, daß es dein Wunſch ſei; weil aber deine Großmuth ſo groß iſt, daß ſie ſelbſt die gebührende Scham in mir überwindet, ſo will ich es thun. Sei indeß verſichert, daß ich es nicht thue, ohne vollkommen erkannt zu haben, daß ich von dir nicht blos das geliebte Mädchen, ſondern mit ihr auch mein Leben empfange. Möchten mir die Götter gewähren, wenn es ohne Nachtheil deiner Ehre und deines Heils geſchehen kann, daß ich dir noch einſt den Beweis liefern möge, wie ſehr ich das werthſchätze, was du, mitleidiger mit mir als ich ſelber, mir zu Liebe gethan haſt.

Nach dieſem Geſpräch begann Giſippus: Ich glaube, Titus, wenn wir dies ausführen wollen, ſo werden wir dieſen Weg einſchlagen müſſen. Wie du weißt, iſt Sofronia nach langen Unterhandlungen meiner Ver-

wandten mit den ihrigen mir verlobt worden: wenn ich daher jetzt käme und sagte, ich wolle sie nicht zur Frau, so würde ich ein großes Aergerniß veranlassen, und zugleich ihre wie meine Verwandten erzürnen; woran mir zwar wenig gelegen wäre, wenn ich nur sähe, daß sie deßhalb die deine würde; allein ich fürchte, ihre Verwandten möchten sie, wenn ich sie jetzt sitzen ließe, auf der Stelle einem Andern geben, welcher du vielleicht nicht wärest, und so würde dir verloren gehen, was ich nicht erworben hätte. Darum scheint es mir, wenn du es zufrieden bist, am Besten, daß ich so fortfahre, wie ich einmal begonnen habe: sie als die meine in mein Haus führe und die Hochzeit ausrichte; du aber magst dann heimlich, wie wir es schon zu machen wissen werden, mit ihr als mit deiner Frau zu Bette gehen. Später, wenn sich Zeit und Gelegenheit finden, machen wir die Sache bekannt, und gefällt es ihnen dann, so ist es gut; gefällt es ihnen nicht, so ist es doch geschehen und da es nicht ungeschehen zu machen ist, so werden sie sich nothgedrungen wohl darein finden müssen.

Diesen Vorschlag genehmigte Titus, und Gisippus empfing sie demnach als die Seinige in seinem Hause, sobald Titus wieder hergestellt und guter Dinge war. Das Fest war groß; als aber die Nacht kam, ließen die Frauen die Neuvermählte in dem Bett ihres Gemahls und entfernten sich. Das Zimmer des Titus war mit dem des Gisippus verbunden, so daß man aus einem in das andere gehen konnte. Sobald sich also Gisippus allein

ſah, löſchte er alle Lichter aus, ſchlich ſich ſchweigend zu Titus und forderte ihn auf, ſich mit ſeiner Frau zu Bette zu legen.

Als Titus dies ſah, bezwang ihn die Scham, daß er Alles bereuen und ſich weigern wollte, zu gehen; Giſippus aber, der wie mit Worten, ſo mit ganzer Seele auf die Befriedigung des Freundes bedacht war, ſchickte ihn nach langem Wettſtreit doch dahin. Als er das Bette beſchritten hatte, ergriff er die Jungfrau wie zum Scherz und fragte ſie leiſe, ob ſie ſeine Frau werden wolle. Sie hielt ihn für Giſippus und antwortete Ja, worauf er ihr einen ſchönen und köſtlichen Ring an den Finger ſteckte und ſprach: Und ich will dein Mann ſein. Hierauf vollzog er die Ehe und genoß ihrer lange Zeit in Liebe, ohne daß ſie, oder ſonſt Jemand gewahrt hätte, daß ein Anderer als Giſippus ihr beiliege.

So ſtand es mit der Ehe Sofroniens und des Titus, als deſſen Vater Publius aus dieſem Leben hinüberging, weßhalb ihm Briefe kamen, die ihn aufforderten, zur Beſorgung ſeiner Angelegenheiten ſchleunigſt nach Rom zurückzukehren. Er berieth ſich alſo mit Giſippus, wie er reiſen und Sofronien mit ſich führen wolle, welches jedoch nicht wohl geſchehen konnte noch ſollte, ohne ihr die Lage der Dinge zu offenbaren. Sie riefen ſie alſo eines Tages in ihre Kammer und machten ſie ausführlich mit dem wahren Verhältniß bekannt, welches ihr Titus durch viele kleine Vorfälle bewies, die ſich zwiſchen ihnen begeben hatten. Sofronia blickte

zuerſt den Einen wie den Andern faſt mit Verachtung an und brach dann in lautes Weinen aus, indem ſie ſich über den Betrug des Giſippus beſchwerte. Ohne aber in dem Hauſe des Giſippus ein Wort davon fallen zu laſſen, begab ſie ſich zu dem Hauſe ihres Vaters und erzälte ihm und ihrer Mutter den Betrug, den Giſippus ihr und ihnen geſpielt habe, wobei ſie die Verſicherung wiederholte, daß ſie die Frau des Titus und nicht, wie ſie glaubten, des Giſippus ſei.

Sofroniens Vater, der ſich ſchwer verletzt fühlte, veranlaßte hierüber einen langen und heftigen Streit zwiſchen ſeinen Verwandten und denen des Giſippus, woraus vielfache und langwierige Geſchichten und Störungen entſtanden. Giſippus ward ſeinen wie Sofroniens Verwandten verhaßt: ein Jeder ſagte, er habe nicht blos Tadel, ſondern ſcharfe Züchtigung verdient. Er dagegen behauptete, was er gethan habe, beſtehe ſehr wohl mit der Ehre; Sofroniens Verwandte ſeien ihm ſogar Dank dafür ſchuldig, indem er ſie einem Beſſern vermählt habe, als er ſelber ſei.

Von der andern Seite war Titus, der Alles wiedererfuhr, ſehr unmuthig darüber; weil er aber wußte, daß es die Art der Griechen ſei, ſich ſo lange mit Lärm und Drohungen zu reizen, bis ſie ihren Mann gefunden hätten, der ihnen antwortete, dann aber nicht blos demüthig, ſondern ſogar feige zu werden, ſo meinte er, man dürfe ihr Geklatſche nicht länger ohne Antwort laſſen. Da er nun römiſchen Sinn mit atheniſchem Geiſte verband, ſo wußte er die Verwandten des Gi-

ſiyrus mit denen Sofroniens auf gute Art in einem Tempel zuſammen zu bringen, worauf er, nur von Giſiyrus begleitet, hineintrat und die Harrenden alſo anredete: Nach der Anſicht vieler Weltweiſen iſt alles, was von Sterblichen geſchieht, Fügung und Vorbeſtimmung der unſterblichen Götter, weßhalb auch einige Alles für Nothwendigkeit halten, was geſchieht, oder je geſchehen wird, wiewohl andere dieſe Nothwendigkeit auf das wirklich geſchehene beſchränken. Wenn wir dieſe Meinungen mit einigem Bedacht erwägen, ſo ſehen wir deutlich, daß alles Eifern wider Dinge, die man nicht ungeſchehen machen kann, nichts Anderes iſt, als ſich weiſer zeigen wollen, denn die Götter ſind, von denen wir doch glauben müſſen, daß ſie aus ewigen Gründen und mit unfehlbarer Weisheit über uns und das Unſrige als oberſte Leiter verfügen. Hieraus iſt leicht zu erſehen, welch eine thörichte und ſinnloſe Anmaaßung es iſt, ihre Anordnungen meiſtern zu wollen und wie ſchwere Ketten diejenigen verdienen, die ſich durch ihren Uebermuth ſo weit fortreißen laſſen. Zu dieſen aber gehört ihr, meiner Meinung nach, Alle, wenn es nemlich wahr iſt, was ihr darüber geſagt haben und noch ſagen ſollt, daß Sofronia mein Weib geworden iſt, da ihr ſie doch dem Giſiyrus zuertheilt hattet: denn ihr berückſichtigt nicht, daß es von Ewigkeit her beſtimmt war, daß ſie nicht ihm, ſondern mir zu Theil werden ſollte, wie ihr jetzt aus dem Erfolge deutlich erſehen könnt. Da aber alles Sprechen über die geheimen Rathſchlüſſe und Abſichten der Götter Vielen unerſprießlich und

ſchwer verſtändlich ſcheint, um ſo mehr als ſie vorausſetzen, jene bekümmerten ſich mit Nichten um unſere Angelegenheiten, ſo will ich mich einmal zu den Abſichten der Menſchen herablaſſen, obgleich ich dabei zweierlei werde thun müſſen, was meiner Gewohnheit zuwiderläuft, nemlich erſtlich mich ſelbſt loben, und zweitens Andere tadeln oder gar herabſetzen. Da ich mich indeß ſo wenig bei dem Einen als bei dem Andern von der Wahrheit zu entfernen gedenke und der gegenwärtige Gegenſtand es erfordert, ſo will ich es dennoch thun. Eure mehr von blinder Wuth als vernünftiger Ueberlegung eingegebenen Beſchwerden, eure ewigen Anklagen und Umtriebe tadeln, verläſtern und verdammen den Siſirpus, weil er mir durch ſeinen Beſchluß die zum Weibe gegeben, welche ihr durch den eurigen ihm gegeben hattet, während ich meine, daß er deßhalb das größte Lob verdiene und meine Gründe ſind dieſe: Erſtens hat er gethan, was der Freund dem Freunde ſchuldig iſt, zweitens hat er daran klüger gethan, als ihr gethan hattet. Was die heiligen Geſetze der Freundſchaft erheiſchen, daß ein Freund für den andern thun ſoll, das iſt nicht meine Abſicht euch hier zu entwickeln; ich begnüge mich euch zu erinnern, daß das Band der Freundſchaft weit enger umſchließt, als das des Bluts oder der Verwandtſchaft, denn die Freunde haben wir, wie wir ſie uns ausſuchen, die Verwandten aber müſſen wir hinnehmen, wie ſie uns das Glück beſcheert. Wenn alſo Siſippus mein Leben höher anſchlug, als euer Wohlwollen, weil ich ſein

Freund bin, wie ich es zu sein glaube, so darf sich Niemand darüber verwundern. Doch ich komme zu dem zweiten Grunde, bei dem ich den Beweis, daß er klüger gethan habe, als ihr gethan hattet, umständlicher werde führen müssen, denn freilich, von den Rathschlüssen der Götter scheint ihr mir nichts zu wissen, und von den Wirkungen der Freundschaft noch weniger zu verstehen. Ich sage also, eure Absicht, euer Rath und Beschluß gab Sofronien dem Gisippus, einem Jüngling und Weltweisen: der Rathschluß des Gisippus gab sie auch einem Jüngling und Weltweisen; euer Rathschluß gab sie einem Athener: der des Gisippus einem Römer; der eure einem edlen Jüngling: der des Gisippus einem noch edlern; eurer einem reichen Jüngling: seiner einem sehr reichen. Euer Rathschluß gab sie einem Jünglinge, der sie nicht nur nicht liebte, sondern kaum kannte: der des Gisippus einem Jüngling, der sie weit über alles andere Glück, ja mehr, als das eigene Leben liebte. Und zum Erweise, daß ich die Wahrheit sage, und daß sein Rathschluß löblicher war, als der eure, wollen wir dies einzeln betrachten. Daß ich ein Jüngling und Weltweiser bin, wie Gisippus, das kann, um nicht länger davon zu reden, mein Gesicht und mein Studium beweisen. Wir sind beide von gleichem Alter und immer haben wir mit gleichen Schritten unsere Studien verfolgt. Freilich ist er ein Athener, ich ein Römer. Soll aber über den Ruhm der Vaterstadt gestritten werden, so muß ich sagen, daß ich aus einer freien bin, er aber aus einer zinspflichtigen ist,

daß

daß ich aus einer die ganze Welt beherrschenden Stadt bin; er aus einer, die der meinigen gehorsamt: ferner, daß meine Vaterstadt durch Waffenruhm, Herrschaft und Studien blüht, während er die seinige nur ihrer Studien willen rühmen kann. Ueberdies bin ich, obgleich ihr mich hier nur als einen bescheidenen Gelehrten erblickt, nicht aus der Hefe des römischen Pöbels entsprossen. Mein Haus und die öffentlichen Plätze Roms sind mit alten Bildsäulen meiner Vorfahren angefüllt und die Annalen Roms sind voll von den Triumphzügen, welche die Quintius auf das Capitol der Stadt führten; auch ist der Ruhm unseres Namens nicht durch das Alter verschüttet, sondern er blüht noch heute. Ich schweige aus Scham von meinen Reichthümern, eingedenk, daß ehrenvolle Armuth ein altes und geliebtes Besitzthum der edelsten römischen Bürger ist. Wird diese Armuth nun aber von der gemeinen Meinung verworfen, welche die Reichthümer höher hält, so habe ich auch daran, nicht wie ein Habsüchtiger, sondern wie ein vom Glück Begünstigter, Ueberfluß. Wohl erkenne ich, daß es euch lieb war, wie es euch lieb sein mußte und noch sein muß, hier in Athen einen Verwandten wie Gisippus zu haben, allein es giebt keinen Grund, warum ich euch in Rom weniger lieb sein sollte, wenn ihr erwägt, welchen trefflichen Gastfreund, welchen eifrigen und mächtigen Beschützer ihr an mir, sowohl in öffentlichen Angelegenheiten, als in euern besondern Geschäften dort haben werdet. Wer wird also, wenn er vom Eigenwillen absieht und nur

die Vernunft befragt, euern Entschluß löblicher finden, als den meines Gisippus? Gewiß Niemand. So ist denn Sofronia wohl vermählt mit Titus Quintius Fulvus, einem edeln, altadligen und reichen Bürger Roms und wer darüber trauert, oder sich beschwert, der thut nicht, wie er sollte und weiß nicht was er thut. Vielleicht entgegnen mir einige, man beklage sich nicht, weil Sofronia die Gemahlin des Titus geworden, sondern über die Art wie sie es geworden: heimlich, verstohlen, ohne Wissen ihrer Freunde und Verwandten. Aber auch das ist nichts Wunderbares, noch geschieht es heute zum ersten Mahl. Gern übergehe ich alle diejenigen, welche gegen den Willen ihrer Aeltern Männer genommen haben, alle die, welche mit ihren Liebhabern entflohen sind und früher Geliebte waren als Frauen, so wie Alle, die durch Schwangerschaft und Entbindung, früher als durch mündliche Erklärung, ihre Vermählung offenbart haben und die erst nachher die Noth zu Gnaden anzunehmen zwang. Alles dies war bei Sofronien nicht der Fall, vielmehr ward sie ordentlicher-, vorsichtiger- und ehrbarer-Weise von Gisippus dem Titus zur Ehe gegeben. Vielleicht wendet man ein, dann habe sie der vermählt, dem es nicht zustand, sie zu vermählen. Allein dies sind alberne und weibische Beschwerden, die von geringer Ueberlegung zeugen. Bedient sich das Schicksal nicht oft ganz neuer Wege und ganz neuer Werkzeuge, um die Dinge dem vorbestimmten Ziele entgegen zu führen? Wie darf es mich bekümmern, wenn ein Schuhmacher und nicht vielmehr ein Welt

weiser, über eine meiner Angelegenheiten nach seinem Gutbefinden heimlich oder öffentlich verfügt hat, sofern nur der Erfolg günstig war? Ich habe mich, wenn der Schuhmacher kein verständiger Mann ist, vorzusehen, daß er es künftig nicht wieder thun kann; für diesmal aber muß ich ihm danken. Wenn Gisippus Sofronien wohl vermählt hat, so ist es eine überflüssige Thorheit, sich über ihn und der Art und Weise, wie er es that, zu beschweren. Mißtraut ihr seinem Verstande, so seht euch vor, daß er künftig die eurigen nicht mehr vermählen könne, für diesmal aber seid ihm dankbar. Uebrigens müßt ihr wissen, daß ich weder durch List noch Betrug gesucht habe die Ehre und Reinheit eures Bluts in Sofroniens Person zu beflecken und obwohl ich sie heimlich zum Weibe nahm, so kam ich doch nicht als ein Räuber ihrer Jungfräulichkeit, noch wollte ich sie, eure Verschwägerung verschmähend, wie ein Feind auf eine andere als ehrbare Weise gewinnen, sondern ich kam, von ihrer reizenden Schönheit und von ihrer Tugend heftig entbrannt und mir wohl bewußt, daß ich in der Weise um sie anhaltend, wie ihr vielleicht meint, sie schwerlich erlangt hätte, weil ihr gefürchtet haben würdet, ich möchte sie, die ihr zärtlich liebtet, mit mir nach Rom führen. Ich bediente mich also der verborgenen Künste, die jetzt offen vor euch daliegen. Ich bewog den Gisippus in meinem Namen in ein Bündniß zu willigen, zu dem er für sich keineswegs Neigung empfand und empfing dann, so glühend ich sie auch liebte, nicht als Liebhaber,

ſondern als ehelicher Gemahl ihre Umarmungen, da ich ihr nicht eher nahte, wie ſie ſelbſt es der Wahrheit gemäß bezeugen kann, bis ich ſie mir mit den herkömmlichen Worten und mit dem Ringe angetraut hatte, indem ich ſie fragte, ob ſie mich zum Manne wolle, worauf ſie bejahend antwortete. Hält ſie ſich dennoch für getäuſcht, ſo bin ich nicht deßwegen zu tadeln, ſondern ſie ſelbſt, weil ſie nicht fragte, wer ich ſei?

Dies iſt nun das große Uebel, die große Sünde, das große Verbrechen, welches Giſippus als Freund, und ich als Liebhaber begangen haben ſoll: daß Sofronia heimlich dem Titus Quintius vermählt wurde: deßwegen läſtert, bedroht ihr ihn und ſtellt ihm nach. Und was könntet ihr mehr thun, wenn er ſie einem Schuft, einem Schurken oder einem Sclaven gegeben hätte? Welche Ketten, welcher Kerker und welche Kreuzigung könnten euch dann befriedigen? Doch laſſen wir dies jetzt bewenden. Die Zeit iſt gekommen, welche ich ſo früh nicht erwartete: mein Vater iſt todt und ich bin genöthigt, nach Rom zurückzukehren. Da ich nun Sofronien mit mir führen will, ſo habe ich euch eröffnet, was ich euch ſonſt vielleicht noch verborgen hätte. Wenn ihr nun verſtändig ſeid, ſo werdet ihr es gerne dulden, denn hätte ich euch betrügen oder beleidigen wollen, ſo konnte ich ſie euch beſchimpft zurücklaſſen; aber das verhüte Gott, daß je in der Bruſt eines Römers ſolche Verworfenheit wohnen könne. Sie alſo, Sofronia, iſt mit Einwilligung der Götter und kraft der Geſetze durch die Großmuth meines Giſippus und

meine liebende List die meinige geworden. Dies scheint ihr nun, vielleicht weil ihr euch für weiser haltet als die Götter und die übrigen Menschen, thörichterweise zwiefach zu verdammen, indem ihr mir erstlich Sofronien vorenthaltet, auf welche ihr doch wider meinen Willen durchaus kein Recht habt, und dann, indem ihr den Gisippus, dem ihr zu hohem Dank verpflichtet seid, wie einen Feind behandelt. Wie unklug ihr hieran thut, will ich euch jetzt nicht weiter auseinander setzen, sondern euch freundschaftlich rathen, euern Unwillen fahren zu lassen, von allen Verfolgungen abzustehen und mir Sofronien zurückzugeben, damit ich als euer Verwandter in Frieden scheiden und als der eurige leben könne. Denn glaubt mir gewiß, wenn ihr anders handelt als so, das Geschehene mag euch nun genehm sein oder nicht, so nehme ich meinen Gisippus mit mir und wenn ich nach Rom komme, werde ich die, welche nach allem Rechte mir gehört, euch Allen zum Trotze schon wieder zu erlangen wissen und euch durch Erfahrung belehren, was der Unmuth einer römischen Seele vermag, indem ich nicht aufhöre, euch zu befeinden.

Als Titus so gesprochen hatte, raffte er sich mit zornigem Angesicht empor, nahm den Gisippus bei der Hand und verließ, indem er zu erkennen gab, wie wenig er sich aus allen den Anwesenden mache, mit drohend schüttelndem Haupte den Tempel. Die Zurückbleibenden aber, theils von den Gründen des Titus bewogen, seine Verwandtschaft willkommen zu heißen und seine Freundschaft zu suchen, theils von seinen letzten Worten geschreckt,

beſchloſſen einſtimmig, es ſei beſſer, den Titus zum Schwager zu haben, da Giſippus es nicht habe ſein wollen, als die Schwägerſchaft des Giſippus verloren und die Feindſchaft des Titus erworben zu haben. Sie eilten alſo den Titus aufzuſuchen und ſagten ihm: Sofronia ſolle die ſeinige ſein; auch wünſchten ſie ihn zum lieben Verwandten und den Titus zum guten Freunde zu behalten. Darauf begrüßten ſie ihn mit feſtlichem Jubel als Freund und Verwandten, und ſchickten ihm, nachdem ſie ſich entfernt hatten, Sofronien zurück. Dieſe war verſtändig genug, aus der Noth eine Tugend zu machen und die Liebe, welche ſie bisher für Giſippus gehegt, von nun an auf Titus zu übertragen, welchen ſie nach Rom begleitete und daſelbſt mit großen Ehren empfangen wurde.

Giſippus blieb unterdeß in Athen zurück, wo er faſt bei Allen wenig Hochſchätzung fand und nicht lange darauf in Folge gewiſſer bürgerlicher Unruhen mit ſämmtlichen Mitgliedern ſeines Hauſes in Armuth und Elend aus Athen vertrieben und zu ewiger Verbannung verurtheilt wurde. In dieſem Zuſtande begab ſich Giſippus, nicht blos verarmt, ſondern zum Bettler geworden, auf die erträglichſte Weiſe, die ſeine Umſtände erlaubten, nach Rom, um zu verſuchen, ob Titus ſich ſeiner noch erinnern werde. Hier erfuhr er, daß Titus noch lebe und bei allen Römern ſehr beliebt ſei, worauf er ſich ſein Haus zeigen ließ, ſich vor daſſelbe hinſtellte und ſo lange harrte, bis Titus erſchien. In dem armſeligen Aufzuge, in welchem er ſich befand, hatte er

nicht den Muth, ihn anzureden, sondern gedachte, sich vor ihm sehen zu lassen, damit Titus ihn erkennen und herbeirufen lassen möchte. Allein Titus ging vorüber und Gisippus, welcher überzeugt war, er habe ihn gesehen und schäme sich seiner, ward im Andenken an das, was er einst für ihn gethan hatte, von Unwillen ergriffen und ging verzweifelnd hinweg.

Da es schon Nacht geworden und er noch nüchtern und ohne Geld war, gerieth er, den nach nichts so sehr als nach dem Tode verlangte, ohne zu wissen, wohin er gehe, in eine sehr wüste Gegend der Stadt, wo er eine geräumige Höhle erblickte, welche er, um die Nacht daselbst zuzubringen, betrat und, so schlecht bekleidet er war, auf der nakten Erde, von langem Kummer besiegt, endlich in Schlaf sank. Es geschah aber, daß zwei Menschen, welche die Nacht über auf Diebstahl ausgewesen waren, am frühen Morgen mit ihrem Raube zu dieser Höhle gelangten, wo sie mit einander in Streit geriethen und der Stärkere den Schwächern erschlug und davon ging. Dies Alles sah und hörte Gisippus, welcher alsbald zu dem von ihm sehnlichst erwünschten Tode, ohne sich selbst umbringen zu müssen, den Weg gefunden zu haben glaubte, weßhalb er, ohne sich zu entfernen, so lange an jenem Orte verweilte, bis die Gerichtsdiener, welche schon von dem Vorfalle gehört hatten, hinzukamen, den Gisippus gefangen nahmen und wüthend hinwegführten. Als er zum Verhör kam, gestand er, er habe den Menschen getödtet, hernach aber keine Gelegenheit gefunden aus der

Höhle zu entfliehen, weßhalb denn der Prätor, welcher Marcus Varro hieß, das Urtheil fällte, daß er nach dem Gebrauch jener Zeit am Kreutze hingerichtet werden solle.

Zufällig kam Titus zu jener Stunde auf das Prätorium, welcher dem armen Verurtheilten ins Gesicht blickend und die Gründe vernehmend, ihn sogleich für Gisirus erkannte und nicht wenig erstaunt war, sowohl über sein klägliches Geschick, als über seine Ankunft in Rom. Ganz erfüllt von dem Wunsche, ihm beizustehen und keinen andern Weg zu seiner Rettung erblickend, als wenn er sich selbst anklage um ihn zu rechtfertigen, trat er ungesäumt hervor und rief: Marcus Varro, rufe den armen Mann zurück, welchen du verurtheilt hast, denn er ist schuldlos. Ich habe die Götter durch die eine Schuld genug beleidigt, als ich den mordete, welchen deine Diener heute Morgen gefunden haben, und will sie nicht noch zum zweitenmal durch den Tod eines Unschuldigen beleidigen.

Varro erstaunte und bedauerte sehr, daß das ganze Prätorium diese Worte vernommen habe; da er sich aber jetzt nicht mehr mit Ehren von der Vollziehung der Gesetze entbinden konnte, ließ er den Gisirus zurückführen und sprach zu ihm: Wie warst du so thöricht, dich ohne eine Marter zu fühlen eines Verbrechens schuldig zu bekennen, das du niemals begingst; da es doch dein Leben galt? Du behauptetest der zu sein, welcher diese Nacht den Menschen umgebracht habe, und jetzt kommt dieser hier und sagt, nicht du, sondern er habe ihn umgebracht.

Giſippus blickte ſich um und ſah, daß es Titus war; auch erkannte er leicht, daß er dies zu ſeiner Rettung gethan, um ſich für den Dienſt dankbar zu beweiſen, den er einſt von ihm empfangen habe, weßhalb er vor Rührung weinend ſprach: Wahrlich, Varro, ich tödtete ihn und das Mitleid des Titus kommt jetzt zu meiner Rettung zu ſpät. Von der andern Seite entgegnete Titus: Du ſiehſt, Prätor, dies iſt ein Fremdling und ward ohne Waffen an der Seite des Erſchlagenen gefunden, woraus du leicht erkennen kannſt, daß ſein Elend ihm den Wunſch eingiebt, zu ſterben: darum gieb ihn frei und beſtrafe mich, der ich es verdient habe. Varro verwunderte ſich über den Wetteifer dieſer beiden und ahndete wohl, daß keiner von ihnen der Schuldige ſei. Während er noch über die Art nachſann, wie er beide freiſprechen möchte, ſiehe, da erſchien ein junger Menſch, Namens Publius Ambuſtus, von zertrümmerten Hoffnungen und allen Römern als ein Räuber bekannt, welcher den Mord wirklich begangen hatte, und da er mithin wußte, daß keiner der beiden der That ſchuldig ſei, deren Jedweder ſich anklagte, flößte ihm die Unſchuld der Streitenden eine ſolche Rührung ins Herz, daß er von unendlichem Mitleid ergriffen vor Varro hintrat und ſprach: Prätor, ich bin durch meine Handlungen berufen, den grauſamen Wettſtreit dieſer beiden zu ſcheiden und weiß nicht, welcher Gott mich im Herzen reizt und bezwingt, dir meine Schuld zu bekennen und deßhalb wiſſe, daß keiner von dieſen beiden der That ſchuldig iſt, deren Jed-

weder ſich anklagt. Ich aber bin wirklich der, welcher den Menſchen heute Nacht gegen Morgen erſchlug und dieſen Unglücklichen hier ſah ich in der Höhle ſchlafen, als ich den erbeuteten Raub mit dem theilte, welchen ich ermordete. Den Titus darf ich nicht erſt rechtfertigen, ſein Ruf iſt durchaus rein, er iſt von keinem ſolchen Gewerbe. Gieb ihn alſo frei und nimm von mir die Buße, welche die Geſetze mir auferlegen.

Unterdeß hatte Octavian von dieſem Vorgange gehört; er ließ ſie daher alle drei vor ſich kommen und verlangte die Gründe zu hören, weßhalb ein Jeder von ihnen verurtheilt zu werden fordre. Ein Jeder trug nun die ſeinigen vor, worauf Octavian die beiden, weil ſie unſchuldig waren, und den dritten ihnen zu Liebe in Freiheit ſetzte. Titus nahm nun ſeinen Giſippus bei der Hand und nachdem er ihn erſt ſeiner Lauheit und ſeines Mißtrauens willen ernſtlich getadelt hatte, begrüßte er ihn mit unendlichem Jubel und führte ihn in ſein Haus, wo ihn Sofronia mit Thränen der Rührung wie einen Bruder empfing. Nachdem er ihn einigermaßen erquickt, gekleidet und wieder mit einem Aufzuge umgeben hatte, wie er ſeinem Werthe und ſeinem Stande gebührte, theilte er zuerſt alle ſeine Schätze und Beſitzungen mit ihm, gab ihm ſeine noch junge Schweſter mit Namen Julvia, zur Gattin und ſprach alsdann: Giſippus, es ſteht nun bei dir, ob du hier bei mir bleiben, oder mit Allem, was du von mir empfangen haſt, nach Achaja zurückkehren willſt. Giſippus, welchen von der einen Seite die Verbannung aus ſeiner Vaterſtadt

und von der andern die Neigung bewog, welche die dankbare Freundschaft des Titus ihm einflößte, entschloß sich ein Römer zu werden. Hier lebten sie nun, er mit seiner Fulvia und Titus mit Sofronien noch lange Jahre in einem Hause glücklich beisammen, indem jeder Tag, wenn es noch möglich war, die Freunde enger verknüpfte.

Eine heilige Sache ist es also um die Freundschaft: sie ist nicht allein der höchsten Verehrung würdig, sondern verdient mit ewigem Preise erhoben zu werden, als die weiseste Mutter der Großmuth und der Ehre, als die Schwester der Dankbarkeit und Erbarmung, als die Feindin des Hasses und der Habsucht; sie, welche allezeit, ohne erst die Bitte abzuwarten, bereit ist, Alles das mit edler Aufopferung für Andere zu thun, was man wünschen möchte, daß für uns selber gethan würde. In unsern Tagen werden ihre heiligen Wirkungen leider selten in zwei Herzen wahrgenommen, und dies ist die Schuld und Schmach der elenden Habgier der Sterblichen, die nur auf den eigenen Vortheil bedacht, jene heilige Regung an die äußersten Grenzen der Erde in ewige Verbannung verwiesen hat.

12. Der Graf von Antwerpen.

Als das römiſche Reich von den Franken auf die Deutſchen übertragen wurde, entſtand zwiſchen dem einen und dem andern Volke heftige Feindſchaft und ein grauſamer, langwieriger Krieg, weßhalb der König von Frankreich und einer ſeiner Söhne, ſowohl zur Vertheidigung des eigenen Landes als zum Angriff des fremden, mit Aufbietung aller Kräfte des Reichs und aller Freunde und Verwandten, die dazu fähig waren, ein mächtiges Heer zuſammenbrachten, um gegen den Feind zu ziehen. Bevor ſie jedoch hierzu ſchritten, beſtellten ſie, um das Reich nicht ohne Leitung zu laſſen, den Grafen Walther von Antwerpen, den ſie als einen edeln, weiſen und ihnen mit beſonderer Treue ergebenen Freund und Diener kannten, und der ihnen, obwohl er in der Kriegskunſt ſehr erfahren war, doch mehr zu dem weichen Hofleben als zu jenen Anſtrengungen geeignet ſchien, an ihrer Statt zum allgemeinen Reichsverweſer von ganz Frankreich und traten ihre Reiſe an. Walther aber begann das ihm anvertraute Amt mit Verſtand und Ordnung zu verwalten, indem er über alle Dinge die Königin und deren Schwiegertochter zu Rathe zog, welche er, obgleich ſie ebenfalls ſeiner Aufſicht und Entſcheidung anvertraut waren, doch immer als ſeine Gebieterinnen und Vorgeſetzten behandelte.

Graf Walther war ein Mann von ſehr ſchönem

Aeußern und etwa vierzig Jahre alt, dabei aber so angenehm und wohlgesittet, als es nur immer ein Edelmann sein mochte; überdies war er der zierlichste und feinste Ritter, den man zu seiner Zeit kannte, wie er denn auch mehr Fleiß als Andere auf seinen Anzug verwandte. Nun geschah es, während der König von Frankreich und sein Sohn in dem erwähnten Kriege waren, daß Walther, dessen Frau bereits verstorben war und ihm nur einen Sohn und eine Tochter, beide noch in zarter Jugend, hinterlassen hatte, bei seinem täglichen Verkehr am Hofe mit den beiden Frauen, mit welchen er die Angelegenheiten des Reichs zu besprechen pflegte, die Augen der Gemahlin des Königssohns auf sich zog, welche, seine Gestalt und sein Betragen mit großem Wohlgefallen betrachtend, heimlich in glühender Liebe zu ihm entbrannte, und da sie wußte, daß sie jung und reizend, er aber ohne Frau sei, die Erfüllung ihres Wunsches leicht erlangen zu können glaubte, und sich, in der Meinung, daß kein anderes Hinderniß als ihre Scheu entgegenstehe, völlig entschloß, diese bei Seite zu setzen und sich ihm zu offenbaren.

Eines Tages, da sie sich allein befand und die Zeit ihr gelegen schien, schickte sie, als habe sie über andere Dinge mit ihm zu reden, nach dem Grafen. Dieser, dessen Gedanken von denen der Dame weit entfernt waren, begab sich unverzüglich zu ihr, und als er sich mit ihr, nach ihrem Wunsch, in einem Gemach, wo sie sich allein befanden, auf einem Ruhebett niedergelassen und sie schon zweimal, ohne eine Antwort zu erhalten,

nach der Urſache gefragt hatte, warum ſie ihn habe rufen laſſen, hub ſie endlich, von Liebe geſpornt, obwohl ganz roth vor Beſchämung und faſt weinend und an allen Gliedern zitternd, mit ſtockenden Worten ſo zu reden an: Theurer, geliebter Freund und Herr, einem ſo verſtändigen Manne kann es wohl nicht unbekannt ſein, welcher Gebrechlichkeit ſowohl Männer als Frauen unterliegen, obwohl ſich dieſelbe aus mancherlei Gründen bei der Einen mehr als bei der Andern äußert, weßhalb ein gerechter Richter daſſelbe Vergehen bei verſchiedener Beſchaffenheit der Perſonen nicht mit derſelben Strafe belegen darf. Denn wer möchte wohl läugnen, daß ein armer Mann, oder ein armes Weib, die ſich Alles, was zu ihrem Lebensunterhalt gehört, durch die Arbeit ihrer Hände erwerben müſſen, weit mehr zu tadeln ſind, wenn ſie, von der Liebe gereizt, ihren Lockungen folgen, als eine in Reichthum und Muße lebende Dame, der nie etwas von Allem gebrach, was ihren Wünſchen zuſagte? Gewiß, wohl Niemand, und deßhalb bin ich überzeugt, daß jene Dinge zur Entſchuldigung der Dame, welche ſie beſitzt, ſehr viel beitragen müſſen, wenn ſie ſich verführen laſſen ſollte, der Liebe Gehör zu ſchenken; das Uebrige aber muß ihre Wahl thun, wenn nemlich die Liebe ihr Herz einem verſtändigen und würdigen Liebhaber zugewandt hat. Da nun, wie ich glaube, dieſe beiden Entſchuldigungsgründe in mir zuſammentreffen und außerdem noch manche andere, die mich zur Liebe bewegen müſſen, wie zum Beiſpiel meine Jugend und die Abweſenheit meines Gemahls, ſo mögen dieſe

nun alle verbunden für mich auftreten, um meine glühende Liebe in euern Augen zu rechtfertigen, und wenn ihnen dies hier gelingt, wie es ihnen bei allen Verständigen gelingen sollte, so bitte ich euch, mir nicht zu versagen, was ich von euch verlangen werde. Es ist wahr, daß ich mich in Abwesenheit meines Gemahls zu schwach fühlte, den Reizungen der Sinne und der Kraft der Liebe zu widerstehen, deren vereinte Macht die stärksten Männer, geschweige denn schwache Frauen schon unzählige Mal besiegt hat und noch täglich besiegt; daß ich mich vielmehr in dem Wohlleben und der Muße, worin ihr mich seht, hinreißen ließ, den süßen Gefühlen der Liebe nachzuhangen und mich zu verlieben, und ob ich gleich erkenne, daß dies für eine unziemliche Schwäche gelten würde, wenn es bekannt würde, während ich es, so lange es verborgen ist und bleibt, keineswegs für ungeziemend halten kann, so hat sich doch hierin die Liebe mir günstig erwiesen, daß sie mir bei der Wahl des Geliebten die nöthige Vorsicht nicht entzog, sondern vielmehr reichlich verlieh, indem sie mir euch als den bezeichnete, der von einer Dame meinesgleichen geliebt zu werden verdiene. Denn wenn mein Urtheil mich nicht trügt, so halte ich euch für den schönsten, angenehmsten, wohlgezogensten und verständigsten Ritter, der im Königreiche Frankreich gefunden werden mag, und so wie ich mich, wie ich wohl sagen darf, ohne Gemahl befinde, so seid ihr ohne Gemahlin, und somit bitte ich euch denn bei jener heißen Liebe, die ich zu euch hege, mir auch die eurige nicht zu versagen und mit meiner

Jugend Mitleid zu haben, die sich in Wahrheit wie das Eis am Feuer völlig für euch verzehrt.

Bei diesen Worten entstürzten ihr die Thränen in solchem Ueberflusse, daß sie sich, obwohl sie noch mehr Bitten hinzufügen wollte, doch außer Stande fühte, weiter zu sprechen, sondern das Gesicht niedersenkte und sich, wie vom Gefühl überwältigt, weinend mit dem Haupt an die Brust des Grafen sinken ließ. Der Graf aber, der ein überaus wohlgesinnter Ritter war, begann mit ernstem Tadel eine so thörichte Liebe zurechtzuweisen und die Dame, die ihm schon um den Hals fallen wollte, von sich zu schieben, indem er ihr mit einem Schwure betheuerte, er wolle sich lieber vierteilen lassen, als in ein solches Vergehen wider die Ehre seines Herrn bei sich oder einem Andern zu willigen.

Als die Dame dies vernahm, vergaß sie plötzlich der Liebe, loderte zu heftiger Wuth auf und sprach: So sollte ich denn, unwürdiger Ritter, in solcher Weise wegen meiner Schwäche von euch verhöhnt werden! Das wolle Gott nimmermehr, daß ich euch, da ihr mich sterben lassen wollt, nicht lieber selbst umbringen, oder aus der Welt vertreiben ließe! Und mit diesen Worten fuhr sie sich mit den Händen in die Haare, zerraufte und verstörte sie ganz und gar und darauf auch ihre Kleidung, indem sie sich den Busen zerschlug und laut ausrief: Zu Hülfe, zu Hülfe; der Graf von Antwerpen will mir Gewalt anthun!

Als der Graf, der vielleicht den Neid der Höflinge mehr als sein Gewissen zu fürchten hatte, dies sah,

beſorgte er, jener möchte Schuld ſein, daß der Bosheit der Dame mehr Glauben beigemeſſen würde, als ſeiner Unſchuld, weßhalb er ſich aufmachte, das Gemach und den Pallaſt, ſo ſchnell er konnte, verließ und nach ſeinem Hauſe floh, wo er, ohne ſich lange zu beſinnen, ſeine beiden Kinder auf ein Pferd ſetzte, ſodann ebenfalls aufſtieg und in größter Eile nach Calais ritt.

Auf den Ruf der Dame liefen viele Leute herbei, die ſie in dem beſchriebenen Zuſtande findend, den von ihr angegebenen Grund ihres Schreiens nicht blos wörtlich für wahr hielten, ſondern wohl ſelbſt hinzufügten, der Graf habe ſein gefälliges und höfliches Weſen ſo lange Zeit nur geübt um dieſes Ziel zu erreichen. Sie liefen alſo wüthend zu dem Hauſe des Grafen, um ihn zu verhaften; da ſie ihn aber nicht fanden, fingen ſie an es erſt auszuplündern und dann der Erde gleich zu machen. Bald gelangte die Neuigkeit in der Entſtellung, wie ſie erzählt wurde, zu dem Heer des Königs und ſeines Sohnes, und höchſt entrüſtet darüber, verurtheilten dieſe den Grafen und ſeine Nachkommen zu ewiger Verbannung, indem ſie einem jeden, der ſie lebend oder todt einbrächte, die größten Geſchenke verhießen.

Mißmüthig, daß er ſeine Unſchuld durch die Flucht mit dem Schein der Schuld bekleidet habe, gelangte der Graf, ohne ſich zu erkennen zu geben oder erkannt zu werden, mit ſeinen Kindern nach Calais, ſchiffte von hier nach England hinüber und begab ſich in ärmlicher Kleidung nach London, welches er jedoch nicht eher betrat, bis er ſeine beiden Kleinen namentlich zu zwei Din-

gen mit eindringlichen Worten ermahnt hatte, erſtlich, daß ſie den ärmlichen Zuſtand, in welchen das Glück ihn und ſie ohne ihre Schuld verſetzt habe, mit Geduld ertragen, und ſich zweitens, ſo lieb ihnen das Leben ſei, mit der höchſten Vorſicht hüten möchten, nie Jemand zu offenbaren, woher und weſſen Kinder ſie ſeien.

Der Sohn, welcher Ludwig hieß, war etwa neun Jahr alt, Violante, die Tochter, mochte deren ſieben zählen; beide aber faßten, ſo weit ihr zartes Alter es zuließ, die Ermahnungen ihres Vaters ſehr wohl auf, wie ſie es in der Folge durch die That bewieſen. Um aber den Zweck ſicherer zu erreichen, glaubte der Vater ihren Namen verändern zu müſſen, welches er that und den Knaben Pierrot, das Mädchen Jeannette nannte. So gelangten ſie im ärmlichen Aufzuge nach London und begannen in der Weiſe, wie wir es noch heut zu Tage die franzöſiſchen Tagediebe thun ſehen, Almoſen heiſchend umherzugehen. In dieſer Abſicht befand er ſich eines Morgens in einer Kirche, als eine vornehme Dame, die Gemahlin eines der Marſchälle des Königs von England, den Grafen mit ſeinen beiden Kindern betteln ſah, worauf ſie ihn fragte, wer er ſei und ob die Kinder ihm gehörten? Er antwortete ihr, er ſei aus der Picardie und habe eines Verbrechens ſeines ältern ungerathenen Sohnes wegen mit dieſen beiden, die ihm auch angehörten, die Heimath verlaſſen müſſen. Die Dame, welche ſehr mitleidig war, warf ihre Augen auf das Mädchen, welches ihr ſeiner Schönheit, Artigkeit und Anmuth willen ſehr gefiel, und ſprach: Würdiger

Mann, wenn Du es zufrieden wärst, mir deine Tochter zu überlassen, so möchte ich sie ihres hübschen Aussehens wegen wohl zu mir nehmen, und wenn sie erwachsen ist und sich wohl beträgt, würde ich sie zur gehörigen Zeit vortheilhaft verheirathen.

Dem Grafen gefiel das Anerbieten sehr; er sagte sogleich Ja dazu, übergab ihr das Mädchen unter Thränen und empfahl es ihr dringend. Als er seine Tochter so untergebracht hatte und wohl versorgt wußte, beschloß er, nicht länger hier zu verweilen, durchstrich bettelnd die Insel und gelangte nicht ohne große Ermüdung von der ungewohnten Fußreise mit Pierrot nach Wales. Hier wohnte ein anderer königlicher Marschall, der ein großes Hauswesen und eine zahlreiche Dienerschaft hielt, daher sich der Graf mit seinem Sohne häufig einer Mahlzeit willen an seinen Hof begab. Da sich nun hier ein Söhnlein des besagten Marschalls und andere Kinder von Edelleuten in allerlei Uebungen, wie sie Knaben lieben, zum Beispiel im Laufen und Springen, zu versuchen pflegten, so mischte sich Pierrot bald unter sie und machte alle die Uebungen, welche sie vornahmen, mit eben so großer, wo nicht größerer Geschicklichkeit mit als die übrigen. Dem Marschall, der ihnen einige Mal zusah, gefiel das Betragen und Wesen des Knaben so wohl, daß er fragte, wer er sei? Man antwortete ihm, er sei der Sohn eines armen Mannes, der zuweilen eines Almosens willen nach dem Schlosse komme; worauf der Marschall ihn um den Knaben ansprechen ließ, den ihm der Graf, der ja nichts sehnlicher von Gott

erflehte, mit frohem Herzen überließ, obgleich es ihm ſchwer fiel, ſich von ihm zu trennen.

Als nun der Graf den Sohn und die Tochter verſorgt ſah, wollte er ſich nicht länger in England aufhalten, ſuchte, ſo gut es anging, nach Irland hinüber zu kommen und vermiethete ſich, als er nach Stamford gelangt war, bei einem Grafen auf dem Lande als Knecht, indem er ſich allen Geſchäften unterzog, die zum Dienſte eines Knappen oder Stalljungen gehören, und ſo brachte er hier, ohne von Jemand erkannt zu werden, lange Jahre unter vielen Mühen und Beſchwerden zu.

Violante, die jetzt Jeannette hieß, nahm inzwiſchen bei der Edeldame in London an Jahren, Größe und Schönheit zu und ſtieg ſo ſehr in Gunſt bei ihrer Herrin und deren Gemahl und allen Hausgenoſſen und Jedem, der ſie kannte, daß es ein Wunder zu ſchauen war; umſomehr als Alle, die ihr Betragen und ſittſames Weſen betrachteten, geſtehen mußten, ſie ſei des ſchönſten Glückes und der höchſten Ehre würdig. Die Dame, welche ſie von dem Vater erhalten, und über ihre Abkunft nie etwas erfahren hatte, als was ſie von dieſem gehört, war daher Willens, ſie dem Stande gemäß, den ſie ihr beilegte, ehrenvoll zu verheirathen. Gott aber, der ein gerechter Prüfer wahren Verdienſtes iſt, erwog ihre edle Geburt und wie ſchuldlos ſie für fremde Sünden büße, und lenkte es anders, denn man muß glauben, daß er das, was ſich jetzt begab, in ſeiner Güte nur zuließ, um das Mädchen nicht in die Hände eines geringen Menſchen gerathen zu laſſen.

Die Dame, bei welcher Jeannette erzogen ward, hatte von ihrem Gemahl einen einzigen Sohn, den ſie ſowohl als der Vater zärtlich liebte, nicht blos, weil er ihr Sohn war, ſondern auch weil er ſich durch ſeine Tugenden und Verdienſte deſſen würdig zeigte, denn er war mehr als ein Anderer wohlgezogen, tapfer und kühn und ſchön von Geſtalt. Er mochte ſechs Jahr älter ſein, als Jeannette, in welche er ſich, da er ſie ſo ſchön und liebreizend ſah, ſo heftig verliebte, daß er nur ſie vor Augen ſchaute. Weil er ſie aber von niedriger Herkunft wähnte, ſo gebrach es ihm nicht allein am Muthe, ſie von ſeinen Aeltern zur Frau zu begehren, ſondern er hielt auch, aus Furcht, man werde ihn tadeln, daß er ſeiner Liebe ein ſo niedriges Ziel erwählt habe, ſeine Leidenſchaft auf das Sorgfältigſte geheim, weßhalb ſie ihm dann weit heftiger zuſetzte, als wenn er ſie offenbart hätte. So geſchah es, daß er im Uebermaaß der Qualen in eine ſchwere Krankheit verfiel, zu deren Heilung viele Aerzte berufen wurden, die aber, ſo viel ſie die Zeichen der Krankheit auch beobachteten, doch ihren wahren Grund nicht erkennen konnten und insgeſammt an ſeiner Rettung verzweifelten, worüber die Aeltern des Jünglings in ſolche Betrübniß und Trauer verfielen, daß ſie nicht größer gedacht werden konnte. Sie fragten ihn wiederholt unter rührenden Thränen nach der Urſache ſeines Uebels, worauf er ihnen aber nur mit Seufzern antwortete, oder ſagte, er fühle ſich innerlich verzehrt. Eines Tages ſaß ein junger, aber mit tiefer Wiſſenſchaft begabter Arzt bei dem Kranken und begriff

seinen Arm an der Stelle, wo die Aerzte nach dem Pulse zu fühlen pflegen, als Jeannette, die ihn der Mutter zu Liebe sorgfältig bediente, irgend eines Geschäfts willen in das Krankenzimmer des Jünglings trat. Als dieser sie erblickte, fühlte er, ohne ein Wort zu sprechen, oder sich zu rühren, die Gluth der Liebe im Herzen mächtiger aufloedern; daher auch der Puls stärker zu schlagen begann als vorher, worüber der Arzt, der es sogleich wahrnahm, erstaunte, sich aber ruhig verhielt, um zu sehen, wie lange dieser beschleunigte Gang anhalten werde. Wie aber Jeannette das Zimmer verließ, gab der Puls sogleich nach, weßhalb der Arzt die Ursache jener Krankheit des Jünglings auf der Spur zu sein glaubte, und nach einiger Zeit Jeannetten, als ob er sie etwas zu fragen habe, zu sich rufen ließ, dabei aber den Arm des Kranken in der Hand behielt. Jeannette erschien sogleich und wie sie die Kammer betrat, kehrte der beschleunigte Pulsschlag dem Jüngling zurück und hörte wieder auf, als sie hinwegging. Hierauf erhob sich der Arzt, da er nun volle Gewißheit zu haben glaubte, zog die Aeltern des Jünglings bei Seite und sprach: Die Heilung eures Sohnes hängt von ärztlichem Beistand nicht ab, sondern liegt in Jeannettens Händen, welche der Jüngling, wie ich aus untrüglichen Zeichen mit Gewißheit erkenne, leidenschaftlich liebt, obwohl sie, wie ich sehe, nichts davon ahnt. Wenn euch also sein Leben lieb ist, so wißt ihr, was ihr zu thun habt.

Als der Edelmann und seine Gattin dies vernahmen, freuten sie sich, daß wenigstens ein Mittel zu seiner Rettung

gefunden ſei, obgleich es ihnen ſchwer ankam, davon Gebrauch zu machen und Jeannetten ihrem Sohne zur Gemahlin zu geben. Sie begaben ſich indeſſen, als der Arzt ſich entfernt hatte, zu dem Kranken, welchen die Dame ſo anredete: Mein Sohn, ich hätte nimmer geglaubt, daß du mir einen deiner Wünſche verhehlen würdeſt, am wenigſten jetzt, wo ich ſehe, daß die Nichterfüllung deſſelben dich ganz verzehrt, denn du durfteſt und darfſt ja verſichert ſein, daß es nichts auf der Welt giebt, was ich, um dich zufrieden zu ſtellen, nicht für dich wie für mich ſelber thun würde, ſelbſt wenn es nicht ganz geziemend wäre. Da du es mir aber doch verſchwiegen haſt, ſo iſt Gott mitleidiger mit dir geweſen, als du ſelber und hat mir, damit du an dieſer Krankheit nicht ſtürbeſt, den Grund deines Uebels gezeigt, welcher in nichts Anderm beruht, als in dem Uebermaaß der Liebe, die du zu einem Mädchen hegſt, wer ſie auch ſein mag. Und gewiß, du brauchteſt dich nicht zu ſchämen, mir dies zu entdecken, denn dein Alter bringt das mit ſich, ja ich müßte dich gering ſchätzen, wenn dein Herz der Liebe noch verſchloſſen geblieben wäre. Darum, lieber Sohn, ſcheue dich nicht vor mir, ſondern enthülle mir dreiſt alle deine Wünſche, verbanne den Trübſinn und die Gedanken, die dich in dieſe Krankheit geſtürzt haben; tröſte dich und ſei überzeugt, daß du nichts, was zu deiner Befriedigung gereichen mag, von mir fordern könnteſt, was ich nicht gern und nach Kräften für dich thun wollte, den ich mehr als mein Leben liebe. Laß alſo Scham und Furcht: ſage mir, ob ich zu Gunſten

deiner Liebe irgend etwas thun kann, und wenn du mich hierin nicht eifrig bemüht findest und nicht siehst, daß es dich zum Ziele führe, so halte mich für die grausamste Mutter, die je einen Sohn geboren.

Als der Jüngling seine Mutter so reden hörte, schämte er sich zuerst; doch bald bedachte er, daß Niemand besser als sie seinen Wünschen zur Befriedigung verhelfen könne, weßhalb er seine Scheu bezwang und sprach: Mutter, wenn ich meine Liebe so lange verborgen hielt, so geschah es nur darum, weil ich bemerkt hatte, daß die meisten Menschen sich in reifern Jahren gar nicht mehr erinnern wollen, daß sie auch einmal jung waren. Da ich aber sehe, daß ihr hierin verständiger seid, so will ich euch nicht allein eingestehen, daß es sich wirklich so verhalte, wie ihr bemerkt haben wollt, sondern euch auch den Gegenstand meiner Liebe offenbaren, unter der Bedingung, daß ihr euer Versprechen nach Kräften erfüllt, wenn ihr mich anders gesund sehen wollt. Die Dame, welche fest vertraute, es müsse ihr gelingen, was ihr in der Weise, wie sie es dachte, nicht gelingen sollte, erwiederte ihm zuversichtlich, er möge ihr nur dreist alle seine Wünsche eröffnen, indem sie sich unverzüglich bemühen werde, seinem Verlangen Befriedigung zu verschaffen. Hierauf begann der Jüngling: Mutter, die hohe Schönheit und das reizende Wesen unserer Jeannette, die Unmöglichkeit ihr meine Liebe zu gestehen, geschweige denn mitzutheilen und die Scheu, die mich abhielt, irgend Jemand davon zu sprechen, haben mich in diesen Zustand versetzt und

wenn euer Versprechen auf eine oder die andere Weise unerfüllt bleibt, so seid versichert, daß mein Leben nicht lange mehr währen kann. Die Mutter, die es jetzt mehr an der Zeit hielt, den Jüngling zu ermuthigen, als ihn zu tadeln, antwortete ihm lächelnd: Ach, mein Sohn, also nur darum bist du vor Gram erkrankt? Nun denn, so tröste dich und laß mich nur sorgen, sobald du wieder hergestellt bist.

So guter Hoffnungen voll, gab der Jüngling in kurzer Zeit Zeichen der entschiedensten Besserung, worüber die Mutter sehr zufrieden war und sich entschloß, einen Versuch zu machen, ob es ihr gelingen werde, ihr Versprechen zu halten. Sie rief also eines Tages Jeannetten zu sich und fragte sie nach einigen geschickt einleitenden Scherzen, ob sie schon einen Geliebten habe? Jeannette, die über und über erröthete, gab zur Antwort: Gnädige Frau, um ein armes, von Hause verstoßenes Mädchen, wie ich, das in anderer Leute Diensten steht, wird Niemand werben, auch geziemt es ihm nicht an Liebe zu denken. Darauf versetzte die Dame: Wenn du denn noch keinen hast, so will ich dir einen zuweisen, an dem du Freude haben und deine Schönheit erst recht genießen sollst, denn es geht ja durchaus nicht an, daß ein so schönes Mädchen wie du, ohne Liebhaber sein soll. Aber Jeannette erwiederte: Gnädige Frau, ihr habt mich der Armuth meines Vaters enthoben, und wie eine Tochter auferzogen und deßhalb sollte ich bereit sein, alles zu thun, was euch gefiele; allein wenn ich hierin euerm Willen nicht folgen kann, so glaube ich

daran Recht zu thun. Wenn es euch gefiele, mir einen Mann zu geben, so würde ich den lieben, einen andern aber nicht, denn da mir von der Erbschaft meiner Vorfahren nichts übrig geblieben iſt, als die Ehre, ſo will ich dieſe hüten und bewahren, ſo lange das Leben mir währt.

Dieſe Worte ſchienen der Dame dem Ziele ſehr zuwider, das ſie zu erreichen hoffte, um dem Sohne ihr Versprechen zu halten; obwohl ſie als eine verſtändige Frau dem Mädchen bei ſich ſelber große Lobſprüche deſhalb ertheilte. Wie aber, Jeannette, fuhr ſie fort, wenn unſer gnädigſter König, der noch ein junger Ritter iſt, wie du ein ſchönes Mädchen biſt, eine Gunſt von deiner Liebe erheiſchte, würdeſt du ſie ihm verſagen? Jeannette erwiederte raſch: Gewalt könnte mir der König anthun, mit meiner Einwilligung aber würde er nie mehr erlangen, als mit der Ehre beſteht.

Die Dame, die wohl ſah, wie Jeannette geſonnen ſei, ließ nun von den Worten ab und gedachte ſie thätlich zu prüfen, weshalb ſie ihrem Sohne ſagte, ſie werde ihn, ſobald er geneſen ſei, mit ihr in eine Stube zuſammenbringen, wo er ſelber ſuchen ſolle, das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, denn es ſcheine ihr unſchicklich, daß ſie wie eine Kupplerin für ihren Sohn werben, und ihrem eigenen Dienſtmädchen gute Worte geben ſolle.

Hiermit war aber der Jüngling in keiner Weiſe zufrieden; auch verſchlimmerte ſich ſeine Krankheit ſo-

gleich bedeutend. Als die Dame dies sah, enthüllte sie Jeannetten ihre Wünsche völlig, fand sie aber noch standhafter als zuvor, weßhalb sie sich genöthigt sah, Alles was sie gethan hatte ihrem Gemahl mitzutheilen. So hart es nun auch Beiden ankam, so beschlossen sie doch einstimmig, sie ihm zur Frau zu geben, da sie den Sohn doch lieber mit einer ihm nicht ebenbürtigen Gattin leben, als ohne Frau sterben sehen wollten; und so thaten sie auch nach langer Berathung wirklich. Hierüber fühlte sich Jeannette überaus glücklich; sie dankte Gott mit inbrünstigem Herzen, daß er sie nicht vergessen habe, sagte aber dessenungeachtet nie anders, als daß sie die Tochter eines Picarden sei. Der Jüngling genas, beging seine Hochzeit so fröhlich als irgend einer und genoß in Frieden das Glück der Ehe mit seiner Gattin.

Unterdessen hatte Pierrot, der bei dem Marschall des Königs von England in Wales zurückgeblieben war, als er heranwuchs die Gunst seines Herrn erworben, und war ein schöner und wackerer Jüngling geworden, wie kaum ein anderer auf der Insel sein mochte, so daß im Turnieren und Tioſtieren und in allen übrigen Waffenübungen Niemand im ganzen Lande so vollkommen war als er, daher er denn auch unter dem Namen Pierrot der Picarde überall gekannt und berühmt war. Und wie Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so bewies er auch bald, daß er seiner gedenke. Es kam nemlich über jene Gegend eine pestartige Sterblichkeit, welche fast die Hälfte der Bevölkerung hinweg-

raffte und überdies einen großen Theil der noch Lebenden vor Schreck in entfernte Landestheile zu flüchten vermochte, so daß das Land völlig verlassen schien. In dieser Sterblichkeit kam nun auch der Marschall, Pierrots Herr, zugleich mit seiner Gemahlin, seinem Sohn und mehrern Brüdern, Neffen und andern Verwandten um und von dem ganzen Hause blieb außer Pierrot und einigen andern Dienern nur eine schon mannbare Tochter des Marschalls übrig. Als die Seuche nachzulassen anfing, nahm das Fräulein auf den Rath und zur Freude der wenigen Landeseinwohner den Pierrot, als einen wackern und tapfern Jüngling, zum Gemahl und machte ihn zum Herrn über Alles, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Nicht lange währte es auch, so vernahm der König von England von dem Tode des Marschalls und da ihm die Verdienste Pierrots des Picarden bekannt waren, so setzte er diesen an die Stelle des Verstorbenen und ernannte ihn zu seinem Marschall. Dies war in kurzen Worten das Schicksal der beiden unschuldigen Kinder des Grafen von Antwerpen, die dieser schon als verloren aufgegeben hatte.

Schon war das achtzehnte Jahr verstrichen, seit der Graf von Antwerpen aus Paris entflohen war, als er in Irland, wo er sich noch immer im elendesten Zustande aufhielt und viele Beschwerden erduldet hatte, den Entschluß faßte, sich wo möglich noch in den Tagen seines Alters zu überzeugen, was aus seinen Kindern geworden sei. Denn er sah, daß die Zeit seine frühere Gestalt gänzlich umgeschaffen habe und fühlte

ſich durch die langen Anſtrengungen jetzt körperlich rüſtiger als in ſeinen jüngern der Muße gewidmeten Tagen. Er ſchied alſo arm und ſchlecht bekleidet von dem Herrn, dem er ſo lange Zeit gedient hatte, kam in England an und begab ſich nach dem Orte, wo er Pierrot gelaſſen hatte, fand ihn als großen Herrn und Marſchall wieder, ſah daß er geſund und ſtark und ſchön von Geſtalt geworden war, und empfand darüber große Freude, wollte ſich aber nicht eher zu erkennen geben, bis er von Jeannetten Kunde habe. Er machte ſich alſo wieder auf den Weg und ruhte nicht eher, bis er London erreicht hatte, wo er ſich nach der Dame, in deren Händen er ſeine Tochter gelaſſen hatte, und nach ihren Zuſtänden behutſam erkundigte und fand, daß Jeannette ihrem Sohne vermählt ſei, was ihm ſo große Freude gewährte, daß er alles erlittene Ungemach gering achtete, da er ſeine Kinder lebend und in glücklichen Verhältniſſen wieder gefunden hatte. Voll Verlangen, die Tochter wieder zu ſehen, fing er an, ſich als ein Bettler in die Nähe ihres Hauſes zu begeben, wo ihn Jacob Lamiens, ſo hieß Jeannettens Gemahl, eines Tages erblickte und aus Mitleid mit ſeinem Alter und ſeiner Armuth einem ſeiner Diener Befehl gab, ihn nach ſeinem Hauſe zu führen und ihm dort um Gottes Willen eine Mahlzeit reichen zu laſſen, was der Diener willig that.

Jeannette hatte ſchon mehrere Kinder von Jacob empfangen, von welchen der älteſte nicht über acht Jahre zählte: es waren die ſchönſten Kinder von der Welt

und als ſie den Grafen eſſen ſahen, waren ſie gleich Alle um ihn her und liebkoſten ihm, als ob eine unbekannte Macht ihnen geſagt hätte, daß es ihr Großvater ſei. Als der Alte ſie für ſeine Enkel erkannte, fing er an, auch ihnen Liebe zu bezeigen und ſie zu herzen, weßhalb die Kinder nicht mehr von ihm laſſen wollten, ſo viel auch der, welcher die Aufſicht über ſie führte, ihnen zurufen mochte. Als Jeannette dies hörte, trat ſie aus ihrem Gemach in jenes, wo der Graf ſich befand und drohte den Kindern ernſtlich mit Schlägen, wenn ſie dem Willen ihres Erziehers nicht Folge leiſteten. Die Kinder fingen an zu weinen und ſagten, ſie wollten bei dem wackern Manne bleiben, der ſie mehr als ihr Erzieher liebe, worüber Jeannette und der Graf lachen mußten. Dieſer hatte ſich von ſeinem Sitze erhoben, nicht um ſich als Vater zu zeigen, ſondern um der Tochter als einer Dame von Stande wie ein armer Mann Ehre zu erbieten: bei ihrem Anblick aber empfand ſein Herz wunderbare Freude. Sie erkannte ihn indeß weder jetzt noch nachher, denn er hatte ſeine frühere Geſtalt völlig verwandelt, indem er alt, greis und bärtig und dabei mager und braun geworden war und eher jedem Andern, als dem Grafen von Antwerpen glich. Da die Dame nun ſah, daß die Kinder nicht von ihm weg wollten, und weinten, wenn man ſie zu entfernen verſuchte, ſagte ſie dem Lehrer, er möge ſie nur eine Weile da laſſen. Während die Kinder nun bei dem wackern Manne verweilten, kam Jacobs Vater nach Hauſe und vernahm den Vorfall aus dem Munde

des Erziehers, worauf er, dem Jeannette noch immer ein Aergerniß war, erwiederte: Laßt sie nur in des Teufels Krallen, wenn er sie holen will: sie kehren nur dahin zurück, woher sie entsprossen sind. Sie stammen von mütterlicher Seite aus Bettlergeschlecht; daher ist es kein Wunder, wenn sie sich gern mit Bettlern befassen.

Der Graf vernahm diese Worte und fühlte sich schwer gekränkt; doch zuckte er die Achseln und ertrug diese Beleidigung, wie er so viele andere ertragen hatte. Als aber Jacob hörte, wie die Kinder an dem wackern Manne ihr Ergötzen gefunden hatten, mißfiel es ihm zwar, doch liebte er sie so zärtlich, daß er sie nicht weinen sehen konnte und lieber Befehl gab, den wackern Mann, wenn er einen Dienst im Hause verrichten wolle, darin aufzunehmen. Dieser antwortete, er wolle gerne bleiben, doch verstehe er sich auf weiter nichts, als die Pferde zu besorgen, was er die Zeit seines Lebens gewohnt gewesen. Darauf wies man ihm ein Pferd zu warten an, und sobald er dies besorgt hatte, pflegte er wieder mit den Kindern zu scherzen.

Während das Schicksal in der beschriebenen Weise mit dem Grafen von Antwerpen und seinen Kindern verfuhr, geschah es, daß der König von Frankreich, nachdem er mit den Deutschen mehrmals Waffenstillstand geschlossen hatte, verstarb und an seiner Statt sein Sohn die Krone empfing, dessen Gemahlin die Verbannung des Grafen verursacht hatte. Als der letzte mit den Deutschen geschlossene Waffenstillstand zu

Ende lief, begann jener einen neuen blutigen Krieg wider sie und der König von England schickte ihm als sein Schwager zahlreiche Hülfsvölker unter der Anführung seines Marschalls Pierrot, und des Jacob Lamiens, des Sohnes seines andern Marschalls, welchen letztern der wackere Mann, nemlich der Graf, begleitete und ohne von Jemand erkannt zu werden, geraume Zeit als Reitknecht im Heere zubrachte, wo er durch seine Erfahrung sowohl mit Rath als That mehr Gutes wirkte, als man von seinem Stande fordern durfte.

Es geschah aber während dieses Krieges, daß die Königin von Frankreich gefährlich erkrankte; und als sie sah, daß sie sterben müsse, fühlte sie sich von allen ihren Sünden zerknirscht und legte vor dem Erzbischof von Reuen, der allgemein für einen würdigen Mann galt, eine reuige Beichte ab, worin sie unter andern Sünden auch das große Unrecht bekannte, das dem Grafen von Antwerpen um ihretwillen geschehen sei. Sie begnügte sich aber nicht, es dem Erzbischof bekannt zu haben, sondern erzählte den ganzen Hergang der Sache auch vielen andern würdigen Männern, welche sie bei dem Könige dahin zu wirken bat, daß der Graf, wenn er noch am Leben sei, sonst aber seine Nachkommen, in den frühern Stand wieder eingesetzt würden. Nicht lange nachher schied sie aus diesem Leben und ward mit großen Ehren begraben.

Als dem Könige dies Geständniß hinterbracht wurde, beseufzte er schmerzlich die Leiden, welche man dem verdienten Manne mit Unrecht zugefügt hatte und gab dann

dann Befehl, im ganzen Heere und überall im Lande ausrufen zu laſſen: Wer ihm den Grafen von Antwerpen oder eins ſeiner Kinder nachweiſen könne, der ſolle für Jeglichen eine reichliche Belohnung empfangen, denn er habe durch das Bekenntniß der Königin erfahren, daß er des Verbrechens unſchuldig geweſen, wegen deſſen er vertrieben worden ſei, und beabſichtige daher, ihn wieder in ſeine frühern Ehren und Würden, ja ſogar in höhere, einzuweiſen.

Der als Reitknecht verkleidete Graf vernahm dieſen Aufruf und da er ſelber wußte, daß er die Wahrheit enthalte, ging er ſogleich zu Jacob und bat dieſen, ihn zu Pierrot zu begleiten, denn er wolle ihnen nachweiſen, was der König ſuche. Als ſie nun Alle drei beiſammen waren, ſprach der Graf, der ſich endlich zu erkennen geben wollte, zu Pierrot: Pierrot, hier iſt Jacob, welcher deine Schweſter zur Frau hat und nie eine Mitgift empfing; damit aber deine Schweſter nicht ohne Heirathsgut ſei, ſo will ich, daß er und niemand anders die große Belohnung empfange, welche der König dem verſprochen hat, welcher dich nachweiſt. So mag er denn ſich als den Sohn des Grafen von Antwerpen anzeigen und ſeine Gemahlin als deine Schweſter Violante, mich ſelbſt aber als den Grafen von Antwerpen, euern Vater.

Als Pierrot dieſe Worte vernahm, blickte er ihm ſcharf ins Geſicht und ihn ſogleich erkennend, warf er ſich weinend zu ſeinen Füßen, umarmte ihn und ſprach: Mein Vater, ſeid uns tauſendmal willkommen. Jacob aber, der erſt jene Rede des Alten hörte und dann das

Benehmen Pierrots ſah, war zugleich von ſolchem Erſtaunen und von ſolcher Freude beſtürzt, daß er kaum wußte, was er thun ſolle; da er aber den Worten Glauben beimeſſen mußte, fing er an ſich der Scheltreden zu ſchämen, deren er ſich gegen den als Stallknecht verkleideten Grafen wohl bedient hatte, ſank weinend zu ſeinen Füßen und bat ihn für die erfahrenen Beleidigungen demüthig um Verzeihung, welche ihm der Graf liebevoll gewährte, indem er ihn zu ſich emporhob. Nachdem ſie nun alle drei ihre Schickſale gegeneinander ausgetauſcht und viel zuſammen geweint und ſich gefreut hatten, wollten Pierrot und Jacob den Grafen mit neuen Kleidern verſehen; dieſer aber gab es durchaus nicht zu, ſondern beſtand darauf, daß Jacob ſich erſt die verheißene Belohnung zuſichern laſſe und ihn dann in Knechtsgeſtalt dem Könige vorführe, um dieſen deſto mehr zu beſchämen.

So ging alſo Jacob, welchem der Graf mit Pierrot in einiger Entfernung folgte, vor den König und erbot ſich, ihm den Grafen und ſeine Kinder vorzuführen, wenn er ihn dem geſchehenen Ausruf gemäß belohnen wolle. Der König ließ ſogleich die für den Nachweis der drei Vermißten beſtimmten Belohnungen, über deren Größe Jacob höchlich erſtaunte, herbeiſchaffen und erlaubte ihm, dieſelben mitzunehmen, ſobald er ihm wirklich, wie er verſprochen, den Grafen und deſſen Kinder nachgewieſen habe. Jacob wandte ſich hierauf um, ließ den Grafen, ſeinen Stallknecht, und Pierrot vortreten und ſprach: Gnädigſter Herr, hier ſind Vater und Sohn; die Tochter, welche meine Gattin

iſt, iſt nicht zugegen; ihr ſollt ſie aber mit Gottes Hülfe bald ſehen.

Als der König dies vernahm, faßte er den Grafen ins Auge und obgleich dieſer ſeine frühere Geſtalt ganz verwandelt hatte, ſo erkannte er ihn doch nach kurzer Betrachtung wieder, hob den vor ihm Niederknieenden faſt mit Thränen in den Augen zu ſich empor, küßte und umarmte ihn. Eben ſo freundſchaftlich empfing er Pierrot und gab dann Befehl, den Grafen mit Kleidern, Dienerſchaft, Pferden und Geräthen ſo reichlich zu verſehen, als es ſeinem hohen Range gezieme, welches ſogleich ausgeführt wurde. Dem Jacob erwies der König große Ehren und ließ ſich alle ſeine frühern Schickſale erzählen. Als aber Jacob die Belohnungen wegbringen ließ, welche er für den Nachweis des Grafen und ſeiner Kinder empfangen hatte, ſagte dieſer: Nimm dieſe großmüthigen Geſchenke unſeres Herrn des Königs und vergiß nicht, deinem Vater zu ſagen, daß deine Kinder, meine und ſeine Enkel, nicht mütterlicher Seite von Bettlern ſtammen. Jacob nahm die Geſchenke und ließ ſeine Frau und Schwiegermutter nach Paris kommen, wo auch Pierrots Gemahlin eintraf und Alle ſich mit feſtlichem Jubel um den Grafen verſammelten, welchen der König in alle ſeine Güter wieder eingeſetzt und höher geſtellt hatte, als er zuvor geſtanden. Hierauf beurlaubte ſich Jeder und kehrte nach ſeinem Wohnſitz zurück; der Graf aber lebte noch ruhmvoller als zuvor bis an ſein Ende in Paris.

13. Die Haarſchur.

Agilulf, der König der Longobarden, beſtieg nach dem Beiſpiele ſeiner Vorgänger in Pavia, einer Stadt in der Lombardei, den Thron ſeines Reiches, nachdem er Theudelinden, die Wittwe des Autharis, des letzten Königs der Longobarden, zur Gemahlin genommen hatte: eine ſchöne, verſtändige und ehrbare Frau, die aber doch einmal ein Unglück mit einem Liebhaber hatte. Als nemlich durch die Tapferkeit und Klugheit König Agilulfs das Reich der Longobarden in Glück und Frieden ſtand, geſchah es, daß ein Reitknecht der Königin, der wenn gleich ein Menſch von dem niedrigſten Stande, doch weit beſſer als ſein Gewerbe und ſo ſchön und groß von Geſtalt als der König ſelber war, ſich über die Maßen in die Königin verliebte. Da ihm aber ſein geringer Stand nicht die Einſicht benommen hatte, daß eine ſolche Liebe wider alle Gebühr ſei, ſo war er klug genug, ſie Niemand zu entdecken, ja er wagte ſie nicht einmal durch Blicke zu verrathen. Wenn er nun gleich keine Hoffnung hatte ihr je zu gefallen, ſo war er doch ſtolz darauf, ſeine Gedanken auf ein ſo erhabenes Ziel gerichtet zu haben und ganz im Feuer der Liebe auflodernd, verrichtete er mit weit größerer Sorgfalt als ein anderer ſeiner Gefährten Alles, wovon er glaubte, daß es der Königin gefallen werde.

So geſchah es, daß die Königin, wenn ſie ausrei-

ten ſollte, das von ihm gewartete Pferd weit lieber als irgend ein anderes ritt, und wenn dies geſchah, meinte er immer die größte Gunſt erfahren zu haben, wich keinen Augenblick von ihrem Steigbügel und däuchte ſich ſchon beglückt, wenn er nur ihre Kleider berühren durfte. Wie wir es aber ſo oft ſich begeben ſehen, daß bei verminderter Hoffnung die Liebe nur zunimmt, ſo geſchah es auch dieſem armen Reitknecht, bis es ihm zuletzt faſt unerträglich fiel, ſein heißes Verlangen, ohne ſich von der Königin im geringſten begünſtigt zu ſehen, ſo verborgen im Herzen zu hegen; da er ſich aber von dieſer Liebe unmöglich losringen konnte, ſo faßte er mehrmals den Entſchluß, ſich das Leben zu nehmen. Beim Nachdenken über die Todesart, welche er wählen wollte, entſchloß er ſich, ſeinen Tod durch eine Handlung herbeiführen, welche denſelben als eine Folge der Liebe darſtellen möchte, die er zu der Königin getragen habe und noch trug und dieſe Handlung ſollte darin beſtehen, daß er den Verſuch wagte, die Befriedigung ſeiner Wünſche ganz oder zum Theil zu erreichen. Zu dieſem Ende wollte er aber nicht etwa mündlich mit der Königin reden, oder ihr ſeine Liebe in einem Briefe entdecken, denn er wußte wohl, daß er vergebens ſprechen oder ſchreiben würde, ſondern er wollte ſehen, ob es ihm durch Liſt gelänge, der Königin beizuliegen. Hierzu konnte aber weder eine andere Liſt noch ein anderer Weg führen, als wenn er Mittel fand, in Geſtalt des Königs, von welchem er wußte, daß er ihr nicht jede Nacht beizuliegen pflegte, zu ihr zu kommen und in ihr Zimmer zu ſchleichen.

Um alſo zu erfahren, in welcher Weiſe und in welchem Anzug der König ſeine Gemahlin zu beſuchen pflege, verbarg er ſich mehrere Nächte hindurch in einem großen Saale des königlichen Palaſtes, welcher zwiſchen dem Gemach der Königin und dem des Königs in der Mitte lag und ſo ſah er denn eines Nachts den König in einen langen Mantel gehüllt, in der einen Hand eine brennende Kerze, in der andern ein Stäblein tragend aus ſeinem Gemach zu dem der Königin ſchreiten und ohne ein Wort zu ſprechen ein oder zweimal mit dem Stäblein vor die Kammerthür ſchlagen, worauf ihm ſogleich geöffnet und die Kerze aus der Hand genommen ward.

Als er ihn ſo hineintreten und in gleicher Art zurückkehren ſah, ſetzte er ſich vor, Alles genau eben ſo zu machen, ſuchte ſich einen Mantel, der dem des Königs ähnlich war, eine Kerze und eine Gerte zu verſchaffen, und nachdem er ſich in einem Bade gereinigt hatte, damit der Geruch des Pferdemiſtes der Königin nicht beſchwerlich falle, oder ihr den Betrug verrathe, verbarg er ſich, wie er gewohnt war, mit dieſen Dingen in dem großen Saale. Sobald er aber ſah, daß Alles im Schlafe liege, glaubte er die Zeit ſei gekommen, ſeinem Verlangen Befriedigung zu gewähren, oder dem erſehnten Tode durch eine kühne That den Weg zu bahnen: ſchlug ſich mit Stein und Stahl, die er bei ſich trug Feuer, zündete ſeine Kerze an und trat in den umgeſchlagenen Mantel ganz verhüllt vor die Kammerthüre und ſchlug zweimal mit dem Stäblein dagegen. Eine

ganz ſchlaftrunkene Kammerfrau öffnete ſie, nahm das Licht und verbarg es; worauf er ohne ein Wort zu ſagen, hinter den Vorhang trat, den Mantel ablegte und das Bette beſtieg, in welchem die Königin ſchlief. Er ſchlang ſie verlangend in ſeine Arme, ſtellte ſich aber übelgelaunt, weil er wußte, daß der König, wenn er übler Laune ſei, nichts mit ſich reden zu laſſen pflege, und ſo erkannte er, ohne ein Wort zu ſprechen, die Königin zu mehrern Malen. Obwohl es ihm aber ſchwer ward, von ihr zu ſcheiden, ſo erhob er ſich doch endlich aus Furcht, daß ihm ein längeres Verweilen die genoſſene Luſt in Schmerz verwandeln möchte, nahm ſeinen Mantel und das Licht wieder und ging ohne ein Wort zu ſagen hinaus um ſo ſchnell als möglich ſein Bett zu erreichen.

Kaum mochte er bei demſelben angelangt ſein, als ſich der König erhob und zu dem Schlafgemach der Königin ging, welche hierüber ſehr verwundert war und als er das Bett beſchritt und ſie freundlich grüßte, ſich von ſeiner Freundlichkeit ermuthigt fühlte und ſagte: O mein Gemahl, was iſt das heute Nacht für eine Neuerung? So eben erſt verließt ihr mich, nachdem ihr euch mehr als gewöhnlich mit mir ergötzt hattet und jetzt kehrt ihr gleich noch einmal zurück? Habt Acht, was ihr thut!

Als er dieſe Worte vernahm, vermuthete der König gleich, ſeine Gemahlin ſei von Jemanden durch Aehnlichkeit der Geſtalt und des Benehmens getäuſcht worden; als ein kluger Mann aber beſchloß er, da er

ſah, daß weder die Königin noch ſonſt Jemand es bemerkt habe, ſie auch nicht darauf aufmerkſam zu machen, was viele Thoren nicht gethan, ſondern erwiedert haben würden: Ich war nicht hier: Wer iſt es, der hier war? Wie kam er her? Was ging hier vor? Daraus wären dann viele Geſchichten entſtanden, durch welche er die Dame ohne ihre Schuld betrübt und ihr vielleicht Anlaß gegeben hätte, das zum zweitenmal zu wünſchen, was ſie einmal genoſſen hatte; er ſelbſt aber würde einen Vorfall, deſſen er ſich nicht zu ſchämen brauchte, ſo lange er verſchwiegen blieb, nur zu ſeiner eigenen Schande öffentkundig gemacht haben. Deßhalb gab ihr der König, ohne den innern Zorn in Mienen oder Worten zu verrathen, zur Antwort: Denkt ihr denn, Frau, ich ſei nicht Manns genug, wenn ich auch ſchon einmal bei euch geweſen wäre, noch zum andernmal wieder zu kommen? Das wohl, verſetzte die Königin; dennoch aber bitte ich euch, auf eure Geſundheit Rückſicht zu nehmen. Wohlan denn, entgegnete der König, ſo will ich euerm Rathe folgen und für diesmal ohne euch weiter zu beunruhigen, wieder umkehren.

So nahm er denn voller Unmuth und Zorn über den, wie er wohl ſah, ihm angethanen Schimpf, ſeinen Mantel wieder um, verließ die Kammer und beſchloß in aller Stille nach dem Thäter zu forſchen, denn er war überzeugt, es müſſe einer aus dem Hauſe ſein und wer es auch ſein möge, ſo könne er noch nicht Gelegenheit gefunden haben es zu verlaſſen. Er nahm alſo eine Leuchte mit einem kleinen Lichtchen und ging in einen langen Saal,

der ſich in ſeiner Burg über dem Marſtall befand und in welchem faſt ſeine ganze Dienerſchaft in vielen Betten ſchlief. Und indem er weiter bedachte, wer auch das gethan haben möge, wovon die Königinn ſprach, ſo könne ſich ihm der Puls und das Herzklopfen nach jener Anſtrengung noch nicht beruhigt haben, begann er ſchweigend bei dem Erſten der Reihe einem nach dem andern die Hand auf die Bruſt zu legen, um zu ſehen, ob ihm das Herz ſchlage. Obgleich nun die andern alle feſt ſchliefen, ſo wachte doch der noch, welcher bei der Königinn geweſen war; als er daher den König kommen ſah und ſich wohl vermuthete, was er ſuche, befiel ihn heftiger Schrecken, ſo daß das Herzklopfen, welches von der gemachten Anſtrengung herrührte, noch durch die Furcht um vieles verſtärkt wurde; auch zweifelte er keinen Augenblick, daß ihm der König, wenn er dies bemerke, unverzüglich den Tod geben werde. Nun ging ihm zwar anfangs mancherlei durch den Kopf, was er thun wolle, allein da er den König ohne Waffen ſah, ſo hielt er es für beſſer, ſich ſchlafend zu ſtellen und abzuwarten, was der König beginnen werde.

Schon hatte der König bei Vielen nachgeſucht, ohne einen zu finden, den er für den Thäter hätte halten mögen, als er auch zu dieſem gelangte, deſſen Herz er ſo heftig klopfen fühlte, daß er zu ſich ſelbſt ſprach: Dies iſt der Rechte. Weil er aber nicht wollte, daß das, was er zu thun beabſichtigte, irgend bekannt würde, ſo begnügte er ſich damit, ihm mit einer Scheere, die er bei ſich trug, auf der einen Seite einen Büſchel aus

den Haaren zu schneiden, welche zu jener Zeit sehr lang getragen wurden, damit er ihn bei diesem Merkzeichen am nächsten Morgen wieder erkennen möchte; und als er das gethan hatte, entfernte er sich und ging nach seinem Gemache zurück. Jener aber, der wohl gefühlt hatte, was mit ihm vorgehe, und verschlagen genug war einzusehen, zu welchem Zweck er so gezeichnet worden, erhob sich unverzüglich, nahm eine Scheere, deren zufällig zur Besorgung der Pferde einige im Stalle vorhanden waren, und schnitt leise von einem zum andern schreitend allen seinen Schlafgenossen auf gleiche Weise die Haare über dem Ohre ab und legte sich dann, ohne daß es jemand bemerkt hatte, wieder zur Ruhe nieder.

Am frühen Morgen erhob sich der König und befahl, ehe noch die Thore der Burg geöffnet würden, solle die ganze Dienerschaft vor ihm erscheinen. Als dies geschah und sie nun alle mit entblößtem Haupte vor ihm standen, hub er an, sie zu betrachten, um den heraus zu finden, welchen er geschoren hatte; da er aber sah, daß sie fast alle in gleicher Weise das Haar verschnitten trugen, erstaunte er und sprach zu sich selbst: Der, welchen ich schor, zeigt seines niedern Standes ungeachtet wahrlich hohen Verstand. Da er nun sah, daß sein Ziel ohne Aufsehen nicht zu erreichen sei, war er nicht Willens, sich um solche geringe Sache große Schmach zuzuziehen, sondern zog es vor, ihm mit einem Wort eine Ermahnung und zugleich den Beweis zu geben, daß er wohl wisse, woran er sei, weßhalb er sich an alle wandte und sprach: Wer es gethan hat, thue es nicht

wieder und ſo geht mit Gott. Ein anderer hätte ſie Alle köpfen, oder foltern, peinlich fragen und ausforſchen laſſen und dadurch nur bekannt gemacht, was ein Jeder zu verhüllen bemüht ſein muß; und wenn er auch den Thäter herausgebracht und vollkommene Rache an ihm genommen hätte, ſo würde er doch ſeine Schmach nicht vertilgt, ſondern nur um Vieles vergrößert und überdies die Ehre ſeiner Gemahlin beſudelt haben. Diejenigen, welche die Rede des Königs vernahmen, wunderten ſich ſehr und hielten lange unter ſich Rath darüber, was der König wohl damit gemeint habe; aber keiner unter ihnen verſtand ſie, bis auf den, welchen ſie betraf. Dieſer war aber klug genug, es bei Lebzeiten des Königs Niemand zu entdecken und ſein Leben nicht wieder eines ſolchen Wageſtücks willen aufs Spiel zu ſetzen.

14. Das edle Herz.

Nach den Berichten der Provençalen lebten in der Provence zwei edle Ritter, von welchen Jedweder sowohl Burgen als Lehnsleute unter sich hatte; der Eine hieß Herr Guillem von Rousſillon, der Andere Guillem von Cabeſtaing. Weil ſie nun beide große Tapferkeit in den Waffen bewieſen, ſo liebten ſie ſich ſehr und pflegten zu allen Turnieren, Lanzenbrechen und andern Waffenſpielen nicht anders als miteinander und in gleicher Rüſtung zu reiten. Obgleich aber Jedweder ein eigenes Schloß bewohnte, und dieſe wohl zehn Miglien von einander entfernt lagen, ſo begab es ſich doch, da Herr Guillem von Rousſillon eine ſehr ſchöne und reizende Frau zur Gemahlin hatte, daß Herr Guillem von Cabeſtaing ſich der Freundſchaft und Genoſſenſchaft, welche zwiſchen ihnen beſtand, ohngeachtet, in dieſelbe leidenſchaftlich verliebte. Auch gab er es ſo lange bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe zu erkennen, daß es die Dame endlich errieth und da ſie ihn als einen überaus tapfern Ritter kannte, ſo hatte ſie Gefallen daran und begann auch ihm ſolche Liebe zuzuwenden, daß ſie auf der Welt nichts ſehnlicher als ihn begehrte und liebte und nur darauf wartete, daß er ſie um ihre Gunſt anſpräche, was denn auch bald genug geſchah und ſo hatten ſie mehrere Zuſammenkünfte und liebten ſich zärtlich.

Weil ſie ſich aber hierbei nicht der nöthigen Vor-

ſicht bedienten, ſo geſchah es, daß ihr Gemahl es bemerkte und ſolchen Unmuth darüber empfand, daß die Liebe, die er bis dahin zu Cabeſtaing getragen, ſich in tödtlichen Haß verkehrte, welchen er zwar beſſer zu verbergen wußte, als die beiden Liebenden ihr Verſtändniß zu verbergen gewußt hatten, ſich aber feſt entſchloß, jenen ums Leben zu bringen. Während nun Rouſſillon mit dieſem Vorſatz umging, geſchah es, daß in Frankreich ein großes Turnier ausgerufen wurde, wovon Rouſſillon dem Cabeſtaing ſogleich Nachricht gab und ihm dabei ſagen ließ, er möchte, wenn es ihm beliebe, zu ihm kommen, damit ſie gemeinſchaftlich Raths pflegen könnten, ob und wie ſie das Turnier beſuchen wollten. Hierüber ſehr erfreut gab Cabeſtaing zur Antwort, er werde unfehlbar am nächſten Tage zur Abendmahlzeit bei ihm ſein. Als aber Rouſſillon dies vernahm, gedachte er, die Zeit ſei gekommen, ihm das Leben zu nehmen, weßhalb er ſich am folgenden Tage bewaffnete, mit einigen ſeiner Diener zu Pferde ſtieg und ſich etwa eine Miglie von ſeiner Burg in einem Gebüſch, an welchem Cabeſtaing vorbei kommen mußte, in den Hinterhalt legte. Hier hatte er ſchon eine geraume Weile gewartet, als er den Cabeſtaing, der ſich durchaus keines Arges von ihm verſah, ganz unbewaffnet und zwei ebenfalls ganz unbewaffnete Diener hinter ſich, des Weges kommen ſah, und als er zu der Stelle gelangt war, wo er ihn haben wollte, fiel er tückiſch und voll Ingrimms, eine Lanze in der Hand, aus dem Gebüſch über ihn her und rief: Du biſt des Todes! Dies

ausrufen und ihm die Lanze durch die Bruſt ſtoßen, war Eins. Ohne das Geringſte zu ſeiner Vertheidigung verſuchen zu können, oder ein Wort zu ſprechen, fiel Cabeſtaing von der Lanze durchbohrt zur Erde und ſtarb nach wenigen Augenblicken. Seine Diener hatten indeſſen, ohne den Angreifenden erkannt zu haben, ſofort ihre Pferde gewandt und waren ſo ſchnell ſie konnten zu der Burg ihres Herrn geflohen.

Rouſſillon ſtieg nun vom Pferde, öffnete dem Cabeſtaing mit einem Dolche die Bruſt und riß ihm mit den eigenen Händen das Herz heraus; wickelte dann dieſes in ein Lanzenfähnchen ein und gab es einem ſeiner Diener zu tragen, welchen er Allen auf das Strengſte anbefahl, daß Keiner wagen ſolle, von dem Geſchehenen ein Wort zu ſprechen, worauf er, da es unterdeſſen Nacht geworden war, zu ſeiner Burg zurückkehrte.

Die Dame, welche vernommen hatte, daß Cabeſtaing zum Abendeſſen kommen werde, erwartete ihn mit der größten Sehnſucht; da ſie ihn aber nicht kommen ſah, wunderte ſie ſich ſehr und ſprach zu ihrem Gemahl: Wie kommt es aber, Herr, daß Cabeſtaing nicht erſchienen iſt? Hierauf antwortete ihr Mann: Er hat mir ſagen laſſen, daß er vor Morgen nicht kommen könne. Hierüber zeigte ſich die Dame ein wenig verſtimmt.

Rouſſillon war kaum vom Pferde geſtiegen, als er den Koch vor ſich rufen ließ und zu ihm ſprach: Nimm dies Eberherz und ſieh, wie du das beſte und wohlſchmeckendſte Gericht daraus bereiteſt, das du nur zu bereiten verſtehſt, und ſchicke es mir, wenn ich bei Tiſche ſitze, in einer ſilbernen Schüſſel.

Der Koch nahm es, verwandte alle seine Kunst und Sorgfalt darauf, zerhackte und zersetzte es mit vielen guten Gewürzen und machte es zu einer nur allzu schmackhaften Speise. Als es Essenszeit war, setzte sich Herr Guillem mit seiner Gemahlin zu Tische; die Speisen wurden aufgetragen: er aber, von den Gedanken an das Verbrechen, das er begangen hatte, verhindert, aß nur wenig. Als ihm nun der Koch das Gericht zusandte, ließ er es der Dame vorsetzen, bemerkte, er habe heute Abend keinen Hunger und empfahl es ihr sehr. Die Dame, der es an Eßlust nicht fehlte, kostete davon und da sie es sehr wohlschmeckend fand, verzehrte sie es völlig.

Als der Ritter sah, daß die Dame das ganze Gericht aufgegessen habe, hub er an: Nun, Frau, wie schmeckte euch diese Speise? Sie antwortete: Wahrlich, Herr, sie behagte mir sehr. So wahr mir Gott helfe, erwiederte der Ritter, das glaube ich euch gern, denn es verwundert mich nicht, wenn ihr an dem, was euch lebend mehr als Alles auf der Welt behagte, auch da es todt ist, noch Behagen findet.

Als die Dame dies hörte, stutzte sie eine Weile; dann sprach sie: Wie so? Was war es denn, was ihr mir zu essen gegeben habt? Der Ritter antwortete: Was ihr gegessen habt war auf mein Wort das Herz des Herrn Guillem von Cabestaing, welchen ihr als ein ungetreues Weib so sehr geliebt habt. Seid versichert, es war es wirklich, denn ich selbst habe es ihm kurz vor meiner Rückkunft mit diesen meinen Händen aus der Brust gerissen.

Ob die Dame über dieſe Botſchaft von dem, den ſie über Alles liebte, Kummer empfand, iſt wohl keine Frage. Nach einer Weile ſprach ſie: Ihr handeltet als ein ehrloſer und nichtswürdiger Ritter, denn wenn ich, ohne von ihm gezwungen zu werden, ihn zum Gebieter meiner Neigungen erwählt und euch dadurch beleidigt hatte, ſo mußte mich, nicht ihn die Strafe treffen. Das aber wollte Gott nimmermehr, daß ich nach einer ſo edeln Speiſe, wie das Herz eines ſo tapfern und hochgeſinnten Ritters war, je eine andere genieße.

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf und ſtürzte ſich, ohne nur einen Augenblick anzuſtehen, rücklings aus einem hinter ihr befindlichen Fenſter. Dies Fenſter war ſehr hoch über dem Boden, daher dieſer Fall die Dame nicht blos tödtete, ſondern faſt ganz zerſchmetterte. Als Herr Guillem dies ſah, erſchrack er ſehr und fühlte wohl, daß er Unrecht gethan habe; überdies bewog ihn die Furcht vor dem Volk und dem Grafen von Provence, die Pferde ſatteln zu laſſen und die Flucht zu ergreifen.

Am andern Morgen war der ganze Hergang der Sache ſchon rings in der Gegend bekannt, daher die Leute von der Burg des Herrn Cabeſtaing und die von der Burg der Dame, die beiden Leichen mit großem Kummer und Wehklagen aufhoben, ſie in der Burgkapelle der Dame in ein gemeinſchaftliches Grab beiſetzten und einige Verſe darüber ſchreiben ließen, welche die Namen der daſelbſt Begrabenen und die Art und Urſache ihres Todes enthielten.

---

15. Guiscardo und Ghismonda.

Tankredi, der Fürst von Salerno, wäre ein menschenfreundlicher und wohlwollender Fürst gewesen, hätte er sich nicht noch im Alter die Hände mit dem Blute zweier Liebenden besudelt. Er hatte die Zeit seines Lebens kein anderes Kind als eine Tochter und wohl ihm, wenn er auch diese nicht gehabt hätte! Der Vater war ihr mit so zärtlicher Liebe zugethan, als nur je eine Tochter von ihrem Vater geliebt werden mochte, und um dieser zärtlichen Liebe willen wußte er sich nicht von ihr zu trennen und verheirathete sie auch dann noch nicht, als sie die Zeit mannbarer Reife schon um mehrere Jahre überschritten hatte. Endlich vermählte er sie zwar dem Sohn des Herzogs von Capua, allein nach kurzer Ehe kehrte sie verwittwet zu ihrem Vater zurück. Sie war von Gesicht und Gestalt so schön, wie nur je eine Frau gewesen sein mag und dabei jung, kräftig und vielleicht klüger, als es einem Weibe taugen möchte.

Wie sie nun bei dem zärtlichen Vater in Behagen und Ueberfluß lebte, wie es ihrem Stande geziemte und wohl bemerkte, daß der Vater vor übergroßer Liebe zu ihr wenig Sorge trug, sie wieder zu vermählen, während die Scham sie abhielt, ihn darum anzusprechen, faßte sie den Entschluß, sich wo möglich selber einen würdigen Geliebten heimlich anzunehmen.

Am Hofe ihres Vaters ſah ſie viele Männer verkehren, adlige und nicht adlige, wie es an den Höfen zu geſchehen pflegt, und indem ſie das Betragen und Benehmen Vieler darunter beobachtete, gefiel ihr vor Allen ein Jüngling in ihres Vaters Dienſten, der Guiscardo hieß und zwar von geringer Abkunft, aber durch Tugenden und Wohlgezogenheit edler als alle andern war, daher ſie ſich, als ſie ihn öfter ſah und immer größeres Behagen an ſeinem Benehmen fand, in aller Stille auf das heftigſte in ihn verliebte. Auch hatte der Jüngling, dem es eben ſo wenig an Klugheit fehlte, ihre Geſinnung erkannt, und ſie ſo feſt in ſein Herz geſchloſſen, daß ſein Sinn allen andern Gedanken, als dem, ſie zu lieben, faſt entfremdet war.

Während ſich nun dieſe beiden in ſolcher Weiſe heimlich liebten und die junge Dame nach nichts ſo ſehr verlangte, als ſich mit ihm zuſammen zu finden, wollte ſie doch, um ihm die Mittel dazu kund zu geben, das Geheimniß ihrer Liebe Niemanden anvertrauen, ſondern verfiel auf eine neue Liſt. Sie ſchrieb nämlich einen Brief und zeigte ihm darin an, was er am folgenden Tage zu thun habe, um mit ihr zuſammen zu ſein, ſteckte ihn in die Höhlung eines Rohrs und gab dieſes dem Guiscardo ſcherzend mit den Worten: Mache deiner Magd heute Abend ein Blaſerohr daraus, womit ſie das Feuer anſchüren mag. Guiscardo nahm es und dachte wohl, daß ſie es ihm nicht ohne Urſache gegeben und ſo geſprochen habe, weßhalb er ſich entfernte und damit nach ſeinem Hauſe zurückkehrte. Hier beſah er das

Rohr, fand daß es gespalten war, öffnete es und entdeckte ihren Brief darin; diesen las er und als er nun wohl begriffen hatte, was ihm zu thun obliege, hielt er sich für den glücklichsten Menschen, der je auf Erden gelebt habe und traf auch gleich Anstalten, sie in der von ihr angegebenen Weise zu besuchen.

Neben dem fürstlichen Schlosse hatte man vor undenklichen Zeiten eine gehöhlte Grotte in den Berg gehauen, welche ein spärliches Licht, mittelst eines mühsam in den Felsen getriebenen Luftlochs empfing, welches, weil die Höhle selbst verlassen war, Dornen und andere Gesträuche oben verdeckten. In diese Grotte nun konnte man mittelst einer geheimen Treppe, aus einem von der Dame bewohnten Zimmer im Erdgeschoß des Palastes gelangen, obgleich der Eingang durch eine starke Thür versperrt war. Auch war diese Treppe, von welcher seit einigen Jahren kein Gebrauch gemacht worden, so ganz aus aller Andenken verschwunden, daß sich kaum noch einer ihres Vorhandenseins erinnerte; die Liebe aber, vor deren Augen nichts zu verbergen ist, hatte sie der liebenden Dame in das Gedächtniß zurückgerufen. Damit nun niemand Verdacht schöpfen könne, hatte sie sich in der Stille viele Tage mit ihren Dietrichen abgemühet, ehe es ihr gelang, jene Thüre zu eröffnen, dann war sie allein in die Grotte hinabgestiegen, hatte hier das Luftloch gesehen und dem Guiscardo geschrieben, er möge dahin zu kommen trachten, wobei sie ihm auch die ungefähre Tiefe von dem Luftloch bis zur Erde angegeben hatte.

Zur Ausführung dieſes Anſchlags machte ſich Guiscardo ſogleich einen Strick mit großen Knoten und Schlingen zurecht, um daran hinab und herauf zu ſteigen, kleidete ſich in einen ledernen Koller, der ihn vor den Dornen ſchützen ſollte und begab ſich, ohne Jemanden ein Wort davon zu ſagen, in der nächſten Nacht zu der Oeffnung; befeſtigte hier das eine Ende des Stricks an einen kräftigen Stamm, der in der Mündung des Luftlochs hervor wuchs, ließ ſich ſo in die Grotte hinab und erwartete die Dame.

Dieſe ſtellte ſich am folgenden Tage, als wolle ſie ſchlafen, entließ ihre Begleiterinnen und verſchloß ſich in ihrer Kammer; alsdann öffnete ſie die Thüre des Eingangs und ſtieg in die Höhle hinab, wo ſie den Guiscardo fand und beide ſich mit feſtlichem Jubel begrüßten; darauf zuſammen in ihre Kammer gingen und hier einen großen Theil jenes Tages in hohen Freuden verbrachten. Als ſie nunmehr ſorgfältig verabredet hatten, wie ſie ihre Liebe auch ferner geheim halten wollten, kehrte Guiscardo nach der Grotte zurück, worauf ſie den Eingang wieder verſchloß und ſich zu ihren Begleiterinnen hinaus begab. In der folgenden Nacht kletterte Guiscardo an ſeinem Stricke empor, ſtieg durch die Oeffnung, durch welche er gekommen war, wieder hinaus und begab ſich nach ſeiner Wohnung. Wie er aber einmal dieſen Weg gelernt hatte, kehrte er im Verlauf der Zeit noch oft dahin zurück. Allein das Geſchick, das den Liebenden ein ſo langes und großes Glück beneidete, verkehrte zuletzt ihre Freude in Jammer und Klage.

Tankredi pflegte mitunter ganz allein in das Zimmer der Tochter zu kommen, wo er dann eine Weile blieb und mit ihr sprach und hierauf wieder wegging. So kam er auch eines Tages nach Tiſche zu ihr hinunter, als die Dame, welche Ghismonda hieß, mit allen ihren Begleiterinnen im Garten verweilte; trat ohne von Jemand geſehen oder bemerkt zu werden, hinein und wollte, da er ſie nicht fand, ihr Vergnügen nicht ſtören. Die Kammerfenſter waren geſchloſſen und die Vorhänge des Bettes herabgelaſſen; er ſetzte ſich zu den Füßen deſſelben in der Ecke auf einen Schemel, lehnte ſein Haupt auf das Bette, zog den Vorhang über ſich, als hätte er ſich abſichtlich verbergen wollen, und ſchlief ein.

Während er ſo ſchlief, ließ Ghismonda, die zum Unglück den Guiscardo auf dieſen Tag beſchieden hatte, ihre Begleiterinnen im Garten, kehrte leiſe in ihr Zimmer zurück, verſchloß es von innen und öffnete, ohne zu bemerken, daß Jemand zugegen ſei, dem ſchon harrenden Guiscardo die Thüre. Als ſie ſich nun ihrer Gewohnheit nach auf dem Bette niederließen und mit einander zu ſcherzen und ſich zu ergötzen anfingen, geſchah es, daß Tankredi erwachte und dem was Guiscardo mit der Tochter begann, zuhörte und zuſah. Hierdurch überaus ſchmerzlich betrübt, wollte er ſie erſt anfahren; allein bald entſchloß er ſich, zu ſchweigen und wo möglich verborgen zu bleiben um hernach mit mehr Vorſicht und zu geringerer Schmach ſeines Hauſes das ausführen zu können, was er ſich ſchon entſchieden hatte zu thun.

Die beiden Liebenden blieben, wie sie gewohnt waren, eine geraume Zeit beisammen, ohne Tankredi zu bemerken; als es sie aber Zeit däuchte, stiegen sie von dem Bette, worauf Guiscardo nach der Grotte zurückkehrte und sie die Kammer verließ. Aus dieser ließ sich Tankredi, obwohl er schon bei Jahren war, durch ein Fenster in den Garten nieder und kehrte, ohne von Jemand gesehen zu werden, bis zum Tode betrübt zu seinem Gemache zurück. Auf seinen Befehl wurde Guiscardo in der folgenden Nacht, als er um die Zeit des ersten Schlafes aus dem Luftloch schlüpfte und der lederne Koller ihm beim Entfliehen beschwerlich fiel, von zwei Knechten ergriffen und heimlich vor Tankredi geführt.

Als dieser ihn erblickte, sprach er fast weinend zu ihm: Guiscardo, meine Güte gegen dich hat den Schimpf und die Schande nicht verdient, die du mir an meiner Tochter zugefügt hast, wie ich es heute mit eigenen Augen sah. Hierauf antwortete ihm Guiscardo nichts weiter als die Worte: Liebe vermag unendlich viel mehr als ihr und ich. Tankredi gab nun Befehl, ihn in einem der anstoßenden Zimmer in aller Stille zu bewachen; und so geschah es. Am folgenden Tage aber begab sich Tankredi, nachdem er viele und mancherlei Vorsätze durchdacht hatte, seiner Gewohnheit zufolge, nach Tische in das Zimmer seiner Tochter, welche von dem Geschehenen noch nichts ahndete; ließ sie vor sich rufen, verschloß sich von innen mit ihr und hub unter Thränen so zu ihr zu sprechen an: Ghismonda, ich glaubte deiner Tugend und Ehrbarkeit so gewiß

zu ſein, daß es mir, wenn ich es nicht mit eigenen Augen geſehen hätte, auch nach wiederholten Verſicherungen nie in den Sinn gekommen wäre, daß du nur daran denken würdeſt, dich einem Manne, der nicht dein ehelicher Gemahl wäre, hinzugeben, geſchweige denn, daß du es wirklich thun könnteſt: daher ich in dieſem kurzen Ueberreſt des Lebens, den mein Alter mir noch vorbehält, nie eine frohe Stunde finden werde, wenn ich deſſen gedenke. Hätte Gott nur gewollt, wenn du dich einmal zu ſolcher Sittenloſigkeit hinreißen laſſen ſollteſt, daß du einen Mann erwählt hätteſt, wie er deinem Adel geziemend geweſen wäre. Allein unter ſo Vielen, die an meinem Hofe verkehren, haſt du den Guiscardo, einen Jüngling von der niedrigſten Herkunft, der an unſerm Hofe ſo zu ſagen um Gotteswillen ſeit der früheſten Kindheit erzogen und ernährt worden iſt, auserwählt und mich dadurch in die größte Seelenbetrübniß geſtürzt, in welcher ich nicht weiß, was ich über dich beſchließen ſoll. Was den Guiscardo betrifft, den ich dieſe Nacht, als er durch die Oeffnung ſchlüpfte, ergreifen ließ und nun gefangen halte, ſo habe ich ſchon einen Entſchluß über ihn gefaßt; mit dir aber weiß ich beim Himmel nicht, was ich anfangen ſoll. Von der einen Seite bewegt mich die Liebe, mit welcher ich dir immer zärtlicher zugethan war, als je ein Vater ſeiner Tochter; von der andern der gerechte Unwille, den ich über deine arge Miſſethat empfinde: jene will, daß ich dir vergebe; dieſer verlangt, daß ich gegen meine Natur grauſam wider dich verfahre. Bevor ich aber einen

Entſchluß faſſe, wünſche ich zu hören, was du ſelber hierüber zu ſagen haſt. Und mit dieſen Worten ſenkte er ſein Angeſicht nieder und weinte ſo heftig, als ein Kind nach den heftigſten Schlägen nur weinen könnte.

Als Ghismonda aus dieſen Worten des Vaters erkannte, daß nicht nur ihre heimliche Liebe entdeckt, ſondern auch Guiscardo gefangen ſei, fühlte ſie unſägliche Schmerzen und war einige Mal nahe daran, ſie in lautem Jammer und Thränen, wie es der meiſten Weiber Sitte iſt, kund zu geben; aber doch bezwang ihre ſtolze Seele dieſe Schwäche, beherrſchte die Züge ihres Geſichts mit wunderbarer Kraft und faßte, in der Meinung, daß ihr Guiscardo ſchon todt ſei, den feſten Entſchluß, lieber aus dieſem Leben zu ſcheiden, als die geringſte Bitte für ſich einzulegen. Demnach antwortete ſie dem Vater nicht wie ein unglückliches, wegen eines Fehltrittes zurechtgewieſenes Weib, ſondern in unerſchüttertem Gleichmuth, mit trockenen Augen und heiterm, keine Spur von Beſtürzung verrathendem Angeſicht in dieſer Weiſe: Tankredi, ich bin weder zu leugnen noch zu bitten geſonnen, denn das Eine würde mir nichts helfen und des Andern Hülfe verſchmähe ich; überdies aber gedenke ich auch mit Nichten deine Güte und Milde mir geneigt zu machen, ſondern ich will die Wahrheit bekennen und erſt meine Ehre mit unumſtößlichen Gründen vertheidigen, dann aber die Größe meiner Seele in Thaten ſtandhaft erhärten. Es iſt wahr, daß ich den Guiscardo geliebt habe, daß ich ihn noch liebe und ihn lieben werde, nicht nur ſo lange ich lebe,

m das wäre kurze Zeit, sondern wenn man nach dem
ide noch liebt, so will ich auch dann nicht aufhören
n zu lieben. Hierzu hat mich aber nicht sowohl meine
eibliche Schwäche, als deine Saumseligkeit mich zu
ermählen, und seine Trefflichkeit bewogen. Es konnte
ir, Tankredi, nicht unbekannt sein, da du selber von
Fleisch und Blut bist, daß die Tochter, welche du gezeugt
hattest, aus Fleisch und Blut und nicht von Stein
oder Eisen gebildet sei; du mußtest dich erinnern und
mußt es noch heute, obgleich du jetzt alt geworden bist,
wie sehr und mit welcher Gewalt die Gesetze der Na-
tur die Jugend bestürmen und ob du gleich als Mann
einen Theil deiner bessern Jahre in Waffenübungen ver-
bracht hast, so mußtest du doch nichtsdestoweniger wissen,
wie viel Muße und Wohlleben über alte, geschweige
denn über junge Leute vermögen. Ich bin mithin, als
deine Tochter, von Fleisch und Blut und, weit entfernt,
verlebt zu sein, noch ein junges Weib und aus beiden
Gründen voll heimlicher Wünsche, die dadurch zu un-
widerstehlicher Kraft in mir gediehen sind, daß ich schon
einmal verheirathet gewesen bin und also erfahren habe,
wie süß es ist, diese Wünsche zu befriedigen. Da ich
nun ihrer Gewalt nicht widerstehen konnte, so beschloß
ich, weil ich denn jung und ein Weib sei, den Weg zu
verfolgen, den sie mich führen würden und gab mich
der Liebe hin. Aber alle Kräfte bot ich auf, durch den
Fehltritt, zu dem die Natur mich zwang, weder dir
noch mir, so weit ich es verhindern konnte, Schande
zu bereiten. Und hierzu hatten Amors Mitleid und ein

günſtiges Geſchick mir ſo verborgene Wege erkundet und gewieſen, daß ich, ohne daß es Jemand erfuhr, das Ziel meiner Wünſche erreichte. Dies Alles, wer es dir auch angezeigt hat, oder wie du es wiſſen magſt, leugne ich nicht: den Guiscardo aber habe ich nicht, wie Viele pflegen, aufs Gerathewohl erwählt, ſondern nach reiflicher Ueberlegung habe ich ihn aus allen Andern erleſen, mit kluger Vorſicht ihn zu mir eingeführt und mit weiſer Beharrlichkeit, ſowohl von meiner Seite als von ſeiner, lange Zeit der Erfüllung meiner Wünſche genoſſen. Gerade dies aber, noch außer der Sünde, wozu die Liebe mich hinriß, ſcheinſt du, mehr der gemeinen Meinung als der Wahrheit folgend, mir mit beſonderer Bitterkeit vorzuwerfen, indem du ſagſt, ich habe mich einem Menſchen niedern Standes ergeben, juſt als ob es dich nicht gekränkt haben würde, wenn ich mir einen vornehmen Mann dazu erwählt hätte. Du wirſt nicht gewahr, daß du hierin nicht meinen Fehler, ſondern den des Glückes rügeſt, welches nur allzu oft die Unwürdigen emporhebt, während es die Würdigſten in die Tiefe drückt. Aber laſſen wir dies jetzt und wenden nun einmal den Blick auf das Weſen der Dinge, ſo wirſt du erkennen, daß unſer Aller Fleiſch und Blut aus gleichem Stoffe beſteht und daß alle Seelen von demſelben Schöpfer mit gleichen Kräften, gleichen Anlagen und gleichen Fähigkeiten geſchaffen worden ſind. Erſt das Verdienſt hat zwiſchen uns, die wir von Geburt alle gleich waren und ſind, einen Unterſchied geſetzt und diejenigen, welche es in höhern Grade

beſaßen oder ſich erwarben, wurden nun edel genannt; wäh-
rend die übrigen unedel blieben. Und obgleich abweichende
Gebräuche dieſes Geſetz in Schatten geſtellt haben, ſo
iſt es darum doch nicht aufgehoben, noch der Natur und
den guten Sitten entfremdet, und darum beweiſt Jeder,
der edel handelt, unwiderleglich, daß er edel iſt, und
wenn ihn Jemand anders nennt, ſo beſchimpft er da-
durch nicht Jenen, ſondern ſich ſelbſt. Sieh dich unter
allen deinen Edelleuten um, prüfe ihre Tugenden, ihre
Sitten und ihr Betragen und ſtelle ihnen Guiscardo
mit den ſeinigen gegenüber, und wenn du dann unbe-
fangen urtheilen willſt, ſo wirſt du geſtehen müſſen, daß
er überaus edel iſt und dieſe deine Edeln alle nur ge-
meine Menſchen ſind. Ich habe mich aber in Bezug
auf die Tugenden und den Werth Guiscardos auf Nie-
mands Zeugniß, als auf das deiner Worte und meiner
Augen verlaſſen. Wer rühmte ihn wohl jemals ſo ſehr,
als du ihn aller der preislichen Dinge willen rühmteſt,
die an einem Würdigen des Rühmens werth ſind; und
gewiß thateſt du daran nicht unrecht, denn wenn meine
Augen mich nicht täuſchen, ſo haſt du ihn wegen keiner
Tugend gerühmt, die ich ihn nicht viel herrlicher hätte
üben ſehen, als deine Worte es auszudrücken vermoch-
ten; ſollte hierin aber dennoch einige Täuſchung bei mir
untergelaufen ſein, ſo wärſt du derjenige, der mich ge-
täuſcht hätte. Sagſt du alſo, ich habe mich mit einem
Menſchen gemeinen Schlages eingelaſſen, ſo ſagſt du
die Wahrheit nicht. Sagteſt du aber etwa mit einem
armen Menſchen, ſo könnte man dir zu deiner Schande

wohl einräumen, daß du es so wenig verstanden hast, die Umstände eines würdigen Mannes in deinen Diensten zu verbessern. Doch Armuth beraubt niemand des Verstandes, nur der Habe. Viele Könige, viele große Fürsten sind arm gewesen, und Viele, die hinter dem Pfluge gehen und das Vieh hüten, besaßen und besitzen große Reichthümer. Das letzte Bedenken, dessen du gedachtest, nemlich was du mit mir beginnen solltest, kannst du dir ganz ersparen, wenn du in deinem spätesten Alter gesonnen bist zu thun, was du in deiner Jugend nicht pflegtest, nemlich den Wütherich zu spielen. Rede alle deine Grausamkeit an mir, als der ersten Ursache dieses Vergehens, wenn es ein Vergehen ist: denn ich bin nicht gesonnen, dein Mitleid irgend anzuflehen; vielmehr bedrohe ich dich, wenn du das, was du an Guiscardo gethan hast oder thun willst, nicht an mir ebenfalls thust, so sollen diese meine Hände es statt deiner thun. Wohlan denn, geh hin mit Weibern Thränen zu vergießen, oder werde ein Wütherich und richte, wenn du glaubst, daß wir es verdient haben, ihn und mich mit einem einzigen Schlage hin.

Wohl erkannte der Fürst aus dieser Rede die Seelengröße der Tochter, allein er glaubte sie doch nicht so fest entschlossen, die angedeutete Drohung auszuführen, als sie zu erkennen gegeben hatte. Er verließ sie also und gab zwar den Vorsatz, wider sie selber grausam zu verfahren, völlig auf, gedachte aber durch andere Gewaltmittel ihre glühende Liebe abzukühlen und befahl zu dem Ende den beiden Knechten, welche den Guis-

cardo bewachten, sie sollten ihn in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch erdrosseln, ihm das Herz aus dem Leibe nehmen und dieses ihm, dem Fürsten, überbringen. Am folgenden Tage ließ sich also der Fürst eine große und schöne Goldschale kommen, legte das Herz Guiscardos hinein und schickte es der Tochter durch einen seiner vertrautesten Diener, welchen er bei Ueberreichung der Schale so zu sprechen beauftragte: Dies schickt dir dein Vater, um auch dir an Dem, was du über Alles liebst, Freude zu gewähren, wie du ihm an Dem, was er über Alles liebte, gewähret hast.

Unerschütterlich fest in ihrem schrecklichen Vorsatze hatte sich unterdeß Ghismonda, sobald ihr Vater weggegangen war, giftige Kräuter und Wurzeln kommen lassen, aus welchen sie ein Wasser bereitete, das sie zur Hand haben wollte, sobald was sie fürchtete, geschähe. Als nun der Diener mit dem Geschenk und den Worten des Fürsten kam, ergriff sie mit festem Blick die Schale, deckte sie auf und zweifelte, als sie das Herz erblickte und die Worte vernahm, keinen Augenblick, daß es Guiscardos Herz sei; daher hob sie das Haupt zu dem Diener auf und sprach: Wahrlich, kein geringerer Sarg, als ein goldener, geziemte einem Herzen wie dieses und sehr verständig hat hieran mein Vater gehandelt. Mit diesen Worten führte sie es zum Munde, küßte es und sprach weiter: In allen Dingen und immerdar, bis zu diesem äußersten Ziel meines Lebens hat mein Vater mir die zärtlichste Liebe bewiesen; jetzt aber mehr als je zuvor und darum bitte ich dich, ihm für dies köstliche Ge-

schenk in meinem Namen den letzten Dank zu sagen, den ich ihm jemals sagen werde.

Nach diesen Worten, neigte sie sich über die Schale, welche sie fest umarmt hielt, blickte das Herz an und sprach: O du süßeste Herberge aller meiner Freuden! verflucht sei die Grausamkeit dessen, der meinen leiblichen Augen deinen Anblick verschafft hat; genügte es mir doch dich mit den Augen des Geistes immerdar vor mir zu schauen. Du hast nun deinen Lauf vollbracht und alles überstanden, was das Schicksal dir hienieden Uebles zugedacht hatte. Du hast das Ziel erreicht, dem Jeder entgegen eilt; hast alles Elend und Trübsal dieser Welt hinter dir gelassen, und von deinem Todfeind selbst ein Grab erhalten, wie es deinem Werthe gebührte. Nichts gebricht dir nun zu einer vollen Bestattung, als die Thränen derjenigen, die du im Leben so zärtlich geliebt hast, und damit auch diese dir zu Theil würden, gab es das Schicksal meinem unbarmherzigen Vater in den Sinn, daß er dich mir überschickte und ich will sie dir gewähren, obgleich ich entschlossen war, mit trockenen Augen und durch keine Empfindung getrübten Zügen zu sterben. Hast du dann den Zoll meiner Thränen empfangen, so werde ich mit deiner Hülfe ohne Säumen dazu thun, daß sich meine Seele mit der theuern vereiniae, die du einst so gerne beherbergt hast. Und in welcher Gesellschaft möchte ich wohl ruhiger und sicherer den Weg zu dem unbekannten Lande antreten, als in ihrer? Ich weiß gewiß, sie weilt noch hierinnen und weidet sich an dem Schauplatz ihrer und meiner Freuden

und da ich nicht zweifeln darf, daß sie mich noch liebt, so erwartet sie wohl die meine, von welcher sie inbrünstig geliebt wird.

Als sie so gesprochen hatte, senkte sie, ohne nach Art der Weiber laut zu klagen, ihr weinendes Angesicht über die Schale, und begann unter tausend Küssen, die sie dem todten Herzen gab, nicht anders, als trage sie einen Brunnen in ihrem Haupte, einen solchen Strom von Thränen zu vergießen, daß es ein Wunder zu schauen war. Ihre Begleiterinnen, welche um sie herstanden, wußten weder, was dies für ein Herz sei, noch was ihre Worte bedeuten sollten; doch von Mitleid ergriffen, weinten sie alle mit ihr, fragten gerührt, aber vergebens nach der Ursache ihres Weinens und befliſſen sich noch weit mehr, ihr so gut sie konnten und wußten, Trost zuzusprechen.

Als sie nun genug geweint zu haben glaubte, richtete sie ihr Haupt wieder empor, trocknete sich die Augen und sprach: O, vielgeliebtes Herz, da ich nun jede Pflicht gegen dich erfüllt habe, so bleibt mir nichts weiter zu thun übrig, als meine Seele der deinen zur Begleiterin zu senden. Nach diesen Worten ließ sie sich die Flasche mit dem Wasser reichen, das sie am gestrigen Tage gebraut hatte, goß es in die Schale, welche das von ihren häufigen Thränen gebadete Herz enthielt, setzte sie ohne alle Furcht an den Mund und trank sie leer. Hierauf bestieg sie, die Schale in der Hand, ihr Bette, legte sich in der würdigsten Lage, die sie ihren

Gliedern zu geben wußte, zur Ruhe, drückte das Herz ihres Geliebten an das Ihre und erwartete, ohne noch ein Wort zu sagen, den Tod.

Ihre Begleiterinnen, die dies Alles sahen und hörten, ohne zu wissen, was es für ein Wasser sei, das sie getrunken habe, hatten unterdeß dem Fürsten Nachricht von dem Geschehenen gesandt, worauf Tankredi, von der Ahnung des Ausgangs ergriffen, zu der Kammer der Tochter hinabstieg, welche er in dem Augenblick erreichte, als Ghismonda sich auf ihr Bette niederlegte. Jetzt da es zu spät war, hub er an, sie mit süßen Worten zu trösten; als er aber sah, wohin es mit ihr gekommen sei, brach er in schmerzliche Thränen aus. Da sprach Ghismonda zu ihm: Spare diese Thränen, Tankredi, für ein Unglück, das dir weniger erwünscht kommt, als das meine und verschwende sie nicht um mich, denn ich begehre sie nicht. Wen außer dir sah man wohl je um das weinen, was er selber gewollt hat? Wenn aber die Liebe, die du sonst zu mir getragen hast, noch in dir fort lebt, so gewähre mir dies als die letzte Gunst, daß, wenn du nicht dulden wolltest, daß ich heimlich und im Verborgenen mit Guiscardo leben sollte, nun meine Leiche mit der Seinigen, wohin du sie auch hast werfen lassen, öffentlich zusammen ruhe.

Das beklemmende Herzeleid verhinderte den Fürsten ihr zu antworten. Ghismonda aber fühlte, daß sie ihr Ziel erreicht habe, drückte das todte Herz noch einmal an

ihre

ihre Bruſt und ſprach: Bleibt mit Gott, ich ſcheide. Ihre Augen verſchleierten ſich, die Sinne vergingen ihr, ſie war aus dieſem traurigen Leben geſchieden. Dies unſelige Ende nahm, wie ihr vernommen habt, die Liebe Guiscardos und Ghismondens. Nach langer Trauer und ſpäter Reue über ſeine Grauſamkeit ließ Tankredi die Liebenden unter allgemeinem Bedauern aller Salernitaner, in einem gemeinſchaftlichen Grabmahl ehrenvoll beſtatten.

---

16. Griſeldis.

Schon vor langer Zeit war das Haupt des Hauſes der Markgrafen von Saluz ein junger Mann mit Namen Walther, der weder Weib noch Kind hatte und ſeine Zeit nur mit Jagd und Vogelfang zubrachte, ohne daß er je bedacht geweſen wäre, eine Frau zu nehmen und Kinder zu zeugen; woran er meines Erachtens nicht unweiſe that. Seine Lehnsleute aber, welchen dies nicht gefiel, baten ihn zu wiederholten Malen, ſich zu vermählen, damit er nicht ohne Erben und ſie nicht ohne Herren verblieben; auch erboten ſie ſich, ihm eine Gemahlin zu ſuchen, die an ſich ſelbſt und durch ihre Herkunft von väterlicher und mütterlicher Seite ihnen die Ausſicht auf eine glückliche Zukunft eröffne und ihn völlig zufrieden ſtelle. Aber Walther entgegnete ihnen: Lieben Freunde, ihr zwingt mich zu einer Sache, die ich feſt entſchloſſen war niemals zu thun, weil ich erwogen hatte, wie ſchwer es ſei, eine Gattin zu finden, deren Neigungen ganz mit den unſrigen übereinſtimmen; wie häufig vielmehr die Beiſpiele des Gegentheils ſeien, und welch ein trauriges Leben derjenige führe, dem eine Gattin zu Theil geworden iſt, die nicht wohl zu ihm paßt. Wenn ihr aber ſagt, daß ihr an den Sitten der Väter und Mütter euch die Töchter zu erkennen getraut, und daraus folgert, daß es in eurer Macht ſtehe, mir eine ſolche zu geben, die mir gefallen werde, ſo iſt dies

eine groſse Thorheit, angeſehen, daß ich nicht wüßte, wie ihr die Väter erkennen, oder die Heimlichkeiten der Mütter ergründen ſollte, und ſelbſt wenn euch dies gelänge, ſo ſind ja die Töchter nur allzu oft den Vätern und Müttern ganz unähnlich. Da es aber euer Wille iſt, mich in dieſe Ketten zu ſchmieden, ſo will ich mich darein fügen, und damit ich mich, wenn es übel ausſchlüge, nur über mich ſelbſt zu beklagen habe, ſo gedenke ich auch ſelber die Wahl der Gattin zu treffen, wobei ich euch aber dieſe Verſicherung gebe: wenn die, welche ich immer wählen möge, von euch nicht als eure Herrin geehrt wird, ſo ſollt ihr zu euerm groſsen Schaden erfahren, wie ſauer es mir geworden iſt, mich gegen meinen Willen auf eure Bitten zu einer Heirath zu entſchlieſsen. Die würdigen Männer erwiederten, ſie ſeien mit Allem zufrieden, wenn er ſich nur bewegen laſſe, eine Frau zu nehmen.

Schon eine geraume Zeit hatte Herrn Walther das Benehmen eines armen Mädchens gefallen, die aus einem ſeiner Burg benachbarten Dorfe gebürtig war; auch ſchien ſie ihm ſchön genug und ſo glaubte er mit ihr ein recht glückliches Leben führen zu können. Ohne länger zu ſuchen, entſchloß er ſich mithin, ſie zu heirathen, ließ ihren Vater zu ſich rufen, und wurde mit dieſem, der ſehr arm war, dahin einig, daß ſie ſeine Gattin werden ſolle. Als dies geſchehen war, rief Herr Walther alle ſeine Freunde und Lehnsleute zuſammen und ſprach zu ihnen: Lieben Freunde, es iſt euer Wunſch geweſen, und iſt es noch, daß ich mich entſchlöſſe, eine

Gattin zu nehmen, und ich habe mich dazu entschlossen, mehr um euch gefällig zu sein, als weil mich selbst nach einer Frau verlangt hätte. Ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, nemlich euch eine jede gefallen zu lassen, und sie als eure Gebieterin zu ehren, welche ich immer wählen möge. Jetzt ist also die Zeit gekommen, wo ich euch mein Versprechen zu halten gedenke, und wo ich verlange, daß auch ihr das eurige haltet. Ich habe ganz in unserer Nähe ein Mädchen nach meinem Herzen gefunden, welches ich zur Frau zu nehmen und binnen wenigen Tagen in mein Haus zu führen gedenke; seid also bedacht, eine schöne Hochzeit auszurichten und ihr einen ehrenvollen Empfang zu gewähren, damit ich Ursache habe mit der Erfüllung eures Versprechens so zufrieden zu sein, wie ihr mit der des meinigen habt.

Die guten Leute freuten sich und antworteten einhellig, sie seien es gern zufrieden: sie möge sein, wer sie wolle, sie würden sie dieselbe zu ihrer Herrin annehmen und in allen Dingen als solche ehren. Hierauf schickten sich alle an, ein schönes, großes und fröhliches Fest zu bereiten und ein Gleiches that Herr Walther. Er ließ die Hochzeit auf das Schönste und Herrlichste zurüsten und viele seiner Freunde und Verwandten, nebst seinen vornehmsten Lehnsleuten und andern aus der Nachbarschaft dazu einladen; überdies ließ er viele schöne und reiche Kleider nach dem Maaß eines Mädchens zuschneiden, welches ihm mit derjenigen, die er zu heirathen entschlossen war, von gleichem Wuchs zu sein schien; endlich hielt er Gürtel und Ringe, und einen schönen

und kostbaren Brautkranz bereit, so wie Alles was einer Neuvermählten geziemt.

Als nun der Tag erschien, den er zur Hochzeit anberaumt hatte, stieg Herr Walther gegen die dritte Stunde des Morgens zu Pferde, und mit ihm Alle, welche ihm zu Ehren gekommen waren, und nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, hub er an und sprach: Ihr Herren, nun ist es Zeit, die junge Braut einzuholen. Hierauf machte er und seine ganze Begleitung sich auf den Weg; sie gelangten zu dem Dörfchen, und als sie das Haus ihres Vaters erreicht hatten, fanden sie das Mädchen, wie es eben in großer Eile mit Wasser vom Brunnen zurückkehrte, um sich dann mit andern Frauen aufzumachen, und Herrn Walthers Braut kommen zu sehen.

Als Herr Walther sie erblickte, rief er sie bei ihrem Namen, nemlich Griseldis, und fragte sie, wo ihr Vater sei. Verschämt gab sie ihm zur Antwort: Er ist zu Hause, mein Gebieter. Herr Walther stieg nun ab, befahl Allen, ihn zu erwarten und trat allein in die ärmliche Hütte, wo er ihren Vater fand, welcher Janicola hieß, und zu ihm sprach: Ich bin gekommen, um Griseldis zu heirathen; zuvor aber wünsche ich in deiner Gegenwart etwas von ihr zu erfahren. Alsdann legte er ihr die Frage vor, ob sie sich, wenn er sie zum Weibe nehme, bestreben wolle, ihm immer gefällig zu sein, und über nichts, was er auch thun oder sagen möge, sich zu erzürnen; ob sie ihm gehorsam sein wolle? und viele andere ähnliche Dinge, welche sie alle mit Ja beantwortete.

Hierauf ergriff sie Walther bei der Hand, führte sie hinaus und ließ sie in Gegenwart seiner ganzen Begleitung und aller Uebrigen entkleiden, und nachdem er die Gewänder, die auf seinen Befehl angefertigt worden, hatte kommen lassen, ließ er sie damit von Kopf bis zu Fuß bekleiden und ihren Haaren, so kunstlos sie geordnet sein mochten, den Brautkranz aufdrücken, worauf er die Anwesenden, welche über diesen Vorgang höchst verwundert waren, also anredete: Ihr Herren, dies ist das Mädchen, welches ich zu meiner Frau zu nehmen gedenke, wenn sie mich zum Manne will. Dann wandte er sich zu ihr, welche über sich selbst schamroth und erwartungsvoll dastand, und fragte sie: Griseldis, willst du mich zum Manne? Worauf sie erwiederte: Ja mein Gebieter. Und ich, fuhr er fort, will dich zu meiner Frau. So verlobte er sich ihr in Gegenwart Aller; dann ließ er sie ein Reitpferd besteigen, und führte sie mit ehrenvoller Begleitung zu seinem Hause. Hier ward die Hochzeit schön und prächtig und das Fest nicht geringer, als ob er die Tochter des Königs von Frankreich gefreit hätte. Die junge Braut schien mit den Kleidern auch Benehmen und Wesen ausgetauscht zu haben und so schön sie war, so gefällig, anmuthig und wohlgezogen zeigte sie sich jetzt, so daß sie nicht mehr die Tochter des Janicola oder eines Schafhirten, sondern irgend eines vornehmen großen Herrn zu sein schien, wodurch sie Jeden in Erstaunen setzte, der sie früher gekannt hatte. Ueberdies aber war sie ihrem Gemahl so gehorsam und dienstbar, daß er

ſich für den glücklichſten und zufriedenſten Menſchen auf Erden hielt, und gleicherweiſe den Unterthanen ihres Gemahls ſo gütig und liebreich, daß niemand war, der ſie nicht mehr als ſich ſelbſt geliebt und ihr gern Ehre erwieſen hätte, indem Alle für ihr Wohl, ihr Glück und ihre Erhebung zu Gott beteten und die, welche ſonſt zu ſagen pflegten, Walther habe wenig Klugheit bewieſen, da er ſie zur Frau genommen, nun geſtanden, er ſei der weiſeſte und ſcharfſichtigſte Mann von der Welt, da es keinem andern als ihm gelungen ſei, ihre hohe Tugend unter der Hülle der Lumpen und des bäuriſchen Kleides zu entdecken. Und kurz, nicht blos in ihrer Markgrafſchaft, ſondern überall mußte ſie, ehe lange Zeit verlief, von ihrer Tugend und ihren guten Werken reden zu machen und Alles ins Gegentheil zu verkehren, was etwa gegen ihren Gemahl, als er ſie zur Frau nahm, geſagt worden war.

Nicht lange hatte ſie mit Walther gelebt, als ſie ſchwanger ward und zur rechten Zeit eines Mädchens genas, worüber Walther große Freude bezeigte. Bald nachher aber kam ihm ein anderer Einfall in den Sinn, nemlich durch lange Prüfung und beinah unerträgliche Leiden ihre Geduld in Verſuchung zu führen: zu welchem Ende er ſie zuerſt mit Worten zu ſtacheln begann, indem er ſich unmuthig ſtellte und ſagte, ſeine Lehusleute ſeien ihrer niedern Geburt wegen ſehr unzufrieden mit ihr, beſonders jetzt da ſie ſähen, daß ſie Kinder bringe; und beſonders ſeien ſie wegen der Ge-

burt einer Tochter unwillig und thäten nichts denn Murren. Als Griſeldis dieſe Worte vernahm, ſprach ſie, ohne ihre Züge oder ihr Benehmen im Mindeſten zu ändern: Mein Gebieter, thu mit mir was dir zu deiner Ehre und Beruhigung das Beſte ſcheint; ich werde mit Allem zufrieden ſein, da ich weiß, wie viel weniger ich gelte als jene und daß ich der Ehre nicht würdig war, zu welcher mich deine Großmuth erhoben hat.

Dieſe Antwort war Herrn Walther ſehr werth, da ſie ihm zeigte, daß ſeine Gattin durch alle die Ehren, die er und Andere ihr erwieſen hatten, nicht hochfährtig geworden ſei. Bald darauf, nachdem er der Gattin in allgemeinen Ausdrücken zu verſtehen gegeben, ſeine Lehnsleute wollten das Mädchen, das ſie geboren habe, nicht dulden, ſchickte er einen wohl unterrichteten Diener zu ihr, welcher mit ſehr betrübtem Antlitz zu ihr ſprach: Herrin, wenn ich nicht ſterben will, ſo muß ich thun, was mein Herr mir befiehlt. Er hat mir befohlen euer Töchterchen zu nehmen und es .... mehr ſagte er nicht. Als die Dame dieſe Worte vernahm, dem Diener ins Antlitz ſah und ſich dabei der Worte ihres Gemahls erinnerte, verſtand ſie wohl, daß er beauftragt ſei, das Kind zu tödten. Sogleich nahm ſie es daher aus der Wiege, küßte und ſegnete es und ſo weh es ihr im Herzen that, ſich von ihm zu trennen, legte ſie es doch, ohne die Farbe zu wechſeln, dem Diener in den Arm und ſprach: Nimm und vollziehe genau was mein und dein Gebieter dir aufgetragen hat, laß es aber nicht

den wilden Thieren und Vögeln zum Raub, es sei denn, daß er es dir ausdrücklich befohlen hätte.

Der Diener nahm das Kind und brachte Herrn Walther Nachricht, was seine Gattin gesagt habe, worauf ihn dieser, über ihre Standhaftigkeit staunend, mit dem Kinde nach Bologna zu einer Verwandten schickte, welche er bat, es sorgfältig zu erziehen und zu bilden, ohne Jemand zu sagen, wessen Tochter es sei.

Es geschah hierauf, daß Griseldis sich von Neuem schwanger fühlte und zur richtigen Zeit ein männliches Kind gebar, worüber Walther große Freude hatte. Weil ihm aber, was er gethan hatte, noch nicht genügte, durchbohrte er die Gattin mit noch größeren Schmerzen, indem er eines Tages mit zürnendem Antlitz zu ihr sprach: Seit du den Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten nicht mehr Frieden gewinnen, so bitter beklagen sie sich, daß ein Enkel Janicolas nach mir ihr Herr werden soll, daher fürchte ich, wenn ich nicht verjagt werden will, wiederum thun zu müssen, was ich schon einmal gethan habe, und zuletzt werde ich mich wohl gar gezwungen sehen, dich zu verstoßen und eine andere Frau zu nehmen. Griseldis hörte ihn mit geduldigem Muthe an und antwortete nichts, als dies: Mein Gebieter, sinne nur dich zu befriedigen und deinen Wünschen zu genügen, und sei meinetwegen außer Sorgen, denn für mich hat kein Ding irgend Werth, als so weit ich sehe, daß es dir gefällt.

Wenige Tage schickte Herr Walther in derselben Weise, wie er nach der Tochter geschickt hatte, auch

nach dem Knaben, ſtellte ſich wieder, als habe er ihn umbringen laſſen, und ſandte ihn heimlich, um ihn erziehen zu laſſen, nach Bologna, wie es mit der Tochter geſchehen war. Bei dieſer Gelegenheit zeigte Griſeldis kein anderes Geſicht, und ſprach kein anderes Wort, als ſie bei der Tochter gethan hatte, worüber Herr Walther höchlich erſtaunte, und ſich ſelber eingeſtand, kein anderes Weib vermöge das zu dulden, was ſie erduldet habe. Und hätte er ſie nicht, ſo lange es ihm gefiel, ſterblich in die Kinder vergafft geſehen, ſo würde er geglaubt haben, ſie mache ſich nichts daraus, während er jetzt überzeugt war, ſie thue es als eine verſtändige Frau. Seine Unterthanen, welche in dem Wahn ſtanden, er habe die Kinder tödten laſſen, tadelten ihn ſehr und ſchalten ihn grauſam; mit der Frau aber hatten ſie das größte Mitleid. Dieſe erwiederte aber den Frauen, welche ihr über dieſen Tod der Kinder Mitleid bezeigten, nichts anders, als ihr müſſe Alles Recht ſein, was dem gefalle, der ſie erzeugt habe.

Als aber ſeit der Geburt des Mädchens mehrere Jahre hingegangen waren, ſchien es Herrn Walther Zeit, ihre Duldſamkeit der letzten Probe zu unterwerfen, weßhalb er gegen Viele der Seinigen erklärte, er könne es nicht länger ertragen, Griſeldis zur Frau zu haben. Er ſehe jetzt ein, daß es ein unbedachter Jugendſtreich geweſen ſei, ſie zu nehmen, und daher werde er es nach Kräften bei dem Pabſt zu bewirken ſuchen, daß ihm erlaubt werde, eine andere Frau zu nehmen und Griſeldis zu verſtoßen. Hierüber ward er zwar von vielen

würdigen Leuten bitter zurecht gewiesen, welchen er aber nichts erwiederte, als es könne nicht anders sein.

Als die Frau hiervon hörte und nun gewärtigen mußte, ehstens wieder zu der Hütte ihres Vaters zurückzukehren, um wohl gar wieder, wie sie sonst gethan hatte, die Schafe zu hüten, während sie eine andere Frau im Besitz dessen sehen sollte, den sie mit ganzer Seele liebte, begann sie sich innigst zu betrüben, entschloß sich aber, wie sie die übrigen Unbilden des Geschicks ertragen habe, so auch noch diese mit unverwandtem Angesicht zu überstehen.

Nicht lange nachher ließ Herr Walther nachgemachte Briefe aus Rom anlangen und spiegelte seinen Unterthanen vor, der Pabst habe ihm darin nachgelassen, eine andere Frau zu nehmen und Griselden zu verstoßen. Diese ließ er also vor sich kommen und sprach in Anwesenheit vieler Zeugen zu ihr: Frau, mit Erlaubniß des Pabstes kann ich eine andere Gattin nehmen und dich verstoßen, und weil nun meine Vorfahren edle und große Herrn, die deinigen aber stets Bauern gewesen sind, so will ich nicht, daß du länger meine Gemahlin sein sollst, sondern mit der Mitgift, die du mir zugebracht hast, kehre zu Janicolas Hütte zurück, während ich eine andere, für mich passendere, die ich schon gefunden habe, heimführen will.

Als dies Griseldis vernahm, hielt sie nicht ohne große Mühe, und weit über die Natur der Weiber hinaus, die Thränen zurück und erwiederte: Mein Gebieter, ich erkannte stets, daß meine niedere Geburt sich in

keiner Weiſe zu euerm Adel ſchicke; was ich bei euch geweſen bin, dafür fühlte ich mich immer euch und Gott dankbar verpflichtet, betrachtete es nie als ein Geſchenk, das ich mir aneignen dürfe, ſondern ſah es nur für mir geliehen an. Gefällt es euch nun, es zurückzufordern, ſo muß es auch mir gefallen, es zurückzugeben. Hier iſt der Ring, mit welchem ihr euch mir verlobtet, nehmt ihn zurück. Ihr befehlt mir das Heirathsgut mitzunehmen, das ich euch zubrachte; dies zu thun, werdet ihr keines Zahlmeiſters, noch ich einer Börſe oder eines Saumroſſes bedürfen, denn ich habe noch nicht vergeſſen, daß ihr mich nakt empfinget. Und wenn ihr es für recht haltet, daß dieſer Leib, in welchem ich die Kinder getragen habe, die ihr gezeugt hattet, Aller Augen ausgeſetzt werde, ſo will ich auch nakt von dannen gehen, ich bitte euch aber, mir als Preis der Jungfrauſchaft, die ich euch zubrachte, und nicht mit hinwegnehme, zu erlauben, wenigſtens ein Hemde über meine Mitgift mit hinwegnehmen zu dürfen.

Herr Walther, der mehr zum Weinen als zu allem Andern Luſt hatte, hielt doch mit unerweichtem Antlitz Stand und ſprach: So nimm denn ein Hemde mit hinweg. Die Umſtehenden baten ihn, ihr wenigſtens ein Kleid zu ſchenken, damit man diejenige, welche dreizehn Jahr und länger, ſeine Gattin geweſen ſei, nicht ſo ärmlich und ſchmählich aus ſeinem Hauſe gehen ſähe, wie es geſchehen würde, wenn ſie im Hemde ginge. Aber alle Bitten waren vergebens, und ſo verließ denn

Griſeldis, nachdem ſie Alle Gott empfohlen hatte, im bloßen Hemde, baarfuß und baarhaupt ſein Haus und kehrte unter Weinen und Wehklagen Aller, die es ſahen, zu ihrem Vater zurück. Janicola, der es nie für möglich gehalten hatte, daß Herr Walther ſeine Tochter wie eine rechtmäßige Gattin behandeln werde und daher von Tag zu Tag dieſem Fall entgegenſah, hatte ihr die Kleider aufbewahrt, welche ſie an dem Morgen abgelegt, als Walther ſich ihr verlobte: dieſe holte er hervor; ſie legte ſie an und gab ſich nun wieder den geringfügigen Dienſtleiſtungen im väterlichen Hauſe, wie ſie es früher gewohnt geweſen, hin, den heftigen Angriff des feindlichen Geſchicks mit ſtarker Seele ertragend.

Als Walther dies ausgeführt hatte, gab er bei den Seinigen vor, er habe die Tochter eines der Grafen von Panago gefreit, ließ zu der Hochzeit große Zurüſtungen machen und ſchickte dann nach Griſeldis, damit ſie zu ihm käme. Als dieſe erſchien, ſprach er zu ihr: Ich führe nun die Braut heim, der ich mich neuerdings verlobt habe, und möchte ihr bei ihrer erſten Ankunft gern Ehre bezeigen; du weißt aber, daß ich keine Weiber im Hauſe habe; welche die Zimmer auszuſchmücken und Vieles Andere zu beſorgen wiſſen, was zu ſolchen Feſten gehört: darum bringe du, die ſich am Beſten auf dieſe häuslichen Dinge verſteht, Alles in Ordnung, was hier zu thun iſt, und laß die Frauen dazu einladen, welche du willſt und empfange ſie, als ob du hier noch Herrin wärſt; hernach, wenn die Hochzeit vorüber iſt, magſt du zu deinem Hauſe zurückkehren.

Obgleich dieſe Worte alle gleich Meſſern in Griſeldis Herz ſchnitten, welches der Liebe, die es zu ihm gehegt, nicht ſo leicht als der Gunſt des Glücks hatte entſagen können, gab ſie doch zur Antwort: Mein Gebieter, ich bin fertig und bereit. Sie betrat alſo in ihren groben Romagnakleidern das Haus wieder, das ſie erſt kürzlich im bloßen Hemde verlaſſen hatte, fing hier an die Gemächer zu fegen und in Ordnung zu bringen, Wand- und Sitzteppiche auszuſpreiten, die Küche zu beſorgen und zu Allem, als wäre ſie die geringſte Magd des Hauſes, hülfreiche Hand zu leiſten und davon ließ ſie nicht eher ab, bis Alles bereit und in Ordnung war, wie es ſich geziemte. Als dies geſchehen war, ließ ſie in Walthers Namen alle Frauen der Umgegend einladen und begann das Feſt zu erwarten. Als nun der Hochzeittag erſchien, empfing ſie zwar in ihren ärmlichen Kleidern, doch mit dem Anſtand und dem Weſen einer Dame, alle Frauen, die am Hofe erſchienen, mit heiterm Angeſicht.

Herr Walther, der ſeine Kinder in Bologna ſorgfältig von der Verwandten hatte erziehen laſſen, welche im Hauſe der Grafen von Panago vermählt war, und deſſen Tochter jetzt in ihrem zwölften Jahre und das ſchönſte Weſen war, das man je geſehen, während der Knabe erſt ſechs Jahre zählte, hatte inzwiſchen nach Bologna zu ſeinem Verwandten geſchickt und ihn bitten laſſen, doch mit ſeiner Tochter und ſeinem Sohn nach Saluz zu kommen und es ſo einzurichten, daß er eine ehrenvolle und glänzende Begleitung mit ſich führe;

dabei möge er zu Allen sagen, er führe ihm das Mädchen zur Frau zu, niemand aber das Geringste davon wissen lassen, daß es sich anders verhalte.

Der Edelmann that wie ihm der Markgraf geboten, machte sich auf den Weg und erreichte nach einigen Tagen mit dem Mädchen, ihrem Bruder und einer ehrenvollen Begleitung zur Stunde des Imbisses Salux, wo er die Einwohner und viele aus der Nachbarschaft versammelt fand, welche die neue Braut Walthers erwarteten. Als diese von den Frauen empfangen und in den Saal geführt wurde, wo die Tische errichtet waren, trat Griseldis, so wie sie war, ihr mit festem Angesicht entgegen und sprach: Willkommen sei meine Gebieterin.

Die Frauen, welche Herrn Walther viel aber vergebens gebeten hatten, daß er Griseldis entweder in ihrer Kammer bleiben lassen oder ihr eins von den Kleidern leihen möge, die einst die ihrigen gewesen, damit sie doch nicht so vor seinen Gästen erscheinen dürfe, wurden nun zu den Tischen geführt, wo man anfing, sie zu bedienen. Das Mädchen wurde von Jedermann betrachtet und Alle gestanden, Walther habe einen guten Tausch gethan; unter andern rühmte Griseldis sie sehr, sowohl sie als ihren Bruder.

Walther, welcher nun von der Geduld seiner Gattin so viel Proben gesehen zu haben meinte, als er nur wünschen mochte, und wohl erkannte, daß so unerhörte Vorgänge sie nicht im Geringsten verändert hatten, welches er aber ihrer Beschränktheit nicht zuschreiben

durfte, da er ja ihren Verstand kannte, hielt es nun endlich an der Zeit, sie den bittern Gefühlen zu entreißen, welche sie, wie er nicht zweifelte, unter dem festen Antlitz verbarg. Er ließ sie also vor sich kommen und redete sie lächelnd in Aller Gegenwart so an: Nun, wie gefällt dir unsere neue Braut? Mein Gebieter, antwortete Griseldis, sie gefällt mir sehr wohl und wenn sie, was ich gern glaube, so verständig als schön ist, so zweifle ich nicht, daß ihr mit ihr als der glücklichste Herr von der Welt leben werdet; darum aber bitte ich euch so viel ich kann, ihr die Schmerzen zu ersparen, welche ihr eurer ersten Gattin verursachtet, denn ich glaube kaum, daß sie im Stande wäre, sie zu ertragen, theils, weil sie noch sehr jung ist, theils weil sie in Gemächlichkeit aufgewachsen ist, während jene von Jugend auf beständigen Mühen unterworfen war.

Als Herr Walther sah, daß sie in der festen Ueberzeugung, jene sei seine Gattin, dennoch in allen Dingen nur gut von ihr rede, ließ er sie an seiner Seite niedersitzen und sprach: Griseldis, es ist endlich Zeit, daß du den Lohn deiner langen Geduld erndtest, und daß Alle, die mich bisher für grausam und unmenschlich gehalten haben, erfahren, wie Alles was ich that, zu einem vorausgesehenen Zweck geschah, denn ich wollte dich lehren Frau zu sein, jene lehren Frauen zu wählen und zu halten und mir selbst, so lange ich mit dir zu leben hätte, eine beständige Ruhe verschaffen. Daß mir dies nicht gelingen werde, hatte ich, als ich heirathete, große Furcht. Um nun eine Probe davon zu haben, kränkte und schmerzte

ich

ich dich auf alle die Weiſe, die dir erinnerlich iſt. Und weil ich nun niemals bemerkt habe, daß du dich in Worten oder Werken von meinem Willen entfernt hätteſt, und nun überzeugt bin, daß ich mit dir das Glück genießen kann, das ich mir wünſchte, ſo gedenke ich dir jetzt in einer Stunde Alles das zurückzugeben, was ich dir Jahre lang vorenthielt und mit der höchſten Freude die Schmerzen zu vergütigen, die ich dir verurſachte. Somit empfange denn mit frohem Herzen dieſe, welche du für meine Braut hielteſt, und ihren Bruder, als deine und meine Kinder. Es ſind dieſelben, von welchen du und viele andere lange Zeit geglaubt haben, daß ich ſie grauſamer Weiſe hätte umbringen laſſen; ich aber bin dein Gemahl, der dich über Alles in der Welt liebt und ſich rühmen zu dürfen glaubt, daß wohl Niemand auf Erden mehr Urſache hat, mit ſeiner Gattin zufrieden zu ſein. Mit dieſen Worten umarmte und küßte er ſie, dann erhob er ſich mit ihr, die vor Freude weinte, und beide begaben ſich zu dem Sitze ihrer Tochter, die über das Gehörte ganz erſtaunt war. Sie umarmten ſie zärtlich, ſo wie ihren Bruder, und enttäuſchten ſie und Alle, welche hier zugegen waren. Hocherfreut erhoben ſich nun die Damen vom Tiſche, traten mit Griſeldis in ein Seitengemach, entkleideten ſie hier unter beſſern Vorzeichen ihrer groben Gewänder, legten ihr eins ihrer eigenen ſtattlichen Kleider an und führten ſie als Dame, welches ſie freilich auch in den Lumpen geſchienen hatte, wieder in den Saal. Hier gab ſie ſich der Freude an ihren Kindern

hat, während alle Anwesenden über diesen Ausgang höchst vergnügt waren, so daß sie die Feste und Lustbarkeiten vervielfachten und noch auf mehrere Tage ausdehnten; Herrn Walther hielten sie nunmehr für einen weisen Mann, obgleich ihnen die Proben, welchen er seine Gattin unterworfen hatte, allzuschwer und bitter schienen; vor allem aber priesen sie Griseldis als weise und verständig.

Nach einigen Tagen kehrte der Graf von Panago nach Bologna zurück und Walther enthob nun auch den alten Janicola seiner Feldarbeit und richtete ihn wie seinen Schwiegervater ein, so daß er geehrt und in großer Zufriedenheit lebte und so sein Alter beschloß. Er selbst aber verheirathete nicht lange nachher seine Tochter ehrenvoll, und lebte dann mit Griseldis, die er stets aus allen Kräften liebte und schätzte, ein langes und glückliches Leben.

III.

Novellen

des

Sacchetti.

---

1. Lob und Tadel.

Der alte König Eduard von England war ein Fürst von großem Ruhm und vieler Tapferkeit und dabei so verständig, als man aus folgender Geschichte zum Theil erkennen mag. Es lebte nemlich zu seinen Zeiten zu Linari im Enzethal in der Grafschaft Florenz ein Siebmacher mit Namen Parcittadino. Diesem kam es in den Sinn die Siebmacherei an den Nagel zu hängen und Hofmann zu werden, in welchem Gewerbe er auch bald hübsche Erfahrung gewann. Während er sich so in den höfischen Künsten versuchte, entstand in ihm ein lebhafter Wunsch den besagten König Eduard zu besuchen und dies nicht ohne Grund, sondern weil er gar viel Rühmens von seiner Großmuth und Milde, insonderheit gegen seines Gleichen, vernommen hatte.

In solchen Gedanken machte er sich eines Tages auf den Weg und ruhte nicht eher, bis er England und die Stadt London erreichte, wo der König sich aufhielt. Er betrat den königlichen Palast, schritt durch Thüren und Thore und gelangte in den Saal, wo der König Hof zu halten pflegte, und fand ihn mit seinem Haushofmeister im Schachspiel vertieft. Parcittadino näherte

sich dem Könige, kniete nieder und grüßte ihn ehrfurchtsvoll; der König nahm aber noch nicht mehr Rücksicht auf ihn, als bei seinem ersten Eintreten, ja er schien ihn nicht zu bemerken und Parcittadino verblieb eine geraume Zeit in dieser Stellung. Da er aber sah, der König achte nicht auf ihn, erhob er sich wieder und begann zu sprechen: Gesegnet sei der Tag und die Stunde, die mich dahin geführt haben, wohin mich immer verlangte, nemlich zu dem Anblick des edelsten, weisesten und tapfersten Königs der gesammten Christenheit, denn nun darf ich mich vor allen meines Gleichen brüsten, da mir die Ehre zu Theil geworden ist, die Blume aller Könige zu schauen. O welcher Gnade hat das Glück mich gewürdigt! Wenn ich des heutigen Tages zum Sterben käme, so würde ich mit freudigem Herzen den letzten Schritt thun, sintemalen ich jene durchlauchtige Krone von Angesicht zu Angesicht schaue, die wie das Eisen den Magnet die ganze Welt an sich zieht, und mit dem Wunsch erfüllt, ihrer Glorie ansichtig zu werden.

Kaum hatte Parcittadino seine Rede so weit hinausgeführt, als der König sich vom Spiel erhob, den Parcittadino ergriff, ihn zur Erde riß und ihm mit Faustschlägen und Fußtritten so begegnete, daß er ihn garstig zurichtete. Als der König das gethan hatte, kehrte er ruhig zu seinem Schachspiel zurück.

Ganz bestürzt erhob sich Parcittadino von der Erde; kaum wußte er noch, wo er sich befand; und fast bedäuchte ihn nun, er habe so manchen Schritt vergebens gethan und auch das Lob an den König verschwendet.

So ſtand er wie ein Sinnloſer und wußte nicht, was er beginnen ſollte. Endlich faßte er ſich ein Herz und wollte den Verſuch machen, ob es ihm vielleicht beſſer ausſchlüge, wenn er dem Könige ganz entgegengeſetzte Dinge ſagte, da ihm das Lob ſo übel aufgenommen worden war. Er hub alſo an und ſprach: Verwünſcht ſei der Tag und die Stunde, die mich an dieſen Ort geführt haben! Ich glaubte, ich ſei gekommen, einen edeln König zu ſchauen, wie der Ruf ihn pries, und bin gekommen, einen böſen König zu ſehen: ich glaubte, ich ſei gekommen, einem weiſen und verſtändigen König zu ſehen und bin zu einen unerkenntlichen und undankbaren gekommen, zu einem boshaften Könige, der aller Ungerechtigkeit voll iſt; ich glaubte, ich ſei gekommen einen heiligen und gerechten Fürſten zu begrüßen, und bin zu einem gekommen, der Gutes mit Böſem vergilt, denn das beweiſt der Augenſchein, da er mich Armſeligen, der ihn ehrte und lobpries, ſo zugerichtet hat, daß ich nicht weiß, ob ich je wieder ein Sieb werde machen können, wenn ich einſt zu meinem Handwerk ſollte zurückkehren müſſen.

Bei dieſen Worten erhob ſich der König zum Zweitenmal, und noch heftiger als zuvor, trat an die Thüre und rief einen ſeiner Hofdiener. Als dies Parcittadino ſah, da kann man ſich denken, welcher Schreck ihn ergriff: er ſchien eine zitternde Leiche und zweifelte nicht, der König werde ihn hinrichten laſſen; denn als er ſah, daß er jenen Hofdiener herbeirief, bildete er ſich ein, er rufe einen Schergen, der ihn ans Kreuz ſchlagen

solle. Als aber der Hofdiener kam, sprach der König zu ihm: Gehe hin, und gieb diesem Manne das und das meiner Staatskleider, und bezahle ihn damit für die Wahrheit, die er mir gesagt hat, denn für seine Lügen habe ich ihn schon selber ausbezahlt. Der Hofdiener ging eilends und brachte dem Parcittadino eines der schönsten königlichen Kleider, mit so viel Perlen und edeln Steinen an den Knöpfen, daß es, die Fußtritte und Faustschläge, die er empfangen hatte, ungerechnet, wohl dreihundert Gulden und darüber werth war. Parcittadino, welcher gleich argwöhnte, daß dieß Kleid keine Schlange noch ein Basilisk sei, und ihn also nicht beißen werde, nahm es blindlings an; dann faßte er wieder Muth, legte es sich an und stellte sich so dem Könige vor, indem er sprach: Gnädiger Herr, wenn ihr mich für meine Lügen immer so bezahlen wollt, so werde ich selten die Wahrheit sprechen.

Als sich der König eine Weile an ihm belustigt hatte und er des Aufenthalts am Hofe überdrüßig wurde, nahm er Urlaub und reiste nach der Lombardei zurück, wo er die Höfe aller Herrn besuchte und diese Geschichte erzählte, welche ihm hier mehr als noch einmal dreihundert Gulden einbrachte, womit er nach Toscana zurückkehrte, und in Linari seine armen in saurer Arbeit ganz verkommenen Verwandten vom Siebmachergewerbe in seinem Staatskleide besuchte. Diese machten große Augen; er aber sprach zu ihnen:

Am Boden leucht ich unter Schlag- und Tritten,
Eh ich in England dieses Kleid erstritten.

2. Der Müller und der Abt.

Bernabo, Herr von Mailand, war zu ſeiner Zeit gefürchteter, als irgend ein anderer Fürſt, und obgleich er grauſam war, ſo beſaß er doch dabei einen guten Theil Gerechtigkeit. Unter vielen andern Abenteuern begegnete es ihm auch eines Tages, daß er einen reichen Abt, welcher die Nachläſſigkeit begangen hatte, zwei Herrn Bernabo gehörige Doggen nicht recht zu halten, ſo daß dieſe räudig geworden waren, zu einer Geldbuße von viertauſend Speziesthalern verurtheilte. Als der Abt dies Urtheil vernahm, fing er an um Gnade zu flehen. Aber Bernabo antwortete: Wenn du mich über vier Dinge ins Klare ſetzeſt, ſo will ich dir ganz und gar vergeben. Dieſe vier Dinge, die du mir ſagen ſollſt, ſind folgende:

Wie weit iſt es von hier bis zum Himmel?
Wie viel Waſſer enthält das Meer?
Was machen ſie in der Hölle?
Wie viel bin ich werth?

Als der Abt dieſe Aufgaben hörte, fing er an zu ſeufzen, und es ſchien ihm, als wäre er nun ſchlimmer daran als zuvor. Um indeß Zeit zu gewinnen und den Zorn des Herrn ſich abkühlen zu laſſen, ſagte er, er möge ihm gnädigſt eine Friſt verſtatten, um ſo hohe Dinge zu beantworten. Der Herr gab ihm den ganzen folgenden Tag Bedenkzeit, und begierig, den Ausgang der Ge-

schichte zu hören, verlieh er ihm sicheres Geleit zur Rückkehr. Gedankenvoll und sehr tiefsinnig kehrte der Abt zu seiner Abtei zurück und keuchte wie ein Pferd, wenn es scheu wird. Daselbst angelangt, begegnete er einem seiner Müller; als der ihn so niedergeschlagen sah, fragte er: Was ist euch, Herr, daß ihr so keucht? Der Abt antwortete: Ich habe wohl Ursache, denn der Fürst ist gutes Willens mich dem Teufel in den Rachen zu jagen, wenn ich ihn nicht über vier Dinge ins Klare setze, die selbst Salomon und Aristoteles zu hoch gewesen wären. Und was sind das für Dinge? fragte der Müller. Der Abt sagte es ihm. Darauf sprach der Müller nach einigem Nachsinnen zum Abte: Wenn es euch recht ist, so will ich euch wohl aus dieser Verlegenheit helfen. Wollte Gott, sprach der Abt. Gott und alle Heiligen, sprach der Müller, werden es, denk ich, schon wollen. Da begann der Abt, der nicht wußte wie ihm geschah und sprach: Wenn du das ausrichtest, so nimm dir von mir was du willst, denn nichts in der Welt kannst du von mir fordern, das ich dir nicht gäbe, wenn es irgend möglich ist. Der Müller versetzte: Dies will ich euerm Belieben überlassen. Wie willst du es aber anfangen, fragte der Abt? Herr, antwortete der Müller, ich will mir euern Rock und Mantel anziehen, mir den Bart scheren und morgen früh bei guter Zeit vor Herrn Bernabo treten und sagen, ich sei der Abt, und alsdann will ich ihm die vier Dinge auf solche Art auseinandersetzen, daß ich denke, er soll zufrieden sein.

Der Abt konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den Müller an seine Stelle geschoben. Am andern Morgen begab sich also der Müller zum Abt und machte sich bei guter Zeit auf den Weg. Als er an dem Thor anlangte, wo der Herr innen wohnte, klopfte er an und sagte, der und der Abt wolle dem Herrn auf gewisse Dinge antworten, die er ihm aufgegeben. Der Herr, begierig zu hören, was der Abt sagen könne, und verwundert, daß er so bald wieder da war, ließ ihn herbeirufen. Der Müller trat vor ihn, stellte sich ein wenig in den Schatten, machte seine Verbeugung, strich mit der Hand öfters über das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, und als der Herr ihn nun fragte, ob er ihm über die vier Dinge Bescheid sagen könne, die er ihm aufgegeben, antwortete er: Ja, Herr. Ihr fragtet mich erstlich: Wie weit es von hier bis zum Himmel ist?

Nachdem ich nun Alles wohl ermessen, so ist es von hier bis da oben sechs und dreißig Millionen und acht hundert vier und funfzig tausend zwei und siebenzig und eine halbe Meile und zwei und zwanzig Schritte. Der Herr sprach: Du hast es sehr genau angesehen. Wie aber beweisest du das? Laßt es ausmessen, antwortete er, und wenn dem nicht so ist, so hängt mich an den Galgen.

Zum Andern fragtet ihr mich, wie viel Wasser das Meer enthält. Dies ist mir sehr sauer geworden herauszubringen, denn es steht nicht fest und kommt immer neues hinzu; aber ich habe doch ermittelt, daß im Meere fünf und zwanzig tausend neunhundert und zwei und

achtzig Millionen Stückfaß, sieben Anker, zwölf Kannen und zwei Becher sind. Da sprach der Herr: Wie weißt du das? Der Müller antwortete: Ich habe es nach bestem Vermögen untersucht. Wenn ihr es nicht glaubt, so laßt Anker holen und es nachmessen. Befindet ihr es anders, so laßt mich viertheilen.

Drittens fragtet ihr mich, was sie in der Hölle machen? In der Hölle köpfen, viertheilen, zwicken und hängen sie nicht mehr und nicht minder als ihr hier auf Erden. — Welchen Beweis hast du dafür? — Er antwortete: Ich habe einmal einen gesprochen, der da gewesen war, und von dem hatte der Florentiner Dante, was er über die Dinge in der Hölle geschrieben. Aber jetzt ist er todt: wenn ihr es also nicht glaubt, so schickt hin und laßt nachsehen.

Viertens endlich fragtet ihr mich, wie viel ihr werth seid, und ich sage neun und zwanzig Silberlinge. Als Herr Bernabo dies hörte, wandte er sich voller Wuth zu ihm und sagte: Daß dich der Donner und das Wetter! Bin ich nicht mehr werth als ein Topf? Der Müller gab nicht ohne große Furcht zur Antwort: Herr, vernehmt erst den Grund. Ihr wißt, daß unser Herr Christus um dreißig Silberlinge verkauft wurde: ich rechne, daß ihr einen Silberling weniger werth seid als er.

Als dies Herr Bernabo hörte, ward es ihm auf einmal deutlich, daß dies nicht der Abt wäre. Er sah ihm starr ins Gesicht und fest überzeugt, daß dies ein Mann von viel höhern Einsichten sei, als der Abt,

sprach er dreist: Du bist nicht der Abt. Man kann sich den Schrecken denken, welchen der Müller hatte. Er warf sich mit gefalteten Händen vor ihm auf die Knie, bat um Gnade und gestand dem Herrn, daß er der Müller des Abts sei und wie und warum er in dieser Verkleidung vor seine Hoheit gekommen, und Alles dies mehr um ihm einen Spaß zu machen, als aus böser Absicht. Als dies Herr Bernabo vernahm, sprach er: Wohlan denn, da er dich zum Abt gemacht hat, und du mehr werth bist als er, so will ich dich beim Namen Gottes darin bestättigen. Du sollst also hinfort der Abt sein und er der Müller; auch sollst du alle Einkünfte des Klosters haben, und er die der Mühle. Und so mußte es gehalten werden, so lange er lebte, daß der Abt Müller war und der Müller Abt.

Einige haben berichtet, diese oder eine ähnliche Geschichte sei dem Pabst ... begegnet, welcher einem Abt zur Buße eines begangenen Fehls die Aufgabe gestellt habe, die vier oben genannten Fragen zu beantworten und noch eine darüber, nemlich, welches das merkwürdigste Ereigniß sei, das ihm im Leben begegnet wäre? Der Abt bat um Frist, kehrte nach der Abtei zurück, versammelte hier alle Mönche und Klosterverwandten bis auf den Koch und den Gärtner, erzählte ihnen, welche Fragen er dem Pabst beantworten solle, und bat sie um Rath und Beistand. Da standen sie Alle wie unsinnig da und wußten nicht, was sie antworten sollten. Als aber der Gärtner sah, daß sie Alle verstummten, hub er an: Herr Abt, da diese hier Alle kein Wort hervorbringen,

ſo will ich der ſein, der redet und handelt. Ich hoffe euch aus dieſer Verlegenheit zu helfen, gebt mir aber eure Kleider, daß ich als Abt vor ihm erſcheinen kann, und laßt dieſe Mönche mir folgen. So geſchah es, und als ſie vor den Pabſt kamen, ſagte er, der Himmel ſei dreißig Schrei hoch. Vom Waſſer des Meeres ſagte er: Laßt die Mündungen der Ströme erſt verſtopfen, die hineinfallen, dann wird es zu ermeſſen ſein. Den Werth ſeiner Perſon ſchätzte er auf acht und zwanzig Silberlinge, denn er rechne ihn zwei Silberlinge geringer an als Chriſtus, deſſen Statthalter er ſei. Das merkwürdigſte Ereigniß ſeines Lebens, ſagte er, ſei geweſen, als er aus einem Gärtner zum Abt geworden; und in dieſer Würde wurde er beſtätigt.

3. Die drei Gebote des Vaters.

In Siena lebte vor Zeiten ein reicher Bürger, der einen einzigen, etwa zwanzigjährigen, Sohn hatte, welchem er, als er zu sterben kam, unter andern Vorschriften die drei folgenden gab: Erstens, nie mit Jemanden so viel zu verkehren, daß er diesem zum Ueberdruß werde; zweitens, wenn er eine Waare oder sonst etwas gekauft habe, woran er einen Gewinn machen könne, so solle er diesen hinnehmen und auch noch Andern Gewinn daran übrig lassen; drittens, wenn er ein Weib nehme, so solle er eins aus der nächsten Nachbarschaft wählen, und wenn dies nicht sein könne, lieber eins aus seinem eigenen Lande, als aus andern entlegenen. Der Vater starb und der Sohn hinterblieb mit diesen drei Vorschriften.

Lange Zeit hatte dieser Jüngling mit einem aus dem Hause der Forteguerri verkehrt, welcher stets ein Verschwender gewesen war und jetzt einige mannbare Töchter hatte. Seine Verwandten setzten ihn täglich wegen seines Aufwandes zur Rede, es half aber nichts. Nun geschah es, daß jener Forteguerra eines Tages für unsern Jüngling und mehrere andere ein herrliches Gastmahl bereiten ließ, als seine Verwandten ihn deshalb vornahmen und sprachen: Was thust du, Unglücklicher? Willst du dem aufs Gerathewohl noch zugeben, der ein so großes Vermögen geerbt hat, und dem du

täglich die Ausſtattung zahlſt für deine mannbaren Töchter? Sie ſprachen ſo lange, bis Jener wie verzweifelt aus dem Hauſe ging, alle Speiſen, die in der Küche bereitet wurden, wieder abbeſtellte, dann eine Zwiebel nahm, ſie auf die ſchon gedeckte Tafel legte und den Befehl hinterließ, wenn der bewußte junge Mann zu Tiſche käme, ſo ſolle man ihm ſagen, er möge die Zwiebel eſſen, denn es ſei nichts anders da und Forteguerra ſpeiſe nicht daheim.

Als die Eſſensſtunde kam, begab ſich der Jüngling nach dem Hauſe, zu welchem er geladen war, und als er in den Saal trat, fragte er die Gattin ſeines Freundes nach ihm. Dieſe antwortete, er ſei nicht zu Hauſe und ſpeiſe nicht daheim; er habe aber hinterlaſſen, wenn er käme, ſo ſolle er jene Zwiebel eſſen, denn anders ſei nichts da. Bei dieſem Gerichte gedachte der Jüngling des erſten Gebots ſeines Vaters, und wie übel er daſſelbe befolgt habe; nahm die Zwiebel, umwickelte ſie mit einem Bindfaden und hing ſie an die Decke des Saals, in welchem er zu ſpeiſen pflegte.

Nicht lange darauf kaufte er ein Reitpferd für ſunfzig Goldgulden, und einige Monate nachher konnte er es für neunzig verkaufen, wollte es aber nicht laſſen, ſondern ſagte, er müſſe hundert dafür haben. Dabei blieb es; eines Nachts aber ward das Pferd von Schmerzen überfallen und ſtarb daran. Als dies der Jüngling bedachte, erkannte er, daß er das zweite Gebot des Vaters übel befolgt habe, ſchnitt dem Pferde den Schwanz ab und hing ihn an die Decke neben die Zwiebel.

Als er ſich hierauf verheirathen wollte, fügte es der Zufall, daß er weder in der Nachbarſchaft, noch in ganz Siena, ein Mädchen finden konnte, das ihm gefiel, weßhalb er in mehrern Ländern zu ſuchen begann und zuletzt nach Piſa gelangte, wo er einem Notar begegnete, der früher in Siena Geſchäfte gehabt hatte und ſeines Vaters Freund geweſen war. Daher kannte ihn dieſer Notar, nahm ihn ſehr freundlich auf und fragte ihn, was er in Piſa für Geſchäfte habe? Der Jüngling antwortete, er ſuche ſich ein ſchönes Mädchen zur Braut, denn in ganz Siena könne er keine finden, die ihm gefiele. Wenn dies iſt, entgegnete der Notar, ſo hat dich Gott hierher geſandt und ſollſt hier wohl bedient werden, denn ich habe hier ein Mädchen aus dem Hauſe der Lanfranchi unter den Händen, das ſchönſte, das man je ſehen mochte, und hätte wohl Luſt, ſie zu der deinigen zu machen. Dem Jüngling gefiel es und kaum konnte er die Zeit erwarten, bis er ſie zu ſehen bekäme. Als er ſie aber geſehen hatte, machte er den Handel richtig und verabredete die Zeit, wann er ſie nach Siena führen ſolle.

Dieſer Notar war von den Lanfranchi beſtochen und das Mädchen unehrbar, denn da ſie mit einigen jungen Piſanern zu thun gehabt, hatte ſie nachher nicht mehr Gelegenheit gefunden, ſich zu verheirathen, und darum gedachte dieſer Notar ihre Verwandten von dieſer Laſt zu befreien und ſie dem Sieneſer anzuhängen. Er traf alſo mit ihrer Kammerfrau, welche Frau Bartolomea hieß und vielleicht die Kuplerin geſpielt hatte,

die nöthige Abrede; denn sie war seine Nachbarin und die junge Braut pflegte mit ihr bald hier bald da ihrem Vergnügen nachzugehen. Als nun Alles in Ordnung und auch für die Begleitung gesorgt war, unter welcher sich auch einige der Jünglinge befanden, welche sie in der Liebe unterrichtet hatten, machten sie sich mit der Braut und dem Bräutigam auf den Weg nach Siena, wohin dieser Boten sandte, um Alles zu ihrem Empfang in Bereitschaft zu setzen.

Als sie auf der Reise waren, zeigte sich einer der Jünglinge, die sich in ihrem Gefolge befanden, so traurig, als ob es sein letzter Gang wäre, denn er bedachte, wie sie nun nach einem fremden Lande verheirathet werde und er ohne sie nach Pisa zurückkehren müsse. Er legte diesen Gram so lange mit Gedanken und Seufzern an den Tag, bis der Bräutigam ihres Einverständnisses gewahr wurde; denn das Sprüchwort hat nicht Unrecht, welches sagt, daß die Liebe und der Husten nicht zu verbergen sind. Kaum hatte er dies bemerkt, als er argen Verdacht schöpfte und nicht eher ruhte, bis er völlig erkannt hatte, von welchem Gewicht das Mädchen sei und wie der Notar ihn verrathen und betrogen habe. Als sie daher nach Staggia gelangten, bediente er sich folgender List. Er äußerte, er wolle zu guter Zeit zu Nacht speisen, weil er am Morgen vor Tagesanbruch nach Siena eilen wolle, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen; welches er so sagte, daß der verliebte junge Mann es hören konnte. Die Kammern, in welchen sie die Nacht über schliefen, lagen

dicht neben einander; in der einen ſchlief der Bräutigam, in der andern die Braut mit der Kammerfrau, und in der dritten zwei junge Männer, von welchen der eine feine Ohren genug gehabt hatte, die Aeußerung des Sieneſers aufzufangen.

Am Morgen nun erhob ſich der Bräutigam etwa eine Stunde vor Tagesanbruch, um, wie er zu verſtehen gegeben hatte, nach Siena vorauszueilen. Er ging hinunter, ſetzte ſich zu Pferde und ritt etwa vier Büchſenſchüſſe weit gegen Siena, worauf er die Zügel wandte und im langſamen Schritt nach Staggia zurückritt. Er näherte ſich leiſe der Herberge, band ſein Pferd an einem Thürringe feſt und ging hinauf nach dem Saale. Hier trat er an die Thüre der Kammer, worin die Braut ſchlief, lauſchte leiſe und überzeugte ſich, daß ſie den Jüngling bei ſich habe, worauf er die ſchlecht verriegelte Thüre erbrach und hineintrat. Dann ging er ſacht zu dem Bettſpinde, ſuchte nach einem der Kleidungsſtücke des Jünglings und fand deſſen Beinkleider. Die in dem Bette bemerkten ihn nicht oder ſtellten ſich aus Furcht, als ſchliefen ſie. Er aber nahm die Beinkleider, verließ die Kammer, eilte die Stiege hinab, ſetzte ſich mit den Beinkleidern zu Pferde und eilte nach Siena. Als er nun nach Hauſe kam, hing er ſie an die Decke neben die Zwiebel und den Pferdeſchwanz.

Am andern Morgen erhob ſich in Staggia die Braut mit ihrem Liebhaber. Der Jüngling aber, der ſeine Beinkleider nicht fand, ſetzte ſich ohne dieſelben mit der übrigen Geſellſchaft zu Pferde und ritt gen

Siena. Sie erreichten das Haus, wo die Hochzeit sein sollte, und stiegen ab. Als sie sich nun zu einem Gabelfrühstück unter die drei aufgehängten Dinge setzten, wurde der Jüngling gefragt, was sie bedeuteten? Er antwortete: Ich will es euch sagen und bitte euch Alle, mir zuzuhören. Es ist nicht lange her, daß mein Vater starb, und mir drei Gebote hinterließ. Das erste lautete so und so — und deßhalb nahm ich diese Zwiebel und hängte sie hier auf. Zweitens befahl er mir so und so, und auch hierin gehorchte ich ihm nicht, und als das Pferd starb, schnitt ich ihm den Schwanz ab und befestigte ihn hier an der Decke. Zum dritten befahl er mir, so nahe als möglich in der Nachbarschaft zu heirathen: ich aber nahm mir kein Weib aus der Nähe, sondern ging bis nach Pisa und nahm dieses Mädchen, weil ich glaubte, sie sei, was alle sein sollten, die sich verheirathen, eine Jungfrau. Unterwegs aber lag der junge Mann, welcher hier sitzt, in der Herberge bei ihr; ich kam leise zu ihnen, fand seine Beinkleider, nahm sie mit mir und befestigte sie hier an der Decke, und wenn ihr mir nicht glaubt, so sucht bei ihm darnach, denn er trägt keine. Und so befand es sich. Nach Tische also, fuhr er fort, nehmt ihr dieses gute Mädchen und begebt euch wieder nach der Heimath, denn ich will sie nicht wieder sehen, geschweige denn Hochzeit mit ihr machen. Dem Notar, der mir guten Rath gab, die Heirath stiftete, und den Vertrag zu Papiere brachte, mögt ihr sagen, er solle einen Spinnrocken damit bekleiden. Und so geschah es.

4. Das Vermächtniß.

Als Baſſo Della Penna zu ſterben kam, war es eben Sommerzeit und die Sterblichkeit in Ferrara ſo groß, daß die Frau es nicht wagte, ſich dem Manne zu nahen, und der Sohn den Vater vermied, der Bruder den Bruder, indem dieſe Krankheit, wie jeder weiß, der ſie geſehen hat, ſich ſehr leicht mittheilte. Nun wollte er ein Teſtament machen und ließ, da er ſich von allen den Seinigen verlaſſen ſah, den Notar niederſchreiben, ſeine Kinder und Erben ſollten verpflichtet ſein, alle Jahre am St. Jacobstag im Julimonat einen Scheffelkorb reifer Birnen an einem von ihm bezeichneten Orte den Fliegen zu geben. Als nun der Notar ſagte: Baſſo, mußt du noch Scherz treiben? verſetzte er: Schreibt, wie ich euch ſage, denn in dieſer meiner Krankheit haben mich alle Freunde und Verwandten verlaſſen und nur die Fliegen ſind mir getreu geblieben. Da ich ihnen nun ſo verbunden bin, ſo würde ich nicht hoffen dürfen, bei Gott Gnade zu finden, wenn ich mich ihnen nicht dankbar erwieſe. Und damit ihr ſeht, daß ich nicht ſcherze, ſondern im Ernſt rede, ſo ſchreibt, wenn dies nicht alle Jahre geſchehe, ſo ſollten meine Kinder enterbt ſein, und mein ganzes Eigenthum einer milden Stiftung zufallen. Zuletzt ſah ſich der Notar genöthigt zu ſchreiben, wie er es haben wollte.

5. Gonnellas Heimkehr.

Der Markgraf Obizzo von Ferrara befahl eines Tages seinem Hofnarren Gonnella, entweder, weil dieser etwas wider ihn verbrochen hatte, oder weil er sich einen Spaß mit ihm zu machen gedachte, mit ausdrücklichen Worten, er solle sich auf seinem Grund und Boden nicht mehr betreffen lassen, widrigenfalls ihm das Haupt abgeschlagen werde. Kaum hatte dies Gonnella vernommen, so begab er sich nach Bologna, miethete sich einen Rollwagen, füllte denselben mit bologneſischer Erde an, und nachdem er mit dem Wagenführer über den Preis einig geworden war, bestieg er denselben und kehrte auf diesem Rollwagen zurück vor den Markgrafen Obizzo. Als dieser den Gonnella in solcher Weise zurückkehren sah, wunderte er sich und sprach: Gonnella, habe ich dir nicht verboten, meinen Grund und Boden nieder zu betreten, und nun wagst du es auf einem Rollwagen vor mir zu erscheinen? Was soll das heißen? Verachtest du meine Gebote? Zugleich befahl er seiner Dienerschaft ihn zu verhaften. Aber Gonnella sprach: Herr, hört mich an, und laßt mir Recht widerfahren, denn wenn ihr findet, daß ich im Unrecht bin, sollt ihr mich an den Galgen hängen lassen. Der Markgraf war neugierig zu hören, was er sagen werde, denn er erwartete wohl, daß es wieder ein frischer Witz sein werde. Er sagte also seinen Dienern zu: Verziehet eine

Weile, und laßt ihn reden. Da begann Gonnella und sprach: Herr, ihr befahlt mir, euern Grund und Boden nicht mehr zu betreten, weßhalb ich mich eilends nach Bologna begab und diesen Wagen mit bolognesischem Grund und Boden füllen ließ. Diesen betrat und betrete ich noch jetzt und nicht den euern, noch den von Ferrara. Als der Markgraf dies vernahm, nahm er diesen Grund mit großer Ergötzung für gültig an und sprach: Gonnella, du bist eine sinntäuschende Nachtjacke (gonnella), so bunt und schillernd von Farbe, daß mir weder List noch Kunst wider dich ausdünkt. Bleibe, wo es dir beliebt, denn ich lasse dir den Sieg. Und durch diese spaßhafte List gewann er die Erlaubniß in Ferrara zu bleiben, schickte den Rollwagen nach Bologna zurück und galt nun noch mehr als zuvor bei dem Markgrafen.

6. Die kalbende Kuh.

In einer toskaniſchen Stadt, die ich aus Schonung ſo wenig als die Amtleute, von welchen die Rede ſein ſoll, irgend zu bezeichnen gedenke, beſtand einſt und beſteht vielleicht noch ein großes von Bürgern beſetztes Amtsgericht, welches Macht und Auftrag hatte, alle zwiſchen Bürgern ſowohl als Bauern vorfallenden Streitigkeiten zu ſchlichten und ſeinen Urtheilen Vollzug zu geben. Nun hatten zwei reiche Viehhändler einen Rechtsſtreit im Betrage von dreihundert Liren und darüber, welcher vor dieſem Amte verhandelt werden ſollte, und da derſelbe nicht ſo bald entſchieden wurde, als der Eine von beiden wünſchte, der vielleicht auch fürchtete, es möchte ihm Unrecht geſchehen, ſo gedachte er demjenigen der beſagten Amtsrichter, welcher am Meiſten gelte, und ihm am Beſten Beiſtand leiſten könne, ein Geſchenk zu machen. Als er nun Alles wohl überlegt und in Erfahrung gebracht hatte, daß der Richter ein ſchönes Landgut beſitze, welches er aber aus Mangel an baarem Gelde nicht immer mit dem nöthigen Hornvieh zu verſehen wiſſe, ſo beſchloß er, ſich ihm anzuvertrauen: ihm einen Beſuch zu machen, ſich ihm zu empfehlen, damit er ihm die Stange halte und zu ſeinen Gunſten ſpreche; ihm auch einen Ochſen zum Geſchenk zu machen, deren er eine große Zahl beſaß. Gedacht, gethan. Der gute Mann ließ ſich nicht lange bitten und nahm den Ochſen.

Der Andere, der mit dem Geſchenkgeber des Ochſen in Streit lag und hiervon nichts wußte, hatte einen ähnlichen Einfall und dachte bei ſich ſelbſt: Der und der iſt der einflußreichſte Mann beim Gerichte; ich möchte ihm wohl ein Geſchenk machen, damit er mein Recht unterſtützte. Auch erwog er die häuslichen Umſtände des Mannes, wie er ſo ſchöne Ställe habe, um Vieh zu halten und doch aus Mangel am Gelde keins halte u. ſ. w. Demzufolge begab er ſich zu ihm, empfahl ihm ſeine Sache, ſchenkte ihm eine Kuh und ſprach: Ich hoffe, ihr werdet ſie mir zu Liebe in euern Stall ſtellen. Der Richter nahm ſie an, und hatte nun den Ochſen ſammt der Kuh, ohne daß der Eine von dem Geſchenk des Andern Kunde hatte. Einige Tage nachher aber, als die Viehhändler ihren Streit vor dem Gerichte verhandelten und die Sache ſich zu Gunſten des Einen zu wenden ſchien, welcher den Ochſen geſchenkt hatte, ſagten die Beiſitzer zu dem ihrer Gefährten, welcher der Einflußreichſte war: Was dir hierin gutdünkt, dünkt auch uns gut. Der Richter aber ſchwieg und ſprach kein Wort. Als nun der Viehhändler, der dem verſtummenden Richter den Ochſen geſchenkt hatte, bemerkte, daß er nicht ſpreche, fuhr er, in der Erwartung, daß er zu ſeinen Gunſten entſcheiden werde, mit der Sprache heraus und ſagte: Was ſprichſt du nicht, Ochſe? worauf jener antwortete: Weil die Kuh es nicht zugiebt. Da ſah Einer den Andern an: Was ſollte das heißen, was Jener ſagte? Als ſie ihn nun fragten, gab er vor, er habe zu ſich ſelbſt geſprochen. Der Richter aber,

der von der Kuh gesprochen hatte, erzählte ihnen, es sei eine sprüchwörtliche Redensart bei den Viehhändlern, wenn sie im Rechtsstreit begriffen seien, denjenigen, welcher Recht behalte, Ochs zu nennen, den aber, welcher den Kürzern zöge, Kuh. Es begab sich indeß, wie es auch zugehen mochte, daß derjenige, welcher die Kuh geschenkt hatte, im Streit obsiegte, vielleicht darum, weil die Kuh, die dazumal, als sie geschenkt wurde, trächtig gewesen war, um die Zeit des Urtheilspruchs ein Kalb geworfen hatte.

7. Die drei Blinden.

In St. Lorenz bei St. Urſula in der Stadt Florenz wohnten einige Blinden, welche von Almoſen lebten. Des Morgens ſtanden ſie in aller Frühe auf und der eine ging nach der Wohnung des Nunzius, der andere zum St. Michelsgarten, der dritte ſang in den Vorſtädten. Zuweilen verabredeten ſie ſich, nach vollbrachtem Frühwerk beim St. Lorenzthurm zum Imbiß zuſammen zu kommen, wo ein Wirth wohnte, der ihresgleichen zu beköſtigen pflegte. Eines Tages waren hier ihrer Zweie zu Tiſche und als ſie gegeſſen hatten, fiel das Geſpräch auf ihre Armuth und ihre Errungenſchaft, und der eine ſprach: Ich erblindete vor etwa zwölf Jahren und habe an tauſend Liren erworben. Der andere ſprach: O ich armer Unglücklicher, ich bin erſt ſeit ſo Kurzem erblindet, daß ich nicht mehr als zweihundert Liren zuſammen gebracht habe. Und wie lange iſt es her, fragte der erſte, daß du erblindet biſt? Etwa drei Jahre, erwiederte Jener. Darüber kam ein dritter Blinder hinzu, welcher Lazzero da Corneto hieß, und ſprach: Gott grüß euch, lieben Brüder. Jene verſetzten: Wer biſt du? Lazzero erwiederte: Ich tappe im Finſtern wie ihr. Wovon ſprecht ihr? fuhr er fort. Sie erzählten ihm, es ſei die Rede von ihrem Gewerbe. Da ſprach Lazzero: Ich bin blind geboren und wenn ich das Geld noch beſäße, das ich erworben habe, ich wäre der reichſte

Blinde der Maremma. Ich sehe wohl, sagte der dreijährige Blinde, daß ich keinen finde, der nicht bessere Geschäfte gemacht hätte als ich.

Wie sie nun alle drei zusammen saßen, hub der Eine an und sprach: Die vergangenen Jahre lassen wir nun einmal bewenden; wäre es aber nicht klüger, wenn wir für die Zukunft Gemeinschaft machten, und was wir gewinnen, zu gleichem Recht unter uns theilten? Dann würden wir uns immer zusammenhalten und im schlimmsten Fall nur einen Führer gebrauchen. Dieser Vorschlag fand Beifall, sie reichten sich die Hände über den Tisch und beschworen den Bund.

Sie hatten schon einige Zeit in Gemeinschaft gelebt, als ein Schalk, der sie bei Abschließung ihres Bündnisses belauscht hatte, ihnen eines Mittwochs am St. Lorenzthor begegnete und Einem von ihnen einen Pfennig gab mit den Worten: Theilt diesen Groschen unter euch Dreien. Dies setzte er einige Zeit fort, denn so oft er sie an ihren Standplätzen fand, schenkte er ihnen einen Pfennig und sprach: Theilt diesen Groschen unter euch. Eines Tages sprach Einer von ihnen, der diesmal das Almosen in Empfang genommen hatte: Meiner Seele, der Groschen, der uns gegeben worden ist, scheint mir so klein wie ein Pfennig. Die andern versetzten: Wo ist er? Laßt uns doch nicht jetzt schon anfangen uns zu betrügen. Jener erwiederte: Wie kann ich euch betrügen! was mir gegeben wird, stecke ich in den Beutel, wie ihr auch thut. Brüder, mahnte Lazzero, die Rechtschaffenheit ist eine schöne Sache. Dabei blieb es

für diesmal, sie fuhren fort zu sammeln und machten aus, alle acht Tage den Gewinn zusammen zu schießen und nach Dritteln zu theilen. Einige Tage nachher, in der Mitte des Augusts, entschlossen sie sich ihrer Gewohnheit nach, zum Fest unserer lieben Frau nach Pisa zu gehen. Ein Jeder machte sich mit seinem abgerichteten Hund an der Hand und mit seinem Bettelnapf, wie sie zu gehen pflegen, auf den Weg; unterwegs sangen sie das Intemerata in jedem Dorf, und als sie St. Gonda am Sonnabend erreichten, welches ihr Abrechnungstag sein sollte, begehrten sie von dem Wirth, bei dem sie einkehrten, ein Zimmer für sie Dreie zusammen, um in der Nacht ihre Geschäfte abzumachen. Der Wirth wies ihnen eins an, welches sie mit ihren Hunden und Koppelriemen betraten. Als es nun Zeit war, sich in der Kammer zur Ruhe zu legen, sprach der Eine, mit Namen Salvadore: Zu welcher Stunde wollen wir unsere Rechnung abschließen? Sie vereinigten sich: wenn der Wirth und seine Leute zu Bette seien; und so geschah es. Da sprach der dritte Blinde, welcher Grazia hieß und die kürzeste Zeit blind gewesen war, zu seinen Gefährten: Setze sich Jeder und zähle die Münze, die er hat, in seinen Schoß, und dann laßt uns abrechnen, und derjenige, welcher am meisten hat, mag den schadlos halten, der am wenigsten hat. Dies ward beliebt, und jeder fing an zu zählen. Als dies geschehen war, hub Lazzero an: Ich finde nach meiner Zählung drei Liren, fünf Dreier und vier Pfennige. Salvadore sprach: Ich habe drei Liren und zwei Pfennige gezählt. Da

sprach Grazia: Schön, schön, ich habe nur sieben und vierzig Dreier. Was zum Teufel, riefen die Andern, was soll das heißen? Ich weiß nicht, sprach Grazia. — Wie, du weißt nicht? Du mußt einige Silbergroschen mehr empfangen haben als wir und die willst du uns so vorenthalten? Das ist ja eine Wolfsgesellschaft mit dir: Die heißest Grazia (Gunst), uns aber bist du mißgünstig. Jener entgegnete: Ich wüßte nicht, worin; denn als Jener sagte, er gebe einen Groschen, schien es mir ein Pfennig. Was es nun war, weiß ich nicht; ich steckte es in den Beutel, wie ich euch sagte; ich werde allerwege so rechtschaffen sein als ihr, die ihr mich zum Verräther und Räuber machen wollt. Salvadore versetzte: Wohl bist du das, denn du raubst uns das Unsrige. Das lügst du in deinen Hals hinein, erwiederte Grazia. — Nein du lügst, nein du — und hiermit fuhren sie auf einander los und schlugen sich mit Fäusten und die Geldstücke flogen auf den Estrich. Als Lazzero sah, daß es zum Handgemenge komme, nahm er seinen Stock und schlug unter sie, um sie zu trennen. Als Jene aber den Stock empfanden, griffen sie auch nach den übrigen und fingen an sich zu prügeln, daß bald alles Geld auf dem Boden lag. Der Streit ward immer heftiger: sie schrieen und schlugen mit den Stöcken und dazwischen bellten ihre Hunde und fuhren bald diesem bald Jenem mit den Zähnen nach den Waden und dann schlugen die Blinden mit den Stöcken nach den Hunden, daß diese heulten, und so schien es ein wahres Turnier.

Der Wirth, welcher unter ihnen mit seiner Frau schlief, sprach zu dieser: Sollten wir Gespenster da oben haben? Sie erhoben sich beide, gingen mit einem Licht hinauf und riefen: Schließt auf. Die Blinden aber, vom Streit erhitzt, hörten nicht besser als sie sahen. Da stieß der Wirth die Thüre mit Gewalt auf, trat hinein und bekam, da er die Blinden zu scheiden versuchte, einen Schlag ins Gesicht. Darauf faßte er einen von ihnen, warf ihn zu Boden und rief: Was zum Henker sitzt euch für ein Wurm im Kopfe? Dann nahm er seinen Stock, prügelte sie alle drei durch und rief: Schert euch aus dem Hause. Die Frau des Wirths, die sich auch herzuwagte und schnatterte, wie die Weiber pflegen, faßte einer der Hunde beim Saum ihres Rockes und riß ein gutes Stück heraus. Zuletzt ging den Blinden, die sich tüchtig durchgewalkt fühlten, der Athem aus, jeder fiel in eine andere Ecke und Lazzero schrie: Ach, Herr Wirth, ich bin des Todes. Das ist die Strafe Gottes, versetzte der Wirth; schert euch aus meinem Hause. Jene aber klagten ihr Leid und sprachen: Ach, Herr Wirth, seht nur wie wir zugerichtet sind, unsere Gesichter triefen von Blut, und was noch schlimmer ist, all unser Geld liegt auf der Erde. Was Geld, rief der Wirth, hohl euch der Henker, ihr habt mir fast das Auge aus den Kopf geschlagen. Lazzero sprach: Vergieb uns, es war unser Wille nicht, Gott hat es so gefügt. — Ich sage euch, geht mir aus dem Hause. Jene versetzten: Gieb uns unser Geld wieder, so thun wir, was du befiehlst. Der Wirth ließ das

Geld aufleſen, deſſen Betrag er kaum zur Hälfte angab und ſprach: Es ſind keine fünf Liren; eure Zeche beträgt zwei Liren: da bleiben drei; ich gehe aber auf der Stelle zum Vicariat und fordre Recht gegen euch, denn ihr habt euch an mir vergriffen und eure Hunde haben meiner Frau das Kleid zerriſſen.

Als die Blinden dies hörten, riefen ſie mit einer Stimme: Guter Freund, um Gotteswillen, richt uns nicht zu Grunde: nimm von uns ſo viel wir vermögen und laß uns mit Gott ziehen. Der Wirth entgegnete: Wohlan denn, da ich nicht weiß, ob ich nicht das Auge verliere, ſo zahlt mir den Arztlohn, und das Kleid meiner Frau, das mich neu ſieben Liren koſtete. Endlich gaben die Blinden dem Gaſtwirth das zur Erde gefallene Geld, welches neun Liren und zwei Dreier betrug und eine gleiche Summe, die ſie noch bei ſich trugen; dann baten ſie dem Wirth um Verzeihung für die Unruhen der Nacht und machten ſich, ſo zerſchlagen, wie ſie waren, lendenlahm, mit geſchwollenen Geſichter und verrenkten Armen, vor Furcht ſo ſchnell aus dem Staube, daß ſie am Morgen das Gebiet von Piſa erreichten. Hier gingen ſie in eine Schenke und fingen an, ſich gegenſeitig Vorwürfe zu machen. Der Wirth, der ſie ſo blutig und wie mit allen Hunden gehetzt ausſehen ſah, verwunderte ſich und ſprach: Wer hat euch ſo zugerichtet? Sie antworteten: Das kann dir einerlei ſein. Ein Jeder ließ ſich ein Viertel Wein reichen, mehr um ſich die Wunden und Beulen im Geſicht auszuwaſchen, als zum Trinken. Als dies geſchehen war, hub Grazia an:

Wißt

Wißt ihr was? Ich habe redlich für euern Vortheil, wie für den meinen, gesorgt und bin nie ein Dieb noch Verräther gewesen; dafür habt ihr mir übel gelohnt und mich an Leib und Gut fast zu Grunde gerichtet. Besser eine kurze Thorheit, als eine lange: ich sage mit Jenem: eins, zwei, drei, unsre Gesellschaft ist vorbei; ich will nichts mehr mit euch zu schaffen haben: der Wirth soll mein Zeuge sein. Die beiden Andern entgegneten: Du heißest Gunst (Grazia); aber mag dir Gott so günstig sein, wie du es uns gewesen bist. Darauf ging Jener allein nach Pisa; Lazzero und Salvadore aber setzten ihre Reise zu dem Feste zusammen fort. Und weil sie nicht allein blind, sondern auch von Stockschlägen zerarbeitet waren, wurde in Pisa allen dreien reichliches Almosen zu Theil, so daß sie sich nicht nur über die ausgestandenen Schläge beruhigten, sondern sie auch um keinen Preis hätten missen mögen, nur um des Vortheils willen, den sie daraus hervorgehen sahen.

---

8. Die drei Tauben.

Die vorige Geſchichte von drei Blinden veranlaßt mich eine andere zu erzählen, die einem meiner genaueſten Freunde widerfuhr und wie jene von drei Blinden handelte, ſo dieſe von drei Tauben. Mein bemeldeter Herzensfreund war Stadtrichter in einem kaum fünf und zwanzig Miglien von Florenz entlegenen Orte und gegen das Ende ſeiner Verwaltung hatte er einſt einen Rechtsſtreit zu entſcheiden, als man ihm ſchon einen Nachfolger ernannt hatte, der ſtocktaub war. Dem zeitigen Stadtrichter war dies wohl bekannt, denn wenn die größte der drei Glocken in Florenz geläutet wurde und ſeine Nachbarn ſahen, daß er es nicht höre, hoben ſie die Finger in die Höhe und gaben ihm ein Zeichen, daß er nach Hauſe gehen ſolle, damit er nicht von den Scharwächtern ergriffen würde, und ſo war es denn überall kein Geheimniß, daß nach einem Monat der taube Stadtrichter ſein Amt antreten ſolle. Nun geſchah es eines Tages, daß eine Frau mit ihrem Bruder zu meinem Freunde, dem Stadtrichter kam, und ſo zu ſprechen begann: Herr Stadtrichter, ich klage Gott und euch das große Leid, das mir mein Nachbar mit Unrecht zugefügt hat. Er iſt mir hinten durch mein enges Gäßchen eingebrochen und hat mir den Feigenbaum in meinem Garten ganz beſchädigt und verdorben. Ich bitte euch alſo, was er mir krumm gemacht hat, da es

bei euch steht, wieder grad und recht zu machen. Als dies der Stadtrichter hörte, kam ihm fast das Lachen an; doch bezwang er sich noch. Darauf fuhr die Frau fort: Und mein Bruder hier hat eine halbe Woche Tagelohn von ihm zu fordern und den Werth eines Esels, den er ihm verdarb, obgleich er nichts als Gutes von euch gesprochen hatte. Der Stadtrichter fragte ihn hierauf, ob es wahr sei, was die Frau sage? Er antwortete: Herr Stadtrichter, ich höre nicht was ich sehe, aber meine Schwester hat euch gesagt, wie sich die Sache verhält. Der Stadtrichter rief nun den Gerichtsboten und ließ den Nachbar, der den Feigenbaum beschädigt haben sollte, auf den nächsten Morgen vorladen.

Des andern Tages erschien also die Klägerin mit ihrem Bruder so wie der Beklagte vor den Schranken. Der Stadtrichter sprach: Gute Frau, was fordert ihr von diesem Manne? Sie machte nun ihre Rechnung für den Feigenbaum, und die ihres Bruders, der ein tauber Tölpel war. Alsdann wandte sich der Richter zu der Gegenpartei und fragte, ob das richtig sei, was die Klägerin vorbringe? Der Beklagte kehrte die Ohren hin und her und sprach: Herr Stadtrichter, ich höre nicht gut. Ein Mann, der ihm zur Seite stand, sagte dem Stadtrichter, der Beklagte sei harthörig; legte dann den Mund an dessen Ohren und schrie laut: Der Stadtrichter fragt, ob das wahr sei? Der Beklagte antwortete: Ich weiß nicht, was ich hierauf antworten soll. Da sprach die Klägerin: Er stellt sich wie aus den Wolken gefallen; es ist wohl wahr, daß er etwas taub

ist, aber er hört recht gut, wenn er hören will. Hierauf erklärte der Stadtrichter, um von der Sache loszukommen, der Frau, er befehle, die Parteien sollten sich dem Austrage eines gemeinschaftlichen Freundes unterwerfen; und dies ließ er auch dem Beklagten ins Ohr rufen. Sie fanden auch bald einen solchen Freund, worauf der Stadtrichter ihnen sagen ließ, sie sollten am nächsten Tage mit dem Schiedsrichter vor ihm erscheinen. Am andern Morgen gestellten sie sich demnach alle vor dem Stadtrichter, welcher den Bescheid ertheilte, nach angehörter Sache müsse dieselbe bei Strafe von fünf und zwanzig Liren binnen drei Tagen abgemacht sein. Der Schiedsrichter stand da, wie aus Holz geschnitzt, und wenn die Parteien am Gehör behindert waren, so schien der Schiedsrichter stocktaub. Viele Leute aus der Stadt waren zugegen, die sich fast das Zwerchfell zersprengten vor Lachen. Endlich sprach der Stadtrichter: Gute Frau, hier ist Keiner, der hören kann, als ihr, deßwegen wende ich mich an euch, denn ich will in dieser Sache ein Urtheil fällen. Die Klägerin, welche schon glaubte, sie solle für ihren Feigenbaum entschädigt werden, versetzte: Thut das, ich bitte euch um Gotteswillen. Das Urtheil, das ich spreche, fuhr der Stadtrichter fort, ist dieses: Da ich sehe, daß beide streitende Parteien taub sind und der Schiedsrichter, den sie erwählt haben, ebenfalls taub ist, ich aber euch weder verstehen, noch durch Zeichen mit euch reden kann, so überlasse ich, in Betracht, daß binnen einem Monat der neue Stadtrichter sein Amt antritt, diesem

die Entſcheidung. Die Klägerin, welche nicht taub war, bekreuzte ſich und bat den Stadtrichter ſelbſt zu entſcheiden, damit ſie nicht ſo lange auf Schadloshaltung für ihren Feigenbaum warten müſſe. Aber der Stadtrichter ſprach: Wie ich geſagt habe, ſo hat es ſein Bewenden. Geht mit Gott. Die Klägerin und die beiden Tauben gingen heim; die Umſtehenden aber, welche das Urtheil vernommen hatten, verſtanden ſehr wohl, was der Stadtrichter ſagen wollte. Nichts anders nemlich als dies: da ſie alle drei taub ſeien, ſo ſollten ſie den tauben Stadtrichter abwarten; dieſer werde alsdann, da er mit den Sitten und Gebräuchen der Tauben Beſcheid wiſſe, den Streit der Tauben taub entſcheiden, wie es unter Tauben billig ſei.

9. Die großen Fiſche verſchlingen die kleinen.

Vor langer Zeit lebte in Modena die Wittwe eines ziemlich begüterten Kaufmanns, Frau Cecchina genannt, der ihr jüngſt verſtorbener Gatte einen etwa zwölfjährigen Knaben hinterlaſſen hatte. Wie es aber in der ganzen Welt zu geſchehen pflegt, daß die Wittwen und Waiſen als geduldige Schafe und Lämmer viel von den Wölfen auszuſtehen haben, wo dieſe ſich nur zeigen, ſo erging es auch dieſer guten Frau, welcher die mächtigen Bürger heute dieſes, morgen jenes Stück ihres Erbes wegnahmen. Zuletzt nahmen, man darf wohl ſagen, raubten ſie ihr ein Grundſtück und ſie, die keinen Anwald fand, ihre Sache zu führen, gerieth in der Verzweiflung auf einen wunderlichen Einfall. Sie hat einen befreundeten Nachbarsmann, ihr einen großen Dienſt zu leiſten, der darin beſtehen ſolle, daß er ihr, nur für einen Tag, eine tragbare Kirchenglocke verſchaffe. Der gute Mann that nach ihrem Wunſch und brachte ihr die Glocke. Darauf ſprach ſie, es war juſt in der Faſtenzeit, zu ihrem Freunde: Nun bitte ich dich, geh mit mir und meinem Sohne nach dem Fiſchmarkt und kaufe mir zwei Fiſche, einen großen und einen ganz kleinen, und wenn du ſie gekauft haſt, ſo ſtecke den kleinen dem Großen in den Rachen und ſo tragen wir

ſie dann beide unverhüllt nach Hauſe, daß ein Jeder ſie ſehen kann; mein Sohn aber ſoll die Glocke in der Hand tragen und läutend neben dir hergehen und ich zu deiner andern Seite; wenn dann Einer fragt, was das bedeute, ſo laß mich antworten.

Der Nachbar verwunderte ſich ſehr und fragte, warum ſie das thun wolle? Aber die Frau antwortete: Thu, was ich dich bitte, du wirſt ſchon ſehen, warum es geſchieht. Der Nachbar verſetzte: Ich bin es zufrieden. Die Frau warf alſo einen Mantel um, gab die Glocke ihrem Sohne und wies ihn an, nicht zu läuten, als wann ſie es ihm gebiete; und ſo machten ſie ſich alle drei auf den Weg nach dem Fiſchmarkt. Als ſie hier ankamen, ſah ſich die Frau um und ſprach dann zu ihrem Freunde: Kaufe dieſen großen Hecht und einen der kleinen Fiſchchen, die auf jener Seite feilgeboten werden. Der Nachbar that es, öffnete dem Hecht den Gaumen und ſteckte ihm den kleinen Fiſch zur Hälfte hinein. Die Wittwe zeigte ihm, wie er den Fiſch tragen müſſe, daß ihn ein Jeder ſehen könne. Dann ſprach ſie zu ihrem Sohne: Halte dich an unſeres Nachbars Seite und läute unaufhörlich die Glocke. Und nun, fuhr ſie fort, laßt uns nach Hauſe gehen. Sie machten ſich alſo in dieſem Aufzuge auf den Weg, der Nachbar zeigte die Fiſche und der Knabe läutete die Glocke, daß das Volk zuſammenlief. Die Leute fragten: Was habt ihr, Frau Cecchina? Was ſtellt dies vor? Jeder hatte eine andere Frage zu thun. Sie aber antwortete Allen gleich: Die großen Fiſche verſchlingen die kleinen,

und ſo beſchied ſie einen Jeden und ſprach kein anderes Wort, bis ſie nach Hauſe kam. Als ſie ſich aber heiſer geſprochen, der Sohn müde geläutet und der Nachbar das Sinnbild aller Welt vorgezeigt hatte, ſahen ſie doch kaum einen andern Gewinn davon, als daß ſie den großen wie den kleinen Fiſch kochten und zum Imbiß verzehrten. Dies geſchah zu der Zeit, als die Pigli Herren von Modena waren. Ohne Zweifel verſtanden Viele die Wittwe recht wohl und machten nur Miene, ſie nicht zu verſtehen. Jeder Fürſt aber, der zugiebt, daß die Wittwen und Waiſen beraubt werden, darf gewiß ſein, daß ſeine Herrſchaft ein trauriges Ende nehmen werde. Das erfuhren auch die damaligen Herren von Modena; denn kurze Zeit nachher verloren ſie die Herrſchaft und das Land kam in die Gewalt der Gonzagas.

10. Alle Glocken lauten.

Ein ähnlicher Einfall war der folgende, der aber weit mehr Erfolg hatte. Als Francesco de Manfredi Herr von Faenza war, welches er als ein weiser und würdiger Fürst so prunklos beherrſchte, daß er mehr ein reicher Bürger, als ein regierender Herr ſchien, geſchah es nemlich, daß einer der angeſehenſten Männer der Stadt ein Landgut beſaß, an welches ein Grundſtück ſtieß, das einen armen Landwirth gehörte. Oftmals hatte er es kaufen wollen, und ihm deßhalb Anträge gemacht, aber ſtets war ihm dies fehlgeſchlagen, denn der arme Mann, der es, ſo gut er konnte, beſtellte und ſo ſeinen Unterhalt gewann, hätte lieber ſich ſelbſt als ſein Stück Land verkauft. Da nun der reiche Bürger ſah, daß er in Güte nicht zu ſeinem Zwecke gelangen könne, gedachte er Gewalt zu gebrauchen, und da nur ein kaum merklicher Graben zwiſchen ſeinem Grundſtück und dem des Armen die Grenze bildete, ſo pflügte er alle Jahre, wenn er ſein Feld beſtellen ließ, einige Furchen darüber hinaus, wodurch er ihn jährlich um mehr als Armslänge verkürzte. Der arme Mann, der das wohl bemerkte, wagte es doch nicht, ein Wort zu ſagen, außer daß er einigen Freunden heimlich ſein Leid klagte. In

einigen Jahren aber rückte die Sache so weit vorwärts, daß er in kurzer Zeit sein ganzes Eigenthum allmählig eingebüßt haben würde, wenn nicht ein Kirschbaum auf seinem Felde gestanden hätte, den zu überschreiten doch allzugewagt schien, weil Jedermann wußte, der Kirschbaum stehe auf dem Felde des Armen.

Der gute Mann, der sich so beraubt sah, wollte vor Unmuth und Aerger vergehen; da er sich aber nicht beschweren, ja nicht einmal murren durfte, steckte er sich eines Tages wie ein Verzweifelter, zwei Goldgülden in Scheidemünze in die Tasche und lief zu allen großen Kirchen in Faenza, wo er sich für Geld und gute Worte versprechen ließ, daß zu einer gewissen Stunde zwischen der Vesper und None alle Glocken geläutet werden sollten.

So geschah es wirklich, die Geistlichen nahmen das Geld an und zur bestimmten Stunde erklangen alle Glocken in hellem Geläute, so daß Alles aufhorchte und einer dem andern ansah und fragte: Was bedeutet das? Unterdessen lief der arme Mann wie außer sich durch die Straßen. Ein Jeder, der ihn sah, rief ihm zu: He da, was lauft ihr? Weßhalb auten die Glocken? Er aber antwortete: Weil die Gerechtigkeit gestorben ist: und an einer andern Stelle gab er zur Antwort: Für die Seele der Gerechtigkeit, welche gestorben ist. Und so verbreitete er diese Antwort mit dem Schall der Glocken durch die ganze Stadt, so daß endlich der Fürst, als er fragte, warum die Glocken lauteten, zur Ant-

wort erhielt: Man wisse keinen andern Grund als den, welchen ein gewisser Mann angebe, den man durch die Stadt laufen sehe. Darauf schickte der Fürst nach ihm und er gestellte sich nicht ohne große Furcht. Als der Fürst ihn erblickte, redete er ihn an: Nun sprich, was soll das heißen, was du in der ganzen Stadt ausprengst und was bedeutet das Glockengeläute? Er antwortete: Mein Gebieter, ich will es euch sagen; zuvor aber bitte ich, laßt mich euch empfohlen sein. Euer Bürger N. N. hat meinen Acker kaufen wollen; da ich ihn aber nicht verkaufen wollte, hat er mir alle Jahre, wenn er sein Feld bestellen ließ, bald eine bald zwei Ellen abpflügen lassen, bis er an einen Kirschbaum gekommen ist: denn da konnte er nicht weiter gehen, wenn es nicht zu auffallend werden sollte. Gott habe ihn selig, der ihn gepflanzt hat! Wenn er nicht dagewesen wäre, so hätte mein Nachbar jetzt das ganze Land. Da mir nun von einem so reichen und mächtigen Mann mein Eigenthum genommen wurde, und ich ein armer Teufel bin, so entschloß ich mich nach langem Kummer und Leidwesen aus lauter Verzweiflung jene Kirchen zu bezahlen, damit sie für die Seele der gestorbenen Gerechtigkeit läuten möchten.

Als der Fürst dieß Witzwort vernahm und hörte, welchen Raub der reiche Bürger verübt hatte, ließ er diesen herbeiholen, und als sich die Wahrheit der Beschuldigung erwies, gab er dem armen Mann nicht nur sein Eigenthum zurück, sondern schickte auch Feldmesser

dahin, welche ihm von dem Acker des reichen Mannes soviel zumessen mußten, als ihm dieser abgepflügt hatte. Ueberdies ließ er ihm die zwei Goldgülden zurückzahlen, die er für das Läuten der Glocken ausgelegt hatte.

Nachtrag

zu den

Quellen des Shakspeare.

Bd. III. S. 233 in der Anmerkung zu der „gezähmten Keiferin" heißt es wie folgt: „Douce in den Illustrations of Shakspeare I. p. 345 will in einer altſpaniſchen Novelleuſammlung El Conde Lucanor 1643. 4., deren Verfaſſer Don Juan Manuel, der Neffe Ferdinand IV. von Caſtilien war, die Grundzüge des Schauſpiels wiedergefunden haben. Leider iſt uns dies ſeltene Buch unzugänglich geblieben und ſo können wir es nur bedauern, daß es Douce nicht der Mühe werth gefunden hat, mehr von dem Inhalt deſſelben zu ſagen und zugleich die Zeit zu beſtimmen, wann es zuerſt erſchien, denn wenn die von ihm angegebene Jahreszahl die der erſten Ausgabe iſt, ſo konnte es Shakspeare nicht benutzen."

Seitdem habe ich nun in der Bibliotheque des Romans 1781. Novemberheft p. 3. hinreichende Auskunft über den Conde Lucanor und zugleich eine Ueberſetzung der von Douce gemeinten Novelle gefunden,

worüber ich hier für die Besitzer der drei ersten Bände dieser Bibliothek nachträglich berichten will.

Jener Notiz zufolge erschien also die erste Ausgabe des Conde Lucanor, die mithin Shakspeare wohl hätte bekannt sein können, schon 1575 zu Sevilla, die zweite und letzte aber, welche Douce anführt, 1642 zu Madrid. M. Argote de Molina, der diese zweite Ausgabe besorgt hat, giebt an, der Verfasser sei schon 1347 in einem Alter von 70 Jahren verstorben, obgleich sein Tod nach der Inschrift seines Grabmahls zu Peñafiel erst 1362 zu Cordova erfolgte. Don Juan Manuel hinterließ viele Schriften, worunter jedoch der Conde Lucanor die berühmteste ist. Sie enthält funfzig Erzählungen, theils Fabeln, theils Novellen, nach der zu seiner Zeit wie noch jetzt beliebten orientalischen Weise, in einen Rahmen gefaßt, der sie zu einem Ganzen verbindet.

Folgendes ist der verkürzte Inhalt der Novelle, welche Douce für die Quelle Shakspeares ausgiebt:

Die

Die nachgiebige Frau.

Don Alvar Fañez war der Tochter eines Grafen Angures vermählt. Sein Neffe, ein junger Edelmann von vielem Geiſte, den er in ſein Haus aufgenommen hatte, ſagte ihm eines Tages: Was mir bei euch mißfällt, lieber Oheim, iſt, daß ihr eurer Frau zu viel Herrſchaft einräumt. Hierauf gab ihm Don Alvar für heute keine Antwort.

Am andern Morgen ritt er in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeines Neffen auf ſein nahgelegenes Landgut. Auf einer Wieſe weidete eine Heerde Kühe, die dem Don Alvar gehörte. Was meint ihr, Neffe, fragte der Edelmann, iſt das nicht eine prächtige Heerde Stuten?

Was ſprecht ihr von Stuten? antwortete der Neffe, es ſind ja Kühe, und ſo ſchöne, wie der Schöpfer nicht alle Tage macht. — Seid ihr von Sinnen, Neffe, verſetzte der Oheim, ſeht ihr die Fohlen nicht umherlaufen, und hört ihr die Mütter nicht wiehern? — Nein, wahrlich nicht, betheuerte Jener. So ſeid ihr taub und blind, fuhr Don Alvar fort; doch damit ihr ſeht, daß ich Recht habe, ſo ſoll meine Frau entſcheiden.

Die Dame ward alſo zur Schiedsrichterin beſtellt und entledigte ſich dieſes Amts mit den Worten: Ihr habt Recht, mein Gemahl, man muß blind ſein, um nicht zu ſehen, daß dies Stuten ſind.

Der Neffe staunte und schwieg. Sie ritten weiter und gelangten bald zu einer andern Wiese, auf welcher eine schöne Heerde Stuten weidete. Da sprach Don Alvar zu seinem Neffen: Hier könnt ihr sehen, was man Kühe nennt, damit ihr sie künftig nicht wieder mit Stuten verwechselt.

Wie, mein Oheim, schrie der Neffe auf, dies gebt ihr für Kühe aus, da sie doch ganz offenbar Stuten sind? Seht ihr diese schönen Mähnen nicht wallen? hört ihr nicht dies verliebte Wiehern?

Neuer Streit, den abermals die Dame mit den Worten entschied: Ihr habt Recht, mein Gemahl, man muß blind sein, um nicht zu sehen, daß dies Kühe sind.

Der Neffe verwunderte sich immer mehr, und sein Erstaunen wuchs noch, als sie weiter ritten und zu einem Bach gelangten, von dem Don Alvar behauptete, sein Wasser fließe ihnen zur Linken hin, da es ihnen doch offenbar zur Rechten hin floß. Aber auch diese Streitfrage entschied die Dame mit der schon bekannten Formel zu Gunsten ihres Gemahls.

Endlich erreichten sie das Ziel ihrer Lustfahrt, das Landgut Don Alvars. Da sprach dieser: Das nenn ich spät anlangen, es ist eben Mitternacht.

Mittag, wollt ihr sagen, versetzte der Neffe: Seht ihr die Sonne nicht hoch am Himmel stehen? — Die Sonne? fragte der Oheim; ich glaube ihr wollt mich zum Besten haben, Neffe, daß ihr den Mond für die Sonne ausgebt. — Was, der Mond? — Nun freilich.

der Mond, und viele Sterne, die ihn umgeben. — Mit euch ist nicht zu ſtreiten, Oheim, ihr ſollt Recht behalten. — Nicht doch, Neffe, meine Frau ſoll entſcheiden, damit ich doch erfahre, ob ich von Sinnen bin, oder ihr.

Ihr habt vollkommen Recht, mein Gemahl, entſchied die Dame, man muß blind ſein, um nicht zu ſehen, daß der Mond ſcheint.

Als ſie abgeſtiegen und eingetreten waren, zog der Oheim den Neffen bei Seite und ſprach: Ihr ſeid ganz verwirrt, Neffe, doch hört mich an. Was wir geſehen haben, war allerdings erſt eine Heerde Kühe, dann eine Heerde Stuten, auch floß der Bach ohne Zweifel rechtshin, wie ihr behauptetet, und daß es jetzt Mittag iſt und die Sonne ſcheint, iſt eben ſo gewiß; weil ihr aber meintet, ich laſſe meiner Frau zu große Herrſchaft, ſo wollte ich euch nur beweiſen, wer Herr im Hauſe iſt. Ihr ſeht jetzt, daß ich immer Recht behalte, und wenn ich ſagte, Schwarz ſei Weiß und Weiß ſei Schwarz. Bedenkt aber, daß es bei einer Frau ſchon viel iſt, Recht zu behalten, wenn man es wirklich hat, und ſchließt daraus, ob ich Urſache habe, der meinigen unbedingt zu vertrauen.

Daß Shakspeare die vorstehende Erzählung, wenn auch nicht aus dem Conde Lucanor, der ja nur eine Sammlung schon gangbarer Fabeln und Volksschwänke ist, gekannt und in der „gezähmten Keiferin" benutzt habe, wird einem aufmerksamen Leser des Lustspiels nicht entgehen. Petruccio giebt auf der Heimreise das helle Tageslicht für Mondenschein aus und die schon ziemlich zahme Katherina sieht sich gezwungen ihm beizupflichten. Weiterhin muß sie einen Greis für ein junges blühendes Mädchen ansprechen, und wird dann doch wieder gescholten, weil es ja ein runzlicher alter Mann sei. Nicht viel anders geht Hamlet mit Polonius, Osrick u. s. w. um. Zu einer einzelnen Scene der gezähmten Keifrin hat mithin Shakspeare jenen Schwank allerdings benutzt; wer möchte ihn aber darum als die Quelle des ganzen Stückes betrachten? Im Uebrigen beziehe ich mich auf meine Abhandlung a. a. O. S. 225—241.

K. E.

Druckfehler.

S. 6. Z. 7. v. u. von Allem
" 7. " 7. rühmte.
" 10. " 1. manchen
" 18. " 1 v. u. ganze
" 22. " 2. iſt folgendes einzuſchalten:
So leiteten ſie es ein, und als der Tag des Turniers kam, gewann der Ritter den Preis der Waffen und gerieth vor Freuden außer ſich. Als man des Abends ſich ausruhte, fingen die Ritter zu prahlen an: der Eine mit ſchönen Damen, ein Anderer mit ſchönem Waffenſpiel, ein Dritter mit ſchönem Schloß: dieſer mit ſchönem Habicht, jener mit ſchönem Abenteuer. Da konnte der Ritter ſich nicht enthalten, mit ſeiner ſchönen Dame zu prahlen.
S. 24. Z. 7. v. u. Almoſen
" 27. " 1. v. u. goldbeſchwerten
" 47. " 3. v. u. ſeine
" 48. " 5. nach dem ich, wie ich euch ſelber offenbart, ohne irgend einen Grund verlangt hatte.
" 50. " 5. mich und
" 53. " 10. Aegypten
" 54. " 7. v. u. gefürchtet
" 56. " 13. v. u. fleißig
" 61. " 4: v. u. vernichte
" 84. " 5. v. u. Traverſaro
" 89. " 15. einen
" 91. " 6. gegraben
" 97. " 3. v. u. dieſer

S. 100. Z. 15. ſolle
„ 122. „ 6. kann del.
„ 129. „ 7. v. u. ſie gelehrt
„ 145. „ 9. (und weiterhin) Chremes
„ 147. „ 14. iſt del.
„ — „ 18. dich
„ 148. „ 11. ſt. eines l. des
„ 163. „ 8. und die
„ 166. „ 7. Giſippus
„ 176. „ 7. fühlte
„ 207. „ 2. verſetzte
„ 233. „ 2. v. u. darauf
„ 246. „ 12. v. u. der Magnet
„ 247. „ 11. einen
„ 265. „ 11. dich
„ 272. „ 13. v. u. den Wirth.
„ 282. „ 10. v. u. den andern

Doctor Johannes Faust.

Puppenspiel

in

Vier Aufzügen.

Hergestellt

von

Karl Simrock.

g 1253.

Frankfurt am Main,
Druck und Verlag von H. L. Brönner.
1846.

AD [illegible]
UNIVERS.

Universitäts-
München
Bibliothek

d u a r d B ö c k i n g

gewidmet.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorrede.

Nächst Goethes Fauſt hat ohne Zweifel das alte Puppenſpiel von Fauſt unter allen Gedichten, wozu die Fauſtſage Veranlaßung gegeben hat, das gröſte poetiſche Verdienſt. Es ſtellt die Fauſtſage anziehender dar, als das Volksbuch und reiner als Goethe, der ſich nach dem Grundgedanken ſeines Gedichts von der Sage, der Fauſts Höllenfahrt weſentlich iſt, entfernen muſte. Von dem Werk des großen Meiſters wird es nicht in Schatten geſtellt; es iſt in ſeiner volksmäßigen Art ebenſo kühn und geiſtreich erfunden und durchgeführt; als Bühnenſpiel runder, und von ſtärkerer, wenn auch nicht ſo tiefgreifender Wirkung. Außerdem hat es als die nächſte Quelle Goethes, ſo wie Leſſings und Maler Müllers, eine große Bedeutung. Es iſt daher zu verwundern, daß man es nicht früher herzuſtellen verſucht hat.

Von der Schütz- und Dreberschen Gesellschaft, die noch in den zwanziger Jahren mit ihrem Casperle-Theater mehrmals nach Berlin kam (sie war in Oberdeutschland zu Hause und zuletzt in Potsdam angesiedelt), hatte ich dieß Puppenspiel wiederholt aufführen sehen. Sehr zu Statten kamen mir außerdem bei der nachstehenden Aufzeichnung Franz Horns bekannter Bericht, die beiden Mittheilungen Von der Hagens, und Emil Sommers Skizze einer noch 1844 in Berlin gesehenen Aufführung. Keine dieser Meldungen stimmt in allen Stücken mit der andern. Als Sommer seine Skizze niederschrieb, war der alte Schütz, der jener Gesellschaft zuletzt allein vorstand, schon todt; Franz Horn scheint aber Schütz zu folgen und von Von der Hagens erster Probe steht dieß fest. Am abweichendsten ist dessen zweite Probe, die sich auf ein Manuscript des Puppenspielers Geißelbrecht gründet, welches 1832 durch den Herrn Obersten von Below in 24 buchstäblichen, nur zu Geschenken bestimmten Abdrücken vervielfältigt worden ist. Es führte den Titel: Dr. Faust oder der große Negromantist, Schauspiel mit Gesang in fünf Aufzügen. Berlin, ganz neu gedruckt. 12. 24 Blätter ohne Seitenzahl. Merkwürdigerweise hatte Geißelbrecht am Schlusse seines Manuscripts beigeschrieben: „(Alles was unterstrichen ist beweget mich, daß ich Fausten nie wieder aufführen werde)." Herr Von der Hagen bemerkt

hierüber: „Dieſe Stellen, im Drucke geſperrt, ſind theils Beſchwörungen und Misbrauch heiliger Namen, theils Kaſpars Schilderung ſeiner läſterlichen und verbrecheriſchen Sippſchaft, als Wagner ihn in Dienſt nimmt.“

Keiner dieſer abweichenden Meldungen konnte ich allein folgen; keine iſt unbenutzt geblieben: die beſten Züge muſte ich aus ihnen allen zuſammenleſen. Einzelnes verdanke ich meiner eigenen Erinnerung. Weſentliches habe ich nicht hinzugethan. Daß der Dialog, die Ausführung überhaupt, gröſtentheils Mir gehört, und alle Verſe auf meine Rechnung kommen, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Wer genauere Auskunft begehrt, mag die Quellen vergleichen, aus welchen ich geſchöpft habe.

Bekanntlich lehnte Schütz alle Anfragen über das Manuſcript ſeines Puppenſpiels mit der Verſicherung ab, daß es nur im Gedächtniſs aufbewahrt würde. Sollte gleichwohl einmal eine ſchriftliche Aufzeichnung zu Tage kommen, ſo wird ſie von der meinigen ſchwerlich in Hauptzügen abweichen.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ohne den Wunſch auszuſprechen, daß man den Puppentheatern, die vormals einen Schatz guter alter Stücke beſaſſen, doch mehr Aufmerkſamkeit ſchenken möchte. Das Meiſte wird freilich jetzt ſchon untergegangen und durch moderne

Opern und gehaltlose Possen verdrängt sein; aber das Wenige, was sich hier und da noch erhalten haben mag, verdient um so mehr aufgezeichnet und veröffentlicht zu werden. Schon bloße Berichte über Inhalt und Verlauf der Stücke würden unsern Dank verdienen. Lebte ich selbst an einem Orte, wo ein Caspertletheater oder ein s. g. Hennesden, wie sie am Niederrhein heißen, noch altüberlieferte Stücke gäbe, so würde ich mir dieß Verdienst nicht entgehen laßen. Volkslieder, Volksmärchen und Volkssagen fängt man endlich an eifrig zu sammeln, der deutschen Volksbühne hat man bisher noch fast gar nicht gedacht.

Bonn im Januar 1846.

K. S.

Faust.

Ein Puppenspiel.

Personen:

Doctor Johannes Faust.
Christoph Wagner, sein Famulus.
Herzog von Parma.
Die Herzogin, seine Gemahlin.
Don Carlos, Seneschall am Hofe zu Parma.
Casperle, Fausts Diener, dann Nachtwächter.
Eretl, seine Frau.
Mephistopheles
Auerhahn
Astarot
Megara
Haribar
Polumor
Asmodeus
Viklipukli
Xerxes
} höllische Geister.
Fausts Schutzgeist.
Zwei Frauenzimmer, ein junges und ein altes.
Erscheinungen:
König Salomon.
Simson und Delila.
Judith und Holofernes.
Goliath und David.
Helena, die Trojanerin.

Der Schauplatz ist abwechselnd in Mainz und in Parma.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fauſt

(in ſeinem Studierzimmer vor einem Tiſch mit aufgeſchlagenen mächtigen Folianten).

So weit hab ichs nun mit Gelehrſamkeit gebracht,
Daß ich allerorten werd ausgelacht.
Alle Bücher durchſtöbert von vorne bis hinten
Und kann doch den Stein der Weiſen nicht finten.
Jurisprudenz, Medicin, Alles umſunſt,
Kein Heil als in der negromantiſchen Kunſt.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
Keinen heilen Rock hab ich mehr am Leibe
Und weiß vor Schulden nicht wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbünden
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.

Aber um die Geiſter zu citieren
Muß ich mich in der Magie informieren.

Stimme zur Linken.
(Baß.)

Verlaß das Studium der Theologie
Und ergieb dich dem Studium der Magie,
Wenn du glücklich willſt auf Erden
Und im Wißen vollkommen werden.

Stimme zur Rechten.
(Diskant.)

Fauſt! Fauſt! laß dich nicht verblenden!
Ergieb dich nicht der Magie!
Bleibe bei der Theologie,
So wird noch alles glücklich enden.

Fauſt (aufſpringend).

Stimme zur Linken, Stimme zur Rechten!
Wem ſoll ich glauben, wer räth mir zum rechten?
Ich muß doch näher fragen beede:
Stimme zur Rechten, wer biſt du, rede!

Stimme zur Rechten.

Dein Schutzgeiſt!

Fauſt.

Das kann Jeder ſagen.
Stimme zur Linken, laß Du dich fragen:
Wer biſt du?

Stimme zur Linken.

Ein Abgeſandter
Aus Plutos Reich, hiehergekommen
Dich glücklich zu machen und vollkommen.

Fauſt.

Vielleicht des Teufels Anverwandter.
Doch machſt du mich glücklich und vollkommen,
Das iſt mein Wunſch, das muß mir frommen.
Stimme zur Rechten, laß ab von mir;
Stimme zur Linken, ich folge dir:
Mache mich glücklich und ohne Fehle.

Stimme zur Rechten.

Weh deiner armen Seele!

Mehrere Stimmen zur Linken.

Hahahaha!

Fauſt.

Sonderbar!
Mein Schutzgeiſt weint, die Andern lachen.
Doch jetzt genug von dieſen Sachen,
Mein Famulus kommt.

Zweiter Auftritt.

Fauſt. Wagner.

Wagner.

Verzeihen Euer Magnificenz. Eben komme ich von der Poſt. Es ſind für heute keine Briefe angekommen; aber gerade ſtiegen drei Studenten aus dem Poſtwagen, welche Ew. Magnificenz ein Tractätlein überreichen wollen.

Fauſt.

Geht, Wagner, und ſagt ihnen, daß ich keine Tractätlein mehr annehme. Ich bin der kopfbrechenden Arbeit müde, bei der ich das tägliche Brot nicht verdiene.

Wagner.

Verzeihen Ew. Magnificenz, es iſt keine Doctordiſſertation, die Ihr überſetzen und zuſtutzen ſollt. Es iſt gedruckt. Ich habe das Titelblatt geleſen, es heißt: **Clavis Astarti de Magica.**

Fauſt.

Wie? Was? Spricht der Engel aus euch, oder wollt ihr mich zum Beſten haben?

Wagner.

Nein, nein! Ich kann Ew. Magnificenz verſichern.

Fauſt.

Nun, ſo geht, Wagner, ladet ſie ein, bewirthet ſie aufs Beſte, ſetzt ihnen Wein und Knaſter vor.

Wagner.

Sehr wohl, Ew. Magnificenz!

Fauſt (allein).

Ha! nun blüht mein Glück. Nun wird mir, was ich ſo ſehnlich erwünſcht, ſo lange geſucht habe. Hab ich nicht an alle Univerſitäten um das Buch geſchrieben; aber nirgends war es mehr zu finden. Ha! nun zittert vor mir, ihr unterirdiſchen Geiſter, zittert vor mir, ihr Bewohner des Tartarus! Fauſt wird euch zwingen, das Geheimſte zu offenbaren, die verborgenen Schätze auszuliefern, die zu lange in der Erde gemodert haben.

(Wagner kehrt zurück.)

Wagner.

Verzeihen Ew. Magnificenz, die drei Studenten sind da. Hier ist das Buch, das sie euch bringen wollten.

Faust.

Dank, lieber Wagner, tausend Dank. Jetzt bin ich glücklich. Bald wird sich unser Schicksal ändern, bald werden wir diese armselige Hütte verlaßen und in Palläſten wohnen. Bald soll die Welt von Doctor Faust anders sprechen. Was hat mir das viele Studieren geholfen? Das nächtliche Wachen über den Büchern? Preſst sie aus, Wagner, und wenn Ihr in all den Folianten und Quartanten einen Tropfen Lebensweisheit findet, so will ich mich gleich dem Teufel verschreiben.

Wagner.

Ich wünsche selbst, daß sich unsere Umstände beßern möchten. Aber noch eine Bitte hab ich an Ew. Magnificenz.

Faust.

Redet, Wagner, aber faßt euch kurz.

Wagner.

Ich wollt Ew. Magnificenz bitten, ob ich mir nicht einen Gehülfen annehmen dürfte, der mir in der groben Hausarbeit etwas zur Hand gienge, damit ich mich beßer aufs Studieren legen könnte.

Fauſt.

O ja, lieber Wagner, dieſe Bitte ſei euch gewährt. Aber ich liebe verſchwiegene Menſchen in meinem Hauſe. Noch eins, wenn mich heute Jemand ſprechen will, ſo ſagt, ich wär ausgegangen.

Wagner.

Sehr wohl, Ew. Magnificenz. Aber wollt Ihr nicht wenigſtens die Studenten ſprechen? Sie wißen, daß Ihr daheim ſeid, und möchten euch doch geſehen haben, ehe ſie abreiſen.

Fauſt.

Wenn es nicht anders iſt.

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Casperle

(tritt auf mit einem Felleisen.)

Wenn mich jetzt mein Vater Papa sehen thät, der würd sich gewiſs was Rechts freuen. Denn er pflegt' immer zu sagen: Casperle, mach, daß du dein Sach in Schwung kriegſt. O jetzund hab ich mein Sach in Schwung, denn ich kann mein Sach haushoch werfen (wirft sein Felleisen in die Höhe). Ha! jetzund bin ich auf zehn Jahr versorgt, wenn ich gleich in zwanzig nix brauch. Zu allererſt (mit stolzer Miene das Felleisen öffnend) hab ich in meinem Ranzen einen funkelnagelneuen Rock; der Ueberzug und das Futter — hehe! liegt aber noch beim Kaufmann im Laden; ich darf aber nur das Geld hinschicken, so krieg ich das Zeug, das Futter, die Knöpfe, alles gleich vom Stück abgeschnitten. Dann hab ich noch ein Paar Stiefeln — die Schäfte und die Sohlen liegen aber noch beim Schuſter. Aber Spaß beiseit: es iſt doch eine verzweifelte Sach, wenn man ein vacierender Geſell iſt und keinen Herrn finden kann. Da lauf ich nun schon eine halbe Ewigkeit herum und

kann keinen Dienſt kriegen, und wenns ſo fort geht, behalt ich keine heile Sohl an meinen Füßen und Hunger hab ich dabei, ich wollt alle Berge wegeßen und wenns lauter Paſteten wären, und das ganze mittelländiſche Meer wollt ich ausſaufen und wenns lauter Champagner wär. Aber Potz Blitz Mordbataillon! Hier ſoll ja ein Wirthshaus ſein und ich ſehe doch keinen Krug, kein Glas, keinen Wein, kein Bier und auch keinen Kellner. Muß doch einmal Lärm machen. Heida, Kellner, Hausmeiſter, Kammerdiener, Hausknecht, Kammerjungfer, Wirthſchaft! Heda, ein fremder Paſſagier iſt angekommen.

Vierter Auftritt.

Casperle, Wagner.

Wagner.

Wer lärmt da ſo? Was wollt ihr, Freund? Was verführt ihr hier für ein Heidenſpectakel?

Casperle.

Ei ſo hört! Nun kommt ihm noch Geld heraus. Iſt das hier zu Land Brauch, die Gäſte ſo lang warten zu laßen, die Hunger und Durſt und keinen Pfennig in der Taſche haben?

Wagner.

Ihr ſeid im Irrthum, guter Freund. Ihr meint wohl, hier wär ein Wirthshaus, wo man für Geld Speis und Trank haben kann. Da müßt ihr ein Haus weiter gehn.

Casperle.

Was Ihr ſagt? Hier iſt kein Wirthshaus? Hier kann man nichts haben für ſein Geld, wenn man auch keins hat?

Wagner.

Nein, guter Freund, Ihr hörts ja. Das Wirthshaus iſt hier neben an.

Casperle.

Ihr gebt alſo Niemand für Geld zu eßen und zu trinken?

Wagner.

Nein, ſag ich, nein!

Casperle.

Na, ich bin auch nit ſo. Wenns nit anders ſein kann, will ich euch mein guts Gemüth zeigen und eine Malzeit umſonſt annehmen. Ich hätts ſonſt für Geld gethan, wenn ichs gehabt hätt. Aber nun macht auch weiter keine Umſtänd. Ich mach auch keine (ſetzt ſich an den Tiſch). Tragt auf was das Haus vermag und wenns doppelt ſo viel wär. Es kommt mir nit drauf an, wenn ich auch einen Knopf ſpringen laßen muß.

Wagner (für ſich.)

Man muß Mitleid haben mit dem einfältigen, ungelehrten Menſchen. Wenn er ſtudiert hätte, wär er vielleicht ſo luſtig nicht. Je gelehrter ich werde, je mehr büß ich an meiner natürlichen Munterkeit ein. Am Ende ſchlüg ich zwei Fliegen mit Einer Klappe, wenn ich den Burſchen zum Bedienten annähme, denn ich hätte zugleich einen Luſtigmacher und Grillen-

vertreiber. (laut) Hör er, guter Freund, mit der Malzeit iſt es nichts; aber laß er mit ſich reden: vielleicht findet er doch noch ein Stück Brot hier. Ich ſuche einen Bedienten: da kommt Ihr eben zurecht, wenn Ihr in meine Dienſte treten wollt. Ihr ſollt es gut bei mir haben: mein Herr, ſeine Magnificenz, der Doctor Fauſt, läßt es mir an Nichts fehlen. Ich bin ſeine rechte Hand, ſo zu ſagen ſein alter ego.

Casperle.

Daraus kann nix werden.

Wagner.

Nun, warum denn nicht? Verſcherz er doch ſein Glück nicht.

Casperle.

Warum daraus nix werden kann? Na, das will ich ihm wohl ſagen.

Wagner.

Laß er hören.

Casperle.

Was das Stück Brot betrifft, das wär mir ſchon recht, wenns auch Kuchen wäre. Aber es kann nix draus werden, weil ich einen Herrn ſuche.

Wagner.

Nun ja doch, den ſoll er ja an mir finden.

Casperle.

Paperlapap! Den kann ich nicht an ihm finden. Er iſt ja nur ein Bedienter, und einen Bedienten ſuch ich nit, ich ſuch einen Herrn.

Wagner.

Woher weiß er denn, daß ich ein Bedienter bin?

Casperle.

Woher ich das weiß? Ja, das rath er einmal. Aber er ſieht mir nit aus wie ein Rathsherr. Ich will es ihm nur ſagen. Hat er nit von ſeinem Herrn geſprochen? Wer einen Herrn hat, der iſt ein Bedienter. Ich brauch aber keinen Bedienten.

Wagner.

Daran ſtoß er ſich nicht. Wenn ich gleich ſelbſt einen Herren habe, ſo kann ich doch noch einen Bedienten brauchen. Ich will ihn aber auch, wenns ihm recht iſt, in meines Herren Dienſte aufnehmen.

Casperle.

Das iſt mir ſchon recht, wenn ich nur weiß was ich davon hab.

Wagner.

Mein Herr giebt ihm jährlich zwanzig Goldgülden Lohn.

Casperle.

Zwanzig Goldgülden? Das ist zu wenig. Dafür kann ichs nit thun. Ich verlange zum Wenigsten sechs und dreißig Groschen.

Wagner.

Sechs und dreißig Groschen jährlich?

Casperle.

Ja jährlich, Jahr für Jahr, alle Jahr, die Gott ins Land gehn läßt. Darunter kann ichs nit thun, mit dem besten Willen nit.

Wagner.

Ei, so ist er nicht klug. Ich biet ihm ja mehr. Laß er sich doch belehren: er thut sich ja selbst den gröſten Schaden. Ein Goldgülden ist ja mehr werth als sechs und dreißig Groschen, und ich biet ihm zwanzig. Aber weil ers nicht versteht, so will ich ihm noch sechs und dreißig Groschen Trinkgeld obendrein geben, damit er seinen Willen hat. Ist ers zufrieden? Zwanzig Goldgülden Lohn und sechs und dreißig Groschen Trinkgeld.

Casperle.

Nein, daraus kann nix werden. Ich will meine Haut so theuer zu Markt tragen als möglich. Ich verlange sechs und dreißig Groschen Lohn und zwanzig Goldgülden Trinkgeld.

Sonſt ſind wir geſchiedene Leut. Nun thu er was er nit laßen kann. Dirl!

Wagner.

Er Einfaltspinſel! Aber ich muß dem Kindskopf nachgeben. So ſoll er ſeinen Willen haben, ich geb ihm was er verlangt hat. Aber er muß verſchwiegen ſein.

Casperle.

Ich kann Alles verſchweigen, ſonderlich was ich nit weiß. Aber nun laß er die Malzeit anfahren, denn ich bin bei gutem Appetit und werd nit ſatt von ſeinem Milchſuppengeſicht.

Wagner.

Die Küch iſt draußen. Da geh er hin und laße ſich ſpeiſen.

Casperle.

Ich will mich nit ſpeiſen laßen, ich will ſelber ſpeiſen.

Wagner.

So geh er nur in die Küche: da findet er Alles vollauf.

(ab.)

Casperle (geht ab und ſingt).

Sauerkraut und Rüben,
Die haben mich vertrieben:
Hätt meine Mutter Fleiſch gekocht,
So wär ich bei ihr blieben.

Zweiter Aufzug.

Univ. Bib.
München

Erſter Auftritt.

Fauſt allein; hernach die Geiſter.

Fauſt (tritt ein).

Sonderbar, die Studenten ſind verſchwunden und in der ganzen Stadt nicht mehr aufzutreiben. Aber gleichviel, bleibt mir doch das Buch, das ſie gebracht haben. Ich bin allein: nun will ich das Studium der Magie beginnen. (Er ſchlägt das Buch auf und lieſt.) Alſo ſo muß ichs machen? Nichts leichter als das. Und darüber hab ich mir ſo lange den Kopf zerbrochen? (Er löſt ſeinen Gürtel, legt ihn auf den Boden in einen Kreiß und tritt mit einem Stab hinein.) Nun will ich die Geiſter beſchwören.

(Er bewegt den Stab und murmelt unverſtändliche Worte. Eine Menge Geiſter erſcheint in behaarter Affengeſtalt.)

Da ſind ihrer ja gleich genug. Aber welchen wähl ich? Ich muß den Grad ihrer Geſchwindigkeit erforſchen. Du da, mit den weißen Hörnern, gieb Antwort. Wie heißeſt du?

Erſter Geiſt.

Vitzliputzli.

Fauſt.

Sag an, wie geſchwind du biſt.

Vitzliputzli.

Wie die Schneck im Sande.

Fauſt.

Ha! um ſo ſchnell zu ſein, brauch ich keine Geiſter. Zurück, wo du hergekommen biſt. Apage male spiritus. Der nächſte! Wie heißeſt du?

Zweiter Geiſt.

Polümor.

Fauſt.

Laß hören wie geſchwind du biſt.

Polümor.

Wie das Laub, das von den Bäumen fällt.

Fauſt.

So geſchwind wär ich zur Noth auch noch. Zurück, wo du hergekommen biſt. Apage male spiritus. Der folgende! Wie heißeſt du?

Dritter Geiſt.

Asmodeus.

Fauſt.

Der kann der rechte ſein. Wie geſchwind biſt du?

Asmodeus.

Wie der Bach, der ſich vom Felſen ſtürzt.

Fauſt.

So biſt du nicht geſchwind genug. Zurück! Apage male spiritus. Vivat sequens. Wie heißeſt du?

Vierter Geiſt.

Aſtarot.

Fauſt.

Si nomen et omen. Wie geſchwind biſt du?

Aſtarot.

Wie der Vogel in der Luft.

Fauſt.

Das geht wohl an, muß aber noch beßer kommen. Apage male spiritus. Die Reih iſt an dir, Rothkopf. Wie heißeſt du?

Fünfter Geiſt.

Auerhahn.

Fauſt.

Wie geſchwind biſt du?

Auerhahn.

Wie die Kugel aus dem Rohr.

Fauſt.

Immer beßer, thuts aber noch nicht. Apage male spiritus. Wie heißeſt du denn, Blaufuß?

Sechſter Geiſt.

Haribar.

Fauſt.

Wie geſchwind biſt du?

Haribar.

Wie der Wind.

Fauſt.

Geſchwind wie der Wind? Eine ſchöne Geſchwindigkeit;

doch mir zu langſam. Apage male spiritus. Nun ſind noch zwei übrig. Wie heißeſt du denn, Kaminfeger?

Siebenter Geiſt.

Megära.

Fauſt.

Wie geſchwind biſt du?

Megära.

Wie die Peſt.

Fauſt.

So iſt die Peſt geſchwinder als der Wind? Aber der nächſte muß ihm noch drüber ſein. Apage pessime spiritus. Wie heißeſt du denn, Ultimus?

Achter Geiſt.

Mephiſtopheles.

Fauſt.

Und wie geſchwind biſt du?

Mephiſtopheles.

Wie der Gedanke des Menſchen.

Fauſt.

Du biſt mein Mann. Wie der Gedanke des Menſchen?

Was kann ich mehr verlangen, als daß meine Gedanken erfüllt werden sobald ich sie denke? Weiter bringt es Gott selbst nicht. Eritis sicut deus. — Willst du mir dienen?

Mephistopheles.

Wenn es Pluto erlaubt.

Faust.

Wer ist Pluto?

Mephistopheles.

Mein Herr.

Faust.

So frag ihn ob du mir acht und vierzig Jahr dienen darfst. Hernach will ich dir dienen. Aber kehr wieder in menschlicher Gestalt. Ich mag die Affen nicht und bin es müde hier im Kreiße zu stehen. Und sage deinem Herrn, daß ich den Genuß aller Herrlichkeiten der Welt, Schönheit, Ruhm und wahrhafte Beantwortung aller meiner Fragen verlange.

Mephistopheles.

Ich bin gleich wieder hier.

(verschwindet und erscheint alsbald wieder in menschlicher Gestalt, in rothem Unterkleid, mit langem schwarzen Mantel und einem Horn an der Stirn. Zu Faust, der aus dem Kreiße tritt:)

Deine Bedingungen ſind dir gewährt, aber vier und zwanzig Jahr iſt die längſte Friſt, auf die ich mich dir verdingen darf.

Fauſt.

Vier und zwanzig Jahr.* Das iſt mancher Tag und manche ſchöne Nacht. Gut denn, ich willige in dieſe Bedingung.

Mephiſtopheles.

So gebt mir ein Briefchen — Lebens und Sterbens wegen.

Fauſt.

Muſt dus Schwarz auf Weiß haben, ſo ſchaff Dinte herbei, denn in meinem Köcher iſt ſie längſt vertrocknet.

Mephiſtopehles.

Schwarz auf Weiß nicht, aber Roth auf Weiß. Es bedarf nur eurer Unterſchrift, der Pact iſt ſchon in optima forma geſchrieben. Die Unterſchrift bitt ich mir mit euerm Blut aus. Hier iſt eine Nadel, damit ritzt euch den Finger.

Fauſt.

Wo iſt der Pact? Erſt will ich ihn leſen.

Mephiſtopheles.

Mercurius erſcheine!

(Ein Rabe bringt den Pact in ſeinem Schnabel getragen.)

Fauſt (nimmt und lieſt).

Ich ſchwöre Gott und dem chriſtlichen Glauben ab.

Nach vier und zwanzig Jahren, das Jahr zu dreihundert fünf und ſechzig Tagen gerechnet, will ich dein ſein mit Leib und Seele.

Ich gelobe mich in all der Zeit nicht zu waſchen noch zu kämmen, auch Haar und Nägel nicht zu verſchneiden.

Ich will den Eheſtand meiden.

Sonderbar! die letzten Bedingungen kommen mir am härteſten vor, und doch ſind die erſten ohne Zweifel viel ſchlimmer. Doch was hilft das Grübeln? Ich nehme ſie alle miteinander an.

Mephiſtopheles.

So unterſchreibe. Hier iſt die Feder (reicht ihm die Hahnenfeder von ſeinem Hute).

Fauſt (für ſich).

Soll ich mit meinem Blut die Seele dir verſchreiben,
Dieß iſt wohl ein Moment das Blut hervorzutreiben.
Da quillt es ſchon heraus und überſtrömt die Hand.
Buchſtaben bildets zwei, gleich hab ich es erkannt,

Ein groſses H. ein F: die ſollen mich wohl warnen?
Homo Fuge! flieh Menſch! und laß dich nicht umgarnen.
Doch F kann Fauſtus ſein, H Herrlichkeit verſprechen.
Vielleicht iſts Zufall nur: wozu den Kopf zerbrechen?
Und ſchon iſt es zu ſpät, geſchrieben ſteht es klar —
Doch halt ich es noch feſt: mir wird ſo ſonderbar.
Ein ängſtliches Gefühl durchrieſelt mir die Glieder,
Ich weiß nicht von mir ſelbſt, ohnmächtig ſink ich nieder.

(Von unwiderſtehlichem Schlaf befallen ſinkt Fauſt in ſeinen Seſſel. Sein Schutzgeiſt in kindlicher Engelsgeſtalt erſcheint an ſeiner Seite, den Palmzweig in der Hand. Mephiſtopheles verſchwindet.)

Schutzgeiſt.

Bethörtes Menſchenkind, einſt rein und ſonder Fehle,
Verloren ewiglich iſt deine arme Seele.
Geſchaffen Gott zu ſchaun und aller Himmel Luſt
Sinkſt du dem Abgrund zu: ich traure dem Verluſt.

(Fauſt erwacht, der Schutzgeiſt verſchwindet.)

Fauſt.

Wie ſind ich mich allein? Hab ich wohl gar geſchlafen?
Nun fühl ich mich geſtärkt und ſcheue keine Strafen.
Wo biſt du, mein Geſell? Warum verläßt du mich?
Iſt das dein treuer Dienſt?

Mephiſtopheles (erſcheint wieder).

Du ſchliefſt, da ließ ich dich.
Sobald du an mich denkſt, bin ich auch wieder da,
Wie dein Gedanke ſchnell. Du wähltest drum mich ja.

Fauſt.

So nimm hier dieſe Schrift.

Mephiſtopheles.

Die ſoll auf ſchnellen Schwingen
Mercurius der Geiſt alsbald zu Pluto bringen.

(Der Rabe nimmt die Verſchreibung in den Schnabel und fliegt damit hinweg unter dem Hohngelächter der Hölle.)

Fauſt.

Mephiſtopheles! Heißeſt du nicht ſo?

Mephiſtopheles.

Auf Erden nennt man mich ſo.

Fauſt.

So höre, Mephiſtopheles. Du biſt mir nun in menſchlicher Geſtalt erſchienen; aber das rothe Unterkleid unter dem Mantel kleidet dich ſchlecht und verräth den Unterthanen unheimlicher Mächte. Mit dem langen Horn an der Stirne ſiehſt du gar wie ein Hahnrei aus. In ſolcher Geſtalt kann ich dich unter Menſchen nicht producieren.

Mephiſtopheles.

Darum ſorgt nicht. Nur für euch erſcheln ich in dieſer Geſtalt; in den Augen aller andern Menſchen ſeh ich immer ſo aus, wie ihr es gerade wünſcht. So ſollt auch ihr in aller Menſchen Augen der ſchönſte Mann ſein, wenn ihr euch gleich, wie ihr verſprochen habt, weder kämmt noch wäſcht.

Fauſt.

Schon gut. Aber wohin nun? Hier in Mainz halt ichs nicht aus. Und wenn ich Salomons Weisheit hätte, ſo glaubte mir doch Niemand, weil ich Profeſſor bin.

Mephiſtopheles.

Mein Luftmantel ſoll uns alsbald an den Hof des Herzogs von Parma tragen, der eben Hochzeit hält. Da mögt ihr in allen Freuden ſchwelgen und mit Zauberkünſten Ruhm und Ehre gewinnen. An Liebesabenteuern ſoll es auch nicht fehlen. Nehmen wir auch euer Geſinde mit?

Fauſt.

Den Wagner laßt daheim: der iſt langweilig.

Mephiſtopheles.

Aber Caſperle!

Fauſt.

Den bringt nach, aber auf einem andern Gefährt. Ich hab

euch unterwegs noch dieß und das zu fragen, wovon er nichts zu wißen braucht.

Mephiſtopheles.

So laßt uns fort. In wenig Minuten ſind wir in Parma.

(Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Casperle

(tritt ein und ſtolpert über den Gurtel des Fauſt, der noch am Boden liegt).

Pardauz! Nun weiß ich auch wie lang dieß Zimmer iſt. Unglück über Unglück begegnet mir hier im Hauſe. Das iſt kein guter Angang. Kaum hab ich den Speiſezettel von oben bis unten durchgegeßen, ſo iſts als wärens lauter Windeier geweſt und ich kann von vorne wieder anfangen. Und ein Rattenneſt wie das iſt mir halt noch nit vorkommen. Sie beißen einem das Brot vom Munde weg. Und was für Ratten? Ellenlang mit ſolchen Bärten! Hier bin ich gewiſs wieder über einen Rattenſchwanz geſtolpert. Laß doch ſchauen. Was iſt denn das? Ein Schneidermaß? Hat ſich mein Herr einen neuen Rock anmeßen laßen, oder iſt er gar ſelbſt ein Schneider? Das Maß will ich einſtecken, wenn mir wieder ſo ein Rattenkönig begegnet, daß ich meßen kann, wie lang er iſt. Kann aber doch

nit denken, daß mein Herr ein Schneider iſt. Was ſollt ein Schneider mit all den Büchern machen? Es können doch nit lauter Modejournale ſein. Da liegt gleich eins auf dem Tiſch. Ich will doch zuſchauen. (Näher tretend und im Buche blätternd.) Das iſt gewiſs ein Brevier, wo der Herr draus betet. Es iſt doch kein Schneider: die ſind nit ſo fromm, ſie laßen zu viel in die Hölle fallen. (lieſt.) K — k — katz — Pu — del oder wie das heißen mag. Das iſt doch curios, wenn Eins leſen will und kann nit buchſtabieren. Ich hätts gewiſs gelernt; aber meine Großmutter ſtarb ſo früh, denn wie ſie ſtarb, da war ich noch ein Kind von zwanzig Jahren. Ich muß aber doch ſehen, ob ichs nit herausbring. Katz-Pudel heißt es nit, das ſeh ich ſchon. Erſtes Kapitel. Ah, das will ſagen Schnapitel, erſtes Schnapitel. Nu kommen wir an die Sach. (lieſt.) „Wenn — man — will — die — Geiſter — kommen — laßen — ſo ſagt man — Perlippe.“

(Eine Menge Geiſter erſcheint.)

Ihr Rattenſchwänz, ſeid ihr Geiſter? Was wollt ihr?

Geiſter.

Dir dienen.

Casperle.

Mich bedienen? Was habt ihr denn Gutes gekocht?

Geiſter.

Eiſen und Stahl, Pech und Schwefel.

Casperle.

Da mag der Daus mit euch eßen. (lieſt weiter.) Wenn man will — daß die Geiſter — verſchwinden — ſo ſagt man Perlappe.

(Die Geiſter verſchwinden.)

Richtig, alle Rattenſchwänz fort. Da kann man ja leicht ein Teufelsbanner werden. Perlippe.

(Die Geiſter erſcheinen.)

Perlappe.

(Die Geiſter verſchwinden.)

Das geht ja wie geſchmiert. Perlippe.

(Die Geiſter erſcheinen.)

Jetzt bin ich ſchon ein ganzer Herenmeiſter. Sind doch wunderliche Geſchöpfe! Was unſer Herrgott nit vor Zeugs gemacht hat! Muß doch hören was ſie treiben. Rattenſchwanz, wie heißt du?

Erſter Geiſt.

Asmodi.

Casperle.

Allamodi? Wie alt iſt er denn?

Asmodeus.

Dreitauſend Jahr.

Casperle.

Dann iſt er ſchon bald wieder aus der Modi. Was hat er denn zu ſchaffen?

Asmodeus.

Ich kann nichts ſchaffen, kann nur zunichte machen was ein Anderer geſchaffen hat.

Casperle.

Kann er das? Das iſt ſchon Was; aber ich glaubs halt nit. Da hab ich einen Leuchtthurm am großen Zehen, den mach er einmal zunichte.

Asmodeus.

Wenn du mir deine Seele verſchreibſt.

Casperle.

Ah, iſt er ſo ein Held? Er thut auch nix umſonſt, merk ich. Aber ein dummer Teufel iſt er doch, ſonſt wüſt er beßer Beſcheid. Aber den langweiligen alten Geſellen bin ich ſatt. Da iſt ein handhohes freundliches Teufelchen, das will ich einmal fragen. Wie heißt du, alter Burſch?

Teufelchen.

Xerxes.

Casperle.

Wie iſt mir denn? Xerxes? Iſt das nit ein unüberwindlicher großer General geweſt, der doch zuletzt 's Laufen gelernt hat? Wie alt iſt er denn?

Ferres.

Achthundert neun und achtzig Jahr.

Casperle.

Ei, noch ſo jung und hat ſchon Haar ums Kinn? Na, aus ihm kann mit der Zeit noch ein tüchtiger Kerl werden, wenn er es nur hübſch angreift. Aber er muß nit zu lang ſchlafen und das Schnapstrinken laßen. Der thut nit gut fürs Wachsthum. Ich habs an meiner Mutter ihrem Mops geſehen. Kerls, ihr ſtinkt aber peſtialiſch. Macht daß ihr fortkommt. Perlappe.

(Die Geiſter verſchwinden.)

Aber ſo wohlfeil ſollen ſie doch nit davon kommen. Perlippe.

(Die Geiſter erſcheinen.)

Perlappe.

(Die Geiſter verſchwinden.)

Perlippe, Perlappe, Perlippe, Perlappe, Perlippe, Perlappe, Perlippe. (Er wechſelt mit den Worten ſo geſchwind, bis er endlich auſſer Athem kommt und mit dem Worte Perlippe ſchließt. Die Teufel, die er hin und her gehetzt hat, rächen ſich an ihm, indem ſie ihm eine Rakete in den Haarzopf flechten.)

Casperle.

Ich habs ihnen gut eingetränkt. Aber wer den Andern jagt, wird ſelbſt zuletzt müde.

(Ein Teufel ſchleicht ſich mit einer brennenden Lunte heran und ſteckt ihm den Haarzopf in Brand. Exploſion. Caspar fällt ſchreiend zur Erde, wo er liegen bleibt und ſich noch todt ſtellt, als das Feuerwerk ſchon längſt zu Ende iſt. Auerhahn rüttelt ihn auf.)

Auerhahn.

Steh er auf, Casperle, ſteh er auf. Sein Herr iſt fort nach Parma. Will er nicht auch dahin?

Casperle.

Nach Parma! Was ſoll ich in Parma machen?

Auerhahn.

Er ſoll zu ſeinem Herrn. Wo der Herr iſt, da gehört auch der Knecht hin. Er weiß wohl gar nicht, daß ſein Herr des Teufels iſt.

Casperle.

Iſt er des Teufels? Das wär des Teufels!

Auerhahn.

Ich will ihn auch dahin bringen, wenns ihm recht iſt.

Casperle.

Wohin will er mich bringen? Zum Teufel? Da bin ich ſchon. Iſt er nit ſelbſt der Teufel? Wenn ichs nit ſchon wüſt, ſo könnt ichs riechen, ſo 'ne feine Naſe hab ich.

Auerhahn.

Nicht zum Teufel, nach Parma will ich ihn bringen, wo ſein Herr auch iſt und in tauſend Freuden lebt. Er hat vier und zwanzig Jahr Friſt, ſo lange müßen ihm die Geiſter dienen. Sein Herr hat mir befohlen, ihn nachzubringen.

Casperle.

Na, meintwegen, bring er mich hin, wenns nit zu lang dauert.

Auerhahn.

Es geht ſo geſchwind wie die Kugel aus dem Rohr.

Casperle.

So laß er anſpannen.

Auerhahn.

Iſt ſchon beſorgt. (Ein feuriger Drache erſcheint.) Steig er nur auf.

Casperle.

Na, ich ſage doch! Wer alt wird, der lebt lang. Auf dem hölliſchen Sperling ſoll ich nach Parma reiten?

Auerhahn.

Ja, das ſoll er, wenn er mir erſt Leib und Seele verſchreibt.

Casperle.

Auch noch Fuhrlohn? Ich denk, mein Herr hat ihm befohlen mich nachzubringen.

Auerhahn (zupft ſich bei der Naſe).

Casperle.

Ohnedieß ſchneidet er ſich. Es iſt pur unmöglich.

Auerhahn.

Warum ſolls unmöglich ſein?

Casperle.

Ja ſieht er, den Leib brauch ich ſelbſt, ohne den kann ich nit mitfahren. Und was die Seel betrifft, eine Seel hat Casperle nit. Ihr dumme Teufel, daß ihr das nit gemerkt habt. Als ich zur Welt gekommen bin, waren juſt keine Seelen mehr vorräthig.

Auerhahn.

Nun ſo ſteig er nur auf. Es wird ſich wohl finden. Aber noch eins. Kann er auch ſchweigen?

Casperle.

Ich ſchweig halt immer, wenn ich nix zu ſagen hab.

Auerhahn.

Sein Herr braucht einen verſchwiegenen Knecht. Wenn er nit ſchweigen kann, ſoll ich ihn hier laßen.

Casperle.

Wenns weiter nir iſt, ich laß mir ein Schloß vors Maul hängen. Aber Apelpo. Meine fünf Malzeiten halt ich mir aus.

Auerhahn.

Fünf Malzeiten? Was denn für fünf?

Casperle.

Erſt Morgens ein Imbs, hernach ein Zehnuhrebrot, Mittags pumpſatt, ein guts Vesperbrot und Abends ein Schlättchen (Salätchen), ein Brätchen und zwei Pinten Roth.

Auerhahn.

Was muß man ihm denn geben, wenn er den ganzen Tag frißt?

Casperle.

Was man mir geben muß? Zu eßen muß man mir geben; ſonſt thu ichs umſonſt.

Auerhahn.

Na, ſo ſteig er auf. Aber unterwegs darf er nicht ſprechen, damit ich ſehe, ob er ſchweigen kann.

Casperle.

Das wird ſich finden (ſteigt auf den Drachen. Auerhahn ſetzt ſich hinter ihn. Der Drache fliegt auf).

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten vor dem herzoglichen Pallaſt zu Parma.

Der Seneſchal **Don Carlos**; hernach **Casperle.**

Don Carlos.

Wann werden dieſe Feſte enden,
Dieß Praſſen, Schlemmen, Geldverſchwenden?
Theater, Bälle, Maskenzüge
Und nimmer Ruhe, kein Genüge.
Noch hat die Herzogin jede Nacht
Ein neu Gelüſt ſich ausgedacht.
Man darf ihr, ſcheints, ſchon gratulieren;
Doch ſollte ſie mich nicht ſo vexiren.
Ich weiß nichts Neues zu erdenken
Und ſollt ich mir das Hirn verrenken.

Zu Ende längſt iſt mein Latein;
Müſt auch ein Hexenmeiſter ſein.
Doch ſieh, wie komm ich mir denn vor?
Am Himmel dort welch Meteor?
Ein goldgeſchweifter feurger Drachen:
Sind das nicht wunderliche Sachen?
Das hätt ich geſtern wißen ſollen:
Ich hätt den Hof drauf bitten wollen.

Casperle
(fällt aus den Wolken vor ihm nieder).

Pardaus! Richtig, da lieg ich. Der Kerl hält Wort, das muß wahr ſein. Es iſt aber doch niedrig. Ich hab ja nur gefragt, ob ich jetzt ſprechen dürft, weil wir in Parma wären. Aber wart, ein andermal will ichs ihm ſchon wieder eintränken.

Don Carlos.

Fiel der nicht aus den Wolken nieder?
Und lebt und ſpricht, hat heile Glieder!
Ein Drache hat ihn hergetragen:
Das iſt ein Wunder, muß ich ſagen!
Gewiſs ein großer Hexenmeiſter,
Der Teufel bannen kann und Geiſter.
Der kommt warhaftig wie gerufen.
Doch daß er vor des Saales Stufen

Hier niederfällt, wo ich ihn eben
So nöthig hab, ein Feſt zu geben,
Das geht nicht zu mit rechten Dingen
Und könnt auf eigne Gedanken bringen
Am Ende hab Ich ihn beſchworen
Und bin ein Sonntagskind geboren.
Drum Muth, nur Muth ihn anzureden;
Ich bin doch ſonſt nicht von den Blöden.
Gelahrter Herr —

Casperle.

O weh, das iſt gewiſs der Herzog. Das iſt mir jetzt noch nit paſſiert, mit ſo einem gnädigen Herrn zu reden. Aber ich fürcht mich nit.

Don Carlos.

Darf ich nicht fragen,
Wollt ihr mir nicht gefälligſt ſagen —

Casperle (zitternd).

Ich förcht mich nit, Herr, ganz gewiſs, ich förcht mich nit.

Don Carlos.

Wie ihr euch nennet, und von wannen
Ihr ſeid. Und könnt ihr Geiſter bannen?

Casperle.

Ah, der meint gewiſs auch, ich könnt nit ſchweigen. Da ſeid ihr irr, Herr, ich kann ganz gut ſchweigen. Und wenn ichs nit gekonnt hätt, ſo hätt ichs jetzt gelernt (hält ſich die Ellenbogen als ſchmerzten ſie ihn von dem Fall).

Don Carlos.

Ihr dürft mir unbedingt vertraun.

Casperle.

Ja, ich merks ſchon, er will mich ausforſchen. Ich werds ihm aber nit ſagen, was er gern wiſſen möcht, daß ich Casperle heiß und meinem Herrn nachgeflogen komm, der des Teufels iſt.

Don Carlos.

Einſtweilen weiß ich ſchon genug. Alſo iſt er nur der Bediente. Wie heißt denn ſein Herr?

Casperle.

Ja ſchauns, das darf ich nit ſagen, das iſt mir verbotten.

Don Carlos.

Wenn ich ihm aber ein gut Trinkgeld verſpreche?

Casperle.

Verſprechen? Dann darf ichs ihm doch nit ſagen. Wenn er mir ein guts Trinkgeld gäb, dann ſollt ers erfahren.

Don Carlos.

Da nehm er.

Casperle.

Ja, ſagen darf ichs ihm doch nit, aber ich wills ihm zeigen (macht eine Fauſt).

Don Carlos.

Was ſoll das? Fauſt?

Casperle.

Na, verſteht ers noch nit, er Schafshäutl.

Don Carlos.

Wenn ſein Herr Fauſt heißt, ſo verſteh ich ihn. Fauſt? Doctor Fauſt? Von dem hab ich gehört, wenn mir recht iſt. Iſt er nicht aus Maguntia? Ja, dann mag er wohl in der Magie gut beſchlagen ſein.

Casperle.

Er iſt nit aus Maguntia, er iſt aus Mainz. Aber iſt nit ein Bäckerladen in der Näh?

Don Carlos.

We will er hin? So kommt er nit fort. Erſt ſoll er mir eine Probe von ſeiner Kunſt geben. Bei einem ſolchen Herrn muß er was Rechts gelernt haben.

Casperle.

Ich, was gelernt haben? Na wahrhaftig, nein, da thut er mir ganz Unrecht.

Don Carlos.

Leugn ers nicht, ich hab ihn ja durch die Luft fahren ſehen auf dem Behemet.

Casperle.

Das war kein Behemot, es war ein hölliſcher Sperling.

Don Carlos.

Gleichviel. Sträub er ſich nur nicht länger. Ich verlangs ja nicht umſonſt, auf ein gutes Trinkgeld kann er zählen.

Casperle.

I, was ſoll ich ihm denn machen? Soll ich vielleicht ein ungeheures Gewäßer herſtrömen laßen, das uns alle beide verſchlingt?

Don Carlos.

Nein, das iſt zu gefährlich. Ein ander Kunſtſtück, wenns beliebt.

Casperle.

Oder soll ich Flammen aus dem Erdboden schlagen laßen, daß wir alle zwei beid zu Asch verbrennen?

Don Carlos.

Auch das wäre bedenklich.

Casperle.

So soll gleich ein Mühlstein aus der Luft herunterfahren und ihn zehntausend Klafter tief in die Erde schlagen.

Don Carlos.

Ich sehe wohl, er hat mich zum Besten. Das sind ja lauter halsbrechende Geschichten. Damit mag ich nichts zu thun haben. Gebt uns ein einfaches Gesellschaftsstück, wobei keine Gefahr ist, wenigstens nicht auf meiner Seite.

Casperle.

So gebt wohl Achtung. Ich werd jetzt in die Luft fahren, ganz hoch, weit über die Wolken hinaus, daß ihr mich gar nicht mehr sehen könnt. Seid ihr damit zufrieden?

Don Carlos.

Ei, warum nicht? Das möcht ich schon sehen.

Casperle.

Na gut denn, ſo gebt Obacht. Aber Apelpo, die Bezahlung verlang ich voraus, denn ich werd ſo hoch fliegen, daß ich ſo bald nit wieder komm.

Don Carlos.

Nein, dann laß ers doch lieber, denn er muß mich ja gleich zu ſeinem Herrn führen. Das Trinkgeld ſoll er gleich haben; aber mach er ein ander Kunſtſtück (giebt ihm Geld).

Casperle.

Wenn ihr ſo ſchwätzt, könnt ihr Alles von mir haben. Ich werd itzt ein fein Stück machen; aber gebt den Augen wohl die Reſt, denn es iſt gar fein. (dreht ſich auf dem Abſatz herum.) Habt ihrs geſehn?

Don Carlos.

Nein, nichts.

Casperle.

Ja ſchauns! I hab auch nix gmacht.

Don Carlos.

Ich muß aber durchaus was ſehen.

Casperle.

Müßt ihr durchaus was sehen? So nehmt guten Rath an und machts selber, denn ich kanns halt nit (läuft auf und davon).

Don Carlos (sieht ihm nach).

Das ist ein Tausendsasa. Aber da kommt seine Durchlaucht.

Zweiter Auftritt.

Herzog, Herzogin mit Gefolge kommen die Terraſſe herab.

Herzog.

Nein, denket beßer, ſüß Gemahl, von meiner Zärtlichkeit.
Acht Tage hat noch kaum gewährt die Hochzeitfeſtlichkeit:
Gleichgültig ſchien' ich oder karg, ließ' ich ſie ſchon bewenden,
Nein, wenns nach meinem Wunſche gieng, ſie dürfte nimmer enden.

Herzogin.

Mir hat ſchon allzulang gewährt der Prunk, die laute Pracht,
Da traute Nähe ganz allein Verliebte glücklich macht.
Doch muß es ſein, ſo macht den Schluß mit einem Feuerwerke,
Daß man die Flammen unſrer Lieb in Brillantſtralen merke.

Herzog.

Als Bild der Lieb ein Feuerwerk iſt allzubald verpufft:
Die Liebe ſoll unſterblich ſein, nicht platzen in der Luft.

Nein, hier iſt unſer Seneſchall: der wird uns beſſer rathen.
Ihr findet keinen feinern Kopf in allen unſern Staaten.

Don Carlos.

Eur Gnaden ehren mich zuviel.
Ich finde mich beinah am Ziel
Mit meiner Kunſt, mit meinem Wißen.
Wir können den Geſchmack, den Sinn
Der gnädigen Frau Herzogin
Und ihren weiſen Rath nicht miſſen.
Ein Feuerwerk iſt bald bereit,
Wenn ihrs zu wählen willig ſeid.
Doch läßt ſich heut noch Andres hoffen,
Denn eben iſt hier eingetroffen
Der weltberühmte Doctor Fauſt.
Wenn euch nicht etwa vor ihm grauſt.

Herzogin.

Warum denn grauſen?

Don Carlos.

Wißt, der Fauſt
Iſt ein berufner Teufelsbanner;
Doch auch ſie herbeſchwören kann er.

Herzogin.

Das ist ja allerliebst! Den laßt geschwinde kommen.

Don Carlos.

Ein Umstand ist dabei: noch hab ich nicht vernommen,
Wo dieser Zauberer hier abgestiegen ist;
Doch seinen Diener sprach ich hier vor kurzer Frist.
Da ist er wieder. Da! der mit der Butterbemme.

Casperle
(zeigt sich und läuft wieder fort als er merkt, daß von ihm die Rede ist).

Don Carlos.

Er hält nicht Stand —

Herzogin.

Lauft nach und bringt ihn in die Klemme.

Don Carlos
(lauft dem Casperle nach, der sich nicht fangen läßt, aber mehrmals auf die Bühne zurückkehrt).

Vermaledeiter Schalk! Ich bin ganz athemlos.

Herzogin.

So helft ihm doch, Gemahl: die Müh ist nicht so groß.

Herzog
(legt seine Krone auf eine Bank und hilft dem Casperle nachsetzen).

Dritter Auftritt.

Fauſt, Mephiſtopheles, die Vorigen.

Mephiſtopheles (als Herold).

Man ſpielt hier Eiſenmann — wir werden doch nicht ſtören?

Herzogin.

Was ihr zu melden habt, das laßt mich immer hören.

Mephiſtopheles (vorſtellend.)

Mein Herr der Doctor Fauſt — ein großer Negromant —

Herzogin.

Ich hab von ihm gehört.

Fauſt.

Wie? in dieß welſche Land,
Das freut mich überaus, iſt ſchon mein Ruf gedrungen?

Mephiſtopheles.

Es wird bald allerwärts davon geſagt, geſungen.

Herzogin.

Im Teufelsbannen auch ſeid ihr ein großer Meiſter?

Fauſt.

Durch Salomonis Ring gehorchen mir die Geiſter.

Herzogin.

So laßt uns hier ſogleich doch eine Probe ſchauen.

Fauſt.

Gehorchen möcht ich gern der ſchönſten aller Frauen —
Doch hier am hellen Tag —

Mephiſtopheles.

O das hat nichts zu ſagen.
Ihr laßt auf euern Wink es nachten oder tagen.

Fauſt.

Wohlan, ich bin bereit.

Herzogin.

Nur einen Augenblick —
Gemahl, was rennt ihr noch nach jenem Galgenſtrick?
Dieweil ihr Zwen den Knecht gehetzt in eitler Jagd
Hab ich den Meiſter ſelbſt in unſern Dienſt gebracht.
Der große Doctor Fauſt, ein Herzog aller Geiſter —

Fauſt (für ſich).

Sie ſtellt mich gleich ihr ſelbſt und macht mich immer dreiſter.

Herzogin.

Will unſer Hochzeitfeſt durch ſeine Kunſt verſchönen.

Mephiſtopheles.

Und eur gekröntes Haupt zum andern Male krönen.

Herzog (ſetzt die Krone wieder auf).

Ich bin noch ganz im Schweiß. Herr Doctor, ſeit willkommen!

Herzogin.

So werde hier ſogleich der Zauber vorgenommen.

Fauſt (den Zauberſtab ſchwingend).

So ſchwinde denn der Tag und weiche holder Nacht.

(Es wird Nacht.)

Was wünſcht ihr nun zu ſchaun? habt ihr euch nichts erdacht?

Herzogin.

Ja ſo, hab Ich die Wahl? So zeigt auf hohem Thron,
Der Geiſtern auch gebot, den König Salomon.

Fauſt (wie oben).

Ihr ſeht ihn ſchon vor euch, leibhaftig.

(Salomon auf dem Thron erſcheint.)

Don Carlos.

Ganz charmant.

Herzogin.

Er iſt mir doch zu ernſt. War er nicht auch galant?

Fauſt.

So ſchaut dieß neue Bild.

(Salomon vor der Königin von Saba knieend.)

Herzogin.

Wer iſt dieß ſchöne Weib?

Herzog.

Sie gleicht euch auf ein Haar.

Herzogin (für ſich).

Und Er dem Negromant: er iſt galant fürwahr.

Fauſt.

Balkis war ſie genannt und Sabas Königin.
Den weiſen Salomon bezwang ihr weiſrer Sinn.
Wollt ihr ein Andres jetzt?

Herzog.

Noch nicht, sie ist zu schön —

Herzogin.

Gefällig, süß und mild —

Faust.

Doch nur von eurer Huld ein schwaches Spiegelbild.

Herzogin.

Sie ist dem Salomon gewiss nicht gram gewesen. —
Könnt ihr nun meinen Wunsch mir in den Augen lesen?

Faust.

Warum nicht? Schauet selbst ob ich ihn recht verstand.

(Samson und Delila erscheinen.)

Herzogin.

Samson und Delila, umschlungen, liebentbrannt.

Herzog.

Allein ich sehe nicht die Scher in seinen Haaren.

Faust.

Die Geister zeigen sich so wie sie wirklich waren:
Es scheint, daß sie ihn nie verrieth an die Philister.

Herzogin (für ſich).

Sie gleicht mir wiederum. Ein rechter Schalk doch iſt er.
Sich ſelber hat er jetzt als Samſon vorgeſtellt
Und man begreift warum die Scher ihm nicht gefällt. —
(laut) Gebt uns ein neues Bild.

Fauſt.

Habt Ihr Euch eins erwählt?

Herzogin.

Nein, wählet ſelbſt; ich bin ſonſt mit der Wahl gequält.

Fauſt (wie oben).

(Das aſſyriſche Lager erſcheint, wo Judith dem Holofernes das Haupt abſchlägt.)

Herzog.

Die Judith wieder ſchön, der Holofernes plump.

Don Carlos.

Sie ſchlägt das Haupt ihm ab, und ſo gebührts dem Lump.

Herzogin (für ſich).

Ich bin es, und mein Mann! Das ſind ich doch verwegen.
Zwar ſchön iſt dieſer Fauſt — es wär zu überlegen.
(laut) Ein andres, wenns beliebt, und ſeis ein luſtig Stück.

Fauſt.

Denkt euch was Luſtges aus; ich bleibe nicht zurück: —
Ihr habt ſchon was erdacht und gleich ſoll es erſcheinen.
(Giebt ein Zeichen mit dem Stab.)

David und Goliath erſcheinen.

Herzog.

Sehr luſtig ſind ich nicht den Großen noch den Kleinen.

Don Carlos.

Der Goliath ſchlägt zu hoch und trifft den David nicht;
Poſſierlich iſt es doch wie der ins Bein ihm ſticht.
Der Rieſe fällt. Stich zu! Schon liegt er wie benebelt.
Der David mit dem Schwert, ſeht wie er ſägt und ſäbelt!
Da fällt das Haupt. Groß iſts wie eine Kürbisflaſche.
Er ſteckt es ſammt dem Rumpf in ſeine — Hirtentaſche.
Das iſt doch wiederum nicht nach der Schrift Berichte.

Fauſt.

Ich folge nicht der Schrift; ich folge der Geſchichte.

Herzogin (für ſich).

Wem dieſer Rieſe gleicht und David auch, wie eigen,
Ich ſeh es wohl allein, da all die andern ſchweigen.
Hier auf geheimen Mord ſcheint er mir anzuſpielen,
Auf meine Lieb und Gunſt in jedem Bild zu zielen.

Jetzt will ich seinen Witz auf eine Probe setzen —
Lucretia war keusch — so lernt er mich auch schätzen.

Faust.

Ihr habt ein Bild erdacht —

Herzogin.

Ja, zeigt uns das einmal.

Faust.

Noch hab ich stäts vollbracht was euer Wunsch befahl —

Herzogin.

Und läßt bei diesem euch im Stich die Zauberkunst?

Faust.

Die Bilder, die ihr seht, sind mehr als eitler Dunst;
Doch habt ihr jetzt erdacht was nimmermehr geschah:
Lucrez hat wohl gelebt, doch nie Lucretia.

Herzogin (für sich).

Wie glücklich abpariert! sein Witz ist respectabel.
Die Keuschheit stellt er so mir vor als eine Fabel.

(laut.)

Sind mehr als eitler Dunst die Bilder, die wir schauen,
So darf man sie wohl auch betasten ohne Grauen?

Fauſt.

Ihr möchtet, gnädge Frau, davon nur Nachtheil ſpüren.

Herzogin.

So will ich keins mehr ſehn, darf ich ſie nicht berühren.

Fauſt.

Es kommt auf euch nur an, vielleicht geſtatt ichs noch.

Don Carlos (aus dem Saal kommend).

Die Tafel ſteht gedeckt, anrichten will der Koch.

Herzog (zu Fauſt).

Ihr ſollt als unſer Gaſt die Tafelfreuden theilen,
Und möchtet ihr recht lang an unſerm Hofe weilen.
Ihr zeigt uns wohl nach Tiſch noch dieß und jenes Stück!

Fauſt.

Wenn ich euch dienen kann, das ſchätz ich mir zum Glück.

(Herzog, Herzogin, Don Carlos und Gefolge ab. Fauſt will ihnen folgen; aber Mephiſtopheles hält ihn am Zipfel ſeines Mantels zurück.)

Mephiſtopheles.

Folgt ihnen nicht.

Fauſt.

Ei, warum denn nicht?

Mephiſtopheles.

Verlaßt den Hof, flieht, flieht, ſo ſchnell ihr könnt.

Fauſt.

Wie kommt ihr mir vor?

Mephiſtopheles.

Wenn euch euer Leben lieb iſt, ſo folgt meinem Rath.

Fauſt.

Ihr ſeid wohl nicht bei Troſt? Was ſollt ich denn für mein Leben zu fürchten haben?

Mephiſtopheles.

Ihr ſchwebt in dreifacher Todesgefahr. Erſtlich habt ihr den Herzog eiferſüchtig gemacht durch euer Liebäugeln mit der Herzogin. Darum will er euch bei Tiſch vergiften laßen.

Fauſt.

Dawider ſolltet ihr doch Mittel wißen.

Mephiſtopheles.

Die hohe Geiſtlichkeit iſt eingeladen, darum wag ich mich nicht an den Tiſch.

Faust.

Ihr seid ein rechter Held. Nun, und zweitens?

Mephistopheles.

Zweitens sollt ihr in Oel gekreitscht werden. Die Inquisition ist euch auf der Spur, weil ihr die Schrift Lügen gestraft habt.

Faust.

Erst geköpft und dann gehangen. Nun bin ich auf Nummer Drei begierig.

Mephistopheles.

Euer Knecht Casperle hat mit Perlippe und Perlappe die Hölle in Bewegung und das Volk in Erstaunen gesetzt. Euch, seinen Meister, denkt sich das Volk als einen gefährlichen Wettermacher und Brunnenvergifter. Eben rottet es sich zusammen um euch den Garaus zu machen.

Faust.

Wenn Fürst, Volk und Geistlichkeit wider mich im Bunde sind, muß ich freilich weichen. Mach, daß wir davon kommen. Um die Herzogin ist es mir leid und mich dünkt, auch ihr wirds leid um mich sein.

Mephiſtopheles.

Ich ſchaff euch Kaiſerinnen zur Entſchädigung. Wir fahren geradeswegs nach Conſtantinopel.

Fauſt.

Den Caſperle laß hier, damit er mir nicht wieder ſolchen Poſſen ſpielt. Aber unſere Auffahrt muß glänzend ſein, damit wenigſtens das dumme Volk ſich an meiner Herrlichkeit ärgre.

Mephiſtopheles (für ſich).

Damit werd ich mich nicht in zu große Unkoſten ſetzen.

(Der feurige Drache erſcheint. Fauſt und Mephiſtopheles ſitzen auf und fliegen fort.).

Vierter Auftritt.

Casperle allein; hernach Auerhahn.

Casperle.

Mordblitzkreuzbataillonsapperment! Iſt das nit mein höllischer Sperling? Und wenn mir recht iſt, ſitzt mein Herr drauf und der Urangutang von Leibteufel! Das iſt ja eine garſtige Geſchicht. Mich hier bei den Macronenfreßern im Stich zu laßen! Das geht doch übers Bohnenlied! Heda, he! So nehmt mich doch mit! — Ja, Proſt die Malzeit! Die haben Schultheißenohren. Was ſtell ich nun hier an bei den welſchen Grützköpfen? Ich möcht gleich greinen wie 'ne Meerkatz, wenns was batten thät. Soll ich a Bären führen oder mit Marmotten hauſieren gehen

Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte?

Ich könnt auch Rattenfallen oder Dinte verkaufen, wie die Welſchen bei uns zu Land. Aber da müſt ich Dinte geſoffen

haben. Am beſten wärs, ich würd a Marketenderin, die haben Tag und Nacht zu thun. Aber da fällt mir was ein. 's iſt doch gut, wenn Eins was gelernt hat. Perlippe, perlippe, perlippe!

Auerhahn.

Na, ſo hab doch Ruh, ich bin ja ſchon da.

Casperle
(fällt ihm um den Hals und herzt und küßt ihn).

Ach, du herzallerliebſtes Ratteſchwänzle! Wie froh bin ich, daß ich dein ſchwarz Teufelsgeſicht wiederſeh.

Auerhahn
(erwehrt ſich ſeiner Zärtlichkeit).

Uf, Uf, du erſtickſt mich. Machs kurz, was begehrſt du? Du haſt den Teufel gerufen, nun muſt du ihm auch zu ſchaffen geben.

Casperle.

Liebes Auerhähnle, mein Herr iſt fort. Führ mich ihm nach.

Auerhahn.

Dein Herr will nichts mehr von dir wißen, weil du ein Plaudermaul biſt.

Casperle.

Na, ſo bring mich wieder hin, wo du mich hergebracht haſt.

Auerhahn.

Mein Reitpferd iſt fort. Dein Herr iſt drauf nach Conſtantinopel geritten.

Casperle.

Das iſt ja in der Türkei.

Auerhahn.

Das iſt ein Anachronismus. In der Türkei wirds Stambul heißen.

Casperle.

Ja ſo. Habs gelernt, habs gewuſt, habs wieder vergeßen. Na, ſo ſchaff ein anderes.

Auerhahn.

Wenn du mir deine Seele verſchreibſt.

Casperle.

Dummer Daibel! Hab ich dir nit gſagt, wo nix iſt, hat der Kaiſer 's Recht verloren?

Auerhahn.

Na, aus Mitleiden will ich dich mitnehmen. Aber was willſt du in Mainz machen?

Casperle.

Ich hab in der Zeitung geleſen, daß der Nachtwächter geſtorben iſt. Da will ich mich zu dem Poſten melden. Das iſt ein guts Leben. Man kann den ganzen Tag auf der faulen Haut liegen.

Auerhahn.

Und in der Nacht ſpuken gehen. Aber meintwegen. Hinbringen muß ich dich ſchon, weil ich dich hergebracht hab.

Casperle (tanzt).

Alleweil hab ich Oberwaßer. Er muß mich fortſchaffen.

Auerhahn.

Das hat man davon, wenn man ſich mit den Deutſchen einläßt. Die ſind langweilig wie eine Windſtille. Ueberall kriegen ſie das Heimweh nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens. Der Doctor winds auch nicht lang aushalten.

Casperle.

Was brummt er denn da in ſeinen Bart?

Auerhahn.

Wie willst du denn reisen?

Casperle.

So geschwind als möglich. Die Stelle möcht sonst vergeben sein.

Auerhahn.

Ich will dich in eine Kanone laden und nach dem Eigelstein schießen.

Casperle.

Wenns nit weh thut. Ich laß mir Alles gefallen, wenn ich nit dabei bin.

Auerhahn.

Ja, ganz commod gehts freilich nicht. Ich soll dich wohl auf einem Sopha nach Mainz schaffen?

Casperle.

Ein Wort, ein Mann. Aber mit Springfedern.

Auerhahn.

Es soll gelten.

(Ein Sopha erscheint, auf dem ein schönes junges Frauenzimmer sitzt.)

Nun warum setzst du dich nicht? Meinst du, sie wird dich freßen? Oder ist dir um deine Keuschheit bange?

Casperle.

's hat ſich was. (ſingt:)

Als ich noch im Flügelkleide u. ſ. w.

Auerhahn.

Ja, renommier nur. Ich weiß doch wo der Has hüpft. Aber damit dir die preußiſchen Aengſte vergehen, ſo wiße, es iſt deine Schweſter Dorothee.

Casperle.

Dann iſt mirs zu nah in die Verwandſchaft. Ich thus halt nit.

Das Frauenzimmer.

Casperle! Casperle!

Casperle.

Dorothee, Dorothee,
Mit de krumme Schoche,
Sieben Jahr im Himmel geweſt,
Wieder draus gekroche.
Fahr du allein; du haſt mich zuviel gezupft beim Laufen. Ich trau dir nit.

Auerhahn.

So ſollſt du andere Reiſegeſellſchaft haben.

(Das Sopha verſchwindet. Ein anderes erſcheint, worauf ein altes Weib liegt.)

Haſt du nun noch bange Eier?

Casperle.

Pfui! die ſieht ja aus wie des Teufels Großmutter.

Auerhahn.

Es iſt aber deine eigene.

Casperle.

Was? Iſt die auch des Teufels? Es war doch eine kreuzbrave Frau. Hat immer in der Poſtille geleſen.

Auerhahn.

Ja, trau du den Frommen!

Altes Weib.

Casperle! Casperle!

Casperle.

Glückliche Reiſe! Du haſt mich zuviel geknufft beim A. B. C. Ich fühls noch am Hirnkaſten.

Auerhahn.

Willſt du nicht mit deiner Sippſchaft fahren, ſo fahr mit dem Teufel ſelber.

(Das Sopha verſchwindet. Ein drittes, leeres erſcheint. Auerhahn will ſich drauf ſetzen, aber Casperle kommt ihm zuvor, und ſtreckt ſich darauf ſo lang er iſt. Das Sopha verſchwindet mit ihm in den Wolken.)

Auerhahn (auf der Buhne).

Der hat drei Teufel im Leibe! (ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Straße in Mainz. Rechts ein groſses Haus mit einem Marienbilde Links eine Hütte, Gaspars Wohnung.

Fauſt allein; dann **Mephiſtopheles.**

Fauſt.

Zwölf Jahre vergangen, die ganze Welt durchſtreift, und doch keine Freude, kein Genuß. Wenn ich meinte, es wär Gold, ſo war es Heckerling. Der ſchäumende Becher der Luſt hat bittere Hefe. Und wie oft ward er mir vor dem Munde weggerißen, als ſollt ich ſchon hier die Qualen der Hölle empfinden. Hab ich für ſolchen leeren Schein die ewige Seligkeit verſcherzt, ſo war ich ein Thor, ein raſender Thor. In der Fremde hielt ichs nicht aus: von meinem Lebensquell abgeſchnitten meinte ich zu verſiegen, und nun mich das

Heimweh zurückzog, iſt mir im Vaterland Alles was ich ſehe ein nagender Vorwurf. Wie glücklich war ich hier, da ich ein Kind war, da ich noch glauben, noch beten konnte. Und warum kann ich nicht mehr beten? Weil ich nicht glauben kann? Nicht glauben? Muß ich nicht? O daß ich nicht müſte! Hab ich den Beweis doch in Händen! Wenn ein Teufel iſt, ſo iſt auch Gott. Aber dieſem Gott hab ich abgeſagt, dieſen Gott hab ich verſchworen! Darum kann ich nicht beten, denn Gebet iſt Gnade des Himmels und für mich iſt keine Gnade. O wie bereu ich! — Reue? Wo Reue iſt, da iſt auch Gnade. Hätt ich nur rechte Reue, vielleicht wär auch für mich noch Gnade. (verſinkt in Betrachtung.)

Mephiſtopheles (berührt ihm die Schulter).

Fauſt
(erkennt ihn und fährt ſchaudernd zurück).

Ihr hier?

Mephiſtopheles.

Was iſt euch? Seid ihr krank? Wollt ihr Mönch werden? Was ſoll das kopfhängeriſche Weſen? In Mainz, dacht ich, ſollte das luſtige Leben erſt recht angehen, und nun ſchleicht ihr umher wie ein Duckmäuſer. Ihr habt mich oft geplagt und in Schweiß geſetzt, wenn ich die Straße vor euerm Wagen pflaſtern, euch Wege durch die Luft zu bauen Balken und Bohlen hinten abbrechen und vorn wieder anſetzen muſte, und

hab ich je gemurrt, wenn ihr mir zu ſchaffen gabt? Aber jetzt beklag ich mich mit Recht, denn ihr werdet langweilig und Langeweile kann ſelbſt der Teufel nicht vertragen.

Fauſt.

Laß mich. Störe mich nicht.

Mephiſtopheles.

Ich will euch aber ſtören. Ihr müßt mir zu ſchaffen geben.

Fauſt.

Muß ich? Wohlan denn, ſo höre.

Mephiſtopheles.

Redet.

Fauſt.

Weiſt du, was in unſerm Pact geſchrieben ſteht, daß du verpflichtet biſt, mir auf alle Fragen, die ich thun werde, die lautre Wahrheit zu ſagen?

Mephiſtopheles.

Ich weiß, daß ihr ſo thöricht wart zu glauben, der Vater der Lügen werde euch die Wahrheit ſagen.

Fauſt.

Thuſt dus nicht, ſo iſt unſer Pact gebrochen.

Mephiſtopheles.

Ich hab euch noch nie gelogen.

Fauſt.

So höre denn was ich dich frage und antworte die lautre Wahrheit.

Mephiſtopheles.

Frage.

Fauſt.

Kann ich noch zu Gott kommen?

Mephiſtopheles (ſteht zitternd und bebend).

Fauſt.

Antworte die lautre Wahrheit.

Mephiſtopheles (ſtotternd und kleinlaut).

Ich weiß nicht.

Fauſt.

Du weiſt es. Antworte oder unſer Pact iſt gebrochen. Kann ich noch zu Gott kommen?

Mephiſtopheles
(verſchwindet mit Heulen).

Fauſt

(fällt auf die Kniee vor dem Marienbilde an ſeinem Nachbarhauſe).

Dank dir, Mutter des Heilands! Ich bin erlöſt, bin gerettet! O ich kann wieder beten, kann weinen, der Quell der Reue iſt nicht verſiegt. (betet.)

Zweiter Auftritt.

Fauſt, Mephiſtopheles, Helena.

Mephiſtopheles.

Fauſt, laßt ab, es hilft euch nichts. Es iſt zu ſpät, ihr habt den verſchworen, zu dem ihr betet. Wollt ihr noch ſelig werden, ihr könnt es nur durch die Liebe. Noch habt ihr nie wahrhaft geliebt: dieß höchſte Erdenglück hab ich euch noch vorbehalten. Alle die ihr noch ſaht, auch jene Herzogin, waren euer Liebe nicht würdig. Blickt her, dieſe iſt es, dieſe kann auch allein eure Liebe erwiedern.

Fauſt.

Laß mich!

Mephiſtopheles.

Verſchmäht ihr ſie? Die Welt, der Himmel ſelbſt hat nicht höhere Schönheit. Wißt, es iſt Helena, jene Helena, die auch die Greiſe Trojas bewunderten.

Fauſt.

Laß mich beten.

Mephiſtopheles.

Ihr verſchmäht ſie? So führ ich ſie zurück und nie wieder giebt der Hades dieſen Schatz heraus, nie wieder ſieht die Sonne das reinſte Bild der Schönheit.

Fauſt.

Nun, anſehen kann ich ſie ja wohl. (Blickt um und ſteht auf.) Welches Ebenmaß, welche Vollkommenheit, welcher Liebreiz! Du haſt Recht, Sie war es werth, daß zwei edle Völker zehn Jahre lang um ihren Beſitz ſtritten. Solch ein Weib, welch ein Glück!

Mephiſtopheles.

Und dieſes Glück biet ich dir.

Fauſt.

Iſt ſie mein? Ich wagte es nicht zu denken. Mein, das edelſte, göttlichſte Weib? Gieb, laß mich glücklich werden in ihrem Beſitz: einmal ganz glücklich iſt glücklich auf ewig. Gieb, gieb!

Mephiſtopheles.

Geduld! das geht ſo geſchwind nicht.

Fauſt.

Warum nicht? Gieb, ich befehl es dir, gieb!

Mephiſtopheles.

Erſt muſt du den noch einmal abſchwören, zu dem du gebetet haſt.

Fauſt.

Ich ſchwör ihn ab auf ewig. Mit dieſem Schatz im Arm trotz ich Ihm und dir. Gieb!

Mephiſtopheles.

Da haſt du ſie.

Fauſt
(ſtürmt mit Helena ab in ſein Haus).

Mephiſtopheles.

Hahahaha! Nun biſt du mein. Alle Heiligen können dich nicht mehr retten. Hahahaha! Ich wär auch ſchön angekommen bei meinem Meiſter, wenn die ſichere Beute mir wieder entſchlüpft wäre.

Fauſt
(ſtürzt verzweiflungsvoll aus dem Hauſe).

Fluch dir, Fluch! tückiſcher, boshafter Betrüger. Eine höllische Schlange drückt' ich an meinen Buſen. Ich wollte ſie umarmen, da hauchte ſie mich an, ein ekler Peſtbrodem ſchlug mir erſtickend entgegen. Iſt das dein Dienſt, das deine Treue?

Mephiſtopheles.

Hahaha! Betrügen iſt mein Handwerk. Haſt du das nicht gewuſt? Du biſt noch weit mehr betrogen als du glaubſt.

Fauſt.

Abſcheulicher! Was willſt du damit ſagen?

Mephiſtopheles.

Deine Zeit iſt um, noch wenige Stunden haſt du zu leben. Um Mitternacht biſt du mein.

Fauſt.

Was ſagſt du? Bleiben mir nicht noch zwölf Jahre? Vierundzwanzig Jahre ſollteſt du mir dienen, das Jahr zu dreihundert und fünfundſechzig Tage gerechnet.

Mephiſtopheles.

Armer Schlucker! So wenig kannteſt du die Liſt der Hölle? und ließeſt dich in einen Pact mit ihr ein. Hab ich dir nicht auch die Nächte gedient, und du willſt nur die Tage zählen? In zwölf Jahren hab ich mein Verſprechen gelöſt, dir vierundzwanzig Jahr zu dienen. Um Mitternacht läuft unſer Vertrag ab. Dieß zur Nachricht. (ab.)

Fauſt (allein).

Elender Advocatenkniff! Aber wenn es wahr wäre!
Wenn dieſe hölliſche Deutung zu Recht beſtünde!

(Es ſchlägt neun Uhr.)

Dumpfe Stimme von oben.

Fauste! Fauste! Praepara te ad mortem!

Fauſt (ſtürzt handeringend ab).

Dritter Auftritt.

Casperle

(Als Nachtwächter mit Mantel, Stab und Laterne, tritt aus der Hütte, aus welcher eine keifende Stimme erſchallt).

Du ſollſt Unrecht haben, Gretl, gieb dich zufrieden. 's iſt doch ein wahres Muſter von einer Frau! Sie kanns gar nit vertragen, wenn ich ſag, ſie hat Recht. Und hat ſie nit Recht? Kann ich mir die Latern nit ſelber anzünden? (zündet die Laterne an und ſingt:)

Guten, Morgen, liebes Lieſerl,
Ach leih mir dein Latern.
's iſcht ja ſo finſchter
Und ſcheint nit ai Schtern.

Ja ſo, ich hab was anders zu ſingen.

Hört, ihr Herrn und laßt euch ſagen,
Der Klock hat neuni geſchlagen.
Neun iſt der Klock! Neun iſt der Klock!

's iſt aber ſchon ein Viſerl lang her. Meine Frau hat ſo laut gezankt, daß ichs Schlagen überhört hab. Aber was thuts? Ihr könnt deſto länger beim Schöppli ſitzen.

Bewahrt das Feuer und das Licht
Daß der Stadt kein Schade geſchicht.

Eine zänkiſche Frau, wer hätts gedacht? iſt doch zu etwas gut. Der Wirth ſoll mirs bezahlen, daß ich die Policeiſtunde ſo ſpät gemeldt hab. Der hat doch den meiſten Vortheil davon.

(ab.)

Vierter Auftritt.

Fauſt (allein).

Praepara te ad mortem! Aber ſollen wir nicht immer zu ſterben bereit ſein? Vielleicht hab ich mirs auch nur eingebildet. Das ſind die Schrecken des Gewißens! Wie lange foltern die mich ſchon.

(Die Uhr ſchlägt Zehn.)

(zählt.) Zehn Uhr. Eine Stunde hin, eine Stunde voller Qual und doch zu ſchnell vergangen.

Dumpfe Stimme von oben.

Fauste, Fauste, accusatus es!

Fauſt.

Weh, weh! So iſt kein Zweifel, es war keine Einbildung. Was ſoll ich thun, wohin ſoll ich flüchten? Accusatus es!

Quid sum miser tunc dicturus,
Quem patronum rogaturus?

Beten? Kann ich noch beten? Ich wills verſuchen.
(kniet vor dem Marienbilde.)

Virgo virginum praeclara!

Weh mir! Ihre Züge wandeln ſich in Helenens! Die unbefriedigte Luſt vergiftet die frömmſten Gefühle. Satan! Daß iſt deine verruchte Liſt. Darum haſt du mich um alle irdiſchen Freuden betrogen, daß ich die himmliſchen nicht inbrünſtig begehren könne. Iſt denn keine Gnade?

Dumpfe Stimme von oben.

Gott verſchworen,
Ewig verloren!

Fauſt ſinkt ohnmächtig nieder.

Fünfter Auftritt.

Faust. Casperle

(wieder im Streit mit ſeiner Frau, zu deren Stimme ſich dießmal noch die ſeines Kindes geſellt, das im tiefſten Baß ruft: Mutter, der Vatter giebt mir den Brei nit, tritt mit brennender Laterne aus dem Hauſe).

Casperle.

's nix mit den böſen Weibern,
Bin froh, daß ich keiny hab.

Ich hab aber doch eine. Hab ich eine, oder hab ich keine? Ich ſag, ich hab keine. Eine böſe Frau will, Alles ſoll nach ihrem Kopf gehen; aber meine Frau läßt Alles nach meinem Kopf gehen, Stühl und Bänk, Töpf und Pfannen.

(Das Kind ſchreit wieder.)

Ja gröl du nur, ich geb dir doch den Brei nit. Hab meine Gründ dazu. Primo hab ich kein Zeit nit, denn 's hat zehn geſchlagen. Herrendienſt geht vor Gottesdienſt. Pro secundo hat mich die Gretl in Daumen gebißen. Prostertio hab ich keinen Brei nit, denns Gretl hat keinen nit gekocht.

(Der Junge ſchreit wieder: Vatter!)

Vatter! Wie kann ich dein Vatter ſein! Meine Frau ſchläft Nachts, ich ſchlaf am Tag, ſo ſchlafe mer nie zuſammen.

— Aber dafür wird nix gut gethan. Muß mein alt Lied wieder ſingen.

Hört ihr Herrn und laßt euch ſagen,
Der Klock hat zehni geſchlagen.

Wenn ich nur wüſt, wie's heißen müſt: das Klock oder der Klock. Ich mein der Klock. Sie wollen zwar ſagen die Klock. Aber das kann ich nit glauben. Da müſt ein Klock keinen Schwengel nit haben.

Bewahrt das Feuer und das Licht,
Damit der Stadt kein Schade geſchicht.
Zehn iſt der Klock! Zehn iſt der Klock!

(ſtraucheln über Fauſt.)

Wer liegt denn da im Wege? Der iſt knippeldick! Das kommt von der ſpäten Policeiſtunde, und die kommt wieder von meiner Frau ihrem langen Predigen. Steht auf, Freund, ſteht auf!

Fauſt (erhebt ſich).

Casperle.

Na, wie iſt mir denn? Iſt des nit mein alter Herr, der des Teufels iſt? Guckt der jetzt ſo gern ins Gläsle? Muß ihn doch anreden. Kennt ihr mich nit, Herr?

Fauſt.

Nein.

Casperle (für ſich).

Ich merks ſchon. Das ſind Flauſen. Er will mich nit kennen, weil er mir den Lohn noch ſchuldig iſt. 's iſt aber doch niedrig. Wenn ich allen Teufeln zu befehlen hätt, wollt ich doch keinem armen Schlucker was ſchuldig bleiben. (Laut.) Ihr wollt mich nit kennen, Herr.

Fauſt.

Wer ſeid ihr denn? Ich kenn euch nicht.

Casperle.

Ei der Casperle bin ich, merkt ihrs denn nit? Dem ihr noch ſechsunddreißig Groſchen Lohn und zwanzig Goldgülden Trinkgeld ſchuldig ſeid. Habs meiner Seel ſauer genug verdient, denn mir iſt himmelangſt geweſt bei den Rattenſchwänzen und Ipekrätzern von Teufeln, und bei der halsbrechenden Fahrt auf dem hölliſchen Sperling nach dem Makronenland. Und da habt ihr mich gar ſitzen laßen und ſeid mit dem Urangutang davon geflogen nach Stambul. Und eh ich wieder heim kam, hats noch Heulen und Zähnklappern geſetzt.

Fauſt.

Heulen und Zähnklappern? Weh mir!

Casperle.

Ich dacht nit, daß ich euch noch wiederfänd: ich meint, der Teufel hätt euch längſt den Hals gebrochen. Hab aber das Geld noch nit hintern Schornſtein geſchrieben. Hätts oft brauchen können, ſonderlich das Trinkgeld. Nun ſollt ihr mirs bei Heller und Pfennig bezahlen, und die Zinſen dazu, und das Koſtgeld.

Fauſt.

Geld? Ich habe keins.

Casperle.

Habt keins? Wofür habt ihr denn dem Teufel eure arme Seel verſchrieben, wenn ihr kein Geld nit habt?

Fauſt.

Es iſt auch wahr. An Geld hab ich nie gedacht.

Casperle.

Paperlapap! Das ſagt der Wagner auch und hat Geld wie Heu. Wie kennt er denn die Studenten mit Champagner tractieren, wenn er kein Geld nit hätt?

Fauſt.

Wagner? Iſt der noch hier?

Casperle.

Ja freilich. Sie haben ihm geſtern einen Fackelzug gebracht, weil er Magnificus iſt. Es hat ihn genug krepiert. Sie haben ihm drei Ohm Oil de Perdrix ausgeſoffen. Er hätt ſich ſchier ein Leids gethan, der Pfennigfuchſer.

Fauſt.

Hör Casperle, Geld hab ich nicht. Aber die Knöpfe an meinem Rock ſind dreimal ſo viel werth als deine Forderung. Laß uns die Kleider tauſchen, ſo biſt du bezahlt. (für ſich.) Es iſt mein erſter Betrug, aber das Meßer ſitzt mir an der Kehle.

Casperle.

Ei ſeht doch! Wie iſt Er ſo geſcheidt! Aber Casparle iſt auch nit auf den Kopf gefallen. Da könnt ich in des Teufels Küche gerathen, wenn ſie den Unrechten erwiſchten. Nicht für Tauſend Reichsthaler möcht ich in eurer Haut ſtecken. Es muß gewaltig bei ihm in der Fechtſchule ſtinken, ſonſt hätt er mir das nicht angebotten. Ich will machen, daß ich davonkomme. Der Teufel macht nit viel Federleſens.

(geht ab, kehrt aber alsbald zurück.)

Ich will ihm doch noch einen guten Rath geben, wenn er bang iſt, daß ihn der Teufel holt. Sieht er da die blaue Thür?

Da wohnt meine Frau. Da geh er hinein und verſteck ſich. Er iſt da vor den Teufeln ſicher. Sie getrauen ſich nit hinein, ſie förchten ſich vor ihr. (ab.)

Sechster Auftritt.

Fauſt allein; dann Mephiſtopheles.

Fauſt.

Der letzte Anker riß. Kein Entgehen möglich. Ich bin angeklagt! — Doch auch gerichtet? Kann ich nicht freigeſprochen werden?

(Die Uhr ſchlägt elf.)

Elf Uhr! Ich hab recht gezählt!

Dumpfe Stimme von oben.

Fauste! Fauste! judicatus es.

Fauſt.

Weh mir, weh! Die Hölle iſt mein Erbtheil. Noch eine Stunde und das ſchrecklichſte Gericht ergeht. — Aber iſt dieſe Qual, die mich jetzt foltert, nicht tauſendmal ſchrecklicher als alle Martern der Hölle? Ich muß Gewiſsheit haben. Mephiſtopheles!

Mephiſtopheles.

Was begehrſt du?

Fauſt.

Sage mir die Wahrheit. Noch gehorchſt du mir.

Mephiſtopheles.

Was willſt du wißen?

Fauſt.

Ich leide hier ſchon ſchrecklich. Kanns in der Hölle ſchlimmer ſein?

Mephiſtopheles.

Du wirſt es früh genug erfahren. Doch weil dus zu wißen begehrſt, ſo höre. Die Qual der Verdammten iſt ſo groß, daß die armen Seelen eine Leiter von Schermeßern zum Himmel hinaufſteigen würden, wenn ſie noch Hoffnung hätten. (ab.)

Fauſt (bedeckt die Augen mit der Hand und ſtürzt ab).

Siebenter Auftritt.

Zank in der Hütte. Die blaue Thüre fliegt auf, Gaspars Frau jagt ihn mit dem Beſenſtock hinaus.

Casperle.

Das hat man von der Gaſtfreiheit. Ich gutmüthiger Narr, ich! Er iſt mir Geld ſchuldig und will nit bezahlen. Aus Mitleid biet ich ihm noch mein Haus an. Wie aber das die Gretl hört und warum er ſich bei ihr verſtecken ſoll — daß ihm die Teufel nix zu leid thun — weil ſie die Courage nit haben: da wird ſie fuchswild und greift zum Beſenſtock. Na, wart! Ich will dich bezahlen. Ich hängs an den großen Klock.

Hört ihr Herrn und laßt euch ſagen,
Meine Frau hat mich geſchlagen.
Folgt meinem Rath, nehmt keini nicht,
Daß euch nit wir mir geſchicht.
Eilf iſt der Klock, eilf iſt der Klock!

Achter Auftritt.

Fauſt allein; dann die Teufel.

Fauſt.

Du biſt gerichtet. Gerichtet — das heißt verurtheilt. Doch zu welcher Strafe? Wie wenn es nur zum Fegefeuer wäre? Schreckliche Hoffnung, doch eine Hoffnung.

(Die Uhr ſchlägt Mitternacht.)

Dumpfe Stimme von oben.

Fauste! Fauste! in aeternum damnatus es!

Fauſt.

Ich bin vernichtet! Vernichtet? O daß ich vernichtet wäre!

(ſinkt zuſammen. Die Teufel ergreifen ihn und führen ihn unter Feuerregen von dannen. Caspar erſcheint an ſeiner Hausthüre.)

Neunter Auftritt.

Casperle allein; dann Gretl.

Casperle.

Was hats denn hier geſetzt? Eine hölliſche Execution? Pah, wie das ſtinkt! Das hat meinem alten Herrn gegolten! Hab mirs gleich eingebildt, daß es ſo kommen müſt. 's iſt mir aber doch leid, daß ichs nit ein Bißerl vorausgewuſt hab. Hätt ihm gern noch einen Gruß an meine Großmutter aufgetragen.

Hört, ihr Herrn, ich laß euch wißen,
Mit dem Teufel ſeid ihr ſtäts beſch — — :
Er hält nicht, was er auch verſpricht,
Bis er euch gar den Hals zerbricht.
Zwölf iſt der Klock, zwölf iſt der Klock.

Gretl
(fährt zu der blauen Thür heraus).

Singſt du wieder ein Spottlied auf mich? Ich will dich! Gleich ſcher dich ins Brummſtällchen.

Casperle

(nimmt den Beſenſtock, der noch am Boden liegt und ſchlägt ihr damit auf den Rücken).

Da haſt du einen freundſchaftlichen Wink. Das nächſte heißt eine wohlgemeinte Warnung.

Gretl.

Au! Au!

Casperle.

Das Stück iſt zu End. Komm, Gretl, laß uns Kehraus tanzen.

(Er nimmt den Beſenſtock in die eine Hand, die Gretl in den andern Arm und zwingt ſie mit ihm über die Bühne zu walzen, während der Vorhang fällt.

Anhang.

So eben, da die Vorrede längſt geſchrieben und das Puppenſpiel ſchon großentheils geſetzt war, erhalte ich durch die Güte meines Hrn. Verlegers eine Abſchrift des Geißelbrecht'ſchen Manuſcripts. Wie ſchon nach dem Berichte des Hrn. Von der Hagen eine ſchriftliche Mittheilung des Dr. Kloß in Frankfurt a. M. an des Herrn von Nagler Excellenz die genaue Uebereinſtimmung des Abdrucks mit dem ſonſt dort von dem Puppenſpieler Geißelbrecht aufgeführten Dr. Fauſt bezeugt hatte, ſo war dieſer Abſchrift folgende Beglaubigung beigeſchrieben:

„Mechanicus Geißelbrecht von Wien.

Ich habe dieſes Stück von ihm aufführen ſehen um 1800. Zum letztenmale führte er es um 1817 zu Frankfurt auf.

26. Mai 1840. G. Kloß."

Schwerlich würde ich, wenn mir dieſe Abſchrift früher zugekommen wäre, von Geißelbrecht's Fauſt mehr in den Text aufgenommen haben, als ſchon nach Von der Hagens Bericht geſchehen war. Gleichwohl möchte es dem Leſer willkommen ſein, von ſeiner Beſchaffenheit mehr zu erfahren. Ich laße daher eine kurze Skizze hier folgen, bei welcher ich beſonders die Stellen hervorhebe, die mir noch einiges Verdienſt zu haben ſcheinen.

Ich übergehe die erſten, von mir ſtark benutzten Scenen, da ſie Von der Hagen wörtlich mitgetheilt hat. Als Caſperle zuerſt mit Wagner zuſammenkommt, fragt Letzterer: Wer biſt du? Wo kommſt du her, oder wo willſt du hin?

Kaſper. B'rrr! frag mich nicht ſo viel auf einmal.

Wagner. Wo biſt du her?

Kaſpar. Ja das weiß ich ſelber nicht!

Wagner. Wer war denn dein Vater?

Kaspar. Mein Vater! das war ein Mann.

Wagner. Konnte er denn eine Profession?

Kaspar. Das versteht sich! er war, war, wart 'n bißgen! nun hab ich's doch wieder vergessen! es schneitert sich.

Wagner. Nun, vielleicht ein Schneider?

Kaspar. A! was! es schneidert sich, a, a! —

Wagner. Ein Belzschneider vielleicht?

Kaspar. Nichts da, kein Belzschneider

Wagner. Oder ein Hoßenschneider.

Kaspar. Nichts Hoßenschneider, verste mich, es war halt so ein Mann er ging auf die Jahrmärkte und wenn er weiter nichts erwüschen konnte, so war er mit ein paar Schnupftucher verlieb.

Wagner. Das ist ja entsetzlich, das nennt man einen Beutelschneider; Was war denn deine Mutter

Kaspar. Meine Mutter! die ist lebendiges Leibes, mit 10 Klafter Holz gen Himmel geflogen

Wagner. Wie so, wie ist denn möglich?

Kaspar. Sieh! die Leute haben gesagt sie wäre eine Hexe gewesen, da wurde ein hoher Haufen Holz auf einander gesetzt und meine Mutter oben drauf gebunden und das Holz unten angezunden und die Tambours und Pfeiffer die machten a Lärmen, es war zum todtlachen.

Wagner. Das ist ja unerhört; und dein Bruder?

Kaspar. Mein Bruder! das war ein komischer Kerl, wenn er des Morgens mit 2 Pferden ausfuhr, kam er des Abends mit 4 wider.

Wagner. Das kommt ja immer schrecklicher, und deine Schwester?

Kaspar. Meine Schwester, die ist in der Stadt und bugelt Manschetten, und verdiente etwas klein Geld, nach dem Trommelschlage.

Wagner. Mit einem Wort, leben deine Eltern noch

Kaspar. Ja die leben noch, ſie ſind aber geſtorben.

Das hier geſperrt Gedruckte gehört zu den Stellen, die dem guten Mechanicus in ſeinen letzten Jahren Gewiſſensſcrupel verurſachten.

Das Folgende iſt ſchwächer. Ich hebe nur aus, daß Kaspar für Famulus Hammelochs verſteht, wie er auch weiterhin Wagnern nur Bruder Famulochs nennt. Bei dem Namen Wagner fällt ihm ein, daß er auch einmal bei einem Wagner in der Koſt war, der ihm lauter Hobelſpäne für Salat zu freßen gegeben. Als die Rede auf den Lohn kommt und Wagner ihm alle Quartal 25 Gulden verſpricht, ſagt Kaspar: wieviel Quartals haben wir denn des Tags? und als ihn Wagner beſcheidet, daß das ganze Jahr nur vier Quartale habe, geſteht er, gemeint zu haben, wir hätten alle Tage ein Stücker 6 Quartal. Mit Wagner will er ſich brüderlich vertragen und zwar wie folgt: Schau Bruder, du ſtehſt früh auf, machſt das Holz klein, legſt das Feuer an, kochſt den Kaffe, bringſt ihn mir vors Bette, und ich helfe dir ihn brüderlich austrinken. Eh er ſich die Arbeiten anweiſen läßt, verlangt er auch hier noch Erquickung, denn ſein Magen ſei vor Hunger und Durſt ſo durchſichtig wie eine alte Dorflaterne.

Im zweiten Aufzug beſchwört zuerſt Fauſt die Geiſter im Walde bei Donner und Blitz, und mit vielen hochtönenden Worten, von welchen ich nur die anführe, welche Geißelbrecht als bedenklich unterſtrichen hat: Bei allem was euch heilig iſt! Bei dem Namen, der die Veſten der Höllen gegründet hat. — Bei dem großen Siegel Salomonis! — Nur drei Geiſter erſcheinen, Auerhahn, Krumpſchnabel (nicht Vitzliputzli wie Von der Hagen berichtet) und Meſiſtofeles. Letzterer giebt vor, er könne Pluto nicht ſogleich um Erlaubniſs fragen, ſich dem Fauſt auf 24 Jahre zu verpflichten, weil er vor der mitternächtigen Stunde nicht wieder vor ſeinem Fürſten erſcheinen dürfe. Hierdurch namentlich werden aus den vier Acten fünfe. Statt des abique male spiritus, oder spiriti, womit Schütz die Geiſter entließ, lautet hier die Formel: hop hugo!

Als Fauſt abgetreten iſt, kommt auch Kaspar in den Wald, ſeinen Herrn abzuholen, und tritt in den Kreiß, den er auch hier für

ein Schneidermaß hält. Unter Donner und Bliß erſcheinen die Geiſter und verlangen, er ſolle ſich ihnen verſchreiben. Kaſpars erſte Entgegnung iſt: Wenn ich mich verſchreibe, ſo kratz ichs wieder aus und ſchreibs anders. Als er hernach einwendet, er könne gar nicht ſchreiben, erbieten ſich die Teufel, ihm die Hand zu führen, was er ablehnt, weil er furchte, ſie mochten ihm die Manſchetten ſchmutzig machen. Die Geiſter wollen ihn aber nicht aus dem Kreiße laßen, bis er ſich ihnen verſchrieben hat.

Kaspar. So! ſo! nun ſo bleibe ich bis morgen da ſtehen.

Teufel. So bleiben wir auch ſo lange da ſtehen.

Kaspar. Nun, ſo ſetze ich mich nieder (er ſetzt ſich)

Teufel. So ſetzen wir uns auch nieder. (ſetzen ſich)

Kaspar. Nun ja, da ſitzt die ganze ſaubre Compagnie beiſammen; was die Kerls fur Spitzbuben Geſichter haben.

Teufel. Thue dich uns verſchreiben.

Kaspar. Ich ſag's euch Kerls, macht das ihr fort kommt, denn ich habe den Spaß genug zu geſehen

Teufel. Nein, wir bleiben hier ſo lange ſitzen, bis du dich uns verſchreibſt

Kaspar. Nun ſo bleibt ihr ſo lange ſitzen wie ihr wollt und ich ſtehe jetzt auf (ſtehet auf

Teufel. Da ſtehen wir auch auf (ſtehen auf.)

Kaspar. Da ſetz ich mich wieder nieder (er ſetzt ſich).

Teufel. Da ſetzen wir uns auch wieder nieder (ſetzen ſich)

Kaspar. Da ſteh ich wieder auf (ſtehet auf)

Teufel. Da ſtehen wir auch auf (ſtehen auf) u. ſ. w.

Zuletzt fallt dem Kaspar ein, daß er ja einmal bei einem Herrn gedient habe, der die Teufel beſchwören konnte: „Und da las ich in einem Buche, da hieß es Parlicken, Parlocken friß brocken.“ Hiervon macht er jetzt Gebrauch und ſchickt die Teufel mit „Parlico“ heim. Kaſpars Vorgeben, daß er bei einem frühern Herrn dieſe Worte in einem Buche geleſen habe, wird um ſo weniger Glauben finden, als er ſie, wie wir ſehen werden, im dritten Auftritt des folgenden Aufzugs vor unſern Augen erſt in Fauſts Buche lieſt, zum deutlichſten

Beweiſe wie hier Alles durcheinander geworfen und aus Rand und Band gekommen iſt.

Als Kaspar aus dem Kreiße getreten iſt, erſcheinen die Teufel doch wieder und führen ihn die Luft. Er ſchreit: „Auwen laßt mich los ich bin von N. N.," worauf er wieder herunter fallt. „Ei, das war gut," ſagt Kaspar, „daß ich mich darauf beſann, denn in meinem Ort wohnen lauter Leineweber und mit denen woll'n ſie nichts zu thun haben." Das Ende dieſes Acts, ſo wie des folgenden bezeichnen die Worte: „die certine gehet zu," ſtatt „der Vorhang fällt."

Im dritten Aufzuge finden wir Fauſt vor einem Tiſche ſchlafen. Der Accord liegt geſchrieben vor ihm. Ein Recitativ des eintretenden Meſiſtofeles weckt ihn. Er kündigt an, daß ſein Fürſt in die 24jährige Dienſtfriſt gewilligt habe. Der Pact beginnt mit den Worten: Ich Johann Doctor Fauſt, Profeſſor zu Wittemberg, mache mit Meſiſtofeles folgenden Accord. Nach der erſten Bedingung, ein Beutel, der nie leer wird, ſcheint die zweite, Auslieferung aller verborgenen Schäße, überflüßig. Die dritte und lezte geht auf beliebige Veränderung des Orts und erinnert an Fortunati Wunſchhütlein, wie die erſte an deſſen Seckel. Als Meſiſtofeles dem Fauſt den Finger geriſt hat, ſagt dieſer: ich leſe hier in einem Buche einige Worte, welche ſo heiſen homo fugo, was bedeutet das? worauf Meſiſtofeles antwortet: „Ha! ha! Du willſt ein Gelehrter ſein und weißt das nicht; das daß Wort homo fugo ſo viel bedeutet, als fliehe! und wohin in die Arme deines treuen Dieners Meſiſtofeles. Als ſich Fauſt unterſchrieben hat, kommt ein Rabe und holt die Handſchrift, worüber Fauſt heftig erſchrickt. Aber Meſiſtofeles heißt ihn in ſein Zimmer gehen, da werde er einen Mantelſack mit koſtbaren Kleidern finden. Er ſolle ſich drauf ſetzen und mit dem Worte hop hugo werde er in Parma ſein, wo das Beilager des Fürſten Hector gefeiert werde. Nun folgt die ſchon erwähnte Scene, wo Kaspar in Fauſts Buche blättert und findet, wenn man die Teufel beſchwören wolle, müße man ſagen parliko. Meſiſtofeles unterbricht ihn und meldet, ſein Herr ſei fort nach Parma; er habe ihm ſo viel Geld gegeben als er verlangt habe. O du liebes Kartoffels Geſicht,

ſagt Kaspar, gib mir doch auch ein paar malter Laubthaler, ich kann ſie auch brauchen. Obwohl ſich ihm Kaspar dafür nicht verſchreiben will, giebt er ihm doch ein Höllenpferd, „aber unter dem Bedina, daß du die ganze Sache verſchwiegen halten willſt.

Kaspar. Darauf kannſt du dich verlaſſen, ich bin ſo verſchwiegen, wie ein Bund Stroh.

Meſiſtofeles. Nun ſo komm mit mir

Kaspar. Ja, ja! geh nur voraus, denn den Fremden gebuhret die Ehre (vor ſich) Dem Kerl trau ich nicht quer übern Weg (ab).“

Im vierten Aufzug, wo wir die Vorgänge unſeres dritten am herzoglichen Hofe zu Parma erwarten, finden wir nichts von alledem. Statt deſſen erſcheint Wagner, von dem man nicht erfahren hat wie er hierher kommt, in einem vornehmen Zimmer, aber unzufrieden mit dem geräuſchvollen Leben. Er bittet Fauſt um ſeine Demiſſion, dieſer weigert ſie, aber Wagner erklärt, ſo werde er ſie mit Gewalt nehmen. Er geht ab, nachdem er Fauſt ermahnt hat, an ſeine Seele zu denken, von der er einſt Rechenſchaft geben müße. Die höchſt unverfangliche Stelle iſt unterſtrichen und zeugt von des Mechanicus alberner Scrupuloſität. Fauſt wird nun auch nachdenklich und kündigt Meſiſtofeles auf. Dieſer verſucht es erſt, ihn mit Geld zu beſchwichtigen und als das nicht mehr verfängt, hofft er ihn mit einer Schönen zu blenden. Er bringt ihm Helenen, von der hier geſagt wird, Fauſt habe ſie einſt ſchon in Griechenland geſehen. Fauſt nimmt ſie mit in ſein Cabinet und ſomit iſt die ganze ſonſt ſo wirkſame „Verſuchung zum Guten“ abgethan. Wagner nimmt nun auch von Kaspar Abſchied, und ſetzt auch ihm, dem das luſtige Leben noch eben ſo wohl gefiel, einen Floh hinters Ohr. Er beſchließt, ſich um eine Nachtwachterſtelle zu bewerben und ein rechtes dickes Mädel zu heiraten.

Im funften Aufzug erſcheint Fauſt in der Nacht auf der Straße und klagt, Alles habe ihn verlaßen in dieſer öden Stunde, auch Helena habe ſich von ihm entfernt. Auf ſeinen Ruf erſcheint Meſiſtofeles in Furiengeſtalt. Auf Fauſts Frage, wie er ſich unterſtehe, in dieſer ſchrecklichen Geſtalt zu erſcheinen, erklärt er, es ſei die nam-

liche, in der ihn Fauſt vor 24 Jahren citiert habe. Ueber die 24 Jahre erſchrickt Fauſt und meint, es ſei ja kaum die Hälfte. „Du irrſt, Fauſt, wenn die mitternächtliche Stunde 12 Uhr ſchlägt, iſt unſer Accord zu Ende.“ Wie es damit zugehe, wird weiter nicht geſagt. Fauſt bittet, ihn nur noch Ein Jahr leben zu laßen, dann nur noch einen Monat, zuletzt nur noch einen Tag. Mefiſtofeles Antwort mag einen Begriff von den Alexandrinern des alten Puppenſpiels geben:

Mefiſtofeles.

Ich darf nicht, du haſt mich genug geplagt, Tag und Nacht,
Drum dencke wer in ſchwachen Witz, denkt alſo hoch zu ſteigen
Den wird der verwegne Fluch bald zur Erde beugen
Und wer in ſchwachen Witz, denkt allzuhoch zu ſtehn
Der muß alſo wie Du, geſtürzt zu Grunde gehn (ab.)

Im nächſten Auftritt kommt Kaspar als Nachtwächter und ſingt ein Lied, das hier ganz ſtehen mag:

Alle meine Herren und laßt euch ſagen
Unſere Glocke hat 10 Uhr geſchlagen
Bewahrent euer Haus und Scheuer
Hütet es vor Dieb und Feuer.
Hat 10 Uhr geſchlagen

Hört ihr Männer und laßt euch ſagen
Wenn die Glocke wird 10 Uhr ſchlagen
Gebt auf euere Weiber acht
Das man euch nicht zum Schwager macht
Hat 11 Uhr geſchlagen

Hört ihr Jungfern und laßt euch ſagen
Wenn euch jemand ſollte fragen
Ob ihr auch noch Jungfern ſeyt
Sagt nur, ja, es thut uns leid
Hat ſehr viel geſchlagen

Hört alle Junggeſellen und laßt euch ſagen
Wollt ihr euch zum Mädchen wagen
Geht nur ſacht und gebet acht.
Das die Mutter nicht erwacht
Sonſt ſetzt es pumpes, über pumpes

Hört alle Wittmänner und laßt euch ſagen
Wenn ihrs noch einmal wollet wagen
Lobt die erſte nicht ſo ſehr
Sonſt bekommt ihr keine mehr
Und ſeyt zu beklagen

Hört alle Wittweiber und laßt euch ſagen
Ihr ſeyt am meiſten zu beklagen
Weil ihr das entbehren müßt
Was ihr aus Erfahrung wüßt
Hat nichts mehr geſchlagen.

Nun kommt Fauſt und bittet den Kaspar, den er noch für ſeinen Diener hält, ihm nach Hauſe zu leuchten. Der erklärt aber, er ſei jetzt hochlöblicher Nachtwächter, und hier ſei der Befehl „daß wenn ſich jemand nach 10 Uhr auf der Straße blicken läßt, der muß ins Hundeloch marſchieren: verſteht ihr mich? he!" Aber Fauſt verſpricht ihm eins ſeiner beſten Kleider, wenn er ihm nach Hauſe leuchte. Kaspar bedankt ſich recht ſchön, denn er fürchtet, der Teufel möchte glauben, wenn er den Rock an hätte, er wäre der Doctor Fauſt und könnte ſich vergreifen u. ſ. w. Nun verſucht es Fauſt zu beten. Das geht aber nicht mehr: da legt er ſich aufs Fluchen. Die Glocke ſchlägt Dreiviertel.

Mefiſtofeles (inwendig) Fauſte preparato.

Fauſt. Ich bin ſchon bereit, der Stab iſt über mir gebrochen, ach und weh iſt über mich geſprochen. Das iſt mein verdienter Lohn! den ich bald empfind, weil ich mich zu ſolcher Frevelthat erkühnt.

Fünfter Auftritt.

Kaspar, Faust.

Kaspar.

Hört meine Herrn und laßt euch sagen
Die Glocke wird bald 12 Uhr schlagen
Bewahrt das Feuer und auch die Kohlen
Bald wird der Teufel den Doctor Faust holen
(erblickt ihn).

Aha! seyt ihr schon wieder da, herr Meister Faust, hab ich euch denn nicht gesagt, wenn ich die 11te Stunde ausrufen thu, und ihr seyt noch auf der Straße, so geht ihr mit mir in Person, und ihr habt meinen Befehl übertreten, jezt also marsch mit euch ins Hundeloch herein, versteht ihr mich? He!

Faust. Ach Kasper verlasse den schrecklichen Ort, wo meiner die größte Strafe erwartet, bald werde ich das Leben enden gehe und siehe nicht zu dem schrecklichen Ende, dem ich bald entgegen gehe.

Kaspar. Also ist es doch wahr, was die Leute sagen, daß euch der Teufel bald holen wird? nun so wünsche ich euch glückliche Reise durch die Luft (ab)

(Die Glocke schlägt 12 Uhr.)

Mefistofeles (inwendig) Fauste aternum! et condemnadum est.

(Immer wärent Donner und Blitz)

Faust. Ich bin gerichtet, die Stunde hat geschlagen, der Teufel thut nach meiner Seele fragen. Kommt hervor ihr Verfluchten der Hölle, damit mich die Martern nicht länger quälen, hervor ihr Teufel, hervor ihr Furien, nehmt mir das Leben, ich bin schon dahin

Der Donner zerschlage mich gleich
Eröffnet euch
Ihr Höllen Pforten
Ich will zu euch.

(Die Teufel kommen und nehmen ihn mit fort.

Ende.

Obgleich ich nur das Beſte ausgehoben und viele ganz fade Witze übergangen habe, ſieht man doch, daß dieſer Geißelbrechtſche Fauſt nur ein verworrener, abgeſchwächter Nachklang des alten Puppenſpiels iſt, dem aber der Mechanicus hier und da, z. B. in der Beſchwörungsſcene aus eigenen ſchwachen poetiſchen Mitteln hat aufhelfen wollen.

Zum gänzlichen Beſchluß laße ich noch Leſſings kurzes Fragment von Fauſt hier folgen, damit man es mit der Scene unſeres Puppenſpiels, die er bearbeitet und zu überbieten gedacht hat, vergleichen könne. Ob es ihm geglückt iſt, zweifle ich. Die Rache des göttlichen Rächers ſetzt ſeinen Gedanken voraus und Gottes Gedanken ſind nicht ſchneller als des Menſchen Gedanken. Der Uebergang vom Guten zum Böſen mag leicht ſein, ſchnell kann er nur heißen, wenn er ſich im Gedanken des Menſchen begiebt und dann wäre hiermit ja nichts Neues aufgeſtellt. Ueberdieß würde uns dieſe Neuerung, wenn es eine wäre, zu metaphyſiſch, zu ausgeklügelt ſcheinen.

Fauſt und ſieben Geiſter.

Fauſt. Ihr? Ihr ſeyd die ſchnelleſten Geiſter der Hölle?

Die Geiſter alle. Wir.

Fauſt. Seyd ihr alle ſieben gleich ſchnell?

Die Geiſter alle. Nein.

Fauſt. Und welcher von euch iſt der ſchnelleſte?

Die Geiſter alle. Der bin ich!

Fauſt. Ein Wunder! daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erſte Geiſt. Das wirſt du! Einſt!

Fauſt. Einſt! Wie meinſt du das? Predigen die Teufel auch Buſſe?

Der erſte Geiſt. Ja wohl, den verſtockten. — Aber halte uns nicht auf.

Fauſt. Wie heiſſeſt du? Und wie ſchnell biſt du?

Der erſte Geiſt. Du könnteſt eher eine Probe, als eine Antwort haben.

Fauſt. Nun wohl. Sieh her; was mache ich?

Der erſte Geiſt. Du fährſt mit deinem Finger ſchnell durch die Flamme des Lichts —

Fauſt. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre ſiebenmal eben ſo ſchnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht. — Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja, keine Sünde iſt ſo klein, daß ihr ſie euch nehmen lieſſet. — Zweyter, wie heißeſt du?

Der zweite Geiſt. Chll; das iſt in eurer langwelligen Sprache: Pfeil der Peſt.

Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

Der zweite Geiſt. Denkſt du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Peſt.

Fauſt. Nun ſo geh und diene einem Arzte! Für mich biſt du viel zu langſam. — Du dritter, wie heiſſeſt du?

Der dritte Geiſt. Ich heiße Dilla, denn mich tragen die Flügel der Winde.

Fauſt. Und du vierter?

Der vierte Geiſt. Mein Name iſt Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Fauſt. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geiſt. Würdige ſie deines Unwillens nicht. Sie ſind nur Satans Bothen in der Körperwelt. Wir ſind es in der Welt der Geiſter; uns wirſt du ſchneller finden.

Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

Der fünfte Geiſt. So ſchnell als die Gedanken des Menſchen.

Fauſt. Das iſt etwas! — Aber nicht immer ſind die Gedanken des Menſchen ſchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend ſie auffordern. Wie träge ſind ſie alsdenn! — Du kannſt ſchnell ſeyn, wenn du ſchnell ſeyn willſt; aber wer ſteht mir dafür, daß du es allezeit willſt. Nein, dir werde ich ſo wenig trauen, als ich mir ſelbſt hätte

trauen ſollen. Ach! — (Zum ſechſten Geiſte.) Sage du, wie ſchnell biſt du? —

Der ſechſte Geiſt. So ſchnell als die Rache des Rächers.

Fauſt. Des Rächers? Welches Rächers?

Der ſechſte Geiſt. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der ſich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Fauſt. Teufel! du läſterſt, denn ich ſehe, du zitterſt. — Schnell, ſagſt du, wie die Rache des — bald hätte ich ihn genennt! Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre ſeine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich ſündige noch? —

Der ſechſte Geiſt. Daß er dich noch ſündigen läßt, iſt ſchon Rache!

Fauſt. Und daß ein Teufel mich dieſes lehren muß! — Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht ſchneller biſt als ſeine Rache, ſo geh nur. (Zum ſiebenden Geiſte.) — Wie ſchnell biſt du?

Der ſiebende Geiſt. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich dir nicht ſchnell genug bin — —

Fauſt. So ſage; wie ſchnell?

Der ſiebende Geiſt. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Böſen. —

Fauſt. Ha! du biſt mein Teufel! So ſchnell als der Uebergang vom Guten zum Böſen! — Ja, der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Böſen! Ich habe es erfahren, wie ſchnell er iſt! Ich habe es erfahren! u. ſ. w.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Die deutſchen Volksbücher.

Geſammelt

und in ihrer urſprünglichen Echtheit wiederhergeſtellt

von

Karl Simrock.

Mit Zeichnungen in Holzſchnitt.

Erſter Band. Heinrich der Löwe. — Die ſchöne Magelone. — Reineke Fuchs. — Genovefa.

Zweiter Band. Die Heimonskinder. — Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. — Octavianus.

8. geh. jeder Band 1 Thlr. 8 Sgr. oder fl. 2. 24 kr.

Zu den ſchönſten Schätzen der deutſchen Literatur gehören unſtreitig unſere ſogenannten Volksbücher; ſie haben ſchon viele Jahrhunderte überlebt und werden unſerm Volke ſtets lieb und theuer bleiben. — Gleichwohl ſind ſie den eigentlich gebildeten Klaſſen bisher faſt fremd geblieben und dies mag zum Theil wohl einem verdorbenen Geſchmack zuzuſchreiben ſein, außerdem aber gewiß auch dem Umſtande, daß ſeit einer langen Zeit keine mit Sorgfalt redigirten und typographiſch anſtändigen Ausgaben, ſondern von beinahe allen einzelnen Stücken, nur verſtümmelte und fehlerhafte Abdrücke vorhanden waren.

Der um unſere Nationalliteratur viel verdiente Herausgeber iſt ſchon eine lange Reihe von Jahren damit beſchäftigt, dieſe Volksbücher zu ſammeln und die vielfach mißhandelten Texte durch Vergleichung der Handſchriften und alten Drucke in ihrer urſprünglichen Geſtalt wiederherzuſtellen, eine Aufgabe, deren Ausführung ſchwerlich beſſeren Händen hätte anvertraut werden können.

Der Unterzeichnete hat den Verlag übernommen und die Vorarbeiten ſind ſo weit gediehen, daß die Bände in ziemlich raſcher Folge zur Ausgabe kommen können. Zum erſtenmal erſcheinen hier unſere Volksbücher in einer Geſammtausgabe in ſchöner typographiſcher Ausſtattung und wir dürfen hoffen, daß dieſem Unternehmen eine freundliche Aufnahme nicht fehlen wird. Die weiteren Bände, wovon drei noch in dieſem Jahre ausgegeben werden ſollen, werden enthalten:

Der Staufenberger. — Fortunat. — Apollonius von Tyrus. — Herzog Ernst. — Die heil. drei Könige. — Die schöne Melysina. — Der gehörnte Siegfried. — Tristan und Isalde. — Wigalois. — Eulenspiegel. — Doctor Faust. — Eufemia. — Das Pommer'sche Fräulein. — Der Finkenritter. — Immerwährender Kalender. — Büttner's Handwerks-Gewohnheiten. — Herzog von Luxemburg. — Thal Josaphat. — Ahasver. — Hirlanda. — Helena. — Markgraf Walther. — Rübezahl. — Aesop. — Höhle Xara. — Müllers Ehrenkranz. — Sibyllen-Weissagungen. — Christi Kinderbuch ꝛc.

Reineke Fuchs.

Aus dem Niederdeutschen

von

Karl Simrock.

Mit Zeichnungen von T. Kiellerup.

gr. 8. Geh. Rthlr. 1. 8 ggr. od. fl. 2. 24 kr.

„Reineke der Fuchs ist ein ächt deutsches Werk, dessen Spuren bis in das zwölfte Jahrhundert zurückgehen. Eine niedersächsische Bearbeitung finden wir zuerst 1498 zu Lübeck gedruckt und dieser „Reyneke de Vos" ward alsbald ein höchst beliebtes Volksbuch und vielfach neu aufgelegt. Kurze gereimte Jamben oder Knüttelverse machten den drollig satyrischen Inhalt noch ergötzlicher. Soltau hat es ebenso, Göthe aber in Hexametern bearbeitet, der talentvolle Simrock hat wieder das jambische Versmaaß gewählt.

Ein Humor, fast ohne Gleichen, lebt und webt in der vorliegenden Bearbeitung, der größte Grillenfänger muß dadurch von seiner fatalen Jagd abgezogen und in das bunte, blumenhelle Gebiet der Heiterkeit versetzt werden. Ueberall treffliche Bezeichnungen von Menschenthorheiten unter der Hülle von bildlich gleichen Thieren ꝛc. — Die dem Text eingeschalteten Bildlein sind ebenfalls lustiger Natur. Freunden der Heiterkeit sei also diese neue Blüthe von Simrocks lebensfrischem Talent hiermit freundlichst empfohlen."

(Aus einer Recension.)

Reineke Fuchs.

Aus dem Niederdeutſchen

von

K. Simrock.

Mit Zeichnungen von T. Kiellerup.

Neue vermehrte Ausgabe.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.
1847.

Universitäts-
München
Bibliothek

Einleitung.

Seit die neuere Ueberſetzungskunſt von der Bildſamkeit unſerer Sprache begünſtigt den Grundſatz angenommen hat, daß Gedichte nicht anders als im Maße des Originals übertragen werden dürfen, muſte es eben ſo bedenklich ſcheinen, ein Gedicht des deutſchen Mittelalters in den antiken Hexameter als den Homer in die Nibelungenſtrophe zu kleiden. Unſer Reineke Vos, in einem Maße gedichtet, das dem neuern Knittelvers ſchon näher ſteht als den kurzen Reimpaaren, aus welchen er entſprungen iſt, ließ ſich in die antike Form nicht gießen ohne an ſeinem urſprünglichen derbdeutſchen Character Einbuße zu erleiden. Gleichwohl hat dieß Goethe, um ſich im Hexameter zu üben, der auch ſeiner Natur widerſtrebte, mit um ſo größerm Glücke gethan, je weniger der Bau ſeiner Verſe den ſtrengen Geſetzen genügte. Muß man auch geſtehen, daß das Gedicht unter ſeiner Meiſterhand ebenſoviel gewonnen als verloren hat, ſo war doch der Gewinn ein entbehrlicher Schmuck, der Verluſt ſchwer zu verſchmerzen. Goethes Gedicht, urtheilt J. Grimm, zeugt laut für die epiſche Kraft der auch ein klaſſiſches Gewand ertragenden Fabel, hat aber ihre natürliche, einfache Vertrautheit oft daran gegeben.

Goethes Reineke Fuchs ist durchweg nur eine Uebersetzung des plattdeutschen Gedichts in ein homerisch volltönendes Hochdeutsch. Die wenigen Erweiterungen, die er sich erlaubt hat, fallen nicht so ins Gewicht, daß man sein Werk eine Bearbeitung nennen konnte. Höchstens dürfte es eine freie Uebersetzung heißen.

Die hier erscheinende Uebersetzung hält sich, jenem Grundsatz gemäß, an das Versmaß der Urschrift und folgt derselben Zeile für Zeile. Wandelt sie nicht den hohen Gang des homerischen Liedes, so wird ihr vielleicht das Lob zu Theil, daß sie sich von dem Tone des niederdeutschen Originals nicht weiter entfernt als nothwendig war, d. h. als das Hochdeutsche vom Plattdeutschen absteht.

Reineke Vos.

Das hier in hochdeutscher Uebersetzung erscheinende niederdeutsche Gedicht Reineke Vos, kann selbst nicht für ein Original gelten; nur an wenigen Stellen ist es von dem niederländischen, d. h. hier flämischen Gedichte, das den Namen „Reinaerd" führt, und von dem wir später ausführlicher sprechen, unabhängig; meistens verhält es sich dazu als Bearbeitung oder mehr oder minder freie Uebersetzung, ja gewöhnlich stimmt es wörtlich mit ihm überein, wie es bei einer Uebertragung aus einem plattdeutschen Dialect in den andern nicht wohl anders sein konnte.

Heinrich von Alkmar.

Wer der Verfaßer des Reineke Vos sei, ist uns noch immer verborgen. Die erste Ausgabe erschien zu Lübeck 1498;

ihr sowohl als der Rostocker, welche ihr 1517 folgte, sind zwei Vorreden vorangestellt. In der ersten heißt es: Ik Hinrek von Alkmar, Scholemester un Tuchtlerer des eddelen dogentliken vorsten un heren, Hertogen van Lotryngen, umme bede willen mynes gnedygen heren, hebbe dyt veghen verdyge boek uth walscher und franszösischer sprake gesocht, un ummeghesath in dudesche Sprache, to dem love un to der ere Godes, un to heylsamer lere der, de hirynne lesen; unde hebbe dyt sulve boek gedeelet in veer part, un hebbe by yslyk capittel gesath eyne korte uthlegginge und meninge des sulfsten Poeten, umme to verstaen den rechten syn des capittels.

Allein aus dem Französischen kann Heinrich von Alkmar das Gedicht nicht übertragen haben, da wir wißen, daß es aus dem Niederländischen ins Sächsische, d. i. Niederdeutsche übertragen worden ist. Die Angabe könnte mit der Wahrheit nur bestehen, wenn man Walsch für niederländisch (flamändisch oder holländisch) nehmen dürfte, und die französische Quelle, aus welcher Heinrich geschöpft haben will, auf die wenigen Stellen bezöge, in welchen er sich von dem niederländischen Gedicht ganz unabhängig erhalten hat. Allein dieß ist dem Sprachgebrauch nicht gemäß, indem unter Welsch nie ein deutscher Dialect, sondern entweder das Französische oder Italiänische verstanden wird. Wirklich könnte der Verfaßer unter Walsch das Italiänische gemeint haben, indem die ältere Glosse zum dritten Capitel des ersten Buchs ausdrücklich sagt, da vom Ehebruch die Rede ist, „dat leyder wol schüd in Lombardyen un in Wallant, dar dyt boeck ghedychtet is.“ Wie sollte aber ein Holländer, fragt J. Grimm, dazu

kommen, am lothringiſchen Hofe ein franzöſiſches oder ſei es, niederländiſches Werk, in die niederdeutſche, ſächſiſche Mundart zu bringen, die ihm ſelbſt fremd war, und die dort Niemand verſtand.' Hendrik von Alkmaar iſt übrigens in Urkunden von 1477 und 1481 nachgewieſen, wo er aus Utrecht verwieſen und wieder aufgenommen wurde. Man vermuthet nun, weil Heinrich ſpäter in Utrecht nicht wieder auftritt, er ſei mit Philippe von Egmond, Herzog Adolfs von Geldern Tochter, die ſich 1488 dem Renat 2, Herzogen von Lothringen, vermählte, in lothringiſche Dienſte gegangen und den ſeit 1486 gebornen Kindern des Herzogen als Lehrer beigegeben worden, und dieſen Kindern zu Liebe, welche der Herzog in der Sprache ihrer Mutter unterweiſen laßen wollte, habe er ſich einer gelinden Ueberarbeitung des niederländiſchen Gedichts unterzogen, die erſte Vorrede beigefügt, und die Eintheilung in Bücher und Capitel, die ſich in dem niederdeutſchen Gedichte noch nicht findet, vorgenommen. Dieß iſt Grimms Anſicht. Allein die falſche Angabe über die Sprachen, aus welchen Heinrich von Alkmar übertragen habe, macht mir die ganze Nachricht über ihn verdächtig.

Nicolaus Baumann.

In Heinrich von Alkmar hätten wir alſo den Verfaßer des niederdeutſchen Reineke nicht gefunden. Hiermit wäre für Nicolaus Baumann Raum gewonnen, den Rollenhagen in der Vorrede zum Froſchmäuſeler, Magdeburg 1595, als Verfaßer nennt. Ich ſetze die Stelle nach Gottſched hieher: „Daſſelbige Buch aber hat ein gelerter ſcharffſinniger Weltweiſer Sachſe gemacht, mit Namen Nicolaus Bawman beim Vr-

ſprung des Weſerſtroms bürtig. Dieſer, als er bey dem Herzogen zu Jülich eine Zeitlang in der Cantzeley für ein Rath und Secretarien gedient, durch die Fuchsſchwänzer böslich hintergangen vnd in Ungnaden gebracht ward, daß er ſich mit großer Gefahr von dannen an den Meckelburgiſchen Hoff begeben muſte, da er denn Herzog Magnuſſen Secretarius und lieber Mann worden, hat er aus ſein ſelbſt erfahrung den Reineke Fuchs, als wenn der im Hertzogthumb Jülich alſo ergangen were, weislich beſchrieben und dem Buchdrucker zu Roſtock Ludwigen Dietzen, welcher ein Oberlender, von Speyer vnd ein guter Reimer war, verehret. Derſelbig hat die Gloſſen aus andern Reimbüchern dazugeſetzt, vnd jn damit im J. 1522. als wenn zuvor ein altes Welſch und Franzöſiſch gemacht worden, in Druck gegeben."

Rollenhagen führt noch an, Baumann liege zu Roſtock in der St. Jacobskirche begraben, wo ihm ſeine Wittwe Eliſabeth eine lateiniſche Grabſchrift unter dem Datum April 1526 ſetzen laſſen, deſſen Verſe:

Nec mala nec vitae repeto bona, splendidior sed
Quam nostra est nulla litera ducta manu.

die Angabe von Baumanns Stande beſtätigen. Auffallend bleibt hier wieder, daß Rollenhagen die erſte Ausgabe (1498) nicht kennt, und eine vom J. 1522, die noch Niemand nachweiſen konnte, für die erſte hält. Die erſte Roſtocker erſchien ſchon 1517, aber nicht bei Ludwig Dietz, von dem vor 1539 keine Ausgaben des Reineke bekannt ſind. Da die Dietziſchen Ausgaben von den beiden frühern, vor der Reformation erſchienenen, darin abweichen, daß die alte katholiſche Proſa zwiſchen den Capiteln weggeworfen und dafür eine

weitläufige, mehr proteſtantiſche Gloſſe eingeſchoben iſt, bei der viele der damals beliebteſten Bücher benutzt ſind, ſo liegt der Verdacht nahe, daß Baumann, wie auch Gottſched annimmt, nichts gethan habe als was Rollenhagen hier dem Buchhändler Dietz zuſchreibt, nämlich ſtatt der ältern katholiſchen die neue proteſtantiſche Gloſſe hinzugefügt. In dieſem Falle wäre der Name des Verfaßers unſeres Reineke noch zu ſuchen. J. Grimm iſt aber geneigt, Baumann dafür zu halten, weil deſſen von Rollenhagen angegebene Lebensumſtände, wonach er am Urſprung (wofür er Mündung leſen will) des Weſerſtroms gebürtig, ſich erſt bei dem Herzogen von Jülich, zuletzt aber am meklenburgiſchen Hofe aufgehalten habe, zu dem Gedichte ſtimmten, das mit andern rheiniſchen Oertlichkeiten vertraut, ſich gleichwohl koſender Diminutive auf — ink, wie in Grevink und Hennink bediene, wie ſie noch heute in Meklenburg und Pommern beliebt ſeien, an welche Gegenden auch der Name Lampe des Hafen mahne, und weil der Verfaßer in der zweiten, darum dem Baumann zugeſchriebenen Vorrede, in den Worten: „alſe dat ekerken, de hamſter, haſen, Kanynen, de freven, ſtrypen, de ſo weſtwart werden ghenemet", ſich ſeiner weſtlichen Heimat erinnere. Wäre eine Roſtocker Ausgabe von 1522 zu finden, ſo würde dieſe Entdeckung vielleicht zur Löſung des Räthſels führen; ſchon ihre bloße Exiſtenz als der erſten Dietziſchen Ausgabe müſte über die angefochtene Glaubwürdigkeit des Rollenhagenſchen Berichts entſcheiden. Vielleicht brächte ſie auch eine Erwähnung Baumanns als des Herausgebers und Verfaßers der neuen Gloſſen. In allen bekannten Dietziſchen Ausgaben iſt ſeines Antheils an dem Werke nicht gedacht,

noch sein Name genannt, aber auch die Stelle über Heinrich von Alkmar unterdrückt. Willems spricht übrigens S. 41 der Einleitung von der Rostocker Ausgabe von 1522. 4, welche L. Dietz gedruckt, und N. Baumann besorgt habe, so, als wenn er sie vor sich gehabt hätte, was doch schwerlich der Fall war.

Verdienst des Verfaßers.

Das Verdienst des Verfaßers unseres Reineke Vos als des niederdeutschen Bearbeiters eines niederländischen Gedichts wird von J. Grimm sehr gering angeschlagen: „Das Ansehen, welches bis auf unsere Tage eine niederdeutsche Bearbeitung der Thiersage genoß, muß seit dem Wiederauffinden der niederländischen Gedichte ganz geschwächt werden. Zwar ist und bleibt sie ein gefüges, reinliches und bei der sonstigen Armut sächsischer Poesie um diese Zeit ein hervorragendes Werk; allein den Reiz eines Originals, oder was dem beinahe gleichkäme, einer sehr freien dichterischen Behandlung büßt sie so vollkommen ein, daß sie zu jenen älteren Gedichten gehalten, im Einzelnen überall schwächer und geringer erscheint. Für die Geschichte der Fabel bietet sie gar nichts Neues dar; sie zieht uns fast nur noch an, weil über ihre eigene Entstehung ein gewisses Dunkel gebreitet ist. Sie hat auch, da aus ihr mehrfache Uebersetzungen geflossen sind, den Ruf der Thiersage in weite Ferne getragen."

Gegen den Ausspruch, daß unser Gedicht dem niederländischen gegenüber im Einzelnen überall schwächer und geringer erscheine, hat zuerst Hoffmann S. XII seines Abdrucks Opposition eingelegt und zu beweisen versucht, daß der Reineke auch seine eigenthümlichen Schönheiten habe, in man-

chen Einzelheiten dem Reinaert gleich komme, in andern ihn sogar übertreffe, mithin ebensogut Bearbeitung als Uebersetzung sei und so einen gewissen Anspruch auf Orginalität behaupte. Genauer ergiebt seine Vergleichung des ersten Buchs mit der flamändischen Quelle, daß Manches anders, theils ausführlicher, theils kürzer gefaßt, Einzelnes sogar vorzüglicher ist, daß der Reineke manche treffende Wendung, belustigende Anspielung, manchen hübschen Zug, ja das ganze Abenteuer mit der Wölfin voraus hat, daß er auch da noch zu individualisieren und lebendig auszumalen versteht, wo ihm der Reinaert vorausgeht, daß er niederländische witzige Redensarten durch entsprechende niederdeutsche zu ersetzen, so wie das Verblümte wiederzugeben weiß. Noch entschiedener stellt sich Gervinus auf die Seite des Reineke. Ohne die Vergleichung, die ihm kleinlich und nicht zum Ziele zu führen scheint, weiter fortzuspinnen, findet er schon darin einen Beweis für den vorzüglichern Werth des Reineke, daß dieser erst, wie Grimm zugestehe, den Ruf der Thiersage in weite Ferne getragen habe. Die Sprache des Reinaert gehöre der Form nach dem strengen Stil, der trockenen Manier an, ihr fehle jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben müße, um ausgebreiteten Eingang zu finden. Bei dem weitern Ausspruch, dem Helden sei hier ein größeres Bewustsein geliehen, den Thieren überhaupt und namentlich dem Fuchse eine höhere intellectuelle Kraft beigelegt u. s. w., scheint er aber den niederdeutschen Verfaßer des Reineke mit dem niederländischen Fortsetzer des Reinaert zu verwechseln.

Gegen Hoffmanns Vergleichung hat seitdem **Willems**, der Herausgeber des Reinaert, S. LI. eingewandt, die meisten

der dem Niederdeutſchen Umdichter zugeſchriebenen Verbeſſerungen fänden ſich ſchon in der holländiſchen Ueberarbeitung Willems von Utenhove. Eine neue ſorgfältige Vergleichung, nicht bloß des erſten Buchs, die ſo kleinlich ſie ſcheinen mag, doch allein zum Ziele führen kann, hat mich indeſſen überzeugt, daß Grimms Ausſpruch zu hart und Willems Urtheil parteiiſch iſt. Dieſe Vergleichung hier mitzutheilen, hieße dem Leſer zuviel zumuthen. Wir machen nur beiſpielsweiſe auf die Rede des Dachs im dritten Capitel des erſten Buchs aufmerkſam, wo die Geſchichten von den Fiſchen und dem fetten Schwein, die im Reinaerd faſt nur angedeutet und als bekannt vorausgeſetzt waren, viel beßer und ausführlicher erzählt ſind. Ein anderes ſchlagendes Beiſpiel gewährt der Anfang des zweiten Buchs, wo der Chor der Thiere, die an den Hof ziehen wider Reineke zu klagen, im flämiſchen Gedichte ganz fehlt, welchen das Niederdeutſche, eine fühlbare Lücke auszufüllen, hinzugedichtet hat.

Reinaert.

Das niederländiſche Gedicht, das der Verfaßer des Reineke bearbeitete, beſteht aus zwei Theilen, von welchen der erſte, ungefähr dem erſten Buche des Reineke entſprechend, urſprünglich ein ſelbſtändiges Ganzes bildete, der zweite als eine ſpätere ſchwächere Fortſetzung anzuſehen iſt. Willems, der Herausgeber des vollſtändigen, d. h. beide Theile umfaßenden Reinaert (Gent 1836), hält den Willem, welcher ſich in der erſten Zeile nennt, nur für den Verfaßer des zweiten Theils oder der Fortſetzung, legt ihm aber zugleich die Ueberarbeitung des erſten bei, wie ſie in der Amſterdamer Handſchrift enthalten

ist. Nach ihm war es Willem Utenhove von Aerdenburg in Flandern, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte. Grimm, der ihm den ersten Theil zuschrieb, nannte ihn Willem de Matok, weil er die erste Zeile des Reinaerd, welche in der Comburger Handschrift

Willem, de vele boeke maekte,

in der Amsterdamer aber lautet:

Willem de Matok maekte
(Dar er dicke umme waekte),

so verstehen zu dürfen glaubte, als sei hier der Beiname des Verfaßers angegeben, während Willems darin nur die Bemerkung findet, daß dieser Willem, der Umdichter und Fortsetzer des Reinaerd, auch das Gedicht von Matok verfaßt habe. Ein Gedicht dieses Namens, auf welches Maerland anzuspielen scheint, ist indeß nicht näher nachgewiesen.

Der Name des Verfaßers des ersten, ältern Theils ist uns unbekannt geblieben. Willems hält ihn aus gutem Grund für einen Fläming, da er den Schauplatz der Begebenheit stäts nach Flandern legte. Aus dem Französischen hatte er nicht geschöpft, wenn die einleitenden Worte, die von welschen Büchern sprechen, wie Willems annimmt, dem Fortsetzer Willem gehören, der sich nur für seinen Antheil auf französische Quellen berufe. Nach Willems dichtete er gegen den Schluß des zwölften Jahrhunderts, während Grimm diesen ersten Theil dem dreizehnten Jahrhundert, so wie den folgenden dem vierzehnten Jahrhundert zugeschrieben hatte.

Reinhart.

Man hält es dem Patriotismus des für die flämische Literatur zu früh verstorbenen Willems gern zu Gute, daß er die eigenthümlichen Vorzüge unseres Reineke Vos, als eines aus dem niederländischen Reinaert abgeleiteten Gedichts nicht anerkennen und zu einer bloßen, noch dazu ziemlich schlechten Uebersetzung herabwürdigen wollte. Ob er das Alter des Reinaert so hoch hinaufzurücken berechtigt war, scheint uns zwar sehr zweifelhaft, jedoch kann es als eine von Gründen nicht entblößte wißenschaftliche Ansicht keinen Tadel verdienen. Nur insofern dürfte es uns verstimmen, daß er den ersten Theil ohne Noth schon in das zwölfte Jahrhundert setzt, als wir die Absicht merken, auch unser mittelhochdeutsches Gedicht von „Reinhart", von dem wir jetzt näher sprechen wollen, als aus dem Reinaert abgeleitet, darzustellen, wie er S. LIII wirklich, aber ganz mit Unrecht thut.

Dieses hochdeutsche, von Heinrich dem Glichesaere (Glichezâri), einem Elsäßer, noch im zwölften Jahrhundert verfaßte Gedicht, war uns bisher in einer Ueberarbeitung des dreizehnten erhalten, die erst ein Colosaer Codex altdeutscher Gedichte von Gr. Mailath und Köffinger abgedruckt, späterhin in Grimms Reinhart Fuchs kritisch herausgegeben wurde. Neuerdings sind auch Bruchstücke des ursprünglichen Werks Heinrichs aufgefunden worden, welche J. Grimm in seinem Sendschreiben über Reinhart Fuchs, Leipzig. 1840, veröffentlicht hat.

Den Gedanken einer Ableitung dieses Gedichts aus dem Reinaert läßt der Umstand nicht aufkommen, daß sich darin

eine ganz andere, viel ältere Gestaltung der Thiersage findet. Allerdings zeigen sich daneben auch schon Anfänge der neueren, die im Reinaert durchgeführt ist, aber es sind eben noch unaufgewachsene Frühlingstriebe, die in dem Sommergarten des Niederländers nicht gepflückt sein können. Im Gegentheil verliert dessen Werk an seiner Originalität durch die Wahrnehmung, daß schon vor ihm die dreimalige Ladung des Fuchses erst durch den Bären, dann durch den Kater, zuletzt durch den Dachs, und was zunächst damit zusammenhängt, der Sage bekannt, mithin keine Erfindung des Flamänders war. Daß er das deutsche Gedicht benutzt habe, ist indeſs nicht wahrscheinlich, er mag aus derselben Quelle geschöpft haben wie Heinrich der Glichesaere. Indeſs hat die Annahme, daß dieser ein französisches Gedicht benutzt habe, weil er einzelne deutsche Namen in undeutscher Form beibehalten, durch die Auffindung der Bruchstücke des ursprünglichen Textes, die statt Hersant (für Herswint) Hersint lesen, einigermaßen an Sicherheit verloren. Allerdings ist Schantekler und Pinte in französischen Branchen nachgewiesen, aber die Ursache der Krankheit des Löwen, welche den Mittelpunct und Haupthebel der älteren Thiersage bildet, findet sich in unserm Reinhart allein und hat bisher noch in keiner alten Behandlung der Thiersage, auch in den lateinischen Gedichten nicht, aufgefunden werden können.

Heinrich verband, wie schon angedeutet, verschiedene, zum Theil verschiedenartige Fabeln, die nicht aufs Beste zusammenstimmen. Eben die dreifache Ladung, welche wir auch im Reinaert finden, gehört der neuern Gestalt der Sage an, deren Mittelpunct ein Gerichtshandel ist; mit der uns hier zuerst

entgegentretenden ältern, die ſich um die Krankheit des Löwen dreht, iſt ſie unvereinbar. Denn ward der Fuchs wegen Bruchs des Landfriedens vor dem König angeklagt, ſo muſte wohl eine dreifache Ladung erfolgen; ſollte er aber nur den kranken Löwen heilen, ſo bedurfte es ſolcher gerichtlichen Formen nicht. Dieß macht es wahrſcheinlich, daß der Dichter nicht unmittelbar oder doch nicht allein aus der lebendigen Volksſage geſchöpft, ſondern die reiche und mannigfaltige Fabeldichtung ſeiner Zeit, und nicht bloß die einheimiſche, benutzt habe. Namentlich gewinnt die Vermuthung, daß er die beiden unvereinbaren Hebel ſeiner Erzählung der franzöſiſchen Thierdichtung entlichen habe, dadurch wieder an Gewicht, daß ſie ſich beide im Roman du Renart neben einander nachweiſen laßen.

Roman du Renart.

Der Roman du Renart, welchen Meon Paris 1826 herausgegeben hat, beſteht nämlich aus vielen einzelnen ſelbſtändigen Gedichten, die als Zweige des großen Baumes der Fabel den Namen Branches führen, aber dieſen Baum nicht bilden, da kein Ganzes aus ihnen wird, das Anfang, Mitte und Ende hätte, nicht einmal ein Fortſchritt ſichtbar iſt, vielmehr der abgebrochene Faden in jeder Branche von Neuem angeknüpft werden muß. Auch in Gedanken laßen ſich dieſe Theile nicht zu einem Ganzen zuſammen faßen, da widerſprechende Motive nebeneinander herlaufen. Gleichwohl ſind dieſe franzöſiſchen Gedichte die „ergiebigſte Ader der Thierſagenpoeſie.“ Ob ſie ihre „lauterſte Quelle“ genannt werden dürfen, würden wir beurtheilen können, wenn uns die älteren, auf

deren einſtmaliges Vorhandenſein wir ſchließen können, erhalten wären. Die frühſten der uns übrig gebliebenen gehören der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts an, aber auch dieſe liegen uns nur ſehr verändert in Ueberarbeitungen der beiden folgende Jahrhunderte vor. Von den Handſchriften, welche ſie uns überliefern, ſcheint keine über das vierzehnte hinaufzuſteigen. Die Krankheit des Löwen, das ältere Motiv des Thierepos, iſt in der 21. Branche erhalten, aber in ſehr abgeſchwächter, moderniſierter, dem deutſchen Reinhart nicht mehr ebenbürtiger Geſtalt. Die Urſache der Krankheit iſt vergeßen und durch andere, keineswegs befriedigende, jedenfalls der echten poetiſch unendlich nachſtehende, erſetzt. J. Grimm ſpricht es als gewiſs aus, daß ein älteres, mehr zu dem deutſchen Reinhart ſtimmendes Gedicht gab. In einer andern beßern Branche, der 16., findet ſich ſchon die neuere Geſtaltung der Sage, die Krankheit des Löwen hat dem Gerichtshandel gegen den Fuchs den Platz völlig geräumt. Die drei Ladungen durch den Bären, Kater und Fuchs finden ſich übereinſtimmend mit Reinhart und Reinaert, neben anderm, das ſich erſterer gleichfalls aus der neuern Geſtaltung angeeignet hat, im Reinaert aber, alſo auch im Reineke vergeßen iſt. Wir meinen das Wunder, das ſich auf dem Grabe der Henne an dem Haſen begiebt, der vor Furcht und Schrecken über des Löwen Gebrüll ein Fieber bekommen hatte, und davon durch das Wunder geheilt wird. Anderes findet ſich nur im Reinaert wieder, z. B. die Beichte des Fuchſes, ſeine Verurtheilung, das Erbieten zur Meerfahrt, bei der unterwegs der Haſe das Opfer wird. Ueberhaupt könnte man verſucht ſein, hier die Quelle des ältern Theils des Reinaert zu finden,

der nur eine beßere Motivierung der Freisprechung, durch die Lüge von der Verschwörung des Bären und Wolfs gegen den König und Ermenrichs vergrabenen Schatz, voraus hat, wogegen er freilich das Wunder auf dem Grabe der Henne entbehrt. Auch der Zweikampf des Fuchses mit dem Wolf, welchen der Fortsetzer des Reinaert einer welschen Quelle entliehen haben wird, findet sich in der 19. Branche; aber hier unterliegt Reinaert und entkommt nur, indem er sich todt stellt.

Lateinische Gedichte.

a) Isengrimus.

Unserer aufsteigenden chronologischen Ordnung nach würde der **Renardus** folgen; weil er aber im Wesentlichen nur eine Ueberarbeitung des **Isengrimus** ist, so stellen wir diesen voran. Er ist im Anfang des 12. Jahrhunders, wahrscheinlich von einem Geistlichen in Südflandern in lateinischen Hexametern gedichtet, ohne Zweifel nach im Volk umgehenden Sagen und Liedern. J. Grimm hat ihn in seinem Reinhart Fuchs zum erstenmal herausgegeben. Die uns nun schon bekannte ältere Gestalt der Thiersage findet sich im Isegrimus theils reiner als im Reinhart, weil die dreifache Ladung wegfällt, theils unvollständiger, weil die Ursache der Krankheit nicht angegeben wird. Auch hier hat zwar der Fuchs die Hauptrolle übernommen, doch ist das Gedicht mit Recht von dem Wolf benannt, da die Drangsale, welche der listige Fuchs auf ihn zu häufen weiß, den Hauptvorwurf bilden. Das Ganze besteht aus zwei Geschichten, die durch das Alter des Fuchses zusammenhängen. Die erste beginnt mit der Krankheit des

Löwen, deren Urſache wir nicht erfahren. Um für den Sterbfall über das Reich zu verfügen und ſeinen Kindern die Nachfolge zu ſichern, hat der König einen Hof berufen, an dem alle Thiere erſcheinen, nur Renard der Fuchs nicht. Das Ausbleiben ſeines Feindes benutzt Iſengrim der Wolf ihn zu verleumden und ſeinen Anhängern Verderben zu bereiten, indem er dem König räth, die Leber des Bocks und des Widders als Heilmittel zu gebrauchen und wenn Beßerung eintrete, auch ihr Fleiſch zu verzehren. Beide waren ihm ſeit einer im Hauſe der Gemſe ſpielenden Begebenheit, welche die zweite Geſchichte bildet, verhaßt. Joſeph und Berfried (Widder und Bock) weiſen die Anklage ſo wie die ärztlichen Anmaßungen des Wolfs zurück und rühmen den Fuchs als der Heilkunſt beßer kundig. Der König befiehlt ihn herbeizuholen und Gutthero der Haſe ſoll die Botſchaft verrichten. Renard verſpricht zu kommen, beeilt ſich aber damit nicht ſehr, ſondern frißt ſich erſt behaglich fett, ſammelt dann Heilkräuter und begiebt ſich mit einer Anzahl zerrißener Schuhſohlen langſam an den Hof, wo er ſein Ausbleiben damit zu beſchönigen weiß, daß er auf die erſte Nachricht von der Krankheit des Löwen ſich nach der Arzneiſchule zu Salern aufgemacht und unterwegs viel Schuhe zerrißen habe. Vor Hunger angeſchwellt, bringe er nun die heilkräftigen Kräuter mit; jedoch ſei erforderlich, daß der Kranke unter dem Fell eines vierthalbjährigen Wolfes ſchwitze: das möge Iſegrim herleihen und nach gemachtem Gebrauche zurück empfangen. Als das Iſengrim hört, will er ſich wegſchleichen, wird aber zurückgehalten und ſoll nun die Haut hergeben. Da wendet er ein: Er ſei zu alt und ſchon ein Greis, mit ſeiner Haut alſo nicht gedient; aber Ren-

ard entgegnet, bei jenem Handel in der Gemſe Haus ſei er erſt dritthalbjährig geweſen und ſeitdem nur ein Jahr verfloßen. Das bezeugen Bock und Widder und ſo muß er doch die Haut herleihen, nur an Kopf und Pfoten bleibt ſie unabgeſtreift; doch auch dieſen Vorbehalt muß er noch mit bitterm Spott entgelten. Als ſich Iſengrim in ſtiller Wuth entfernt hat, trinkt der Löwe den Kräuterſaft und legt die Wolfshaut an, worauf das Fieber entweicht und Geneſung eintritt. Reinard empfängt hohen Lohn und wird des Königs Rathgeber. Ihm die Weile zu kürzen erzählt er nun das Abenteuer bei der Gemſe, das den zweiten Theil bildet. Wir wißen es nicht kürzer als mit Grimms Worten zu berichten:

„Bertiliana (die Gemſe) begiebt ſich auf eine Betfahrt. Zuerſt iſt ſie allein; nachher geſellen ſich noch ſieben andere zu ihr und Jedem wird Rolle und Geſchäft im Zuge angewieſen. Den Vortrab bilden die Hornbewaffneten, der Hirſch, Widder und Bock; Renard wird Reiſemeiſter, der Eſel Thürhüter und Laſtträger, die Gans Wächter, der Haſe Stundenanſager. Ein uralter Wolf hatte ſie aber belauſcht, vollgefreßen lag er da, die Füße verſagten ihm ihren Dienſt, er ſuchte beutegierig ſich jener Geſellſchaft, die in einer Waldherberge eingekehrt war, kriechend zu nähern. Renard witterte ihn voraus und erſann eine Liſt: an einem Baum fand er einen Wolf aufgehangen, dem ſchnitt er das Haupt ab und beſchied Joſeph, wie er damit verfahren ſolle, wenn Iſengrim als Gaſt ſich zeige. Die Nacht bricht ein, die Reiſenden ſitzen zu Tiſch, Iſengrim tritt mit Friedensgruß in ihre Hütte. Zuerſt erſchrecken ſie, faßen ſich aber und heißen ihn ſitzen. Bertiliana fragt: Was ſollen wir nun unſerm Gaſt vorſetzen?

„Nichts ist da als greise Wolfshäupter," sagt Joseph. „Bring eins davon her," fällt der Fuchs ein. Joseph holt das Haupt; Isengrim bei dem Anblick zieht den Schwanz unter die Beine und wünscht sich anders wohin. Renard ruft: „Dieses Haupt taugt nichts, hole ein größeres." Joseph geht und bringt dasselbe wieder. „Auch dieß taugt nichts," fährt Renard fort: „in der andern Ecke liegen die großen; von den sieben großen lange zwei; oder warte, das große bring, das mit der Haselgerte gesperrt ist, das ist zur Speise das beste." Er geht und trägt das nämliche Haupt mit einem Knittel im Rachen herein. Der Gast zittert, die Thiere sprechen ihm Muth zu. Gerhart die Gans meint: „Das Fieber schüttelt ihn, wen sollte er fürchten außer mir? freilich, wenn ich wollte, wär ich ihm furchtbar: der, dem ich dieß Haupt abgeleckt, war stärker und schlauer als er." „Wohl," versetzte Joseph, „schone seiner, laß ihn essen: behagt ihm die Kost, so können wir ihm noch neun Nächte damit aufwarten." „Ja, ich bin krank," spricht Isengrim, „und erstaunt: wer sah je Wallfahrer die Häupter so viel unseliger Wölfe mit sich führen?" — „Nur feindlichen Wolfen nehmen wir sie ab," antwortet Renard, „nicht lieben Gästen." „Ich habe mein Haus verfehlt," erwiederte der Wolf, „Frau und Kinder harren meiner, lebt wohl." „Willst du nicht mit uns?" ruft ihm der Hirsch nach, „unterwegs bringen wir alle Wölfe, auf die wir im Walde stoßen, um; wir hängen sie an Aeste oder hungern sie zu Tod: du sollst nur dabei Helfer und Henker sein." „Für diese Würde bin ich zu jung" versetzt Isengrim, „ich zähle erst dritthalb Jahre," und entfernt sich.

Hier findet sich noch nicht die dreifache gerichtliche Ladung

wie ſchon in Reinhart und in der 16. Branche des franzöſiſchen Renard und noch entſchiedener in den ſpätern Gedichten, wo der Gerichtshandel zwiſchen Wolf und Fuchs, die Sage von der Heilung des Königs durch die Wolfshaut ſchon gänzlich verdrängt hat. Aber zu dem Uebergang aus der ältern Thierfabel in die neuere kann man ſchon hier einen Anlaß gewahren, da eine Anklage des Fuchſes durch Iſengrim vorausgeht und der Fuchs den Zorn des Königs über ſein Ausbleiben beſchwichtigen muß.

b) Renardus.

Der Renardus, deſſen wir oben ſchon gedacht haben, iſt von Mone herausgegeben und im nördlichen Flandern um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in lateiniſchen Hexametern von Magiſter Nivardus gedichtet, vermuthlich einem Geiſtlichen des Kloſters St. Peter zu Gent. Es enthält zwölf nach meinem Urtheil ſchlecht verbundene Abenteuer oder Thierfabeln. Nur das vierte und fünfte, der kranke Löwe und Bertilianas Wallfahrt, behandeln die Hauptſage, die wir ſchon aus dem Iſengrimus kennen, ja ſie ſind Ueberarbeitungen des Iſengrimus, der hier zum Theil wörtlich benutzt iſt. Die Krankheit des Löwen bildet noch im Renardus den Mittelpunkt, um den ſich die übrigen Fabeln nur als motivierende Einleitungen oder Anhänge gruppieren. Unpaſſend wird im zehnten Abenteuer, der Theilung der Beute, der Wolf für die gleiche Theilung damit beſtraft, daß der König ihm einen Hautſtreifen von den Schultern bis zum Schwanz wegreißt. Hatte der Dichter vergeßen, daß der Wolf bereits geſchunden war, oder wuſte er dieſe Fabel nicht beßer anzureihen?

c) Ecbasis captivi.

Noch reiner findet sich die Fabel von der Krankheit des Löwen in einem ältern, schon dem zehnten Jahrhundert angehörigen Gedichte dargestellt, in des ecbasis captivi, welches sich in den von J. Grimm und A. Schmeller herausgegebenen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts mitgetheilt findet. Der Verfaßer war ein Lothringer, Mönch oder Noviz im Kloster zu Tull; seine dichterischen Fähigkeiten sind sehr gering; aber die Volkssage, die er benutzte, würde uns schon ihres hohen Alters willen anziehen, wenn ihr poetischer Werth beiwohnte. Dennoch urtheilt Grimm, das schlaffe unanziehende Gewebe dieser Dichtung laße eine frischere Volkssage durchblicken, als die andern lateinischen Gedichte. Daß aber ihr nicht auch schon wie jenen ein Gedicht in der Volkssprache zu Grunde gelegen habe, möchte doch noch in Frage gestellt werden können.

Wir finden zwei verschiedene Thierfabeln, von welchen die eine in die andere eingeschachtelt ist. Diejenige, welche den Rahmen bildet, scheint von dem Verfaßer selbst mit Anspielung auf seine persönlichen Verhältniße erfunden; die andere, der echten Thiersage entliehene, kümmert uns hier allein. Der kranke Löwe entbietet alle Thiere, ihm Heilmittel zu bringen. Sie erscheinen alle, nur der Fuchs bleibt aus. Der zürnende Löwe befiehlt ihn zu fahen. Während der Wolf auf Qualen sinnt und schon einen hohen Galgen errichtet, macht sich der Panter auf, den Säumigen herbeizuholen, damit er wieder zu Gnaden gelange. Als der Fuchs erscheint, forscht der Löwe sogleich nach der Ursache seines Ausbleibens. „Als das Waßerhuhn," versetzt der Fuchs, „vom See Genesareth fliegend mich

erblickte, gab es mir die Arzenei an, die ich nach Bourdeaux eilend dem kranken König überbringen ſollte; als Pilgrim wallte ich über Rom an die Ufer des Po, bei Pavia ſtieß ich auf den langgeſchnäbelten Storch, der mir traurig dasſelbe Heilmittel wiederholte und nur hinzufügte, daß auch der Beiſtand des heiligen Aper angefleht werden müße." „Uebel berüchtigt iſt dein Leben," antwortete der König, „wer mag dir trauen?" „Deinetwegen habe ich die weite Welt durchwandert, ich bin alt und greis, wie ſollte ich täuſchen? Der ganze Hof urtheile über mich, werde ich des Todes ſchuldig befunden, ſo unterliege ich dem Recht." Alle pflichteten dieſer Rede bei, des Löwen Zorn ſänftigte ſich und zum Zeichen des Friedens berührte der Fuchs den königlichen Zepter. „Nun begehrte der Löwe das Heilmittel des Waſſerhuhns zu erfahren. „Ich muß es," verſetzte der Fuchs, „euch gegen meinen Willen offenbaren: der Wolf, mein Pathe, werde von dem Bären und beiden Lüchſen vor die Thüre der Pfalz geführt, damit nicht Erbarmen die Seele des Königs rühre, und ſchnell ſeiner Haut entblößt. Dann reibe ich das mitgebrachte Gehirn eines indiſchen Fiſches auf dem Rücken und Lenden des Siechen ein und ſchlage die friſche Wolfshaut über: die Wärme des Pelzes wird das heiße Fieber herausziehen." Unverzüglich genehmigt der König dieſe Vorſchrift, den beſtürzten Wolf führen Bär und Lüchſe hinaus und ſtreifen ihm die Haut von der Schulter an über den ganzen Leib ab, ſo daß ſie nur noch an Kopf und Füßen haften bleibt. Der Sieche wird eingerieben, mit der Haut umgürtet und erwärmt. „Der Arzt ſitzt neben dem Kranken, läßt ſich einen Labetrunk reichen und tadelt dann das über ihn gefällte ungerechte

Urtheil; unter allen Thieren ſei er zuletzt an Hof erſchienen, habe aber auch mehr als alle geleiſtet. Die ganze Verſammlung rühmt ihn und erweiſt ihm Ehre. Der Fuchs läßt den Löwen zu Bett bringen und verordnet einfache Mönchskoſt, der König hingegen verleiht ihm den Stab und unbeſchränkte Hofgewalt. Alle ſollen auf ſein Wort gehorchen wie auf das des Königs."

Das Weitere kann hier übergangen werden; es genügt die Wahrnehmung, daß die Krankheit des Löwen auch hier den Mittelpunct, den Hauptthebel der ganzen Begebenheit bildet. Auch wird ſchon hier dem Fuchs ein Verbrechen daraus gemacht, auf das erſte Erbieten des Königs nicht erſchienen zu ſein, mithin alſo der Keim, woraus ſich ſpäterhin die neuere prozeſsartige Geſtalt der Thierſage losringen ſollte, ſchon hier gefunden wird. Man hätte vielleicht erwartet, in dieſer noch faſt zweihundert Jahre älteren Behandlung würde die Fabel von der Krankheit des Löwen vollends ohne einen Anfang, einen Anlaß der ſpäteren Anſicht und Behandlung auftreten. Aber in der That iſt auch nur der Keim, noch kein Anfang vorhanden, denn wenn etwa der kranke Löwe die Thiere nicht erſt entboten hätte, ſondern die Thiere freiwillig gekommen wären, dem kranken König Heilmittel zu bringen, ſo ließ ſich dem Fuchs ſein Ausbleiben nicht als Ungehorſam, aber doch ſchon als eine ſtrafbare Theilnahmloſigkeit deuten, die ſeinen Feinden Anlaß genug gab, ihn zu verleumden und zu verklagen, wie es in der entſprechenden äſopiſchen Thierfabel wirklich geſchieht: Und ſollte er gleich mit den andern erſcheinen und die Wolfshaut als Heilmittel anrathen, ſo fiele alle Motivierung weg und der Gegenſatz zwiſchen Wolf und Fuchs verlöre an Schärfe, ſo wie die ganze Begebenheit an Intereſſe und Leben.

Man wird ſich alſo überzeugen, daß von dem, was zu der jüngren Geſtalt der Thierſage Veranlaßung bot, aus der ältern, wie ſie in den drei lateiniſchen Gedichten enthalten iſt, nichts hinweg zu wünſchen iſt, damit letztere in völliger Reinheit erſcheine. Vielmehr kann es als ein Vorzug der deutſchen Thierfabel vor der äſopiſchen betrachtet werden, daß ſie in dem Entbieten der Thiere an den Hof des Königs und dem ſtrafälligen Ausbleiben des Wolfs eine nähere Veranlaßung zur Ausbildung der zweiten jüngern, in der äſopiſchen Fabel nicht vorgebildeten Geſtalt des Thierepos darbot.

Die Krankheit des Löwen.

In Bezug auf die Krankheit des Löwen reihen ſich hier folgende Bemerkungen an:

1. Die neuere Geſtalt der Thierſage, wie ſie im Reinaerd und im Reineke erſcheint, hat ſich aus der Fabel von der Krankheit des Löwen, deren ſie ſelbſt kaum mehr gedenkt, allmählich hervorgebildet. Die erſte Zuthat waren die ſchon im Reinhart vorkommenden drei Ladungen des ſäumigen Fuchſes, wodurch der Geſichtspunct des Rechtsſtreites zwiſchen Wolf und Fuchs an die Stelle der alten Anſicht trat, nach welcher es ſich nur um die Heilung des Königs handelte. Zunächſt ſchloßen ſich dann Beweiſe für die Schuld des Fuchſes als Landfriedensbrecher an, wie wir ſie auch ſchon im Reinhart in dem auf der Bahre herbeigetragenen Leichnam der todtgebißenen Henne finden. Der Landfrieden iſt hier kein ganz neues Moment, ſchon im Iſegrimus war er verkündigt worden, aber nur erſt im Sinne eines Geleits zum Reichstag. Das ſich anſchließende Wunder auf dem Grabe der Henne

und deren Heiligſprechung hätte die weitere Fortbildung nicht wieder fallen laßen ſollen. Ein weiterer Schritt, der aber im Reinhart noch nicht geſchieht, war dann die Verurtheilung des Fuchſes und ſein Entkommen durch das Erbieten zur Meerfahrt, eine Erfindung, zu welcher die Kreuzzüge Veranlaßung genug darboten. Wie mancher Schuldige mag damals auf ſolchem Wege Gnade gefunden haben. Soweit iſt die neue Thierfabel ſchon im Roman du Renart fertig, der Reinaerd fügt nur noch die Lüge von der Verſchwörung gegen den König und dem Schatz Kaiſer Ermenrichs hinzu und der erſte Theil des Reinaerd, der ſich im zweiten eigentlich nur wiederholt, iſt fertig. Aber ſchon die Beſchuldigung des Landfriedensbruchs und die drei Ladungen machten das Motiv von der Krankheit des Löwen entbehrlich, und doch ſehen wir es erſt in der 16. Branche des Renart und im Reinaert beſeitigt, nachdem es im Reinhart noch einmal benutzt worden war, um die alte Geſtalt der Thierſage vor ihrem Verſchwinden in der ganzen Schönheit darzuſtellen.

2. Allerdings weiß der Reinaert und unſer Reineke noch von der Krankheit des Löwen; aber es wird ihrer nur nebenbei gedacht als einer frühern Geſchichte, die ſich nicht unter den auftretenden Thieren, ſondern ſchon unter ihren Vorfahren zugetragen hat. Die Erwähnung findet ſich auch erſt im zwölften Capitel des dritten Buchs des Reineke, alſo im zweiten Buch des Reinaert, deſſen Verfaßer ſelbſt geſteht, welſche Quellen benutzt zu haben. Daß in der echasis captivi die Heilung des Löwen durch die Wolfshaut auch nur in der eingeſchalteten Fabel erzählt wird, die in einer frühern Zeit ſpielt als die andere Geſchichte, welche den Rahmen bildet,

ſcheint nur ein zufälliges Zuſammentreffen; am wenigſten kann daraus geſchloßen werden, daß im zehnten Jahrhundert, als dieſes Gedicht geſchrieben ward, die jüngere Thierſage von dem Gerichtshandel zwiſchen Wolf und Fuchs ſchon ausgebildet geweſen wäre.

3. Die äſopiſche Fabel von der Krankheit des Löwen lautet wie folgt (Grimm CLX):

„Den alten in ſeiner Höhle ſiech liegenden König beſuchen alle Thiere, nur der Fuchs nicht. Der Wolf verleumdet, der Löwe zürnt; indem ſtellt ſich der Fuchs ein und verſichert, allenthalben ein Heilmittel geſucht, endlich gefunden zu haben. Auf Befragen ſagt er, der Löwe müße die dem lebendigen Wolf abgeſchundene Haut warm umlegen. Der Wolf büßt ſein Leben ein, der Fuchs ruft ſpöttiſch aus: So muß man den Herrn nicht zur Ungnade, ſondern zur Gnade bewegen.“

Eine Entlehnung der deutſchen Thierſage aus dieſer Quelle iſt nicht anzunehmen, weil die äſopiſchen Fabeln im zehnten Jahrhundert im Abendland noch nicht bekannt waren. Eine frühere Mittheilung, da Gothen, Longobarden und Franken im byzantiſchen Reiche verweilten, iſt möglich, aber wenig wahrſcheinlich. „Kaum vermag ich zu glauben,“ ſagt J. Grimm, „daß andere Völker, was ſie bei ſich ſelbſt erzeugen konnten, erſt aus Griechenland eingeführt hätten, und was wir ſpäter reichhaltiger und ſinnvoller unter ihnen entwickelt finden, einer ärmern fremden Grundlage zu danken haben ſollten. Warum hatten ſie eben ſolche Thierfabeln aus Conſtantinopel mitgebracht, nicht andere weit anſprechendere griechiſche Dichtungen? Umgekehrt, warum wäre den Deutſchen, die eine von griechiſcher und überhaupt ausländiſcher Poeſie unabhängige

Heldensage besaßen, keine einheimische Thierfabel eigen gewesen?" Grimm scheint also eine Selbsterzeugung auf deutschem Boden anzunehmen; wäre aber nicht ebensowohl eine ursprüngliche Gemeinschaft zwischen den auch sprachverwandten Völkern, dem deutschen und griechischen, denkbar?

Was die deutsche Fabel von der Krankheit des Löwen voraus hat, ist erstlich, daß der kranke König die Thiere entbieten läßt, um ihm Heilmittel zu bringen, dann daß der Wolf nicht todt bleibt, sondern die Haut nur herleihen soll, um sie nach gemachten Gebrauch zurück zu empfangen, eine Vermenschlichung der Thiere, wobei die Haut wie ein Kleid betrachtet wird, das man willkürlich an- und ablegen kann; aber doch nur eine halbe Vermenschlichung, denn das thierische Wesen wird nicht aufgehoben, der Schmerz dem Wolf doch nicht erspart; in der innigen Verschmelzung des menschlichen mit dem thierischen Element besteht aber eben der Reiz aller Thiersage. Endlich die Ursache der Krankheit, welche die griechische Fabel nicht kennt, die auch sonst überall vergeßen und nur in dem deutschen Reinhart erhalten ist.

4. Diese Ursache, welche wir bisher verschwiegen hatten, ist folgende: „Der König hatte einen Ameisenhaufen zertreten, die seine Herrschaft nicht anerkennen wollten. Ihr Burgherr nahm Rache, er kroch dem schlafenden Löwen zum Ohr hinein in das Gehirn und verursachte ihm Schmerzen, die Niemand stillen konnte." Hiermit hängt auch die Heilung zusammen. Reinhart bettet den Kranken, nachdem er ihm ein gesottenes Huhn mit Eberspeck verordnet, auf das Fell des Bären, legt ihm einen Hirschgürtel an, deckt ihn warm zu mit der Haut des Wolfs und setzt im einen Katzenhut auf. „In der

behaglichen Wärme kriecht nun die Ameiſe aus des Löwen Haupt in das Katzenhaar. Der Arzt nimmt den Hut, läßt die Sonne darauf ſcheinen und erblickt das Thierlein, das des Königs Siechthum verurſachte. Heftig bedroht er die Ameiſe. Sie entſchuldigt ſich und verheißt ihm Herrſchaft über tauſend Burgen, wenn er ſie loslaße. Des Gewinnes froh entläßt ſie Reinhart, ſie zieht heim in ihren Wald."

5. Wie tief die Krankheit des Löwen in der deutſchen Sage wurzelt, zeigt die vielverbreitete, in mancherlei Geſtalten wiederkehrende Fabel vom Hirſch, Fuchs und Löwen, welche Fredegar ſchon um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts erzählt: Als der Löwe zum König erkoren war, kommen alle Thiere ihn zu begrüßen, endlich zur Eßenszeit erſcheint auch der Hirſch. Als er dem Löwen huldigt, ergreift ihn dieſer bei dem Geweih, ſeinen Hunger an ihm zu ſtillen. Er aber reißt ſich mit Gewalt los, läßt das Gehörn im Stich und flieht geſtreckten Laufs in die Wildniſs. Der Löwe befiehlt dem Fuchs, dem Flüchtling zu folgen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Dieſer gebraucht ſeine Schlauheit und Liſt, ſpart ſelbſt falſche Eide nicht und führt den überredeten, betrogenen Hirſch zurück vor das Angeſicht des Königs. Aber kaum hat er dieſen begrüßt, ſo ergreift ihn der Löwe und zerreißt ihn in Stücke. Da ſtiehlt der Fuchs das Herz und verſchlingt es heimlich. Als der Löwe das Herz verzehren will und es nicht findet, brüllt er ſo gewaltig, daß alle Thiere erſchrecken und zittern. Als ſie aber das Herz nicht finden, ſprechen ſie: Der Fuchs, der ihn hergebracht hat, ſtand am nächſten, als er ihn zerrißen hat: er wird das Herz geſtohlen haben. Der Fuchs wird ergriffen, peinlich gefragt und das Herz herauszugeben er-

mahnt. Da spricht er: Ich leide unschuldig diese Pein: der Hirsch hatte kein Herz. Hätte er das gehabt, ich würde ihn nicht haben überreden können, hieher zurück zu kehren, nachdem er das Erstemal mit Verlust des Geweihs kaum entronnen war. Wie wäre er so thöricht gewesen, wenn er ein Herz gehabt hätte!

Hier wird zwar der Krankheit des Löwen nicht gedacht, die Thiere erscheinen zu huldigen, nicht um Heilmittel zu bringen; sieht man aber näher zu, so überzeugt man sich bald daß der alte Zusammenhang nur vergeßen und verdunkelt ist. Das Herzeßen ist ein altes Heilmittel, namentlich bei hartnäckigen Krankheiten, die sonst nicht weichen wollen und spielt namentlich in der Sage neben dem Genuß des Bluts unschuldiger Kinder eine große Rolle. Es ist also wohl begründet, daß der Löwe nach dem Herzen sucht: von ihm eben erwartet er seine Herstellung. Daß es diese Bewandtniss hat, bestätigt auch die entsprechende äsopische Fabel, wo dem kranken Löwen nach Herz und Eingeweide des Hirschen gelüstet und der Fuchs diesem vorspiegelt, er wolle ihn unter allen Thieren zum Nachfolger im Reiche bestimmen.

Den alten Ruhm dieser Fabel bei deutschen Völkern beweist schon der Umstand, daß sie obwohl in der Thiersage, der sie doch ursprünglich und eigentlich angehört, nicht mehr nachweisbar, deste tiefer in die Heldensage eingedrungen ist. In die älteste gothisch-byzantinische Gestalt der Dietrichssage finden wir sie bei Fredegar und Aimoin aufgenommen und ich habe ihr den alten Platz in derselben wieder eingeräumt (Amelungenlied II. 346 ff); aber auch in der baierischen und longobardischen Heldendichtung hat sie Wurzel geschlagen. Was

ihr aber im Leben der deutschen Völker das ehrwürdigste Alter und ein fest autochthonisches Ansehen verleiht, ist die Gestalt, in der wir sie bei Fromund, einem Tegernseer Mönch des zehnten Jahrhunderts finden. Fromund scheint die Fabel nicht vollständig vernommen zu haben: seine Erzählung, in der das Herzeßen fehlt, muß aus den früheren Berichten ergänzt werden; aber ein Zug verräth das höchste Alterthum. Bei ihm ist nämlich nicht der Löwe, sondern der Bär der König der Thiere und dieß bürgt uns für den Ursprung der Fabel in den deutschen Wäldern, in welchen der Löwe nur ein angemaßtes Zepter trägt. Somit ist also auch der Krankheit des Löwen, welche bei dieser Fabel, wenn sie vollständig sein soll, vorausgesetzt werden muß, wie wir nachgewiesen haben, der deutsche Ursprung gesichert.

Die Thiernamen.

Wir haben die deutsche Thierfabel in der ecbasis captivi bis in das zehnte Jahrhundert hinauf begleitet. Der Nachweis, daß die Krankheit des Löwen, welche wir als das charakteristische Merkmal der deutschen Thiersage betrachten, bei der Fabel vom Herzeßen vorausgesetzt werden muß, erlaubte uns der Schluß, daß sie schon im siebenten Jahrhundert unter uns bekannt war. Hieraus entsprang uns dann die Vermuthung, daß sie in Deutschland noch ein viel höheres Alter habe, daß sie so alt sei, als das deutsche Volk selbst. Da aber die ältesten Thierepen in dem heutigen Deutschland nicht entstanden sind, sondern in Lothringen, dem südlichen und nördlichen Flandern, da die Thiersage in Frankreich vorzüglich gepflegt und

ausgebildet worden iſt und unſer Reinhart auf eine franzöſiſche Quelle zurückweiſt, der Reineke auf eine flämiſche, ſo könnte uns das Thierepos von unſern weſtlichen Nachbarn ſtreitig gemacht werden. Was nun zuerſt die nördlichen Fläminge betrifft, ſo mögen wir mit ihnen als einem Zweige des deutſchen Volks nicht rechten: wir geſtehen ihnen zu, daß die jüngere proceſsartige Geſtalt der Thierſage bei ihnen zuerſt zur Ausbildung gelangte; auch an der ältern, aus welcher ſich jene, wie wir gezeigt haben, hervorbildete, hat Flandern, zumal wenn wir das ſüdliche hinzunehmen, den bedeutendſten Antheil genommen. Den Titel des claſſiſchen Bodens der Thierfabel, welchen Grimm ihm ertheilt hat, ſind wir nicht geſonnen, ihm vorzuenthalten. Auch den Franzoſen ſollten wir und ſollten die Fläminge gleichfalls, die Ehre nicht verkümmern wollen, die Thierſage ſchon ſehr frühe mit großer Liebe gepflegt und ihrer Ausbildung in beiden Geſtaltungen näher geführt zu haben. Flandern und das benachbarte nördliche Frankreich waren ja überhaupt ſeit dem 11ten Jahrhundert die beiden Brennpuncte europäiſcher Bildung, wo Baukunſt und erzählende Poeſie am reichſten erblühten; die hier der Thierſage gewordene Pflege ſteht alſo nicht vereinzelt da.

Aber auch Deutſchland fordert ſein beſcheiden Theil. Die ecbasis captivi des lothringer Mönchs und ſomit die älteſte Fabel von der Krankheit des Löwen glauben wir ſchon wegen der Berührung mit der deutſchen Heldenſage durch den Schauplatz der Haupthandlung am Wasgenſtein für uns in Anſpruch nehmen zu dürfen. Der Elſäßer Heinrich der Glichesaere hat uns die ſchönſte und ausgebildetſte Darſtellung der ältern Geſtalt der Thierſage erhalten, und die

Urſache der Krankheit des Löwen allein bewahrt. Und warum ſollten wir uns nicht der höhern Vollendung rühmen dürfen, welche die jüngere Thierſage in unſerm Reineke erhielt? Der deutſchen Thiermärchen und der zum Theil höchſt ergötzlichen und trefflich dargeſtellten kleinern Stücke zu geſchweigen. Aber unſer Anſpruch an die Thierfabel haftet tiefer und iſt ältern Urſprungs. Was die Franzoſen davon beſitzen, haben ſie nicht aus der keltiſchen oder römiſchen, ſondern aus der deutſchen Erbſchaft. Der Beweis liegt in den Namen der Thiere. Die beiden Träger der Thierfabel der Fuchs und der Wolf ſind Reinhart und Iſengrim mit deutſchen Namen genannt, ja der Eigennamen des erſten hat ſogar das alte Apellativ goupil (vulpes) verdrängt. Auch die wichtigſten andern Eigennamen ſind deutſch als Baldewin, Grimbart (Gremberht), Tibert (Dietpreht), Berfrid (Berchtfrid), Herſant (Herſwint), Richeut (Richild). Es kann nichts verſchlagen, daß für dieſe Namen erſt im zwölften Jahrhundert Zeugniſſe auftauchen. Sie müßen früher entſprungen oder die Thierſage erſt ſpät aus deutſchredenden Landen in Frankreich eingewandert ſein. Denn das iſt einleuchtend, wären ſie unter der Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache entſtanden, ſo würden die Thiere nicht deutſche Namen und ſo paſſende tragen.

Heimat der Thierdichtung.

Grimm ſpricht es als eine Thatſache aus, daß die Thierſagendichtung auf die Niederlande, das nördliche Frankreich und weſtliche Deutſchland örtlich eingeſchränkt geblieben ſei, indem weder Südfrankreich, Italien und Spanien, noch au-

der andern Seite das celtiſche Sprachgebiet, England, Scandinavien und die ſlaviſchen Völkerſchaften von der Thierſage berührt worden. In Bezug auf Deutſchland möchte dieſe Begrenzung zu enge ſcheinen, indem weder die nordöſtlichen Gegenden, in welchen unſer Reineke Vos entſtand, noch die Heimat mancher kleinern Stücke dabei bedacht worden. Anderſeits könnte man es als eine Beſtätigung ſeiner Wahrnehmung betrachten, daß die Fabel vom Herzeßen ſich in ſüdöſtlichen Ländern mit Heldenſagen verband, was ſchwerlich geſchehen wäre, wenn der ganze Zuſammenhang der Thierſage dort lebendiger geblieben wäre. In dieſen Gebieten überwog die Heldenſage gerade wie umgekehrt in Flandern, wo die Thierſage ſich am reichſten entfaltete, Kaiſer Ermenrichs Schatz, die letzte fortlebende Erinnerung der Heldendichtung in das Thierepos aufgenommen wurde.

Thierepos überhaupt.

Wenn die deutſche Heldenpoeſie ſich mit der griechiſchen nicht meßen kann, wenn alle Lieder, die unſer Heldenbuch bilden die zwei homeriſchen nicht aufwiegen, ſo mag es uns dafür zu einigem Troſt gereichen, daß die Völker des Alterthums unſerm Thierepos nichts von gleichem Werth entgegenzuſetzen haben. Denn die Batrachomyomachie, ein vortreffliches Stück echter Thierſage, berührt das geſammte Leben der Thierwelt zu wenig und die äſopiſchen Fabeln ſind Bruchſtücke eines wohl einſt in der Grundlage vorhanden geweſenen, aber niemals zu völliger Ausbildung gelangten Thierepos. Für die Geſchichte unſerer Poeſie iſt es bezeichnend, daß gerade

Flandern und das nördliche Frankreich an der Ausbildung der Thierſage den gröſten Antheil nahmen, diejenigen Länder, aus welchen mit dem neuen Ritterthum der romantiſche Geiſt nach Deutſchland überſtrömte, der unſere auf altheidniſcher Grundlage eben ſo gründlich als groſsartig wie die antike angelegte Heldendichtung nicht zu ihrer vollen Blüthe gelangen ließ, weil ſich die begabteſten Geiſter der Nation den von Weſten eindringenden, an ſich viel geringern welſchen Stoffen zuwandten, die ſchon von dem neuern Geiſte durchdrungen waren, der ſich dazumal wenigſtens im Ritterſtande, welchem die Pflege der Dichtkunſt zugefallen war, aller Gemüther unaufhaltſam bemächtigte. Freilich iſt das Thierepos und was unſere Dichter ſich von jenen welſchen Stoffen angeeignet haben, kein voller Erſatz für den unwiederbringlichen Verluſt einer, auf der alten mythiſchen Grundlage gleichmäſsig fort- und ausgebildeten Heldendichtung.

Weſen der Thierfabel.

Das Weſen der Thierfabel, nicht der äſopiſchen wie ſie uns überliefert iſt oder gar wie ſie Leſſing aufgefaſst hat, wo ſie nur noch eine trockne Moral, eine nüchterne Verſtandeslehre mit epigrammatiſcher Schärfe zuſpitzt, ſondern der deutſchen, die uns in den bisher beſprochenen Gedichten als ein groſses zwiegeſtaltetes Ganze vorliegt, das von innerer Luſt getragen in ruhiger unbewuſter Breite ſtrömt, dieſs Weſen iſt nicht bewuſste Satire, nicht ſarkaſtiſche Schilderung des Hofelebens, noch weniger pamphletartige Verhöhnung der Zuſtände, des Lebens und Treibens an einem beſtimmten Hofe, wie das letzte Eccard und Mone angenommen haben und Rollenhagen in

jener Nachricht über Nicolaus Bauman vorauszuſetzen ſcheint, wie das zweite bald nach dem Erſcheinen des Reineke die herrſchende Meinung war, wie das erſte noch jetzt die verbreitete und nicht alles Grundes entblößte Anſicht bleibt. Vielmehr iſt es die poetiſche Auffaßung des Thierlebens als eines nicht bloß menſchenähnlichen, ſondern ſtatt mit thieriſchen Trieben, mit menſchlichen Abſichten erfüllten Daſeins, wie wir demgemäß ſchon oben die Verſchmelzung des menſchlichen mit dem thieriſchen Element als den höchſten Reiz der Thierſage bezeichneten. Es iſt J. Grimms groſſes Verdienſt, uns dieß gelehrt zu haben. Wenn er aber die Satire gänzlich hinwegleugnet, ſo mag er Recht behalten, ſo lange es ſich von dem Weſen der Dichtungsart handelt; in die uns überlieferten Thierfabeln oder Thierepen iſt ſie tief genug eingedrungen, in die letzten Bücher unſeres Reineke allzu tief, beſonders was die kirchlichen Zuſtände betrifft, und gerade dieſen Anſpielungen verdankte das Gedicht in der Zeit der Reformation, zu der es eben zurecht kam, hauptſächlich Wirkung und Erfolg. „Ganz milde Satire," bemerkt Grimm, „aber eben die treffendſte und von der meiſten Wirkung in dieſen Dichtungen, iſt die unperſönliche, wie z. B. in der Henne Heiligſprechung und den Wundern auf ihrem Grabe erſcheint: es iſt, wenn man will nicht einmal Satire, nur Nachahmung des menſchlichen Treibens, von leiſer Ironie begleitet." Wenn man will, fügen wir hinzu, ſo mag man auch aus dem Reineke die Satire hinwegleugnen, denn die hier auf die kirchlichen Miſsbräuche geſchwungenen Geiſſelhiebe ſind ſelbſt für die Satire allzu heftig und ſcharf.

Inhalt.

Seite.

Einleitung. . . . . I.
Reineke Vos. . . . . II.
Heinrich von Alkmar. . . . . II.
Nicolaus Baumann. . . . . IV.
Verdienst des Verfaßers. . . . . VII.
Reinaert. . . . . IX.
Reinhart. . . . . XI.
Roman du Renart. . . . . XIII.
Lateinische Gedichte. . . . . XV.
a) Isengrimus. . . . . XV.
c) Renardus. . . . . XIX.
c) Echasis captivi. . . . . XX.
Die Krankheit des Löwen. . . . . XXIII.
Die Thiernamen. . . . . XXIX.
Heimat der Thierdichtung. . . . . XXXI.
Thierepos überhaupt. . . . . XXXII.
Wesen der Thierfabel. . . . . XXXIII.

Erſtes Buch.

Kapitel. Seite.

I. Wie der Löwe, der König der Thiere, einen Landfrieden ausrufen ließ und alle Thiere an ſeinen Hof entbot. . 1

II. Wie Reineke der Fuchs von dem Wolf und vielen andern Thieren vor dem König verklagt ward. . . 3

III. Wie Grimbart der Dachs Reineken verantwortet vor dem Könige, und wie er dem Wolf auch einige ſeiner Miſſethaten verbält. 7

IV. Wie der Hahn in großer Betrübniß kommt, vor dem König über Reineke zu klagen, und ſeine Miſſethat beweiſt. . 13

V Wie der König zu Rathe ging mit ſeinen Unterſaſſen und Räthen, wasmaßen er die Bosheit des Fuchſes richten und rächen ſollte, und wie die todte Henne begraben ward. . 16

VI. Wie Braun der Bär mit einem Brief zu Reinecken geſandt ward, und wie er ihn fand und anſprach. . . 20

VII Wie Reineke ſich vorſichtig bedachte, und dann hinausging und Braunen mit freundlichen Worten willkommen hieß. 24

VIII. Wie Reineke Braun den Bären dahin geleitete, wo er Honig eſſen ſollte, was ihm übel bekam, und wie ihn Reineke betrog, und ihn mit dem Haupt und den Füßen in einen Baum oder Block geklemmt da ſtehen ließ. . . 28

IX. Wie der gefangene Braun von den Bauern geſchlagen wird, endlich doch loskommt, und ſich ins Waſſer begiebt. 31

X Wie Reineke den geſchlagenen Bären am Waſſer liegen

Kapitel. Seite.

fand, und ihn verspottete, und wie Braun sich schweigend hinwegmachte. 36

XI. Wie Braun der Bär sehr übel zugerichtet an den Hof zurückkam und Reineken verklagte. 39

XII. Wie Hinze der Kater von dem Könige zu Reineken gesandt ward, ihn zum andern Tage zu laden und mitzubringen, und wie er fuhr. 41

XIII. Wie Hinze der Kater von Reineke verrathen ward, und wie Reineke Frau Giermund besuchte. . . 47

XIV. Wie der gefangene Hinze geschlagen und geschändet ward, und so endlich loskam. 51

XV. Wie Reineke dem Dachs antwortete, der ihn zu Hof entbot, und ihm rieth, mit ihm zu gehen. . . . 57

XVI. Wie Reineke von seinem Weibe Urlaub nahm und mit dem Dachs zu Hofe ging, und wie er unterwegs beichtete. 59

XVII. Wie Reineke fortfährt, seine Missethaten zu beichten, sonderlich, wie er den Wolf manchmal betrogen habe. . 68

XVIII. Wie Reineke mit Grimbart dem Dachs weiter zieht nach des Königs Hof und an einem Kloster vorüberkommt. 71

XIX. Wie Reineke an den Hof vor den König kommt, vor dem er sich demüthig neigt, und Viele findet, die über ihn klagen. 74

XX. Wie Reineke von vielen Widersachern schwer verklagt wird, und wie er sich gegen Jeden verantwortete, zuletzt aber durch Zeugen überführt und zum Tode verurtheilt ward. 79

XXI. Wie Reineke gefangen und zum Tode geführt ward,

Kapitel. Seite.

und wie Reineken's Freunde den Hof verließen. . . 80

XXII. Wie Reineke um Zeit bat, um öffentlich zu beichten, und was er beichtete, um sich loszulügen. 85

XXIII. u. XXIV. Wie der König Schweigen gebot, und Reineken von der Leiter wieder herabsteigen ließ, um ihn besser auszufragen. 90

XXV. Wie Reineke seine angefangene Lüge von dem Schatz verfolgt. 98

XXVI. Wie Reineke fortfährt von seinem untreuen Vater, und welch Ende der nahm, womit er seine Lügen beschließt. 100

XXVII. Wie Reineke den König und die Königin mit Lügen verleitet und sie nach dem Schatze lüstern macht. . . 102

XXVIII. Wie Reineke dem König und der Königin dankt und seine Lügen fortspinnt. 105

XXIX. Wie Reineke falsche, aber scheinbare Ursachen vorschützt, warum er nicht mit dem Könige nach dem Schatze reisen dürfe. 107

XXX. Wie der König Reineken öffentlich alle seine Missethaten vergab, und Jeglichem gebot, Reineken und die Seinen in Ehren und Würden zu halten. 111

XXXI. Wie Reinekens Gegner erschracken und übel zufrieden waren, als Reineke freikam, und wie Braun und Isegrim gefangen und mißhandelt wurden. . . . 113

XXXII. Wie dem Isegrim die Vorderfüße und seinem Weibe die Hinterfüße abgestreift wurden, wovon Reineke Schuhe bekam, und wie dem Braun ein Stück aus seinem Fell geschnitten ward zu einem Känzel für Reineke. . . 116

Kapitel. Seite.

XXXIII. u. XXXIV. Wie Reineke Urlaub nahm und von Hofe schied, und that als ging er auf die Pilgerschaft, und wie ihm der Widder den Stab gab und den Ränzel umhängte. . 117

XXXV. Wie Reineke Lampen mit sich hineinnahm und tödtete, und wie er seinem Weibe erzählte, in welcher Weise er freigekommen sei. 122

XXXVI. Wie Bellin Lampen zurückforderte, und wie Bellinen betrügliche Antwort gab. 129

XXXVII. Wie Reineke Bellin den Widder betrog und ihn zu Falle brachte. 130

XXXVIII. Wie Bellin Lampes Haupt im Ranzen trug, was er selber nicht wußte. 134

XXXIX. Wie Braun und Isegrim der Haft entlassen wurden, und wie der König den Widder und sein ganzes Geschlecht in ihre Gewalt gab zur Entschädigung und Sühne. . 137

Zweites Buch.

An den Hof des Königs kamen alle Thiere und Vögel zu einer großen Versammlung, über Reineke Klage zu führen. 140

I. Von dem großen Hofe, den der König hielt, und wie mancherlei Vögel und Thiere dahin kamen. . . . 141

II. Wie der König auf die Klage des Kaninchens und der Krähe ergrimmte, und was er sprach. 147

III. Wie der König im Zorne sich mit allen Thieren und Vögeln bespricht, und Reineken heimsuchen will, und wie das Isegrim und Braun sehr wohl behagt. . 149

IV. Wie der Dachs zu Reineken lief und ihn warnte. . 152

Kapitel. Seite.

V. Wie Reinecke von ſeinen Kindern ſprach und am andern Tage mit dem Dachs nach des Königs Hofe ging. . 156

VI. Wie Reinecke mit ſeinem Neffen, dem Dachs, abermals an den Hof des Königs ging, und wie Reinecke beichtete. 159

VII. Wie Reinecke noch beichtet, und etliche Sünden mit dem böſen Beiſpiel der Prälaten entſchuldigt. . . . 165

VIII. Fortſetzung von Reinekens Beichte, zum Tadel der Böſen, zum Lobe der Guten. 169

IX. Wie Martin der Affe nach Rom reiſte, Reinecken begegnete und ſeine Sache übernahm, und von Etlichen in Rom. 175

Drittes Buch.

I. Wie Reinecke mit Grimbart dem Dachs an den Hof kam und wie Reinecke vor dem König zu ſprechen begann. 181

II. Wie Reinecke alle ſeine Bosheiten entſchuldigte, insbeſondere von der Krähe und dem Kaninchen. . . . 183

III. Wie der Wolf und der Bär betrübt wurden, als ſie ſahen, daß die Krähe und das Kaninchen nicht bei ihrer Klage blieben und ſich davon machten, und wie der König Reinecken verhörte. 190

IV. Wie die Affin dem König erzählt von dem Mann und der Schlange, um den König ſanfter gegen Reinecken zu ſtimmen. 194

V. Wie der König Reinecken abermals vor Gericht über Lampens Tod befragte, und wie große Lügen Reinecke, ſich zu entſchuldigen, log. 203

Kapitel. Seite.

VI. Wie Reineke von dem erſten Kleinode über die Maßen lügt und ſagt, es ſei ein Ring mit einem Edelſtein geweſen, deſſen Tugend er mit Lügen lang und breit beſchreibt. 205

VII. Wie Reineke andere Lügen vorbringt, erſt von einem köſtlichen Kamm, und dann von einem Spiegel. . . 209

VIII. Wie Reineke zur Beſtärkung ſeiner Lügen von dem wunderbaren, ſchönen und koſtbaren Spiegel ſpricht, von ſeiner Beſchaffenheit und Tugend und von den Hiſtorien, die darauf gebildet waren, erſtlich von dem Manne, dem Pferde und dem Hirſchen. 213

IX. Wie Reineke von dem Eſel und dem Hunde erzählt und damit ſeine Lügen von dem Spiegel mehrt. . . . 216

X. Hier erzählt Reineke die dritte Geſchichte, die auf dem Spiegel gebildet ſtand: von ſeinem Vater, dem alten Fuchs, und dem wilden Kater, den er übel anſchwärzt. 218

XI. Wie Reineke eine neue Geſchichte erſinnt, die auf dem Spiegel geſtanden habe, von dem Wolf und dem Kranich. 221

XII. Wie Reineke vor dem König von den Verdienſten ſeines Vaters ſpricht, wie der des Königs Vater mit der Leber eines ſiebenjährigen Wolfes geheilt habe. . . . 224

XIII. Wie Reineke noch Betrügliches ſpricht, ſich ſelbſt zu entſchuldigen und Andere zu belaſten, namentlich wie Wolf und Fuchs ein Schwein und ein Kalb zuſammen fingen. 229

XIV. Wie der König Reineken ſanftmüthiger ward, ſeinen Lügen glaubte, und ihn zu Gnaden annahm. . . 234

Viertes Buch.

Kapitel. Seite.

I. Wie Iſegrim der Wolf fortfuhr über Reineke den Fuchs zu klagen. 239

II. Wie Reineke ſich gegen Iſegrim den Wolf verantwortet, und wie er die Wölfin abermals anführte bei dem Brunnen, eine hübſche Fabel. 243

III. Wie Reineke von den Meeraffen oder Meerkatzen ſpricht, zu denen er mit dem Wolf gekommen ſei. 249

IV. Wie Reineke den Wolf unter die Meerkatzen bringt, wo er in groſe Lebensgefahr gerieth. 250

V. Wie Iſegrim, als er dem Reineke mit keiner Klage was anhaben konnte, ihm den Handſchuh bot, um ihn zum Zweikampf zu fordern. 259

VI. Wie die Affin Reineken lehrte, und mit andern ſeiner Freunde die Nacht über bei ihm blieb. 262

VII. Wie Iſegrim und Reineke ſich zum Kampfe trafen und welche Eide ſie ſich ſchwuren. 265

VIII. Wie der Kampf begann und welcher Liſt ſich Reineke bediente. 267

IX. Wie Reineke mit Liſt den Sieg gewonnen hatte. . 277

X. Wie Reineke vor dem König eine Fabel von den Hunden erzählt, die Gierigkeit zu geiſeln. 280

XI. Wie der König Reineken antwortete und ihn wieder in ſeine Ehren einſetzte. 283

XII. Wie Reineke mit groſen Ehren von Hofe ſchied und vor allen Andern des Königs Huld und Freundſchaft beſaſs. 284

XIII. Wie Reineke mit ſeinen Freunden nach ſeiner Burg zog und wie ſie Urlaub von ihm nahmen. . . . 288

Erſtes Buch.

Das erſte Kapitel.

Wie der Löwe, der König der Thiere, einen Landfrieden ausrufen ließ und alle Thiere an ſeinen Hof entbot.

Zu Pfingſten wars, als das geſchah,
Daß man die Wälder und Felder ſah
Grün bekleidet mit Laub und Gras,
Und mancher Vogel fröhlich ſaß
Und ſang in Hecken und Bäumen laut;
Die Blumen ſproßten und das Kraut,
Und würzten die Lüfte wunderbar:
Der Tag war ſchön, das Wetter klar.
Nobel, der König über alle Thiere,
Hielt Hof, und ließ ihn ſeine Couriere
Ausposaunen überall.
Da kamen viel Herren mit großem Schall,

Auch viel ſtolzer Geſellen kamen,
Die man nicht alle wüßte mit Namen,
Lütke der Kranich und Markwart der Häbr,
Die zogen allzumal daher;
Denn der König mit ſeinen Genoſſen
Hatte Hof zu halten beſchloſſen
Mit Freuden und mit großem Gepränge,
Und hatte zu Hof entboten die Menge
All der Thiere groß und klein,
Außer Reineke dem Fuchs allein.
Der hatte ſo viel am Hofe verſehn,
Er getraute ſich nicht, dahin zu gehn.
Wer übelthut, der ſcheut das Licht,
So that auch Reineke, der Böſewicht.
Er ſcheute des Königs Hofgelag,
Weil man nichts Gutes da von ihm ſprach.
Wie nun des Königs Hof begann,
Da war der Dachs der einzige Mann,
Der nicht über Reineken klagt' und ſchalt,
Der für ſehr falſch und loſe galt.

Das andere Kapitel.

Wie Reineke der Fuchs von dem Wolf und vielen andern Thieren vor dem König verklagt ward.

Isegrim der Wolf ging erst zu Rechte,
Seine Freunde, Verwandte, sein ganz Geschlechte
Folgten ihm vor den König nach.
Isegrim der Wolf hub an und sprach:
„Gnädiger Herr König hochgeboren,
Bei des Reiches Würde, zu dem ihr gekoren,
Laßt um Gerechtigkeit und in Gnaden
Euch erbarmen den großen Schaden,
Den mir Reineke der Fuchs hat gethan,
Von dem ich so manches Mal gewann
Große Schande und schweren Verdruß.
Vor Allem euch das erbarmen muß,
Daß er mein gutes Weib hat geschändet,
Und meine Kinder gehöhnt und geblendet:
Er feigte ihnen ins Angesicht;
Drei darunter sehen nun nicht,
Ganz starrblind wurden sie davon;
Mir selber that der Schalk noch Hohn.
Denn dahin gekommen wars zuletzt,
Daß ein Tag ward angesetzt,
Die Sache zu richten oder zu scheiden.
Da wollt er seine Unschuld beeiden;

Doch als ich ihn beim Worte nahm,
Reineke zu seiner Burg entkam.
Das wissen, Herr, Eure besten Leute,
Die mit mir sind und mir zeugen heute.
Herr, ich kann in einer Woche Frist
Nicht sagen den Trug und die Hinterlist,
Die Reineke, der lose, falsche Kumpan,
Mir schon zu Leide hat gethan.
Ja, wär alles Leder Pergament,
Das gemacht wird in der Stadt zu Gent,
Es reichte nicht, sie zu beschreiben:
Drum laß ich Vieles noch unterbleiben;
Doch meines Weibes Schmach verschmerz ich nicht,
Und räche sie noch, was auch geschicht."

Als Isegrim so seine Klage gethan,
Kam auch ein kleines Hündchen heran,
Das Wackerlos hieß, und französisch sprach.
Das klagte dem König mit O und Ach,
Einsmals, da es an Gut und Geld
Nichts gehabt auf der Gottes Welt,
Im Wintessturm, für Hunger und Durst,
Als ein kleines Stückchen Wurst,
Hab ihm Reineke das genommen.

Da war auch Hinze der Kater gekommen.
Im Zorn er vor den König trat

Und sprach: „Erlauchter Potentat,
Wohl mögt Ihr Reineken abhold sein,
Denn wir Alle, groß und klein,
Fürchten ihn mehr, als Eure Macht;
Doch was hier Wackerlos vorgebracht,
Das ist nun manches Jahr schon her.
Die Wurst war mein, doch klag' ich nicht mehr.
Denn einesmals auf meiner Jagd
Gerieth ich in eine Mühle bei Nacht,
Wo ich einen schlafenden Müller fand:
Dem nahm ich die Wurst, das sei Euch bekannt.
Hatte Wackerlos ein Recht an der?
Das kam von meinen Listen her."

Da begann der Panther und sprach sofort,
Als er vernahm des Katers Wort:
„Freund Hinze, laßt die Klage bleiben,
Ihr könnt damit nicht viel betreiben.
In Reineken ist nicht Ehre, noch Zucht,
Er ist ein Dieb und Mörder verrucht,
Das darf ich sagen bei meiner Treu',
Auch ist es diesen Herrn nicht neu.
Er raubt, er stiehlt recht als ein Dieb,
Er hat auch keinen Andern so lieb,
Und wenn es der König selber wäre,
Dem er Verderb an Gut und Ehre
Nicht gönnte, wenn er dabei gewänne

Einen fetten Biſſen von einer Henne.
Daß ich Euch das beweiſen mag,
So hat er geſtern noch am Tag
Das gröſßte Schelmenſtück auserdacht
Wider Lampe den Haſen, den ich hergebracht,
Das noch erdacht ward bis heran.
Er verbieß ihm unter des Königs Bann
Und binnen des Königs freiem Geleit
Den Glauben zu lehren der Chriſtenheit.
Zum Kaplan zu machen verſprach er ihn
Und hieß ihn vor ſich niederknie'n.
Sie begannen beide das Credo zu ſingen,
Doch Reineke ließ nicht von ſeinen Sprüngen
Und hielt Lampen zwiſchen ſeinen Klauen
Und begann ihm übel das Fell zu krauen.
Zufällig kam ich des Wegs entlang
Und hörte da der Beiden Geſang.
Das Credo, eben erſt begonnen,
Hatte ſchon ein Ende gewonnen.
Als ich ſie näher konnte ſeh'n,
Da fand ich Meiſter Reinecken ſteh'n,
Der brauchte von ſeinen alten Tücken
Und wollte Lampen den Hals zudrücken.
Er hätt' ihm gewiß das Leben genommen;
Wär' ich ihm nicht zu Hülfe gekommen,
So fuhr er hin zur ſelben Stunde.
Hier mögt ihr noch ſeh'n die friſche Wunde

An Lampen, dieſem frommen Mann,
Der doch Niemand was zu Leid thun kann.
Ich ſag' Euch, Herr König und all ihr Geſellen,
Denkt Ihr dies nicht zu rächen und abzuſtellen,
Daß der Friede, welchen der König verſprochen,
Von dieſem Diebe ſo wird gebrochen,
So werden dem König die Schuld beimeſſen
Viele, die es ſo bald nicht vergeſſen,
Und des Königs Kindern nach manchem Jahr."
Da ſprach Iſegrim: „Es iſt ſicher wahr,
Daß Reineke nimmer gut hier thut.
Wär' er todt, das wäre gut
Für uns All', die gern in Frieden leben.
Aber wird ihm dieſes jetzt vergeben,
So wird er in Kurzem noch Manchen berücken,
Der jetzt nicht glaubt an ſeine Tücken.

Das dritte Kapitel.

Wie Grimbart der Dachs Reineken verantwortet vor dem Könige, und wie er dem Wolfe auch einige ſeiner Miſſethaten vorhält.

Der Dachs war Reinekens Bruderſohn,
Der begann und ſprach mit kühnem Ton;
Er nahm ſich am Hof des Fuchſes an,
Der doch ein falſcher und loſer Mann.
Zu dem Wolfe hub er an ſofort:

„Herr Isegrim, es ist ein altes Wort:
Des Feindes Mund gar selten lobt,
Wie ihr an meinem Ohm erprobt.
Wär' er, wie ihr, zu Hof gekommen
Und wär' beim König wohl aufgenommen,
Herr Isegrim, wie ihr nun seid,
Es däucht' euch schwerlich an der Zeit,
So lästerlich auf ihn zu schmälen
Und die alten Geschichten uns vorzuerzählen.
Doch was ihr ihm gethan zu Leid,
Das lasst ihr klüglich all beiseit.
Es ist noch etlichen Herrn wohl kund,
Wie ihr mit Reineken schlosst den Bund,
Als zwei gleiche Gesellen zu leben.
Das erzähl' ich diesen Herrn nur eben,
Denn mein Oheim litt in Wintersnoth
Um Isegrims willen schier den Tod.
Einst kam ein Fuhrmann, auf dessen Wagen
Lauter große Fische lagen.
Davon hätt' Isegrim gegessen gern,
Doch sie zu bezahlen, fehlt' es dem Herrn.
Da brachte er meinen Ohm in die Noth;
Seintwillen legt' er sich für todt
Recht an den Weg mit Lebensgefahr.
Es wurden ihm saure Fische fürwahr.
Als Jener nun gefahren kam
Und meinen Ohm daselbst vernahm,

Hastig zog er den Sarras heraus,
Meinem Ohm zu machen den Garaus;
Der aber rührte sich nicht mehr:
Da wähnt' er, daß er gestorben wär,
Warf ihn auf den Wagen und dacht ihn zu stillen.
Das wagt er Alles um Isegrims Willen!
Als er sich wieder ans Fahren gab,
Warf Reineke etliche Fische herab.
Isegrim, der nachgeschlichen kam,
All diese Fische zu sich nahm.
Reineke sprang herab von dem Wagen,
Das Fahren mocht ihm nicht länger behagen;
Gern hätt er auch von den Fischen begehrt,
Doch Isegrim hatte sie alle verzehrt;
Er hatte sich über Macht beladen
Und mußte hernach arzneien und baden;
Dem Gesellen bracht er ein Theil der Gräte,
Die er selber zu essen verschmähte.
Ich sag Euch noch bei der Treue mein,
Reineke wußt einst ein fettes Schwein,
Wo das am Heerd geräuchert ward:
Das hatt er dem Isegrim offenbart.
Sie gingen hin auf gemeine Gefahr:
Dem Reineke ward es sauer fürwahr.
Er kroch zum Fenster hinein und warf
Das Schwein herunter, zu Beider Bedarf.
Viel große Hunde das Haus bewachten,

Die Reineken viel zu schaffen machten:
Ihm ward sein gutes Fell zerzaust;
Derweil hatt Isegrim das Schwein geschmaust.
Als er mit Noth lebendig entkam,
Und dahin lief, wo er den Freund vernahm,
Er klagt' ihm sein Leid und heischte sein Loos.
Der sprach: „Ein Stück gar schön und groß
Verwahrt' ich dir, da nimms und iß,
Und benag es wohl, fett ist es gewiß."
Das Stück, das er da sollt empfangen,
War das Krummholz, daran das Schwein gehangen.
Reineke konnte vor Hunger nicht sprechen:
Hätt er wohl Grund, den Streich zu rächen?
Ich sag Euch, gnädiger König hehr,
Selcher wohl hundert oder mehr
Hat Isegrim Reineken angethan.
Das Aergste laß ich noch aus der Bahn.
Wenn Reineke sich am Hofe gestellt,
So rückt er wohl selber damit ins Feld.
Verzeiht, Herr König, edler Monarch,
Daß ich euch sage, was sich euch selbst nicht barg;
Ihr Herrn vernahmt mit eignen Ohren,
Welch thöricht Wort der Wolf verloren:
Er selber schmähte hier sein Weib,
Die er schützen sollte mit Seel und Leib,
Und ihrer Ehre Verwalter sein.
Mehr als sieben Jahre mag es sein,

Daß Reineke Giermund, der schönen Frauen,
Einen Theil seiner Treue wollte vertrauen.
Es geschah bei einem Abendtanz,
Denn Isegrim war außer Lands;
Ich geb' Euch nach bestem Wissen Bescheid:
Da geschah in höfischer Freundlichkeit
Oft Reinekens Willen — mehr sag' ich nicht.
Was sollt' es? sie klagt ja selber nicht.
Sie genaß alsbald von solchem Fieber!
Wozu der Worte mehr darüber?
Wär' Isegrim klug, er schwiege davon,
Es bringt ihm doch nur Spott und Hohn."

Der Dachs fuhr fort: „Noch klagt der Hase
Ein Mährchen und eine Seifenblase.
Wenn er seine Lection nicht wußte,
Reineke, der ihn belehren mußte,
Durft' er seinen Schüler nicht schlagen?
Das würd' uns Allen übel behagen.
Sollte man die Schuljungen nicht kasteien,
Nicht mahnen von ihren Bübereien:
Was lernte wohl ein frecher Knabe?
Nun klagt noch Wackerlos, er habe
Eines Winters eine Wurst gehabt,
Die hab' ihm Reineke weggeschnappt.
Die Klage hätt' er besser verhohlen:
Ihr hört ja wohl, sie war gestohlen.

Male quäsitum, male perditum:
Mit Recht kommt man mit Schwänken drum,
Das man genommen hat mit Ränken.
Wer will Reineken das verdenken,
Daß er gestohl'nes Ding ihm nahm?
Ein jeder Edle von hohem Stamm
Soll Diebe hassen und soll sie fangen.
Hätt' er den Wackerlos aufgehangen,
Wer dürft' ihm das zu Uebel kehren?
Er unterließ es dem König zu Ehren,
Weil der den Blutbann übt allein;
Doch ist sein Dank dafür nur klein.
Reineke ist ein rechtfertiger Mann,
Der kein Unrecht leiden kann.
Seit der König Frieden und Geleit
Verkündigen ließ, in all der Zeit
Stellt er keiner Seele mehr nach;
Er ißt nur einmal jeglichen Tag,
Er sperrt sich wie ein Klausner ein,
Und denkt nur seinen Leib zu kasteien,
Trägt auf dem Leib ein Kleid von Haar,
Er aß kein Fleisch seit einem Jahr,
Einer, der gestern von ihm kam,
Sagt es, weder Wild noch Hahn.
Malepartus, sein festes Haus,
Hat er verlassen und baut eine Klaus;
Vom Büßen ward er bleich und hager,

Er hungert, durstet und fastet sich mager:
Das will er für seine Sünden tragen.
Was schadet ihm, daß sie ihn hier verklagen,
Wo er sich nicht vertheidigen kann?
Kommt er, sie haben ihm doch nichts an."

Das vierte Kapitel.

Wie der Hahn in großer Betrübniß kommt, vor dem König über Reineke zu klagen, und seine Missethat beweist.

Da so geendet das Wortgefecht,
Kam Henning der Hahn mit seinem Geschlecht
In den Hof des Königs gefahren.
Auch ward auf einer Todtenbahren
Eine todte Henne, Frau Krazfuß, gebracht;
Die hatte Reineke umgebracht
Und Hals und Haupt ihr abgebissen:
Das sollte nun der König wissen.

Der Hahn kam vor den König heran
Und sah ihn mit Betrübniß an.
Ihn geleiteten zwei große Hähne,
Die weinten um die Todte manche Thräne.
Der eine war geheißen Kreiant,
Der Hähne bester, die man fand

Zwiſchen Holland und Frankreich.
Der andere, Kantart, war ihm gleich,
Ein biedrer Mann von kühnem Herzen;
Sie trugen beide brennende Kerzen.
Der Henne Brüder waren die
Und riefen Ach und Weh um ſie;
Um Krauſuß, ihrer Schweſter, Tod
Trugen ſie tiefer Trauer Noth.
Zwei andre ſah man die Bahre tragen,
Man hörte fern ihr Weinen und Klagen.

Vor den König trat da Henning der Hahn,
„Gnädiger Herr König!“ hub er an,
„Geruht und hört mich an in Gnaden,
Und erbarmt euch über den großen Schaden,
Der mir von Reineken ist geschehn,
Und meinen Kindern, die hier stehn.
Denn da der Winter war vergangen
Und man Blumen, Laub und Gras sah prangen
In schöner Blüthe und grünem Kleid,
Da war ich voller Fröhlichkeit,
Mein zahlreich junges Geschlecht zu sehn,
Denn ich hatte junger Söhne zweimal zehn,
Und schöner Töchter zweimal sieben:
Wie mochte die zu leben gelieben!
Die all' mein Weib, die Henne klug,
In eines Sommers Frist mir trug.
Sie waren stark und guter Dinge
Und suchten ihr Futter im Hofberinge
Der Mönche, den, von der Mauer umzogen,
Sechs Hunde schützten, stark und verwogen.
Sie bewahrten meine Kinder und hatten sie lieb:
Das haßte Reineke, der arge Dieb,
Daß die so fleißig wachten darinnen
Und er nichts erschnappen konnt' und gewinnen.
Wie oft umschlich er die Mauer bei Nacht,
Arglistig uns aufzulauern bedacht!
Wenn das die Hunde kriegten zu wissen,

So mußt' er laufen, sonst wurd' er zerrissen.
Sie kriegten ihn einmal zwischen die Klauen,
Da ward ihm das Fell nicht übel zerhauen.
Mit Noth entkam er zu jener Zeit;
Da waren wir fein eine Weile queit.
Nun hört mich weiter, König hehr!
Jüngst kam er in Klausnersgestalt daher,
Reinecke, dieser alte Verräther;
Einen Brief auch wies mir der Uebelthäter,
Euer Siegel war daran zu seh'n,
Darin fand ich geschrieben steh'n,
Ihr verheißet Frieden und sichres Geleit
Der ganzen Thier- und Vogelheit.
Er sprach, er wär' Einsiedler geworden
Und lebte in einem harten Orden,
Darin er seine Sünden büßen wollte;
Daher ich ihn nicht mehr fürchten sollte:
Ich könne vor ihm in Sicherheit leben,
Er habe sich ganz der Welt begeben,
Entsagt aller fleischlichen Begier.
Er zeigte mir Kutte und Scapulier,
Ein Zeugniß von seinem Prior dabei,
Damit ich desto sicherer sei.
Endlich wies er mir noch gar
Unter der Kutte ein Kleid von Haar.
Mit dem Gruß zuletzt verließ er mich:
„Gott dem Herrn befehl' ich dich.

Ich geh' in die Klause, wo ich wohne,
Ich muß noch lesen die Sext und die None
Und die Vesper dazu, von diesem Tag.
Lesend ging er, und stellte uns nach.
Da war ich fröhlich und sorgenfrei
Und rief alsbald meine Kinder herbei,
Sagt ihnen die Zeitung — das gab ein Fest! —
Die mir verkündigt Eu'r Manifest,
Daß Reineke Klausner geworden wär',
Wir brauchten ihn nicht zu fürchten mehr.
Mit ihnen allen ging ich da vor die Mauer:
Da ward uns aber die Freude sauer.
Reineke hatt uns aufgepaßt,
Kam aus dem Busch mit schleichender Hast;
Die Pforte hatt' er uns abgelaufen,
Und griff mein bestes Kind aus dem Haufen;
Das aß er auf, und ward nun kecker,
Als unser Blut gekostet der Lecker,
Da konnt' uns weder Jäger noch Hund
Bewachen vor seinem lüsternen Schlund.
Er stellt uns zu allen Zeiten nach,
Sowohl bei Nacht als auch bei Tag,
Und beraubt mich so von den liebsten Kindern.
Wie sah ich ihre Zahl sich vermindern!
Ihrer waren jüngst noch zwanzig und vier,
Reineke raubte sie alle schier,
Mir bleiben jetzt nur fünf, nicht mehr:

Deß laßt Euch erbarmen, Herr König hehr!
Meinen Jammer klag' ich zu dieser Stunde;
Noch gestern jagten ihm die Hunde
Meine Tochter ab, die biß er todt,
Hier bring' ich sie in meiner Noth.
Ihr seht, was mir zu Leid geschehn
Das laßt Euch doch zu Herzen gehn.

Das fünfte Kapitel.

Wie der König zu Rathe ging mit seinen Unterfassen und Räthen, wasmaßen er die Bosheit des Fuchses richten und rächen sollte, und wie die todte Henne begraben ward.

Der König sprach: „Herr Dachs, kommt her.
Eu'r Ohm, der Klausner, hört ihr, wie schwer
Der Fromme fastet und sich kasteit?
Leb' ich ein Jahr noch, es wird ihm leid!
Wozu der Worte noch viel verthan?
Zu euch nun sprech' ich, Henning der Hahn!
Eure todte Tochter, ein gutes Huhn,
Dem will ich der Todten Gerechtigkeit thun:
Ich laß ihr erst die Vigilie singen
Und sie dann zur Erde bringen.
Das soll mit großen Ehren geschehn.
Darauf will ich zu Rathe gehn,

Mit dieſen Herrn den Mord beſprechen,
Wie wir ihn am beſten mögen rächen.“

Da gebot er beiden, Jungen und Alten,
Sie ſollten ihr die Vigilie halten.
Als nach des Königs Gebot ward gethan,
Und ſie begannen und ſtimmten an
Das Placebo Domino
Und was dann folgte von A bis O,
Ich ſagt' euch, würd' es nicht zu lang,
Wer die Antiphonen ſang
Und wer die Reſponſen, wie ſich's gebührt;
Doch kürz' ich's, weil es in's Weite führt.
Die Henne ward zu Grabe gebracht,
Von Marmor ein Stein zurecht gemacht,
Der groß und dick und viereckt war,
Dazu polirt, wie Glas ſo klar,
Und große Buchſtaben drein gehauen,
Daß man klärlich mochte ſchauen,
Wer darunter lag begraben.
Alſo lauteten die Buchſtaben:
„Kratzfuß, von Henning's Töchtern die beſte,
Die viel Eier gelegt in die Neſte,
Die wohl zu ſcharren verſtand und zu ſchaben,
Liegt unter dieſem Stein begraben.
Reineke hat ſie todtgebiſſen:
Sie will, die ganze Welt ſoll's wiſſen.

Wider Recht geſchah's, mit arger Liſt:
Deſto mehr ſie zu beklagen iſt."
Alſo nahm die Schrift ein Ende.
Der König bat nun die Herren behende,
Die Klügſten im Rathe, ſich wohl zu beſprechen,
Wie die That am beſten ſei zu rächen
An dem Fuchs, den man nicht für den beſten ſchätzt.
Da riethen ihm die Herren zuletzt,
Weil ſie Reinekens Schliche wohl kannten,
Man ſollt' ihm entbieten durch einen Geſandten,
Daß er's um Schaden noch um Frommen
Nicht unterlaſſen ſollte, zu kommen
An des Königs Hof, am Herrentage,
Und daß Braun der Bär die Botſchaft trage.

Das ſechſte Kapitel.

Wie Braun der Bar mit einem Brief zu Reineken geſandt ward, und wie er ihn fand und anſprach.

Der König ſprach zu Braun dem Bären:
„Euch will ich mit dieſer Botſchaft beehren.
Ich befehl' euch, Braun, werbt ſie mit Fleiß;
Doch ſeht euch vor, ſeid klug und weiſ':
Sehr falſch iſt Reineke und voll von Ränken,
Er weiß manch loſen Rath zu erdenken;

Er wird euch ſchmeicheln und belügen,
Und kann er, wird er euch ſicher betrügen. " —
„O nein," ſprach Braun, „beruhigt Euch nur,
Ich ſag' Euch bei meinem höchſten Schwur,
So laſſ' es Gott mir nimmer glücken,
Wenn mich Reineke höhnen ſoll und berücken;
Ich wollt es ſo übel ihm wieder eintränken,
Daß er zu bleiben nicht wüßte mit ſeinen Schwänken."

Da machte Braun der Bär ſich auf
Mit ſtolzem Muth, den Berg hinauf;
Durch eine Wüſte, groß und lang,
Nahm er zuvörderſt ſeinen Gang.
Dann kam er, wo zwei Berge lagen
Und ſein Neffe Reineke pflegte zu jagen;
Er war erſt dort den Tag zuvor.
So kam er vor Malepartus Thor.
Denn Reineke hatte manch ſchönes Haus;
Doch Malepartus, die Burg, voraus
War die beſte von allen gar:
Da lag er, wenn er in Sorgen war.
Als Braun nun vor dem Schloſſe ſtand
Und deſſen Thor geſchloſſen fand,
Durch welches Reineke pflegte zu geh'n,
Da blieb er vor der Pforte ſteh'n
Und bedachte ſich, was zu beginnen.
„Freund Reineke," rief er, „ſeid ihr drinnen?

Ich bin Braun, den der König zum Boten erkoren.
Er hat bei seinem Gott geschworen,
Kommt ihr nicht an Hof zu Gericht,
Oder bring' ich euch mit mir nicht,
Da Recht zu nehmen und zu geben,
So soll es euch kosten euer Leben.
Bleibt ihr aus, ihr verwirkt des Königs Gnade,
Euch ist gebraut mit Galgen und Rade;
Drum rath' ich euch gut, mit mir zu kommen."

Reineke hatte wohl Alles vernommen;
Er lauerte drinnen und dachte bei ſich:
Wenn es das Glück doch wollte, daß ich
Den Bären bezahlte für die Worte,
Die er ſo hochfährtig ſpricht vor der Pforte!
Ich will's bedenken, das iſt das Beſte.
Da ging er tiefer in ſeine Veſte.
Malepartus war ein winkliger Ort,
Hier ein Loch, eine Höhle dort,
Viel krumme Schlüfte, eng und lang,
Und zur Flucht manch wunderlicher Gang,
Die konnt' er zuthun und verſperr'n,
Wenn er hörte, daß der Feind nicht fern.
Wenn er ſeinen Raub hinein brachte,
Oder wußte, daß man ihn zu fahen gedachte
Um ſeine falſche Miſſethat,
So fand er hier den ſicherſten Rath.
Auch lief einfältig hinein manch Thier,
Das fing der Verräther mit ſchlauer Gier.

Das ſiebente Kapitel.

Wie Reineke ſich vorſichtig bedachte, und dann hinausging und Braunen mit freundlichen Worten willkommen hieß.

Als Reineke ſo des Bären Worte
Vernommen hatte, bei der Pforte,
Da glaubt' er dem Stolzen nicht alsbald,
Er ſorgte vor einem Hinterhalt.
Doch als er's gründlich jetzt vernommen,
Daß Braun alleine war gekommen,
Da war's gar um ſeine Furcht gethan.
Er ging hinaus und ſprach ihn an:
„Willkommen, Ohm Braun, in meinem Heimweſen!
Ich hatte ſo eben die Veſper zu leſen,
Drum konnt' ich nicht eher zu euch kommen.
Ich hoffe gewiß, es ſoll mir frommen,
Daß ihr hieher gekommen ſeid.
Seid willkommen, Ohm Braun, zu jeder Zeit;
Weiß ich gleich Dem keinen Dank,
Der da Schuld iſt, daß ihr dieſen Gang
Uebernahmt, der zu ſchwer euch war.
Ihr ſchwitzt ja, daß euch trieft das Haar.
Fand unſer Herr, der König reich,
Keinen andern Boten zu ſenden, als euch?
Denn ihr ſeid der größte, der edelſte Mann,
Den man am Hofe finden kann.

Doch wird es mir ganz absonderlich frommen,
Daß ihr zu mir seid her gekommen.
Sehr wird mir helfen euer kluger Rath
Bei dem König, der uns zu gebieten hat.
Hättet ihr die Fahrt nicht übernommen,
Ich wär' doch morgen zu Hof gekommen.
Zwar dünkt mich jetzt in meinem Sinn,
Daß ich zu geh'n unfähig bin.
Ich aß mich heut' schier übersatt
An fremder Speise, das macht mich matt;
Der ganze Leib, sebt, schwoll mir an."
Da fragte Braun: „Was aßet ihr dann?"
Reineke sprach: „Was hülf' euch das,
Wenn ich euch sagte, was ich aß?
Es war schlechte Kost, die ich hier traf;
Ist doch ein armer Mann kein Graf!
Wissen wir Bess'res nicht aufzutreiben,
So essen wir frische Honigscheiben.
Das aß ich heut' aus Hunger auch;
Davon ist mir so dick der Bauch.
Ich mußt' es essen wider Willen
Und kann die Schmerzen nun nicht stillen.
Wenn ich was Bess'res finden kann,
So rühr' ich keinen Honig an."

Verwundert sprach Herr Braun sofort:
„Ei, ei, was hör' ich für ein Wort!

Dünkt Honig euch so wenig werth,
Den Mancher doch mit Fleiß begehrt?
Honig ist eine so süße Speise,
Die ich vor allen Gerichten preise.
Reineke, helft mir daran zu kommen,
So bedenk' ich wieder euer Frommen." —
Er sprach: „Ohm Braun, es ist euer Spott!" —
„O nein," sprach Braun, „so helfe mir Gott!
Sollt' ich spotten? das thu' ich nicht."
Da gab ihm Reineke, der rothe, Bericht:
„Ist das euch Ernst, das laßt mich wissen:
Seid ihr des Honigs so beflissen?
Hier wohnt ein Bauer, heißt Rüstefeile,
Es ist nur eine halbe Meile,
Der hat viel Honig, versteht mich recht,
Nie sahl ihr es mehr noch eu'r ganzes Geschlecht."
Braun den Bären gelüstete sehr,
Nach Honig stund all sein Begehr:
Er sprach: „Zeigt mir den Weg dahin,
Ich gedenk' es euch wieder, so wahr ich bin;
Wenn ich mich Honigs satt sollt' essen,
Man müßt' ihn mir mit Scheffeln messen."
Reineke sprach: „Nur gleich an die Fahrt!
Der Honig werde nicht gespart.
Ich bin zwar noch gar schlecht zu Fuß,
Die Liebe jedoch mich stärken muß,
Und die Ehrfurcht vor des Königs Gesandten;

Auch weiß ich keinen von meinen Verwandten,
Dem ich Gutes ſtets ſo gern gegönnt;
Zumal ihr mir wieder dienen könnt
Gegen meine Feinde und ihre Klage,
An des Königs Hof, am Herrentage.
Ich mach' euch Honigs ſatt und voll
Noch heut', von dem beſten, merket wohl;
Ihr werdet ihn nicht alle mögen."
Doch Reineke ſprach es von derben Schlägen.

Reineke lief voraus geſchwind,
Da folgte Braun ihm nach wie blind.
Reineke dachte: will's gelingen,
Ich will dich ſchön auf den Honigmarkt bringen.
Sie kamen bald an Rüſtefeil's Haus:
Da freute Braun ſich im Voraus;
Doch deß er ſich freute, das ward zunicht, —
So geht es noch manchem unklugen Wicht.

Das achte Kapitel.

Wie Reineke Braun den Baren dahin geleitete, wo er Honig eſſen ſollte, was ihm übel bekam, und wie ihn Reineke betrog und ihn mit dem Haupt und den Füßen in einen Baum oder Block geklemmt da ſtehen ließ.

Der Abend war heran gekommen:
Da hatte Reineke vernommen,
Daß Küſtefeil, wie ſtets er pflag,
Zu Haus in ſeinem Bette lag.
Küſtefeil war als Zimmermann
Berühmt; in ſeinem Hofe ſah'n
Sie eine Eiche, die wollt' er zerkloben.
Schon hatt' er eingeſchlagen oben
Zwei Keile, die waren glatt.
Reineke merkt' es an der Statt.
Das Holz war ſchon an einer Seite
Geſpaltet in einer Ellen Weite.
Er ſprach: „Nun hört mich, Oheim Braun!
Seht hier, in dieſem hohlen Baum
Iſt des Honigs mehr, als ihr wohl glaubt.
Nun ſteket tief hinein das Haupt,
Uebernehmt euch nicht, ich rath' euch zum Frommen,
Es möchte euch übel ſonſt bekommen
In euerm Leib, laßt euch berichten.
Braun ſprach: „Reineke, ſorgt mit nichten.
Meint ihr gar, ich ſei ein Fraß?

Zu allen Dingen gut iſt Maaß."
Alſo ward der Bär zum Thoren:
Er ſteckte das Haupt bis über die Ohren,
Nebſt den Vorderfüßen in den Spalt.
An die Arbeit gab ſich Reineke bald:
Er brach die Keile heraus mit Kraft, —

Da lag der Bär in ſchmählicher Haft;
Die Eiche klemmt' ihm Haupt und Füße,
Ihm half nicht Schelten, noch Schmeicheln ſüße;
Sonſt war er ſtark und kühn, doch nun
Hatt' er mit Ueberkraft zu thun.

So brachte der Neffe den Ohm mit Liſt
In den Baum, aus dem keine Rettung iſt.
Er begann zu heulen und zu ſchnarren,
Mit den Hinterfüßen im Sand zu ſcharren,
Und machte ſolchen Lärm vor dem Haus,
Daß Rüſtefeil eilends ſprang heraus.
Was bedeutet, dacht' er, dies Geheul?
Er brachte mit ein ſcharfes Beil
Für den Fall, daß es zu brauchen wär'.
Braun lag indeß in Aengſten ſchwer.
Der Kloben, drin er lag, ihn kniff,
Er zog und zerrte ſich, daß er pfiff:
Die Müh' war all umſonſt geſcheh'n;
Schon glaubt' er, nimmer zu entgeh'n.
Auch Reineke meint' es, und ſah Rüſtefeil
Von ferne kommen mit dem Beil.
Da rief er dem Bären: „Wie ſteht es, Braun?
Eßt nicht zu viel, das rath' ich euch traun,
Des Honigs! Sagt mir, mundet der Schmaus?
Ich ſehe, Rüſtefeil kommt heraus,
Vielleicht will er den Gaſt bedenken
Und will euch auf die Mahlzeit ſchenken."
Hiermit ging Reineke heim zuhand,
Nach ſeinem Schloß, Malepartus genannt.

Das neunte Kapitel.

Wie der gefangene Braun von den Bauern geschlagen wird, endlich doch loskommt und sich ins Wasser begiebt.

Da kam Küſtefeil gerannt:
Als er den Bären gefangen fand,
Da gab er haſtig ſich ans Laufen:
Er wuſte einen Bauernhaufen
Im Wirthshaus ſitzen überm Bier.
Er ſprach: „Kommt eilends all mit mir!
Es hat ſich in meinem Hofe dort
Ein Bär gefangen, auf mein Wort!“
Sie folgten ihm all und liefen ſehr;
Ein Jeder nahm mit ſich ſeine Wehr,
Was er zuerſt zu faſſen bekam,
Der die Gabel, jener die Hacke nahm,
Der dritte den Spieß, der vierte den Rechen,
Der fünfte ging einen Stab aus dem Zaune brechen.
Der Kirchherr und der Küſter beide
Kamen auch hin mit ihrem Gereide.
Die Pfaffenköchin, Frau Jütte genannt,
Die die beſte Grütze im ganzen Land
Bereiten konnte, auf den Socken
Kam ſie gelaufen mit ihrem Wocken,
An dem ſie den ganzen Tag geſeſſen,
Den armen Braun damit zu meſſen.

Als Braun hörte den Lärm mit Angſt und Noth,
Gefangen lag er auf den Tod:
Da zog er das Haupt heraus mit Gewalt;
Doch ſitzen blieb ihm in dem Spalt
Von Geſicht und Ohren Haar und Haut:
Ein kläglicher Thier ward nie geſchaut.
Das Blut ihm über die Ohren lief.
Zwar brachte er das Haupt heraus, doch tief
Hielt ihm der Spalt die Füße gefaßt.
Nun ruckt' er ſie auch heraus in Haſt,
Als wär er raſend und ganz von Sinnen.
Da blieben ihm die Klauen drinnen
Und das Fell dazu von beiden Füßen.
Der Honig war nicht von dem ſüßen,
In dem ihm Reineke Hoffnung gemacht.
Eine üble Reiſe hatte Braun vollbracht,
Ja, es war ihm eine ſorgliche Fahrt:
Das Blut lief hell über ſeinen Bart;
Die Füße ſchmerzten ihn ſo ſehr,
Er konnte nicht gehen noch ſtehen mehr.
Da kam Küfefel, der zu ſchlagen begann;
Sie fielen ihn allzumalen an:
Alle, die mit ihm kamen daher,
Braunen zu ſchlagen war ihr Begehr.
Der Pfaffe trug einen langen Stab:
Wie manchen Schlag er damit ihm gab!
Er konnte ſich nirgend nur verſchnaufen,
Sie bedrängten ihn in dichtem Haufen,

Ein Theil mit Spießen, ein Theil mit Beilen,
Der Schmied mit dem Hammer und mit der Feilen;
Etliche hatten Schaufeln, etliche Spaten:
Damit zermürbten sie ihm den Braten.
Sie gaben ihm so manchen Schlag,
Daß er im eigenen Unrath lag.
Ihn schlugen Alle, die Großen und Kleinen:
Schloppe mit den krummen Beinen,
Und Ludolf mit der breiten Nase,
Die schlugen ihn, als wär's ein Hase.
Auf seine krummen Finger stolz,
Schlug ihn Gerold mit dem Riegelholz,
Und sein Schwager Kuckelrei,
Am schlimmsten schlugen ihn die Zwei.
Aber Quak und dazu Frau Jutte,
Und Talke Lorden Quacks, die schlug mit der Butte.
Nicht die allein, nein all' die Frau'n,
Nach dem Leben stunden sie dem Braun.
Er mußte nehmen, was man ihm brachte;
Kuckelrei des Lärms am meisten machte,
Denn er war der edelste von Geburt.
Frau Willigtraut von der Schweinefurt
War seine Mutter, das war bekannt,
Sein Vater aber blieb ungenannt;
Doch raunten die Bauern unter einander,
Der Stoppelmesser wär's, der schwarze Sander,
Ein stolzer Mann, für sich allein.

Auch mußte Braun von manchem Stein
Den Wurf empfangen auf ſeinem Leib:
Sie warfen nach ihm, Mann und Weib.
Zuletzt kam Rüſtefeil's Bruder geſprungen
Und hat einen mächtigen Knüttel geſchwungen
Und gab ihm einen Schlag auf's Haupt,
Daß er aller Sinne lag beraubt.
Dem Schlag entſprang lebendig Braun,
Wie raſend fuhr er zwiſchen die Frau'n,
Und hatte ſich ſo als Weiberhaſſer,
Daß ihrer etliche fielen in's Waſſer,
Das da verbeiſſen, ziemlich tief.
Da begann alsbald der Pfaff' und rief
Und war beinah' ſchon halb verzagt:
„Da treibt Frau Jutte, meine Magd,
Die in dem Pelz und grauen Socken;
Seht, hier liegt auch noch ihr Wocken.
Nun helft ihr allzumal davon!
Zwei Tonnen Bieres geb' ich zum Lohn,
Auch ſollt ihr großen Ablaß kriegen!“ —
Da ließen ſie Braun für todt da liegen,
Und liefen haſtig zu den Weibern,
Sie heraus zu zieh'n mit naſſen Leibern.
Da ſie dies betrieben, dieweil
Kroch Braun ins Waſſer in zorn'ger Eil',
Und brummte dabei vor Schmerz und Grimmen.
Er dachte ſich nicht, er könne ſchwimmen:

Er wußte nicht andern Rath zu erdenken,
Als ſich hier ſelber zu ertränken,
Daß ihn die Bauern nicht mehr ſchlügen.
Da wollt' es ſich ihm ſo glücklich fügen,
Er konnte noch ſchwimmen, und ſchwamm fürwahr.
Ja, als dieß die Bauern wurden gewahr,
Mit großem Lärmen und mit Grämen
Riefen ſie: „Wetter, wir müſſen uns ſchämen!“
Sie ſahn's mit großer Ungeduld
Und ſprachen: „Das iſt der Weiber Schuld;
Zur Unzeit ſind ſie hieher gekommen:
Nun iſt er ſeiner Wege geſchwommen.“
Sie beſah'n den Block und wurden gewahr,
Daß noch darin ſaß Haut und Haar
Von Ohren und Füßen: das war ihnen lieb.
Sie riefen: „Komm wieder, ehrloſer Dieb!
Hier ſind deine Ohren und Handſchuh' zu Pfande!
So folgt ihm auf den Schaden die Schande!“
Doch war er froh, daß er entging.
Er fluchte dem Baum, der ihn fing,
Ihm die Haut von Füßen und Ohren ſchied;
Er fluchte Reineken, der ihn verrieth.
Dies war das Gebet, das er da ſprach,
Dieweil er in dem Waſſer lag.
Der Strom lief ſchnell und ſonder Raſt;
Er trieb herab mit gleicher Haſt
Und ward in einer kurzen Weile

Herabgeführt wohl eine Meile.
Da kroch er aus der Flut an's Land:
Betrübter Thier hat die Welt nicht gekannt.
Den Geist schon meint' er aufzugeben,
Er getraute länger nicht zu leben.
Er sprach: „O Reineke, falsches Geschöpfe!"
Auch dacht' er an die Bauerntröpfe,
Wie die ihn geschlagen und ausgestaupt,
Weil er so tief hinein gesteckt das Haupt.

Das zehnte Kapitel.

Wie Reineke den geschlagenen Bären am Wasser liegen fand, und ihn verspottete, und wie Braun sich schweigend hinwegmachte.

Als Reineke Fuchs mit Wohlbedacht
Seinen Ohm auf den Honigmarkt gebracht,
Wo er zu Schaden kam und großem Verluste,
Da lief er hin, wo er Hühner wußte:
Fing eins davon und eilte sehr
Das Thal herab am Wasser her.
Da hielt er seine Mahlzeit mit dem Huhn,
Und lief — denn er hatte noch viel zu thun —
Dem Wasser zu und trank zum Schmaus.
Oft sprach er: „Das freut mich überaus,
Daß ich den Bären so gebracht

In das Haus, das Rüſtefeil gemacht.
Ich weiß wohl, dieſer Rüſtefeile
Hat noch gar viel der ſcharfen Beile.
Braun war mein Feind, ſo lang' mir's denkt;
Das hab' ich ihm nun eingetränkt.
Ich hab' ihn Oheim zwar genannt,
Doch liegt er in den Block geſpannt.
Das ſchafft mir Lebenslang Behagen,
Er wird mich nun nicht mehr verklagen." —
Dieweil er ſo ging, der loſe Fant,
Da ſtieß er auf Braun, der da lag im Sand.
Da er ihn alſo liegen ſah,
Sehr unfroh wieder ward er da,
Darum, daß Braun noch am Leben war,
Und ſprach: „O Rüſtefeil, armer Narr,
Fahrläß'ger Lump, erbärmlicher Wicht!
Magſt du ſolche Speiſe nicht,
Von Geſchmack ſo gute, dazu ſo fette,
Die gern manch guter Mann doch hätte,
Und hatteſt ſie ſo nah' zur Hand!
Doch dünkt mich, ließ er dir ein Pfand!" —
So ſprach Reineke, da er den Braun
So betrübt und blutig mochte ſchau'n;
Deß freut' er ſich außer Maßen ſehr
Und ſprach: „Ohm Braun, wo kommt ihr her?
Habt ihr bei Rüſtefeil was vergeſſen?
Wartet, ich ſag' ihm an indeſſen,

Daß ihr hier seid, unverhohlen.
Ihr habt ihm gewiß den Honig gestohlen?
Oder habt ihr ihn vielleicht bezahlt?
Wie seid ihr doch so roth bemalt?
Das ist euch ja ein Schabernack!
War der Honig nicht von gutem Geschmack?
Ich weiß es noch mehr zum selben Kaufe.
Lieber Ohm, sagt an, bevor ich laufe,
Welchem Orden habt ihr euch zugesagt,
Daß ihr nun auf dem Haupte tragt
Ein roth Barett? Oder seid ihr Abt?
Er hat euch wohl nach den Ohren geschnappt,
Der euch die Platte hat geschoren?
Ihr habt ja euern Schopf verloren,
Dazu die Haut von euern Wangen!
Auch habt ihr die Handschuh' lassen hangen!"

Als Braun der scharfen Worte Fluß
Von Reineken hörte, zu seinem Verdruß,
Vor grimmer Pein konnt' er nicht sprechen,
Auch wußt' er hier sich nicht zu rächen.
Der Worte mehr nicht zu vernehmen,
Mußt' er sich wieder in's Wasser bequemen.
So trieb er mit dem Strome nieder
Und kroch zu Lande jenseits wieder.
Da lag er schwach und sehr unfroh
Und sprach zu sich selber so:

„Schlüg' Einer mich todt, ich kann nicht geh'n,
Und muß die Reiſe doch beſteh'n
An des Königs Hof zurücke,
So grob geſchändet von der Tücke
Reinekens, dieſes argen Wichts,
Der das Leben mir ließ und weiter nichts.
Dazu gereut ihn deſſen ſpäter,
Den argen Dieb, den Erzverräther." —
Er kroch und rückte mit großer Plage,
Und kam an den Hof am vierten Tage.

Das eilfte Kapitel.

Wie Braun der Bär ſehr übel zugerichtet an den Hof zurückkam und Reineken verklagte.

Da der König das vernahm,
Daß Braun zu Hofe wieder kam:
„Iſt das nicht Braun?" ſprach er unfroh;
„Genad' uns Gott, wie kommt er ſo!" —
Herr Braun zum König traurig ſprach:
„Euch klag' ich, Herr, dies Ungemach;
Was mir geſchah, Ihr ſeht mir's an:
Reineke verrieth mich, der ſchändliche Mann!"
Schnell hub der König an zu ſprechen:
„Das will ich ohne Gnade rächen.

Dürfte Reineke solchen Herrn,
Wie Braun ist, schänden? das bleibe fern!
Bei meiner Ehre, bei meiner Krone,
Wird ihm dafür nicht Alles zu Lohne,
Was Braun zu Recht von uns begehrt,
So trag' ich nimmermehr ein Schwert,
Wofern ich dies nicht wahr gehalten.
Da gebot er beiden, Jungen und Alten,
Die von des Königs Räthen dorten,
Sich zu besprechen mit kurzen Worten,
Wie man rächen möge die Missethat.
Da kam überein derselbe Rath,
Wenn es der König genehmigen wollte,
Daß man zum andernmal tagen sollte,
Und daß man Reineken sollt' entbieten,
Seines Rechts am Herrentag zu hüten
Wider allen Anspruch und alle Klage,
Und daß Hinze diese Botschaft trage
Zu Reineken, weil er ein kluger Mann.
Diesen Rathschlag nahm der König an.

Das zwölfte Kapitel.

Wie Hinze der Kater von dem Könige zu Reinecken gesandt ward, ihn zum andern Tage zu laden und mitzubringen, und wie er fuhr.

Als der König mit seinen Genossen
Sich so berathen hatt' und beschlossen,
Daß Hinze die Reise sollte wagen
Und zu Reineken die Botschaft tragen,
Sprach er zu Hinzen: „Merkt es euch gut,
Was diese Herren zu rathen geruht.
Geht und richtet es Reineken aus:
Diese Herren schickten euch in sein Haus;
Solle man ihn zum drittenmal laden,
So gereich' es zu ewigem Schaden
Ihm und seinem ganzen Geschlecht:
Das mög' er bedenken und merken recht.
Wie gern er Andern Eins versetzt,
Euch folgt er doch, weil er euch schätzt."
Hinze sprach: „Zu Schaden oder Frommen
Was beginn' ich, wenn ich hingekommen?
Sendet einen Andern, das rath' ich euch.
Thut oder laßt es, mir ist's gleich.
Eine kleine Person bin ich doch nur.
Braun, so ansehnlich von Statur,
Konnte Reineken nicht bezwingen!
Wie sollt' es mir denn wohl gelingen?"

Der König sprach: „Das macht es nicht;
Man findet manchen kleinen Wicht,
Der Weisheit hat und Kunst und List,
Die man bei großem Manne vermißt.
Ob ihr nicht groß seid von Person,
Klug, weis' und gelehrt, das seid ihr schon."

Hinze sprach: „Euer Wille geschehe!
Wohlan, wenn ich ein Zeichen sehe,
Steht das zu meiner rechten Hand,
Iſt's wohl um meine Fahrt bewandt." —

Als er eine Strecke Wegs von da
St. Martins Vogel fliegen sah:
„Heil," rief er, „edler Vogel hehr!
Wende deine Flügel hierher,
Und laß dich mir zur Rechten nieder!"
Der Vogel flog und ruhte die Glieder
Auf einem Baume, der da stand,
Und flog so Hinzen zur linken Hand.
Hierüber ward er sehr bestürzt,
Und meint', er wär' am Glück verkürzt.
Doch that er, wie noch Mancher thut,
Und machte sich selber bessern Muth.
Als er gen Malepartus kam,
Vor dem Hause traf er Reineken an,
Und sprach zu ihm aus freiem Muth:

„Gott, der gnädig iſt und gut,
Der mög' euch guten Abend geben!
Der König droht euch an das Leben,
Kommt ihr nicht mit gen Hof gefahren.
Dazu ſoll ich euch offenbaren:
Kommt ihr nicht hin und nehmet Recht,
So entgilt es euer ganz Geſchlecht.
Reineke ſprach: „Seid mir willkommen
Und gebe Gott euch Heil und Frommen,
Neffe Hinze, das gönn' ich euch wohl."
Reineke, der aller Bosheit voll,
Meinte das nicht aus Herzensgrund;
Er dacht' auf einen neuen Fund,
Wie er auch Hinzen möchte ſchänden
Und ſo ihn heim zu Hofe ſenden.
Reineke hatt' ihn als Neffen empfangen,
„Neffe," ſprach er, „was ſoll ich euch langen
Zu eſſen? Was ihr hier verzehrt,
Als Wirth hab' ich's euch gern gewährt,
Heut' Abend, eh' wir ſchlafen.
So ſoll man morgen uns Beide ſeh'n
Zum Hofe zieh'n bei Tageslicht.
Unter allen Verwandten wüßt' ich nicht
Den Zweiten, Hinze, auf den ich jetzt
Mein Zutrauen lieber hätte geſetzt.
Der gefräßige Braun kam trotzig her
Und zürnte mir im Herzen ſehr;

Dazu bedäucht' er mich so stark,
Daß ich noch nicht um tausend Mark
Mit ihm gegangen wär' so fern.
Mit euch aber, Neffe, geh' ich gern
Morgen beim ersten Tagesschein.
Mich dünkt's der beste Rath zu sein."
Von Hinzen ward ihm da versetzt:
„Nein, besser ist's, daß wir gleich jetzt
Zu Hofe geh'n selbander beide:
Der Mond bescheint so licht die Haide,
Der Weg ist gut, die Luft ist klar."
Reineke sprach: „Nachtwandern bringt Gefahr.
Mancher, dem wir bei Tag begegnen,
Wird uns freundlich grüßen und segnen;
Käm' er uns bei Nacht entgegen,
Er schüf' uns Leid und wenig Segen." —
Hinze sprach: „Reineke, sagt einmal,
Bleib' ich hier, was ist unser Mahl?"
Da versetzte der Fuchs in dieser Weise:
„Wir behelfen uns hier mit schlechter Speise:
Ich will euch geben, wenn wir bleiben,
Gute, frische Honigscheiben,
Süß und gut, deß seid berichtet." —
„Darauf hab' ich immer gern verzichtet,"
Sprach Hinze: „habt ihr sonst nichts im Haus?
Gebt mir doch eine fette Maus:
Damit bin ich am besten verwahrt;

Honig wird wohl von mir gespart."
Da sprach Reineke: „Laßt mich hören,
Mögt ihr so gerne Mäuse verzehren?
Ist das euch Fraß? das saget mir.
Ein Pfaffe wohnt nicht weit von hier,
Eine Scheune steht bei seinem Haus,
Darinnen ist so manche Maus,
Man führe sie nicht auf einem Wagen.
Wie oft hör' ich den Pfaffen klagen,
Daß sie ihm schaden bei Tag und Nacht." —
Hinze sprach mit Unbedacht:
„Wenn ihr mir freundlich seid gesinnt,
So bringt mich hin, wo Mäuse sind.
Es ist kein Wildpret in der Welt,
Das mir so gut als Mäuse gefällt." —
Reineke sprach: „Bei meiner Treu',
Ich weiß, wo es Mäuse gibt wie Heu.
Nun ich das höre und merke recht,
Daß ihr in ganzem Ernste sprecht,
So geh'n wir und beeilen den Schritt!" —
In gutem Glauben ging Hinze mit.
Zu der Scheuer kamen sie zuhand:
Von Lehmen war ringsum die Wand,
Durch die der Pfaff' die Nacht zuvor
Einen von seinen Hahnen verlor;
Denn Reineke hatt' ein Loch gebrochen
Durch die Wand; gern hätt' es gerochen

Martinet, des Pfaffen Sohn.
Auch hatt' er einen Fallſtrick ſchon
Davor geſetzt, mit ſolcher Liſt
Den Hahnen zu rächen in kurzer Friſt.
Reineke wußt' es, er ließ ſich nicht äffen.
Da ſprach er zu Hinzen, ſeinem Neffen:
„Kriecht durch dies Loch! Ich halte Wacht
Dieweil ihr mauſt: denn es iſt Nacht.
Ihr werdet da Mäuſe mit Haufen greifen:
Hört ihr, wie ſie vor Ueppigkeit pfeifen?
Seid ihr geſättigt, ſo kriecht hervor:
Ich harre euer vor dieſem Thor.
Heut Abend dürfen wir uns nicht ſcheiden,
So ſieht man morgen uns zwei Beiden
Den Hof beginnen unſ're Fahrt."
Hinze ſprach: „Bin ich auch wohl verwahrt,
Wenn ich einkriech'? Thu' ich klug?
Die Pfaffen ſind auch boshaft genug!" —
Da ſprach Reineke, der loſe Wicht:
„Seid ihr ſo blöde? das wußt' ich nicht.
So kommt und laßt uns wiederkehren
Zu einem Weibe, die uns mit Ehren
Wird empfangen, und uns auch geben
Gute Speiſe, bei der wir wohl leben
Mögen, iſt es auch keine Maus." —
Da ſprang Hinze in das Haus;
Denn als er dieſe Worte vernahm

Und Reinekens Spotten, das ſchuf ihm Scham.
Da war er gefangen in dem Neſte.
So ſchändete Reineke ſeine Gäſte.

Das dreizehnte Kapitel.

Wie Hinze der Kater von Reineke verrathen ward und wie Reineke Frau Giermund beſuchte.

Als in das Loch kam Hinze jetzt,
Vor das der Fallſtrick war geſetzt,
Und er des Strickes ward gewahr,
Und die große Noth, in der er war,
Da ihn der Fallſtrick hielt gefaßt:
Da erſchrack er ſehr, und that in Haſt
Einen Sprung, daß der Strick zuſammenlief.
Da ward er gar betrübt und rief
Wehmüthig den Gefährten an.
Als draußen Reineke das vernahm,
Da freut' er ſich und rief ins Loch:
„Hinze, die Mäuſe ſchmecken dir doch!
Sind ſie auch recht gut und fett?
Wenn der Pfaff' es wüßt' oder Martinet,
Wie ihr ſein Wildpret ſchmauſt in Ruh,
Er brächt' euch ſicher Senf dazu;
Solch höfiſcher Knabe Martinet iſt.

Singt man bei Hofe, wenn man ißt,
Wie ihr nun thut! so wollt' ich doch
Isegrim wär' in's selbe Loch
Wie ihr gesprungen oder gekrochen:
So wär' ich jetzt an ihm gerochen;
Er hat mir viel zu Leid gethan."
So sprach der Schalk und ging hindann,
Und ging nicht bloß auf Dieberei,
Auch auf Ehbruch aus und Verrätherei;
Nicht für Sünde hielt er Rauben und Morden.
Nun war er mit sich eins geworden,
Besuchen wollt' er Frau Gieremund.
Dazu hatt' er einen doppelten Grund:
Zuerst gedacht' er ihr abzufragen,
Was Isegrim über ihn wolle klagen;
Zum andern wollt' er ehebrechen,
Sich auf's neu' der alten Sünden erfrechen.
Reineke wußt' es auf ein Haar,
Wenn Isegrim zu Hofe war.
Der meiste Haß, der sich entspann
Zwischen Wolf und Fuchs, der hing daran,
Daß Reineke, dieser lose Dieb,
Buhlerei mit der Wölfin trieb.
Als Reineke vor ihrer Wohnung stand
Und die Wölfin ausgegangen fand,
Zu den Kindern sprach er da im Spott:
„Guten Abend geb' euch Gott,

Meine allerliebſten Stiefkinder!“
Das waren ſeine Worte, nicht mehr noch minder:
So ging er fort, auf's Stehlen aus.
Als nun Frau Hiermund kam nach Haus
Am Morgen, da es eben tagte,
Sie ſprach: „War Jemand hier, der nach mir fragte?“ —
„Ja, Pathe Reineke,“ ſprachen ſie gleich,
„War eben hier und frug nach Euch;
Er ſprach: wir wären ſeine Stiefkinder all',
Soviel hier unſer auch ſind im Thal.“ —
Da ſprach die Wölfin alſofort:
„Dafür ſoll ihn erſchlagen Mord.“ —
Zu rächen dachte ſie die Schmach
Und folgt' ihm unverzüglich nach.
Seine Wege waren ihr wohl kund,
Sie traf ihn an und ſprach zur Stund':
„Reineke, hört, was ſpracht ihr heute?
Ich muß wiſſen, was die Rede bedeute;
Meine Kinder machten mir's offenbar:
Ihr kriegt dafür ein böſes Jahr.“
Sie war ſehr zornig auf den Wicht,
Zeigt' ihm ein grimmiges Geſicht,
Und griff ihm unſanft nach dem Barte,
Daß er's wohl fühlte unter der Schwarte.
Er lief und wollte dem Zorn entweichen;
Doch ſie begann ihm nachzuſtreichen.
Nicht ferne lag eine wüſte Burg,

Sie liefen beide ſchnell hindurch:
Nun hört ein luſtig Abenteuer.
Es war ein brüchiges Gemäuer
An einem Thurm derſelben Burg:
Reineke lief in der Haſt hindurch.
Die Spalte war ſo ſchmal und enge,
Schon Reineke kam da ins Gedränge.
Frau Hermund war ein ſtarkes Weib
Und hatt' einen großen, dicken Leib.
Sie ſteckte den Kopf wohl in den Spalt,
Drängte, ſchob und zog mit Gewalt,
Sie will ihm folgen, doch wie ſie drücke,
Sie kam nicht vorwärts, noch zurücke.
Als Reineke das ſah, kam er zuhand
Von der andern Seite herum gerannt,
Und als er ſah, ſie ſitze feſt,
Fiel er ſie an und that ſein Beſt.
Sie rief: das wär' ein ehrlos Thun.
Er ſprach: „Wenn es nicht geſchehn iſt, geſchehe es nun!“ —
Der hat ſeine Ehre nicht wohl verwahrt,
Der ſo ſein Weib mit einer andern ſpart,
Wie Reineke that, der loſe Dieb;
Ihm war gleich viel, was er betrieb.
Als ſie loskam aus der Ritze dort,
War Reineke ſeines Weges fort.
Sie hatt' ihre Ehre wollen verwahren,
Und mußte noch größ're Kränkung erfahren.

Von Reineken laſſen wir's unterbleiben
Und wollen jetzt von Hinzen ſchreiben.

Das vierzehnte Kapitel.

Wie der gefangene Hinze geſchlagen und geſchändet ward, und ſo endlich loskam.

Als Hinze im Strick gefangen ward,
Schrie er erbärmlich nach ſeiner Art.
Martinet vernahm es jetzt,
Der den Strick hatt' an das Loch geſetzt.
In Eil' er aus dem Bette ſprang
Und rief erfreut: „Gott habe Dank!
Zur glücklichen Stunde aufgehangen
Ward mein Strick, drin iſt gefangen
Der Hühnerdieb nach meinem Wahn:
Bezahlen ſoll er mir den Hahn.“ —
Ein Licht entzündet er in Haſt;
Noch ſchlief das Volk in guter Raſt.
Er weckte Vater und Mutter auf
Und das Geſinde all zu Hauf':
„Geſchwind, der Fuchs iſt gefangen,
Wir wollen ihn wohl empfangen!“ —
Da kam geſprungen Groß und Klein;
Der Pfaffe miſchte ſich ſelber drein,

Mit leichtem Mäntelchen behangen;
Die Köchin kam mit Lichtern gegangen.
Nun ſtand ein Spieß dort an der Wand,
Martinet nahm ihn in die Hand
Und griff damit den Kater an:
Auch ward ihm mancher Schlag gethan
Auf das Haupt und auf den Kragen,
Bis er ein Aug' ihm ausgeſchlagen.
Von Allen kriegt' er Schläge viel;
Der Pfaffe hatt' einen Ferkenſtiel,
Wemit er Hinzen fällen wollte.

Als Hinze sah, daß er sterben sollte,
Ward er dem Pfaffen falsch und gram;
Indem er ihm zwischen die Beine kam,
Biß er und kratzt' er mit großem Zorn,
Er schändete den Pfaffen und raubt' ihm vorn
Nicht Alles, doch zum Drittel wohl,
Was der Mann zur Mannheit haben soll;
Das riß und spliß er ihm aus der Haut.
Der Pfaffe rief gar überlaut
Und fiel zur Erden ohne Macht.
Da sprach die Köchin mit Unbedacht:
„Der Teufel hat die Hand im Spiel."
Auch schwur sie hoher Eide viel,
Sie wollte Hab' und Gut drum geben,
Hätte sich dies Unglück nicht begeben;
Und hätte sie einen Schatz von Gold,
Daß sie ihn gern geben wollt',
Wenn ihr Herr nicht so geschändet wär'.
Denn sie sah ihn verwundet schwer;
Auch sah sie liegen bei der Wand
Das theure, nun verlorne Pfand.
„Der Teufel hat den Strick gesetzt!"
Begann sie, und sprach zu Martinet jetzt:
„Sieh', lieber Sohn, ist's nicht ein Leiden?
Dies ist von deines Vaters Geweiden.
Doch hat er Schaden, ich habe den größten,"
Sprach sie, und ließ sich Niemand trösten.

Den Pfaffen trug man derweil zu Bette:
Hinze lob, daß man sein vergessen hätte;
Doch war er noch in großer Noth
Und träumte sich wohl nur den Tod;
Auch war er verwundet und zerschlagen,
Doch begann er zu beißen und zu nagen
An dem Strick, in dem er lag:
Ob er sich noch löse? dem ging er nach.
Der Strick ging endlich in zwei Stücke:
Das dünchte Hinzen großes Glücke.
Er sprach bei sich: „Hier ist's nicht gut,
Länger weilen, wär' thörichter Muth."
So sprang er hastig aus dem Haus
Und eilte wieder den Weg hinaus,
Der zu des Königs Hofe ging;
Den erreicht' er, als der Tag anfing.
Er sprach: „Hat mich der Teufel die Nacht
Zu Reineke, dem bösen Verräther, gebracht!" —
Er kam zu Hofe sehr geschändet,
Dazu an einem Auge geblendet.
In der Pfaffen Haus hatt' er empfangen
Manchen harten Schlag an Zahn und Wangen;
Auch war er eines Auges los.
Der König sah's: sein Zorn war groß.
Er bräute Reineken ohne Gnad'
Und entbot alsbald in seinem Rath
Seine Weisen und Baronen all'

Und fragte, was ihm in diesem Fall
Zu thun gezieme, daß er zu Rechte
Den vielverklagten Reineke brächte?
Als sich der Klage so viel erhob,
Grimbart begann und sprach darob:
„Hier sind viel Kläger, gesteh' ich ein,
Doch wie schlecht mein Oheim möge sein,
Doch komme das freie Recht nicht zu Schaden:
Man soll ihn zum drittenmal laden,
Wie es geziemt dem freien Mann;
Und bleibt er aus, bestraft ihn dann,
So hab' er Alles das begangen,
Weßhalb sie ihn vor dem König belangen."
Der König sprach: „Und wer erfrechte
Sich wohl, daß er die Ladung brächte?
Wem ist sein Auge, sein Leben so müde,
Daß er den Schelm zu Hofe lüde?
Wer wagte Gesundheit und grade Glieder
Und käme doch ohne Reineke wieder?
Dazu hat hier wohl Niemand Lust."
Da sprach der Dachs aus freier Brust:
„Wenn Ihr mich, Herr König, zum Boten bestellt,
Ich lasse mich schicken, wohin Euch gefällt,
Ob Ihr mich heimlich, ob öffentlich sendet,
Und fürchte nicht, daß der mich schändet."
Der König sprach: „So geht sofort!
Ihr kennet die Klagen von Wort zu Wort.

Nehmt Weisheit mit und klugen Rath:
Reineke iſt ein loſer Kamerad.
Grimbart ſprach: „Das ſetz' ich in Wage!
Ich bring' ihn, hoff' ich, zum Herrentage.

So ging er gen Malepartus fort
Und fand ſeinen Oheim Reineke dort,
Sein Weib und ſeine Kinder zumal.
So begrüßt' er ihn in ſeinem Saal:
„Ohm Reineke, meinen Gruß zuvor!
Ihr ſeid ein gelehrter Mann, kein Thor,
Mich wundert, daß ihr des Königs Befehl
Mißachtet, verſpottet, ſonder Hehl.
Ich dächte doch, es wäre Zeit!
Ihr wißt wohl, wie man euch verſchreit;
Ich rath' euch, mit mir zu Hof zu kommen,
Euch bringt Verzögerung kein Frommen;
Zu groß iſt über euch die Klage,
Man lät't euch zum drittenmal zum Tage;
Wenn ihr nicht kommt — ihr büßt es ſchwer —
So zieht der König mit Macht daher,
Und belagert mit ſeinem Troß
Malepartus, dies euer Schloß;
Ja euern Kindern und euerm Weib
Wird es allen koſten Gut und Leib.
Ihr entgeht dem König ſo nicht mehr,
Drum iſt es euch die beſte Wehr,

Daß ihr zu Hofe kommt mit mir.
So klugen Rath erſinnet ihr,
Daß ihr mit Liſt noch mögt' entgeh'n.
Es iſt euch öfter wohl geſchch'n,
Daß ihr größere Gefahr beſtanden
Und entkamet ohne Pein und Schanden;
So liſtig habt ihr es betrieben,
Daß euern Feinden die Schande geblieben.

Das fünfzehnte Kapitel.

Wie Reineke dem Dachs antwortete, der ihn zu Hof entbot, und ihm rieth, mit ihm zu gehen.

So ſprach Grimbart zu Reineken frei.
Der Fuchs verſetzte: „Ich ſtimm' euch bei:
Am beſten iſt's, ich komme dar
Und nehme meines Rechtes wahr.
Der König, hoff' ich, thut mir Gnad',
Ich bin ihm nütz' in ſeinem Rath;
Nur allzuwohl erkennt er das,
Drum trifft mich ſeiner Leute Haß.
Es kann ohne mich der Hof nicht beſteh'n,
Und hätt' ich noch viel mehr verſeh'n.
Ich weiß, wofern es nur geſchähe,
Daß ich ihm unter die Augen ſähe,

Dem König, und nur mit ihm ſpräche,
Daß ich ſeinen Zorn mit Sanftmuth brächte.
Wie Viele der König bei ſich hat,
Die mit ihm geh'n in ſeinen Rath,
Ihm will doch Alles nicht zu Sinn,
Denn ſelten iſt Verſtand darin;
Ich ſchaff' allem den Rath herbei,
An welchem Hof ich immer ſei.
Wo Könige ſich und Herren vereinen,
Und ſubtilen Rath zu erſinnen meinen,
Da muß Reineke finden den Fund.
Das mißgönnen mir im Herzensgrund,
Denen ich ſo überlegen bin.
Drum haben ſie meinen Ungewinn
Geſchworen dort mit argen Tücken:
Das will mir ſchier das Herz erdrücken.
Ihrer Zehne ſind da ſicherlich,
Die ich viel mächtiger weiß als mich;
Das muß mir Sorg' und Kummer mehren.
Jedoch iſt's beſſer, daß ich mit Ehren
Mich ſelbſt mit euch nach Hofe mache
Und ſelber ſpreche für meine Sache,
Als daß hier Weib und Kinder mein
In Verdruß und Aengſten ſollten ſein.
Wir müßten gewiß zu Grunde geh'n,
Denn ich kann dem König nicht widerſteh'n;
Wenn es zum Aeußerſten kommen ſollte,

Müßt' ich ja doch thun, was er wollte.
Mithin, da ich Anderes nicht vermag,
Frommt mir nichts mehr, als ein guter Vertrag.

Das ſechszehnte Kapitel.

Wie Reineke von ſeinem Weibe Urlaub nahm und mit dem Dachs zu Hofe ging, und wie er unterwegs beichtete.

Reineke ſprach: „Frau Ermelein,
Ich befehl' euch nun die Kinder mein,
Daß ihr ſie wartet und verpflegt.
Vor Allem ſei euch an's Herz gelegt
Mein Jüngſter, Reinhart; er iſt noch klein.
Ihm ſteh'n die Fläumchen rings ſo fein
Um ſein Mäulchen, zart und weich:
Er wird einſt, hoff' ich, dem Vater gleich.
Hier iſt auch Roſſel, ein ſchöner Dieb,
Den hab' ich traun nicht minder lieb.
Pflegt dieſe Kinder beide gut,
Wenn ihr gerne meinen Willen thut,
Ich gedenk' es euch wieder, geräth es mir dort." —
Mit dieſen Worten ging er fort
Und ließ in ſeinem Schloß allein
Mit ſeinen zwei Söhnen Frau Ermelein;

Unberathen ließ er ſo ſein Haus:
Das betrübte die Füchſin überaus.

Sie waren eine kleine Strecke gegangen:
„Freund und Gönner," ſprach Reineke mit Bangen,
„Liebſter Neffe Grimbart, ich bebe
Vor Angſt und Sorgen, drin ich ſchwebe;
Ich fürchte, ich gehe nun in den Tod,
Auch trag' ich großer Reue Noth
Um die Sünden im Herzen, die ich gethan:
Drum bitt' ich gerne zu beichten an,
Lieber Neffe, hier bei dir,
Denn anders iſt ja kein Pfaffe hier.
Hab' ich meine Sünde bekannt,
Das iſt meiner Sache zum Beſten gewandt." —
Grimbart ſprach: „Wollt ihr mir erlauben:
Seht euch vor, nicht wieder zu rauben;
Dem Verrath, dem Diebſtahl ſetzt ein Ziel:
Eure Beichte hilft euch ſonſt nicht viel."
Reineke ſprach: „Das iſt mir bekannt:
Alſo beginn' ich; haltet den Rand.
Confiteor tibi pater et mater,
Daß ich der Otter und dem Kater
Und noch ſo Manchem Uebles gethan,
Und will Buße gern dafür empfah'n."
Grimbart ſprach: „Das verſteh' ich mit nichten:
Ihr müßt eure Beichte zu Deutſch verrichten,

Damit ich euch verſtehen kann.“
Reineke ſprach: „Auch hab' ich übel gethan
An allen Thieren, die da leben,
Und bitte, daß ſie mir vergeben.
Denn ich brachte den Bären, meinen Ohm,
Erſt in den Baum, dann in den Strom;
Blutig geſchlagen ward ihm ſein Haupt,
Er kriegte mehr Schläge, als Jemand glaubt.
Hinzen lehrt' ich die Mäuſe fangen:
Da blieb er in einem Fallſtrick hangen.
Auch ſchlugen ſie ihn mit allem Fleiß,
Eins ſeiner Augen war der Preis:
Das war meine Schuld, ich erkenn' es an.
Mit Recht auch klagt über mich der Hahn,
Ich hab' ihm ſeine Kinder genommen:
Mir waren ſie, groß oder klein, willkommen,
Ich ſchlang ſie all' in meinen Kragen:
Er mag ſich über den Fuchs wohl beklagen.“

Das ſiebenzehnte Kapitel.

Wie Reineke fortfahrt, ſeine Miſſethaten zu beichten, ſonderlich, wie er den Wolf manchmal betrogen habe.

„Den König ließ ich auch nicht frei,
Ich that der Schmach ihm mancherlei,“
Sprach Reineke, „und auch der Königin Ehr.
Sie verwindet es wohl nimmermehr.
Geſchändet ſind ſie beide von mir.
Auch hab' ich ferner, ſag' ich dir,
Iſegrim den Wolf geſchändet mit Fleiß,
Wozu ich jetzt die Zeit nicht weiß.
Er iſt nicht mein Ohm; ſo hieß ich ihn zwar,
Doch iſt er mir fremd mit Haut und Haar.
Es mag nun wohl ſechs Jahre ſein,
Da kam er zu mir in's Kloſter hinein
Bei Elemar, wohin ich eben
Meiner Sünden wegen mich begeben.
Er bat, daß ich ihm helfen ſollte,
Weil er auch gern Mönch da werden wollte:
Er meinte, da möcht' es ihm gelingen,
Und begann mit den Glocken zu klingen,
Das Läuten däucht' ihm gar ſo ſüße.
Ich ließ ihm binden beide Füße
An den Glockenſtrang, nach ſeinem Willen,
Daß er ſein Gelüſte möchte ſtillen

Und des Läutens bald erfahren ſein.
Doch wenig Ehre trug's ihm ein,
Denn er läutete ſo aus der Maßen,
Daß das Volk auf allen Straßen
In Aengſten war und Nöthen groß.
Sie meinten, der Teufel wäre los,
Liefen dahin, wo ſie hörten läuten,
Und eh' er ſagen konnt' und ſie bedeuten:
„Ich will mich hier der Welt begeben,"
Nahmen ſie ihm ſchier das Leben.
Er bat mich nachher, ich ſollt' ihm zu Ehren
Doch eine Platte laſſen ſcheeren;
Dort im Kloſter an der Elemar
Ließ ich ihm brennen und ſengen das Haar,
Daß ſich ihm die Schwarte zuſammenzog.
So that ich den Dampf ihm oftmals noch.
Ich lehrt' ihn einſtmals Fiſche fangen:
Da hat er auch manchen Schlag empfangen.
Ich führt' ihn einſt im Jülicher Land
Zu eines Pfaffen Haus, gar wohl bekannt;
Denn ringsum war kein Pfaffe reicher.
Der Mann hatt' einen langen Speicher,
Wo manche Speckſeite lag:
Da empfing er wieder manchen Schlag.
Auch hatt' er auf dem Speicher noch
Geſalzenes Fleiſch, in einem Trog.
Iſegrim brach ein Loch in die Wand,

Daß er des Fleiſches zu ſchlingen fand.
Ich konnte ganz bequem dahin:
Ihn da zu ſchänden, das war mein Sinn.
Er aß in ſolchem Uebermaß,
Daß durch daſſelbe Loch der Fraß
Nicht wieder konnte, wie vorher:
Ihm war der Bauch zu groß und ſchwer.
Da muſt' er ſolches Loos beklagen:
Den er hungrig leicht hindurch getragen,
Der ließ ihn ſatt nicht mehr heraus.
Ich ging und machte vor dem Haus
Großen Lärm, und weiterhin auch,
Daß ich zum Plagen brächte den Schlauch.
Ich lief dahin, wo der Pfaffe ſaß
Am gedeckten Tiſch und aß,
Und vor ihm ſtand ein Kapaun
Der wohl gebraten war und braun.
Ich ſprang geſchwind aus dem Verſteck,
Ergriff das Huhn und lief hinweg.
Der Pfaffe groß Halloh begonnte,
Er lief mir nach, ſo ſchnell er konnte.
Da ſtieß er unverſeh'ns im Laufen
Die ganze Tafel über den Haufen.
Es geſchah ihm ſelber nicht zu Dank:
Da lag die Speiſe, da lag der Trank.
Er rief: „Schlagt, werft, fangt, haut ihn todt!“
Da fiel der Pfaffe in den Koth.

Sie riefen Alle: „Schlag' ihn, ſchlag'!"
Ich lief voraus und ſie mir nach.
Des Volkes ward im Dorf ſo viel,
Meine arme Haut, das war ihr Ziel.
Den meiſten Lärm' der Pfaffe trieb;
Er rief: „Wer ſah' je kühnern Dieb?
Er nahm das Huhn mir, da ich ſaß
Ueber Tafel, und aß."
Ich aber lief ohn' Unterlaß
Bis vor den Speicher, wo Iſegrim ſaß.
Fallen ließ ich da das Huhn,
Zu ſchwer geworden war's mir nun.
Wider Willen mußt' ich es laſſen
Und lief geſchwind meiner Straßen.
Es war Zeit, daß ich von hinnen kam.
Da der Pfaffe das Huhn vom Boden nahm,
Hatt' er und die da mit ihm waren,
Iſegrim's Räbe ſchon erfahren.
„Schlagt, Freunde, ſchlagt ihn!" rief er immer;
„Hier iſt der Wolf, der iſt noch ſchlimmer.
Entkommt er uns, das bringt uns Schande
Hier im ganzen Jülicher Lande."
Ich weiß nicht, was ſich Iſegrim dachte,
Doch manche Wund' er von dannen brachte.
Seine Feinde machten ſolch Geſchrei,
Die Bauern kamen all' herbei
Und ſchlugen ihn, daß er lag für todt;

Sein Leben kam er nicht ſo in Noth.
Wenn man's auf eine Leinwand malte,
Wie er des Pfaffen Speck bezahlte,
Das müßte noch gar ſeltſam laſſen.
Da warfen ſie Iſegrim auf die Straßen
Und ſchleppten ihn über Stock und Stein:
Kein Leben ſchien in ihm zu ſein.
Sie warfen ihn in eine Düngerkaule,
Denn er ſelber ſtank, als ob er faule:
Er hatte ſich unter der Prügeltracht
Ueber und über voll Unrath gemacht;
Sie meinten All', er wäre todt.
So geſchlagen lag er in der Noth
Und blieb in ſolcher Ohnmacht
Liegen dort die ganze Nacht,
Als ein rechter armer Wicht.
Wie er hinwegkam, ſag' ich nicht;
Genauer weiß ich nicht Beſcheid.
Er ſchwur mir Huld mit einem Eid,
Es war ein Jahr nachher vielleicht;
Doch mit der Treue nahm er's leicht.
Ich wußt' auch wohl, warum er ſchwur:
Ihn hungerte nach Hühnern nur.
Daß man ihn tüchtig möchte walken,
Sprach ich von einem Hahnenbalken,
Wo ſieben Hühner Nachts der Ruh'
Pflegten, und ein fetter Hahn dazu.

Ich hatt' ihn bald dahingebracht;
Es war eine Stunde nach Mitternacht.
Da lag ein Laden auf einer Stützen:
Ich wußt' es, und dacht', es sollte mir nützen.
Ich that, als kröch' ich mit hinein;
Doch Isegrim mußte der Erste sein.
Ich sprach: „Ihr müßt euch nicht besinnen,
Denn wer die Beute will gewinnen,
Der muß dafür wohl etwas thun:
So habt ihr bald ein fettes Huhn."
Er kroch hinein und bangte sehr
Und ging und tastete hin und her.
Da schwur er einen theuern Schwur:
„Wir sind verrathen; keine Spur
Ist hier von Hühnern, glaubet mir das."
Da sprach ich: „Was hier vorne saß,
Das hab' ich selber weggenommen.
Wollen wir schaffen unser Frommen,
So müssen wir nicht verdrossen sein:
Kriechen wir tiefer nur hinein."
Schmal war der Balken über dem Thor,
Auf dem wir krochen; doch er war vor.
Während er nach den Hühnern spürte,
Bedacht' ich, wie ich ihm die Hölle schürte:
Ich kroch hinaus und barg die Haut,
Zu schlug das Fenster und klappte laut,
Als ich wegzog die stützende Latte.

Isegrim, der sich erschrocken hatte,
That hinab einen schweren Fall
Von dem Balken, denn der war schmal.
Da erschraken auch, die drinnen schliefen;
Die bei dem Feuer lagen, riefen:
Durch das hohe Fenster wär' etwas
Herabgefallen, sie wußten nicht was.
Sie stunden auf und schlugen Licht.
Als sie ihn sahen, ward der Wicht
Wund geschlagen bis auf den Tod.
So bracht' ich ihn in manche Noth,
Mehr als ich weiß zu dieser Frist;
Mich wundert, wie er entkommen ist.
Auch hab' ich solches noch betrieben
(Es wäre besser unterblieben)
Mit seinem Weib, Frau Gieremund,
Woraus ihr wenig Ehr' entstund;
Sie wird es nicht so leicht verwinden.
Jetzt, das ist es, was ich jetzt finden
Kann von Sünden und erdenken,
Die meine Seele möchten kränken.
Daß ich die Seele nicht möge verlieren,
Bitt' ich euch, mich zu absolviren.
Legt Buß' mir auf, ich will sie trägen."
Grimbart war listig und verschlagen,
Er brach ein Reis sich ab am Wege
Und sprach: „So schlagt euch, Ohm, drei Schläge

Auf eure Haut mit dieſem Reiſe,
Und legt es her, wie ich euch weiſe,
Und ſpringet dreimal d'rüber her,
Ohne zu ſtraucheln, in der Quer.
Küßt dann das Reis mit Ergebenheit,
Zum Zeichen, daß ihr gehorſam ſeid.
Dieſe Buße geb' ich euch gnädig,
So werdet ihr von allen Flecken ledig
Und von allen Sünden befreit,
Die ihr begingt vor dieſer Zeit;
Ich vergebe ſie euch allzumal,

Wie groß auch immer sei die Zahl.“ —
Reineke that's ohn' allen Verdruß.
Da sprach Grimbart: „Ohm, nun muß
Man eure Besserung an guten Werken,
An Psalmenlesen und Kirchgängen merken;
Haltet die gebotenen Fasten,
An Feiertagen sollt ihr rasten,
Die Kranken pflegen, die Armen speisen,
Und den Verirrten die Wege weisen;
Almosen müßt ihr willig geben
Und verschwören euer böses Leben,
Als: Verrathen, Rauben und Stehlen;
So kann euch die Gnade Gottes nicht fehlen.“
Reineke sprach: „Ich bin bereit
Und thu' es willig von dieser Zeit.“

Das achtzehnte Kapitel.

Wie Reineke mit Grimbart dem Dachs weiter zieht nach des Königs Hof und an einem Kloſter vorüberkommt.

Als Reineken's Buße war vollbracht,
Wie deß ſo eben ward gedacht,
Ging er zu Hof in ſich'rer Ruh'
Und ſein Beichtvater Grimbart dazu;
Sie kamen auf ein ebnes Land,
Da lag ein Kloſter zur rechten Hand;
Geiſtlichen Nonnen gehört' es zu,
Die Gott dienten ſpät und fruh.
Sie hatten Hahnen und Hennen viel,
Gänſe und ander Federſpiel,
Die oft ſich wagten vor die Mauern:
Da pflegt' ihnen Reineke aufzulauern.
Darum er zum dem Dachs begann:
„Gerad' auf dieſes Kloſter an
Führt uns unſre Straße hin.“ —
Er meinte die Hühner, das war ſein Sinn;
Er hatte ſie von fern geſeh'n
Vor der Mauer nach ihrer Weide geh'n.
Den Beichtvater er mit ſich nahm.
Als er den Hühnern näher kam,
Seine Augen gingen im Kopf umher.
Vor allen gefiel ein Hahn ihm ſehr,

Denn er war fett, und groß und jung.
Nach dem that Reineke einen Sprung,

Daß ihm alle Federn stoben.
Da mahnt' ihn der Dachs an sein Gelöben:
„Unseliger Ohm, was wollt ihr thun?
Wollt ihr schon wieder um ein Huhn
Euch in so große Sünde begeben,
Die ihr gebeichtet habt so eben?
Das heiß' ich eine schöne Reue!" —
Reineke sprach: „Bei meiner Treue,
Lieber Neffe, das ist in Gedanken geschehn!

Bittet Gott, es mir nachzuseh'n,
Ich will es künftig gerne laſſen." —
Da kehrten ſie wieder auf die Straßen
Und kamen über eine ſchmale Brücke;
Doch Reineke ſah noch oft zurücke
Nach den Hühnern wieder, die da gingen;
Vergebens ſucht' er ſich zu bezwingen.
Schöſſ Einer das Haupt ihm ab mit dem Bogen,
Es wär' nach den Hühnern hingeflogen.
Grimbart merkte wohl dies Betragen:
„Reineke," ſprach er, „unerſättlicher Kragen!
Wo kreuzen die Augen euch wieder umher?" —
„Ohm," ſprach Reineke, „die Sünd' iſt ſchwer,
Daß ihr voreilig und wider Recht
In meinem Gebet mich unterbrecht!
Laßt mich doch ſprechen ein Paternoſter
Für der Hühner Seelen in dieſem Kloſter
Und auch der Gänſe, ihnen allen zu Gnaden,
Davon ich viele brachte zu Schaden,
Die ich dieſen heiligen Nonnen
Mit ſchlauen Liſten hab' abgewonnen." —
Grimbart ſchwieg, doch Reineke der Fant
Hatt' immer das Haupt zu den Hühnern gewandt,
Bis ſie zur rechten Straße kamen,
Von der ſie jenen Umweg nahmen.
Da fing Reineke zu trauern an,
Mehr als Jemand glauben kann,

Als den Hof er sah und des Königs Schloß,
Wo wider ihn klagte so mancher Genoß.

Das neunzehnte Kapitel.

Wie Reineke an den Hof vor den König kommt, vor dem er sich demuthig neigt, und Viele findet, die über ihn klagen.

Als das am Hofe ward vernommen,
Reineke sei dahin gekommen,
Da eilten Alle, daß sie ihn sah'n,
Es drängte sich Groß und Klein heran.
Doch sah'n ihn Wenige mit Behagen,
Fast Alle wollten wider ihn klagen.
Aber Reineke achtete das nicht groß;
Wenigstens stellt' er sich sorgenlos.
Mit dem Dachse schritt er, seinem Neffen,
Unbesorgt die Feinde zu treffen,
Die hohe Straße zierlich einher,
Und that, als wenn er gar muthig wär',
Frei, gleich des Königs eignem Sohne,
Als hätt' er Niemand eine Bohne
Genommen und Niemand Uebels gethan.
So trat er vor Nobel, den König, heran
Unter all der Herren Schaar
Und hielt sich ruhiger, als er war.

Er ſprach: „Großmächtiger König hehr,
Bei Euerm Adel, ich bitte ſehr,
Geruht und hört mich vor Gericht;
So getreuen Knecht habt Ihr hier nicht,
Als ich Eu'r fürſtlichen Gnaden bin,
Wiewohl hier Mancher trägt im Sinn
Mich Eurer Freundſchaft zu berauben
Mit Lügen, wolltet Ihr ſie glauben.
Doch Ihr ſeid aller Weisheit reich,

Das iſt mein Troſt, Ihr glaubt nicht gleich,
Laßt Euch die Verräther nicht berücken
Mit Lügen und Trügen hinter meinem Rücken;
Sie haſſen, daß ich Eu'r Beſtes bedenke,
Allzeit getreuen Dienſt Euch ſchenke." —

„Schweigt!" ſprach der König mit Verdruß,
„Euer Schmeicheln hilft keine taube Nuß.
Nun wird der Frevel an euch gerochen,
Wie ihr den Frieden habt gebrochen,
Den ich geboten und zu halten geſchworen.
Hier ſteht der Hahn, er hat verloren
All' ſeine Kinder. O untreuer Dieb!
Daß ihr euch rühmt, ihr hättet mich lieb,
Das habt ihr nur zur Schande gethan;
Man ſieht es meinen Leuten an:
Der arme Hinz iſt ungeſund
Und Braun noch ſchwer am Kopfe wund.
Ich will euch jetzt nicht weiter ſchelten,
Doch ſoll es euer Hals entgelten.
Hier ſind viel Kläger und klare Verbrechen,
Das wird den Stab ſchon über euch brechen." —

„Bin ich, Herr, ſchuldig zum Erſatze,
Weil dem Braun noch blutig iſt die Glatze?
Warum auch war er ſo vermeſſen
Und wollte Rüſtefeil's Honig eſſen?

Was mußt' er ſich mit den Bauern bebeſten?
Auch iſt ja Braun ſo ſtark von Kräften,
Wenn ſie ihn ſchlugen mit Schaufeln und Rechen,
Das hätt' er männlich ſollen rächen;
Statt deſſen iſt er fortgeſchwommen.
Aber auf Hinze den Kater zu kommen,
Den ich beherbergt' und wohl empfing,
Daß der alsdann zu ſtehlen ging
In des Pfaffen Haus, ohne meinen Rath,
Und ihn der Pfaffe geſchändet hat:
Sicher, ſollt' ich das entgelten
Und darum leiden Euer Schelten,
Das wär' Eurer fürſtlichen Krone zu nah'.
Doch was Ihr wollt, das dürft Ihr ja:
Alſo gebietet über mich frei,
Wie gut und klar meine Sache ſei;
Ihr mögt mir frommen, Ihr mögt mir ſchaden,
Ja, wollt Ihr mich ſieden oder braten,
Hängen, köpfen oder blenden:
Ich bin in Euer Gnaden Händen.
Wir ſind ja All' in Euerm Zwang:
Ihr ſeid ſtark, ich ſchwach und krank;
Meine Hülf' iſt klein, die Eure groß.
Schlügt Ihr mich todt mit einem Stoß,
Das wär' Euch eine kleine Rache!
Ich aber will in dieſer Sache
Rechtfertig und aufrichtig ſein.

Da sprach der Widder, er hieß Bellein:
„Nun ist es Zeit, geh'n wir zu Rechte!“
Da kam Isegrim mit seinem Geschlechte,
Hinze der Kater und Braun der Bär,
Und andrer Thiere wohl ein Heer;
Lampe der Hase, der Esel Baldewein,
Der kleine Wackerlos und der große Hund Reinr,
Hermen der Bock und Metje die Ziege,
Wiesel und Eichhorn zogen zum Kriege;
Auch kamen Ochs und Pferd zumal
Und von wilden Thieren eine große Zahl:
Beckert der Biber, Hirsch, Reh und Kanin,
Marder, Wildeber und Hermelin.
Bertold der Storch und Marquart der Häh'r,
Lutke der Kranich zog auch daher,
Tibbke die Ente und Alheid die Gans,
Und klagten über den mit dem langen Schwanz.
Henning der Hahn und all' seine Kinder
Klagten ihren Verlust nicht minder.
Noch waren da der Vögel mehr
Und von andern Thieren ein großes Heer;
Die Namen hab' ich nicht beisammen:
Die wollten alle den Fuchs verdammen
Und dachten darauf mit scharfen Sinnen,
Ihm das Leben abzugewinnen.
Vor den König traten sie allzumal:
Da hörte man Klagen sonder Zahl.

Das zwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke von vielen Widerſachern ſchwer verklagt wird, und wie er ſich gegen Jeden verantwortete, zuletzt aber durch Zeugen überführt und zum Tode verurtheilt ward.

Da ſah man dort ein groß Parlament.
Die im Kreiſe ſtanden, wollten behend
Reineken das Leben abgewinnen;
Sie ſprachen ihn an mit klugen Sinnen.
Man vernahm da mancherlei Klagen;
Doch verſtand er Jedem Antwort zu ſagen.
Niemand hat gehört, noch geſeh'n,
Daß an Einem Tage wär' geſcheh'n
So manche Klage von Vögeln und Thieren,
So liſtiger Rath, ſo ſcharfes Viſiren,
Als man da hörte und vernahm.
Wenn aber Reineke an's Antworten kam,
Ward nie ſchönere Ausflucht vernommen,
Als da aus Reinekens Mund iſt gekommen.
Er entſchuldigte ſich von allen Dingen,
Die man wider ihn auch mochte bringen,
Daß es all' die Herrn zu wundern begonnte,
Wie ſchöne Rede Reineke konnte,
Und ſich der Sachen all' entſchlagen,
Die man wider ihn mochte ſagen.
Zuletzt, daß ich die Rede nicht länge,
Brachten ihn Zeugen in's Gedränge,

Deren Redlichkeit außer Zweifel war:
Die zeugten wider Reineke laut und klar,
Daß er ſchuldig ſei der Miſſethat.
Da ging der König in den Rath:
Sie ſtimmten ihm einhellig bei,
Daß Reineke des Todes ſchuldig ſei;
Drum ſolle man ihn binden und fangen,
An ſeinem Halſe ihn laſſen hangen.
Da halfen ihm kluge Worte nicht viel:
Nun ging es Reinecken aus dem Spiel.
Der König ſelber das Urtheil ſprach:
Reineke erſchrack, als rührt' ihn der Schlag;
Auch ward er jetzt ohn' alles Weilen,
Gefangen und gebunden mit Seilen.

Das einundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke gefangen und zum Tode geführt ward, und wie Reinecken's Freunde den Hof verließen.

Da Reineke alſo ward gefangen,
Und das Urtheil war, er ſollte hangen,
Und Reinekens Freunde dies hatten vernommen,
So viel ihrer waren zu Hof gekommen,
Wie Martin der Affe, der auch ſtand zu Rechte,
Und Grimbart mit Vielen, die ſeinem Geſchlechte

Als Blutsverwandten angehörten:
Als die von dieſem Urtheil hörten,
Betrübten ſie darüber ſich ſchwer,
Niemand glaubt wohl leicht, wie ſehr;
Denn Reineke, der ein Bannerherr war,
Den ſprach man nun aller Ehren baar,
Und verdammt' ihn zu einem ſchmählichen Tod.
Seine Freunde mochten dieſe Noth
Nicht ertragen, nahmen Urlaub gleich,
Und räumten des Königs Hof und Reich.
Aber den König betrübte dies,
Daß ihn ſo mancher Knappe verließ
Aus Reinekens großem Geſchlechte.
„Es wäre gut, daß ich's bedächte,"
Sprach er zu Einem aus ſeinem Rath:
„Wie groß auch Reinekens Miſſethat,
In ſeinem Geſchlecht iſt doch mancher Mann,
Den der Hof nicht wohl entbehren kann."

Iſegrim, Hinze und Braun der Bär,
Die hüteten Reinekens fleißig ſehr,
Sie hatten ihn gebunden und gefangen,
Und ſagten auch, daß er würde gehangen.
Befohlen hatt' ihnen der König das,
Sie thaten es gern, denn ſie trugen ihm Haß.
Als ihn hinaus nun brachten die Herrn,
Wo ſie den Galgen ſahen von fern,

Zu dem Wolfe hub der Kater an:
„Herr Iſegrim, nun gedenkt daran,
Wie Reineke, dieſer freche Dieb,
Es zu Stande brachte und betrieb,
Wie er ſelber auch mit an den Galgen ging,
Als man eure beiden Brüder erhing,
Und wie er vor Freude ſich ſchier vergaß:
Bezahlt ihm das nun mit gleichem Maaß.
Euch, Braun, verrieth er — gedenkt daran —
Vor Küſtefeil's Haus, wo es Viele ſah'n,
Denn euch ſchlug da Mann und Weib,
Daß euch blutig ward Haupt und Leib.
Habt Acht, Reinekens Liſten ſind groß:
Käm' er dieſes Mal noch los,
So rächen wir uns nimmermehr.
Drum rath' ich, haſten wir uns ſehr.
Er hat es uns zu arg gemacht,
Drum ſind wir billig auf Rache bedacht." —
Iſegrim begann zu ſprechen:
„Mit Worten können wir uns nicht rächen;
Hätten wir einen Strick oder Strang,
So währte ſeine Qual nicht lang."
So hatten ſie wider ihn geſprochen,
Während er ſein Schweigen nicht gebrochen;
Doch jetzt begann auch er zu ſprechen:
„Ihr möchtet euch ſo gerne rächen;
Mich wundert, daß ihr kein Ende macht.

Hätte ſich Hinze recht bedacht,
Er wüßte wohl einen Strick zu ſchaffen;
Er fänd' ihn dort im Haus des Pfaffen,
Er trug da Haut und Ehre feil.
Braun und Iſegrim, ihr habt große Eil',
Euern Neffen umzubringen;
Ihr meint, es würd' euch dann gelingen." —

Der König und ſeiner Räthe Zahl,
Die am Hofe waren dazumal,
Die edle Königin desgleichen,
Folgten nach, die Armen und Reichen,
Zu ſchauen Reinekens Todespein.
Iſegrim ſchärfte den Freunden ein,
Seinen Verwandten und guten Bekannten,
Daß ſie den Rücken nicht verwandten:
Sie ſollten Reinekens nehmen wahr,
Daß er nicht entkäme der Gefahr.
Seinem Weibe befahl er ſonderlich:
„Bei deinem Leben beſchwör' ich dich,
Hilf halten dieſen Böſewicht;
Käm' er los, ſo zweifle nicht,
Er würd' uns bald noch ärger kränken
Und nur auf unſ're Schande denken."
Auch ſprach er Braun den Bären an:
„Gedenkt, was er euch zur Schmach gethan,
Das bezahlen wir ihm jetzt nach Kräften.

Hinze ſoll den Strick anheften:
Er iſt behender und leichter als wir.
Steht alle bei und helfet mir!
Ich will die Leiter zurechte rücken:
So bezahlen wir ihm ſeine Tücken.“ —
Braun ſprach: „Setzt ſchnell die Leiter an;
Ich will ihn halten als ein Mann.“ —

Reineke ſprach: „Eure Sorg' iſt groß,
Eurem Neffen zu werfen das Todesloos,

Den ihr beſchirmen ſolltet eh'r,
Euch ſeiner Noth erbarmen ſehr,
Ihn nicht ſo laſſen zu Schanden kommen.
Ich bät' um Gnade, könnt' es frommen.
Iſegrim haßt mich am allermeiſten,
Er gebot ſeinem Weib, ihm Hülfe zu leiſten;
Gedächte ſie alter Zeiten nun,
Sie könnte mir nichts zu Leide thun.
Doch muß es über mich ergeh'n;
Ich wollt', es wäre ſchon geſcheh'n.
Auch mein Vater ſtarb in großer Noth;
Doch als er ging in ſeinen Tod,
Da war es bald um ihn gethan;
Auch folgt' ihm nicht ſo mancher Mann.
Schande mög' euch widerfahren,
Wollt ihr Reineke länger ſparen."
Braun ſprach: „Ihr hört's, er flucht uns All';
Doch kommt ſeine Tücke jetzt zu Fall."

Das zweiundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke um Zeit bat, um öffentlich zu beichten, und was er beichtete, um ſich loszulügen.

Reineke war in Angſt verſetzt.
Möcht' ich in dieſen Nöthen jetzt,

Gedacht' er, und noch in dieſer Stund'
Finden einen neuen Fund,
Daß mich der König müßte begnaden
Und dieſen Dreien bliebe der Schaden!
So ſprach Reinecke für ſich allein:
Jetzt gilt's, hierauf bedacht zu ſein,
Was ich für Liſt nur brauchen kann,
Denn jetzo geht die Noth an den Mann.
Der König freilich zürnt mir ſehr
Und ſonſt noch Mancher um ihn her;
Kein Wunder — ich habe ſie geſchändet;
Vielleicht, daß ſich das Blatt noch wendet.
Der König iſt mächtig, ſein Rath verſchlagen;
Ich will ihnen doch ein Schnippchen ſchlagen.
Käm' ich zu Worten, ich hoff' es ſchier,
So würd' ich nicht gefangen hier.

Reinecke ſprach in großer Noth:
„Ihr Herren, ich ſehe vor mir den Tod,
Dem ich nun nicht mehr mag entgeh'n;
Darum an euch Alle, die hier ſteh'n,
Sei eine kleine Bitte geſtellt,
Bevor ich ſcheide von der Welt:
Daß ihr den König bittet für mich,
Daß ich beichten darf öffentlich
Vor euch Allen, die ihr zugegen ſeid,
Und mir der König gönnt die Zeit,

Daß ich die Wahrheit melden mag,
Und meine Unthat nicht hernach
Ein Unſchuld'ger entgelten muß
Und durch mich in Angſt kommt und Verdruß.
So hoff' ich, daß Gott, der Alles lohnt,
Meiner Seelen deſto lieber ſchont." —
Die Meiſten, die das hörten dorten,
Wurden bewegt von ſeinen Worten;
Sie ſprachen: „Das iſt eine kleine Bitte,"
Und baten den König, daß er es litte.
Der König gab ſeinen Willen darein,
Das ſänftete Reinekens Angſt und Pein.
Nun möcht' es uns noch beſſer fallen,
Gedacht' er, und ſprach vor ihnen Allen:
„Nun helfe mir, spiritus domini,
Denn ich ſehe Niemanden hie,
Dem ich nicht was zu Leid gethan.
Erſt, als ich noch war ein kleiner Kumpan
Und kaum entwöhnt von Mutterbrüſten,
Da ging ich oft nach meinem Gelüſten
Unter die jungen Lämmer und Ziegen,
Wenn ſie von den Wegen ſich verſtiegen.
Gern hört' ich ihr meckerndes Geſchrei.
Zuerſt erlernt' ich da Leckerei:
Eine biß ich todt, und ſog das Blut,
Und ſieh', es ſchmeckte köſtlich und gut.
Vier junge Ziegen zerriß ich darauf,

Griff zu und hörte so bald nicht auf.
So ward ich täglich dreister und kühner,
Ich schonte weder Vögel noch Hühner,
Enten noch Gänse, wo ich sie fand:
Viele hab' ich verscharrt im Sand,
Nachdem ich sie um's Leben gebracht:
Sie all' zu essen, gebrach mir die Macht.
Eines Winters ist es dann geschehn,
Daß ich Isegrim am Rhein gesehn.
Er lauerte im Weidicht bei dem Strom,
Und rechnete mir vor, er sei mein Ohm.
Als ich ihn hörte die Glieder zählen,
Mußt' ich ihn wohl zum Gefährten wählen,
Welches mich jetzt wohl mag gereuen;
Denn wir gelobten da mit Treuen
Gute Gesellenschaft Einer dem Andern,
Und begannen so mitsammen zu wandern:
Er stahl das Große und ich das Kleine,
Was wir kriegten, fiel in die Gemeine.
Gemein aber war es nicht, wie es sollte;
Denn er theilte doch, wie er wollte,
Nie bekam ich die Beute halb;
Erschnappte Isegrim wo ein Kalb,
Einen Bock, einen Widder oder ein Lamm,
So knurrt' er mich an und stellte sich gram,
Damit er mich nur von sich trieb'
Und ihm mein Theil allein verblieb'.

Ja, ließ das Glück es einmal zu,
Daß wir einen Ochsen oder eine Kuh
Zusammen fingen, da kam dazu
Sein Weib und seiner Kinder sieben,
Die mich hinter die Mahlzeit trieben;
Mir ward die kleinste Rippe gelassen,
Und die auch kriegt' ich nicht zu fassen,
Eh' sie das Fleisch davon genagt.
Das litt' ich alles unverzagt;
Denn, Gott sei Dank! ich hatt' es nicht Noth,
Da mir mein Schatz noch Auskunft bot,
Ein gold- und silberreicher Hort,
Ein Wagen brächt' ihn schwerlich fort,
Und führ' er siebenmal daran." —
Zu horchen hub der König an,
Als er von dem Schatz vernommen;
Er sprach: „Wie seid ihr daran gekommen?
Ich meine den Schatz, — das thut mir kund." —
Reineke sprach: „Aus welchem Grund
Sollt' ich's zu sagen mich nicht bequemen?
Ich kann ihn ja doch nicht mit mir nehmen.
Ich will's Euch sagen, macht es Euch Freude:
Niemand zu Lieb' und Niemand zu Leide
Soll es länger bleiben verhohlen;
Wißt also, der Schatz war gestohlen.
Es war bestimmt, man sollt' Euch morden,
Wär' der Schatz nicht gestohlen worden;

Gnädiger Herr, das merkt in Huld,
Der vermaledeite Schatz war Schuld.
Daß so der Schatz gestohlen ward,
Dafür hat mein Vater die leidige Fahrt
Aus diesem Leben zu ewigem Schaden:
Doch zum Frommen gereicht' es Euer Gnaden."

Das dreiundzwanzigste Kapitel.

Wie der König Schweigen gebot und Reineken von der Leiter wieder herabsteigen ließ, um ihn besser auszufragen.

Als die Königin dies vernahm,
Was aus Reinekens Munde kam
Von dem Mord an ihrem Herrn und Gemahl,
Sie erschrack und wurde bleich und fahl.
Sie sprach: „Ich ermahn' euch, Reinhart,
Bei der langen Ueberfahrt,
Die eure Seele nun soll beginnen,
Daß ihr die Wahrheit sprecht hierinnen,
Wie es stund um diesen Mord." —
Da sprach der König alsofort:
„Man gebiete männiglich zu schweigen
Und lasse Reineken niedersteigen —
Diese Sache geht mich selber an —
Daß ich sie besser verstehen kann." —

Da war es um Reineken beſſer bewandt,
Der dort noch auf der Leiter ſtand.
Sie mußten ihn — da half nichts weiter —
Herab laſſen ſteigen von der Leiter.
Der König und die Königin
Nahmen ihn allein und fragten ihn,
Wie es mit dieſer Sache ſei?
Ja, da wollte Reineke lügen wie Heu.
Würde mir nur wieder zum Gewinn
Des Königs Huld und der Königin,
Und möcht' ich das dazu erwerben,
Daß ſie alle müßten verderben,
Die alſo trachten auf meinen Tod!
Und käm' ich ſo aus dieſer Noth,
Wie könnt' es ſich denn glücklicher fügen?
Aber über die Maßen muß ich lügen.

Das vierundzwanzigſte Kapitel.

Wieder begann die Königin:
„Reineke," ſprach ſie, „laſſ' uns hierin
Jetzt die ganze Wahrheit erfahren,
Daß du die Seele mögſt bewahren." —
Reineke ſprach: „Seid deß berichtet,

Ich hab' einmal auf's Leben verzichtet:
Sollt' ich denn nun die Seele beladen,
Daß sie käm' zu ewigem Schaden,
Und ewig müßt' im Feuer brennen?
Lieber will ich sie euch bekennen,
Wenn es gleich meine nächsten Freunde sind,
Denen ich billig wär' hold gesinnt.
Ich fürchte der Hölle schwere Pein,
Drum gestieh' ich euch nun Alles ein."
Der König, dem übel zu Muthe war,
Fragte: „Reineke, sprichst du auch wahr?" —
„Wie sollte mir das Frommen sein,
Brächt' ich mich selbst in ewige Pein?
Ihr seht wohl selbst, woran ich bin:
Der sichre Tod ist mein Gewinn,
Ich sah ihn vor meinen Augen schweben;
Sollt' ich der Wahrheit die Ehre nicht geben?
Weder Gold noch Bitte frommt mir ja." —
Zitternd und bebend stund Reineke da,
Mit der Furcht erheucheltem Schein.
Da sprach die Königin darein:
„Reinekens Noth erbarmt mich sehr.
Darum ersuch' ich Euch, König hehr,
Erzeigt jetzt Reinecken einige Gnade,
So unterbleibt uns großer Schade.
Laßt ihn hier in dieser Stunde
Von Allem geben volle Kunde,

Und heiſſet Jeglichen ſchweigen ſtill,
Damit er ſpreche, was er will.“ —
Schweigen gebot der König ſofort.
Reineke ſprach: „Vernehmt mein Wort!
Geliebt es dem König, unſerm Herrn,
So ſag' ich es euch auswendig gern;
Ich will die Verrätherei offenbaren,
Wobei ich Niemand denke zu ſparen.“ —

Nun mag man hören neuen Fund:
Reinekens Schalkheit war ohne Grund.
Den eigenen Vater jenſeit der Grube
Beſchimpfte der verwetterte Bube,
Und den Dachs, den liebſten Freund, ſogar,
Der in allen Nöthen ſein Beiſtand war.
Das that er Alles zu dem Ende,
Daß ſeine Erzählung Glauben fände,
Und er mit ſolcher ſchlauer Finte
Auch ſeine Feinde brächt' in die Dinte,
Die ſo ihm nach dem Leben ſtunden.
Er ſprach: „Mein Vater hatte gefunden
Des mächtigen Königs Ermenrich Schatz
An einem abgelegenen Platz.
Da er nun hatte ſo großes Gut,
Ward er ſo ſtolz und voll Uebermuth,
Daß er alle Thiere fortan
Verachtete in ſeinem thörichten Wahn,

Die früher ſeine Geſellen waren.
Da ließ er Hinze den Kater fahren
In die Ardennen, das wilde Land,
Wo ſich Braun der Bär befand;
Er ließ ihm huldigen durch ihn
Und er möchte gleich gen Flandern zieh'n,
Wenn er König zu werden begehre.
Da Braun den Brief hatte leſen hören,
Ward er fröhlich und unverzagt,
Denn es hätt' ihm ſchon lange behagt.
Gen Flandern reiſt' er unverwandt
Wo er meinen Herrn Vater fand.
Der empfing ihn wohl und ſchickte Geſandte
Zu Grimbart, dem weiſen, unſerm Verwandten,
Und auch zu Iſegrim alſofort.
Dieſe vier verhandelten lange dort;
Hinze der Kater war auch zugegen.
Ein Dorf, Namens Iſte, iſt da gelegen:
Zwiſchen Iſte und Gent
Hielten ſie ihr Parlament
In einer düſtern, langen Nacht.
Nicht mit Gott, durch des Teufels Macht,
Und durch meines Vaters Liſt,
Deſſen Geld ſie zwang zu jener Friſt,
Beſchwuren ſie da des Königs Tod.
Ein Jeder dem Andern ſeine Treue bot.
Sie ſchwuren alle fünf zu gleicher Zeit

Auf Iſegrim's Haupt einen theuren Eid:
Sie wollten den Bären zum König küren,
Ihn auf den Stuhl zu Aachen führen
Und ſein Haupt mit goldner Kron' umgeben.
Wolle dem Jemand widerſtreben,
Ein Verwandter des Königs oder ein Vaſall,
Die ſolle Reineke verjagen all',
Mit ſeinem Schatz es hintertreiben,
Mit Beſtechen, Bereden und Briefeſchreiben.
Hiervon bekam ich alſo Kunde:
Es geſchah bei früher Morgenſtunde,
Daß Grimbart, der den Wein nicht geſpart,
Davon fröhlich und trunken ward.
Da vertraut' er es heimlich ſeinem Weibe
Und ſprach: Sieh' zu, daß es bei dir bleibe.
Sie ſchwieg ſo lange, verſteht mich nur,
Bis es mein Weib von ihr erfuhr.
Sie ſchwur ihr, als ſie zuſammenkamen,
In der heiligen drei Könige Namen,
Bei ihrer Ehr' und Seligkeit,
Weder um Liebe noch um Leid
Wolle ſie weiter davon ſprechen.
Doch gedachte mein Weib dies Wort zu brechen;
Denn kaum war ſie nach Haus gekommen,
So ſagte ſie mir Alles, was ſie vernommen.
Sie gab mir auch ein Zeichen an,
Daß ich erkennen möchte dran,

Daß es Wahrheit ſei und nicht erlogen.
Da war ich um alle Freude betrogen.
Denn die Fröſche fielen mir ein,
Die zu Gott einſt riefen mit lautem Schrei'n,
Er ſollt' ihnen einen König geben,
Daß ſie im Zwange möchten leben;
Denn frei noch war ihr Land und Reich:
Da erhörte ſie Gott und ſandte gleich
Den Storch, der ſie gar grimmig haßt:
Er gönnt ihnen weder Ruh' noch Raſt,
Und verfolgt ſie allezeit.
Nun haben ſie's zu ſpät bereut:
Im Zwange hält ſie ganz und gar
Der Storch, ihr König, Adebar."
So ſprach Reineke vor den Thieren dort,
Die ihn umſtanden, und fuhr dann fort:
„Lebt, ſo beſorgt' ich für uns Alle,
Daß uns ein gleiches Loos zufalle;
So war mir auch um Euch, Herr, bange,
Wofür ich nun übeln Lohn empfange.
Als böſ' und tückiſch kenn' ich Braunen,
Voller Laſter und übler Launen:
Drum war mir vor ſolchem König bang.
Ich dachte, kämen wir in ſeinen Zwang,
Wir wären allzumal verloren.
Ich kenne den König hochgeboren
Als ſehr mächtig und großmüthig,

Und allen Thieren gnädig und gütig.
Den Dingen dacht' ich nach beklommen:
Dieſer Wechſel würd' uns übel bekommen,
Der einen Bauern von niederm Geſchlechte,
Einen Fraß, zu ſolcher Würde brächte.
Ich ſann und dachte Wochen lang,
Wie ich hemmen möchte der Sache Gang.
Zuerſt begriff ich Eines gut:
Bebielte mein Vater das große Gut,
Er würde mit ſeinem falſchen Spiele
Auf ſeine Seite bringen Viele
Und dem König ſeine Würde rauben.
Darum ſucht' ich es auszuklauben,
Wo der Schatz wohl liegen möchte,
Damit ich ihn von dannen brächte.
Wo mein Vater, der ſchlaue alte Mann,
Im Felde oder im tiefen Tann
Nur immer hinging oder lief,
War es heiß, kalt, naß oder tief,
War es Tag, oder war es Nacht,
Immer war ich ihn zu belauern bedacht.

Das fünfundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke ſeine angefangene Lüge von dem Schatz verfolgt.

Einſtmals lag ich in der Erde
Auf der Lauer, mit großer Beſchwerde,
Denn es war mein Wunſch und mein Begehr,
Zu erfahren, wo der Schatz wohl wär';
Von dem hätt' ich ſo gern vernommen.
Da ſah ich meinen Vater kommen
Aus einer Steinritze, die war tief.
Ich lag verborgen, als ob ich ſchlief';
Er wußte von mir auch nicht ein Haar,
Daß ich ſo nahe bei ihm war.
Da begann er rings umher zu ſpäh'n,
Und als er ſich allein geſeh'n
Und daß Alles ruhig war und ſtill,
Da that er, wie ich Euch ſagen will:
Er verſtopfte die Oeffnung wieder mit Sande
Und machte ſie gleich dem übrigen Lande."
Er wußte nicht, daß ich's geſeh'n;
Auch ſah ich ihn nicht von dannen geh'n,
Eh' er den Schwanz über den Platz geführt,
Den ſeine Füße hatten berührt;
Auch bedeckt' er die Spur mit dem Munde.
Das lernt' ich dort zu jener Stunde
Von dem alten falſchen Vater mein,

Der aller Liſten kundig mochte ſein.
So lief er ſeinem Gewerbe nach.
Mir war es klarer als der Tag,
Daß dort der Schatz verborgen ſei.
Ich ging zu Werk und öffnete frei
Das Loch mit den Füßen und kroch hinein.
Mein Gewinn war ſicher nicht zu klein:
Feines Silber und Gold gepaart.
Hier iſt wohl Niemand ſo bejahrt,
Der deß ſo viel beiſammen ſah!
Tag und Nacht nicht ſpart' ich da:
Ich begann zu ſchleppen und zu tragen
Sonder Karren und ſonder Wagen.
Mir half mein Weib, Frau Ermelein,
Wir hatten Arbeit und Pein,
Eh' wir dieſen reichen Schatz
Brachten an einen andern Platz,
Wo er uns bequemer lag.
Mein Vater derweil war Tag für Tag
Bei den Verräthern unſres Herrn.
Was ſie nun thaten, das höret gern.
Braun und Iſegrim ſandten zuhand
Ihre Briefe fern in manches Land
An Alle, die Sold nur möchten begehren;
Empfangen ſollte ſie Braun mit Ehren,
Nur daß ſie zeitig zu ihm kämen
Und ihren Sold im Voraus nähmen;

Den ſollt' er geben mit milder Hand.
Da lief mein Vater umher im Land
Und trug als Bote der Beiden Briefe.
Wie wenig wußt' er, daß die Diebe
Seinen Schatz ihm hatten genommen.
Ja, hätt' es ihm auch mögen frommen,
Die ganze Welt damit zu kaufen:
Nicht ein Pfennig blieb ihm von dem Haufen.

Das ſechsundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reinecke fortfährt von ſeinem untreuen Vater, und welch Ende der nahm, womit er ſeine Lügen beſchließt.

Da mein Vater ſo mit Pein
Zwiſchen der Elbe und dem Rhein
Durchlaufen hatte alles Land,
Wo er manchen Söldner fand,
Der ſich mit ſeinem Gold ließ dingen,
Braun dem Bären Hülfe zu bringen:
Als dann der Sommer kam in's Land,
Da kehrt' er wieder heim und fand
Braunen und die Geſellen ſein.
Er ſagt' ihnen von der großen Pein,
Von Noth und Aengſten allerhand,
Die er dort im Sachſenland

Vor den hohen Burgen hätt' erlitten,
Wo die Jäger nach ihm ritten
Mit ihren Hunden alle Tage
Und ſo ſein Leben ſchwebt' in der Wage;
Sie hätten ihm viel zu Leide gethan:
Das zeigt' er den vier Verräthern an.
Auch zeigt' er die Liſten der Gefährten,
Die Braunen große Freude gewährten,
Woraus ſie alle fünf entnahmen,
Daß von Iſegrims Freunden da mit Namen
Fünfhundert Kämpen geſchrieben ſtunden
Mit ſcharfen Zähnen und weiten Munden,
Ohne die Kater und die Bären,
Die Braunen Hülfe wollten gewähren.
All' die Vielfräße ſammt den Dachſen
Aus dem Land von Thüringen und Sachſen
Hatten ihm geſchworen, mit dem Bedingen,
Daß ſie gleich ihren Sold empfingen
Auf drei Wochen im Voraus:
So zögen ſie in Schaaren aus
Zu Braunen, auf ſein erſt Gebet.
Daß ich das hinderte, dank' ich Gott.
Da ſo dies Alles war beſtellt,
Da ging mein Vater über Feld
Und wollte ſeinen Schatz beſchauen.
Da gab es aber Schrecken und Grauen:
Je mehr er ſuchte, je minder er fand,

All ſein Suchen war ein Tand:
Der Schatz war all' hinweg getragen.
Was er da that, muß ich beklagen:
Vor Zorn hat er ſich ſelbſt erhangen.
So unterblieb Braun's Unterfangen
Allein durch meine ſchlaue Liſt.
Seht, wie das Glück mir abhold iſt!
Braun und Ziegrim nach ſolcher That
Sitzen nun in engſten Rath
Bei dem König auf der hohen Bank;
Dem armen Reineken weiß Niemand Dank,
Der den eig'nen Vater dran gegeben,
Auf daß er erhalte des Königs Leben!
Wo ſind ſie, die das geleiſtet hätten,
Sich ſelbſt verderben, um Euch zu retten?"

Das ſiebenundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke den König und die Königin mit Lügen verleitet und ſie nach dem Schatze lüſtern macht.

Der König und die Königin
Hofften beide auf Gewinn.
Sie zogen Reineken bei Seit'
Und ſprachen: „Sagt uns nun Beſcheid,
Wohin der große Schatz gekommen!"

Reineke ſprach: „Was ſollt' es mir frommen,
Wenn ich mein Gut dem König wieſe,
Der mich zum Dank erhängen ließe?
Ihr glaubt den Mördern und den Dieben,
Die ſich mit Lügen an mir üben,
Mir verrätheriſch nach dem Leben ſteh'n." —
„Nein," ſprach die Königin, „das ſoll nicht geſcheh'n,
Der König ſoll euch laſſen leben
Und ſoll euch freundlich vergeben
All' ſeinen Zorn und übeln Muth,
Wenn ihr in Zukunft klüger thut,
Daß euch der König ſtets vertraue."
Reineke ſprach: „Meine liebe Frau,
Wenn vor Euch der König mir
Das feſt geloben will allhier,
Daß er mir wieder ſchenkt die Huld
Und vergißt all' meine Sünd' und Schuld,
Auch ſeinen Zorn bei Seite ſtellt:
So iſt kein König in der Welt
So reich, als ich ihn machen will;
Denn des Schatzes iſt unmäßig viel:
Ich will ihm zeigen dieſen Hort." —
„Traut nicht," ſprach Nobel, „ſeinem Wort;
Lügen, Stehlen und Rauben,
Dergleichen dürft Ihr von ihm glauben:
Aerg'rer Lügner mag nicht ſein."
Da ſprach die Königin: „Herr, nein!

Wohl iſt Reineke voll von Ränken,
Doch dürft Ihr jetzt ihm Glauben ſchenken,
Da auch den Dachs, ſeinen Neffen,
Seine Bezüchtigungen treffen,
Und den eig'nen Vater ſogar,
Die er ſchonen konnte fürwahr
Und dies von andern Tieren ſagen,
Hätt' er Falſchheit im Sinn getragen:
Er wird Euch nicht mehr untreu ſein." —
„Glaubt Ihr das," ſprach der König drein,
„Und ratet Ihr's, Frau, zu Eurem Frommen,
Daß wir nicht zu größerm Schaden kommen:
So nehm' ich ſeine Schuld auf mich,
Obgleich ſie groß iſt ſicherlich.
Noch einmal ſei ſeinem Wort getraut;
Doch bei meiner Krone ſchwör' ich's laut:
Würde wiederum der Friede
Von ihm gebrochen, bis zum zehnten Gliede
Sollten ſeine Verwandten alle
Zu Schaden kommen und tiefem Falle,
Und in Proceß, der nimmer endet." —
So ſah nun Reineke umgewendet
Den König, und ſchöpfte beſſern Muth.
„Wie thöricht wär' ich, König gut,"
Begann er, „ſprächʼ ich ſolch ein Wort,
Das ich nicht beweiſen könnte ſofort,
Spät oder früh, in kurzer Zeit. —

Der König glaubte seinem Bescheid,
Und vergab und Reineken seine That.
Ihm ward des Vaters Hochverrath
Und auch die eigne Schuld erlassen.
Da freute sich Reineke über die Massen.
Wie kount' es wohl auch anders sein?
Denn er entging der Todespein.

Das achtundzwanzigste Kapitel.

Wie Reineke dem König und der Königin dankt und seine Lügen fortspinnt.

„O König!" sprach Reineke, „mög' Eurer Kronen
Gott diese große Gnade lohnen,
Und auch der Königin, die Ihr mir thut!
Deß will ich gedenken in meinem Muth,
Und mein Dank dafür sei sonder gleichen;
Denn in allen Landen und Reichen
Lebt Niemand unter dem Sternenheere,
Dem ich den Schatz so gern verehre,
Als Euch Beiden; denn wahrlich Ihr
Habt es hiermit verdient an mir.
Ich geb' ihn euch ohn' allen Haß,
So frei als ihn Kaiser Ermenrich besaß.
Ich sag' Euch, wo ich ihn bewahre,

Weder ich nicht der Wahrheit ſpare.
Im Oſten von Flandern — horchet mir —
Da liegt ein großes, wüſtes Revier,
Und ein Buſch, geheißen Huſterlo —
Sein rechter Name lautet ſo; —
Und ein Brunnen der Krekelpütz heißt,
Den zu merken, gnädiger Herr, Euch fleißt,
Liegt Huſterlo, dem Buſche, nah.
Weder Weib noch Mann erblickt man da
Oft in eines Jahres Friſt,
So große Wildniß als da iſt,
Nur Eul' und Schubu wohnen dort:
Seht, da vergraben liegt der Hort.
Die Stelle heißet Krekelpütz:
Behaltet's wohl, es iſt Euch nütz.
Ihr ſollt dahin mit meiner Frauen,
Denn Niemand weiß ich, dem Ihr vertrauen
Dürftet ſo ganz, ihn hinzuſenden:
Ich möcht' Euern Schaden gerne wenden.
Selbſt muß dahin Euer Herrlichkeit!
Wenn Ihr Krekelpütz vorüber ſeid,
Werdet Ihr zwei junge Birken erreichen,
Gnädiger Herr, bemerkt dies Zeichen,
Die dicht neben dem Brunnen ſteh'n.
Zu den Birken ſoll Eu'r Gnaden geh'n:
Darunter liegt der Schatz begraben.
Da ſollt Ihr kratzen, ſcharren und ſchaben:

Se findet Ihr erſt ein wenig Moos,
Dann aber werden Euch Schätze groß,
Gold und reiches Geſchmeid' zum Lohne;
Da werdet Ihr auch finden die Krone,
Die Ermenrich trug in ſeinen Tagen;
Die hätte Braun einſt ſollen tragen,
Wenn ſein Wille wär' geſchehn.
Ihr werdet da große Zierde ſehn,
Goldgetriebe mit Steinen beſetzt,
Die auf manch' tauſend Mark man ſchätzt.
Herr König, gewinnt Ihr dieſes Gut,
Wie werdet Ihr oft in Eurem Muth
Gedenken: Reineke, treuer Genoß,
Der hier vergrubeſt in dies Moos
Dieſen Schatz mit deiner Liſt:
Gott gebe dir Ehre, wo du auch biſt!"

Das neunundzwanzigſte Kapitel.

Wie Reineke falſche, aber ſcheinbare Urſachen vorſchützt, warum er nicht mit dem Könige nach dem Schatze reiſen dürfe.

Der König ſprach: „Hört an, Reinhart!
Ihr müßt mit mir auf dieſe Fahrt;
Ich wüßt' allein nicht dahin zu kommen.
Ich habe wohl von Aachen vernommen,

Lübeck, Köln und Paris dabei;
Wo aber Huſterlo und Krekelwitz ſei,
Davon hab' ich Kunde nie gewonnen:
Ich fürcht', es iſt auch nur erſonnen." —
Reinecke hörte dies nicht gerne.
„Herr," ſprach er, „ich weiſ' Euch doch nicht ferne,
Etwa dahin, wo der Jordan rinnt,
Daß Ihr ſo übeln Verdacht gewinnt.
Es iſt hier nahebei in Flandern;
Meine Worte vertauſch' ich nicht mit andern.
Hört, ich will hier Einige fragen,
Die werden Euch daſſelbe ſagen,
Daß Krekelwitz bei Huſterlo
Liegt, und heißt mit Namen ſo."
Er rief Lampen, der hört' es mit Schreck;
Aber Reinecke macht' ihn keck.
„Lampe, kommt, ihr dürft nicht bangen,
Der König trägt nach euch Verlangen.
Bei euerm Eide ſagt uns an,
Den ihr kürzlich unſerm Herrn getban,
Bei dem Eide ſprecht zu dieſer Friſt,
Ob ihr von Huſterlo nicht wißt
Und Krekelwitz im wüſten Revier?" —
Lampe ſprach: „Wollt ihr's hören von mir?
Krekelwitz liegt bei Huſterlo;
Das iſt ein Buſch, den nennt man ſo,
Wo der krumme Simonet lang genug

Seine falſchen Goldmünzen ſchlug;
Er lag dort mit den Geſellen ſein.
Auch litt ich dort oft große Pein
Von Hunger und von bitterm Froſt;
Denn hart verdient' ich meine Koſt
Von Rein dem Hunde, der mich jagte."
Reineke begann alsbald und ſagte:
„Lampe, geht wieder, wohin euch behagt:
Ihr habt dem König genug geſagt."
Der König ſprach: „Reineke, ſeht mir's nach,
Was ich aus Uebereilung ſprach,
Daß ich euch bezieh' mit unrechten Dingen;
Seht aber zu, mich hinzubringen." —
Reineke ſprach: „Deß wär' ich froh,
Stünd' es um meine Sache ſo,
Daß ich mit dem König dürfte wandern
Und dürft ihm ſelber folgen gen Flandern;
Doch Herr, Ihr thätet Sünde daran,
Die Urſach' ſei Euch kund gethan,
Wiewohl ich mich deß wohl ſchämen mag;
Denn Iſegrim ging vor manchem Tag
In des Teufels Namen in einen Orden
Und iſt ein beſchorener Mönch geworden.
Doch hatt' er an der Koſt nicht genug,
Die ein halb Dutzend Mönche ihm trug;
Er klagt' und jämmerte gar zu kläglich.
Seine Noth erbarmte mich unſäglich,

Denn er ward ganz krank und mager.
Da half ich ihm als meinem Schwager
Und rieth ihm, daß er kam hindann.
Dafür bin ich in des Pabstes Bann.
Nun will ich mit Eurem Urlaub morgen
Und Eurem Rath meine Seele besorgen,
Und will früh bei Tages Beginn
Nach Rom um Gnad' und Ablaß zieh'n.
Von dannen will ich über Meer,
Und eh' ich nehme die Wiederkehr,
Will ich Buße thun so scharf,
Daß ich mit Ehren bei Euch geben darf.
Ging' ich jetzt mit Euch, wohin es auch wär':
Seht, sprächde Jeder, den König hehr
Sieht man jetzt mit Reineken nur,
Den er noch jüngst zu tödten schwur.
Dazu ist Reineke noch im Bann.
Gnädiger Herr, das schlaget an."
Der König sprach: „Da habt ihr Recht;
Wenn ihr im Bann seid, so stünd' es mir schlecht,
Wenn ich euch ließe mit mir wandern.
Ich will Lampen oder einen Andern
Mit mir nehmen gen Krekelpütz.
Und wahrlich, Reineke, es ist euch nütz,
Laßt euch absolviren von dem Bann!
Tretet die Reise mit Urlaub an;
Ich will euch eure Bittfahrt nicht wehren.

Ich hoffe, ihr werdet euch ganz bekehren
Von euren Sünden zu guten Dingen.
Gott laſſ' euch die Reiſe nur vollbringen!"

Das dreißigſte Kapitel.

Wie der König Reineken öffentlich alle ſeine Miſſethaten vergab, und Jeglichem gebot, Reineken und die Seinen in Ehren und Würden zu halten.

Da dies Alles war geſcheh'n,
Ging der König ſelber ſteh'n
Auf einen hohen Platz, und ſprach vom Stein
Herab zu den Thieren allgemein:
Sie möchten ſchweigen und ſitzen im Gras,
Ein Jeder nach Standesgebühr und Maaß.
Reineke ſtand bei der Königin;
Und der König ſprach mit klugem Sinn:
„Schweiget und höret allzugleich,
Thiere und Vögel, arm und reich,
Hört zu, ihr Kleinen und ihr Großen,
Meine Baronen und Hausgenoſſen:
Reineke ſteht hier in meiner Macht,
Den ich heut' zu hängen war bedacht.
Nun hat er hier am Hof ſo viel
Gethan, daß ich ihn loben will;

Ich ſchenk' ihm meine Huld, zumal
Da auch die Königin, mein Gemahl,
So viel gebeten hat für ihn,
Daß ich ſein Freund geworden bin
Und er mit uns verſöhnet iſt.
Ich geb' ihm frei zu dieſer Friſt
Sein Gut, dazu auch Leib und Glieder;
Ich geb' ihm feſten Frieden wieder,
Und gebiet' euch Allen bei Leben und Leib,
Daß ihr Reineken und ſeinem Weib
Und ſeinen Kindern alle Ehr'
Erzeigt, wo es auch immer wär',
Sowohl bei Nacht, als auch bei Tage.
Ich will auch künftig keiner Klage
Von Reinekens Dingen leih'n mein Ohr.
Wenn er geſündigt hat hievor, —
Er will ſich beſſern und höret, wie:
Reineke will morgen in der Früh'
Nehmen Stab und Felleiſen,
Um zu dem Pabſt nach Rom zu reiſen.
Von dannen will er über das Meer;
Auch kommt er nicht eher wieder her,
Als bis er vollen Ablaß empfangen
Von allen Sünden, die er je begangen."

Das einunddreißigste Kapitel.

Wie Reinekens Gegner erschracken und übel zufrieden waren, als Reineke freikam, und wie Braun und Isegrim gefangen und mißhandelt wurden.

„All unsre Arbeit ist verlor'n,"
Sprach Hinze in großem Zorn
Zu Braun und Isegrim gesellt:
„Ich wollt, ich wär am End der Welt.
Ist Reineke wieder in des Königs Gunst,
So wird er brauchen List und Kunst,
Bis er uns drei noch mehr geschändet.
Er hat mir schon Ein Aug geblendet;
Nun ists dem andern nicht geheuer."
Braun sprach: „Hier ist guter Rath theuer."
Isegrim sprach: „Wie konnt es geschehn?
Laßt uns vor den König gehn."
Da gingen mit betrübtem Sinn
Isegrim und Braun vor die Königin.
Sie sprachen Reineken viel zu nah:
„Vernahmt ihrs nicht," sprach der König da,
„Ich hab ihn aufs Neu zu Gnaden empfangen."
Der König ward zornig und ließ sie fangen,
Braun und Isegrim in Eil
Ließ er binden mit Strick und Seil:
Er war ihnen doch um deshalb gram

Was er von Reineken heut vernahm.
So wandte ſich mit Einem Schlag
Reinekens Sache an dieſem Tag.
Seinen Gegnern ſpielt' er übel mit,
Auch erlangt er's, daß man ſchnitt
Ein Stück Fell von Braunens Rücken ab,
Das man ihm zu einem Ränzel gab,
Fußes lang und Fußes breit.
So war Reineke ſchier zur Fahrt bereit.
Da ſprach er noch der Königin zu,
Sie ſollt ihm doch ſchaffen ein paar Schuh.
„Frau," ſprach er, „ich bin Euer Pilegrim:
Hier iſt mein Oberherr Iſegrim,
Der hat vier Schuhe ſtark und feſt,
Wovon er mir zwei wohl überläßt;
Der König wird es auch gern gewähren.
Auch muß Frau Hermuth zwei entbehren;
Sie bleibt doch daheim in ihrem Gemach."
Die Königin begann und ſprach:
„Und koſtet' es ihnen Leben und Leib,
Dem Iſegrim mein ich und ſeinem Weib,
Sie müſſen beide zwei Schuhe miſſen."
„Dank," ſprach Reineke, „werd ich euch wiſſen.
So krieg ich nun vier gute Schuhe:
All das Gute, das ich thue,
Des ſollt ihr mit theilhaftig ſein,
Ihr und der Gebieter mein.

Denn es iſt jedes Pilgers Pflicht,
Daß er für Die eine Bitte ſpricht,
Die ihm halfen mit irgend was:
Das thut ihr fleißig, Gott lohn euch das!“

Das zweiunddreißigſte Kapitel.

Wie dem Iſegrim die Vorderfüße und ſeinem Weibe die Hinterfüße abgeſtreift wurden, wovon Reineke Schuhe bekam, und wie dem Braun ein Stück aus ſeinem Fell geſchnitten ward zu einem Ränzel für Reineke.

Reineke, der falſche Pilgrim,
Erwarb es, daß Herr Iſegrim
An den Vorderfüßen bis zu den Knien
Sich mußte laſſen die Schuh abziehn,
Und ſeinem Weib, der Frau Gieremuth,
Wurden die Hinterfüße entſchuht;
Die Haut ging mit den Klauen ab;
Welche Schuhe man gleich dem Reineke gab.
So wurden Beiden die Beine gepellt;
Aermere Wichte ſah nie die Welt
Als Braun, Iſegrim und ſein Weib:
Es ging ihnen ſchier an Leben und Leib,
Denn es ſchlug auch Braun nicht aus zum Glück,
Er verlor aus ſeiner Haut ein Stück.
So lohnte Reineke dieſen drei.

Da trat er vor die Wölfin frei
Und ſprach: „Frau Bas, das laßt euch behagen:
Ich muß nun eure Schuhe tragen.
Ihr habt mich zu ſtürzen in mancher Weis
Viel Mühe verwandt und großen Fleiß:
Das iſt mir von ganzem Herzen leid.
Doch daß jetzt eure Sache gedeiht,
Das dankt ihr Reinekens Bemühn,
Gern ſeh ich euer Glück erblühn.
Die liebſten Verwandten ſeid ihr mir,
Drum trag ich auch eure Schuhe hier.
Wieviel ich Ablaß verdienen kann,
Euch wird eur redlich Theil daran,
Denn ich muß wandern über See." —
Frau Giermuth lag in großem Weh,
Sie konnte kaum vor Schmerzen ſprechen:
„Ach Reineke," ſprach ſie, „Gott mag uns rächen,
Daß diesmal obſiegt euer Wille!" —
Iſegrim lag und ſchwieg ganz ſtille,
Er hatte die ſieben Freuden nicht alle;
Sein Geſelle Braun war in gleichem Falle.
Sie lagen gebunden da und wund,
Reineke verſpottete ſie aus dem Grund.
Wär Hinze nur da, die wilde Katze,
Gern kraute der Fuchs auch ihm die Tatze.

Das dreiunddreißigſte Kapitel.

Wie Reineke Urlaub nahm und von Hofe ſchied, und that als ging er auf die Pilgerſchaft, und wie ihm der Widder den Stab gab und den Ränzel umhängte.

Des andern Tages, Morgens fruh,
Schmierte Reineke ſeine Schuh,
Die geſtern Iſegrim verlor,
Dazu ſein Weib den Tag zuvor.
Er ſprach zu des Königs Herrlichkeit:
„Herr, euer Knecht iſt nun bereit
Zu wandeln auf den heiligen Wegen.
Euer Prieſter gebe mir den Segen,
Daß mir mit Gottes Gunſt gelinge,
Und ich die Pilgerſchaft vollbringe.“
Den Widder als den Kapellan
Gingen die geiſtlichen Sachen an,
Er war auch Kanzler, und hieß Bellin.
Alsbald berief der König ihn:
„Einige heilige Worte leſet mir,“
Sprach er, „über Reinecken hier:
Eine lange Reiſe tritt er an,
Drum ſei ihm der Ränzel umgethan
Von euch, und reicht ihm ſeinen Stab.“
Bellin dem König zur Antwort gab:
„Herr, ward Euch das nicht kund gethan?

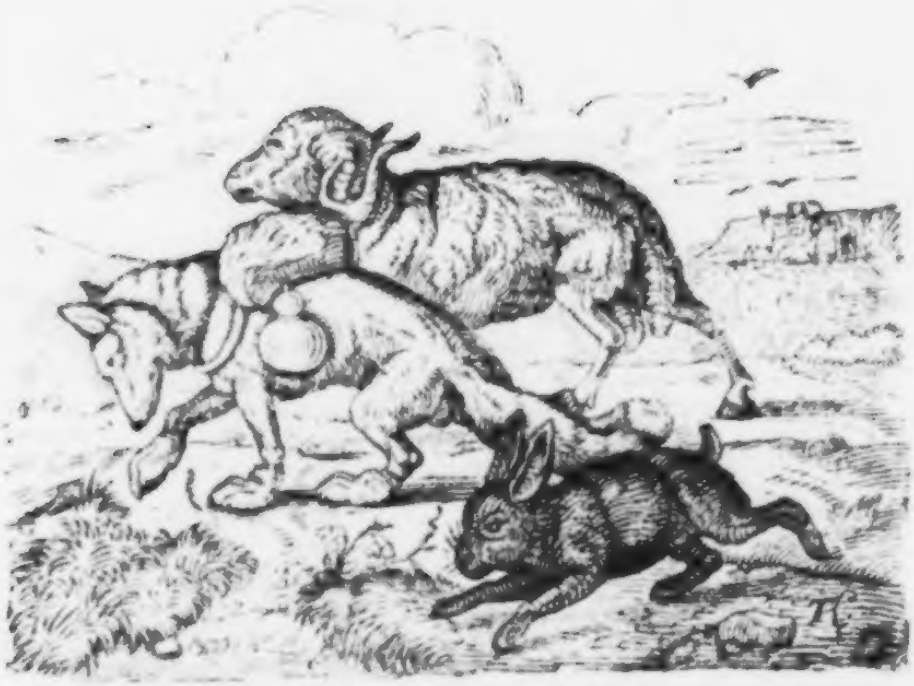
Reineke iſt in des Pabſtes Bann.
Es bekäme mir übel, da ihr wißt,
Daß der Biſchof mein Oberſter iſt,
Hört' er davon oder wüßte drum.
Reinecken thu ich nicht Grad noch Krumm.
Ließ es ſich aber ſo betreiben,
Daß ich in Gnaden möchte bleiben
Bei dem Biſchof Herrn Obnegrund,
Und ſeinem Probſt, Herrn Loſefund,
Und vor Kapiamus, ſeinem Dechen,
So wollt ich die Benedeiung ſprechen
Ueber Reinecken, euern Pilgrim, gern."
Der König ſprach: „Was ſoll das Plärr'n,
Was ſollen die unnützen Worte frommen,
Die wir hier von euch vernommen?
Wollt ihr nicht leſen Grad noch Krumm,
So kümm'r ich mich den Teufel drum.
Was ſchiert mich der Biſchof in dem Dom?
Ihr hört ja, Reineke will nach Rom:
Er will ſich beſſern, hindert ihr ihn?"
Da kratzte ſich hinter den Ohren Bellin.
Er ſah des Königs zorniges Weſen,
Da begann er alsbald aus dem Buche zu leſen
Ueber Reineke, der nichts draus machte,
Wie es auch wenig Nutzen brachte.

Das vierunddreißigſte Kapitel.

Da über Reineke geleſen war
Und er bereit ſtund ganz und gar
Und man ihm Stab und Ranzen gab,
Da ſtellt er ſich als reiſt er ob.
Er ließ erheuchelte Thränen fallen,
Die ſah man ihm über das Barthaar wallen,
Als fühlt er bittrer Reue Schmerz.
Doch ging ihm wirklich was ans Herz,
So war es anders nichts fürwahr,
Als daß er ſie nicht alle gar
Geſchändet, die zugegen wären,
Wie den Iſegrim und Braun den Bären:
Doch bringt er ſie künftig wohl zu Falle.
Nun ſtand er da und bat ſie Alle,
Daß ſie für ihn bitten ſollten
So gut ſie könnten, wenn ſie wollten.
Reineke eilte ſehr von hinnen,
Er wollte der Gefahr entrinnen,
Denn ſein Gewiſſen drückt' ihn ſchwer.
Der König ſprach: „Es ſchmerzt mich ſehr,
Reineke, daß ihr ſo eilig ſeid." —
„Nein," ſprach Reineke, „es iſt Zeit:
Wer das Gute will, ſoll ſich nicht ſparen,

Drum gebt mir Urlaub und laßt mich fahren:"
Der König ſprach: „Den geb ich euch."
Und gebot dem ganzen Hof ſogleich,
Ihn zu begleiten ein gutes Stück.
Nur die Gefangnen blieben zurück,
Braun und Iſegrim, in ihrer Noth
Wünſchten ſie oftmals ſich den Tod.
So verließ den Hof der ſchlaue Fuchs,
Der noch ſtets im Vertraun des Königs wuchs,
Und ging mit ſeinem Ränzel und Stab
Den rechten Weg nach dem heiligen Grab;
Da hatt' er zu thun wie Meibaum zu Achen!
Wie Viele wider ihn zeugten und ſprachen,
Er hatte doch einen flächſernen Bart
Dem König gedreht mit der Gottesfahrt;
Und nicht bloß einen Bart von Flachs,
Auch eine Naſe angeſetzt von Wachs.
Die ihn verklagt vor kurzer Zeit
Gaben ihm jetzt das Ehrengeleit.
Zum König ſprach er ſcheidend da:
„Gnädiger König, ſorget ja,
Daß den Mördern nicht möge gelingen
Aus Euerm Kerker zu entſpringen.
Kämen ſie los, wärs großer Schaden,
Sie ſchändeten ſicherlich Euer Gnaden.
Keine größern Schurken mag es geben:
Könnten ſie, nähmen ſie Euch das Leben."

Da dies Alles war geſchehn,
Ließ der Pilger ſeine Demuth ſehn;
Er trat die Reiſ in Einfalt an,
Wie Einer, der nicht drei zählen kann.
Der König ging wieder auf ſein Schloß
Und all die Thiere klein und groß.
Reineke ſtellte ſich traurig an,
Mehr als Jemand glauben kann:
Manchem ward groß Mitleid erregt.
Er ſprach zu Lampe dem Hasen bewegt:
„O Lampe, ſollen wir uns nun ſcheiden?
Begleitet mich doch noch, ihr Beiden,
Lampe und Freund Bellin der Widder,
Ihr Beiden thatet mir nie zuwider.
Ihr mögt mich am beſten weiter bringen:
In reinem Wandel, mit guten Dingen
Verbringt ihr das Leben tadellos
Und unverſchrien von Klein und Groß,
Geiſtlich zu leben allein beſtrebt:
Ihr lebt genau, wie ich gelebt,
Da ich ein Klausner war vordem.
Laub und Gras ſind euch genehm,
Damit ſtillt ihr eure Noth,
Und fragt nicht viel nach Fleiſch und Brod
Oder anderer leckerer Speiſe.“
Bald hatte Reineke mit ſolchem Preiſe
Die einfältigen Zwei bethört:



Sie gingen mit ihm ungestört,
Bis sie zu seinem Hause kamen,
Schloß Malepartus hieß es mit Namen.

Das fünfunddreißigste Kapitel.

Wie Reineke Lampen mit sich hineinnahm und tödtete, und wie er seinem Weibe erzählte, in welcher Weise er freigekommen sei.

Als Reineke vor der Veste stand,
„Bellin," sprach er zu dem Widder gewandt,
„Ihr mögt hier draußen bleiben stehn,
Ich muß in meine Veste gehn;

Lampe geht mit mir hinein.
Bittet Lampen, er möge Troſt verleihn
Meinem Weibe, ſie trauert vielleicht,
Und betrübt ſich wohl mehr noch, wie mich däucht,
Vernimmt ſie dieſe Kunde jetzt,
Daß ich die Wallfahrt mir vorgeſetzt."
Süßer Worte brauchte Reineke viel:
Die Zwei zu betrügen, das war ſein Ziel,
Und er erreicht' es ſchlau und fein,
Denn Lampe ging mit ihm hinein.
Da lag die Füchſin von Sorge bezwungen
Mit den beiden kleinen Jungen.
Sie dachte nicht, daß ihr Gemahl
Frei heim käm aus des Königs Saal;
Doch als ſie Reineken jetzt erblickte
Und ſah, daß ihn der Ränzel ſchmückte,
Und Schuh und Stab nach Pilgrimsweiſe,
Da nahm ſie Wunder ſeine Reiſe.
Sie ſprach zu ihm: „Sagt an, Reinart,
Wie iſts euch ergangen auf dieſer Fahrt?"
Er ſprach: „Ich lag am Hof gefangen
Und bin mit des Königs Willen entgangen.
So zog ich weg als Pilgerim,
Denn Braun der Bär und Iſegrim
Sind Bürgen geworden dort für mich.
Der König hat uns, des freue dich,
Lampe den Haſen zur Sühne gegeben,

Es ſteht in unſrer Hand ſein Leben,
Da mich der König ſelbſt beſchied,
Daß es Lampe war, der uns verrieth.
Drum ſag ich euch, Frau Ermelein,
Lampe büßt es mit großer Pein,
Ich bin ihm recht von Herzen gram." —
Als Lampe dieſes Wort vernahm,
Erſchrack er ſehr und wollte fliehn,
Allein das war ihm nicht verliehn,
Denn Reincke hatt' ihm abgeſchnitten
Die Thür, und griff mit Mörderſitten
Bei der Kehle den Haſen an.
Lampe gräßlich zu ſchrei'n begann:
„Helft, Bellin! das iſt mir Noth,
Der Pilgrim trachtet nach meinem Tod." —
Doch währte nicht lange dies Geſchrei,
Reincke biß ihm den Hals entzwei:
Alſo empfing er ſeinen Gaſt.
„Nun laßt uns eſſen," ſprach er mit Haſt,
„Der Haſ' iſt fett und wird uns ſchmecken:
Was ſollt' ich anders thun dem Gecken?
Ich hab' es ihm lange nachgetragen;
Er wird uns jetzt nicht mehr verklagen."
Reincke, ſeine Kinder und ſein Weib
Bälgten und aßen Lampens Leib.
Wie oftmals ſprach da die Füchſin:
„Dem König Dank und der Königin!

Gott gebe beiden gute Nacht,
Daß ſie uns freundlich zugedacht
Die leckre Speiſe für unſern Tiſch.“ —
Da verſetzte Reineke: „Eßt nur friſch,
Es reicht wohl zu, hier iſt genug.
Ihr mögt euch ſättigen mit Fug,
Und müßt ich es ſchaffen noch dieſen Tag:
Sie bezahlen doch Alle zuletzt das Gelag,
Die Reineke ſchmähen und verklagen.“ —
Frau Ermelein ſprach: „Noch muß ich fragen,
Wie ihr ledig geworden ſeid.“
Reineke ſprach: „Es brauchte Zeit,
Erzählt' ich Alles euch genau,
Wie ich den König betrog ſo ſchlau
Und die Frau Königin desgleichen.
Die Freundſchaft wird nicht lange reichen
Zwiſchen uns, das weiß ich wohl,
Und daß ſie noch dünner werden ſoll.
Einen falſchen Wicht würd er mich nennen
Wenn er die Wahrheit ſollt erkennen,
Kein Silber noch Gold er für mich nähme,
Wenn er mich wieder zu faſſen bekäme.
Ich weiß, bald verfolgt er meine Pfade;
Er thäte mir ſicher keine Gnade.
Geſchiehts, daß er mich wieder fängt,
So bleib ich ſchwerlich ungehängt.
Wir müſſen fort gen Schwabenland,

Wo wir noch Allen unbekannt,
Und leben nach des Landes Weiſe.
Ach, da iſt ſo ſüße Speiſe!
Hühner, Gänſe, Haſen und Kaninen,
Datteln, Zucker, Feigen und Roſinen;
Da ſind Vögel, Groß und Klein
Mit Butter und Eiern backt man das Brod ſo fein,
Auch iſt das Waſſer ſüß und klar,
Die Luft lieblich immerdar;
Da ſind Fiſche, die heißen Gallinen
Und ſchmecken ſüßer als Roſinen,
Und ſonſt noch mancherlei, als **auca**,
Pullus, **gallus** und anderer **pauca**.
Das ſind Fiſche, die mir behagen!
Da braucht man ſich nicht ins Waſſer zu wagen:
Dergleichen aß ich in dem Orden
Als ich einſt Klausner war geworden.
Seht, Frau, wollen wir in Frieden leben,
Kommt mit, wir müſſen uns hin begeben.
Damit euch Alles deutlich ſei:
Der König ließ mich darum frei,
Weil ich den großen Schatz ihm verhieß,
Den Kaiſer Ermenrich hinterließ.
Ich ſchickt' ihn hin gen Krekelpiß:
Die Fahrt iſt ihm zu gar nichts nütz
Und wühlt' er ewig im Boden umher.
Darüber wird er zürnen ſchwer,

Erkennt er, daß ich ihn betrog.
Wie manche ſchöne Lüg ich log,
Das denkt euch ſelbſt, eh ich entging.
Es war nah' dran, daß man mich hing;
Ich litt auch niemals größre Noth,
Und bangte nie ſo vor dem Tod:
Den ſah ich mir vor Augen ſtehn.
Wie ſchlimm mirs künftig mag ergehn,
Bereden laß ich mich im Leben
Nicht mehr, an Hof mich zu begeben.
Meinen Daumen zog ich ihm aus dem Mund:
Dank habe mein ſubtiler Fund." —
Frau Ermelein ſprach allzuhand:
„Sollten wir in ein ander Land,
Wo wir fremd und elend wären?
Wir haben hier was wir begehren,
Ihr ſeid Meiſter eurer Hinterſaſſen:
Warum das Sichre hier verlaſſen
Für ein fernes, ungewiſſes Gut?
Wir leben hier in ſichrer Hut,
Unſre Burg iſt feſt und wohl verwahrt.
Thäte der König die Heeresfahrt,
Und legte ſich mit Macht davor,
Sie hat ſo manch verborgen Thor,
Wir entgingen ſicher frei und frank,
Denn wir wiſſen hier manchen Gang.
Das Alles wißt ihr ſelber wohl:

Eh uns der König fangen soll
Mit Macht, dazu gehört noch Zeit.
Daß ihr ihm aber schwurt den Eid,
Ihr wolltet pilgern über Meer,
Im Herzen traur ich drüber sehr." —
Reineke sprach, der schlaue Wicht:
„Mein liebes Weib, betrübt euch nicht:
Besser geschworen als verloren!
Ich hört' einmal, von keinem Thoren,
In der Beichte sprachs ein weiser Mann:
Ein Eid, den man nicht frei gethan,
Sei ohne Kraft, unbündig ganz.
Er hindert mich keinen Katzenschwanz,
Der Eid mein ich, versteht mich recht.
Ich bleibe hier, denn wie ihr sprecht,
Zu Rom hab ich nicht viel verloren;
Ja hätt' ich auch zehn Eide geschworen,
Ich seh doch nimmer Jerusalem,
Es ist mir gänzlich nicht bequem.
Ich bleibe hier, nach euerm Rath.
Ich fänd es dort wohl accurat
So schlimm als ich es hier verlassen.
Gedenkt der König mich zu fassen,
Des muß ich wohl gewärtig sein.
Meine Macht ist wider ihn zu klein,
Doch hänq ich ihm als einem Thoren
Die Schelle noch wohl an die Ohren;

Ich thu ihm etwas, das ihn kränkt:
Er ſolls ärger finden als er denkt.

Das ſechsunddreißigſte Kapitel.

Wie Bellin Lampen zurückforderte, und wie Reineke Bellinen betrügliche Antwort gab.

Bellin ſtand draußen und zürnte ſehr:
„Lampe, vergeßt ihr der Wiederkehr?
Kommt heraus, und gehn wir fort.“
Das hörte Reineke Wort für Wort;
Er ging hinaus und ſprach alſo:
„Bellin, Lampe entbeut euch froh,
Er hoffe, daß es euch nicht verdrieße,
Daß er euch ſeiner Muhme wegen ließe.
Durch Mich läßt er euch verſtehn,
Ihr möchtet ſachte voraus nur gehn.
Mein Weib, die ſeine Muhme iſt,
Läßt ihn nicht fort, daß ihrs nur wißt.“
Da ſprach Bellin: „Ich hört ihn ſchrein
Aus Leibeskräften: was ſoll das ſein?
Bellin, helfet mir Bellin!
Was thatet ihr ihm, daß er ſo geſchrien?
Da verſetzte Reineke: „Hört mich an:
Als ichs meinem Weibe kund gethan,

Ich ſolle wandern über die See,
Der Schrecken ward der Armen weh,
Ohne Beſinnung lag ſie da.
Als Lampe unſer Freund das ſah,
Rief er: Helft, Bellin, deß iſt Noth,
Oder meine Muhme ſtirbt den Tod."
Bellin ſprach: „Dem ſei wie ihm ſei:
Es war ein ängſtliches Geſchrei." —
„Nein," ſprach Reineke, „glaubt fürwahr,
Lampen krümmte ſich kein Haar.
Es daß Lampe Schaden nähme,
Wollt ich, daß ich ſelbſt zu Schaden käme."

Das ſiebenunddreißigſte Kapitel.

Wie Reineke Bellin den Widder betrog und ihn zu Falle brachte.

Reineke ſprach: „Gedenkt euch noch,
Der König hat mich geſtern doch,
Ihm zu ſchreiben von wichtigen Dingen:
Wollt Ihr ihm, Neffe, die Briefe bringen?
Sie ſind bereit, wenns euch behagt.
Schöne Dinge hab ich darin geſagt.
Lampe iſt fröhlich außermaßen;
Ich hab ihn ein Weilchen allein gelaſſen;

Köſtlich unterhält ſich der Haſe
Von alten Geſchichten mit ſeiner Baſe;
Sie eſſen und trinken und freuen ſich;
An den Briefen ſchrieb derweilen ich."
Da ſprach Bellin: „Lieber Reinart,
Sind auch die Briefe wohlverwahrt?
Wo laß ich ſie? das weiß ich nicht,
Daß mir der Siegel keins zerbricht?"
Reineke ſprach: „Ich weiß wohl Rath:
Der Ränzel taugt dazu gerad
Aus Braunens Schwarte, den ich trug.
Es iſt wohl dicht und ſtark genug,
Ich berge leicht der Briefe drin.
So wird euch großen Lohns Gewinn
Der König, unſer Herr, gewähren,
Er wird euch empfangen mit großen Ehren,
Denn ſehr willkommen ſeid ihr ihm." —
Das glaubt' ihm Alles der Widder Bellin.
Schnell ging Reineke wieder hinein,
Und nahm den Ränzel und ſteckte drein
Das Haupt, das er Lampen abgebiſſen;
Doch ſollte Bellin davon nicht wiſſen,
Daß Lampens Haupt darinnen lag.
Da ging er zu Bellin und ſprach:
„Seht, hängt den Ränzel an euern Hals;
Jedoch verbiet ich euch jedenfalls,
Und laßt mich nicht vergebens flehn,

Die Schrift des Briefes einzusehn.
Wie ihr den Brief von mir empfangen,
Soll er in des Königs Hand gelangen.
Selbst den Ränzel sollt ihr nicht erschließen
Und großen Lohn dafür genießen,
Sobald der König hat befunden,
Der Ränzel sei noch zugebunden
Genau so, wie ich ihn so eben
Euch zur Verwahrung übergeben.
Das merket wohl, es bringt euch Frommen,
Wenn ihr vor den König werdet kommen.
Wollt ihr, der König soll' euch lieben,
So sagt, daß Ich den Brief geschrieben;
Ihr aber hättet mit Bedacht
Den Sinn ersonnen und erdacht.
So wird euch Lohn und großer Dank."
Bellin ward fröhlich und sprang
Von der Stelle, wo er stund,
Drei Fuß hoch von der Erde Grund.
„Reineke," sprach er, „nun seh ich, Neffe,
Welchen wahren Freund ich an euch treffe.
Nun werden mir großes Lob ertheilen
Alle Herren, die am Hofe weilen,
Wenn sie sehn, daß ich so wohl kann dichten
In schönen Worten und in schlichten.
Wiewohl die Kunst nicht wohnt in mir,
Daß ich so dichten kann wie ihr,

Sie ſollens doch meinen. Ich dank euch gern
Gut wars, daß ich euch folgte ſo fern.
Was rathet ihr, Freund, nun ferner mir:
Geht Lampe mit oder bleibt er hier?"
Der Fuchs ſprach: „Nein, wollt mich verſtehn,
Lampe kann noch nicht mit euch gehn.
Geht ſacht voraus eine kleine Strecke,
Daß ich Lampen derweil entdecke
Einige Dinge, die noch verhohlen."
Bellin ſprach: „So ſeid Gott befohlen!
Ich beginne meine Reiſe nun."
Gen Hof eilt' er, ohne zu ruhn;
Doch war er nicht vor Mittag da.
Der König Bellinen kommen ſah,
Mit dem Ränzel ſah er den Widder kommen,
Den Reineke hatte mitgenommen.
Der König ſprach: „Gebt uns Beſcheid,
Bellin, von wannen ihr kommen ſeid?
Wo iſt Reineke, das laßt mich fragen:
Ich ſah euch ſeinen Ränzel tragen."
Bellin ſprach: „Großer Potentat,
Wißt, daß mich Reineke freundlich bat,
Zwei Briefe ſollt' ich Euch überbringen
Von Staats- und von gelehrten Dingen.
Was darin wird geſchrieben ſtehn,
Das iſt mit meinem Rath geſchehn.
Ihr findet gar ſubtilen Sinn:

Dieſelben Briefe ſind hierin."
Die Herren ſich nicht lang' beriethen,
Den Biber ließ der König entbieten:
Er war Notarius publicus
Und klaubte manche harte Nuß:
Schwere Briefe mußte Beckert leſen,
Viel Sprachen ſind ihm kund geweſen.
Auch ſandt er gleich zu Hinzen hin:
Seht zu, was uns da bringt Bellin."

Das achtunddreißigſte Kapitel.

Wie Bellin Lampes Haupt im Ranzen trug, was er ſelber nicht wußte.

Da Beckert der Biber aufgethan
Den Sack mit Hinze, ſeinem Kumpan,
Da zog er Lampens Haupt heraus
Und ſprach mit Schrecken und mit Graus:
„Ein ſeltſamer Brief fürwahr iſt dies:
Wo iſt er, der ihn ſchreiben ließ?
Niemand iſt hier, der mir nicht glaubt,
Es ſei des armen Lampe Haupt."
Der König und die Königin
Entſetzten ſich in Herz und Sinn.
Der König ſenkte ſein Antlitz nieder,

„Reineke," rief er, „hätt' ich dich wieder!" —
Der König und die Königin
Gaben sich großem Unmuth hin.
Der König sprach: „Ich bin betrogen!
Große Lügen hat Reineke gelogen." —
Er schrie und schien besinnungslos
Und aller Thiere Leid war groß.
Der Leopard bei dem König stand,
Der von Geburt ihm nah verwandt,
Er sprach: „Was ist dahier geschehn,
Daß Ihr so traurig müßt da stehn?
Die Königin ist noch nicht todt:
Laßt fahren solche Schreckensnoth;
Faßt guten Muth, sonst bringts euch Schande!
Seid ihr nicht Herr in diesem Lande?
Euch ist hier Alles unterthan." —
„Wenn das ist," hub der König an,
„So darf es euch nicht Wunder nehmen,
Daß sich mein Herz so sehr muß grämen,
Und daß ich so bekümmert that.
Mich hat mit seinem falschen Rath
Ein böser Schalk dazu gebracht,
Daß ich meine Freunde zu Schanden gemacht,
Den stolzen Braun und Isegrim:
Das foltert mir die Seele grimm.
Es wird mir an der Ehre schaden,
Daß ich den eiteln Zorn entladen

Gegen meine allerbeſten Barone,
Und daß ich dem böſen Hurenſohne
Geſchenkt ſo übereilt Vertrauen.
Das dank ich Alles meiner Frauen.
Sie bat ſo lange mich für ihn,
Bis ich der Bitte Gehör geliehn.
Das iſt mir leid, doch iſts zu ſpat;
Uebel bekommt mir nun ihr Rath."
Lupardus ſprach: „Hört, König hehr,
Betrübt darum Euch nicht zu ſehr.
Was Ihr geſündigt, mögt Ihr ſühnen:
Man ſoll dem Wolf und Braun dem Kühnen,
Seiner Frauen Hiermuth auch daneben,
Bellin den Widder übergeben,
Denn er bekannt es offenbar,
Daß er Schuld an Lampes Tode war.
Das ſoll man an dem Schuld'gen ahnden.
Dann laßt uns all auf Reinele fahnden.
Wir wollen ihn wo möglich fangen,
Und nicht viel Worte, nur gleich gehangen!
Ihr wißt, daß er ſo gleißend ſpricht:
Kommt er zu Wort, man hängt ihn nicht.
An dieſer Sühne, das muß ſich fügen,
Wird Braun und Iſegrim genügen."

Das neununddreißigste Kapitel.

Wie Braun und Isegrim der Haft entlassen wurden, und wie der König den Widder und sein ganzes Geschlecht in ihre Gewalt gab zur Entschädigung und Sühne.

Als dem König dies gerathen ward,
Da sprach er zu dem Leopard:
„Ich will nach euerm Rathe thun:
Darum, so bitt ich, gehet nun,
Und holt uns her die zwei Barone:
Man soll sie wieder neben die Krone
Im Rathe setzen mit großen Ehren.
Vergeßt auch nicht, laut zu erklären,
Daß es die Thiere all erfahren,
Die jüngsthin hier versammelt waren,
Groß und Klein, Vornehm und Gering,
Daß Reineke durch Lug dem Gericht entging,
Und wie Bellin und Reineke dann
Lampen getödtet, den arglosen Mann.
Auch soll sich Jeder vor Isegrim neigen,
Und Braunen gleichfalls Ehrfurcht erzeigen.
Ihre Sühne sei, denn ihr riethet mir recht,
Bellin der Verräther und all sein Geschlecht.“ —
Der Leopard ging allzuhand
Dahin wo er Braun und Isegrim fand.
Sie lagen gebunden und wurden befreit.
„Ich bring euch,“ sprach er, „gute Zeit,

Des Königs freies Geleit und Frieden.
Ihr beide Herren, seid beschieden:
Habt ihr über den König zu klagen,
Das ist ihm leid, er läßt euch sagen,
Daß ihr zufrieden möchtet sein,
Wollt er euch zur Sühne den Widder verleihn,
Und seine Kinder, sein ganz Geschlecht
Bis zum jüngsten Tage, daß ihr euch rächt,
Sie ungestraft ergreift und fällt,
Es sei im Wald, es sei im Feld.
Auch gibt euch meines Herrn Geheiß
Reinekn, der euch verrathen hat, Preis.
Den mögt ihr, ohne Rechenschaft
Zu geben, mit all eurer Kraft
Verfolgen; sein Weib und seine Kinder
Straft, wo ihr sie betrefft, nicht minder.
Diese köstliche Freiheit,
Die euch der König durch mich verleiht,
Hält euch zur Sühne der König wahr,
Und seine Nachkommen immerdar.
Dafür vergeßt ihm seine Schuld
Und schwört ihm neue Treu und Huld.
Das mögt ihr wohl mit Ehren thun:
Er verletzt euch nicht wiederum;
Ich rath euch, dieses einzugehn." —
Also war die Sühne geschehn
Durch den Leopard; er gab als Bürgen

Bellin, den ſollte Iſegrim würgen.
Drum ſtellt Bellins Verwandten nach
Iſegrims Sippſchaft noch dieſen Tag.
Dieſe Zwietracht ward ſo begründet.
Der Wolf zerreißt ſie, wo er ſie findet,
Und meint wohl gar, er thäte Recht.
Lämmer und Schafe, Bellins Geſchlecht,
Verfolgt der Wölfe gierig Heer:
Dieſe Zwietracht ſühnt auch Niemand mehr.
Der König ließ das Hofgelag
Verlängern bis an den zwölften Tag,
Braun und Iſegrim zu Ehren:
So freut' er ſich, daß ſie beruhigt wären.

Zweites Buch.

An den Hof des Königs kamen alle Thiere und Vögel zu einer großen Versammlung, über Reinecke Klage zu führen. Das Nachfolgende sprechen sie unter sich:

Wir müssen zu Hof, denn uns entbot
Der König dahin, das sei nun Noth.
Nicht hilft mehr Reinecken seine Kunst,
Er verwirkte zu grob des Königs Gunst.
So viele wir sind im ganzen Thal,
Ueber Reinecken klagen wir zumal;
Und sind wir wider ihn erschienen,
Mit Unglimpf mocht ers längst verdienen.
Er war uns stets ein arger Schinder
Und unsern Kindern auch nicht minder.
Unsre Eier und Jungen er nimmer spart:
Nun gibts eine böse Himmelfahrt.
Wir wollen einander Beistand thun,
Auf daß er geschändet werde nun

Für ſeine Falſchheit und Hinterliſt,
Womit er uns feind geweſen iſt.
Ja, hätten wir eher uns ſo beſprochen,
Wir hätten uns lange wohl gerochen
An Reineken, dem erbloſen Dieb;
Wird er jetzt gehangen, das iſt uns lieb.
Auf Reineke ſind wir all ergrimmt,
Und wenn man nur unſere Klagen vernimmt,
Für den Schaden, den er uns zugefügt,
Wird ihm die Strafe, die uns genügt.
Ja, der König hat das Urtheil gegeben,
Reineke ſoll nicht länger leben:
Unſre Schande wird an ihm geſühnt;
Das hat er oft an uns verdient.

Das erſte Kapitel.

Von dem großen Hofe, den der König hielt, und wie mancherlei Vögel und Thiere dahin kamen.

Da ſo der Hof war ausgeſchrieben,
Wie euch zu leſen mag gelieben,
Und alles bereit war und beſtellt,
Da kam zu Hofe mancher Held,
Vierfüß'ge Thiere nicht allein,
Nein, auch die Vögel Groß und Klein.

Viel Herren waren am Hof zu schaun
Isegrim zu Ehren und dem Braun.
Viel Freude sah man bei dem Feste
Und Kurzweil auch, die allerbeste,
Die je gesehen ward bei Thieren.
Man tanzte den Hoftanz mit Manieren
Bei Schalmein und Trompetenklang.
Der König hatte zu ihrem Empfang
Alles im Ueberfluß lassen bereiten.
Boten schickt' er nach allen Seiten:
Nun kamen die Gäste manch volle Schaar.
Vögel und Thiere Paar um Paar
Sah man reisen bei Tag um Nacht.
Aber Reinecke lag auf der Wacht:
Der falsche Pilgrim, der lose Wicht,
Zu Hofe kam er diesmal nicht;
Er trieb der alten Ränke Spiel.
Die ihm dankten, deren war nicht viel.
Am Hofe vernahm man Sang und Klang,
Sah Speis' und Trank im Ueberschwang,
Man fand Turnei und Lustgefecht.
Ein Jeder kam mit seinem Geschlecht.
Die Einen tanzten, die Andern sangen,
Die Trommeln schollen, die Pfeifen klangen.
Der König sah von seinem Saal,
Ihm gefiel der Lärm und seinem Gemahl.
Acht Tage waren nun verflossen,

Da saß der König mit seinen Genossen
Fröhlich über Tisch und aß.
Das Kaninchen trat, als er da saß
Bei seiner Frauen der Königin,
Vor ihn und sprach mit trübem Sinn:
„Herr König, ihr Herren insgemein,
Erbarmet euch der Klage mein!
Ihr habt wohl all so argen Verrath
Noch nie vernommen, so mördrische That,
Als Reineke gestern an mir gethan.
Denn als die sechste Stunde begann,
Vor seiner Burg Malepartus
Saß Reineke, wie ich Euch klagen muß.
Ich meint', in Frieden vorbeizugehn,
Denn ich sah ihn in Pilgrimsweise stehn
Und dacht, er lese die Tageszeiten,
Drum wollt ich getrost vorüberschreiten;
Meine Straße führte mich vorbei,
Damit ich heut bei Hofe sei.
Kaum hatt' er meine Spur vernommen,
Sah ich ihn mir entgegen kommen.
Ich meinte, mir würd' ein Gruß geboten,
Da faßt' er mich mit seinen Pfoten
Und griff mir zwischen beide Ohren;
Ich wähnte schon mein Haupt verloren.
Seine Klauen waren lang und scharf,
Womit er mich zu Boden warf.

Gott aber weiß ich deſſen Dank,
Ich war ſo leicht, daß ich entſprang
Und ſo aus ſeinen Klauen kam.
Da knurrt' er ſehr vor Zorn und Gram,
Daß ich ihm doch entgangen ſei.
Ich ſchwieg und machte kein Geſchrei;
Doch mußt' ich ihm mein Ohr da laſſen
Und behielt im Kopf vier weite Gaſſen.
Seht ſelber, ſie ſind breit genug,
Wo er mich mit der Klaue ſchlug;
Ich litt beinah den grimmen Tod.
Herr König, erbarmt Euch dieſer Noth,
Daß man Euch ſo das Geleite bricht.
Zu reiſen getraut man ſich fürder nicht,
Darf Reineke ſo die Straße ſperren."
Da dies geſprochen war vor dem Herren,
Erhub ſich die Krähe, die Merknau hieß,
Und redete vor dem König dies:
„Großmächtiger Fürſt und König hehr,
Ich bring Euch jämmerliche Mär.
Ich kann vor Angſt nur wenig ſprechen;
Mich dünkt, das Herz will mir zerbrechen:
Iſt das nicht ein jämmerlich Ding?
Heute Morgen, da ich von Hauſe ging
Mit Scharfenebbe, meinem Weibe,
Da lag gleich einem todten Leibe
Reineke der Fuchs auf der Haide,

Und verkehrte ſeine Augen beide;
Die Zunge hing ihm aus dem Munde
Nicht anders als einem todten Hunde,
Offen ſtand der Mund ihm weit.
Da ſchrie ich laut vor Angſt und Leid;
Jemehr ich rief, je ſtiller er lag.
Weh mir, rief ich, und O und Ach!
Er iſt ohn' allen Zweifel todt!
Darüber hatt' ich große Noth,
Mich jammerte ſein Tod von Herzen,
Ich beklagt' ihn und mein Weib mit Schmerzen,
Wir trauerten mehr als Jemand glaubt.

Ich befühlt ihm Bauch und auch das Haupt:
Mein Weib trat hin zu seinem Kinn,
Und lauschte, ob sie fände drin
Ein Lebenszeichen noch so klein:
Doch lag er todt als wie ein Stein,
Wir hätten beide drauf geschworen.
Nun hört, wie ich mein Weib verloren.
Wie sie so sorgend bei ihm stund,
Und hielt ihr Haupt an seinen Mund:
Er sah sie arglos, ohne Hut,
Und biß nach ihr, da floß ihr Blut,
Er riß ihr nieder gleich das Haupt.
Da erschrack ich mehr als Jemand glaubt.
Ich schrie laut auf: Helft, helft mir hier!
Da schoß er empor und schnappte nach mir.
Doch ich entfloh mit Angst der Noth,
Sonst fand ich auch da meinen Tod:
So hart noch hielts, daß ich entkam.
Auf einen Baum die Flucht ich nahm
Und sah von fern, wie dieser Dieb
Das Weib verzehrte, das mir lieb.
Er war so hungrig, ich konnt ermessen,
Er hätte noch zwei dazu gegessen,
Er ließ auch nicht ein Knöchelchen stehn.
Als ich den Jammer angesehn,
Daß er nichts übrig mehr gelassen,
Und er dann weglief seiner Straßen,

Da flog ich an den leiden Ort;
Einige Federn fand ich noch dort
Von Scharfenebbe, meinem Weibe,
Die nahm ich, daß mir ein Zeichen bleibe
Hier vorzuweisen Euer Gnaden.
Nun erbarm Euch dieser große Schaden!
Herr, schafft Ihr mir dafür nicht Rache,
Und achtet Ihr nicht dieser Sache,
Daß Euer Geleit so wird gebrochen,
So wird Euch Uebles nachgesprochen!
Mitschuldig macht sich am Verrath,
Der nicht bestraft die Missethat.
Wenn Jeder den Herrn zu spielen gedächte,
Das griff' in Eure fürstlichen Rechte."

Das andere Kapitel.

Wie der König auf die Klage des Kaninchens und der Krähe ergrimmte, und was er sprach.

Da so die Krähe zu Wort gekommen,
Und das Kaninchen war vernommen,
Jedweder gleiche Klag erhob,
Nobel der König ergrimmt' und schnob,
„Bei der Treue," sprach er im Zorn,
„Die ich meinem Gemahl geschwor'n,

Ich will die Unthat also rächen,
Daß man noch lange davon soll sprechen,
Da mein Gebot und mein Geleit
So ward gebrochen. Ich war nicht gescheidt,
Daß ich den Fuchs, den losen Wicht,
So frei gab von dem Halsgericht,
So gerne glaubte seinen Lügen,
Und von dem Schalk mich ließ betrügen.
Einen Pilger macht' ich gar aus Dem,
Er sollte nach Jerusalem!
Wie wußt' er mir den Aermel zu krauen!
Die Schuld liegt aber an meiner Frauen!
Der Erste bin ich doch nicht leicht,
Dem Frauenrath zu Schaden gereicht.
Damit uns Reineke länger äffen,
Uns würde große Schande treffen.
Er ist fürwahr ein arger Gauch:
Er war es sonst, jetzt ist ers auch.
Ihr Herren, seid mit Fleiß bedacht,
Daß bald er komm in unsre Macht.
Ich weiß, daß er nicht entlaufen kann,
Greifen wir die Sache nur ernstlich an."

Das dritte Kapitel.

Wie der König im Zorne sich mit allen Thieren und Vögeln beſpricht, und Reineken heimſuchen will, und wie das Iſegrim und Braun ſehr wohl behagt.

Braun und Iſegrim, die Herrn,
Vernahmen des Königs Rede gern.
Sie hofften, ſie würden noch gerochen,
Könnten ſie das Feuer nur ſtochen.
Doch hatten ſie nicht zu ſprechen Muth,
Denn der König war außer ſich vor Wuth,
Und ganz verſtört in ſeinem Sinn.
Am Ende ſprach die Königin:
„Ich bitt' Euch, gnäd'ger König hehr,
Erzürnt Euch doch nicht allzuſehr.
Ihr ſollt Euch auch nicht ſo leicht verſchwören,
Auf daß Ihr bleibt bei Macht und Ehren!
Noch kommt Ihr der Sache nicht auf den Grund;
Auch ſchwieg noch des Beklagten Mund.
Wenn Reineke hier zur Stelle wär,
Ihn verſchriee Mancher nicht ſo ſehr;
Nun aber finden ſie's bequem.
Audi alteram partem!
Mancher klagt und ſündigt in gleicher Weiſe.
Ich hielt Reineken für klug und weiſe,
Nicht dacht ich, es käme zu ſolchem Lärmen,
Drum half ich ihm, es ſoll mich nicht härmen.

Ich that es, Herr, zu Euerm Frommen,
Wiewohl es nun anders iſt gekommen.
Ob bös ob gut ſein Leben ſei,
Sein Rath iſt klug, auch iſt dabei
Seine Sippſchaft groß und ſein Geſchlecht.
Drum, Herr und Gemahl, bedenkt es recht,
Eh Uebereilung Euch Schande bringt.
Das Land gehorcht Euch unbedingt,
Reineke weiß vor Euch nicht zu bleiben:
Wollt Ihr ihn fangen oder entleiben,
Was Ihr gebietet, wird gethan."

Der Leopard hub wieder an:
„Herr, wie ſollt Euch das ſchaden können,
Wollt Ihr Reineken das Wort vergönnen?
Was änderts, hört Ihr erſt ihn ſprechen?
Ihr könnt dann doch Euch an ihm rächen.
Drum thut, was Eure Frau Euch räth,
Und der Herren Kreis, der Euch umſteht.
Iſegrim ſprach: „Wie könnt es ſchaden,
Rathen wir nach Kräften euer Gnaden?
Herr Leopard, gönnt mir das Wort:
Wär jetzt Reineke hier am Ort,
Und hätt' er ſich ſchon der Klagen entledigt,
Daß er dieſe Beiden ſo beſchädigt,
So wüßt ich was von ihm zu ſagen,
Das doch ihm ging' an Hals und Kragen.

Doch beſſer jetzt davon geſchwiegen,
Bis wir ihn einmal wieder kriegen.
Jetzt hat er außer allem dieſen
Dem König einen Schatz gewieſen
In Krekelpütz bei Huſterlo!
Das iſt das allerleerſte Stroh.
Er hat der Lügen viel gelogen,
Damit hat er uns all betrogen.
Braun und mir fügt' er die größte Schande;
Mein Leben ſetz ich dafür zum Pfande,
Bei der Wahrheit hat ers nie gelaſſen.
Nun raubt und mordet er auf der Straßen.
Drum dünkt mich billig, daß man thut
Was euch und dem König dünket gut.
Denn wär er Willens hieher zu kommen,
Er hat die Märe wohl vernommen,
Die der König aller Welt entbot."
Der König ſprach: „Was iſt uns Noth,
Daß wir hier ſeiner warten all?
Ich gebiete, rüſtet euch allzumal
Und folgt mir an dem ſechſten Tage:
Ich will ein Ende ſehn der Klage.
Was dünkt euch von dem faulen Wicht?
Er machte wohl ein Land zunicht.
Macht euch bereit und kommt gezogen
Mit euerm Harniſch, Spieß und Bogen,
Mit Büchſen, Aexten und Hellebarten.

Ich gebiete, wollt mein alſo warten,
Daß Alle, die ich zu Rittern geſchlagen,
Dieſen Namen mit Ehren tragen.
Wir ziehn wider Malepartus aus
Und ſehn, was Reineke hat im Haus."
Sie antworteten Alle dem König Ja!
Wenn Ihr gebietet, ſo ſind wir da.

Das vierte Kapitel.

Wie der Dachs zu Reineken lief und ihn warnte.

Da dieſer Rathſchluß war geſchloſſen,
Daß der König mit ſeinen Genoſſen
Reinekens Haus belagern wollte,
Und Malepartus ſtürmen ſollte,
Grimbart war aber auch, der Dachs,
Im Rathe geweſen: Da lief er ſtracks,
So ſchnell ihn die Füße nur mochten tragen,
Zu Reinekens Schloß, ihm die Zeitung zu ſagen.
Unterwegs beklagt' er ihn für ſich:
„Ach Reineke, Ohm, du dauerſt mich!
Du biſt das Haupt von meinem Geſchlecht,
Wir mögen dich wohl beklagen mit Recht.
Immer pflagſt du für uns zu ſprechen,
Wir können uns deiner nicht entbrechen,
So biſt du in Winkelzügen verſchlagen." —

Mit ſolchem Lamento, mit ſolchen Klagen,
Kam er vor Malepartus gegangen,
Und ward von Reineken draußen empfangen.
Zwei junge Tauben hatt' er ſtipitzt,
Die aus dem Neſt eben itzt
Den erſten Flug zu wagen gedacht:
Sie fielen, und hatten nicht die Macht,
Denn ihre Federn waren zu kurz.
Da griff ſie Reineke gleich im Sturz,
Denn oft ging er zu jagen umher.
Da ſah er den Dachs von ohngefähr:
Er harrte ſeiner und ſprach ihn an:
„Willkommen, Neffe, der liebſte Kumpan,
Den ich in meinem Geſchlechte weiß.
Ihr lieft euch ja ſchon ganz in Schweiß.
Was habt ihr Neues denn vernommen?"
Grimbart ſprach: „Ich bin gekommen,
Daß ich euch Zeitung möchte bringen,
Wiewohl ſie meldet von übeln Dingen.
Leben und Gut habt ihr verloren!
Der König ſelber hat geſchworen,
Er füg' euch einen ſchändlichen Tod.
An alle Vaſallen erging ſein Gebot,
Hieher zu kommen nach ſechs Tagen
Mit Bogen, Schwertern, Büchſen und Wagen:
Sie ſind euch zu ſchaden Alle bereit.
Darauf bedenkt euch in kurzer Zeit.

Mehr als ich bei Euch, hat ſich Iſegrim jetzt
Und Braun bei dem König in Gunſt geſetzt:
Was ſie wollen, das wird gethan.
Iſegrim hat ihm dargethan,
Daß ihr ein Mörder und Räuber ſeid;
Er trägt euch Haß und bittern Neid.
Marſchall wird er noch vor dem Mai.
Das Kaninchen erſchien und die Krähe dabei,
Auch vor dem König, euch zu verklagen.
Für eu'r Leben müßt ich Sorge tragen,
Wenn der König euer habhaft wär."
„Quark," ſprach Reineke, „wißt ihr nicht mehr?
Das iſt wohl eine Bohne werth!
Hat das euch ſolchen Schreck gelehrt?
Hätte der König noch mehr geſchworen,
Und Alle, die er zu Räthen erkoren,
Wenn ich mir ſelber Rath will geben,
Ich werde mich über ſie Alle heben;
Sie mögen ihm rathen, was es auch ſei,
Es hilft nichts, bin Ich nicht ſelbſt dabei.
Drum lieber Neffe, laßt das bewenden.
Seht her, was ich hab in meinen Händen:
Ein Paar Täubchen jung und fett;
Ich weiß keine Koſt, die ich lieber hätt'!
Sie laſſen ſich ſo gut verdauen,
Man mag ſie ſchlucken ohne Kauen;
Die ſüßen Knöchelchen ſchmecken gut,

Es ist halb Milch und halb Blut.
Ich esse gerne leichte Speise;
Mein Weib hält auch die gleiche Weise.
Kommt herein, sie wird uns wohl empfangen;
Nur lasst sie keine Kund erlangen
Von der Sache, die haltet verborgen;
Sie macht sich Kummer gleich und Sorgen,
Das Kleinste schafft ihr große Schmerzen,
Sie nimmt sich alles sehr zu Herzen.
Morgen wollen wir zu Hofe gehn:
Lieber Freund, denkt ihr mir beizustehn
Wie ein Freund dem andern thut?"
Grimbart sprach: „Ja, Leib und Gut
Geb ich zu euerm Behufe her."
Reineke sprach: „Ich dank euch sehr,
So lang ich lebe soll es euch frommen."
Grimbart sprach: „Ihr mögt wohl kommen
Und nehmt das Wort für eure Sache.
Man läßt euch reden mit gutem Gemache:
Lupardus hat dahin gestimmt,
Daß Niemand euch ein Härchen krümmt,
Bevor ihr selbst zu Wort gekommen,
Und euch eurer Unschuld angenommen;
So meint' es auch die Königin:
Den Umstand lasst nicht aus dem Sinn."
Reineke sprach: „Was kann mir schaden,
Gönnt mir das Wort nur Seine Gnaden.

Ich hoff, es ſoll mir gar noch frommen
Kann ich mit ihm zur Sprache kommen.“ —
Sie traten beide nun in die Veſte:
Da empfing die Hausfrau ſie aufs Beſte,
Und brachte, was ſie zurecht gemacht.
Von den Tauben, die Reineke mitgebracht,
Davon ward Jedem ſein Theil beſcheert;
Doch hatten ſie ſich nicht ſatt gezehrt:
Wären der Tauben noch ſechs geweſen,
Sie wären von ſolcher Koſt wohl geneſen.

Das fünfte Kapitel.

Wie Reineke von ſeinen Kindern ſprach und am andern Tage mit dem Dachs nach des Königs Hofe ging.

Da ſprach Reineke zu Grimbart:
„Seht, Neffe, das iſt die rechte Art!
Gewiß behagen euch meine Kinder,
Roſſel und Reinhartchen nicht minder.
Sie werden unſer Geſchlecht vermehren;
Sie beginnen ſchon ſich ſelbſt zu nähren:
Der kann ein Huhn, der ein Küchlein brauchen;
Sie verſtehn auch wohl ins Waſſer zu tauchen,
Den Kibitz oder die Ente zu fangen.
Ich gönnt' ihnen öfter ſolch Verlangen,

Erſt aber will ich ſie Vorſicht lehren,
Daß ſie mit Klugheit ſich erwehren
Der Stricke nicht bloß, auch der Jäger und Hunde.
Hätten ſie davon rechte Kunde,
So wüßt ich ſie anders wohl zu rüſten,
Daß ſie öfters unſer Gelüſten
Nach allerlei Speiſe büßen ſollten,
Die wir brauchten und haben wollten.
Sie arten nach dem Vater ganz,
Grimmig tanzen ſie den Tanz
Mit den Thieren, die ſie gerne zwingen;
Denen kanns nicht an ihnen gelingen,
Ein Biß in die Kehle, gleich ſind ſie beſiegt:
Das iſt die Art wie Reineke kriegt.
Geſchwindigkeit, das iſt ihr Brauch;
Die rechte Weiſe dünkt michs auch."
Grimbart ſprach: „Es bringt ihnen Ehre!
Wenn Jeder doch ſo glücklich wäre,
Daß er Kinder hätte nach ſeinem Sinn,
Die mit ihm aus ſind auf Gewinn.
Bei meinem Eid, es freut mich recht,
Daß ich ſie weiß in meinem Geſchlecht." —
„Dies wollen wir ſo laſſen ſtehn,"
Sprach Reineke, „und wollen ſchlafen gehn;
Freund Grimbart iſt müde ſicherlich." —
Sie gingen ſchlafen und legten ſich
Auf den Saal, den man mit Heu beſtreute,

Reineke, sein Weib und die jungen Leute.

Reineke war in großen Sorgen,
Er dachte, guter Rath sei theuer morgen.
In tiefen Gedanken lag er da
Bis man den Tag ergrauen sah.
Da sprach er seinem Weibe zu:
„Frau, gebt euer Gemüth in Ruh:
Grimbart ließ mich gestern verstehn,
Ich müsse mit ihm zu Hofe gehn.
Doch bitt ich, daß ihr euch nicht grämt,
Und was ihr auch von mir vernehmt,
Darüber denket stets das Beste
Und hütet sorglich unsrer Veste."
Sie gab ihm Antwort und sprach sogleich:
„Reineke, sagt, was nöthigt euch?
Fürwahr, mich dünkts ein seltsam Ding:
Ihr wißt doch wie es euch neulich ging." —
Reineke sprach: „Es ist wohl wahr,
Ich war daselbst in großer Gefahr.
Etliche waren mir nicht zu hold;
Doch weil das Glück sich dreht und rollt,
So geschichts nicht immer wie man hofft;
Schon sichrer Gewinn entgeht uns noch oft.
Ich habe Wichtiges dort zu thun.
Gebt euch zufrieden, das bitt ich nun:
Ihr habt nicht nöthig solche Aengste.
Ich komme wieder aufs Allerlängste

Binnen fünf Tagen, wofern ich kann.“ —
Mit Grimbart ſchied er ſo hindann.

Das ſechſte Kapitel.

Wie Reineke mit ſeinem Neffen, dem Dachs, abermals an den Hof des Königs ging, und wie Reineke beichtete.

Reineke und Grimbart die beiden
Gingen zuſammen über die Haiden
Den graden Weg nach des Königs Veſte.
„Es führe zum Schaden, führe zum Beſten,“
Sprach Reineke: „ſoll es mir gelingen,
So werd' ich die Reiſe ſchon glücklich vollbringen.
Doch hätt' ich gern mein Herz erleichtet:
Seitdem ich neulich euch gebeichtet,
Verſpürt' ich mancherlei Verlangen,
Und hab ich Sünde ſeitdem begangen,
Das werd' ich euch ſagen in dieſer Stunde.
Ich ließ dem Braun eine große Wunde
Schneiden aus ſeinem Fell und Leib;
Ich ließ dem Wolf und ſeinem Weib
Die Schuhe ziehn von zweien Füßen:
Das that ich meinen Haß zu büßen.
Meine Lügen ſchafften mir den Troſt,
Daß ihnen der König ward erboſt.

Den König ſelber führt' ich an
Mehr als ich euch beſchreiben kann.
Ich hab ihm von einem Schatz gefabelt,
Den er ſo bald noch nicht ergabelt.
Lampen hab ich das Leben geraubt;
Ich ſchickte Bellin mit ſeinem Haupt:
So ging ihm des Königs Huld verloren.
Dem Kaninchen ſchlug ich zwiſchen die Ohren,
Daß ich ihm ſchier das Leben nahm:
Es war mir leid, daß es entkam.
Noch will ich euch zweierlei berichten:
Die Krähe verläumdet mich mit Nichten:
Scharfenebbe ſein Weib hab ich gegeſſen.
Das Alles beging ich unterdeſſen,
Seit ich zuletzt meine Beichte geſprochen.
Auch hab ich noch ein Ding verbrochen,
Daß ich neulich zu ſagen vergaß:
Lieber Neffe, erfahrt auch das,
Iſt gleich die Sünde nur gering.
Es war eine Schalkheit, die ich beging;
Wiewohl ich gerne drauf verzichte,
Daß man mich wie den Wolf berichte.
Denn einſt geſchah es, daß wir gingen
Zwiſchen Rackis und Elverdingen:
Da kam eine Mähre mit ihrem Fohlen,
Die beide ſchwarz waren wie die Kohlen;
Das Fohlen aber hatte vielleicht

Den vierten Monat ſchon erreicht.
Iſegrim lag ſchier am Tod,
Von Hunger litt er große Noth.
Er bat mich, daß ich fragen ſollte,
Ob die Mähre verkaufen wollte
Das Fohlen, und alsdann wie theuer?
Ich ging und beſtand das Abenteuer.
Frau Mähre, ſprach ich, laßt mich hören,
Ich denke, das Fohlen wird euch gehören:
Wollt ihrs verkaufen? das möcht ich wiſſen.
Sie ſprach: „Für Geld kann ich es miſſen.
Die Summe, die man mir zahlen muß,
Steht unter meinem hintern Fuß:
Wollt ihr ſie leſen, ihr mögts mit Fug.“
Da wußt' ich was ſie im Sinne trug.
Ich ſprach: Nein, Frau, des habt Bericht,
Leſen oder ſchreiben kann ich nicht.
Auch trag ich eures Kindes nicht ſelbſt Begehr;
Iſegrim wüßte gern, wie es wär:
Der hat mich zu euch hergeſandt. —
So laßt ihn kommen, ſprach ſie zuhand,
Den rechten Beſcheid ertheil ich ihm.
Da ging ich hin zu Iſegrim:
Wollt ihr euch ſättigen? hub ich an;
Die Mähre hat mir kundgethan,
Das Geld ſteht unter ihrem Fuß,
Das man für das Fohlen ihr geben muß.

Sie wollt es mich auch laſſen leſen;
Allein wozu wär das geweſen?
Denn ich verſtehe keine Schrift
Weshalb mich oft Verdruß betrifft;
Ihr werdet es, Ohm, zu leſen verſtehn.
Iſegrim ſprach: Das wäre mir ſchön!
Ich ſollte nicht leſen? Was es mag ſein,
Deutſch, Welſch, Franzöſiſch und Latein.
Ich habe mich in Erfurt zur Schule gehalten,
Und habe mit den gelehrten Alten,
Den berühmteſten Meiſtern aller Welt,
Fragen gelöſt und Theſes geſtellt.
Ich bin Licentiat in beiden Rechten,
Und was ſie mir für Schriften brächten,
Die kann ich leſen wie meinen Namen;
Drum beſteh ich wohl auch dies Examen.
Bleibt eine kurze Zeit hier ſtehn:
Ich gehe nur die Schrift beſehn.
Da ging er hin und frug die Mähre,
Wieviel ſie für das Fohlen begehre.
Nach dem Genauſten frug er ſie.
Sie aber ſprach: Das Geld ſteht hie
Geſchrieben unter meinem Hinterfuß.
Er ſprach: Laßt ſehn! Sie ſprach: Ich thu's.
Sie hob den Fuß, die Schrift zu weiſen,
Der neu beſchlagen war mit Eiſen,
Mit ſechs Hufnägeln, und ſchlug, mein Seel,

Es ging auch nicht ein Härchen fehl,
Sie ſchlug ihm alſo vor ſein Haupt,
Daß er hinſtürzte ſinnberaubt,

Und fiel für todt zur Erde nieder.
Eh er ſich recht erholte wieder
War eine gute Stunde vergangen.
Schnell lief die Mähre fort mit Bangen,
Und ließ ihn liegen mit ſchwerer Wunde:
Er lag und heulte gleich einem Hunde.
Ich ging und nannt ihn Herr Baron,
Und frug: Wohin iſt die Matron?
Euch hat das Fohlen doch ſatt gemacht?
Was habt ihr mir nicht ein Stück gebracht?

Herr Baron mir doch die Botſchaft befahl.
Bekommt euch das Schläfchen nach dem Mahl?
Wie lautets, was unter dem Fuße ſtand?
Ihr ſeid als großer Gelehrter bekannt.
„Ach, Reineke," ſprach er, „ſpottet doch nicht;
Mir ergings als einem armen Wicht,
Erbarmen möcht es einen Stein.
Die Hure mit dem langen Bein!
Mit Eiſen war der Fuß beſchlagen:
Ich fand da keine Buchſtaben:
Mit den Nägeln, die im Eiſen ſtunden,
Schlug ſie mir ſechs tiefe Wunden."
Kaum blieb Iſegrim noch am Leben.
Nun hab ich euch, Neffe, Kunde gegeben
Von allen Sünden, die ich begangen. —
Wie ſie mich nun am Hof empfangen,
Meine Seele läuft nicht mehr Gefahr,
Ich bin von meinen Sünden klar.
Ich will mich auch gern nach euerm Rath
Beſſern und meiden Miſſethat."

Das ſiebente Kapitel.

Wie Reincke noch beichtet, und etliche Sünden mit dem böſen Beiſpiel der Prälaten entſchuldigt.

Grimbart ſprach: „Eure Sünden ſind groß:
Die Todten hält des Grabes Schooß;
Doch wärs beſſer, hätten ſie das Leben.
Ich will euch Ohm, die Sünden vergeben
Um dieſe Angſt und dieſe Noth,
Denn Viele trachten nach euerm Tod,
Drum nehm ich euch aus der Sünde Bann.
Was euch am Meiſten ſchaden kann
Iſt Lampes Haupt und Lampes Tod.
Es war ſehr dreiſt, ganz ohne Noth
Schicktet ihr dem König ſein Haupt:
Das ſchadet euch mehr, als ihr wohl glaubt.“ —
„Nein, Quark,“ ſprach Reineke, „nicht ein Haar!
Neffe, das ſag ich euch fürwahr:
Wer jetzo durch die Welt will fahren
Der kann ſich nicht ſo rein bewahren,
Wie der ein Kloſterleben führt.
Lampe hat mich dazu verführt:
Er ſprang und ſchien ſo fett mir jetzt:
Da ward die Liebe beiſeit geſetzt.
Bellin war auch bei mir nicht in Gnaden;
Ich habe die Sünde und ſie den Schaden.

Was fängt man auch an mit ſolchem Lump?
Sie ſind ſo ſteif, ſo dumm und plump.
Ich ſollte da viel Ceremonien machen!
Es war mir eben nicht ſehr ums Lachen.
Den Hof verließ ich noch ſorgenvoll:
Ich unterwies ſie, doch wars zu toll.
Ich ſoll zwar lieben meines Gleichen,
Der Wahrheit kann ich nicht entweichen;
Ich achtete aber der Beiden nicht groß,
Und die Todten hält des Grabes Schooß,
Wie ihr ſo eben ſelbſt geſagt.
Von was Anderm jetzt, wenns euch behagt.
Es iſt jetzt eine ſchlimme Zeit,
Denn die Prälaten weit und breit
Gehn uns mit übelm Beiſpiel voran:
Das merken wir Kleinen und nehmen es an.
Und iſt wohl Einer, der da glaubt,
Daß der König nicht mit uns raubt?
Und was er ſelber nicht geſtohlen,
Läßt er ſich Bären und Wölfe holen;
Und meint, er thu es mit Recht, ſie wagen
Ja Alle nicht, ihm die Wahrheit zu ſagen,
Niemand ſpricht, es ſei übel gethan,
Nicht ein Beichtiger noch der Kapellan.
Warum? es iſt ihr Vortheil mit,
Und brächt' es ein Kleid nur von neuem Schnitt.
Will Jemand kommen und will klagen,

So mag er ſich die Bein abjagen,
Er verſpielt doch unnütz nur die Zeit.
Was man ihm nimmt, des iſt er queit:
Seiner Klage giebt man kein Gewicht.
Er wagts zuletzt kaum, daß er ſpricht;
Auch bedächt er klüglich zu aller Friſt,
Daß ihm der König zu mächtig iſt.
Denn unſer Gebieter heißt der Leu,
Damit es uns eine Ehre ſei,
Wenn er das Unſrige an ſich reißt,
Die er alle ſeine Leute heißt.
Das iſt die Ehre Seiner Gnaden
Seinen Unterthanen recht zu ſchaden.
Seht, Neffe, wär mir zu reden erlaubt,
Der König, dies geſalbte Haupt,
Liebt den zumeiſt, der ihm was bringt,
Und der ihm nachtanzt, wie er ſingt.
Man wird in kurzer Zeit wohl ſchaun:
Daß nun Herr Iſegrim und Braun
Bei dem König wieder ſind in Gnaden,
Das bringt noch Manchem großen Schaden!
Ihnen ſchenkt er unbedingten Glauben,
Sie mögen ſtehlen, mögen rauben.
Zu ſchweigen muß man ſich bequemen,
Es gilt gleichviel, woher ſie's nehmen.
So begleiten unſern Herrn, den Leuen,
Mehr als Vier nun ſolcher Getreuen,

Die die größten an ſeinem Hofe ſind
Und denen er vertraut wie blind.
Nimmt der arme Reineke nur ein Huhn,
Gleich denken ſie ihm den Dampf zu thun,
Gleich wollen ſie ihn ſuchen und fangen,
Ja, rufen ſie Alle, er werde gehangen.
Die kleinen Diebe hängt man ſo weg,
Die großen ſchünzt man: das macht ſie frech,
Sie verwalten Städte, Burgen und Land.
Sehr, Neffe, ſo iſt es bewandt,
Und kommt mir das denn in den Sinn,
So ſeh ich auch auf meinen Gewinn,
Es muß wohl, denk ich, das Rechte ſein,
Wie thät es anders Groß und Klein?
Doch wenn ich mein Gewiſſen frage
Und was Gottes Gebot uns ſage,
Daß man unrecht Gut, ſo klein es iſt,
Wieder ſoll geben, wie ihr wißt,
So faßt mich Reue ſicherlich.
Allein das hält nicht lange Stich,
Wenn ich der Prälaten Leben ſehe
Und was von Etlichen Uebles geſchehe.
Doch gibt es freilich auch Prälaten
Die ſtets nur das Gerechte thaten.
Könnt ich es über mich gewinnen,
Denen ſollt ich zu folgen ſinnen."

Das achte Kapitel.

Fortsetzung von Reinekens Beichte, zum Tadel der Bösen, zum Lobe der Guten.

„Seht, Freund," fuhr Reineke fort zu sagen,
„Wer jetzt sich durch die Welt muß plagen,
Betrachtet er die Prälaten recht,
Ein Theil ist gut, ein Theil ist schlecht,
Der fällt in Sünden, eh ers denkt,
Wenn nicht Gott sein Herz vom Bösen lenkt.
Viel Prälaten sind gut vielleicht;
Doch bleiben sie unbeschrien nicht leicht
Von den Leuten in diesen Tagen,
Die jetzt das Böse zuerst erfragen
Und nicht ermangeln zu ihrem Ergetzen
Noch sehr viel mehr hinzu zu setzen:
So schlimm ist das Volk in dieser Zeit,
Woraus ihr wohl den Schluß verzeiht,
Daß nur die Wenigsten von ihnen
Einen guten Herrn zu haben verdienen.
Vom Bösen singen und sagen sie laut;
Wer aber etwas Gutes schaut
Von Herrn, sie seien groß oder klein,
Das wird verschwiegen insgemein;
Man will es nicht verlautbart sehn.
Wie sollte der Welt denn Gutes geschehn?

Die Welt iſt voll von Afterrede,
Voll Untreu, Lüge, Verrath und Fehde,
Voll Diebſtahl, Meineid, Raub und Mord,
Derlei vernimmt man immerfort,
Seit falſche Propheten und Hypokriten
Die Welt beſchuſſen und verriethen.
Sieht der Prälaten Thun die Menge,
Da vermiſcht ſie Bös und Gut auf die Länge,
Und folgt den Guten nicht, ſondern den Schlimmen,
Wenn ſie denn wider ſich ſelber ſtimmen.
Verweiſt man ihnen ihr ſündlich Treiben,
Sie werden die Antwort nicht ſchuldig bleiben,
Die Sünden ſeien nicht ſo ſchwer
Als man predige von der Kanzel her,
Denn wär dem ſo, ſpricht mancher Wicht,
Die Pfaffen thäten es ſelber nicht.
Sie entſchuldigen ſich mit den ſchlechten Pfaffen,
Und gleichen alſo ganz dem Affen,
Der Alles nachahmt was er ſieht,
Weshalb ihm oftmals Leid geſchieht.
In der Lombardei iſts ſo beſtellt,
Daß ſich der Pfaff ein Liebchen hält:
Das iſt nicht Brauch in unſerm Lande!
Die treiben zuſammen Sünd und Schande:
Sie gewinnen Kinder, ſagt man, eben
Wie andre Menſchen im ehlichen Leben.
Sie ſorgen der Kinder Vortheil zu mehren

Und bringen ſie oft zu groſſen Ehren.
Sie geben darum nichts verloren,
Weil ſie unehlich ſind geboren.
So Einer geht ſtolz und aufrecht einher,
Als ob er edel geboren wär;
Er meint, es ſei Alles wohl beſtellt.
So pflag man in der alten Welt
Die Pfaffenkinder nicht zu halten,
Die jetzt als Frauen und Herren ſchalten;
Das Geld hat jetzt die Oberhand.
Man findet nur ſelten eines Fürſten Land,
Wo nicht die Pfaffen die Zölle heben,
Dörfer beſitzen und Mühlen vergeben:
Das heiſſt die Welt erſt recht verkehren.
Solch Beiſpiel kann nichts Gutes lehren,
Denn wo die Pfaffen ſich beweiben,
Da lernt die Menge Unzucht treiben.
Ein Blinder leitet ſo den andern
Von Gottes Wegen fern zu wandern,
Denn alſo ſteht es in der Welt,
Daß das Böſe nur ins Auge fällt:
Was ſie von guten Werken ſchauen,
Von frommen Prieſtern und heiligen Frauen,
Die viel guter Exempel geben,
Denen gedenkt man nicht nachzuſtreben:
Das gute Beiſpiel bleibt unbemerkt,
Während im Böſen das Böſe beſtärkt,

Wo es immer geſchehen mag.
So verſchlimmert die Welt ſich Tag für Tag.
Doch ſprech ich alſo, gönnt mir Friſt:
Der ſo unehlich geboren iſt,
Er faſſe drum ſich in Geduld,
Er ſelber hat daran nicht Schuld.
Ich will damit auch dies nur ſagen:
Wollten ſie ſich beſcheiden betragen,
Nicht andre denken auszuſtechen,
Daß Niemand müßte von ihnen ſprechen,
Wie oben des Breitern iſt geſagt,
So würden ſie ohne Grund verklagt.
Geburt macht weder bös noch gut,
Nur was man Böſes und Gutes thut.
Iſt ein Pfaffe gut und wohlgelehrt,
So dünkt er mich aller Ehre werth;
Führt er aber ein böſes Leben,
So kann er nur böſes Beiſpiel geben.
Wie gut auch ſeine Predigten ſeien,
Am Ende ſagen doch die Laien:
Was der nicht Alles predigt und lehrt,
Und iſt doch ſelber ſo verkehrt!
Er ſelbſt thut nichts für das Gotteshaus
Sondern ſpricht zu uns: Legt wacker aus,
Und baut die Kirche, das rath ich euch,
Daß ihr Ablaß erwerbt und das Himmelreich.
Alſo ſchließt er jeden Sermon;

Er ſelbſt thut nichts um Gottes Lohn,
Und gibt auch nichts ihm zu gefallen,
Und ſollte die Kirche zuſammen fallen.
Bei ihm iſt nichts ſo ſehr im Preiſe
Als ſchöne Kleider und leckre Speiſe;
Er bekümmert ſich nur mit weltlichen Dingen:
Was frommt denn ſein Beten und ſein Singen?
Gute Prieſter denken allein
Gott angenehm und werth zu ſein
Mit guten Werken und heiligen Dingen:
Die mögen der Kirche Nutzen bringen.
Ihr Beiſpiel geht den Laien vor
Und führt ſie an des Himmels Thor.
Die Kuttenträger, die auch mit Fleiß
Betteln und gieren in aller Weis,
Von ihnen gilt dies all desgleichen:
Sie ſind nicht lieber als bei den Reichen.
Sie ſpinnen ſo klug der Rede Faden
Und laſſen ſich gern zu Tafel laden.
Lädt man Einen, ſo kommen Zwei.
Gewöhnlich ſind ihrer noch zwei bis drei
Im Kloſter, die gut zu ſprechen verſtehn.
Die läßt man des Ordens Aemter verſehn
Als Rector, Cuſtos, Prior, Guardian;
Die andern haben das Zuſehn dann.
Des Abends bedient man im Speiſeſaal
Die Einen reichlich, die Andern ſchmal.

Die Einen müſſen des Nachts aufſtehn,
Beten, ſingen, die Gräber umgehn,
Die Andern eſſen die beſten Biſſen
Und brauchen keine Pflege zu miſſen.
Was hört man von des Pabſtes Legaten,
Von Aebten, Pröbſten und andern Prälaten,
Beguinen und Nonnen? Ihr ganzes Latein
Iſt: Gebt mir was euer und laßt mir was mein.
Man findet unter zehnen kaum ſieben,
Die ihrem Orden treu ſind geblieben.
So ſteht es um die Geiſtlichen ſchlecht." —
Der Dachs ſprach: „Ohm, es iſt nicht recht,
Daß ihr die Sünden andrer Leute
Vor mir zu beichten denket heute.
Das Beichten frommt keinen Pfifferling,
Man beichte denn was man ſelbſt beging.
Was geht die Geiſtlichkeit euch an,
Und was Der und Jener hat gethan?
Ein Jeder trage Seine Bürde
Und ſehe für Seines Ordens Würde:
Deſſen Regel ſoll er halten;
Das ziemt den Jungen wie den Alten;
Ich ſchließe Niemand davon aus,
Es ſei im Kloſter oder draus.
Doch Reineke, ihr ſprecht von ſo vielen Sachen,
Ihr könntet mich noch zum Ketzer machen.
Ihr kennt die Dinge dieſer Welt

Genau, wie Alles ſich verhält.
Ihr ſolltet eigentlich ein Pfaffe ſein;
Mir und andern Schafen ſtünd' es fein
Bei euch zu beichten, durch eure Lehren
Zur Weisheit wieder heimzukehren,
Denn grobe Sünder ſind wir zumal." —
So kamen ſie vor des Königs Saal.
Da wurde Reineke ſchier verzagt,
Doch ſprach er zum Dachs: „Ich habs gewägt!"

Das neunte Kapitel.

Wie Martin der Affe nach Rom reiſte, Reineken begegnete und ſeine Sache übernahm, und von Etlichen in Rom.

Als Martin der Affe das vernommen,
Reineke wolle zu Hofe kommen;
Zu reiſen gedacht er juſt nach Rom;
Er ging ihm entgegen und ſprach: „Lieber Ohm,
Faſſt euch ein Herz und friſchen Muth." —
Den Stand ſeiner Sache kannt er gut;
Doch frug er nach ein und anderm Stück.
Reineke ſprach: „Mir iſt das Glück
In dieſen Tagen ſehr zuwider.
Gegen mich klagen und zeugen wieder
Etliche Diebe, wer es auch ſei,

Das Kaninchen iſts und die Krähe dabei.
Der Eine hat ſein Weib verloren,
Der Andre die Hälfte von ſeinen Ohren.
Könnt ich ſelber vor den König kommen,
So ſollt es Beiden wenig frommen.
Was mir am Meiſten ſchaden kann
Iſt dies, ich bin in des Pabſtes Bann.
Der Probſt hat in der Sache Macht,
Aus dem der König ſehr viel macht.
Warum man in den Bann mich that
Iſt, weil ich Iſegrim gab den Rath,
Da er ein Klausner war geworden,
Daß er weglief aus dem Orden,
In den er bei Elemar ſich begeben.
Er ſchwur, er könne nicht mehr leben
In ſolchem hartem, ſtrengem Weſen,
So lang zu faſten, ſo viel zu leſen.
Ich half ihm weg; das reut mich jetzt,
Zumal er mich zum Dank verſchwätzt:
Er feindet mich beim König an
Und thut mir Schaden wo er kann.
Geh ich nach Rom, ſo ſetz ich fürwahr
Weib und Kinder in große Gefahr,
Denn Iſegrim wird es nicht laſſen
Ihnen nachzuſtellen und aufzupaſſen
Mit Andern, die mir zu ſchaden trachten
Und ſchon Manches wider mich erdachten.

Würd ich nur aus dem Bann gelöst,
So wär' mir Muth ins Herz geflößt,
Ich könnte getrost mit besserm Gemache
Sprechen für meine eigene Sache." —
Martin sprach: „Reineke, lieber Ohm,
Ich bin eben auf dem Weg nach Rom;
Da will ich euch helfen mit schönen Stücken,
Ich leide nicht, daß sie euch unterdrücken.
Als Schreiber des Bischofs, könnt ihr denken,
Versteh ich was von solchen Ränken.
Ich will den Probst nach Rom citieren,
Und will so gegen ihn plädieren,
Seht Ohm, ich schaff euch Excusation
Und bring euch endlich Absolution,
Und wenn der Probst sich vor Aerger hinge.
Ich kenn in Rom den Lauf der Dinge
Und was zu thun ist weiß ich schon.
Da ist auch mein Oheim Simon,
Der sehr mächtig ist und hochgestellt
Und Jedem gerne hilft fürs Geld.
Herr Schalkefund steht auch da hoch,
Doctor Greifzu und andre noch,
Herr Wendemantel und Herr Losefund:
Die sind da all mit uns im Bund.
Ich habe Geld voraus gesandt,
Mit Geld wird man am Besten bekannt.
Ja, Quark, man spricht wohl von Citieren,

Sie wollen nur man ſoll ſpendieren:
Wär eine Sache noch ſo krumm,
Man biegt mit Geld ſie um und um.
Wer Geld bringt, mag ſich Gnade kaufen,
Wer das nicht hat, den läßt man laufen.
Seht, Ohm, ſeid ruhig um den Bann,
Ich nehme mich der Sachen an
Und bring euch frei, ihr habt mein Wort.
Geht dreiſt zu Hof, ihr findet dort
Frau Riechgenau, mein Ehgemahl.
Der König liebt ſie, und zumal
Auch unſre Frau, die Königin,
Denn ſie hat klugen, behenden Sinn.
Sprecht ſie an, ſie liebt die Herrn
Und verwendet ſich für Freunde gern.
Sie iſt euch zu jedem Dienſt erbötig:
Das Recht hat manchmal Hülfe nöthig.
Bei ihr ſind ihrer Schweſtern zwei,
Dazu auch meiner Kinder drei
Und viel andre noch von euerm Geſchlecht,
Die gern euch helfen zu euerm Recht.
Kann euch denn ſonſt kein Recht geſchehn,
So laß ich meine Macht euch ſehn.
Macht es mir nur gleich bekannt:
Alle die wohnen im ganzen Land,
Der König und Alle, Weib und Mann,
Die bring ich in des Pabſtes Bann

Und ſchick ein Interdict ſo ſchwer,
Man ſoll nicht begraben noch taufen mehr
Und keine Meſſe leſen noch ſingen.
Drum lieber Ohm, ſeid guter Dingen!
Der Pabſt iſt ein alter ſchwacher Mann,
Er nimmt ſich keiner Sache mehr an,
Drum hat man ſein auch wenig Acht:
Am Hofe übt die ganze Macht
Der Cardinal von Ohnegenügen,
Ein rüſtiger Mann, der weiß es zu fügen.
Ich kenn ein Weib, die hat er lieb,
Die ſoll ihm bringen einen Brief.
Mit der bin ich ſehr wohl bekannt,
Und was ſie will geſchieht im Land.
Sein Schreiber heißt Johann Partei,
Der kennt wohl Münze alt und neu.
Horchegenau iſt ſein Cumpan,
Der iſt des Hofes Curtiſan.
Wendundſchleich iſt Notarius,
Beider Rechte Baccalaureus.
Uebt der ein Jahr noch ſeine Tücken,
So wird er Meiſter in Practiken.
Moneta und Donarius halten jetzt
Die Richterſtühle dort beſetzt:
Wem die das Recht erſt abgeſprochen,
Dem iſt und bleibt der Stab gebrochen.
So gilt in Rom jetzt manche Liſt,

Davon der Pabſt unſchuldig iſt.
Die muß ich alle zu Freunden halten:
Sie haben über die Sünden zu ſchalten
Und löſen das Volk all aus dem Bann.
Oheim, vertraut euch Mir nur an!
Der König hat es ſchon vernommen,
Daß Ich euch will zu Hülfe kommen;
Er weiß auch, daß ich der Mann dazu bin,
Drum kommt ihr nicht zu Ungewinn.
Bedenkt alsdann der König recht,
Wieviele vom Affen- und Fuchsgeſchlecht
In ſeinem geheimſten Rathe ſitzen,
Gehts wie es will, das muß euch nützen." —
Reineke ſprach: „Ich bin getröſtet.
Ich dank euchs gern, wenn ihr mich löſtet." —
Hiermit ſchied ſich Einer von dem Andern;
Reineke ſah man alleine wandern
Mit Grimbart zu des Königs Gelag,
Wo man nichts Gutes von ihm ſprach.

Drittes Buch.

Das erſte Kapitel.

Wie Reineke mit Grimbart dem Dachs an den Hof kam und wie Reineke vor dem König zu ſprechen begann.

Reineke kam in des Königs Saal
Zu ſeiner Verkläger groſſer Zahl.
Seiner Feinde waren viel vorhanden,
Die ihm alle nach dem Leben ſtanden,
Er ſah ſie ſtehn in breiter Schaar.
Sein Muth begann zu ſinken zwar,
Doch macht' er ſich beherzt aufs Neu
Und ſchritt durch die Barone frei;
Der Dachs ging hart an ſeiner Seiten:
So ſah man ſie vor den König ſchreiten.
„Freund Reineke," hub da Grimbart an,
„Seid jetzt nicht blöd, nur dreiſt voran!

Dem Blöden wird kein Glück zu Theil,
Dem Kühnen bringt ein Zufall Heil,
Wer ihn suchte, fänd ihn nimmerdar.“ —
Reineke sprach: „Ihr redet wahr.
Ihr habt mir Hoffnung eingeflößt,
Ich gedenk es euch, werd ich erlöst.“ —
Nun blickt' er um sich, hin und her,
Und sah gar Manchen in dem Heer
Von seinen nächsten Freunden stehn;
Doch durft er sich wenig Gutes versehn
Von ihnen: er verdiente dies Loos,
Von Ottern und Bibern, Klein und Groß,
Mit denen er oft sein Fuchsspiel trieb;
Doch hatten ihn noch Viele lieb,
Die er da sah in des Königs Saal.
Reineke kniete sich zuthal
Vor den König und sprach zuhand:
„Gott, dem Alles ist bekannt,
Dessen Macht sich gleich bleibt nah und fern,
Bewahre den König, meinen Herrn
Und meine Frau, die Königin,
Und geb ihnen Weisheit und offnen Sinn
Zu wissen wer Recht hat oder nicht.
Man findet nun manchen falschen Wicht,
Manchen, der äußerlich anders scheint
Als er's inwendig im Herzen meint.
Ich wollt, es möchte Gott gefallen,

Es ſtünd ihnen an der Stirn geſchrieben,
Daß es der König möchte ſchaun,
Dann dürftet ihr meiner Betheurung traun,
Daß ich euch dienſtlich zugethan
Bin allezeit; doch klagen mich an
Vor euch mit Lügen alle Schlechten,
Die mir ſo gerne Schaden brächten,
Und mir entzögen eure Huld
Mit Unrecht, ſonder alle Schuld.
Doch weiß ich euch, Herr, gerecht und weiſe,
Man verleitet euch nicht aus dem Gleiſe,
Dem Recht Gewalt thut ihr nicht an,
Noch niemals habt ihr das gethan."

Das andere Kapitel.

Wie Reineke alle ſeine Bosheiten entſchuldigte, insbeſondere von der Krähe und dem Kaninchen.

Als das ein Jeglicher vernommen,
Reineke wär an den Hof gekommen,
Das däuchte Manchen wunderlich,
Und näher drängt' ein Jeder ſich,
Daß er ſein Reden hören möge,
Und wie er ſich aus der Sache zöge.
Der König ſprach: „Reineke, Böſewicht,

Deine losen Worten helfen dir nicht!
Du hast des Trugs zu viel gepflogen,
Deine losen Fünde vorgelogen
Hast du mir manchmal sehr behende:
Zeit ist nun, daß es damit ende.
Bist du mir treu? das zeigt mir ja
Was der Kräh und dem Kanin geschah.
Läg anders keine Schuld auf dir,
Das wär genug zwischen dir und mir.
Deine Unthat wird alle Tage laut;
Du bist ein Schalk in deiner Haut.
Wie falsch du seist und wie behende,
Es nimmt einmal mit dir ein Ende.
Das Schmähen will ich nicht länger treiben." —
Reineke dachte: Wo soll ich nun bleiben?
Säß ich in meiner Burg geborgen! —
Er war in Angst und großen Sorgen:
Nun würde guter Rath mir frommen!
Ich muß hindurch wie es mag kommen.
Da sprach er: „Edler Potentat,
Verdient ich den Tod durch Missethat,
Wenn euer Sinn dieß Urtheil findet,
So habt ihr die Sache nicht recht ergründet.
Drum hört ich leiht mir euer Ohr;
Ich hab euch doch schon hiebevor
Manchen nützlichen Rath gegeben,
Hab oft für Euch gewagt das Leben,

Wenn euch die Andern ließen im Leide,
Die nun ſich drängen zwiſchen uns beide,
Hinter meinem Rücken ohne Schuld
Mich zu berauben eurer Huld.
Herr König, wenn ich geſprochen hab
Und ſchuldig bin, ſo brecht mir den Stab.
Vernehmt mein Wort, hab ich dann Schuld,
So ergeb ich gern mich in Geduld.
Ihr habt noch wenig mein gedacht,
Doch Ich hielt fleißig für euch Wacht
An vielen Enden in euerm Land.
Meint ihr wohl, wenn mir bekannt
Wär nur die kleinſte Schuld an mir,
Ich ſtünde jetzt bei Hofe hier
In eurer Gegenwart offenbar,
Unter aller meiner Feinde Schaar?
Nein, nicht um eine Welt von Gold!
Denn wo ich war, war man mir hold,
In meinem Schloß, da war ich frei.
Ich weiß nicht, daß ich ſchuldig ſei.
Denn als ich ſtand auf meiner Wacht,
Und Grimbart mir die Zeitung gebracht,
Daß ich zu Hofe ſollte kommen,
Da hatt' ich feſt mir vorgenommen
Mich los zu machen aus dem Bann.
Nun ſprach ich Martin deshalb an:
Der mir auf Treu und Glauben verſprach

Von mir zu wenden solche Schmach.
Er sprach, er wolle doch nach Rom:
„Ich nehme die Sachen auf mich, Herr Ohm.
Geht ihr getrost nach Hof voran:
Ich will euch helfen aus dem Bann.“
Martin gab mir solchen Rath;
Er war des Bischofs Advokat
Von Ebnegrund wohl sieben Jahr.
Als der von mir geschieden war,
Bin ich zu Hof gekommen her,
Und finde mich verklagt so schwer
Von dem Augendiener, dem Kanin:
Tritt nun hervor, da Ich hier bin,
Und klage noch einmal offenbar.
Dabei ist freilich mehr Gefahr:
Sie mögen lieber in meinem Abwesen
Ihre falschen Briefe über mich lesen.
Man soll mich unverhört nicht richten:
Ich habe den beiden falschen Wichten
Noch wohl gethan, bei meinem Wort!
Dem Kaninchen und der Krähe dort.
Ehgestern morgen begab es sich,
Noch früh am Tage, dünket mich,
Da kam das Kaninchen vor mein Haus
Und grüßte mich, da ich trat heraus,
Denn eben las ich im Brevier.
Es wolle zu Hofe, sagt' er mir.

Ich ſprach: „So befehl ich dich Gottes Güte.“
Da klagt' es, es wäre hungrig und müde;
Da fragt' ich: „Wollt ihr was genießen?“
Ja, ſprach es, laßt mir was zufließen.
Ich geb es dir gern, ſprach ich darauf.
Da trug ich ihm gute Kirſchen auf
Und ſüße Butter, nur Faſtenſpeiſe,
Denn das iſt Mittwochs meine Weiſe,
Da pfleg ich niemals Fleiſch zu eſſen.
Als es ſich aber ſatt gegeſſen,
Gutes Brod und Butter und Fiſche,
Da ging mein jüngſter Sohn zu dem Tiſche,
Und ſah, ob ihm was übrig geblieben,
Wie Kinder denn das Naſchen lieben.
Als er nun zugriff zur ſelben Stund,
Schlug das Kanin ihm vor den Mund,
Ganz blutig ward ihm das Kinn davon.
Das ſah Reinhartchen mein anderer Sohn,
Der gleich dem Kanin in die Fratze fiel
Und ſpielte mit ihm Herrn Nitharts Spiel.
Das war es All, nicht mehr noch minder.
Da lief ich hin und ſchlug meine Kinder,
Und riß die Streitenden auseinander:
Kriegt' es was ab, dafür kann ein Andrer;
Verdient hatt' es gewiß noch mehr,
Wenn ich ihm gram geweſen wär.
Sie hätten ihm wohl das Leben genommen,

Wär ich ihm nicht zu Hülfe gekommen.
Das iſt mein Dank dafür, ich Thor!
Es ſagt, ich riß ihm ab ein Ohr;
Billig wär ihm ein Andenken lieb
An die ſaubern Streiche, die es trieb.
Seht an, großmächtiger König hehr:
Die Krähe kam zu klagen hieher,
Daß er verloren hat ſein Weib:
Sie aß den Tod ſich in den Leib;
Im Jähhunger ſetzte ſie ſich zu Tiſch,
Und aß die Gräten ſammt dem Fiſch.
Wo das geſchah, wird er wohl wiſſen;
Nun ſagt er, ich hätte ſie todtgebiſſen.
Vielleicht, daß er ſie ſelbſt erſchlug,
Verhörte man ihn ſcharf genug;
Dürft Ich ihn verhören, wie ich wollte,
Vielleicht, daß er anders ſagen ſollte.
Wie wär ich ſo nahe gekommen der Krähe?
Denn ſie fliegen und ich gehe.
Bezüchtigt mich Einer unrechter Dinge,
Daß er gültige Zeugen bringe,
Das heiſcht mit Recht der Edelmann:
Gern füg ich mich der Strafe dann.
Wenn man mir das nicht bewilligen mag,
So ſetzt zum Kampf mir Ort und Tag,
Und zum Gegner einen edeln Mann,
Mit dem ich mit Ehren kämpfen kann,

Daß Jeder so sein Recht bewähre:
Wer dann siegt, der behält die Ehre.
Dies Recht galt stets in diesen Ländern:
Herr, ich verlang es nicht zu ändern." —
Die das vernahmen, Alle und Jede
Wunderten sich über Reinekens Rede,
Daß er zu kühnlich zu sprechen wagte.
Das Kanin und auch die Krähe verzagte,
Sie wagten beide nicht ein Wort,
Und gingen aus dem Hofe fort.
Sie sprachen: „Das ist uns nicht bequem:
Wie kämpften wir denn wohl mit dem?
Und sollten wir ihn überführen,
Das möcht auch nicht zum Ziele führen,
Er behält mit Worten die Oberhand.
Die Sach' ist Keinem ja bekannt
Als uns, denn Niemand war zugegen;
Wer sollt ein Zeugniß für uns ablegen?
Wir müssen unsern Schaden behalten;
Der Teufel möge seiner walten
Und thu ihm einst dafür den Dampf.
Will er mit uns fechten den Kampf?
Nein, fürwahr, das lassen wir bleiben.
Er ist falsch und los' und all sein Treiben;
Ja, wenn unser noch Fünfe wäre,
Wir müßtens bezahlen mit Leben und Ehre."

Das dritte Kapitel.

Wie der Wolf und der Bär betrübt wurden, als sie sahen, daß die Krähe und das Kaninchen nicht bei ihrer Klage blieben und sich davon machten, und wie der König Reineken verhörte.

Dem Bär und dem Wolf gefiel es schlecht,
Als sie die Furcht vor dem Gefecht
Die Beiden sahn von Hof verjagen.
Der König sprach: „Wer will nun klagen?
Der trete vor und spreche laut.
Gestern wurden der Kläger so viel geschaut:
Hier ist nun Reineke, mögen sie klagen.“ —
„Herr,“ sprach Reineke, „laßt Euch sagen;
Mancher klagt sehr laut und hart:
Säh er seinen Widerpart,
Vielleicht daß die Klage unterbliebe.
So wollten auch diese zwei losen Diebe,
Das Kaninchen mein ich und die Krähe,
Daß mir Schimpf und Schande geschähe;
Da ich aber zu Gericht bin gekommen,
Haben sie das Refugium genommen,
Und wagen es nicht mit mir zu rechten.
Die Schlimmen, Bösen, Losen und Schlechten,
Wollte man die hören, das wäre Schade.
So verlöre manch edler Mann eure Gnade,
Der Euch treulich dient bei Tag und Nacht;

Daß Ich unſchuldig kam in Verdacht,
Es läge nichts an Mir allein.“ —
„Höre mich,“ fiel der König ein,
„Untreuer, loſer, böſer Dieb!
Was war es, daß dich dazu trieb,
Daß du Lampen, dem guten Kragen,
Der meine Briefe pflegte zu tragen,
Daß du arger Schalk dem Frommen
Unſchuldig haſt das Leben genommen?
Nachdem ich dir alle Schuld vergab,
Und ließ dir Ränzel geben und Stab,
Gelobteſt du mir mit Mund und Hand,
Du wollteſt wandern ins heilige Land
Gen Jeruſalem übers Meer,
Von da gen Rom und wieder her.
Das erlaubt' ich dir Alles, bloß
Daß du der Sünden würdeſt los.
Das Erſte, was ich bekam zu wiſſen,
War, daß du Lampen todt gebiſſen.
Du ſandteſt den Kapellan, Bellinen:
Der mußte dir als Bote dienen:
Er brachte den Ränzel oder Sack,
Darin das Haupt des Unſchuldigen ſtak.
Er ſprach es vor dieſen Herren laut,
In dem Ränzel wären ihm Briefe vertraut,
Die er mit Reineken ſelbſt geſchrieben;
Er hätt es gerathen und betrieben.

In dem Sacke fand ſich anders nichts
Als Lampens Haupt, des armen Wichts.
Das thatet ihr Beiden mir zur Schande;
Bellinen behielt ich gleich zu Pfande,
Er hat das Leben verloren mit Recht:
Nun gehts an dich, du ſchlimmer Knecht."
Reineke ſprach: „Wo ſoll ich hin?
Iſt Lampe todt und auch Bellin!
Weh mir, daß ich je ward geboren!
So hab ich den größten Schatz verloren!
Da ich durch dieſe beiden Geſandte,
Bellin und Lampe, euch Kleinode ſandte,
Wie ſie die Erde nicht köſtlicher hat.
Wer hätte gedacht, daß des Widders Verrath
Ermorden könnte den guten Mann,
Lampen, ſeinen eignen Kumpan,
Nachdem er die Kleinode unterſchlug?
Wer hütete ſich vor ſolchem Betrug?" —
Während Reineke Solches ſprach,
Ging der König in ſein Gemach.
Reineken war er erzürnt und gram,
So daß er nichts davon vernahm
Was Reineke weiter ſprach von den Dingen.
Reineken zum Tod zu bringen,
Gedachte der König mit aller Schmach;
Da fand er ſtehn in ſeinem Gemach
Bei der Königin, ſeiner Frau,

Die Aeffin, Frau Riechegenau.
Die Kön'gin und der König hehr
Liebten dieſe Aeffin ſehr,
Die ihre ganze Gunſt beſaß:
Das kam Reineken eben zu Paß.
Sie war in Weisheit ſehr gelehrt,
Und ward darum auch hoch verehrt;
Man fürchtete ſie, wohin ſie kam.
Als die des Königs Zorn vernahm,
Sie ſprach: „Ich bitt euch, König hehr,
Erzürnet euch nicht allzuſehr.
Reineke gehört zum Affengeſchlecht;
Er unterwarf ſich doch dem Recht!
Sein Vater war am Hof vordem
Ein groſſer Mann und euch genehm
Mehr als Iſegrim jetzt und Braun,
Wie hoch ſie auch in euerm Vertraun
Nun ſtehn mit ihrem ganzen Geſchlecht:
Sie wiſſen doch wenig von Urtheil und Recht." —
Da ſprach der König: „Hört mich an:
Sagt ſelbſt, ob es euch wundern kann,
Daß ich Reineken bin, dem Diebe, gram,
Der Lampen kürzlich das Leben nahm,
Und brachte Bellinen mit in den Tanz,
Und will ſich nun rein waſchen ganz.
Dazu noch brach er mein Geleit!
Hörtet ihr, weſſen man ihn zeiht?

Des Raubens, Plünderns, der Dieberei,
Des Mords und der Verrätherei!" —
Die Aeffin ſprach: „Herr König hehr,
Reineke wird verläumdet ſehr.
Er iſt ſehr klug, das ſieht der Neid,
Das iſts, was man ihm nicht verzeiht.
Ihr wißt noch wohl, es iſt nicht lange,
Da kam der Mann her mit der Schlange:
Da konnten alle hier mit nichten
Dieſer Beiden Rechtsſtreit ſchlichten;
Nur Reineke wußte das Recht zu weiſen,
Ihr mußtet vor all den Herrn ihn preiſen."

Das vierte Kapitel.

Wie die Aeffin dem König erzählt von dem Mann und der Schlange, um den König ſanftmüthig gegen Reineken zu ſtimmen.

Als dem König dieſe Worte kund
Wurden aus der Aeffin Mund,
Er ſprach: „Das hab ich halb vergeſſen;
Wenn ihrs erzählen wollt indeſſen,
Ich hör es ohne Ungemach;
Ich weiß, verworren war die Sach.
Erzählt ſie, wenn ihr ſie noch wißt." —
„Das thu ich, wenn es geſtattet iſt.

Zwei Jahre ſind es ungefähr,
Da kam ein Lindwurm einſt hieher:
Dieſelbe Schlange oder Wurm
Klagte hier mit groſſem Sturm,
Es ſei ein Mann mit dem Recht nicht zufrieden,
Das zweimal wider ihn entſchieden.
Zugegen war derſelbe Mann;
Hört, wie die Klage ſich entſpann.
Als einſt die Schlange durch ein Loch,
Das ſie in einem Zaun ſah, kroch,
Lag da ein Strick: da blieb ſie hangen
In dieſem Strick, und war gefangen.
Sie hätte gewiß das Leben gelaſſen,
Ging nicht der Mann juſt dieſer Straßen.
Die Schlange rief: Ich bitte dich,
Laß dich erbarmen und löſe mich!
Da ſprach der Mann: Ich will dich erhören,
Wenn du geloben willſt und ſchwören,
Du wolleſt mich nicht verletzen hernach:
Mich erbarmt dein Leid und deine Ungemach. —
Die Schlange war dazu bereit,
Und ſchwur ihm einen theuern Eid,
Ihm nicht zu ſchaden in keinem Dinge:
Da half er ihr aus ihrer Schlinge.
Sie gingen zuſammen den Weg entlang;
Die Schlange war vor Hunger krank.
Da ſchoß ſie nach demſelben Mann,

Und wollt ihn zerreißen und eſſen dann.
Mit genauer Noth der Mann entſprang.
Da ſprach er: Iſt nun das mein Dank,
Daß ich dir half aus deinem Leid?
Du ſchwurſt mir einen theuern Eid,
Daß du mir nimmer wollteſt ſchaden.
Die Schlange ſprach: „Ich bin beladen
Mit Hunger, der mich zwingt dazu:
Ich kann verantworten, was ich thu.
Hungersnoth kennt kein Gebot.
Als ihm die Schlange ſo gedroht,
Da ſprach der Mann: So bitt ich dich,
Verſchone nur ſo lange mich,
Bis uns Leute begegnet kommen,
Die nicht um Schaden noch um Frommen
Unſern Rechtsſtreit wollen ſcheiden.
Die Schlange ſprach: Das mag ich leiden.
Sie gingen fort über einen Graben,
Da fanden ſie Pflückebeutel den Raben
Mit ſeinem Sohne Quackeler.
Da ſprach die Schlange: Kommet her!
Sie ließen die Sache an ſein Ermeſſen.
Der Rab entſchied, den Mann zu eſſen.
Er bedachte wohl ſein eignes Glück:
Er hätt auch gern gehabt ein Stück.
Die Schlange ſprach: Ich gewann den Proceß,
Und darf mich Niemand ſchelten des.

Da ſprach der Mann: Wen wunderte dies,
Daß mich ein Räuber zum Tode wies?
Doch weiſ' er das Recht uns nicht allein,
Ich gehe mit dir vor Vier oder Neun.
Die Schlange ſprach: Ich wills gewähren.
Da begegneten ſie dem Wolf und dem Bären.
Der Mann ſtund zwiſchen dieſen allen;
Er dachte: Das wird nicht gut ausfallen.
Bei Fünfen der Sechſte ſtand der Mann,
Von denen Keiner ihm Gutes ſann;
Die Schlange, zwei Raben, Wolf und Bär,
Die ſtanden bedrohlich um ihn her.
Als nun Bär und Wolf, die Beiden,
Die Sache richten ſollten und ſcheiden,
Sprachen ſie: Tödte die Schlange den Mann,
Hungersnoth befiehlt es ihr an:
Noth und Zwang bricht Treu und Eid.
Den Mann ergriff da Sorg und Leid,
Denn Alle ſtunden ihm nach dem Leben.
Da wollt ihn die Schlange mit Ringeln umgeben
Und ſpritzte Gift und Geifer auf ihn:
Kaum mocht ihr noch der Mann entfliehn.
Er ſprach: Groß Unrecht willſt du begehn
Mir nach dem Leben ſo zu ſtehn,
Kein Recht dazu erwarbſt du noch.
Die Schlange ſprach: Was ſprichſt du doch?
Dir ward zweimal das Recht gewieſen.

Ja, ſprach der Mann, doch nur von dieſen,
Die ſelber rauben und ſtehlen.
Meine Sache will ich dem König befehlen;
Bringt mich vor ihn: ob krumm, ob ſchlicht
Sei ſein Beſcheid, ich wehre mich nicht.
Verlier ich bei ihm wider Fug,
So gebt es mir dann noch ſchlecht genug.
Da ſprach der Wolf mitſammt dem Bären:
Da wird ſich unſer Spruch bewähren:
Der Wurm gewähre die Friſt dir gern.
Sie meinten, käm es vor die Herrn
An den Hof, die würden entſcheiden
Wie Sie entſchieden zwiſchen den Beiden.
Mit Urlaub, Herr, ihr ſelber wißt,
Wie der Mann hieher gekommen iſt
Mit der Schlange, dem Bären, der Raben zwei;
Aber der Wölfe kamen drei:
Denn Iſegrim brachte zwei Kinder mit,
Von welchen der Mann das Meiſte litt.
Nimmerſatt und Eitelbauch
Die kamen mit dem Vater auch,
Und hofften, man würd ihnen Antheil gönnen;
Ihr wißt wohl, was ſie leiſten können.
Sie heulten und waren plump und grob;
Ihr verbotet ihnen den Hof darob.
Da flehte der Mann zu euern Gnaden:
Die Schlange wolle ſeinen Schaden

Für die Wohlthat, die er ihr gethan:
Sie vergeß jetzt, so sprach der Mann,
Was sie geschworen, die theuern Eide,
Sie thät ihm, lös' er sie, nichts zu Leide.
Die Schlange sprach: Ich geb es zu;
Doch zwang mich Hungersnoth dazu;
Die Noth, ihr wißt, kennt kein Gebot.
Da wart ihr, Herr, in großer Noth,
Wie ihr die Sachen solltet scheiden,
Daß Keiner Unrecht müsse leiden.
Unrecht schiens eurer fürstlichen Krone,
Daß man dem Mann mit dem Tode lohne,
Der Hülfe gewährt in großer Noth;
Doch dachtet ihr auch an des Hungers Gebot.
Da frugt ihr bei euern Räthen an.
Die meisten sprachen wider den Mann,
So möchten sie nach ihrem Willen
Selbst ihren Hunger an ihm stillen.
Da habt ihr Boten allzuhand
Zu Reineke dem Fuchs gesandt.
Was die Andern sprachen über die Beiden,
Sie konnten den Fall doch nicht entscheiden.
Ihr legtet Alles in Reinekens Hände
Und sprachet, das Urtheil, das er fände,
Das sollte gelten in diesem Streit.
Reineke gab da diesen Bescheid:
Herr, laßt uns an die Stelle gehn,

Wo der Mann die Schlange zuerſt geſehn.
Seh ich die Schlange dann gebunden
Wie ſie war zu jenen Stunden,
Da der Mann zuerſt ſie fand,
Das Urtheil ſprech ich dann zuhand.
Da ward die Schlange ſo gebunden,
Wie ſie der Mann zuerſt gefunden,
Dazu auch an demſelben Ort.
Nun ſind ſie, ſprach er, wieder dort
Wo ſie waren, eh der Streit begonnen;
Keiner hat verloren, noch gewonnen.
Das Urtheil iſt nun bald gefällt:
Es mag der Mann, wenns ihm gefällt,
Die Schlange löſen, das ſteht ihm frei;
Will er nicht, iſts einerlei:
So laß er ſie gebunden ſtehn
Und möge ſeiner Wege gehn.
Denn einmal bracht es ihm übeln Lohn,
Da er zuerſt ihr half davon.
So hat der Mann nun freie Wahl,
Ganz wie er hatte dazumal.
Mich dunkt, dies iſt das lautre Recht:
Wenn Ihr es anders wißt, ſo ſprecht.
Seht, Herr, dies Urtheil deucht Euch gut:
So war auch eurem Rath zu Muth.
Reineken pries man rings umher
Der Mann ward frei und dankt' euch ſehr.

Reineke hat sehr klugen Sinn;
So sprach auch die Frau Königin.
Sie sagen: Braun und Isegrein
Möchten gute Klopffechter sein.
Man fürchtet beide nah und fern:
Bei Fressereien sind sie gern.
Gewiß sind sie stark und schwer von Gewicht;
Doch guter Rath beschwert sie nicht.
Reinekens Rathen ist euch bekannt;
Der Andern Rathen ist nur ein Tand.
Sie trotzen meist auf ihre Stärke;
Kommt man aber mit ihnen zum Werke,
Oder geht es zu Felde nun,
So müssen die Bescheidenen das Beste thun.
Hier sind sie voller Uebermuth;
Dort bleiben sie in der Hinterhut.
Giebts da Schläge, so reißen sie aus;
Ein armer Mann muß immer voraus.
Bären und Wölfe verderben das Land,
Sie fragen nicht, wem das Haus ist verbrannt,
Wenn sie nur bei den Kohlen erwarmen.
Sie lassen sich auch nichts erbarmen,
Wenn Sie nur fette Kröpfe kriegen;
Sie lassen dem Armen die Schalen liegen,
Nachdem sie ihn der Eier beraubt:
Sie sorgen für ihr eigen Haupt.
Doch Reineke Fuchs und sein Geschlecht

Bedenken Weisheit und Recht.
Vergaug er diesmal ſich, mag ſein,
Sebt, Herr, er iſt ja doch kein Stein.
Tragt ihr nach klugem Rath Begehren,
So könnt ihr ſeiner nicht entbehren.
Drum bitt ich, wollt ihm Gnade ſchenken."
Der König ſprach: „Ich wills bedenken.
Wie ihr erzählt, iſt es ergangen
Mit dem Mann und mit der Schlangen;
Das iſt ſchon wahr; doch wer ihm traut —
Er iſt ein Schalk in ſeiner Haut.
Wer ſein Vertrauen auf ihn ſetzt,
Sieht arg betrogen ſich zuletzt;
Er weiß ſich ſo liſtig heraus zu drehen:
Wolf, Kater, Bär, Kanin ſammt der Kräben,
All dieſen iſt er zu behende,
Sie nehmen zuletzt ein garſtig Ende.
Er fügt ihnen Schaden zu und Schande:
Der Eine läßt ein Ohr zu Pfande,
Ein Auge der Andre, der Dritte das Leben.
Wie mögt ihr euch für Den erheben,
Für ſolchen Schalk? Es iſt wunderlich!" —
Die Aeffin ſprach: „Herr, höret mich!
Sein Geſchlecht iſt groß, drum meidet Reue." —
Da erhob der König ſich aufs Neue
Und ging wieder aus dem Saal:
Sie harrten draußen ſein zumal.

Da ſah er Viele auf Reinekens Seite,
Seiner angebornen Freunde Geleite,
Die jetzt ihm beizuſtehen kamen;
Ich weiß ſie alle nicht mit Namen.
Der König ſah ſein groß Geſchlecht,
Das mit ihm hielt und ſtand zu Recht;
Er ſah auch auf der andern Seite
Viele mit Reineken im Streite.

Das fünfte Kapitel.

Wie der König Reinecken abermals vor Gericht über Lampens Tod befragte, und wie große Lügen Reineke, ſich zu entſchuldigen, log.

Der König ſprach: „Hör, Reineke, zu:
Wie kam es, daß Bellin und du,
Ihr beide übereingekommen,
Ums Leben zu bringen Lampe, den Frommen?
Sein Haupt, ihr beiden Erzverräther,
Schicktet ihr mir als Briefe ſpäter,
Und als ich öffnen ließ den Sack,
Da fand ich, daß darinnen ſtak
Das Haupt des Haſen, mir zum Hohn.
Bellin empfing ſchon ſeinen Lohn
Dafür, wie ich vorher geſprochen:
Nun wird auch dir der Stab gebrochen!“ —

Reineke ſprach: „Weh mir der Noth!
Wär ich doch lieber längſt ſchon todt!
Gebt mir Gehör, und hab ich Schuld,
So ergeb ich gern mich in Geduld;
Hab ich Schuld, ſo laßt mich tödten:
Ich komme doch nimmer aus den Nöthen
Und aus den Sorgen, darin ich bin.
Denn der Verräther, der Widder Bellin,
Hat unterſchlagen einen Schatz ſo reich:
Ihm iſt nichts auf der Erde gleich.
Denn die Kleinode, die er empfing,
Als er mit Lampen von mir ging,
Verriethen Lampens Leben ſpäter;
Denn Bellin, der Miſſethäter,
Hat die Kleinode unterſchlagen:
Ließen ſie ſich nur wieder erfragen!
Doch daraus, fürcht ich, wird nichts werden.“ —
Die Aeffin ſprach: „Sind ſie über der Erden,
Sie zu finden, ſparen wir keine Müh;
Wir wollen emſig ſpät und früh
Darnach fragen bei Laien und Pfaffen.
Sagt an, wie waren ſie beſchaffen?“ —
Reineke ſprach: „So überaus
Köſtlich: wir forſchen ſie ſchwerlich aus:
Der ſie beſitzt, wird ſie ſchon hüten.
Wie ſoll ich nun mein Weib begüten?
Erfährt ſies, weiß ich ſie nicht zu ſtillen,

Denn es geſchah wider ihren Willen,
Daß ich die Kleinode dieſen Zweien
So dumm gutmüthig ſollte leihen.
Hier bin ich betrogen und geprellt,
Und leide das größte Unrecht der Welt.
Und ſpräche der König mich frei von der Schuld,
So faßt' ich mich doch nicht in Geduld.
Wandern wollt ich von Land zu Land,
Bis ich die Spur der Schätze fand,
Die ſo köſtlich waren außer Maßen,
Und ſollt ich dafür mein Leben laſſen."

Das ſechſte Kapitel.

Wie Reineke von dem erſten Kleinode über die Maßen lügt und ſagt, es ſei ein Ring mit einem Edelſtein geweſen, deſſen Tugend er mit Lügen lang und breit beſchreibt.

Reineke ſprach: „O König hehr,
Eure Herrlichkeit bitt ich ſehr,
Gönnt mir nur eine kurze Zeit,
Daß ich von all der Köſtlichkeit
Der edeln Kleinode dürfe ſagen,
Die ich Bellin gab, euch zu tragen;
Wiewohl ſie euch nicht geworden ſind."
Der König ſprach: „So ſagt geſchwind!"

Reinecke ſprach: „Ach! Glück und Ehren
Hab ich verloren, das ſollt ihr hören.
Das erſte Kleinod war ein Ring,
Den Bellin der Widder empfing,
Der ihn dem Könige ſollte bringen.
Aus ſeltſamen, köſtlichen Dingen
Erſchuf ihn eines Künſtlers Witz:
Fürwahr, ein fürſtlicher Beſitz!
Von feinem Golde war der Ring;
Was innen nach dem Finger ging,
Da ſtanden Buchſtaben emailliert
Und mit Lazur geſchickt verziert.
Es ſind hebräiſche Buchſtaben,
Die ganz beſondere Kräfte haben.
So gelehrt war Niemand in dieſen Landen,
Daß er gründlich dieſe Schrift verſtanden,
Als Meiſter Abrmon von Trier.
Das iſt ein Jude von ſolcher Manier,
Alle Sprachen verſteht er durch und durch
Von Petrau bis gen Lüneburg.
Die Tugend aller Kräuter und Steine
Kennt dieſer Jude bis ins Kleine.
Ich ließ ihn ſchauen dieſen Ring:
Er ſprach: Herr, iſt ein köſtlich Ding!
Die Worte, die ihr gegraben hier ſeht,
Brachte aus dem Paradieſe Seth;
Er holte ſie zu gleicher Zeit

Mit dem Oel der Barmherzigkeit. —
Er ſprach, wer ihn am Finger trage,
Der bleibe frei von jeder Plage,
Von Donner, Blitz und aller Gefahr,
Ihm ſchade Zauber nicht ein Haar.
Der Meiſter ſprach, er habe geleſen,
Kein Froſt ſei je ſo ſcharf geweſen,
Dem der Ring nicht möge widerſtreben;
Dazu verleih er langes Leben.
Außen an dem Ringelein
Stand der wunderkräftigſte Stein,
Ein Karfunkel, licht und klar,
Durch den man Alles offenbar
Sah in der Nacht, als wär es Tag.
Mehr Tugend noch in dem Steine lag:
Alle Kranken macht' er gleich geſund;
Wer ihn berührte, zur ſelben Stund
Entſchwunden fühlt' er alle Noth;
Ihm widerſtand allein der Tod.
Auch ſei dem Stein die Kraft vertraut,
So ſprach derſelbe Meiſter laut,
Wer ihn trüg in ſeiner Hand,
Der käme wohl durch jedes Land,
Durchs Feuer könn er gehn, durchs Waſſer waten,
Er werde nicht gefangen noch verrathen;
Jedem Feinde müß er entgehn,
Hab er den Stein nüchtern angeſehn;

Und ſtellten ihm Hunderte ſich entgegen,
Er würde ſie Alle zu Boden legen.
Dem Gift und jedem böſen Saft
Benehme dieſer Stein die Kraft.
Trüge wer dem Beſitzer Haß und Neid,
Der würd ihm hold in kurzer Zeit.
Ich muß mit Worten darauf verzichten,
Des Steines Tugenden all zu berichten.
Aus dem Schatz meines Vaters nahm ich ihn,
Und ſandt ihn unſerm Könige hin,
Weil ich nicht würdig glaubte zu ſein,
Zu tragen ſolch koſtbares Ringelein.
Drum hab ich ihn durch Bellin ihm geſandt:
Kein edlerer iſt auf der Welt bekannt;
All unſre Wohlfahrt kann er mehren,
Er verleiht uns Reichthum, Glück und Ehren,
Daß unſer Leben vor dem Tod
Bewahrt ſei und vor aller Noth.

Das ſiebente Kapitel.

Wie Reineke andere Lügen vorbringt, erſt von einem köſtlichen Kamm, und dann von einem Spiegel.

„Ich ſandt auch durch den Widder Bellin
Einen Kamm der Königin
Und einen Spiegel, dem nichts gleich
Mag ſein auf allem Erdenreich.
Dieſen Spiegel und dieſen Kamm
Ich meines Vaters Schatz entnahm.
Wegen dieſer beiden Koſtbarkeiten
Mußt ich oft mit meinem Weibe ſtreiten;
Denn von allen Schätzen in der Welt
War ihr Sinn allein auf ſie geſtellt.
Nun kamen ſie uns aus der Hand;
Denn beide Kleinode hatt ich geſandt
Meiner Frau, der Königin.
Das that ich mit bedachtem Sinn,
Denn ſie war mir immer in Gnaden geneigt,
Hat manche Wohlthat mir erzeigt,
Und oft ein Wort für mich verloren;
Sie iſt edel und hochgeboren,
Züchtig, voll Tugend, von edelm Stamm:
Wohl verdiente ſie Spiegel und Kamm.
Nun iſt es leider nicht geſchehn:
Sie ſollte keins von beiden ſehn.

Der Kamm aus des Panthers Knochen war:
Das iſt ein edel Thier fürwahr.
Zwiſchen Indien und dem Paradeis
Iſt ſeine Wohnung, wie man weiß.
Es hat an allen Farben Theil;
Sein Geruch iſt ſüß und ſpendet Heil,
So daß die Thiere, groß und klein,
Den Gerüchen folgen insgemein,
Allerwegen wohin es geht,
Und ihnen Geſundheit daraus entſteht:
Das bekennen und fühlen ſie insgemein.
Von dieſes Pantherthiers Gebein
War der Kamm gemacht mit Fleiß,
Klar wie Silber, rein und weiß,
Wohlriechender als Nelken und Zimmt;
Denn des Thiers Geruch, wie man vernimmt,
Kommt in die Knochen, wenn es ſtirbt;
Daher ſein Gebein auch nie verdirbt
Und immer ſo wohlriechend bleibt,
Alles Gift und böſe Sucht vertreibt.
Auf dieſem Kamm ſtand ausgegraben
Manch ſchön Gebilde, hoch erhaben;
Gar zierlich waren ſie und hold,
Durchflochten mit dem feinſten Gold,
Mit Zinnoberroth und Lazurblau.
Da ſah man die Geſchichte genau,
Die einſt mit Paris vor Troja geſchah:

Der lag an einem Brunnen und ſah
Drei Abgöttinnen, die hießen ſo:
Pallas, Venus und Juno.
Einen Apfel hatten ſie gemein;
Doch jede wollte den Apfel allein,
Und ſtritten darüber lange Zeit;
Am Ende legten ſie bei den Streit
Und ſagten, Paris ſolle der Einen,
Die ihm die Schönſte möchte ſcheinen
Von ihnen drein, den Apfel geben:
Die mög ihn behalten all ihr Leben.
Indem nun Paris ſie beſah,
Juno, die Eine, ſagte da:
„Willſt du den Apfel mir gewähren
Und für die Schönſte mich erklären,
So geb ich Reichthum dir und Schätze,
Daß Niemand ſich dir an die Seite ſetze.“
Pallas ſprach: „Wenn ichs erlange,
Daß ich den Apfel von dir empfange,
So verleih ich dir ſo große Macht:
Dich ſollen fürchten Tag und Nacht
Freund und Feind, und flüchtig rennen,
Hören ſie deinen Namen nur nennen.“
Venus ſprach: „Was brauchſt du noch
Mehr Gut, mehr Macht, o ſage doch?
Hat dein Vater nicht ein Königreich,
Sind deine Brüder nicht mächtig und reich?

Hector und all die andern dann,
Iſt ihnen Troja nicht unterthan?
Haben ſie nicht rings die Lande bezwungen?
Nicht weit umher die Alten und Jungen?
Willſt du Mich für die Schönſte preiſen
Und mir den goldenen Apfel zuweiſen,
So ſoll der köſtlichſte Schatz dir werden,
Der gefunden werden mag auf Erden.
Das ſchönſte Weib iſt dieſer Schatz,
Die je gewann auf Erden Platz;
Ein Weib, das züchtig und tugendſam iſt,
Schön und edel, voll Weisheit und Liſt;
Man mag ſie ſo bald nicht zu Ende loben:
Sie iſt weit über Gut und Macht erhoben.
Dies holdſelige Weib iſt jene
Gemahlin des Griechenkönigs, Helene,
Edel, klug, liebreizend und hold."
Da gab ihr Paris den Apfel von Gold,
Auch pries er ihre Schönheit ſehr
Und ſprach, daß ſie die ſchönſte wär.
Da half die Göttin Venus,
Daß Paris dem König Menelaus
Helenen nahm, ſeine Königin,
Und führte gen Troja den ſchönen Gewinn.
Dieſe Geſchichte ſtand hoch erhaben
Auf dem Kamme ausgegraben
Mit Buchſtaben unter des Kammes Schildern,

Die geziert waren mit den feinſten Bildern,
So daß ein Jeder, der es las,
Die Geſchichte von Anfang zu Ende beſaß.

Das achte Kapitel.

Wie Reineke zur Beſtärkung ſeiner Lügen von dem wunderbaren, ſchönen und koſtbaren Spiegel ſpricht, von ſeiner Beſchaffenheit und Tugend und von den Hiſtorien, die darauf gebildet waren, erſtlich von dem Manne, dem Pferde und dem Hirſchen.

Nun ſei euch von dem Spiegel kund:
Das Glas, das an dem Spiegel ſtund,
War ein Beryll, gar ſchön und klar;
Darinnen ſah man offenbar,
Was eine Meile geſchah in der Runde,
Bei Nacht, bei Tag, zu jeder Stunde.
Die ein Fleckchen im Auge hatten,
Oder im Angeſicht, dem glatten,
Durften ſich nur im Spiegel beſehn,
Der Fehler mußte gleich vergehn,
Der Flecken ſchwand alsbald dahin.
Iſts ein Wunder, wenn ich mißmuthig bin,
Daß ſie mir ſolchen Schatz benahmen?
Das Holz, das dem Spiegel diente zum Rahmen,

Hieß Sethim, das iſt feſt und dicht,
So daß kein Holzwurm es zerſticht;
Auch kann nicht faulen dieſes Holz,
Es hat den doppelten Preis des Golds.
Nur das Ebenholz hat gleichen Werth,
Aus dem das wunderbare Pferd
Gemacht ward zu König Kromvards Zeiten,
Auf dem der König konnte reiten
Hundert Meilen in einer Stunde.
Sollt ich euch gründlich ſagen die Kunde,
Das könnt in kurzer Zeit nicht geſchehn;
Des Pferdes Gleichen ward nie geſehn.
Die Breite von anderthalb Fuß beſaß
Das Holz rings um das Spiegelglas;
Manch wunderbare Geſchichte ſtand
Abgebildet in dieſem Rand,
Und unter jedem Bilde gegraben
War die Erzählung mit goldnen Buchſtaben.
Die erſte Geſchichte war von dem Pferde:
Das ſchnellſte Thier wollt es ſein auf der Erde,
Den Hirſch übertreffen in Schnelligkeit,
Und konnt es nicht — das war ihm leid.
Zu einem Hirten ſprach der Gaul:
Dir winkt das Glück, nun ſei nicht faul,
Setz dich geſchwind auf meinen Rücken,
Folg meinem Rath: es muß dir glücken,
Einen fetten Hirſchen einzufangen,

Von dem du Vortheil mußt erlangen;
Sein Fleiſch, ſeine Haut und ſein Geweih
Verkaufſt du theuer alle drei.
Sitz auf geſchwind und laß uns jagen!
Der Hirte ſprach: Ich will es wagen.
Sie ritten hin mit Schnelligkeit
Und erſahn den Hirſchen in kurzer Zeit;
Sie folgten ſeiner Spur behend
Immer nach, wohin der Hirſch auch rennt.
Dem Pferde ward das Laufen ſauer:
Sitze was ab! ſprachs zu dem Bauer;
Müde ward ich, ich muß mich ruhn.
Das werd ich, ſprach der Mann, nicht thun.
Du mußt mir nun gehorſam ſein:
Ich drücke dir meine Sporen ein;
Du haſt mich ja ſelbſt dazu gebracht.
So bezwang das Pferd des Menſchen Macht.
So wird der ſelber mit Pein beladen,
Der ſich bemüht dem Andern zu ſchaden.

Das neunte Kapitel.

Wie Reineke von dem Esel und dem Hunde erzählt und damit seine Lügen von dem Spiegel mehrt.

Hört ferner, was an dem Spiegel stund,
Wie einst ein Esel und ein Hund
Dienten bei einem reichen Mann,
Wo der Hund die meiste Gunst gewann.
Er saß bei seines Herren Tisch
Und aß mit ihm so Fleisch als Fisch;
Auch pflegt' er ihm auf dem Schooß bisweilen
Die leckersten Bissen zu ertheilen:
Der Hund brauchte nur mit dem Schwanz zu wedeln
Und um den Bart zu lecken den Edeln.
Das sah der Esel Baldewin,
Und tief im Herzen grämt' es ihn.
Er sprach zu sich in seinem Sinn:
Wo denkt doch unser Herr nur hin,
Daß er diesem faulen Hund
So freundlich ist zu jeder Stund,
Weil er ihn leckt und auf ihn springt,
Während man mich zu saurer Arbeit zwingt?
Schwere Säcke trag ich immerdar;
Mein Herr richtete in einem Jahr

Mit fünf Hunden nicht aus, ja nicht mit zehn,
Was ich alleine muß verſehn.
Er iſst das Beſte, da ich Stroh nur kriege
Und dabei noch auf der Erde liege;
Wohin ſie mich reiten oder treiben,
Weiß ich vor Spott ſchier nicht zu bleiben.
Ich will nicht länger ſo verderben,
Will auch meines Herren Huld erwerben.
Der Herr trat eben in das Thor:
Da hob der Eſel den Schwanz empor,
Indem er auf den Herren ſprang
Und gräßlich brüllte, ſchnarcht' und ſang.
Er leckte dem Herrn Geſicht und Wangen,
Gleich hatt er zwei große Beulen empfangen,
Und wollt ihn küſſen vor den Mund,
Wie er es abgeſehn dem Hund.
Da rief der Herr in großer Noth:
Nehmt den Eſel und ſchlagt ihn todt!
Die Knechte ſchlugen den Eſel alle
Und jagten ihn wieder nach dem Stalle.
Da blieb er ein Eſel wie zuvor.
So ſieht noch mancher Eſel und Thor
Der Andern Wohlfahrt neidiſch an,
Wiewohl er es nicht verhindern kann.
Ja, wenn es ſolch Einem auch endlich glückt,
So läßt ihm doch Alles ſo ungeſchickt
Wie einer Sau, die mit Löffeln iſst;

Ja wahrlich, beſſer zu keiner Friſt.
Man laſſe den Eſel Säcke tragen
Und geb ihm Diſtein und Stroh zu benagen.
Wollte man ihn auch beſſer halten:
Mit ſeiner Weisheit bleibts beim Alten.
Wo Eſel große Macht erlangen,
Da iſts noch ſelten gut gegangen,
Da ſie Alles nach Ihrem Vortheil meſſen,
Das gemeine Beſte ganz vergeſſen.
Doch iſt das jetzt die größte Plage:
Ihr Anſehn ſteigt von Tag zu Tage."

Das zehnte Kapitel.

Hier erzählt Reineke die dritte Geſchichte, die auf dem Spiegel abgebildet ſtand: von ſeinem Vater, dem alten Fuchs, und dem wilden Kater, den er übel anſchwärzt.

„Gnädiger König, noch ſollt ihr wiſſen,
Laßt meine Red euch nicht verdrießen:
Auf dem Spiegel ſtand auch gegraben
Mit ſchönen Bildern und Buchſtaben,
Wie an einem Waſſer einſt mein Vater
Spazieren ging mit Hinze dem Kater.
Sie hatten ſich mit ſchweren Eiden
Gelobt, ſie wollten unter ſich beiden

Gleichmäßig theilen was ſie fingen.
Wollte ſie Jemand jagen oder zwingen,
So ſollte Einer helfen dem Andern.
Wie ſie nun ſo die Welt durchwandern,
Geſchah es einſt, daß ſie erfuhren,
Jäger ſeien auf ihren Spuren;
Die hatten auch manchen ſchlimmen Hund:
Da öffnete Hinze ſeinen Mund
Und ſprach: Hier iſt guter Rath theuer!
Es iſt, ſprach mein Vater, ein Abenteuer.
Ich hab einen Sack voll guter Räthe:
Halten wir unſern Eid nur ſtäte
Und ſtehn einander treulich bei:
Ich weiß keinen Rath, der beſſer ſei.
Hinze ſprach: Wie es auch kommt,
Ich weiß einen Rath, der mir wohl frommt;
Dem will ich folgen, Herr Ohm, gebt Acht.
Bald hatt er ſich auf einen Baum gemacht,
Wo ihm die Hunde ſo leicht nichts thaten.
So hatt er meinen Vater verrathen,
Der große Angſt und Noth gewann,
Denn eben kamen die Jäger an.
Als Hinze das ſah, da ſprach der Wicht:
Was öffnet ihr, Ohm, den Sack nun nicht?
Ihr habt ja viel guten Raths darin!
Braucht den nun, es bringt euch Gewinn!
Sie bliesen ins Horn und riefen: Schlag!

Mein Vater lief vor, die Hunde nach;
Er lief, daß ihm ausbrach der Schweiß;
Er ließ es auch fallen haufenweis.
So ward ihm die Schwere etwas benommen,
Sonst wär er sicher nicht entkommen.
So ließ ihn der im Stiche jetzt,
Auf den er all sein Vertraun gesetzt.
Die Hunde waren ihm zu schnell,
Sie hätten ihm schier zerzaust das Fell.
Er wußte zum Glück eine Schluft nicht fern:
Da kroch er hinein und entging den Herrn.
Solcher Schelme gibt es noch viel,
Die auch so treiben ihr falsches Spiel,
Wie Hinze that, der arge Dieb:
Ein Wunder wärs, hätt ich ihn lieb!
Zwar halb vergab ich es dem Wicht,
Doch ganz vergessen kann ichs nicht.
Diese Geschichte stellte klar
Der Spiegel in Worten und Bildern dar."

Das eilfte Kapitel.

Wie Reineke eine neue Geſchichte erſinnt, die auf dem Spiegel geſtanden habe, von dem Wolf und dem Kranich.

„Noch ſtand auf dem Spiegel ausgeſchnitten
Ein Beiſpiel von des Wolfes Sitten,
Wie er empfangene Wohlthat vergilt.
Einſt ging er über das Gefild:
Da fand er ein todt, geſchunden Pferd;
Das Fleiſch war von den Knochen verzehrt.
Der Wolf begann die Knochen zu nagen,
Da kam ihm ein Knochen quer in den Kragen,
Weil ihn unmäßiger Hunger zwang.
Da quält' er ſich in Aengſten lang,
Und ſandte Boten an viele Aerzte;
Doch half ihm Niemand, wie ſehr es ſchmerzte,
Wiewohl er großen Lohn verhieß.
Lütke der Kranich hörte dies,
Der mit dem rothen Baret auf dem Haupte,
Weshalb er ihn auch einen Doctor glaubte,
Und zu ihm ſprach: O! ſteht mir bei
Und macht mich dieſer Schmerzen frei.
Zieht mir den Knochen aus in Eil,
So wird euch großes Gut zu Theil.
Der Kranich den ſchnöden Worten glaubte,
Streckte den Schnabel hinein mit dem Haupte,
Und zog ihm aus dem Schlund das Bein.
Da begann der Wolf laut auf zu ſchrein:

Weh mir, weh, du ſchmerzeſt ſehr!
Ich vergeb es dir, aber thus nicht mehr!
Hätt ſichs ein Andrer unterfangen,
Er wär lebendig nicht entgangen.
Seid ruhig, ihr genaſet ſchon,
Sprach Lutke der Kranich; nun gebt mir den Lohn.
Da ſprach der Wolf: Hört an den Gecken!
Ich hatte den Schmerz und auch den Schrecken;
Nun will er Lohn noch überdies!
Er gedenkt nicht der Gnade, die ich ihm erwies;
Denn er ſteckte ſein Haupt in meinen Mund:

Das ließ ich ihn wieder herausziehn gesund,
Nachdem er mir so weh gethan.
Ich dächte, sollte wer Lohn empfahn,
Der gebührte Mir nach allen Rechten.
So lohnen Schälke ihren Knechten!
Seht, diese Geschichten und andre mehr
Standen rings um den Spiegel her
Geschnitzt, geschrieben und gegraben
Mit Bildern und goldnen Buchstaben.
Ich hielt mich unwerth und zu geringe,
Daß ich besäße so köstliche Dinge;
Drum sandt ich sie verdientern Hütern,
Dem König und der Königin, meinen Gebietern.
Wie leid wars meinen Kindern beiden,
Als sie die Schätze sahen scheiden!
Besonders trauerten die Knaben,
Als wir den Spiegel aus den Händen gaben.
Sie pflegten davor zu spielen und zu springen
Und sahn, wie ihnen die Schwänzchen hingen,
Und auch wie ihnen das Mäulchen stund.
Leider! war es mir da nicht kund,
Daß Lampen der Tod uns sollte rauben,
Als ich ihm auf Treu und Glauben
Die edeln Kleinode anbefahl,
Und meinem Freunde Bellin zumal.
Dies waren meine besten Freunde,
Die ich wußte in der ganzen Gemeinde.

Ich mag wohl über den Mörder ſchrein;
Doch wird es nicht ewig verborgen ſein,
Wo die Kleinode blieben, die er geſtohlen;
Denn Mord bleibt ſelten lang verhohlen.
Vielleicht ſteht Einer in dieſem Kreis,
Der wohl davon zu ſagen weiß,
Wo geblieben ſei'n die Kleinode,
Und auch wie Lampe kam zum Tode.

Das zwölfte Kapitel.

Wie Reineke vor dem König von den Verdienſten ſeines Vaters ſpricht, wie der des Königs Vater mit der Leber eines ſiebenjährigen Wolfes geheilt habe.

„Seht, mächtiger König reich,
So viel wichtige Dinge kommen vor euch:
Ihr könnt ſie nicht all im Gedächtniß bewahren,
Sonſt wüßtet ihr ſicher, was vor Jahren
Mein Vater, der alte Fuchs, gethan
An Euerm Vater, wie Alle hier ſahn.
Denn euer Vater lag krank zu Bette:
Da kam ihm mein Vater das Leben zu retten.
Doch ſprecht ihr, mein Vater und ich nicht minder
Haßten Euch, euer Weib und eure Kinder.
Herr, vergönnt es mir zu ſagen:
Mein Vater ſtand am Hof vor Tagen

Bei Euerm Vater in groſser Gunſt;
Denn er war ein Meiſter der heilenden Kunſt,
Im Waſſerbeſehn, Geſchwüraufſtechen,
Augen-, Teſtikeln-, Zähnausbrechen.
Ihr wiſst wohl nicht davon Beſcheid,
Ihr denkt, Herr, nicht zurück ſo weit;
Denn kaum drei Winter wart ihr alt.
Der Winter war ingrimmig kalt,
Euer Vater lag in groſsen Plagen,
Man muſst ihn auf einer Bahre tragen.
Alle Aerzte zwiſchen Rom und hier
Ließ er berufen: ſie kamen ſchier
Und gaben ihn alle gottbefohlen.
Da ließ er zuletzt meinen Vater holen.
Er klagt' ihm jammernd ſeine Noth,
Wie er krank ſei bis in den Tod.
Das erbarmte meinen Vater ſehr;
Er ſprach: Groſsmächtiger König hehr,
Möcht ich euch mit meinem Leben frommen,
Glaubt mir, ich ließ euch nicht verkommen.
Macht euer Waſſer: hier iſt ein Glas!
Euer Vater, welcher gern genas,
Meines Vaters Räthe befolgt' er immer,
Doch klagt' er, es würde je länger je ſchlimmer.
Auf dem Spiegel ſtand das auch zu leſen
Wie euer Vater damals iſt geneſen.
Denn mein Vater ſprach: Wärt ihr gern geſund,

Das einzge Mittel ſei euch kund.
Eines Wolfes Leber von ſieben Jahren —
Ihr dürft die Koſten, Herr, nicht ſparen —
Die ſollt ihr eſſen, ſonſt wirds nicht gut;
Denn euer Waſſer zeigt nur Blut,
Und euer Leben iſt der Preis.
Der Wolf ſtand auch mit in dem Kreis;
Er vernahm es, doch gefiels ihm nicht.
Euer Vater ſprach: Ihr hört den Bericht,
Herr Wolf: ſoll ich am Leben ſein,
So müßt ihr mir eure Leber leihn.
Der Wolf ſprach: Herr, ich ſag euch fürwahr,
Ich bin noch kaum im fünften Jahr.
Da ſprach mein Vater: Ihr könnt nicht entgehn,
Ich will es wohl an der Leber ſehn.
Da mußte der Wolf zur Küche fort,
Die Leber ſchnitten ſie ihm dort.
Sobald der König die Leber aß,
Fühlt' er ſich beſſer und genas.
Das dankt' er meinem Vater ſehr,
Und gebot dem Hausgeſind nachher,
Daß ihn ein Jeder Doctor hieße,
Und das keinesweges unterließe.
Auch mußte mein Vater zu allen Zeiten
Dem König gehn zur rechten Seiten;
Ferner hat er zum Lohn empfangen
Ein roth Baret mit goldener Spangen:

Das mußt er tragen vor all den Herrn;
Sie hielten ihn in Ehren gern
Bis an das Ende von ſeinen Tagen.
Wie iſt das mit mir nun umgeſchlagen!
An meines Vaters Dienſt gedenkt man nicht,
Und zieht die gierigen Schurken ans Licht,
Die nur des eignen Gewinns gedenken
Und Recht und Weisheit täglich kränken.
Wo zu Ehren gelangt ein Gemeiner,
Da werden den Armen die Biſſen kleiner;
Erwirbt ein Niedrer Macht und Amt,
So vergißt er gleich, woher er ſtammt,
Denkt nicht, von wannen er hergekommen:
Sein Vortheil nur, ſein eigen Frommen
Geht ihm voran in jedem Spiel;
Deren findet man jetzt an den Höfen viel.
Sie hören auch Niemands Bitten an,
Wenn ſie die Gabe nicht gleich empfahn.
Ihr Beſcheid iſt immer: Bringt nur her,
Fürs Erſte dies, und dann noch mehr!
Der gierigen Wölfe giebt es nun viel,
Sie wählen die beſten Biſſen zum Ziel.
Wär euer Leben zu retten mit kleinen Dingen,
Sie würden ſolch ein Opfer nicht bringen.
So wollt auch dieſer Wolf nicht gern
Seine Leber lehn für ſeinen Herrn;
Doch ſäh ich lieber, wollt ihr es hören,

Daß zwanzig Wölfe das Leben verlören,
Eh daß der König oder sein Weib
Verlieren sollten Leben und Leib.
Der Schaden wär auch minder groß,
Denn was aus schlechtem Samen sproß
Gedeiht doch selten gern zur Tugend.
Herr, dies geschah in eurer Jugend:
Drum weiß ich selber wohl vorher,
Euch wird deß nicht gedenken mehr;
Doch seh ichs mir vor Augen stehn
Als wär es gestern erst geschehn.
Auch diese Geschichte stand genau
Auf dem Spiegel dargestellt zur Schau
Mit edeln Gesteinen und mit Gold;
Mein Vater bezahlt' es mit theuerm Sold.
Könnt ich den Spiegel wieder erfragen,
Ich wollte Leben und Gut drum wagen."

Das dreizehnte Kapitel.

Wie Reineke noch Betrügliches ſpricht, ſich ſelbſt zu entſchuldigen und Andere zu belaſten, namentlich wie Wolf und Fuchs ein Schwein und ein Kalb zuſammen fingen.

Der König ſprach: „Reineke, ich habe vernommen
Was du geſprochen zu deinem Frommen.
War dein Vater am Hof ſo geehrt,
Und hat er ſo nützlich ſich bewährt:
Das mag lange ſein, mir gedenkt es nicht,
Ich hört' auch nie davon Bericht.
Doch von euern Thaten hör ich viel,
Bei jeder Klage ſeid ihr im Spiel,
Wenigſtens wie man mir berichtet.
Wird euch das Alles angedichtet?
Da ſeid ihr übel ja geſchoren.
Käm mir auch Gutes von euch zu Ohren!
Doch iſt das nicht der Dinge Lauf." —
„Herr, ich geb euch Antwort hierauf,"
Sprach Reineke, „denn es geht mich an.
Ich hab euch ſelber Gutes gethan;
Kein Vorwurf iſts, daß ich das ſage,
Denn ich bin ſchuldig, alle Tage
Für euch zu thun was ich nur kann.
Es geſchah, gedenkt ihr noch daran?
Daß ich und der Wolf, Herr Iſegrein,
Zuſammen fingen ein fettes Schwein.

Es ſchrie, da biſſen wir es todt.
Da kamt ihr und klagtet eure Noth;
Ihr ſprachst, eure Frau würd auch gleich kommen,
Hätten wir was zu eſſen, das würd ihr frommen.
„Theilt uns mit von euerm Gewinn!“
Ja, murrte Iſegrim zwiſchen dem Kinn —
Es klang wohl eher als ein Nein —
Es iſt euch gegönnt, Herr, fiel ich ein,
Und hätten wir Schweine eine ganze Heerde.
Von wem wollt ihr, daß es getheilet werde?
Der Wolf ſolls theilen, ſprachst ihr da.
Da ging es dem Iſegrim weniger nah.
Da theilt' er, wie er zu theilen pflegt,
Wobei er die Scham in die Winde ſchlägt:
Ein Viertel gab er Euch, das andre eurer Frauen,
An der Hälfte begann er ſelbſt zu kauen,
Und ſchlang ſo gierig, wie ein Pandur;
Ohren und Naslöcher nur,
Und eine Lunge gab er mir;
Das Andre behielt er: das ſahet ihr.
So ließ er ſeine Großmuth ſchaun.
Als Ihr eur Theil mit eurer Fraun
Gegeſſen, ſah ich, euch hungerte noch.
Der Wolf auch ſah es, aber doch
Bot er kein Stück euch, klein noch groß.
Da gabt ihr ihm aber einen Stoß
Mit eurer Tatze zwiſchen die Ohren,

Daß ihm das Fell war abgeſchoren;
Er blutete und kriegte große Beulen
Und lief hinweg mit lautem Heulen.
Ihr rieft ihm nach: Komm wieder her
Und ſchäm ein ander Mal dich mehr.
Sollteſt du aber dich nicht ſchämen
Und dich wieder ſo beim Theilen benehmen,
So will ich dich anders willkommen heißen.
Jetzt lauf und hol uns mehr zu beißen.
Da ſprach ich: Herr, geliebt euch das,
So geh ich mit ihm: ich weiß wohl was.
Da ſprachst ihr, Herr: Ja, geh mit ihm!
Uebel gebub ſich Iſegrim;
Er blutete, ächzte mit Stöhnen und Klagen:
So gingen wir zuſammen jagen
Und fingen ein Kalb: das eßt ihr gern,
Und lachtet, als ihr es ſahst von fern.
Ihr lobtet mich und ſprachst dabei,
Daß ich in der Noth gut fenden ſei.
Nun ſollt ich theilen auch das Kalb.
Herr, ſprach ich, Euch gehört es halb,
Die andre Hälfte der Königin;
Doch was inwendig iſt darin,
Das Herz, die Leber, ſammt der Lungen,
Das ertheil ich billig euern Jungen.
Mir gehören die vier Füße
Und Iſegrim das Haupt, denn das iſt ſüße.

Da sprachst ihr, als ihr das gehört:
Reinecke, wer hat dich so theilen gelehrt
Nach Hofesbrauch? das sag mir an.
Ich versetzte: Herr, das hat gethan
Dieser, dem hier so roth der Kopf,
Und dem so blutig ist der Schopf.
Denn als Isegrim heut das Schwein getheilt,
Merkt' ich die Lehre unverweilt;
Ich fühlt' es nicht, doch ging mirs ein,
Wie man theilen müsse Kalb oder Schwein.
So ward Isegrim, dem gierigen Kragen,
Seine Gefräßigkeit heimgeschlagen.
Noch findet man solcher Wölfe viel,
Die gerne treiben das gleiche Spiel,
Die ihre Unterthanen gar
Verschlingen möchten mit Haut und Haar.
Wo der Wolf so schalten und walten kann,
Ists um alle Wohlfahrt gethan.
Der Wolf verschont nicht Blut noch Leben:
Weh dem, der ihm die Kost soll geben!
Weh der Stadt und weh dem Land,
Wo Wölfe kriegen die Oberhand!
Seht, großmächtiger König hehr,
Solcher Ehrerbietung mehr
Habt Ihr und die Euern zu manchen Stunden
Ist genug bei mir gefunden.
All mein Gut und mein Gewinn

Iſt Euer und der Königin;
Sei es wenig, ſei es viel,
Euch zu dienen, das iſt mein Ziel.
Wenn ihr des Schweins und Kalbs gedenkt,
Wird klarer Wein euch eingeſchenkt,
Wer euer treuſter Knecht mag ſein,
Reineke oder Iſegrein.
Obwohl ihr den Wolf hervor nun zogt —
Denn Er iſt euer gröſßter Vogt —
Er denkt doch eures Vortheils nicht,
Er denkt an ſich, was er thut und ſpricht.
Das große Wort führt Er und Braun;
Was Reineke ſpricht, vernimmt man kaum.
Herr, es iſt wahr, ich bin verklagt;
Ich muß hindurch, drum ſeis gewagt!
Iſt denn am Hofe hier ein Mann,
Der mich eines Unrechts zeihen kann,
Der ſtelle ſich mit den Zeugen zur Schau,
Und halte ſich an der Sache genau,
Und nenn uns auch das Pfand zuvor,
Das er verlieren will: ſein Ohr,
Sein Gut, ſein Leben gegen meins;
So wills das Recht: er wage ſeins!
Herr, wird die Sache ſo geführt,
Steh ich zu Recht wie ſichs gebührt."

Das vierzehnte Kapitel.

Wie der König Reineken ſanftmüthiger ward, ſeinen Lügen glaubte, und ihn zu Gnaden annahm.

Der König ſprach: „Wie dem auch ſei,
Den Lauf des Rechtes laß ich frei,
Und hab es immerdar gethan.
Wahr iſt es, Reineke, man klagt dich an,
Du wärſt bei Lampens Tod im Spiel.
Ach, ich verlor an Lampen viel!
Fürwahr, ich hatte Lampen lieb!
Wie Bellin das mit ihm trieb!
Er brachte uns her des Armen Haupt:
Da betrübt' ich mich mehr als Jemand glaubt.
Iſt nun hier noch Jemand mehr,
Der über Reineken klagt, der komme her!
Was hier geſagt iſt wider ihn,
Das ſtell ich ſeines Ortes hin;
Stets hielt ſich Reineke zu ſeinem Herrn,
Drum vergeb ich meine Sache gern.
Wenn aber Jemand Zeugen brächte,
Die man nicht verwerfen möchte,
Der trete vor, wie ſchon geſagt,

Und rechte mit Reineken unverzagt.“ —
Reineke ſprach: „Nun habet Dank,
Großmächtiger König, lebenslang,
Daß ihr euch deß nicht laßt verdrießen,
Und laßt mich meines Rechts genießen.
Ich kann euch bei meinem Eid betheuern,
Da Bellin mich verließ mit Lampe, dem theuern,
Im Herzen that mir weh ihr Scheiden,
Denn zärtlich liebt ich dieſe Beiden.
Ich ahnte nicht die kommende Noth,
Und daß Lampen ſo nahe war der Tod.“ —
So wußte Reineke die Worte zu ſchmücken,
Daß Niemand ahnte ſeine Tücken.
Er gab ja ſo genau Bericht,
Mit ſolchem ernſten Angeſicht,
Von der edeln Kleinode Werth,
Daß Alle, die es angehört,
Es für die lautre Wahrheit achteten,
Und Troſt ihm einzuſprechen trachteten.
So betrog er den König hehr,
Denn ihn gelüſtete allzuſehr
Nach den Kleinoden, die Reineke weislich
Beſchrieb, als über die Maßen preislich.
Weshalb der König begann und ſprach:
„Reineke, laßt mit Trauern nach;
Ich laß euch reiſen, nachzufragen,
Ob euch Wer von den Kleinoden weiß zu ſagen:

Und findet ihr davon Beſcheid,
So iſt euch meine Hülfe bereit.“ —
Reineke ſprach: „Herr König hehr,
Euern Gnaden dank ich ſehr
Für euer freundlich tröſtend Wort.
Euch geziemt zu ſtrafen Raub und Mord,
Die leider ſind um ſie geſchehn.
Ich will ſie zu erforſchen ſehn,
Und will auch reiſen Nacht und Tag
Zu Allen, die ich befragen mag.
Wenn ich ſie erforſchen kann,
Reichen meine Kräfte dann
Nicht aus, daß mir es nicht gelingen
Will, ſie euch zurück zu bringen —
Denn ſie ſind Euer, wer darf ſie euch rauben? —
So werdet ihr mir wohl erlauben,
Euch ſelbſt um Hülfe anzuflehn,
Daß uns die Kleinode nicht entgehn;
Und ſchaff ich ſie euch wieder her,
Zum Lohn erwünſch ich mir nichts mehr.“ —
Das gefiel dem Könige gar nicht ſchlecht:
Er gab in Allem Reineken Recht;
Der aber hatt ihn doch betrogen,
Ihm große Lügen vorgelogen,
Eine Naſe von Wachs ihm angeſetzt.
Auch all die Andern glaubten ihm jetzt,
Er hatt ihnen die Ohren voll geſchlagen.

Er mochte nun frei und sonder Fragen
Gehn oder reisen wohin er wollte.
Aber Isegrim wußte nicht, was er sollte;
Er ergrimmt' in seinem Unmuth sehr
Und sprach: „Großmächtiger König hehr,
Glaubt Ihr jetzt Reineken so getreulich,
Der euch zwei-, dreifach belog erst neulich?
Wie mögt ihr ihm nur Glauben schenken,
Dem losen Diebe, mit seinen Ränken,
Der Euch gewiß und uns Alle betrügt,
Nie die Wahrheit spricht und allzeit lügt.
Herr, ich laß ihn so nicht davon;
Ihr sollt es hören und sehen schon,
Daß er falsch ist und ein Dieb.
Drei Sachen weiß ich noch, die er trieb:
Er mag mir deshalb nicht entgehn,
Und sollt ich ihm im Zweikampf stehn.
Es hieß zwar, wie es sich gebühre,
Daß man mit Zeugen ihn überführe:
Wenn man so lange Frist ihm gibt,
So treibt er fort was ihm beliebt.
Wer hat zu allen Dingen Zeugen?
So laßt das Recht ihn immer beugen,
Den Einen nach dem Andern betrügen.
Er ist so schnell mit seinen Lügen,
Kaum wagt man wider ihn ein Wort;
Inzwischen treibt ers dreist so fort!

Er iſt dazu auch Niemand Freund,
Nicht Euch, noch den Euern, wie gern ers ſcheint.
Ich laß ihn nicht von hinnen gehn,
Er ſoll mir hier zu Rechte ſtehn."

Viertes Buch.

Das erste Kapitel.

Wie Isegrim der Wolf fortfuhr über Reineke den Fuchs zu klagen.

Isegrim der Wolf begann aufs Neue;
Er sprach: „Herr König, bei meiner Treue!
Reineke ist ein falscher Verräther;
So war er sonst, so blieb er später.
Er beschimpft mich mit meinem ganzen Geschlechte,
Alle Schand er gern über uns brächte;
Viel Schande that er mir schon ehr,
Und meinem Weibe noch viel mehr.
Einst bracht er sie an einen Teich,
Und hieß sie waten in dem Schleich;
Auch sprach er, wollte sie Fische fangen,

Sie ſollte den Schwanz ins Waſſer hangen:
So viel Fiſche würden ſich feſt dran beiſſen,
Sie könne ſelbviert ſie nicht alle ſpeiſen.
Sie begann zu waten erſt, und ſchwamm
Als ſie dem Wehre näher kam.
Da war es tief, doch blieb ſein Verlangen,
Sie ſollte den Schwanz ins Waſſer hangen.
Der Winter war kalt, ſchon fror es ſehr,
Bald konnte ſie ſich nicht rühren mehr;
Der Schwanz befror ihr da ſo hart,
Wie ſie zog, daß ſie nicht los mehr ward;
Sie aber meinte gar und ganz,
Schwere Fiſche hingen ihr am Schwanz.
Als Reineke das ſah, der loſe Dieb,
Da darf ich nicht ſagen, was er trieb.
Er ging und bewältigte mein Weib:
Das ſoll ihm koſten Leben und Leib.
Er läugnet nur nicht den Verrath,
Denn ich betraf ihn auf der That,
Als ich des Wegs von Ohngefähr
Vom Wald zur Ebene ging daher.
Auch war ihr Schreien weit zu hören;
Sie war feſt und konnte ſich nicht wehren.
Als ich das hörte und vernahm,
Schier brach mein Herz vor Zorn und Gram.
Reineke, rief ich, was thuſt du da?
Als er mich aber kommen ſah,

Da lief er eilends ſeiner Straße.
Ich ging mit traurigem Gelaße,
Und mußte tief im Schleiche waden
Und in dem kalten Waſſer baden,
Bis ich das Eis zerbrochen ganz
Und ihr herauszieun half den Schwanz.
Allein noch war es nicht vollbracht;
Als ſie den Schwanz aufzog mit Macht,
Da blieb ein Viertel im Eiſe ſtecken.
Sie ſchrie vor Schmerzen und vor Schrecken
So laut, daß die Bauern gelaufen kamen.

Als Die uns auf dem Teich wahrnahmen,
Da gabs ein Schreien in dem Haufen!
Geſchäftig kamen ſie gelaufen
Nach uns mit Piken, Aexten und Hauen,
Und mit den Wecken kamen die Frauen.
Sie riefen: Werft, ſchlagt zu und fangt!
Nie hat das Herz mir ſo gebangt;
Gleiche Angſt ſtand auch Frau Giermuth aus:
Wir brachten das Leben kaum nach Haus;
Wir liefen, daß uns der Schweiß ausbrach.
Da war ein Lotter, der nach uns ſtach
Mit einer Pike groß und lang:
Der that uns den meiſten Drang und Zwang;
Denn er war ſtark und leicht auf den Beinen.
Zum Glück wollte der Tag nicht mehr ſcheinen,
Sonſt hatten wir den Tod vom Hetzen.
Die Weiber liefen wie alte Petzen
Und ſchrien, wir hätten ihre Schafe gefreſſen.
Uns zu fangen, waren ſie ſehr verſeſſen,
Und riefen uns nach alle Schmach und Schande.
Da liefen wir wieder von dem Lande
Nach dem Waſſer, zwiſchen die Binſen zu kauern;
Da ließen von uns ab die Bauern:
Sie konnten uns in der Nacht nicht fangen;
Heim kehrten ſie fluchend, daß wir entgangen.
Und ein Glück noch war's, daß wir entgingen.
Seht, Herr, ich ſag euch von häßlichen Dingen:

Dies iſt Gewalt, iſt Mord und Verrath;
Euch geziemt zu ſtrafen die Miſſethat.

Das andere Kapitel.

Wie Reineke ſich gegen Iſegrim den Wolf verantwortet, und wie er die Wölfin abermals anführte bei dem Brunnen, eine hubſche Fabel.

Der König ſprach: „Ueber dieſe Sache,
Um welche Iſegrim fordert Rache,
Will ich erkennen vor Gericht;
Doch erſt will ich hören, was Reineke ſpricht.“ —
„Wäre das wahr,“ ſprach Reineke da,
„So wär es meiner Ehre zu nah;
Aber behüte mich Gott in Gnade!
Es iſt wahr, ich wies ihr einſt die Pfade,
Wie ſie ans Waſſer kommen ſollte,
Wenn ſie Fiſche fangen wollte
Bei dem Waſſer in jenem Teich.
Aber ſie ward ſo gierig gleich:
Als ſie die Fiſche hörte nennen,
Wollte ſie ſtracks hinunter rennen,
Und hielt den Weg nicht, noch die Weiſe;
Und daß ſie feſt fror in dem Eiſe,
Schuf ihr gefräßiges Verlangen.
Sie hätte Fiſche genug gefangen,

Hätte ſie zeitig aufgezogen:
Ihr ungenügſam Herz hat ſie betrogen.
Zu viel Begehren thut nimmer gut,
Sich ſelber ſchadet ſolcher Muth.
Wes Sinn und Gemüth ſich dahin kehrt,
Den Geiſt der Gierigkeit in ſich nährt,
Dem ſchadet der eigne unlautre Willen,
Denn Niemand kann den Gierigen ſtillen.
Das erfuhr auch dort Frau Sieremund,
Als ſie ſo feſt gefroren ſtund.
Das iſt der Dank, den ſie mir zollt,
Daß ich ihr treulich helfen gewollt,
Als ich ſie ſtecken ſah im Eiſe:
Ich hob und ſchob ſie auf jede Weiſe;
Doch blieb es vergebens: ſie war zu ſchwer.
Zufällig kam Iſeqrim daher;
Er ſtand am Ufer und ſah es an:
Da fluchte er mehr als man denken kann.
Ich geſtehe, daß ich erſchrocken bin,
Da er ſolchen Segen ſprach über mich hin,
Nicht einmal, dreimal jedenfalls:
Alles Unheil wünſchte er mir an den Hals.
Auch begann er laut im Zorn zu ſchreien;
Ich dachte: nun muß gelaufen ſein;
Lieber als verfaulen, ſoll man fliehn!
Ich [illegible] nicht länger da zu verziehn.
Er [illegible] wollt er mich zerreißen.

Man kennts, wo ſich zwei Hunde beißen
Um einen Knochen, muß Einer verlieren.
Drum dacht ich, es wolle ſich gebühren,
Daß ich entwiche ſeinem Zorn;
Denn ich ſah, er war im Kopf verworrn.
Er war mir gram, iſt mir noch nicht gewogen:
Spräch er anders, ſo wärs gelogen.
Fragt nur ſein Weib, hier iſt ſie auch.
Was hab ich zu ſchaffen mit dem Gauch?
Seht, Herr! als er nun ward gewahr,
Daß ſie im Eis befroren war:
Er ſchalt und fluchte wie ein Daus,
Und ging dahin und half ihr heraus.
Was er nun aber weiter klagt,
Die Bauern hätten ihn gejagt,
Das war doch ihnen beiden gut:
Ihnen erwarmte davon das Blut,
Das ſchier erfroren war im Eis.
Was braucht es weiter viel Geſchreis?
Es iſt fürwahr ein ſchlechtes Benehmen,
Mit Lügen ſein eignes Weib zu beſchämen.
Sie ſie iſt ja hier, man mag ſie fragen:
Wär es ſo, ſie würde wohl klagen.
Nun bitt ich um die Friſt einer Wochen,
Bis ich mit Freunden mich beſprochen,
Welche Antwort dem Wolf gebührt
Auf die Klage, die er hier geführt."

Da ſprach die Wölfin, Frau Gieremuth:
„Seht, Reineke, was ihr treibt und thut
Iſt eitel Schalkheit und Büberei,
Lug und Trug und Verrätherei.
Wer ſich an eure Worte hält,
Der iſt gewiß zuletzt geprellt.
Eure Worte ſind leis und rund:
Das ward mir bei dem Brunnen kund,
An dem die beiden Eimer hangen.
Ihr wart in den Eimer ſitzen gegangen:
Der hatt euch mit hinab genommen,
Ihr wußtet nicht wieder hinauf zu kommen;
Da klagtet ihr ſehr; es war bei Nacht.
Ich ſprach: Wer hat euch herein gebracht?
Als ich da unten euch hörte ſitzen.
Da ſprachet ihr, es würde mir nützen,
Wenn Ich in den andern Eimer ſpränge,
Da ſollt ich Fiſche kriegen die Menge.
Zur Unzeit war ich des Wegs gekommen.
Ich hatt eur Wort für wahr genommen,
Denn eure Seele verſchwurt ihr vermeſſen,
Ihr hättet der Fiſche ſo viel gegeſſen,
Daß euch ſchmerze davon der Leib.
Das glaubt ich euch, ich thöricht Weib!
Ich ſtieg in den Eimer, da fuhr er nieder,
Und der, drin Ihr ſaßt, aufwärts wieder.
Das wunderte mich, als ich das ſah:

Wie geht das zu? frug ich euch da.
Ihr aber sprachet zu mir hinwieder:
„So geht das Glücksrad auf und nieder.
Das ist nun in der Welt der Brauch;
Nicht anders gehts uns Beiden auch.
Der Eine wird erhöht, der Andre erniedert,
Und so eines Jeden Verdienst erwiedert.
Ihr müßts euch nicht verdrießen lassen."
Da sprangt ihr auf und liefst eurer Straßen.
Ich blieb da sitzen den ganzen Tag;
Dazu empfing ich manchen Schlag,
Bevor ich frei geworden war:
Denn zwei Bauern wurden mein gewahr.
Da saß ich hungrig und freudeberaubt
In größrer Angst als Jemand glaubt;
Denn welch ein Bad erwartete mich!
Da sprachen die Bauern unter sich:
Sieh, hier unten sitzt er im Emmer,
Der uns zu fressen pflegt die Lämmer.
Zieh ihn herauf! hub Einer an;
Ich will sehn, ob ich ihn grüßen kann;
So bezahl er, was er uns abgejagt.
Wie er mich grüßte, das sei Gott geklagt.
Da kriegt ich Schlag über Schlag,
Nie erlebt ich betrübtern Tag;
Kaum entkam ich noch zuletzt." —
Reineke sprach: „Das frommt euch jetzt,

Wenn ihr da wurdet recht zerschlagen.
Ich konnte die Schläge so gut nicht ertragen:
Unser Einer hat oft solch Leid.
So stand es einmal zu jener Zeit:
Wir konnten den Schlägen zugleich nicht entgehn.
Ich lehrt' euch gut, wollt mich verstehn,
Daß ihr bei solcher Gelegenheit
Euch vorzusehn bedachter seid;
Man muß nicht Jedem Glauben schenken,
Denn die Welt ist voll von List und Ränken." —
„Ja," sprach Isegrim, „das ist wahr,
Das seh ich an Reineken offenbar:
Von ihm hab ich großen Schaden empfangen,
Wie oft hat er mich hintergangen!
Ihr wißt das Wenigste noch recht.
Er brachte mich einst zum Affengeschlecht,
In einem Berg im Sachsenlande:
Da kam ich schier zu Spott und Schande.
Er hieß mich kriechen in ein Loch:
Da war es übel, das wußt er doch.
Sucht' ich nicht hastig Thür und Thor,
So ließ ich da im Stich ein Ohr.
Seine Muhme nannt er die Aeffin dort:
Daß ich der entkam, war ihm ein Fort.
Er wies mich in ihr garstig Nest:
Die Hölle wärs, so glaubt ich fest."

Das dritte Kapitel.

Wie Reineke von den Meeraffen oder Meerkatzen spricht, zu denen er mit dem Wolf gekommen sei.

Reineke sprach vor all den Herrn,
Die er bei Hof sah nah und fern:
„Isegrim ist nicht recht bei Trost:
Von der Aeffin spricht er sehr erbost;
Doch ist ihm Alles selbst nicht klar.
Es geht nun längst ins dritte Jahr,
Daß ich nach Sachsen ihm gab Geleit:
Sein Gepränge war groß zu jener Zeit.
Doch ists gelogen, was er spricht:
Meerkatzen warens, Affen nicht.
Er sagt mirs zur Schmach und nicht zum Ruhme:
Die Meerkatz ist nicht meine Muhme.
Frau Riechegenau und Martin zu Rom,
Ist meine Muhme und Er mein Ohm.
Er ist Notar, und im Recht sehr beschlagen.
Was Isegrim will von Meerkatzen sagen,
Damit schmäht er mich und auch die Affen:
Ich habe nichts mit ihnen zu schaffen;
Sie waren niemals meine Gesellen,
Sie gleichen dem Teufel in der Höllen.
Wenn ich die Meerkatz Muhme geheißen,
So that ichs nur, um gut zu speisen.

Ich konnte nichts dabei verlieren;
Uebrigens sah ich sie gern erfrieren.

Das vierte Kapitel.

Wie Reineke den Wolf unter die Meerkatzen bringt, wo er in große Lebensgefahr gerieth.

„Seht, Herr, wir verirrten uns einmal
Und kamen in einem verlassnen Thal
Eine dustre Höhle, tief und lang.
Isegrim war vor Hunger krank,
Denn wie man ihn speisen mag und laben,
Ihm verlangt doch immer mehr zu haben.
Ich sprach: „Die Höhle, die ich euch weise,
Darin finden wir sicher Speise.
Die drin wohnt, das muß sich schicken,
Soll uns mit ihrer Kost erquicken."
Da sprach Isegrim: „Reineke, Neffe,
Hier unter dem Baum sollt ihr mich treffen;
Ihr habt dazu viel mehr Geschick."
Also wies er mich in den Strick!
Er sprach: wenn ich zu essen bekäme,
So sollt ich rufen, daß es vernähme.
Ich ging hinein durch einen Gang,
Und fand eine Straße, krumm und lang;
Die Angst, die ich litt zu jener Stunde,

Ich ſtünde ſie nicht um zwanzig Pfund
Noch einmal aus; denn ich fand am Ziel
Dieſer häßlichen Thiere viel,
Klein und groß, mehr oder minder:
Das waren dieſer Meerkatze Kinder.
Die Meerkas lag in ihrem Neſt
Als wärs der Teufel; auch meint' ichs feſt;
Mit langen Zähnen im weiten Rachen,
Mit Nägeln an Hand und Fuß, wie die Drachen,
Einen langen Schweif hinten angeſetzt:
Nie ſah ich ein häßlicher Thier bis jetzt.
Die ſchwarzen Jungen ſahn mürriſch drein,
Sie ſchienen mir junge Teufel zu ſein.
Sie blickten mich ſo ſcheuslich an;
Ich dachte: wär ich nur wieder hindann!
Sie war von Ifegrims Statur;
Einige Kinder wenig kleiner nur.
Sie lagen im faulen Heu geſtreckt
(Ich ſah die häßliche Brut erſchreckt),
Beſchlabbert bis über die Ohren mit Koth;
Auch ſtank es da wie die Schwerenoth.
Die Wahrheit zu ſagen war da nicht klug,
Denn Ich war allein und ihrer genug;
Auch ſahn ſie all gefährlich drein.
Drum ſchien mir dies gerathner zu ſein:
Ich grüßte ſie ſchön, und meint es nicht ſo;
Sie wieder zu ſehn, ſtellt ich mich froh.

Die Kinder hieß ich Vettern, Sie meine Muhme,
Und sprach: „Gott spar euch zu langem Ruhme!
Dies sind eure Kinder, das sieht man bald.
Gott, wie behagt mir ihre Gestalt!
Wie munter sind sie, wie sind sie schöne:
Man nähme sie alle für Königssöhne!
Ich mag euch loben wohl mit Recht,
Daß ihr so mehret unser Geschlecht.
Stets hätt es mein Herz erfüllt mit Lust,
Hätt ich von diesen Verwandten gewußt:
Sie sind ein Trost zur Zeit der Noth."
Als ich ihr solche Ehre bot,
(Ich meint es anders sicherlich!)
Da that sie just, als kennte sie mich:
Sie hieß mich Ohm und freute sich recht;
Doch gehört sie gar nicht zu meinem Geschlecht.
Was schadet es, daß ich sie Muhme geheißen?
Wiewohl ich vor Angst begann zu schweißen.
„Freund Reineke," so begann sie gleich,
„Seid uns willkommen! wie geht es euch?
Es muß mich freuen allezeit,
Daß ihr hieher gekommen seid.
Ihr seid klug, ihr könnt mit Lehren
Euern Vettern helfen zu großen Ehren."
Seht, daß ich so freundlich ward empfangen,
Konnt ich mit Einem Wort erlangen:
Damit, daß ich sie Muhme hieß

Und die Wahrheit zu ſprechen unterließ.
Ich hätte gern geräumt den Ort;
Da ſprach ſie: Ohm, ich laß euch nicht fort,
Ihr nehmt denn erſt mit uns vorlieb.
Da brachte ſie mir mit großem Betrieb
So viel Speiſ, ich weiß ſie nicht all mit Namen —

Mich wundert, wie ſie dort dran kamen —
Von Hirſchen, Hinden und anderm Wild.
Ich aß und fand es zart und mild.
Als ich nun hatte mein Behagen,

Gab sie mir noch mit heim zu tragen.
Es war ein Stück von einer Hinde:
Mein Weib sollt es haben und mein Gesinde.
Jetzt, so nahm ich Urlaub von ihr.
Reineke, sprach sie, kommt öfter zu mir!
Das versprach ich und schied sofort,
Denn wenig behagte mir der Ort,
Zu schrecklich roch es da nach Koth,
Ich hatte schier davon den Tod.
Es war noch gut, daß es so ging;
Ich machte mich mit Laufen flink
Wieder heraus zu demselben Loch.
Den Isegrim fand ich draußen noch:
Unterm Baume stand er oder lag.
Wie geht es euch, Ohm, begann ich und sprach.
Er sprach: Nicht wohl, ich muß verderben;
Mich dünkt, ich müsse Hungers sterben.
Mich erbarmte sehr sein Misgeschick,
Und gab ihm zu essen jenes Stück,
Das man mir in der Höhle bot.
Er aß, es schmeckt' ihm wie Zuckerbrod,
Er wußte mir gar großen Dank;
Doch diese Gunst ward jetzo krank.
Isegrim, als er gegessen, begann:
Reineke, Neffe, sagt mir an:
Was bewohnt die Höhle für ein Geschlecht?
Wie sieht's da aus, gut oder schlecht?

Da sprach ich die Wahrheit und rieth ihm das Beste:
Nehmt euch in Acht vor dem garstigen Neste;
Zwar ist es guter Speise voll:
Wollt ihr, daß man euch geben soll,
So geht hinein und nehmt euch in Acht,
Daß ihr die Wahrheit nicht zieht in Betracht.
Die Wahrheit zu sprechen, müßt ihr sparen,
Wollt ihr, man soll euch da willfahren.
Wer stets die Wahrheit sprechen will,
Der muß Verfolgung leiden viel,
Muß manchmal vor der Thüre stehn,
Wenn die Andern in die Herberge gehn.
Ich hieß ihn in die Höhle gehn:
Da würd er sich gut empfangen sehn;
Was er da sähe, das soll' ihn nicht grämen,
Er solle sprechen was sie gern vernähmen.
Seht, Herr König, so lehrt ich ihn
Sich klug zu benehmen: da ging er hin
Und that dem schnurstracks all entgegen.
Kam er darüber zu etlichen Schlägen,
Das ist seine eigene Schuld fürwahr,
Weil er meinem Rath unfolgsam war.
Die groben Klötze, wer sie auch sei'n,
In die will keine Weisheit hinein;
Weisheit ist ihnen widerlich,
Sie hassen jeden feinen Schlich,
Weil sie sich selbst nicht drauf verstehn.

Ich rieth dem Isegrim, sich vorzusehn:
Will er sich vor Schaden wahren,
So muß er dort die Wahrheit sparen.
Er gab zur Antwort: das wär ihm bekannt.
Da kroch er in das Loch und fand
Darin die Mutter der Meeraffen,
Die wie der Teufel war geschaffen,
Mitsammt den Kindern — das schuf ihm Graus:
Was häßliche Thiere! rief er aus.
Pfui Teufel! sind das eure Jungen,
Oder sind sie der Höll entsprungen?
Geht und ertränkt sie, so thut ihr gut.
Wie böse Zeit bringt solche Brut!
Gebörten sie mir, sie müßten hangen;
Junge Teufel wären damit zu fangen.
Bringt sie nur zu einem Moor.
Une bindet sie fest an Schilf und Rohr
Wie grundhäßlich sind sie geschaffen!
Man hieße sie mit Recht Mooraffen.
Die alte Meerkatze sprach zuhand:
Welcher Teufel hat euch hergesandt?
Was habt ihr uns wohl hier zu affen?
Oder was habt ihr hier zu schaffen?
Sind sie häßlich oder wohlgethan,
Was zum Teufel! geht Euch das an!
Reinecke Fuchs, der ist doch klug;
Erst heute war er hier zum Besuch:

Da ſprach er: dieſe meine Kinder
Wären artig, und ſchön nicht minder;
Er hielt ſie für ſeine Blutsverwandte:
Keine Stund iſts her, daß er das bekannte.
Gefallen ſie euch nicht, wie ihm,
Es rief euch ja Niemand, Herr Iſegrim:
Das muß ich euch ſagen unverhohlen. —
Da verlangt' er, ſie ſollt ihm zu eſſen holen.
Er ſprach: Langt her, ſonſt helf ich euch ſuchen;
Ich werde nicht ſatt von euerm Fluchen.
Er wollt ihr die Speiſe gewaltſam rauben:
Da mußt er aber wie billig dran glauben.
Sie ſprang auf ihn los und begann zu beißen,
Mit den Nägeln zu reißen und zu ſpleißen.
Ihre Kinder nahmen ihn auch aufs Korn:
Sie biſſen und kläuten ihn hinten und vorn.
Er begann zu heulen und zu ſchnaufen,
Das Blut kam ihm über die Wangen gelaufen.
Er ſetzte ſich nicht mehr zur Wehre
Und nahm geſchwind hinaus die Kehre.
Als ich ihn ſah, war er zerbiſſen,
Zerkläut, zerſpliſſen und zerriſſen.
Ihm war ſo manche Wunde gepfetzt;
Das Haupt war ihm von Blut benetzt,
Sie hatten ein Ohr ihm ſchier zerpflückt,
Das Fell ihm garſtig zuſammen gerückt.
Ich frug, als ich ſo zerkläut ihn ſah,

Ob er die Wahrheit gesprochen allda?
Da sagt er: „Ich sprach, wie ichs gefunden:
Da hat mich die häßliche Pesze zerschrunden.
Wär sie hier draußen, sie sollt es entgelten.
Was meint ihr von ihren Kindern? Potz Velten!
Wie häßlich sie sind, wie scheuslich zu sehn!
Als ich das sagte, da war es geschehn,
Da fand ich bei ihr keine Gnade;
Zur Unzeit kam ich dort zum Bade."
Da sprach ich wieder: „Seid ihr verkehrt?
Ich hab euch Solches nicht gelehrt.
Ihr hättet sagen sollen zu ihr:
Liebe Muhme, wie geht es euch hier
Mit euern schönen Kindern allen?
Wie meine Neffen mir wohlgefallen!"
Aber Isegrim sprach und grollte:
„Ey ich sie Muhme nennen wollte,
Und Neffen ihre schmutzigen Rangen,
Eh wär ich mit ihnen zum Teufel gegangen.
Solche Freundschaft ist nicht mein Geschmack,
Es ist das allerschlimmste Pack."
Seht, so kam er zu solchem Sold,
Er hat es anders nicht gewollt.
Sprecht selbst, großmächtiger Potentat,
Kam er dazu durch meinen Verrath?
Fragt ihn selbst, ob ich wahr gesprochen?
Er hat sich selber den Stab gebrochen."

Das fünfte Kapitel.

Wie Iſegrim, als er dem Reineke mit keiner Klage was anhaben konnte, ihm den Handſchuh bot, um ihn zum Zweikampf zu fordern.

Iſegrim hub wieder an:
„Soll unſer Streit ein End empfahn,
Was hilft es uns, mit Worten kriegen?
Wer Recht hat, wird doch endlich ſiegen.
Reineke, ſeid vermaledeit!
Ich fordr euch kampflich hier zum Streit!
Habt ihr dann Recht, das zeigt ſich am Ziel.
Von der Affenhöhle rühmt ihr viel,
Wie großen Hunger ich dort erlitten,
Den ihr auf eure Koſten beſtritten.
Es war nur ein Knochen, wollt ihrs wiſſen:
Ihr hattet das Fleiſch ſchon abgebiſſen.
Ihr verſpottet mich, ich hör es ja,
Und ſprecht meiner Ehre ſtets zu nah.
Ihr habt in ſchändlichen Verdacht
Mit ſpöttiſchen Reden mich gebracht;
Mit Lügen habt ihr vorgegeben,
Ich hätte dem König gezielt nach dem Leben.
Ihr verſpracht, dem König einen Schatz zu zeigen;
Er iſt aber heut noch nicht ſein eigen.
Ihr habt mein Weib, die Wölfin geſchändet,
Und meine Kinder habt ihr geblendet.

Dieſer Sachen klag ich euch an,
Und wills verfechten: ihr habts gethan!
Ich fordr euch zum Kampf zu dieſer Zeit,
Weil ihr ein Verräther und Mörder ſeid.
Ich will mit euch kämpfen Leben um Leben,
So wird unſerm Streit ein Ende gegeben.
Der zum Kampfe heiſcht, das galt immerdar,
Der reicht dem Andern den Handſchuh dar:
Hier habt ihr meinen: nehmt ihn zum Pfande,
So wird bald Friede ſein im Lande.
Herr König, ihr Herren insgemein,
Ihr hörts, ihr mögt uns Zeugen ſein.
Er ſoll nicht weichen aus dieſem Gericht,
Bis er mit mir den Zweikampf ficht." —
Da dachte Reineke in ſeinem Muth:
Hier gilts das Leben und das Gut!
Er iſt groß und Ich bin klein:
Meine Liſt wird all vergebens ſein,
Wär im Kampfe Sieger Iſegrim.
Einen Vortheil hab ich zwar vor ihm:
Er ſoll mich ſo leicht nicht überwinden,
Ich ließ ihm ja ſchon die Klauen abſchinden;
Iſt ihm der Muth noch nicht gekühlt,
So hoff ich, daß ers noch beſſer fühlt. —
Reineke ſprach zum Wolfe ſpäter:
„Iſegrim, ihr ſeid ſelbſt ein Verräther;
Die Sachen, deren ihr mich wollt zeihn,

Die lügt ihr in euern Hals hinein.
Mit euch zu kämpfen, das will ich wagen:
Ich werde nicht davor verzagen.
Ihr bringt mich dahin, wo ich gern wäre,
Da ich den Kampf schon längst begehre.
Daß Isegrim lügt was er hier spricht,
Sei dies mein Pfand: ich weigre mich nicht." —
Der König empfing das Pfand von ihm,
Und auch das andre von Isegrim,
Und sprach: „Nun sollt ihr Bürgen stellen,
Daß ihr euch morgen zum Kampf wollt gesellen.
Eur Recht ist verworren auf beiden Seiten:
Ich mag euch nicht ewig hören streiten." —
Da traten als Isegrims Bürgen daher
Hinze der Kater und Braun der Bär;
Aber Reinekens Bürgen sind
Grimbart und Mohnike, Martins Kind.

Das ſechſte Kapitel.

Wie die Aeffin Reinecken lehrte, und mit andern ſeiner Freunde die Nacht über bei ihm blieb.

Da hub die Aeffin zu Reineken an:
„Nur Alles mit Bedacht gethan!
Martin, mein Mann und euer Ohm,
Der nun gezogen iſt gen Rom,
Hat einſt mir einen Spruch gebracht,
Den der Abt von Schluckauf hat erdacht.
Der Abt hatte Martin lieb,
Dieſen Spruch er drum ihm niederſchrieb.
Er ſprach: Der iſt heilſam allezeit
Denen, die da gehn in den Streit.
Denn wer ihn täglich überlieſt
Des Morgens, wenn er nüchtern iſt,
Der bleibt befreit von aller Noth
Und iſt behütet vor dem Tod
Denſelben Tag zu allen Stunden;
Niemand kann ihn nur verwunden,
Er iſt erlöſt von aller Pein.
Drum, Neffe, ſollt ihr fröhlich ſein:
Ich will ihn über euch leſen morgen,
So dürft ihr vor dem Tod nicht ſorgen.“ —
Reineke ſprach: „Liebe Muhme, habt Dank:
Ich wills euch gedenken lebenslang;

Doch iſts mein Recht und gut Gewiſſen,
Die mir vor Allem helfen müſſen.“ —
Die Freunde zur Nacht bei Reineken blieben,
Auf daß ſie ihm die Zeit vertrieben;
Frau Riedegenau, des Affen Weib,
Hing Reineken an mit Seel und Leib.
Sie ließ ihm zwiſchen Haupt und Sterz
Und von der Bruſt herniederwärts
Das Haar abſcheeren, mit Oel und Fette
Ihn dann beſtreichen zu ſpiegelnder Glätte:
Da zeigt er ſich fett und wohlgenährt.
Sie ſprach: „Nun thut was man euch lehrt,
Folgt eurer guten Freunde Rath,
So erntet ihr des Heiles Saat.
Trinkt heute viel, es bringt euch Glück,
Und haltet euer Waſſer zurück;
Doch kommt ihr Morgen in den Kreis,
So ſeid darauf bedacht mit Fleiß,
Daß ihr den rauhen Schweif beſeigt
Und dem Wolf ihm um die Schnauze ſtreicht:
Könnt ihr ihm in die Augen ſchlagen,
So wird ihm das Geſicht verſagen:
Das wird im Streit euch mächtig frommen;
Er aber muß zu Schaden kommen.
Das thut und ſpielt zuerſt den Zagen,
Laßt in die Flucht euch von ihm jagen,
Nur laufet immer gegen den Wind,

Staub und Sand erregt geſchwind,
Daß die ihm in die Augen wehen:
Dann mögt ihr euch behende drehen.
Derweil er ſich die Augen wiſcht,
Seht zu, wie ihr im Trüben fiſcht:
Geſchwind ins Antlitz ihm gepißt,
So weiß er nicht mehr, wo er iſt.
Seht, Neffe, ſo iſt es beſchaffen;
Nun aber geht und legt euch ſchlafen.
Wenn es Zeit iſt, wecken wir euch;
Doch will ich über euch ſprechen gleich
Die heiligen Worte, die der Abt erfand."
Da legte ſie ihm aufs Haupt die Hand
Und ſprach: „Gaudo ſtazi ſalphenio
Gasbu gorfous as bulfrio!
Seht, Reineke, nun ſeid ihr wohl verwahrt." —
Auch ſprach es nach der Dachs Grimbart.
Nun führten ſie ihn dem Bette zu:
Da legte Reineke ſich zur Ruh:
Er ſchlief bis an das Morgenlicht.
Otter und Dachs verſäumten nicht:
Sie weckten ihren Vetter beide,
Und riethen ihm, daß er ſich kleide.
Die Otter gab ihm eine Ente jung
Und ſprach: „Ich that danach manchen Sprung,
Eh ich ſie einem Vogler nahm
Bei Hühnerbrot dort an dem Damm.

Die ſollt ihr eſſen, lieber Neffe.“ —
„Es iſt gutes Handgeld, das ich treffe,“
Sprach Reineke, „das verſchmäh ich nicht leicht;
Gott lohn euch, daß ihr mir Labung reicht.“ —
Reineke aß und trank dabei,
Und ging mit ſeinen Freunden frei
In den Kreis und auf den Plan,
Wo ihr Gefecht ſollt heben an.

Das ſiebente Kapitel.

Wie Iſegrim und Reineke ſich zum Kampfe trafen und welche Eide ſie ſich ſchwuren.

Als der König Reineken ward gewahr,
Und ſah, wie er beſchoren war,
Daß man ihn ſo zum Kreiſe brachte,
Deß mußt er lachen, daß es krachte.
Da er vom Fett ihn ſah ſo naß,
Sprach er: „O Fuchs, wer lehrte dich das?
Du heißeſt Reineke Fuchs mit Recht:
Zu ſchlau biſt du dem Thorengeſchlecht!
Du weißt dir allerwärts ein Loch,
Und kann es frommen, du findeſt es noch.“ —
Reineke neigte ſich vor dem König,
Und ehrt' auch die Königin nicht wenig.

Er gebahrte ſich munter und guter Dingen,
Und eilte ſich, in den Kreis zu ſpringen.
Da war auch der Wolf mit ſeiner Schaar,
Die ſehr erboſt auf Reineke war;
Viel Flüche ſchollen in ſein Ohr.
Mit den Heiligen traten die Grießwärtel vor:
Der Leopard wars und der Luchs.
Da ſchweren beide, Wolf und Fuchs,
Warum ſie kämpften dieſen Streit.
Iſegrim ſchwur zuerſt den Eid:
Da ſchwur er, Reineke wär ein Verräther,
Ein Dieb, ein Mörder, ein Miſſethäter,
Ein Ehebrecher und mehr der Schelten:
„Es ſoll uns Leib und Leben gelten!“ —
Reineke ſchwur, eh er ging zum Streit,
Der Wolf ſchwür einen falſchen Eid;
Erlogen ſei Alles, was Iſegrim ſage,
Er habe keinen Grund zur Klage,
Er bewähre nimmermehr ſein Wort. —
Da ſprachen die Grießwärtel ſofort:
„Thut, was ihr ſchuldig ſeid zu thun:
Wer Recht hat, der erweiſ es nun.“
Den Kreis verließ da Groß und Klein;
Die beiden Kämpfer ſchloß man drein.
Die Aeffin mahnte den Fuchs ihrer Lehren,
Wie er ſich Iſegrims ſollt erwehren.
Reineke ſprach mit freiem Muth:

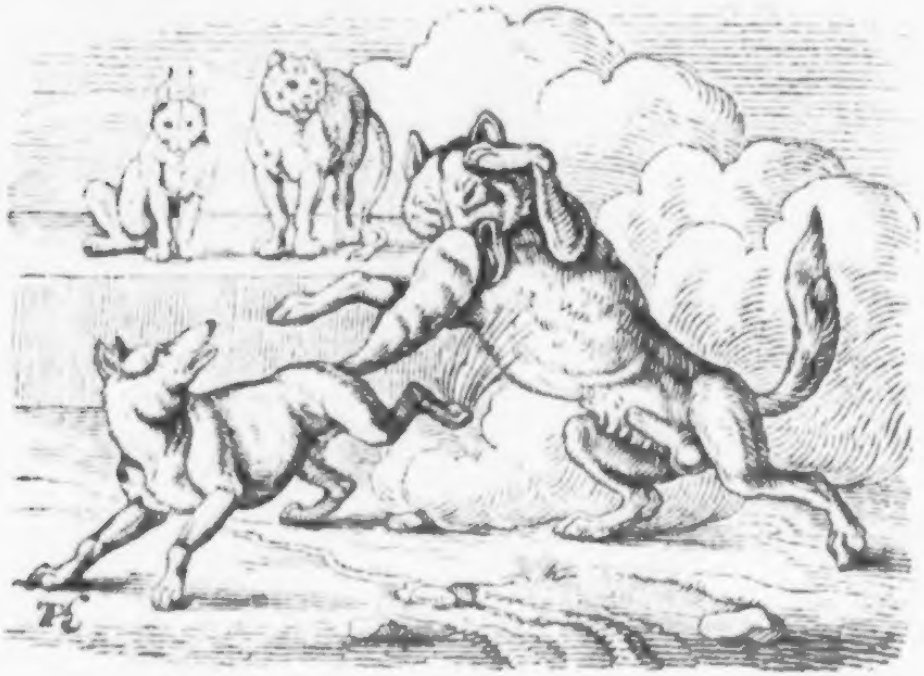
„Ich weiß wohl, euer Rath iſt gut;
Wie es nun komme, ich fechte den Streit.
Oft fuhr ich aus bei nächtlicher Zeit
Und holte mir Manches ungepralt,
Was noch bis heute blieb unbezahlt.
Stand da mein Leben in Gefahr,
So will ich dieſen Schurken fürwahr
Nicht ſcheun, und will mit kühnen Streichen
Ihn ſchänden und Alle, die ihm gleichen.
Ich hoffe mein ganzes Geſchlecht zu ehren,
Seiner Lügen Lohn ihm zu gewähren.“ —
Alleine ließ man nun die Zween:
Da mochte man zwei Kämpfer ſehn!

Das achte Kapitel.

Wie der Kampf begann und welcher Liſt ſich Reineke bediente.

Zornig ging Iſegrim in den Streit,
Oeffnete Mund und Klauen weit,
Mit großen Sprüngen lief er daher.
Reineke war beſſer zu Fuß als er:
Er entſprang ihm, ſo gut er konnte.
Doch eh er dieſen Kampf begonnte,
Vergaß er nicht, ſich den Schwanz zu beſeigen,
In Sand und Staub ihn umher zu ſtreichen.

Meinte jetzt Iſegrim, daß er ihn greife,
So ſchlug ihm Reineke mit dem Schweife



In die Augen einen ſolchen Schlag,
Daß ihm das Tageslicht gebrach;
Dann eilt' er, ihm in die Augen zu ſeigen:
Das waren von ſeinen alten Streichen.
Um Reinekens Harn wars ſo bewandt,
Daß es mit dem gar übel ſtand,
Dem er in die Augen kam,
Weil er ihm das Geſicht benahm.
Reineke hatte damit nicht minder
Zuvor geblendet Iſegrims Kinder:
Er hatt ihnen die Augen ausgeweißt,

Wie davon zuvor gesprochen ist.
Nun macht' er auch gern den Isegrim blind,
Denn stets entwich er ihm gegen den Wind,
Rührte den Staub mit Fuß und Schwanz
Und füllte dem Wolf die Augen ganz.
Wischte der Wolf und mehrte den Schmerz,
So schlug ihn Reineke noch mit dem Sterz,
Um ihn mit seinem Harn zu blenden.
So wollt es dem Wolf sich übel wenden,
Da der Fuchs so listig führte den Streit;
Denn wenn er sah, er hätte Zeit,
Weil dem Wolf das Wasser in den Augen stand,
So kam er schlagend einher gerannt
Und blendete ihn um desto mehr;
Dazu verwundet' er ihn auch sehr.
Halb thöricht ward da Isegrim.
Reineke sprach im Spott zu ihm:
„Herr Wolf, ihr habt mit euern Jungen
So manch unschuldig Lamm verschlungen,
Dazu noch manches fromme Thier:
Ihr thuts nicht wieder, hoffen wir.
Eurer Seele wahrlich ist es gut,
Daß ihr hier also Buße thut.
Habt Geduld, bald nimmts ein Ende:
Ihr kommt hier unter Reinekens Hände.
Doch wollt ihr gute Worte geben,
Vielleicht verschont er euer Leben." —

Reineke ſprach dies in der Haſt,
Hielt den Feind bei der Kehle gefaßt
Und wähnte zu zwingen den Iſegrim;
Aber zu ſtark war dieſer ihm,
Er befreite ſich kraft des zweiten Rucks.
Doch zwiſchen die Augen griff ihm der Fuchs,
Er verwundete ſchwer den armen Tropf
Und riß ein Aug ihm aus dem Kopf;
Ueber die Naſe rann ihm das Blut.
Frohlockend rief Reineke: „So iſt es gut!“ —
Iſegrim der Wolf verzagte da,
Als er ſein eigenes Blut erſah,
Und daß er ein Auge hatte verloren.
Er begann zu raſen gleich einem Thoren;
Er ſprang auf Reineke, dieſen zu fangen,
So wäre ſein Sieg umſonſt ergangen.
Iſegrim ſeiner Schmerzen vergaß,
Und warf ihn unter ſich ins Gras;
Reinekens Vorderfüße und Hände,
Deren ergriff er eine beim Ende,
Und ſteckte ſie in ſeinen Mund.
Da wurde Reineken Sorge kund;
Er fürchtete, ſeine Hand wär hin.
So hielt ihn zornig Iſegrim
Und ſprach zu Reineke mit vollem Munde:
„Dieb, gekommen iſt deine Stunde!
Ergib dich, oder ich ſchlage dich todt!

Mir ſchuf dein Betrug ſo große Noth,
Dein Staubaufwühlen, dein Piſſen, dein Scheren,
Deine großen Lügen, dein Rechtverkehren:
Du haſt mir ſo viel zu Leide gethan,
Du kommſt mir lebend nicht hindann.
Wie manchmal haſt du mich geſchändet,
Mir nun ein Auge gar geblendet!" —
Reineke dachte: Nun leid ich Noth;
Ergeb ich mich nicht, ſo bin ich todt,
Und ergeb ich mich, ſo hab ich den Schimpf;
Ich verdien an ihm auch wenig Glimpf. —
Da ging er mit ſüßen Worten ihn an:
„Lieber Oheim", ſprach er, „ich will eur Mann
Werden mit Allem, was ich habe,
Und für euch gehn zum heiligen Grabe,
Zu allen Kirchen im heiligen Land,
Und bring euch, vom Patriarchen geſandt,
Ablaßbriefe und Gnadenſchreiben
Für euer und eurer Aeltern Treiben.
Ich will euch halten in ſolchen Ehren,
Der Pabſt in Rom kann nicht mehr begehren;
Ich will euch ſchwören einen Eid,
Euer Knecht zu ſein in Ewigkeit;
All meine Verwandten hier in der Runde
Sollen euch dienen zu jeder Stunde.
Ich ſag euch dies bei meiner Treu,
Es dem König zu bieten, trüg ich Scheu.

Wenn ihrs zu gewähren euch nicht bedenkt,
So beherrscht ihr dies Land einst unumschränkt,
Und Alles, was ich fangen kann,
Biet ich euch zur Verfügung an.
Hühner, Gänse, Enten oder Fische
Will ich alle bringen zu euerm Tische:
Eh ich sie selber nur berühre,
Sollt Ihr mit Weib und Kindern hinfüro
Darunter wählen, was euch gefällt.
Auch will ich, euch zur Hut gesellt,
Euer Leben zu beschützen sehn,
Daß euch nichts zu Leide soll geschehn.
Ihr seid stark, ich gelte für klug:
So können wir beide leisten genug;
Halten wir zusammen, wer beut uns die Spitze,
Der Eine mit Macht, der Andre mit Witze?
So nahe Verwandte sind wir ja auch,
Es ist fürwahr ein übler Brauch,
Daß wir zwei mit einander rechten.
Ich hätt auch wider euch zu fechten
Gemieden, mußt ich nicht durchaus;
Aber ihr fordertet mich heraus,
Da konnt ich nicht davor bewahren.
Doch bin ich schonend noch verfahren,
Habe meine Kraft nicht all bewiesen;
Ich dacht, es würd an mir gepriesen,
Verstünd ich meinen Ohm zu sparen:

Sonſt wärt ihr anders wohl gefahren!
Hätt ich euch Groll und Haß getragen,
So wärt ihr übler jetzt zerſchlagen.
Wenig Schade noch iſt euch geſchehn,
Als an dem Aug: es war ein Verſehn!
Das iſt mir leid von ganzem Herzen;
Ich weiß zum Glück für ſolche Schmerzen
Ein Mittel, ſie geſchwind zu heilen.
Was ich habe, will ich mit euch theilen.
Und wärt ihr mit Einem Aug geneſen,
Ein Vortheil iſt doch dabei geweſen:
Ihr braucht Ein Fenſter nur zu ſchließen,
Wollt ihr des Schlafes hinfort genießen;
Da muß ſich ein Andrer doppelt bemühn.
Ferner biet ich euch dieſe Sühn:
All meine Freunde, mein Weib und Kinder,
Die Vettern und Schwäger auch nicht minder,
Sollen ehrend ſich vor euch neigen,
Euch vor dem König Ergebenheit zeigen,
Und bitten, ihr möchtet Reineken vergeben
Und ihm aus Gnade ſchenken das Leben.
Auch will ich bekennen offenbar,
Ich habe geſprochen, was nicht wahr,
Und daß ich ſchändlich euch verlog,
Und mannigfaltig auch betrog.
Dazu will ich den Eid nicht ſparen:
Ich habe nie Böſes von euch erfahren;

Auch will ich euch ferner nicht verfehren.
Könnt ihr größere Sühne begehren?
Tödtet ihr mich, was kann es euch frommen?
So iſt euch die Furcht doch nicht benommen
Vor meinen Freunden, vor meinem Geſchlecht.
Drum iſt es beſſer, bedenkt ihrs recht,
Ihm, wenn ihr klug ſein wollt und weiſ,
Daß ihr euch Ehr erwerbt und Preis,
Und euch ſo manchen Freund gewinnt,
Der euch zu dienen ſtündlich ſinnt.
Mir iſt es nun doch daſſelbe faſt,
Ob ihr mich tödtet, ob leben laßt." —
Da ſprach der Wolf: „O falſcher Wicht,
Wie gern befreiteſt du dich nicht!
Doch wär die Welt von Golde roth,
Und böteſt du ſie in deiner Noth:
Ich ließe dich nicht wieder frei.
Du haſt mir geſchworen ſo Mancherlei,
Du falſcher Geſelle, du untreues Thier!
Keine Eierſchale gäbſt du mir,
Ließ ich dich los in dieſer Stund.
Was frag ich nach deiner Freunde Bund?
Was ſie vermögen, darauf will ichs wagen,
All ihre Feindſchaft will ich wohl tragen.
Wie würdeſt du ſpotten und frohlocken,
Ließ' ich dich los für ſolches Locken.
Einen Andern möchteſt du betrügen,

Der ſich nicht verſteht auf deine Lügen.
Du ſprichſt, du habeſt mich geſpart!
Blick her, du Schalk der ſchlimmſten Art!
Hängt mir Ein Auge nicht heraus?
Du haſt mich auch in dieſem Strauß
Mehr als an zwanzig Stellen verletzt;
Du haſt mir ſo eifrig zugeſetzt,
Kaum Athem zu holen, blieb mir Zeit.
Ich wär ja toll, bei meinem Eid!
Thät ich dir Gnade noch ſo gering
Für den Schaden, die Schande, die ich empfing,
Nicht Ich allein, nein auch mein Weib:
Verräther, nun koſtet dirs Leben und Leib!" —
Während ſo der Wolf zu ihm ſprach,
Schob der Fuchs die andre Hand gemach
Dem Wolfe zwiſchen beide Beine,
Er griff ihm feſt und feſter ſeine —
Nein, ich ſage weiter nichts mehr.
Reineke drückt' und quetſcht' ihn ſehr;
Der Wolf ſchrie auf und heulte vor Schmerzen;
Dem Fuchſe fiel ein Stein vom Herzen:
Er zog die Hand aus ſeinem Schlund.
Groß Ungemach ward Iſegrim kund.
Reineke kniff und zog, daß er ſchrie,
Und Blut zuletzt vor Herzweh ſpie.
Vor Grimmen brach ihm aus der Schweiß,
Er löſte ſich hinten, ſo ward ihm heiß.

Reineke ließ dem Verhaßten nicht Weile:
Er hielt ihm die empfindlichen Theile
So feſt mit Händen und mit Zähnen:
Iſegrim wand ſich mit Röcheln und Stöhnen.
Er hatte ſo große Pein davon,
Daß ihm die Geiſter ſchier entflohn.
Ihm floß das Blut aus Aug und Haupt,
Er ſtürzte nieder ſinnberaubt.
Reinecken war es zu ſchaun ein Feſt;
Er hielt ihn bei ſeinen Wohlthätern feſt:
Er begann zu zerren und zu ziehn,
Sie mochten es ſchauen immerhin.
Er knifft, er ſchlug, er kraut', er biß;
Iſegrim heulte, ſchrie und ſch —;
Man ſah ihn ſolche Ungebärdigkeit üben,
Alle ſeine Freunde mußt es betrüben.
Sie baten den König, könnt es geſchehn,
So ſollt er den Kampf zu hemmen ſehn.
Der König ſprach: „Iſts euer Willen,
Und dünkt es euch recht, ſo kann ich ihn ſtillen.“ —

Das neunte Kapitel.

Wie Reineke mit Liſt den Sieg gewonnen hatte.

Als nun der König haben wollte,
Daß man dem Kampfe wehren ſollte
Zwiſchen Iſegrim und dem Fuchs,
Da ging der Leopard mit dem Luchs
Zu den Kämpfenden in den Kreis,
Auf des Königs Wink und Geheiß.
Als Grießwärtel hatten ſie das zu thun.
Sie traten in die Schranken nun
Und ſprachen zu Reineken, dem Helden:
„Reineke, der König läßt euch melden,
Er wolle den Zweikampf zwiſchen euch beiden
Aufheben und die Kämpfer ſcheiden;
Er bittet, wollt ihm übergeben
Den Iſegrim, und laßt ihn leben.
Blieb' Einer von euch in dieſem Streite,
Das wäre Schaden auf jeglicher Seite!
Ihr habt hier doch den Preis behalten,
Das ſagen die Jungen und die Alten,
Die Beſten geſtehn es frei und frank." —
Reineke ſprach: „Ihnen allen Dank;
Willig gehorch ich unſerm Herrn,
Was mir geziemt, ich leiſt es gern;
Was kann ich mehr als Sieg begehren?

Doch möcht ich, will es der König gewähren,
Meine Freunde befragen in dieſem Falle.“
Reinekens Freunde riefen da alle:
„Ja, Reincke, alle dünkt es uns gut,
Daß ihr den Willen des Königs thut!“ —
Reinekens Freunde kamen gelaufen
In großer Zahl, in hellen Haufen.
Der Dachs, der Aff, der Mäuſehund,
Ottern thaten ihm Freundſchaft kund,
Harm, Biber, Marder, Wieſel, Eichhorn;
Die ihn ſonſt befeindet mit Haß und Zorn,
Die ſeinen Namen nicht mochten nennen,
Die ſah man glückwünſchend zu ihm rennen.
Manche, die ihn verklagt und geſcholten,
Hätten nun gern für ſeine Verwandte gegolten,
Kamen und brachten ihm Weib und Kinder,
Große wie Kleine, die Kleinſten nicht minder;
Die erwieſen ihm die größte Gunſt.
Es kann die Welt noch heut die Kunſt:
Der Glückliche hat der Freunde viel,
Man wünſcht ihm ein fernes Lebensziel;
Wem es aber übel geräth,
Dem ſind die Freunde dünn geſät.
So war es auch hier: er ſiegt' im Streite,
Da ſtund ein Jeder auf ſeiner Seite.
Die Einen flöteten, die Andern ſangen,
Trommeln ſchollen, Poſaunen klangen.

Reinekens Freunde ſprachen da laut:
„Seid fröhlich, Reineke, und auferbaut!
Kühnlich habt ihr in dieſem Gefecht
Euch geehrt und eur ganzes Geſchlecht.
Der gröſßte Kummer fiel uns an,
Als wir euch unterliegen ſahn;
Doch ſchlugs um: es war ein trefflich Stück!" —
„Ja," ſprach Reineke, „das war mein Glück!" —
Reineke dankte den Freunden alle;
Dann gingen ſie hin mit groſßem Schalle.
Reineke ſchritt vor allen her
Mit den Grieſswärteln vor den König hehr.
Reineke kniete ſich vor ihn nieder;
Der König hieſs ihn aufſtehn wieder:
Vor all den Baronen er zu ihm ſprach,
Er habe mit Ehren gewonnen den Tag.
„Darum, Reineke, ſprech ich dich ledig,
Alle Schillinge ſchlag ich nieder gnädig,
Und alle Strafe zwiſchen euch beiden,
Und will euch weiter darüber beſcheiden
Nach Rath und Beiſtand meiner Edelleute!
So beſchlieſs ich die Sache für heute;
Bis den Iſegrim wieder die Füſse tragen,
So lange will ich es vertagen."

Das zehnte Kapitel.

Wie Reineke vor dem König eine Fabel von den Hunden erzählt, die Gierigkeit zu geißeln.

Reineke sprach: „Herr, euerm Rath,
Dem folg ich gerne früh und spat.
Mancher klagte, da ich zu Hofe kam,
Der nie durch mich noch Schaden nahm.
Mich hatte Isegrim verschrien,
Da riefen sie Viele: Kreuziget ihn!
Daß hier ein Jeder mir Schaden gönnte;
Sie sahn daß man mich stürzen könnte.
Da wollten sie dem Isegrim behagen,
Und begannen gleichfalls mich zu verklagen.
Sie wurden alle leicht gewahr,
Daß Isegrim mehr in der Gnade war.
Sie dachten nicht, welch End es nähm,
Und die Wahrheit erforschen, ist unbequem.
Sie gleichen jenen Haufen von Hunden,
Die einst vor einer Küche stunden.
Sie stunden da und hielten Wacht,
Ob ihnen zu essen würde gebracht.
Da sahn sie einen Hund aus der Küche kommen,
Der hatte dort dem Koch genommen
Gesottenen Fleisches ein großes Stück;
Es bracht ihm aber wenig Glück.

Der Koch begoß ihm den Rücken ganz
Und verbrannt ihm mit heißem Waſſer den Schwanz;
Das Fleiſch behielt er, das er ihm nahm.
Als er nun unter die Andern kam,
Da ſprachen von ihm die Hunde noch:
Seht, Dieſer hat zum Freund den Koch!
Welch großes Stück hat der ihm geſchenkt.
Da ſprach er: Es iſt nicht, wie ihr denkt:
Ihr preiſt mich von vorn, und ſeht mit Behagen
Mich ein Stückchen Fleiſch im Munde tragen;
Seht mich aber von hinten an
Und preiſe mich dann, wer mich preiſen kann!
Als ſie nun Rücken ſahn und Schwanz,
Da war er verbrannt, verbrühet ganz;
Ihm ging das Haar aus rattenkahl,
Die Haut verſchrumpft' ihm allzumal.
Jungen und Alten graute davor,
In die Küche ſich keiner mehr verlor;
Sie liefen und ließen ihn alleine.
Herr, die Gierigen ſinds, die ich meine:
So lange ſie als Herren ſchalten,
Will Jeder ſie zum Freunde halten;
Man iſt mit ihnen gern im Bunde,
Denn ſie tragen das Fleiſch im Munde.
Jeder ſpricht, was ſie hören gern,
Sonſt würd er geſchatzt und gedrückt von den Herrn;
Man muß ſie loben, ſo ſchlecht ſie handeln:

So bestärkt man sie im sträflichen Wandeln.
Aber Alle, die es also treiben,
Denken nicht, wo sie am Ende bleiben.
Die Strafe bleibt jedoch nicht aus,
Ihre Herrschaft nimmt ein Ende mit Graus.
Nun sind sie verlassen ganz und gar,
Hinten geht ihnen aus das Haar:
Das sind ihre Freunde groß und klein,
Die von ihnen abfallen insgemein
Und lassen sie nun alleine stehn,
Wie es von den Hunden auch ist geschehn,
Die von dem Freunde fort sind gerannt,
Da sie ihm sahn die Haut verbrannt.
Herr König, wollt mich recht verstehn,
Mit Reinecken soll es so nicht gehn.
Ich will mich immer darnach benehmen:
Meine Freunde sollen sich mein nicht schämen.
Ich dank eur Gnaden mit allem Fleiß;
Euern Willen thu ich, wo ich ihn weiß."

Das eilfte Kapitel.

Wie der König Reinecken antwortete und ihn wieder in seine Ehren einsetzte.

„Was sollen," sprach Nobel, „viel Worte frommen?
Ich habe sie alle wohl vernommen
Und eure Meinung verstand ich schon;
Ich will euch wieder als edeln Baron
In meinem Rathe künftig sehn,
Und wollt ihr euch nicht aufs Neue vergehn,
So seid ihr schuldig, früh und spat
Zu sitzen in meinem geheimsten Rath;
Denn ich geb euch wieder alle Macht:
Nehmt euch vor Missethat in Acht!
Helft alle Dinge zum Besten kehren!
Der Hof kann euer nicht entbehren.
Wollt ihr die Klugheit mit Tugend verbinden,
So ist am Hofe Niemand zu finden
Von schärferm Rath, von schlauerer List.
Ich will fortan zu keiner Frist
Sie vernehmen, die wider euch klagen:
Ihr sollt für mich sprechen und tagen.
Ich will euch zum Kanzler des Reichs erwählen,
Mein Siegel will ich euch auch befehlen.
Was ihr verordnen werdet und schreiben,
Das soll verordnet und geschrieben bleiben."

So hat ſich nun Reineke durch ſeine Kunſt
Am Hof Vertraun erworben und Gunſt:
Seinen Beſchlüſſen iſt nachzukommen,
Sie mögen ſchaden oder frommen.

Das zwölfte Kapitel.

Wie Reineke mit großen Ehren von Hofe ſchied und vor allen Andern des Königs Huld und Freundſchaft beſaß.

Reineke dankte dem König ſehr:
„Habt Dank, großmächtiger König hehr,
Für die Ehre, die ihr mir mochtet ſchenken:
Ich will es euch immer, wie billig, gedenken.“ —
Der Dichter, der dieſe Hiſtorien ſchrieb,
Erzählt uns ferner, wo Iſegrim blieb.
Er lag in dem Kreiſe, ſehr übel verletzt;
Ihn beſuchten ſeine Verwandten jetzt:
Sein Weib, und Hinze, und Braun der Bär,
Sein Geſinde, ſeine Kinder, ſeiner Freunde mehr;
Die trugen ihn aus dem Kreiſe mit Klagen,
Sie brachten ihn auf einer Bahre getragen:
Da lag er warm, von Heu umwunden.
Darauf beſah man ſeine Wunden;
An ſechsundzwanzig zählten ſie.
Da kamen viel Meiſter der Chirurgie:

Sie verbanden ihn und gaben ihm Trank.
Er war an allen Gliedern krank.
Sie rieben in eins seiner Ohren ein Kraut:
Da pruſtet' er hinten und vornen laut.
Die Meiſter sprachen: Es soll ihm nicht schaden:
Wir wollen ihn salben und baden.
So sprachen sie seinen Freunden zu
Und führten ihn ins Bett zur Ruh.
Eine Weile schlief er, doch nicht lange;
Am allermeiſten war ihm bange
Seine Wohlthäter einzubüßen:
Und hätt er sie erkaufen müſſen
Mit allen Gütern, die er je erworben,
So wär er doch nicht so verdorben!
Sein Weib zumal, Frau Gieremund,
Die ihm betrübt zur Seite stund,
Sie konnte nicht betrübter sein:
Reineke fügt' ihr Schmach und Pein;
Er hatt ihren Mann bedenklich gezwickt,
Hatt ihm das Fell so arg geflickt;
Er konnt es nicht so bald verwinden,
Die Sinne ließ der Schmerz ihm schwinden.
Reineken gefiel das wohl:
Er sagte den Freunden Lebewohl;
Darauf verließ er wohlgemuth
Den Hof: gelungen wars ihm gut.
Der König bot ihm sein Geleit,

Als er zu scheiden war bereit;
„Reinecke," sprach er, „kommt bald wieder!" —
Reinecke kniete sich vor ihm nieder;
Er sprach: „Wie dankbar ich euch bin!
Und meiner Frau, der Königin,
Euerm Rath und all den Herrn daneben:
Erhalt euch Gott zu langem Leben!
Ich leiste gern, was ihr begehrt;
Ich hab euch lieb, das seid ihr werth.
Ich will nun fort zu Weib und Kindern
Und ihre Sehnsuchtsschmerzen lindern,
Wofern es Euch, o Herr, behagt!"
Der König sprach: „Seid unverzagt!
Fahrt frank und frei von Ort zu Ort!" —
So schied mit manchem schönen Wort
Der Fuchs und stand in großer Gunst.
Wer sich versteht auf Reinekens Kunst,
Der ist noch an allen Höfen werth,
Bei allen Fürsten hochgeehrt,
Ob sie geistlich oder weltlich sein:
Sie stimmen mit Reineken meist überein.
Reinekens Geschlecht hat Ehr und Macht,
Es wächst noch täglich bei Tag und Nacht.
Wer aber Reinekens Kunst nicht kann,
Den sieht die Welt mit Verachtung an.
Der Reinecke werden nun viel gewahrt,
Nicht Jeder trägt einen rothen Bart;

Ob er beim Pabſt, beim Kaiſer ſei,
Sie treibens nur ſchier allzufrei.
Simon und Gebhart behaupten das Feld;
Man kennt bei Hof nichts beſſer als Geld.
Das Geld ſchwimmt oben, deckt die Sünden:
Wer Geld hat, kommt wohl auch zu Pfründen.
Wer Reinekens Liſt zu üben weiß,
Gelangt zu Ehr und hohem Preis.
Hiervon genug: nun höret recht,
Wie Reineke ſchied mit ſeinem Geſchlecht,
Wohl ihrer vierzig an der Zahl.
Die freuten ſich nun allzumal,
Da ſie mit Ehren zogen nach Haus.
Reineke ſchritt als ein Herr voraus,
Und zeigte ſich voller Fröhlichkeit:
Der Schwanz war ihm geworden breit.
Er hatte des Königs Gunſt errungen,
In ſeinen Rath ſich wieder geſchwungen.
Daraus wird, dacht er, kein Schade kommen!
Wem ich wohl will, dem kann ich frommen:
Meinen Freunden erzeig ich mich allzeit hold:
Noch preiſ ich Weisheit über das Gold!

Das dreizehnte und letzte Kapitel.

Wie Reineke mit seinen Freunden nach seiner Burg zog und wie sie Urlaub von ihm nahmen.

So zog der Fuchs mit den Freunden aus
Gen Malepartus, seinem Haus:
Da dankte Reineke allen diesen
Der Ehr und Gunst, die sie ihm erwiesen,
Und daß sie ihm halfen in der Noth,
Wofür er sich wieder zu Diensten erbot.
Ein Jeder schied und fuhr zu den Seinen.
Reineke ging zu Frau Ermeleinen:
Die bot ihm freundlichen Willkommsgruß.
Sie frug ihn gleich nach seinem Verdruß:
Wie er aus dem Handel wär gekommen?
Reineke sprach: „Mit Ehr und Frommen!
Ich hab des Königs Gunst errungen,
Mich wieder in seinen Rath geschwungen
Ueber all die Herrn, die am Hofe sind,
Wodurch unser ganzes Geschlecht gewinnt.
Er geruhte, mich zum Kanzler des Reichs zu erheben,
Hat mir sein Insiegel übergeben,
So daß, was Reineke thut und schreibt,
Immer gethan und geschrieben bleibt.
Den Wolf unterwies ich in diesen Tagen,
Daß er sobald nicht mehr wird klagen;

Dazu hab ich ihn halb geblendet,
Ihn und sein ganz Geschlecht geschändet.
Ich hab ihn gezeichnet, und das so sehr,
Er nutzt der Welt hinfort nicht mehr.
Wir schlugen uns: ich warf ihn nieder;
Ein Wunder ists, genest er wieder.
Das hoff ich nicht, doch liegt nichts dran,
Da ich den Sieg über ihn gewann
Und über seiner Gesellen Heer,
Die mit ihm hielten und standen bisher." —
Des war die Füchsin herzlich froh
Und seine zwei Kinder, daß es so
Mit ihrem Vater sich begeben;
Sie sprachen: „Ja, nun wollen wir leben!
Keine Sorge soll uns mehr beläſtigen,
Auch wollen wir unsre Burg befestigen." —
So ist nun Reineke hochgeehrt,
Wie ihr hier kürzlich habt gehört.
Zur Weisheit wende sich Alter und Jugend,
Meide das Böse und lerne Tugend.
Darum ist dieses Buch gedichtet:
Auf diesen Sinn ist es gerichtet.
Fabeln und andre Gleichnißreden
Dienen zur Lehre für All und Jeden,
Daß sie von Thorheit sich entfernen,
Zu allen Zeiten Weisheit lernen.
Dies Buch verschmäht zu kaufen nicht:

Es gibt vom Lauf der Welt Bericht.
Willst du der Dinge Lauf erfahren,
So kauf dies Buch: du wirst noch sparen.
Also endigt Reinekens Historie.
Gott helf uns zu seiner ewigen Glorie.

Gedichte

von

Karl Simrock.

Neue Auswahl.

(Stempel)

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1863.

41834

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Da bring ich meine Siebenſachen
Denn auch zu Markt, ein wenig ſpät;
Man wird des alten Sängers lachen,
Da rings ſich raſche Jugend bläht.

Und wär ich allzuſpät gekommen,
Es iſt Poetenlooß, man weiß:
So ſei ich gütig aufgenommen,
Poeten, denn in euern Kreiß.

Mögt ihr mich nachbarlich vertragen
Auf Einem Brett, im gleichen Schrank,
Ich künd euch meine alten Sagen,
Erzähle manchen guten Schwank.

Hier seh ich Viele, die mir theuer,
Und Manchem schüttl ich traut die Hand.
O Chamisso, du vielgetreuer,
Find ich dich hier im Bücherland!

Ihr Jüngern, beßrer Zeit Herolde,
Der ihr voraus im Sturmschritt schwebt,
Ihr steht dem Vaterland im Solde,
Daß ihr mit Singen es erhebt.

Ich meine nicht, ihr sollt es loben,
Ihr mögt es schelten, wenn es sinkt:
Erhoben soll es sein, geboben,
Das ist der Lorbeer, der euch winkt.

Soll sich das Vaterland erheben,
So braucht es „freien deutschen" Sinn.
Die Freiheit wird mir nicht gegeben,
Wenn ich ein Knecht mit Willen bin.

Ihr singt uns Unmuth in die Herzen,
Ihr singt uns Scham und heilgen Zorn:
Die Freiheit wächst aus solchen Schmerzen,
Die Deutschheit aus der Freiheit Born.

Uns sind die Zeiten längst entflohen,
Da Klopstocks Jüngling bange schwieg,
Bei dem Gedanken schon, dem hohen,
Ihm in die Wangen Röthe stieg.

Bis er doch endlich sich ermannte,
Das strenge Zagen von ihm wich,
Bis er gestand was ihn durchbrannte:
„Mein Vaterland, ich liebe dich!"

Uns ist die Liebe noch vonnöthen;
Doch macht sie nicht für Fehler blind:
Nur allzuoft, wenn wir erröthen,
So ist es, daß wir Deutsche sind.

Und doch ergreift auch uns ein Zagen,
Wenn wir die Leier in der Hand
Den ſchreckenden Gedanken wagen:
Dein werth zu ſein, o Vaterland!

Inhalt.

I. Lieder und Romanzen.

		Seite
1.	Warnung vor dem Rhein	3
2.	Troſt	4
3.	Der ſcheidenden Nachtigall	6
4.	Gruß	7
5.	An den Mond	8
6.	Die Sterne Liebesboten	9
7.	Zwiegeſpräch	10
8.	Der Jäger	12
9.	Die hübſche Seilerin	13
10.	Offenbar Geheimniß	15
11.	Eitler Vorwand	17
12.	Der Unverwundbare	18
13.	Vermächtniß	19
14.	Wandeln und Verwandeln	20
15.	Betrug	22
16.	Der Kuckuck	24
17.	Ständchen	25
18.	Veränderung	26
19.	Erneuter Schmerz	27
20.	Mit Liebchen	29
21.	Mit Liebchen am Bache	31

		Seite
22.	Seligkeit im Schmerz	32
23.	Ich weiß mir ei' Tirnel	33
24.	Jacobs Leiter	36
25.	Geneſis	37
26.	Silveſters Kehrauslied	39
27.	Zum neuen Jahre	41
28.	Geſtändniß	43
29.	Schweizerreiſe 1833.	44
	1. Warum nit gar?	44
	2. Vevay	45
	3. Der Genferſee	45
	4. Montblanc	46
	5. Der Einſiedler	47
	6. Die Eingeſchneiten	48
	7. Wallis	49
	8. Auf dem Gotthart	50
	9. Urſernthal	52
	10. Nachtreiſe	53
	11. Haslithal	55
	12. Die Tyrannen	56
30.	Vielliebchen	60
31.	Mit einem Kranz	64
32.	Zwiſt und Sühne	65
33.	Der neue Odyſſeus	70
34.	Das Stelldichein	72
35.	Die Befreiung	76
36.	Tod der Poche	78
37.	Das todte Fräulein	80
38.	Der junge Veteran	82
39.	Der Fiſcher	84
40.	Der weinende Trinker	86
41.	Rheingauer Maigeläute	87
42.	Warnung vor dem Waſſernix	89
43.	König Robert	91
44.	Die Feder	96
45.	Das Land des Lebens	98
46	Vom Holz des Kreuzes	105
47.	St. Thomas	111
48.	Am der See	114
49.	Das Gebet	117
50.	Drei Sechs Neun	119
51.	Der Sprung ins Himmelreich	143

Seite

52. Saladins Rath 126
53. Der Gefangene 132
54. Die hoffenden Thoren 134
55. Die Erfindung des Kuſſes 140

II. Deutſche Mythen und Sagen.

56. Druſus Tod 147
57. Der Longobarden Urſprung 149
58. Baldurs Erlöſung 152
59. Nornengaſt 156
60. Drei Bitten 159
61. St. Materns Erweckung 162
62. Die Schlacht bei Zülpich 164
63. Das Pferd als Kläger 168
64. St. Theoneſt 169
65. Siegfried und Genovefa 171
66. Der verſenkte Hort 176
67. Der Nibelungenhort 179
68. Die drei Raben 181
69. Kater Freier 185
70. Der Schwanenring 189
71. Die Beichte 192
72. Gottes Leute 199
73. Die Schule der Stutzer 201
74. Karl und Elbegaſt 203
75. Der Apfelſchnitz 211
76. St. Nitza 213
77. Stavoren 216
78. Der Schwanenritter 223
79. Otto der Schutz 229
80. Das Schachſpiel 231
81. Adelheid von Vilich 239
82. Der Fuß an der Wand 241
83. Der Schelm von Bergen 244
84. Die verbannten Nachtigallen 270
85. Ballade von der Lorelei 249
86. Itha von Toggenburg 251
87. Habsburgs Mauern 256
88. Kaiſer Heinrich der Heilige 259

		Seite
89.	Bamberger Wage	262
90.	Das Christusbild zu Wien	264
91.	Richard Löwenherz	265
92.	König Wilhelms Grab	268
93.	Des edeln Viennbergers Leben und Tod	270
94.	Walther von Birbach	279
95.	Das Ave Maria	282
96.	Das Gnadenbild zu Marienburg	285
97.	Die Wunderbrücke	287
98.	Der Affe zu Thaun	289
99.	Die Felsenkirche zu Oberstein	290
100.	Der Rattenfänger	293
101.	Friedrich der Siegreiche	296
102.	Die Frau von Stein	300
103.	Die Eichensaat	302
104.	Der arme Leonhard	305
105.	Crenemoffan	308
106.	Das Hündchen von Bretten	311
107.	Der Rekrut auf Philippsburg	314
108.	Wer ist reicher?	317
109.	Der Teufel und der Wind	321
110.	Die 9 in der Wetterfahne	323
111.	Gotteströhnen	325
112.	Gebaut und gestrichen	327
113.	Der Schmied von Solingen	329
114.	Michel unter den Räubern	331
115.	Die volle Flasche	334
116.	Das Bierabelchen	337
117.	Gute Zeit und böse Zeit	340

III. Tenzonen.

118.	Kunst und Amt	347
119.	Schwert und Feder	363
120.	Weib, Wein und Gesang	372
121.	Vom guten und schlechten Wetter	384
122.	Die Schöpfung des Weibes	390
123.	Liebesfehde	394
124.	Die beiden Juden	398

IV. Mancherlei.

		Seite
125.	Die geheilte Wunde	408
126.	Das Sonett an Hitzig und Chamisso	414
127.	Die frommen Kinder	415
128.	An Ludwig Uhland	416
129.	An Wilhelm Grimm	417
130.	Einladung	418
131.	Zum Abschied	419
132.	Auf die starke Stimme einer Sängerin	420
133.	An Emilie M.	421
134.	An Varnhagen van Ense	422
135.	An Ludwig Börne	423
136.	Zu Fasching	427
137.	Geisterdrang	428
138.	Parabel	429
139.	Legende	431
140.	Der Wolf in der griechischen Schule	433
141.	Am 28. August	434
142.	Am 28. August 1831.	436
143.	Der sterbende Goethe	443
144.	Goethe und der Patriotismus	445
145.	Goethe an Herrn Helfer B—r	449
146.	Stiftungslied	451
147.	Der König der stillen Insel	453
148.	Tafellied	456
149.	Einem würdigen Priester	457
150.	Bonnas Ehrenpreis	461
151.	Mit einem Holzschnitt	463
152.	Drei Tage und drei Farben	464
153.	Das Scepter Karls des Großen	465
154.	Freiheit und Gesetz	468
155.	Drei Propheten	471
156.	Deutsche Schmach	474
157.	Worte des Trostes	476
158.	Kölner Dombau	479
159.	Ein Bündniss	480
160.	Archipoetische Versuche	482
161.	Für deutsche Treue	485
162.	Deutschland über Alles	487
163.	Des Kaisers Bart	489

Seite

164. Die Theilung Deutſchlands 493
165. Zur Uhlands Denkmal 498

V. Epigrammatiſches.

166. Neuſte Kunſttheorie 501
167. Im Muſeum 505
168. Neue Fibelverſe 507
169. Xenien, zahme und wilde 513
170. Diſtichen 521
171. Ueberreime 525
172. Mixmung 529

I.

Lieder und Romanzen.

I.

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei
Als wär es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höhn
Und blickst hinab in den Strom.

Und im Strome, da taucht die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn:

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun singst du nur immer: Am Rhein, am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

2.

Troſt.

Klage nicht, es ſei verſchwunden
Von der Welt der Liebe Glück:
Wär es hin, in ſelgen Stunden
Brächt es dir dein Herz zurück.

Liebe darf nur nicht verzagen,
Denn allmächtig iſt ihr Ruf.
In den erſten Schöpfungstagen
War die Liebe ſchon und ſchuf.

Schuf die Welt und alle Räume
Füllte Sehnſucht ſüß und mild,
Sehnſucht ſchuf die Liebesträume
Und der Traum ein ſüßes Bild.

In den Traum der Luſt verſunken
Lag des Neugeſchaffnen Leib
Und der hohe Götterfunken
Seiner Bruſt erſchuf das Weib.

Hoffe Du auch noch zu finden
Was die Seele wünſcht und liebt:
Glauben doch die armen Blinden,
Daß es Licht und Farbe giebt.

3.

Der ſcheidenden Nachtigall.

Nachtigall, du regſt die Schwingen,
Einem fernen, fremden Land
Jenen Frühling anzuſingen,
Der uns allzufrüh entſchwand.

Keinen Lenz macht eine Schwalbe,
Aber eine Nachtigall,
Die erweckt ihn allenthalbe
Durch der Töne Wunderſchall.

Unterm Eiſe ſchlafbefallen
Liegt die Erde: da erklingt
Der Geſang der Nachtigallen
Und des Eiſes Rinde ſpringt.

Alles eilt ſich zu erheben
Aus dem langen Wintertraum,
Schatten vor der Gluth zu geben
Kleidet ſich in Grün der Baum.

Blumen keimen, Quellen rauſchen,
Vögel flattern hin und her,
Süße Liebeszeichen tauſchen
Erd und Himmel, Land und Meer.

Alles weicht aus ſeinem Gleiſe,
Selbſt das Alter träumt ſich jung,
Und der Jüngling ward zum Greiſe,
Faßt ihn nicht Begeiſterung.

Alſo haſt du hier mit Tönen
Neue Gluthen angefacht:
Andre Welten zu verſchönen
Liebſt du dieſer Blüthen Pracht.

Wenn der Nachhall deiner Lieder
Hier verklingt in Herz und Sinn,
Kehr uns zu beglücken wieder,
Süße Weltverſchönerin!

4.

Gruß.

Wenn die Knospen wieder ſchwellen,
Schweigt nicht mehr der Vögel Chor,
Und die ſüßen Lieder quellen
Aus der freien Bruſt hervor.

Mit des Schmetterlinges Flügel
Schwingen ſie ſich leicht und kühn
Ueber Thäler, über Hügel,
Ueber Baum und Wieſengrün.

Zieht ihr leicht beſchwingten Töne
Auch in ihr geliebtes Thal,
Seht ihr dann die Holde, Schöne,
O ſo grüßt ſie tauſendmal.

Sagt, es ſei ein Sehnen wieder,
Süß Verlangen heimatwärts
Lockend, wie ihr Frühlingslieder,
Eingezogen in mein Herz.

5.

An den Mond.

Silbermond, mit bleichen Stralen
Pflegst du Wald und Feld zu malen,
Giebst den Bergen, giebst den Thalen
Der Empfindung Seufzer ein.
Sei Vertrauter meiner Schmerzen,
Segler in der Lüfte See:
Sag Ihr, die ich trag im Herzen,
Wie mich tödtet Liebesweh.

Sag Ihr, über tausend Meilen
Sehne sich mein Herz nach Ihr.
„Keine Ferne kann es heilen,
Nur ein holder Blick von dir.“
Sag Ihr, daß zu Tod getroffen
Diese Hülle bald zerfällt;
Nur ein schmeichlerisches Hoffen
Sei's, das sie zusammenhält.

6.

Die Sterne Liebesboten.

In die Wälder will ich ſchleichen,
In die ſüße Doppelnacht,
Wo der Himmel durch die Eichen
Vollgeſtirnt hernieder lacht.
Weinen darf ich hier und zagen,
Darf empor zum Himmel ſehn,
Darf die holden Sterne fragen:
Warum muſte das geſchehn?

Sterne, die mit ſüßem Flimmern
Boten ſeid der beſſern Welt,
Ach, was hilft es, Wem zu Trümmern
Früh die irdiſche zerfällt?
Gebt ihr einmal euch für Boten,
So verdient ſchon hier den Preis,
Da man in dem Reich der Todten
Nichts mehr von der Liebe weiß.

An die Sterne will ich heften
Meinen liebefeuchten Blick,
Will von euch mit allen Kräften
Fordern meiner Liebe Glück.
Und gewiſs, ſie wird uns ſegnen,
Wenn auch Liebchen aufwärts weint:
Wenn die Blicke ſich begegnen,
Sind wir wieder neu vereint.

7.

Zwiegeſpräch.

Schwalbe dort am Fenſterrand,
Wo du niſten willſt und brüten:
Flogſt du her aus fernem Land
Dieß mein Häuschen zu bebüten?

„Hab viel Andres wohl zu thun
Als ein fremdes Haus bewachen;
An dem meinen bau ich nun:
Fördre jetzt die eignen Sachen.“

Baue denn in guter Ruh
Unter meinem Dach von Schiefer:
Ein willkommner Gaſt biſt du,
Erbfeind allem Ungeziefer.

„Fliegen, Mücken fang ich mir,
Weil ſie meinen Hunger ſtillen;
Aber ſprich, was fängſt du dir?
Allerhöchſtens fängſt du Grillen.“

Du biſt glücklich: ſchön und gut
Haſt ein Weibchen dir erloren,
Mutter deiner Schwalbenbrut,
Dir zu Leid und Luſt verſchworen.

„Sie an der mir Heil geſchah!
Liebſte mir in allen Reichen!
Doch was ſtehſt du müßig da?
Geh doch hin und thu desgleichen.“

Eine weiß ich, ohne Die
Müſt ich an der Welt verzagen:
Manches holde Wort an ſie
Hab ich dir ſchon aufgetragen.

„Selten hör ich was du ſagſt,
Singe nie nach fremden Noten;
Wo du ſelber reden magſt
Braucht es keiner Liebesboten.“

8.

Der Jäger.

Mancher Schuß gelang mir heute
Auf den Feldern, an dem See:
Hubner, Hasen meine Beute
Und ein zierlich junges Reh.

Sprang ein Wild im Jagdreviere,
Stieg ein Vogel himmelwärts,
All die muntern, klugen Thiere
Paßten meinen Liebesschmerz.

Wollte Sie der Treue lohnen,
An mein enges Hüttchen ziehn,
Alles Wildes wollt ich schonen,
Meine Büchse gäb ich hin.

Dieses Schweifens mich entschlagen,
Unstat über Berg und Land,
Nur nach ihren Blicken jagen
An der Vielgeliebten Hand.

9.

Die hübſche Seilerin.

Mir will ein hübſches Mädchen
Nicht wieder aus dem Sinn:
Sie heißt im ganzen Städtchen
Die ſchöne Seilerin.

Die Seile, die ſie windet,
Beſtricken Herz und Hand,
Das ſchlanke Mädchen bindet
Damit das halbe Land.

Steht ſie an ihrem Lädchen,
So kommt die ganze Stadt
Und kauft die ſaubern Fädchen,
Die ſie geſponnen hat.

Ihr dürft nicht lange weilen,
Weil eh ihre denkt und wißt
Das Herz an ihren Seilen
Gar ſchlimm gefangen iſt.

Sie warf die ſchönen Schlingen
Mir burtig übern Kopf:
Wie ſoll ich mich entringen,
Ich allzudreiſter Tropf?

Gönnt mir das liebe Mädchen
Nicht bald gewognen Blick,
Kauf ich in ihrem Lädchen
Mir ehstens einen Strick.

Dann wird sie doch beklagen,
Daß sie mich so gekränkt,
Und seufzend wird sie sagen:
„Den hab ich selbst gehenkt."

10.

Offenbar Geheimniſs.

Die Lieb iſt ſchwer zu hehlen;
Doch Liebe kund zu thun
Mögt ihr, verliebte Seelen,
Nicht raſten und nicht ruhn.

Ich habs in Sand geſchrieben
Wie ich ihr eigen bin,
Die Hirtenknaben trieben
Die Heerde drüber hin.

Grub ich es dann mit Weinen
In friſchen Winterſchnee,
Die Sonn hub an zu ſcheinen:
Weg ſchmolz mein Liebesweh.

Malt ichs mit allen Farben
An eine Lehmenwand,
Die Farben blichen, ſtarben
Und Niemand ſah den Tand.

Aus aller Bäume Rinden
Verwächſt es über Nacht;
Doch ſehen ſelbſt die Blinden
Was Lieb an mir vollbracht.

Die Tauben und die Stummen
Verhandeln drüber laut:
Es grüßen uns die Dummen
Schon Bräutigam und Braut.

11.

Eitler Vorwand.

Gar Mancher thät', als schade dir
Der seltnen Schönheit Preis:
Er hofft wohl gar noch Dank dafür,
Daß er zu schweigen weiß.

Denn singen könnt er, ohne Scherz,
Ein zweiter Phöb-Apoll,
Und schweigt allein, damit dein Herz
Nicht eitel werden soll.

Doch eitel ist ein solch Bemühn,
Ist eitel Ziererei:
Die Flammen, die im Herzen glühn,
Die lodern gerne frei.

Die Liebe, die mein Herz beschlich,
Die predigt auch mein Mund,
In tausend Tönen thut sie sich,
In tausend Liedern kund.

Und an der Sonne wirds erprobt,
Daß Lob nicht eitel macht:
Die Ehre ward noch mehr gelobt
Und scheint in alter Pracht.

12.

Der Unverwundbare.

Locken ſind geliebte Schlangen:
Mancher wird des Sinns beraubt,
Wenn ſie ringelnd niederhangen
Von des lieben Mädchens Haupt.

Süß mit ſolchen Schlangen ſpielen,
Doch es iſt verwegner Scherz,
Denn ſie züngeln, denn ſie zielen
Und getroffen zuckt dein Herz.

Ich in krauſen Lockenhaaren,
Sie bedeuten krauſen Sinn,
Wag es auf und ab zu fahren,
Weil ich unverwundbar bin.

So durchſchoßen, ſo getroffen,
Wund an Wunde, Stich an Stich,
Darf mein Herz nun Frieden hoffen,
Unverletzlich weiß es ſich.

Schüttle nur die krauſen Locken,
Schlangen, ziſcht und ſprühet Gift,
Laute, Stadt, mit allen Glocken,
Wenn es heile Stellen trifft.

13.

Vermächtniſs.

Und als mein Mädchen zu ſterben kam,
Da lachten die Engelein droben:
Die Lilien ſenkten vor Schmerz und Gram
Die Kronen aus Schimmer gewoben.

„Geliebte, und wenn du nun ſcheiden muſt,
Was ſoll aus den Lilien werden?"
Die Lilien lege mir an die Bruſt
Und bring uns zuſammen zur Erden.

„Geliebte, und wenn dich nun birgt die Gruft,
Was wird aus den duftenden Roſen?"
Die Roſen laß mit der Maienluft
Mir über dem Hügel koſen.

„Geliebte, und biſt du den Engeln geſellt,
Mein Herz, wie kommt es zu Sinnen?"
Dein Herz vermach ich der ganzen Welt
Und rühmlichem, ernſten Beginnen.

14.

Wandeln und Verwandeln.

Auf den Fluren will ich wandeln,
Wenn des Schlittens Glöcklein klingt,
Wenn die Blüthe süßer Mandeln
Frohe Lenzeskunde bringt;
Wenn die Vögel Nester bauen,
Wenn der Rose Pracht erglüht,
Wenn der Schnitter durch die Auen
Mit geschwungner Sense zieht.

Auf den Fluren will ich wandeln:
Mich gelüstet anzusehn
Tiefes Blühen, Schwinden, Wandeln,
Tiefes Werden und Vergehn.
Wie des ganzen Frühlings Prangen
Einem Nu entgegenstrebt
Und wie das vorbeigegangen
Nur noch im Gedächtniss lebt.

Auf den Fluren will ich wandeln:
Da erschreckt mich nicht der Tod,
Denn das Leben zu verhandeln
Ist er ein gering Gebot:
Soll der Schmetterling entfliegen,
Spinne, Raupe, nur dich ein,
Soll die Frucht am Ast sich wiegen,
Muß die Blüthe niederschneiu.

Auf den Fluren will ich wandeln,
In den Thälern, auf den Höhn:
Dieſes Werden und Verwandeln
Iſt ſo tröſtlich, iſt ſo ſchön.
Muß ich auch die Arme breiten
Nach den Freuden, die entflohn,
Auch im Hintergrund der Zeiten
Winkt noch mancher ſchöne Lohn.

15.

Betrug.

Alles liegt und ſchlummert nun,
Nur die goldnen Sterne,
Die den ganzen Tag ſich ruhn,
Wandeln in der Ferne.

Nur in Finſterniß und Nacht
Muß ich einſam ſchleichen,
Denn dein Bild, das ewig wacht,
Will nicht von mir weichen.

Sinnend ſchau ich, wie du liegſt
Auf dem weichen Flaume
Und die zarten Glieder wiegſt
In dem ſchönſten Traume.

Wonnetrunken knie ich hin
Nieder dir zu Füßen,
Senke mich mit Herz und Sinn
In das Bild der Süßen.

Länger zähm ich nicht die Luſt
Göttertrank zu nippen:
Und ich küſſe Arm und Bruſt
Und die Roſenlippen.

Doch der Irrthum läßt mich los,
Schrecklich wird es helle,
Denn ich fühl, ich küſste bloß
Deine kalte Schwelle.

* *

16.

Der Kuckuck.

Seit ich dein Bild geſehn,
Drin alle Süße wohnt,
Muß ich durch Wälder gehn,
Worin der Kuckuck thront.

Den ſeltſamen Kumpan
Hab ich mir auserwählt,
Der Haide, Buſch und Plan
Mit ſeinem Ruf beſeelt.

Zwar hab ich oft gedacht,
Wie wir verſchieden ſind:
Er preiſt ſich Tag und Nacht,
Ich dich nur, ſüßes Kind.

Doch iſt er nicht ſo ſchlimm
Als wohl die Welt es glaubt,
Die ihm in ihrem Grimm
Das Glück der Liebe raubt.

Es hat wohl Grund und Ziel,
Daß er den Namen preiſt,
Da Die ihm wohlgefiel
Ganz wie er ſelber heißt.

17.

Ständchen.

Athme nur leiſe,
Wenn ich die Kreiſe
Zieh um dein kleines befriedetes Haus:
Gaukelnde Töne,
Schaukelt die Schöne
Nicht aus dem goldigen Schlummer heraus.

Säuſle gelinde,
Blühende Linde,
Wecke ſie nicht aus dem lieblichen Traum,
Daß ſich den Tönen
Liebend verſöhnen
Mag dein Geflüſter, du koſender Baum.

Träume ſind Lieder,
Die dir hernieder
Singen die Sterne vom himmliſchen Land:
Lieder ſind Träume:
Spielende Reime
Machen das innerſte Wünſchen bekannt.

Drum in die Lieder
Immer und wieder
Stiehlt ſich dein lieblicher Name ſo gern:
Selige, Reine,
Wäre der meine
Deinen entzückenden Träumen nicht fern.

18.

Veränderung.

Sie hat die Stadt verlaßen:
Die engen dumpfen Gaßen
Wie ſind ſie öd und leer!
Aufs Land iſt ſie gezogen,
Und alle Freuden flogen
Zugleich mit ihr hieher.

Wie friſch und blühend ſchauen
Die Thäler und die Auen,
Der Hügel und der Hain!
Eh ſie euch noch bewohnet,
Die hier als Fürſtin thronet,
Wie traurig ſaht ihr drein!

Wo ihre Augen glühen,
Muß Alles gleich erblühen
Vom Abglanz ihrer Zier.
Mich einzig läßt ſie darben,
Bis alle heitern Farben
Gewichen ſind von mir.

19.

Erneuter Schmerz.

Schritt an Schritt nur frisch gereihet
Durch der Felder junges Grün:
Alles blüht und lacht und maiet,
Jede Rose will erglühn,
Jede Knospe will zerspringen
Seit des Frühlings Ruf erklang,
In die blauen Lüfte dringen
Jede Lerche mit Gesang.

Durch die Ebne glanzgeröthet
Wandl ich mit beschwingtem Fuß
Und der Hirt, der droben flötet,
Winkt mir seinen Morgengruß.
Treibe nur die muntern Ziegen
Auf der Weide vor dir her!
Dieser Berg ist bald erstiegen:
Sieh, ich schreite schon daher.

Singe nun vom Bergesbange,
Daß die Ebne rings erschallt
Und dem kräftigen Gesange
Busch und Felsen widerhallt.
Doch er singt in tiefem Tone
Von verlorner Seligkeit,
Wie die Liebe stäts zum Lohne
Statt der Wonne Schmerzen leiht.

Armer Knabe, sollst mich dauern,
Wenn du solchen Lohn empfiengst;
Doch du wirst ja wohl nicht trauern,
Denn du weist nicht was du singst.
Habe Dank und laß mich eilen
Von der Höhe niederwärts,
Daß die Maienwinde heilen
Den erneuten Liebesschmerz.

20.

Mit Liebchen.

Und kommt der Abend lind und warm,
Thun wir nach altem Brauch:
Ein Jeder nimmt ſein Lieb an Arm
Und meines nehm ich auch.
Durch laute Stadt und grünes Feld
Laß uns zuſammen wandeln
Wie künftig durch die Welt.

Vor jeder Hütte wirbt ein Paar
Um Kuſs und Minneſold,
Die Sternlein in des Mondes Schar
Sind ſich einander hold;
Er ſelber blickt mit bleichem Schein
So ſehnlich und begehrlich
In unſre Luſt hinein.

Das Bächlein, das vom Felſenhang
Ins Thal hernieder hüpft,
Das Vöglein, das mit Luſtgeſang
Durch Blüthenzweige ſchlüpft,
Die Abendwinde lau und ſchwül:
Was kommen ſie zu ſuchen
Als Lieb und Mitgefühl?

Hier raſten wir auf moos'gen Höhn,
Wir haben ja nicht Eil:
Was All die Andern ſuchen gehn,
Das ward uns ſchon zu Theil:
Des eignen Weſens Wiederklang
Und im verwandten Buſen
Der gleichen Wünſche Drang.

Nun ſchalle Buſch und Haideplan
Von Kuſs und Minnelaut:
Ihr Sterne, nehmt ein Beiſpiel dran
Und koſet ſüß vertraut:
Kein ſchöner Glück iſt auf der Welt
Als wenn ſich ſtäte Liebe
In treuen Armen hält.

21.

Mit Liebchen am Bache.

Liebchen, wandelſt du mit?
Mit des Bächleins eilendem Gange
Halten wir gleichen Schritt.

Hörſt du, wie klagend es rauſcht?
Mit Sehnſucht flüſterndem Klange
Hat es ſein Brauſen vertauſcht.

Doch nicht die Wellen allein
Hat Liebeswonne bezwungen:
Sieh auch die Blümelein.

Sie balſamen die Luft,
Sie haben nicht andere Zungen,
Dir mit dem würzigen Duft.

Eines am Bächlein ſpricht
Aus blauen herzigen Augen:
„Holde, vergiß mein nicht!“

Liebchen, an deiner Bruſt,
Gewölbt dran Leben zu ſaugen,
Sterb es den Tod der Luſt.

22.

Seligkeit im Schmerz.

Zwiſchen Leiden, zwiſchen Sorgen
Fließt das Leben ſelig hin:
Heute Schmerzen, Leiden morgen,
Iſt ein jeder Tag Gewinn.

Süße Tröſtung von den Wangen
In der Thräne niederquillt,
Leuchtend in dem Tropfen prangen
Seh ich das geliebte Bild.

Alter Zeiten ſüß Gedächtniſs,
O wie hab ich dich ſo lieb
Als das einzige Vermächtniſs,
Das der Armen übrig blieb.

Und die Zeiten, die ich meine,
Waren ſie doch kaum ſo ſchön
Als ſie mit des Himmels Reine
In mein Herz geſchrieben ſtehn.

Zwiſchen Schmerzen, zwiſchen Leiden,
Laßt mich ſchwelgen immerhin:
Machen euch doch eure Freuden
Nicht ſo ſelig als ich bin.

23.

Mei Ort hat bei Pleiberg,
Mei Pleiberg bei Ort.
Goethe.

Ich weiß mir ei' Dirnel,
Was gilt dir die Wett?
Kei' Dörfel, kei' Flecke'
Hat e' Dirnel ſo nett.
Da dreht ſie das Rädel
Am Brunnen herum —
Willſt ſchaue' das Mädel?
Ja Proſt, nicht ſo dumm.

Sie hat ein Paar Auge',
So ſchelmiſch und keck;
Wer ei'mal hinei'ſchaut,
Der Verſtand is ihm weg.
Die kohlſchwarze' Dinger
Im helle' Geſicht —
Willſt wiße' die Farbe?
Die verrath ich halt nicht.

Die Stirne, der Buſen,
So ſauber und blank,
Nicht ſatt ſich zu ſchaue'
Sein Lebtagelang.
Nun wüſt er wohl gerne
Wie Lieſel genannt?
Mir iſt es, du Vorwitz,
Mir bleibt es bekannt.

Und wenn aus dem Hüttche'
Am Weiher ſie ſchlüpft,
Grad über dem Brunne',
Wie's Herzche' mir hüpft!
Wo Lieſelche' wohnet?
Was kümmert es dich?
Ich dürft es ſchon ſage',
Halts aber für mich.

Sie iſt mir verſproche'
Schon Jahrener drei,
Und künftige Woche'
Iſts Warte' vorbei.
Wann Hochzeit wir halte'?
Die Frage war ſchlau;
Ja, wenn ich ihr Mann werd,
Wird ſie meine Frau.

24.

Jakobs Leiter.

Laßt jeden Schleier ſinken,
Der noch den Sinn umzieht,
Und ſäumet nicht zu trinken
Bevor der Geiſt entflieht.
Die Becher raſch gehoben,
Getrunken Zug auf Zug:
Und wie im Nu zerſtoben
Iſt aller Erdentrug.

Der Himmel ſtralt ſo heiter;
Nun öffnet ſich ſein Thor,
An Jacobs Himmelsleiter
Erſcheint ein Engelchor.
Sie laden uns von ferne
In ihren Himmel ein;
Wir aber möchten gerne
Hier unten fröhlich ſein.

Was kümmert trunkne Zecher
Der ſieben Himmel Luſt,
Den Nektar in dem Becher,
Den Himmel in der Bruſt?
Es brächen auch die Sproßen:
Wir ſind von Weine ſchwer,
Wir taumelnde Genoßen,
Wir ſchwanken allzuſehr.

Doch wollt ihr euch vergnügen
An unſern Tiſch gereiht,
So lernt in vollen Zügen
Von Zechern Seligkeit.
Dann weicht euch aus den Flügeln
Die Armeſündergicht
Und zu des Himmels Hügeln
Braucht ihr der Leiter nicht.

25.

Geneſis.

Schenkt uns nur vom Beſten ein,
Alten oder neuen,
Und der Weisheit Edelſtein
Soll uns bald erfreuen.
Nehmt den hohen Spruch in Acht,
Den er eingegeben:
Gott hat nichts ſo wohl gemacht
Als daß Viele leben.

Denn Gott ſprach: Es iſt nicht gut,
Daß der Menſch allein ſei:
Mehret euch, daß Lebensgluth
Mehreren gemein ſei.
Doch im Paradieſe war
Ein Gemiſch von Thieren;
Wir ſind ſicher vor Gefahr,
Denn wir ballotieren.

Schlangenliſt und Schlangentrug
Sollen uns nicht kümmern,
Und ein Leben froh genug
Wollen wir uns zimmern.
Frauen außer ſeltnem Fall
Dürfen gar nicht kommen,
Und ſo iſt vorm Sündenfall
Uns die Furcht benommen.

Menſchheit wär in Waßersnoth
Von der Welt geſchwunden.
Hätte Noah für den Tod
Nicht den Wein erfunden.
Und ſo oft Gott regnen läßt,
Warnt ein Regenbogen,
Daß nicht ein Bethörter trinkt
Von des Waßers Wogen.

Jubal zog mit Sang und Klang
Ueber alle Lande:
Drum gejubelt, Grillenfang
Bringt uns eitel Schande.
Wein, Geſang, Geſelligkeit
Können uns beglücken:
Wer den dreien ſich geweiht,
Spottet Schickſalstücken.

26.

Sylveſters Kehrauslied.

Beim Champagner zu ſingen.

Sie nennen mich Silveſter;
Ich habe keine Schweſter,
Jedoch der Brüder übermäßig viel:
Drei hundert vier und ſechzig,
Und als der jüngſte lechz ich
Verzognes Kind nach Wein und Scherz und Spiel.
Laßt Geſang erſchallen,
Hoch die Pfropfen knallen,
Denkt, ich bin der letzte Tag von allen.

Was in des Jahres Wochen
Die Brüder all verbrochen,
Das laßt die Thäter büßen, wenn ihr wollt;
Wir haben zu der Buße
Heut weder Zeit noch Muße,
Schon in den Kelchen ſchäumt das flüßge Gold.
Laßt Geſang ꝛc.

Ich will von Reu nichts hören,
Mag Niemands Frieden ſtören,
Ich mahn euch nur wie bald die Zeit verrauſcht,
Daß ihr den Wein zu nippen
Nicht ſäumt und an den Lippen
Der Liebſten raſch die ſüßen Küſſe tauſcht.
Laßt Geſang ꝛc.

Habt ihr mit Zechgenoßen
Das Jahr in Luſt beſchloßen
Und tretet in das Neue ſelig ein,
So iſt es wohl begonnen:
Ihr habt ein Pfand gewonnen,
Daß es euch hold und günſtig wolle ſein.
Laßt Geſang ꝛc.

Will es ſein Wort nicht halten,
Nicht beßer als die alten
Die Pfänder löſen, die es euch gewährt,
So kommt nur oft zu naſchen
Aus den Champagnerflaſchen
Den holden Leichtſinn, den das Kelchglas lehrt.
Laßt Geſang ꝛc.

Und daß die Luſt nicht ſtocke,
Wenn zwölfe ſchlägt die Glocke,
Silveſter ſich zur Ruhe niederläßt,
So bringt dem alten Jahre
Ein Hoch an ſeiner Bahre;
Im Neuen werd euch jeder Tag ein Feſt.
Laßt Geſang erſchallen,
Hoch die Pfropfen knallen,
Denkt, es war der letzte Tag von allen.

27.

Zum neuen Jahre.

Begraben iſt das alte Jahr,
Es gieng zu ſeinen Vätern;
Gleich ihnen zählen wir es zwar
Auch zu den Miſſethätern;
Doch weil man Gutes ſprechen ſoll
Von Todten, wünſch ich ohne Groll:
Sit illi terra levis.

Fleißt nun das neue ſich einmal,
Daß wir es gern vergeßen
Was wir an ſeiner Ahnen Zahl
Für üble Herrn beſeßen,
So hats die Hände voll zu thun,
Es darf nicht raſten, darf nicht ruhn,
So viel iſt wett zu machen.

Es halte ſich die Hände rein
Von Diebſtahl und vom Blute,
Daß es vom Niemen bis zum Rhein
Die Völker friſch ermuthe.
Der Frieden iſt ein werther Gaſt,
Doch Allen iſt der Krieg verhaßt
Und die Kanonenpredigt.

Doch weil das Vaterland ein Gut
Iſt über alle Güter,
So wend es neu zu ſeiner Hut
Die wankenden Gemüther,
Damit der Väter Heldenkraft
Noch in den Enkeln Wunder ſchafft,
Denn Wunder ſchafft nur Liebe.

28.

Geſtändniſs.

Es war doch ſchön vom Wein zu ſingen
Und nicht zu wißen wie er ſchmeckt;
Mir will kein Lied auf ihn gelingen
Seit kaum ein Fläſchchen täglich kleckt.

Noch ſchöner war es, ihn zu nippen
Am ſeltnen Tag, beim hohen Feſt;
So wohl behagt' er nie den Lippen
Seit ihn die eigne Kelter preſst.

Als einſt mir ein bezechter Bruder
Die volle Flaſche niederſtieß,
So ſchmerzte jüngſt mich kaum ein Fuder,
Das ich in Sand verrinnen ließ.

Wie gerne ſang ich auch vor dieſem
Mit Walthern von dem ſüßen Klee,
Vom grünen Wald, vom Schmelz der Wieſen
Denk ich nun dran, ſo wird mir weh.

Bei Wieſen ſoll ich ans Bewäßern,
Beim Walde denken wie er wächſt,
Beim Kleefeld wie die Pacht zu beßern:
Da ſtockt das Lied als wärs verhext.

29.

Schweizerreiſe 1833.

1. Warum nit gar?

Du Mädchen biſt aus Schwaben
Und haſt ein Angeſicht
Wie wenig Mädchen haben,
Das mir zur Seele ſpricht.

Mit holder Lieb und Güte,
Der Unſchuld im Geleit,
Bezwingſt du mein Gemüthe,
Du reine Schwabenmaid.

Du kannſt ſo lieblich fragen
Dein ſtät: Warum nit gar?
Was dir die Leute ſagen,
Das wundert dich fürwahr.

Ich muß mich doch beſinnen
Wie das zu nutzen iſt;
Sie kann mir nicht entrinnen,
Zu fein iſt ihr die Liſt:

„Dein Herz, ſo frei von Ränken,
So redlich, treu und wahr,
O woll es bald mir ſchenken.“
Sie ſprach: Warum nit gar?

„Ich bin es auch zufrieden,
Schenk mir es ganz und gar,
So werden wir hienieden
Und dort ein ſelig Paar.“

2. Vevay.

Blauer Himmel, blaue Wogen,
Rebenhügel um den See,
Drüber blauer Berge Bogen
Schimmernd weiß im reinen Schnee.

Wie der Kahn uns hebt und wieget,
Leichter Nebel ſteigt und fällt,
Süßer Himmelsfriede lieget
Ueber der beglänzten Welt.

Stürmend Herz, thu auf die Augen,
Sieh umher und werde mild:
Glück und Frieden magſt du ſaugen
Aus des Doppelhimmels Bild.

Spiegelnd ſieh die Flut erwiedern
Thurm und Hügel, Buſch und Stadt:
Alſo ſpiegle du in Liedern
Was die Erde Schönſtes hat.

3. Der Genferſee.

Mir träumt', am Himmelsbogen
Schiff ich im Kahn umher;
Von himmelblauen Wogen
Wär es ein endlos Meer.

Es hält die Welt umſchloßen,
Wie ſollt ein Ende ſein?
Vom Schaum des Ruders floßen
Milchſtraßen hinterdrein.

Es blinkten aus der Tiefe
Geſtirne wunderbar
Und ferne, glaubt ich, riefe
Mir ſelger Engel Schar.

Ich ſchien noch nicht geſtorben,
Doch wars, als hätt ich ſchon
Das Himmelreich erworben
Als treuen Strebens Lohn.

Auch noch als ich erwachte
Wußt ich von keinem Weh:
Was mich ſo ſelig machte,
Das war der Genfer See.

4. Montblanc.

O Rieſengreis,
Wie wallt dir weiß
Vom Scheitel bis zum Fuß das Haar!
Dort oben ſchlicht;
Doch unten bricht
Es ſich in Locken wunderbar.
O Sonne, gieb dich bald zur Ruh:
Der Rieſe ſcheint ſo hell wie du.

Als Gott noch ſchuf
Mit Werderuf,
Da hat er Dich um Rath gefragt:
So weit du blickſt
Und Ströme ſchickſt
Haſt du ihm treu Beſcheid geſagt.
Noch immer wenn der Abend naht
Hältſt du mit Himmelsſternen Rath.

Die Nacht war tief
Und alles ſchlief
Vom Mondenſchimmer nicht erhellt,
Doch Du hieltſt Wacht
In Silberpracht
Als Hüter unſrer Erdenwelt;
Und heller viel als Mondenſtral
Erglänzteſt du dem niedern Thal.

Dem Volke Gruß
An deinem Fuß:
Wohl lebt es arm, doch ſorgenfrei.
Ein kleines Haus
Sucht ich mir aus,
Schritt an Palläſten ſtolz vorbei.
Das Glück hat auch nicht andern Brauch:
Wir lieben niedern Heerdes Rauch.

5. Der Einſiedler.

Wo der Montblanc im ewgen Lichte ſchimmert,
Willkommner Nachbar himmliſcher Geſtirne,
Lawinen ſtürzen von gezackter Firne,
Da hab ich mir ein kleines Haus gezimmert.

Ob unten tief das Menſchlein jauchzt und wimmert,
Ob dem Verrath, ob einer hohlen Stirne
Die Laune Kronen fügt, die lockre Dirne,
Was kümmerts mich, ſo lang ſein Schnee noch flimmert?

Der Menſchen Umgang hab ich abgeſchworen,
Mich aufzuſuchen würde Keinem frommen,
Ich haße ſie, die Weiſen wie die Thoren.

Es müſte denn die kleine Schwäbin kommen,
Der öffnet' ich mit flügelweiten Thoren:
Die wär allein, o ganz allein willkommen.

6. Die Eingeſchneiten.

Und wenn wir hier verſchneien,
Der Unfall iſt nicht groß,
So ſitzen wir zu zweien
Dem Glücke recht im Schoß.

So darf uns Niemand ſtören,
Du falſche Welt, ade!
Ich weiß, daß wir nicht frören,
Denn warm iſts unterm Schnee.

Auch würden wir nicht dürſten,
Die Flaſchen ſind voll Wein:
Und wollten ſie mich fürſten,
Wie könnt ich reicher ſein?

Die muntre Ziege melke;
Sie ſchaut dich an ſo klug:
Hier über dem Gebälke
Spürt ſie noch Heu genug.

Komm Liebchen, laß uns ſchmauſen,
Kredenze den Pocal;
Wo zwei Verliebte hauſen,
Da würzt ein Kuſs das Mal.

So hieng' ich dir am Munde
Jahrhundert' ein und aus
Und graute vor der Stunde,
Wo man uns grüb heraus.

7. Wallis.

König iſt der Rotten *
In dem Wallisthal:
Niemand wagt zu ſpotten,
Wo er ſtreng befahl;
Jede Wehre nieder
Schleudert er ein Held,
Dehnt die breiten Glieder
Im erſäuften Feld.

Der vom Rhonegletſcher
Fiel mit Donnerlaut,
Wo der Zähnefletſcher
Wolf nach Beute ſchaut;

* Deutſch für Rhone.

Welchen groß geſogen
Höchſter Alpen Schnee,
Sonnt die eiſgen Wogen
Bald im Genferſee.

Dieſer Firſten Wände
Hat er ausgeſpühlt,
Durch Granit und Blende
Sich ein Bett gewühlt.
Wohl gebeut dem Thale
Der es ſelbſt erſchuf,
Das zum Felſenſaale
Ward auf ſeinen Ruf.

Führe denn im Schilde
Kronen immerhin:
Doch bewähr auch milde
Königlichen Sinn:
Armen, die da ſchöpfen,
Trinken deine Flut,
Lohne nicht mit Kröpfen
Oder Thorenmuth.

8. Auf dem Gotthart.

Du habeſt dir zum Leide,
Zur Luſt dich hergewandt,
Der Gotthart iſt die Scheide
Von deutſch- und welſchem Land.

Willſt du durch Nebel wallen,
So wird dir bald vertraut
Im Thale wieder ſchallen
Der deutſchen Zunge Laut.

Und wenn dem Sonnenſtrale
Du dich entgegendrehſt,
Den Beutel auf und zahle,
Wenn du nicht Welſch verſtehſt.

Ich liebe deutſche Rede
Und welſchen Sonnenſchein;
Doch werd ich aller Fehde
Hier überhoben ſein.

Schon kehr ich mir zur Wonne
Zum Vaterlande heim,
Bring aus dem Land der Sonne
Nicht Einen guten Reim.

Bin nicht ſo warm geworden,
Daß ſich ein Lied gerührt:
Wie anders ward im Norden
Die Flamme mir geſchürt!

Daß ſich Geſang ergieße,
Brauchts mehr als Sonnengluth:
An Herzen Herz genieße
Wie lieb die Treue thut.

Willkommen, wie es regnet,
Mein deutſches Vaterland!
Wer mir zuerſt begegnet,
Reicht mir zum Gruß die Hand.

9. Urſernthal.

Du enges Thal, von hohen
Gebirgen rings umſchränkt,
Du haſt doch deine frohen
Bewohner reich beſchenkt:

Ein Hüttchen an der Quelle,
Wo in der grünen Flut
Die blinkende Forelle
Im Sonnenſtral ſich ruht;

Die Alpe, wo bis heute
Noch reichlich ſprießt das Kraut,
Wo ſtolz auf ihr Geläute
Die Kuh vom Felſen ſchaut;

Im Walde Wölf und Füchſe,
Und Gemſen auf der Firſt
So feiſt als bei der Büchſe
Du Jäger ſelten wirſt;

Ein Kirchlein bis zum Giebel
Mit Epheu überrankt;
Eine Schule wo der Fibel
Der Knabe Weisheit dankt:

Dazu die Linde grüne,
Wo die Gemeinde dingt,
Und auf der Bretterbühne
Der Hirt sein Liebchen schwingt:

Was rennt ihr nach dem Glücke,
Das ihr doch nie gewinnt?
Schaut her, wie wenig Stücke
Zum Glücke nöthig sind.

10. Nachtreise.

Von der Berge Zinken
Die mit Eise blinken
Zu der Tiefe Schacht
Wandr ich in der Nacht.
Ueber mir der Felsen,
Der zu stürzen droht,
Unter mir die Schlünde,
Ueberall der Tod.

Wirbelwinde heulen
Durch die Riesensaulen
Und das wilde Heer
Zieht im Sturm daher.
Von den ewgen Firnen
Stürzt ein Wetterstral
(Prasselnd schlägts vorüber)
Die Lawin ins Thal.

Himmel hab Erbarmen,
Züchtge nicht die Armen
In der Tiefe dort,
Du mein Heil und Hort!
Dieſer Felſenecke,
Die mich ſchützend barg,
Dank ich ſelbſt die Strecke,
Die mir bleibt zum Sarg.

* * *

Unten tief mit Krachen
Tobt ein Wetter aus,
Wie ein Höllenrachen
Speit es Flammengraus.
Reißt der Wolkenſchleier,
Gleich vom Blitz erhellt
Thront in ſelger Feier
Rings die Alpenwelt.

Aber Stürme jagen
Wolken vor ſich her,
Daß mich überragen
Muß das Nebelmeer.
Und nun ſchmettern Schloßen,
Blitze ſchleudern Gluth,
Felſenab gegoßen
Badet mich die Flut.

Brauſe Strom, zerſplittre,
Stral, der Föhre Schaft:

Wie es ungewittre
Schwellend steigt die Kraft.
Sieh, schon heller malet
Sich des Himmels Flor,
Morgenröthe stralet
Aus dem See empor.

11. Haslithal.

Mir klingt es im Gemüthe,
Ich bin so reich, so froh:
Ist das die Liebesblüthe,
Verliebte, schwärmt ihr so?

„Wohl sinds der Liebe Blüthen,
Verliebtheit ist es nicht,
Wie hold auch Flammen sprühten
Aus schöner Augen Licht.

„Es ist, das sehn die Blinden,
Ein Sinn, der nicht begehrt,
Der lauter kann empfinden
Was schön und liebeswerth.

„Und was hat dich geläutert,
Mein Herz, so lange krank?
Du hast nicht viel gekräutert,
Den Bergen sag es Dank.

„Du sahst der Schöpfung Wunder;
Wann suchtest du Besitz?
Der alte Liebeszunder
Fängt nicht mehr so den Blitz.

„Schon deckt dich eine Rinde
Von ewgem Alpenschnee,
Daß dich verschloßen finde
So Lieb als Liebesweh.

„Ein Knabe sah im Eimer
Den Mond und griff danach;
Du alter Liebesreimer,
Man jagt dir Gleiches nach."

Und noch — in Ihrer Nähe,
Die ich noch nicht vergaß,
Wer weiß denn, was geschähe?
Doch laßen wir nur das.

Die Rinde könnte schmelzen
An ihrer Augen Stral,
Sich als Lawine wälzen —
Doch schweige, schweig einmal.

Die Saite darf nicht klingen,
Noch ist die Stelle wund;
Ich will ein Liedchen singen
Vom schönen Hasligrund.

12. Die Tyrannen.

Wenn ich nicht thöricht wäre,
Das bin ich nun einmal,
So gab ich Gott die Ehre
Und zög ins Haslithal.

Er hat ſo wohl geſchaffen
Die Leute wie das Land,
Nicht ſatt kann ich mich gaffen,
Mein Herz iſt feſtgebannt.

Ein Mädchen will mich freien,
Ein Mädchen ſchön und klug:
Wir hätten da zu zweien
Und dreien auch genug.

Und wenn es viere würden,
Fünf, ſechſe, ſieben gar,
So trügen wir die Bürden
Mit manchem fleißgen Paar.

„Du haſt es wohl ermeſſen;
Auch giebt mein Herz dir recht,
Der Kopf nur iſt beſeſſen,
Er bleibt des Hochmuths Knecht."

Hier giebt es keine Knechte,
Zieh in der Freiheit Reich:
Behaupte deine Rechte,
So wirſt du Königen gleich. —

„Ich diene zweien Fürſten:
Der eine, der iſt mild;
Der andre läßt mich dürſten
Wo Lieb und Labe quillt.

„Mein König iſt der Eine,
Der Füll und Leben ſchafft:
Bei ſeines Sternes Scheine
Blüht edle Wißenſchaft.

„Mein Stolz, das iſt der andre,
Der mich unſelig macht:
Noch ſtäts gebot er, wandre,
Wo mir das Glück gelacht.

„Sie laßen mich nicht weilen,
Ich darf nicht Bauer ſein;
Willſt du mein Schickſal theilen,
Komm mit zum Niederrhein.“ —

Zum Rhein kann ich nicht kommen,
Zum Niederrhein mit dir;
Mein Herz, o wie beklommen
In Städten würd es mir.

Wodurch ich dir gefalle,
Dieß Kleid, ich zög es aus,
Die Sprache die ich lalle
Iſt ihnen dort zu kraus.

Und was noch übrig bliebe,
Das Bißchen Angeſicht,
Verſchönern kanns die Liebe,
Doch reizend iſt es nicht. —

„So müßen wir uns ſcheiden?
O dennoch biſt du ſchön!
Dich würden Flügel kleiden
Dort in des Himmels Höhn.

„Mein Herz wird mir verbluten,
Daß ich dich laßen muß.
O ſtürben Liebesgluthen
Doch mit dem letzten Kuſs!“ —

So ziehſt du, Freund, von dannen,
Weiſt nicht wie krank ich bin:
Du opferſt den Tyrannen
Mein Herz mit deinem hin.

30.

Vielliebchen.

1.

Wenn der Duft der Mandelbäume
Durch die Frühlingslüfte zieht,
Dann erklingen alle Träume
In ein selig Minnelied.

Denn die Lieb ist auferstanden
Aus dem Eis und Nebelflor:
Jung und frisch und frei von Banden
Dringt sie an das Licht hervor.

Soll sie schlummern bis die Rose
Wonne duftet in das Herz?
Nein, es wecket ihr Gekose
Schon der erste Tag im März.

Schon der Duft der süßen Mandel
Bringt der Liebe Wonnetraum
Und von nun an ohne Wandel
Heiße Sie der Liebe Baum.

2.

Einsam in der rauhen Hülle
Ruht der süße Mandelkern:
So verbirgt sich in der Stille
Unbeglückte Liebe gern.

Einſam in ſich ſelbſt verſchloßen
Meidet ſie des Tages Licht,
Die Gemeinſchaft der Genoßen
Und der Menſchen Angeſicht.

Doch die ſchönſte Augenweide,
Wenn zwei ſüße Kerne nun
Sich zur Freude, uns zum Neide
In dem Schooß der Mandel ruhn.
Eins dem Andern hingegeben,
An Vielliebchens treuer Bruſt
Leben ſie das ſchönſte Leben
Reiner Seligkeit und Luſt.

So umfangen von dem Thale
Ihres lieblichen Vereins,
Sind ſie in der engen Schale
Doppelt und doch ewig eins.
Zwillinge, die ſich erleſen,
Ewig mein und ewig dein:
Von der Liebe tiefſtem Weſen
Sollt ihr mir ein Gleichniſs ſein.

3.

Ein Jüngling wandelte her und hin
Bei ſchattenden Mandelbäumen:
Er dachte der lieblichen Gärtnerin
Verloren in ſeligen Träumen.

Ihr Mandeln kennet der Holden Sinn,
Sie hat euch zu Trauten erwählet:
Hat nie die liebliche Gärtnerin
Ein Wörtchen von mir euch erzählet?

„Ihr schüttelt die Wipfel über mich hin,
Ihr werft mir die Mandel zu Füßen:
Soll Sie von der lieblichen Gärtnerin
Wohl gar die Kunde verschließen?

„O läg ein doppelter Kern darin,
So wüst ich wohl was es bedeute:
So dürft ich die liebliche Gärtnerin
Vielliebchen nennen noch heute."

„So öffne die Schale mit hoffendem Sinn:
Was frommt es bange zu säumen?"
So weckte die liebliche Gärtnerin
Den Jüngling aus seinen Träumen.

„Die Mandel kennet der Liebenden Sinn,
Trau ihrem geheiligten Munde:
Von deiner lieblichen Gärtnerin
Hat Sie die gewisseste Kunde."

Er öffnet die Schale und findet darin
Zwei Liebende die sich umschlingen,
Wie jetzt die liebliche Gärtnerin
Und der Jüngling sich kosend umfiengen.

„Die Mandel warf ich dir ſelber hin
Und wuſte wohl was ſie verhülle:
Dich hat die liebliche Gärtnerin
Schon lange geliebt in der Stille.“

4.

Ich habe mir aus der Mandel Gebein
Eine luſtige Gondel geſchnitzet:
Die laß ich ſchwimmen im goldenen Wein,
Der im Glaſe funkelt und blitzet.

Die Gondel vergleich ich der Fröhlichkeit,
Die im Weine will wogen und ſchwimmen;
Doch dünkt ſie uns eitel Nüchternheit,
Wenn die Funken der Liebe nicht glimmen.

Drum zünd ich die zierliche Gondel an
Am Lichte der ſtralenden Kerzen,
Und trink ich hinunter den glühenden Kahn,
So lodern ſie ewig im Herzen.

Ich trink ihn hinab auf des Jünglings Glück,
Der das erſte Vielliebchen findet,
Und ſich an der lieblichen Nachbarin Blick
Die Gondel der Freuden entzündet.

31.

Mit einem Kranz.

1.

Kränze hab ich viel geflochten
Blüth an Blüthe, Stern an Stern,
Stäts in Blumen ſprechen mochten
Dichter und Verliebte gern.

Doch nicht Blumen, wie im Lenze
Blühen, wand ich ſonſt zum Kranz,
Nein, es waren Liederkränze
Manchmal ohne Duft und Glanz.

Doppelkränze dir zu winden
Gönnt mir nun ein hold Geſchick.
Sind auch Blumen ſchwer zu finden,
Liebe ſtralt von Blick zu Blick.

Aug in Auge magſt du leſen
Was zu ſagen ſelten glückt,
Wie du Seele, Sinn und Weſen
Mir berauſcht haſt und entzückt.

Horche nicht dem Klang der Lieder,
Dieſe Blumen ſind nur Tand,
Küſſe mich und küſſe wieder,
Fühle ſo was ich empfand.

2.

Könnt ein Lied so zärtlich sagen
Als ein Kuſs, ich bin dir hold,
Wollt ich stäts die Saiten schlagen,
Nicht begehren Minnesold.

Doch Gesang muß viel verschweigen
Was beredt in Küſſen spricht:
Lippen, wollt ihr Liebe zeigen,
Küſſet nur und singet nicht.

Kurze Lieder, lange Küſſe
Ist verliebten Sängers Brauch,
Daß er nicht verschmachten müße,
Schmilzt sein Lied und wird ein Hauch.

3.

Dich können Blumen nicht verschönen,
Vor dir sind alle todt und bleich.
Wer wollte dich mit Rosen krönen,
Die Ros und Veilchen bist zugleich?

Bescheidenheit ist eine Krone
Mehr werth als alle Kaiserpracht:
In eigner Anmuth prang und throne,
So schämt sich Demant und Smaragd.

Wozu noch Schmuck? Wozu Gepränge?
Du schmückst ein einfach häuslich Kleid;
Was sollen Ketten, Uhrgehänge?
Bei dir vergißt man alle Zeit.

Wirſt du mit falſchen Reizen pralen?
Dein ſchönſter Reiz iſt, du biſt wahr.
Doch willſt du ſelbſt dich überſtralen,
So flicht die Myrthe dir ins Haar.

4.

So früh erſehnt, ſo ſpät erworben,
Der ſchon des Jünglings Herz gebebt!
Wär ich verzweifelnd hingeſtorben,
Doch hätt ich nicht umſonſt gelebt.

Dein Auge lehrte mich empfinden,
Und denken dein unſchuldig Wort,
Den Reim dem Reime zu verbinden
Riß mich dein ſüß Gedächtniſs fort.

Der Wunſch der Werthen werth zu bleiben
Hielt mich empor, wo Mancher fiel,
Aus nichtgem Weſen, ſchalem Treiben
Hob mich das kaum erhoffte Ziel.

Zu Schutz und Warnung mitgegeben
Wird Jedem früh ein guter Geiſt,
Um Haupt und Schläfe fühlt er ſchweben
Den Engel, der ihn unterweiſt.

Warſt du mein Schutzgeiſt, du mein Engel?
Vollende denn was du begannſt,
Du kennſt die Fehler, kennſt die Mängel,
Die du allein ergänzen kannſt.

Noch Viel gebricht mir, doch am Meiſten
Wars dein Beſitz, der mir gebrach.
Hier magſt du ſchleunig Hülfe leiſten;
Das Andre kommt von ſelber nach.

32.

Zwiſt und Sühne.

Mädchen.

Schnür den Bündel denn zum Wandern,
Schaue nicht nach mir zurück:
In den Armen eines Andern
Find ich bald ein ſchöner Glück.
Mancher iſt mir ſtill ergeben,
Viele ſind, die um mich frein:
Ohne dich kann ich ſchon leben,
Ohne dich kann ich ſchon ſein.

Knabe.

Kannſt du ſolchen Abſchied ſagen,
Laß ich gern dein enges Haus
Und mein Röſslein ſoll mich tragen
In die ſchöne Welt hinaus.
Blaue Berge tragen Reben,
Grüne Reben bringen Wein:
Ohne dich kann ich ſchon leben,
Ohne dich kann ich ſchon ſein.

Mädchen.

Ach, Geliebter, kannſt du ſcheiden
Ohne Gruß und ohne Wort?
Alle Andern mag ich meiden,
Aber dich laß ich nicht fort.

Andern bleibt mir nichts zu geben,
Alles was ich hab iſt dein:
Ohne dich kann ich nicht leben,
Ohne dich kann ich nicht ſein.

Knabe.

Darf, Geliebte, darf ichs glauben,
Scheid ich nicht bevor ich muß:
Aller Saft der ſüßen Trauben
Iſt ſo ſüß nicht als dein Kuſs.
Alles Andre mag verſchweben,
Berg und Thal und Sonnenſchein:
Ohne dich kann ich nicht leben,
Ohne dich kann ich nicht ſein.

33.

Der neue Odyſſeus.

Kam ich Wanderer gezogen
In das ſchöne Heimatland
Ueber mancher Brücke Bogen,
Ueber Berg und Felſenrand.

Und ſchon aus dem Mund der Leute
Trifft bekannter Ton mein Ohr:
Muthig, Jüngling, denn noch heute
Stehſt du vor des Vaters Thor.

Ja ich ſehe ſchon die Hügel
Sanftgehoben, rebumkränzt:
Sehnſucht, leih mir Windesflügel
Eh des Mondes Scheibe glänzt.

Endlich hab ich dich erſtiegen,
Trauter Berg, und dort im Thal
Seh ich ſchon die Heimat liegen
In des Mondes Silberſtral.

Freudetaumelnd eil ich nieder,
Jetzo ſteh ich vor dem Thor,
Klopf und ruf und klopfe wieder,
Aber Niemand tritt hervor.

Lange harrt ich auf der Schwelle;
Vor dem Hauſe ſteht ein Stein:
An der wohlbekannten Stelle
Schlummr ich müder Pilger ein.

Doch vernommen ward mein Rufen,
Endlich traten ſie heraus,
Trugen leiſe mich die Stufen
Aufwärts in das Vaterhaus.

Und am Morgen beim Erwachen
Seh ich Vater, Mutter, Braut
Scherzend mir entgegenlachen:
Welch ein Jubel ward da laut!

End ich einſt die lange Reiſe
Nach des Lebens Pilgerlauf,
Wacht ich in ſo trautem Kreiſe
Dann beim Vater wieder auf!

34.

Das Stelldichein.

Im Garten durchs Gegitter
Wer ſchlüpft im Mondenſchein?
Die Dame beißt den Ritter
Mit Huld willkommen ſein.

Es ſingen Nachtigallen
Ein Lied, das Sehnſucht haucht,
Die zwei Verliebten wallen,
Das Herz in Luſt getaucht.

Wo durch die Roſenlaube
Ein ſchwacher Schimmer bricht,
Da ſteht vom ſüßen Raube
Der Ritter ab und ſpricht:

„Mir half euch zu gewinnen
Mein Sieg durch Ritterkunſt,
Mein Sang, mein zärtlich Minnen
Erwarb mir nimmer Gunſt.

„Faſt wär ich ſchon geſtorben
Vor Schmerz und Liebesleid:
Wie hab ichs nun erworben,
Daß ihr ſo gnädig ſeid?

„Kam euch vielleicht die Kunde
Wie krank eur Ritter ſei?
So reicht vom rothen Munde
Noch Labung und Arznei.“

Die Dame ſpricht mit Scherzen:
„Zwar traf ich freie Wahl,
Doch dankts nach meinem Herzen
Auch meinem Ehgemahl.

„Ein Falke kam geflogen
Dieß Gartenfeld entlang,
Ihr hinterdrein gezogen
Mit Ruf und Hörnerklang.

„Da ſprach zu mir der Gatte:
„„Wie friſch blüht ſeine Kraft!
Nie einen beßern hatte
Die ſtolze Ritterſchaft.

„„Er iſt zum Ruhm erkoren,
Im Waffenfeld gezeugt,
Auf edelm Roſs geboren,
Im Ritterhelm geſäugt.

„„Iſt ſtäter Treue Siegel,
Der Ehre feſter Schild,
Der reinſten Sitte Spiegel,
Großherzig, kühn und mild.

„„Ein Feſt iſts ihn zu ſchauen,
Man denkt der alten Zeit;
Und lieben ihn die Frauen,
So iſt es Niemand leid.““

„Von dieſem Wort des Alten
Ward euch ſein Weib ſo hold:
Ich hab es wohl behalten:
Er meint' es treu wie Gold.

„Genießet denn der Güter,
Die er euch ſelbſt beſchert:
Er iſt kein karger Hüter
Und weiß, ihr ſeid es werth.“ —

Der Ritter hats vernommen,
Da ſpricht er unverweilt:
„Dieß Wort es ſoll mir frommen,
Es hat mich ſchnell geheilt.

„O hättet ihr geſchwiegen!
Nicht um die halbe Welt
Möcht ich den Mann betriegen,
Der mich ſo hoch geſtellt.

„Verdank ich ſeinem Lobe,
Daß euer Herz mir hold,
So wär es üble Probe,
Daß ers verdient gezollt.

„Ich muß euch Abſchied ſagen,
Reicht mir zum Kuſs die Hand,
Will eure Farben tragen
Im fernen Gottesland.

„Und meldet euerm Gatten,
Sein hochgeprieſner Held
Sei doch wohl kaum ein Schatten
Der alten Rittertwelt.“

35.

Die Befreiung.

Mädchen.

Des Geliebten Spur zu finden,
Den des Kerkers Nacht bedeckt,
Sing ich, wo ein Thurm den Winden
Kühn das Haupt entgegenſtreckt.
Keine Antwort tönt hernieder
Von der Zinnen hohem Rand,
Nimmer reimen ſich die Lieder:
Ihm nur iſt der Reim bekannt.
Bergen dich die ſtarren Wände,
So gieb dieſem Lied den Schluß:
Liebe heut am letzten Ende
Schmerz und Thränen ſtatt Genuß.

Der Gefangene.

Welche ſüße Stimme dringet
In des Thurmes alte Nacht?
Und die Weiſe, die ſie ſinget,
Hab ich ſelber einſt erdacht.
Sonnenglanz und Tageshelle
Dringen leuchtend ſchon herein,
Dieſer Töne ſüße Schwelle
Muß der Mund der Liebſten ſein.

Höre denn des Liedes Ende,
Lieblich lockend wie der Kuſs:
„Süßer doch iſt ihre Spende
Als der Freuden Ueberfluß.

Der Fürſt.

Hinter dieſen alten Mauern
Horcht ich euerm Liederſtreit:
Treue Liebe ſoll nicht trauern,
Dein Geliebter ſei befreit.
Zu der Seinen trautem Kreiſe
Führ ihn aus den Banden heim;
Singt ihr künftig jene Weiſe,
So vergeßt nicht dieſen Reim:
Liebe bricht durch Thor und Gitter;
Aus des Kerkers enger Haft
Führt ſie den erwählten Ritter
Durch der Treue Wunderkraft.

36.

Tod der Poeſie.

Nach langem Leiden war geſtorben
Die Himmelstochter Poeſie.
Nie hat ihr Prieſter viel erworben,
Gewiß, am Hunger ſtarb auch ſie.

Und prächtig will man ſie begraben
Im goldbeſchlagnen Silberſchrein,
Doch Gold noch Silber iſt zu haben,
Erblindet all der lichte Schein.

Man ſchickt den edln Leib zu ſalben
Nach Wein umher von Haus zu Haus,
Doch ach, es liefert allenthalben
Die Flaſchen und die Fäßer aus.

Nun müht man ſich um Todtenkränze,
Vergebens, Winter iſts umher;
Nach dieſem letzten aller Lenze
Erblühen keine Blumen mehr.

Es eilt den Leichenzug zu ſchauen
Manch liebend Paar im Jugendſchein;
Sie fühlen nicht wie ſie ergrauen,
Doch Greis und Greiſin ſtellt ſich ein.

Wie ſie den Sarg zur Erde ſchicken,
Wird tiefe Nacht herabgeſandt:
Die Sonne würdigt nicht zu blicken
Hinfort auf ein verödet Land.

Die Leichenrede ſpricht ein Sänger,
Die Stimme ſchallt ſo dumpf und hohl:
„Auf Freuden hoffet nun nicht länger,
Sagt allem Glück ein Lebewohl.“

Nun wird das Trauermal gehalten.
Die Fackeln ſcheinen trüb und bleich
Auf die verkümmerten Geſtalten:
Sie ſitzen wie im Todtenreich.

Sie ſitzen, ſtumm in Schmerz verloren,
Und harren auf des Tages Licht:
Laßt euch begraben, arme Thoren,
Denn ihr ſeid todt, und wißt es nicht.

36.

Das todte Fräulein.

Auf hohem Schloßbalkone
Der König Artus ſtand
Und ſah mit ſcharfen Blicken
Weit über Meer und Land.

„Ihr Tafelrunder, ſchauet,
Ein Schifflein treibt heran.
Es hat nicht Ruder noch Segel,
Doch ſicher ſchwebt der Kahn.

Kein Fährmann lenkt das Steuer,
Doch kommt er nicht in Noth:
Ein Teppich liegt darüber,
Der iſt wie Gold ſo roth.

Das Schifflein kam gefahren
Als lenkt' es Gottes Hand,
Zwei Ritter und ein Knappe,
Die zogen es an den Strand.

Was birgt der goldne Teppich?
Ein Fräulein ſchön und bleich;
Sie ruht auf Purpurpfühlen
Von Golde köſtlich und reich.

Was ſteht in dieſem Briefe?
Laßt ſehen was er ſagt:
Ihr Ritter der Tafelrunde,
Euch ſei mein Leid geklagt.

Er ſitzt an euerm Tiſche,
Um den ich geſtorben bin:
Es iſt der beſte Ritter,
Doch felſenhart ſein Sinn.

Der beſte und der böſte,
Den je die Welt geſehn:
Wie viel ich ihn bat um Liebe,
Er ließ mich im Leid vergehn.

Die Thränen, die ich weinte,
Sie floßen in die See,
Das Waßer trug ſie von hinnen,
Das Waßer kennt mein Weh.

So ſei das Waßer beſchworen,
Daß es mich zu ihm führt:
Der mich im Leben verſchmähte,
Ob ihn die Todte noch rührt?

Da klagten all die Ritter,
Da weinte der König hehr:
Doch Einer war darunter,
Froh ward der nimmermehr.

38.

Der junge Veteran.

Luſtig tanzen, fröhlich ſingen
Hört ich in des Schenken Haus.
Lüſtete mich hineinzuſpringen:
Kam vor Tag nicht mehr hinaus.
Wär wohl länger noch geblieben:
Solche Freude mag ich lieben!
Mädchendienſt und blutgen Strauß.

Waren Dirnen viel beiſammen,
Blum an Blum, ein ſchöner Kreiß.
Steht man doch nicht gleich in Flammen,
Wenn man klug zu prüfen weiß.
Nur die Eine mit den Blicken
Aller Herzen zu beſtricken
Sah ich kaum, ſo ward mir heiß.

Sollt ich drum vor dir verzagen,
Feuerauge, Rabenhaar?
Fühlt ich auch die Pulſe ſchlagen,
Bot ihr keck die Rechte dar.
Niemals tanzt ich ſo wie heute,
Und es ſprachen alle Leute:
Schauet an das ſchöne Paar.

Munter flogen wir den Reigen,
Blick in Blick und Bruſt an Bruſt.
Einen Seufzer hört ich ſteigen
Mitten in des Tanzes Luſt.
„Gott, was mag ſie ſo bewegen?
Wär ein Bräutigam zugegen?
Ach, wie groß wär' der Verluſt!"

Und dem Tanze folgt ein zweiter,
Folgt ein dritter, vierter gar:
Doch auf einmal ſchrie: „Nicht weiter!"
Der erzürnten Dörfer Schar.
„Darf der Fremde ſich erlauben
Juſt der Schönſten Herz zu rauben,
Die noch Keinem günſtig war?"

Und in wüthendem Gedränge
Brach es rings zum Kampf hervor,
Doch im tollſten Handgemenge
Klang mir jenes Wort ins Ohr.
Vielgewandt, noch jüngſt ein Krieger,
Blieb ich doch am Ende Sieger,
Denn ihr Blick hielt mich empor.

Jetzt ihr klugen Bauersleute,
Heldengleiche, ſchwache Schar,
Jetzt verkauf ich meine Beute,
Und dann — ja, ich mach es wahr —
Darf der Fremde ſich erlauben
Juſt der Schönſten Hand zu rauben,
Die noch Keinem günſtig war.

39.

Der Fiſcher.

Mit dem Netz und mit der Angel
That ich manchen guten Fang,
Lebte glücklich ohne Mangel,
Da mir jeder Zug gelang.
Hatt ich nur die kleinſte Hütte!
Iſt vom Regen allzunaß
Werd ich unter meiner Bütte
Wie Diogenes im Faß.

Einſt nach überreichem Guße
Fiſcht ich mir ein altes Thor,
Und nicht lang, aus meinem Fluße
Kam ein Giebel auch hervor.
Ei, nun lohnt es Fiſchfang treiben!
Balken ſchwammen hinterdrein,
Latten, Sparren und mit Scheiben,
Ganzen, ſchwamm ein Fenſterlein.

Nun, die Hütte wär beiſammen;
Oder iſt es gar ein Haus?
Gaſtlich ſchlagen ſchon die Flammen
Meines Heerds zum Schlot hinaus.
Leider kann mich nicht ergetzen
All das Glück, das mir beſtimmt,
Wenn nicht bald in meinen Netzen
Auch ein liebes Weibchen ſchwimmt.

40.

Der weinende Trinker.

Als Anno eilf geſeltert war,
Schien noch die Sonne hell und klar.

Die Sonne ſchien ſo klar und heiß:
Vor ſeiner Thüre weint' ein Greis,

Hielt in der Hand ein Glas mit Wein
Und helle Thränen tropften drein.

„Was weinſt du, guter alter Mann,
Hat dir ein Feind zu nah gethan?"

Zu nah gethan hat mir kein Feind:
Ich weine, weil die Sonne ſcheint.

„Wie ſprichſt du kindiſch, unbedacht!
Wer weint denn, weil die Sonne lacht?"

Auch wein ich, weil der Wein ſo gut;
Gar köſtlich ſchmeckt dieß Traubenblut.

„So biſt du, Alter, nicht bei Troſt:
Wer wäre gutem Wein erboſt?

„Um guten Wein und Sonnenſchein
Soll man von Herzen fröhlich ſein."

Darauf der Alte schluchzend spricht:
„Ach, lieber Herr, versteht ihr nicht.

„Wie wärd erst dieser Wein so gut,
Wenn er noch hieng' in solcher Gluth?

„Daß wir zu früh gelesen han,
Darüber wein ich alter Mann."

Ein edler Wein wuchs Anno elf:
Daß Gott uns bald an bessern helf'!

41.

Rheinganer Maigeläute.

„Du läufſt nur in die Schenke
Und willſt ſchon wieder fort?
Sieh dich doch um, ich denke
Dieß iſt ein hübſcher Ort.“
Mir will er nicht behagen,
Muß gleich mich weiter tragen;
Was eure Glocken läuten,
Das weiß ich wohl zu deuten.
Mich bringt die Melodie um:
Malum vinum, malum vinum.

„Ich mag kein ſolch Gebämpel,
Der Ton ſei voll und rein.
Gebämpel giebt den Stempel
Geringem Bämpelwein.
Ihr habt nicht rechte Glocken,
Drum muß das Wachsthum ſtocken,
Es ſind nur ſchlechte Schellen,
Die in die Ohren gellen.
Fort, ſeh mich nicht einmal um!
Vinum malum, vinum malum.

Komm mit, im Sonnenſcheine
Liegt dort ein Glockenbaus
Und überall zum Weine
Lädt dich ein grüner Strauß.

Da iſt ein Maigeläute,
Das oft mein Ohr erfreute.
Du wirſt dich hingewöhnen,
Hörſt du die Glocken tönen:
Stäts wechſelt Ton mit Ton um:
Bonum vinum, vinum bonum.

Wie ſchön zur Abendſtunde
Die Glocke ruft zum Wein!
Die Gläſer in der Runde,
Sie klingen froh darein.
Das Läuten will nicht enden:
Du muſt noch eine ſpenden:
Nicht enden will das Läuten:
Was ſoll uns das bedeuten?
Perfectum omne trinum:
Vinum bonum, bonum vinum.

42.

Warnung vor dem Waßernix.

Im Abendſchimmer trieb
Der leichte Kahn dahin:
Hier laß uns, ſüßes Lieb,
In grüner Bucht verziehn!
Sieh Baum und Blatt umſäumen
Die Stralen wunderbar,
In goldbeglänzten Räumen
Fährt hier ein ſelig Paar.

Ein leiſes Lüftchen haucht
Indeſs mein Arm ſich ruht,
Die Waßerlilie taucht
Neugierig aus der Flut.
„O laß dich nicht verleiten,
Laß nicht die Hand hinab
Nach dieſen Blumen gleiten,
Sie ziehn dich in das Grab.

„Da unten grün von Leib
Da ſitzt der Nix und lauſcht,
Ob ihm ein ſterblich Weib
So hoch vorüberrauſcht.
Dann taucht er aus dem Grunde,
Verbirgt ſich unterm Laub
Und zur unſelgen Stunde
Gelingt der freche Raub.

„Doch du mein Lieb erſchrick
Vor ihm nicht allzuſehr;
Komm, wende deinen Blick
Nur freundlich zu mir her:
Ich halte dich umfangen,
Dir darf in meinem Arm,
Geliebte, ja nicht bangen
Vor allem Nixenſchwarm.

„O laß dein Angeſicht
An meiner Wange ruhn,
Man muß dem Nix dem Wicht
Juſt was zum Poſſen thun.
Mag ihn die Nixe drücken
An ihre feuchte Bruſt:
Gönnt er mir mein Entzücken,
Ich gönn ihm gern die Luſt."

43.

König Robert.

„Götter ſind mit uns im Bunde,
Sieglos weicht die Uebermacht,
Fragt nicht mehr nach meiner Wunde,
Denkt der Glorie dieſer Schlacht.
Sei mir Helm und Schild beronnen
Mit dem eignen Herzensblut,
Iſt die Freiheit doch gewonnen,
England, dir das höchſte Gut."

Sprichts und ſetzt mit kühnem Wagen
Den zerſtreuten Scharen nach,
Bis der letzte Feind erſchlagen
Und getilgt verjährte Schmach.
Da vor ſeinem Roſs, dem guten,
Sinkt er kraftlos in den Staub:
Dem der Däne muß verbluten,
Wird nun ſelbſt des Todes Raub.

Seine Mannen ſtehen Alle,
Trauernd ſtehn ſie um ihn her:
In der königlichen Halle
Bleibt kein Auge thränenleer.
Starr gleich einem Marmorbilde,
Ohne Regung, ohne Laut
Bei dem Kranken kniet Svanhilde,
Erſt ſeit Monden ihm getraut.

Zu dem Arzt, der ihn verbunden,
Hebt er ruhig an und spricht:
„Sind sie tödtlich, meine Wunden?
Hehle mir die Wahrheit nicht.
Sterb ich, an Walhallas Pforte
Harret mein der Helden Kreiß.“
Und der Arzt mit ernstem Worte
Schüttelt Locken silberweiß.

„Helden soll man Wahrheit sagen:
Furchtlos schauen sie den Tod,
Denn er ist von schönern Tagen
Ein willkommnes Morgenroth.
Herr, begieb dich dieses Lebens,
Denn vergiftet war der Pfeil:
Alle Hoffnung ist vergebens;
Nur ein Opfer bringt dir Heil.

„Dich erlöst, wer deiner Wunde
Gift entsaugt und in sich zieht;
Doch er wisse, daß zur Stunde
Er dein Looß sich selbst beschied.
Viele seh ich, die ihr Leben
Oft im Kampf für dich gewagt:
Nimm, was sie dir willig geben
Eh die Morgenröthe tagt.“

Rings verstummt die Rittergilde,
Keinen Laut vernimmt das Ohr,
Und die sinnende Svanhilde
Fährt aus tiefem Traum empor.

Spricht der König: „Gönnt mir Frieden
Bis zum erſten Tagesſchein:
Mir ward dieſer Tod beſchieden,
Gerne duld ich ihn allein.“

Sie gehorchen ohne Säumen:
Oede ſteht Palaſt und Saal
Und in wonnevollen Träumen
Denkt der König nicht der Qual:
Schifft noch oft auf goldnen Kielen,
Trinkt noch manchen Becher leer
Und in ſpäten Tagen ſpielen
Kind und Enkel um ihn her.

So umwehn ihn Traumgebilde;
Horch, da ſchreitet durch die Nacht
Vor des Gatten Bett Svanhilde,
Leiſe, daß er nicht erwacht.
Blicket aufwärts zu den Sternen,
Senkt ſich nieder auf ein Knie:
Hingewandt zu Himmelsfernen
Zu den Göttern flehet ſie:

„Die ihr thront in goldnen Hallen
Selig morgen ſo wie heut,
Laßt das Opfer euch gefallen,
Das die Gattin willig beut.
Ach, ſie müſte doch verderben,
Die der Tod ſo ſchwer beraubt:
Gönnet ihr für ihn zu ſterben
Und verſchont ſein theures Haupt.“

Gnädig ſchaun die Götter nieder
Wie ſie leis den Purpur hebt,
Mit dem weißen Arm die Glieder
Des Geliebten ſanft umwebt,
Sehnlich drückt die heiße Lippe
Auf die Wunde ſeiner Bruſt
Und als ob ſie Honig nippe
Saugt das Gift mit Himmelsluſt.

Innig hält ſie ihn umſchlungen,
Herzt und küſst ihn liebewarm
Und von Jugendkraft durchdrungen
Wacht er auf in ihrem Arm.
Findet ſich an ihrem Herzen,
Schließt ſie feſter an den Mund:
Fern entweichen alle Schmerzen
In erneutem Liebesbund.

Doch ſchon blickt der goldne Morgen
In das bräutliche Gemach
Und das wilde Heer der Sorgen
Rüſſen ſeine Stralen nach.
Schmerzlich fühlt der Luſtberauſchte,
Daß ſie, ach, in ſeinem Schooß
Kurze Wonneſtunden tauſchte
Für das bittre Todesloos.

Denn geheilt iſt ſeine Wunde,
Dankend blickt Svanhild empor,
Und zur anbefohlnen Stunde
Kehrt der treuen Mannen Chor.

Freude füllt die weiten Hallen —
Mühsam wehrt er ihrer Lust:
Ach, der Jubel muß verhallen
Um der Königin Verlust.

Doch umsonst erharrt er lange
Das unselige Geschick,
Denn nur höher glüht die Wange,
Heller stralt der Fürstin Blick.
Volle Lust ist erst beschieden,
Als auch froh der Abend naht:
Ja, es lohnen schon hienieden
Götter jede gute That.

König Robert hocherfreuet
Faßt des Glückes Fülle kaum,
Hold und holder nur erneuet
Sich der wonnigliche Traum:
Schifft noch oft auf goldnen Kielen,
Trinkt noch manchen Becher leer
Und in späten Tagen spielen
Kind und Enkel um ihn her.

44.

Die Feder.

Eine goldne Feder fiel
Aus Gabriels Gefieder:
Der losen Lüfte Spiel
Allmählich sank sie nieder:
Zur Erde leise, leise,
Doch sicher gieng die Reise.

Am Berge Golgatha
Da blieb sie endlich hangen.
Es fühlte wer sie sah
Unsägliches Verlangen:
Erwerben wollte Jeder
Die große goldne Feder.

Man griff nach ihr, man zog,
Sie lag wie Blei am Platze;
Auch kaum ein Fläumchen bog
Gewalt am goldnen Schatze.
Man schirrte zwanzig Rinder
Davor: das half noch minder.

Da sah ein weiser Mann
Der Menschen thöricht Leben.
Er seufzte: gleich begann
Die Feder aufzuschweben;

Vom Seufzerhauch gehoben
Entſchwebte ſie nach Oben.

Die ewge Wahrheit zieht
Kein Menſchenwitz hernieder:
Verſucht es, ſie entflieht
Und ſchwebt zum Himmel wieder.
Mit Hebeln und mit Schrauben
Erzwingt ihr nicht den Glauben.

45.

Das Land des Lebens.

I.

Alexander, jener große wunderbare Griechenheld,
Der im Siegesrausch durchzogen hatte die bekannte Welt,
Völker unerhörter Namen viel in Knechtschaft auch gebracht
Bis zuletzt das Weltmeer Grenzen setzte seiner Herschermacht:

Grenzen haßt er doch und Schranken, Ziel noch Ende kennt sein Sinn:
„Länder giebts noch: säumge Diener, warum weist ihr mich nicht hin?
Unfern liegt das Land des Lebens, liegt das schöne Paradies:
Dieß auch soll mir jetzt gehorchen, Zins entrichten soll auch dieß."

Greise warnen ihn vergebens, jauchzend stimmt die Jugend zu,
Und zu neuer, letzter Heerfahrt greift der Feind der eignen Ruh.
Wälder wandeln sich in Schiffe und die Tanne prangt als Mast:
Staunend sieht das unbefahrne Ostmeer den verwegnen Gast.

Wetter schickt es bald und Stürme, öffnet seinen tiefen Schlund,
Zieht hinab die besten Segler, thut ihm tausend Schrecken kund.

Ruhig ſteht er und gebietend wie ein Gott auf ſchwankem Kiel
Und gehorſam ſeinem Winke hebt ſich aus der Flut das Ziel.

Bald mit wenigen Getreuen zieht er über Berg und Thal,
Streitet Tags mit wilden Thieren, Nachts mit Larven ohne Zahl.
Manchen Jüngling reut der Vorwitz, auch dem Kühnſten ſinkt der Muth;
Vorwärts treibt ſie Alexander: „Heute noch wird Alles gut.

„Gleich erklommen ſind die Höhen, jenſeits winkt das reiche Land:
Schauet her, ein Garten Gottes herrlich liegt es ausgeſpannt.
Vier der Ströme ſeh ichs wäßern, Milch und Honig, ſagt man, ſeis.
Blut und Leben hats gekoſtet; doch wie herrlich iſt der Preis!“

Solch ein Anblick mag wohl laben; niedereilt die kleine Schar:
Alles Leid iſt nun begraben und vorüber die Gefahr.
Kurze Strecke bleibt zu wandern, die nur Ungeduld verlängt,
Und den Fuß beflügelt Freude, wenn er müd am Boden hängt.

Endlich nahen ſie: da hebt ſich eine Mauer wunderbar
Auferbaut aus Edelſteinen und aus Perlen licht und klar.
Immer findet ſich kein Ende, keine Thüre fern und nah;
Wie ſie wundernd ſich berathen, plötzlich ſteht die Pforte da.

Lange rufen ſie und pochen, rütteln an dem Thore lang,
Immer übertönt ihr Lärmen drinnen himmliſcher Geſang.

Als die Stimmen fern verklingen, tritt ein alter Mann hervor:
„Warum ſtört ihr unſern Frieden? warum pocht ihr an das Thor?“

Antwort gab ihm ein Verwegner: „Laßt das Singen endlich ſein
Zins zu bringen Alexandern: ſiegreich zieht der Held hier ein.“
„Alexander?“ fragt der Alte ernſt, „den Namen kenn ich nicht:
Iſts der Engel Gottes Einer, die da gehn im ewgen Licht?“ —

„Wie? den großen Alexander kennt ihr nicht, den Götterſohn?
Alle Könige der Erde knieen doch vor ſeinem Thron.
Denn ſo weit die Sonne Stralen ſendet über Meer und Land
Müßen ihm die Völker zinſen: zinſt auch Ihr ihm unverwandt.“

„Zins begehrt ihr irdſchem König, der ſich Weg hierher gebahnt!
Groß erſcheint wohl ſeine Kühnheit, größer als ihr ſelber ahnt.
Wißt, noch iſt er ungeboren, welcher euch erwirbt das Heil,
Daß ihr dieſem Lande zinſen dürfet eur unſterblich Theil.

„Saget euerm großen König, kennt' er ſich, ſo wär er groß,
Und bedächt er wohl der Menſchheit unvermeidlich letztes Looß.

Wes verwähnt ſich Alexander? Fleiſch nur iſt er und Gebein;
Daß er des ſich ſtäts erinnre, gebt zu Zins ihm dieſen Stein.

„Köſtlich iſt er wohl und theuer, nie empfieng er reichern Zoll;
Aber ſchwer iſt zu erfragen was er ihm bedeuten ſoll.
Großer Frevel wird ihn dünken, ſo ihm einer das erſinnt,
Daß er Die bekriegen wollte, die in Gottes Frieden ſind."

Alſo ſprach er und in Nebel löſte ſich der hehre Greis;
Nur der Stein in ihren Händen blieb, der langen Reiſe Preis.
Auch die Pforte war verſchwunden, drin er kaum noch ſprach und ſtand;
Aber höher, immer höher hob ſich die demantne Wand.

II.

Als daheim nun Alexander in der Fülle ruht der Macht,
Was ihm jener Stein bedeute, iſt er ernſten Sinns bedacht.
Immer weilt auf ihm ſein Auge wie vom edeln Glanz berückt;
Weiß er doch auch nicht den ſchönern in der Krone, die ihn ſchmückt.

Juweliere ſind am Hofe, des Geſteines Kenner, viel,
Alle ſchauen ſie bewundernd dieſes Kieſels Gluth und Spiel.
Doch wie weit er ſchick und frage Lohn verheißend ungeſpart,
Niemand kennt nur ſeinen Namen, Niemand ſeine Kraft und Art.

Schon verzweifelnd zu erkunden was er wüſte gar zu gern,
Hört er ſagen, wie ein Jude wohn in ſeinem Lande fern
Hundertjährig, krummgebogen und zu reiſen ungeſchickt;
Aber nichts iſt ihm verborgen, der durch alles Dunkel blickt.

„Heißt ihn holen! flechtet Bahren, tragt mir ſanft den alten Mann,
Reicher Lohn ſoll euch erfreuen, bringt ihr ihn geſund heran.“
Eilends fuhren ſchnelle Boten; doch noch mancher Tag ver-gieng
Bis der Blick des Königs forſchend an des Alten Zügen hieng.

„Jude, nicht zu große Weisheit, ſeh ich, wird dir zugetraut:
Einen Stein will ich dir zeigen, ſchönern haſt du nie geſchaut.
Alles ſollſt du auch erfahren, was mir ſolchen Schatz ver-ſchafft,
Ob du dann erkennen mögeſt ſeine Art und Eigenſchaft.“

Haarklein ward es ihm gemeldet und der Stein darnach gezeigt.
Lange prüft ihn erſt der Alte, prüft aufs Neue, ſtaunt und ſchweigt.
Endlich ſpricht er: „Wohl iſt dieſer Stein ein Kleinod: ſolchen Hort
Wähnt ich nimmer auf der Erde; aber glaubt nicht meinem Wort.

„Eine Wage heißet bringen, legt den Stein darauf und ſchaut
Selbſt das Wunder; kaum doch wißt ihr, ob ihr eignen Augen traut.

Wohl, hier liegt er; in die andre Schale häuft so viel ihr wollt
Rothen Golds; wie hoch ihrs häufet, immer ſchwebt empor das Gold.

„Alle ſeht ihrs, ſeht betroffen, was der kleine Stein vermag:
Doch ein Wunder nicht geringer jetzo drängt ſich an den Tag:
Räumt das Gold aus dieſer Schale, legt ein wenig Staub hinein
Und die federleichte Erde ſchnellt empor den Wunderſtein.

„Jetzo ſchaut ihr ſeine Schwäche, ſahet ſeine Kraft zuvor:
Ueberwog er alle Schätze, Erde zieht ihn hoch empor.
Eins iſt ſeltſam wie das Andre, und doch dieſes ſchier noch mehr:
Hat die Erde ſolche Kräfte, wiegt der leichte Sand ſo ſchwer?

„Löſen ſoll ich euch das Räthſel, fragend ſchaut ihr All mich an,
Was das wunderliche Wunder, dem ihr ſtaunt, bedeuten kann.
Mögt ihrs ſelber nicht erdenken, merkt, ein Gleichniſs ſoll es ſein,
Alexander, deiner ſelber: ſelber biſt du dieſer Stein.

„Sieh, dir dienten alle Schätze, alles Gold ward dir gezinſt,
Herſchaft fiel dir unbedingte, grenzenloſe zum Gewinnſt.
Doch nicht alles Land der Erde, nicht die Welt genügte dir:
Jenſeits riß dich ihrer Schranken unerſättliche Begier.

„Zoll vom Paradies zu heiſchen haſt du thöricht dich erkeckt,
Nach dem Land der Kinder Gottes die vermeßne Hand geſtreckt.

Zähl dir doch zu großer Gnade, daß du leiblich durftest schaun
Was im Tod einst zu erwerben Menschen hoffen und vertraun.

„Gunst erwies, der strafen konnte, dank es Gott und deinem Heil;
Statt der Ahnung diese Mahnung ward dir Frevler nur zu Theil:
Dem kein Gold der Welt genügte, wirst der Erde bald zum Raub,
Alle Schätze mußt du laßen, sinken hin ein Häuflein Staub.

„Also gleichst du diesem Steine, der da schwerer wog als Gold,
Und doch leichter als die Asche, die der Mensch der Erde zollt.
Diesen Zoll auch wirst du zahlen, zollt dir jetzt die Erde gleich,
Und du weißt nicht, ob du jemals eingehn wirst in Gottes Reich.

„Höre drum was ich dir rathe; thu des Uebermuths dich ab,
Da nicht mehr dir bleibt auf Erden als zwei Fuß breit für ein Grab.
Wend auf Gott und deiner Völker Heil den großen, starken Sinn,
Dann vielleicht wird dir das schöne Himmelsland noch zum Gewinn."

46.

Vom Holz des Kreuzes.

Auf ſeinem Thron von Elfenbein
Saß Salomon verwaiſt allein:
Mit Wem ſoll er ihn theilen?
Viel Weiber ſind ihm angetraut;
Doch weiß er eine ſchwarze Braut
Im fernen Aufgang weilen.
Sie iſts, die ihm im Sinne liegt,
Sie hat mit Weisheit ihn beſiegt,
Mit Räthſeln überſtritten.

Da hört er draußen Cymbelklang;
Die Flöte miſcht den Luſtgeſang
Ins Stöhnen der Kameele.
„O wenn von Sabas Königin
Mir Kunde kommt, der Seherin,
So freut ſich meine Seele!“
Schon bringt herein der Diener Schar:
„Da iſt, die längſt erſehnt euch war,
Die Königin von Saba.“

„Sie ſelber kommt?“ Entgegen hebt
Der König ſich wie neubelebt
Der Herrin der Gedanken.
Zu träge ſchleicht ihm doch der Fuß,
Viel ſchneller fliegt ſein Herz zum Gruß
Der ſchönen, Cederſchlanken.

„O Königin des Morgenlands,
Von deiner Stirne ſtralt der Glanz
Der Demuth und der Milde."

Doch wie ſie jetzt die Schleppe ſchürzt,
Der König ſieht es an beſtürzt
Und weiß es nicht zu deuten.
Die weiſer iſt als Salomon,
Sie würdigt thöricht ſich zum Hohn
Herab vor allen Leuten.
Die Brücke liegt doch vor ihr breit;
Sie aber hebt zum Knie ihr Kleid
Und watet durch das Waßer.

Gern möcht' er fragen: warum netzt
Ihr wohl die Füße? doch iſt jetzt
Zum Forſchen nicht die Weile.
Er grüßt den vielwillkommnen Gaſt
Und führt ſie an der Hand gefaßt
Durch all der Diener Zeile.
Doch wie ſie ihm zur Seite ſitzt,
„Was miedet ihr," beginnt er itzt,
„Den Steg und giengt durchs Waßer?"

Sie aber ſpricht: „Ich bin wohl ſtolz:
Doch werd ich ſolch ein edel Holz
Mit Füßen nicht berühren.
Ihr ſelber wandelt drüber hin:
Den Gott in euch gelegt, der Sinn
Iſt nicht daran zu ſpüren.

Es trägt den Heiland einſt der Welt,
Er, der ein König und ein Held
Die Völker ſoll beſiegen."

Der edle König nahm das Wort:
„Die Brücke riß das Waßer fort,
Die ſtarke, ſteingefügte;
Bis man die neue drüber ſchlägt,
Ward dieſes Holz dahingelegt,
Das wohl zur Noth genügte.
Es kam hieher zum Tempelbau
Vom Libanon; doch ſchiens zu rauh
Und widerſtand der Säge.

„Verworfen hats der Zimmermann,
Als man zum Haus des Herrn begann
Die Bäume zu erleſen.
Nun dünkt es uns gar wunderſam,
Daß euch der ungefüge Stamm
Zum Steg zu gut geweſen.
Iſt er zu Großem aufgeſpart,
So wäre leicht von beßrer Art
Die Heiſter aufzufinden."

„Wie irrſt du, König! Solchem Baum
Iſt auf der weiten Erde Raum
Kein Gleicher zu erwerben.
Vernimm: als Vater Adam krank
Und altersſchwach zu Boden ſank,
Da ſchmerzte Seth ſein Sterben.

Zum Paradieſe lief er fort,
Ob er vom Baum des Lebens dort
Ein Zweiglein möcht erbitten.

„Da ſtand der Engel mit dem Schwert:
Die Bitte hätt er gern gewährt,
Wär er zur Zeit gekommen:
„Du findeſt deinen Vater todt;
Doch mag für ſeiner Kinder Noth
Ein ſolches Reis wohl frommen.
Nimm hin und pflanz es auf ſein Grab,
So wächſt am Zweig, den ich dir gab,
Ein Troſt ihm in der Erde.“

„So that der Sohn: der Zweig gedieh
Und ſchönern Baum erſahst ihr nie
Bis ſie zum Bau ihn ſchlugen.
Man brachte ihn her, da ſchien er bald
Zu kurz, zu lang, zu ungeſtalt,
Und gieng nicht in die Fugen.
Der Meiſter warf ihn endlich aus:
Er trägt den Meiſter einſt des Baus,
Der deinen überdauert.“

„Du ſprichſt in Räthſeln, Sulamith;
Wie gern ich ſonſt auch mit dir ſtritt,
Ich gebe mich gefangen.
Die Zeiten liegen klar vor dir,
Die Vorwelt dort, die Zukunft hier;
Mir iſt der Blick verhangen;

Ich ſeh nur liebe Gegenwart,
Verheißen längſt mir und erharrt:
So nimm mich hin, Geliebte!

„Mag einſt er kommen, der in Nacht
Wird ſenken meines Tempels Pracht,
Ich laße das bewenden.
Gekommen iſt mir ſchon das Heil:
Mir wird das ſchönſte Glück zu Theil
Aus deinen ſchönen Händen."
So ſprach er jetzt und glaubte gern
Was ſie geſprochen von dem Herrn,
Denn glauben lehrt die Liebe.

Doch Jahre kommen, ſchwinden hin
Und wandelbar iſt Menſchenſinn
Und flüchtig ſein Ergötzen.
Der weiſe König ward zu Spott
Durch Eitelkeit, den Einen Gott
Vertauſcht er bald mit Götzen.
Da ward ihm jener Baum ein Dorn
Im Aug, er ſah ihn an mit Zorn
Und dacht ihn zu vernichten.

Er nahm ihn aus dem Heiligthum,
Daß einſt nicht ſeines Tempels Ruhm
Dem neuen Bau erbleiche.
Dem Feuer widerſtand der Stamm,
Er ſenkt' ihn ſteinbeſchwert in Schlamm
Bei einem Fiſcherteiche.

Doch Niemand wendet Gottes Rath,
Und als des Heilands Leiden naht,
Da ſchwimmt er gleichwohl oben.

Die Juden ſahen ihn ſo hart,
Im Waſſer ſchier zu Stein erſtarrt:
„Wenn das zum Kreuze würde
Gezimmert, unter welcher Laſt
Erſeufzte dann, der uns verhaßt,
Wie drückt' ihn dann die Bürde."
Da zogen ſie ihn aus dem Teich
Und halfen ſelbſt für Gottes Reich
Den ewgen Bau zu zimmern.

Vom Kreuzesholz als ſeinem Thron
Beherſcht die Völker Gottes Sohn,
Hat ein Prophet geſungen.
Vom Baum des Lebens kam das Reis
Des Stamms, an dem des Lebens Preis
Uns Leben hat errungen.
Drum knieet hin und betet an,
Vom Kreuze ſollt ihr Heil empfahn,
Ihr Völker aller Zungen.

47.

St. Thomas.

St. Thomas kam gen India,
Des Königs Boten fand er da:
Erbauen wollte der ein Haus
Und sandte seine Diener aus,
Ob sie im Abendreiche fänden
Die Meister, die zu baun verständen
Nach römscher Art und Griechenlands,
Daß schön und dauernd wär der Glanz.

St. Thomas sprach: „Ihr Boten kehrt,
Denn euer Wunsch ist schon gewährt;
Nicht beßern Meister findet ihr
Als ihr gefunden habt in mir.
Ich weiß den Bau so fest zu gründen,
So stark der Kuppel Dach zu ründen,
Daß es wohl ewig währen mag
Und nicht zerfällt am jüngsten Tag."

Zum König führen sie den Mann;
Dem rühmt er wie er bauen kann.
Da giebt der König auf sein Wort
Ihm gold- und silberreichen Hort
Und spricht zu ihm: „Ich muß nun fahren;
Doch kehr' ich heim nach zweien Jahren,
Find ich den Bau dann fertig stehn,
Soll reicher Lohn dir nicht entgehn."

Der König fuhr auf seine Fahrt;
St. Thomas baut nach seiner Art:
Er giebt das Gold und Silber hin
Den Armen zu des Herrn Gewinn;
Dann eilt er sie zu unterweisen,
Mit süßer Lehre Kost zu speisen,
Predigt den Völkern um und um
Sein göttlich Evangelium.

Der König, als er wieder kam,
Und des Apostels Thun vernahm,
Wie er das Haus nicht hab erbaut,
Und nicht begonnen nur, da graut
Ihm vor dem Lügner, läßt ihn greifen
Und in den tiefsten Kerker schleifen
Auf Qualen sinnend: groß genug
Schien keine für so argen Trug.

Nun lag des Königs Bruder krank,
Der sah, als er in Schlummer sank,
Im Geist verzückt zu Himmels Höhn,
Ein Haus von Gold und Silber schön,
Und frug: „Wem ists?" Da ward ihm Kunde
Gemeldet aus der Engel Munde:
„Für deinen Bruder hats erbaut
St. Thomas, dem er doch nicht traut."

Da nun zurück sein Geist sich fand
Zur Erde von des Himmels Land,
Da sprang er auf gesund und heil
Und lief zum Bruder hin in Eil

Und ſprach: „Das dir St. Thomas baute,
Das Haus, das ich im Himmel ſchaute,
Wenn dus verſchmähſt, ſo laß es mir:
All meine Habe biet ich dir.“

Der König hört erſtaunt das Wort,
Nimmt aus der Haft den Mann ſofort
Und ſpricht: „Den du erbaut mir haſt,
Laß mich ihn ſchauen den Palaſt.
Ich wähnte mich von dir betrogen;
Verzeih, ich bin dir nun gewogen:
Mein Bruder ſelber rühmt das Haus
Als ſchön und prächtig überaus.“

Da ſpricht der Heilge: „Bald zerfällt
Was man erbaut auf dieſer Welt;
Ich baute dir, wie du begehrt,
Ein Haus, das unvergänglich währt.
Den Blinden gab ich und den Lahmen
Das reiche Gut in deinem Namen:
Was ihr die Armen laßt empfahn,
Spricht Gott, das habt ihr mir gethan.

„So iſt dir wohl verwandt der Schatz:
Dir prangt das Haus an einem Platz,
Wo es nicht Gluth noch Flut verſehrt,
Der Wurm nicht an den Balken zehrt.
Und trägſt du es zu ſchaun Verlangen,
Die Taufe laß ich dich empfangen:
Du ſiehſt es vor dir ſtehn im Geiſt,
Wenn Glaube nur dich unterweiſt.“

48.

Eim der See.

Eſthniſche Sage.

Um des Eimſees Schilfgeſtade
Wohnen wilde böſe Menſchen.
Weh, ſie mähen nicht die Wieſen,
Grüne Wieſen, die er wäßert;
Weh, ſie ſäen nicht die Aecker,
Aecker, die ſein Athem feuchtet:
Raub und Mord iſt all ihr Sinnen
Und vom Blute der Erſchlagnen
Trüben ſich die klaren Wellen.
Eim der Seegott ſieht es trauernd,
Will es länger nicht ertragen.
Und des Abends all zuſammen
Ruft er die beſloßten Kinder:
„Laßt uns ziehen, liebe Kinder:
Andre Wohnung aufzuſuchen,
Hebt euch mit mir in die Lüfte!“
Und ſie heben ſich, zum Himmel
Wirbelt auf die Nebelſäule
Und die Nacht durchrauſcht es gießend,
Löſt ſich mählich aus der Tiefe;
Tod am Morgen liegt das Bette.
Als das ſehn die Gottvergeßnen,
Ueber ſich das Rauſchen hören,

Wundernd Einer ſpricht zum Andern:
„Seht, der Eim iſt aufgeſtiegen:
Laßt uns ſeine Schätze ſammeln,
Laßt uns ſeine Fiſche ſuchen.“
Lange ſuchen ſie vergebens:
Mitgezogen ſind die Fiſche;
Statt der Perlen, goldner Münzen,
Wimmeln auf dem ſchlammgen Grunde
Kröten, Molche nur und Schlangen.
Dieſe kriechen aus und wohnen
Bei dem räubriſchen Geſchlechte.
Aber höher ſtäts und höher
Steigt der Eim in reine Lüfte.
Und die Jäger in den Wäldern
Sprechen ſorgend: „Welch ein Wetter
Kommt in Schiffgeſtalt gezogen!“
Höher ſteigt der Eim und höher,
Und des Berges Hirten ſprechen:
„Seht den weißen Schwanen fliegen!“
In der Nachbarſchaft der Sterne
Schwebt er bei der Nacht ein Sternbild.
Aber jenſeits der Gebirge
Morgens ſehen ihn die Schnitter
Wieder wie ein Schwan gefiedert
In die Ebne niederſinken.
Aber aus dem weißen Schwanen
Wird ein Schiff, und aus dem Schiffe
Werden dunkle ſchwere Wolken;
Aus den dunkeln ſchweren Wolken
Spricht es deutlich zu den Schnittern:
„Hebt euch dannen mit der Ernte,

Ein will friedlich bei euch wohnen."
Und sie heißen ihn willkommen,
Weil er ihre Saat bethauen,
Weil er ihre Wiesen tränken.
Sieh, da gießt es rauschend nieder:
Wonniglich im neuen Lager
Dehnt er die geschmeidgen Glieder.
Und sie ordnen ihm das Bette,
Ziehen Deiche, bauen Dämme,
Pflanzen junge Bäum ans Ufer,
Daß dereinst ihn Schatten kühle.
Dankbar sahs der Gott und fruchtbar
Macht er weithin das Gefilde,
Alle Scheuern voll des Segens.
Und sie schlingen ihre Reigen,
Hüpfen um ihn her und singen,
Daß der Alte sich verjüngend
Wie ein Knabe blickt und lächelt.

49.

Das Gebet.

Das Dörfchen lag in Schnee und Eis,
Mild glänzte Sternenſchein;
Der Junker rief am Fenſter leis:
Süßliebchen, laß mich ein!
Der Junker ſtand vom Sturm umtobt,
Der Junker rief aufs Neu:
Haſt mir ein warmes Bett gelobt
Und ſtäte Liebestreu.

Doch wie er rief und wie er ſprach,
Kein Lüftchen regte ſich;
Der Junker durch die Hecke brach,
Leis in die Kammer ſchlich:
„Was haſt du, Lieb, nicht aufgemacht?
Da draußen weht es kalt;
Nun koſen wir die lange Nacht
Bis früh der Hahnruf ſchallt.“

Der Junker mahnt, der Junker ſchilt,
Süßliebchen hört ihn nicht:
Sie kniet vor ihrem Chriſtusbild,
Das glänzt in mildem Licht.
Sie hält es herzend in der Hand,
Küßt es viel tauſendmal:
Vor ſeinem ſüßen Schimmer ſchwand
Der Erde Luſt und Qual.

Sie hat ihr Herz zu Dem gelenkt,
Der hilft aus Schmerz und Noth,
Daß sie der Stunde nicht gedenkt,
Die sie dem Junker bot.
Und leis, wie er gekommen war,
Flieht er mit scheuem Fuß,
Das Mädchen ward ihn nicht gewahr,
Vernahm nicht seinen Gruß.

Ein Veilchen nur, ist er zurück
Den Priester an der Hand:
„Nun segnet unser Liebesglück
Durch frommer Ehe Band."
Süßliebchen fand, da sie erwacht,
Wie Beten hat Gewalt:
„Nun kosen wir die lange Nacht
Bis früh der Hahnruf schallt."

50.

Drei Sechs Neun.

Endlich iſt der Wald durchritten,
Heilger Eichen tiefe Nacht,
Und mein Roſs mit raſchen Schritten
Hat mich an ein Haus gebracht.

Vor dem Hofthor auf den Steinen
Sitzt ein Mann mit grauem Bart,
Der vor Schluchzen und vor Weinen
Erſt des Fremdlings nicht gewahrt.

„Was bedeutet eure Trauer?
Alter Mann, beſcheidet mich.“ —
„Ach der Vater,“ ſchluchzt der Bauer,
„Vater ſchlug mich jämmerlich.“

Niederſchwing ich mich vom Pferde,
Tret' hinein und ſilberweiß
Naht, noch zürnender Geberde,
Mir im Flur ein hoher Greis.

Höflich grüß ich ihn und frage:
„Warum ſtraftet ihr den Sohn?“
Und er ſpricht: „Mit Einem Schlage
Kam er noch zu leicht davon.

„Meinen Vater ließ er fallen,
Der nun alt iſt und halb blind;
Doch dem Gaſte zu gefallen
Geb ich Frieden jetzt dem Kind.

„Tretet ein, daß wir euch dienen.“
Als ich in die Stube ſah,
Saß der Ahn mit muntern Mienen
Betend ſchon im Lehnſtuhl da.

Als geſprochen war der Segen
Saßen wir mit ihm zu Tiſch
Und bebende vorzulegen
Weiß der Hausherr Fleiſch und Fiſch.

Und ich ſprach: „Was mich verwundert
Iſt die Stärke, die euch ſtählt,
Da der Ahnherr doch wohl hundert,
Wohl der Enkel funfzig zählt.“

„Hundert vierzig hat er hinter
Sich, und ſiebzig zählt mein Sohn;
Doch mir ſelber ſind der Winter
Mehr als hundert nun entflohn.“ —

„Ei, ſo ſagt mir doch, wie fanget
Ihr das an, ihr alle Drei,
Daß ihr hohe Jahr erlanget
Von der Laſt des Alters frei?“ —

„Zu geht das mit rechten Dingen;
Alles liegt an Drei Sechs Neun:
Soll es euch wie uns gelingen,
Müßt ihr Neun Sechs Drei nicht ſcheun.

„Drei — wir eſſen nicht des friſchen
Brots, das aus dem Ofen tanzt:
Lag die dritte Nacht dazwiſchen
Wird es auf den Tiſch gepflanzt.

„Sechs — wir trinken von der Kelter
Nicht den kaum gegohrnen Wein,
Warten bis er firnt: je älter
Je geſunder wird er ſein.

„Neun — an jedem neunten Tage
Eilen wir zum Tiſch des Herrn:
Uebermuth und eitle Klage
Hält uns lautre Beichte fern.

„Droben ſeht ihr die Capelle;
Unten liegt die Welt ſo breit:
Vor den Augen wird es helle
Und die Bruſt wird frei und weit.

„Litten hier des Hofs Geſchäfte
Täglich ſolchen Pilgergang,
Neunfach wüchſen uns die Kräfte,
Neunmal lebten wir ſo lang.

„Schämen vor den alten Knaben
Muste sich Methusalem,
Sollt uns einst dein Anblick laben,
Himmlisches Jerusalem.“

51.

Der Sprung ins Himmelreich.

„Nun Büßer der Oede, dir iſt es geglückt,"
So klang es vom engliſchen Munde,
„Dir hat inbrünſtige Reue gedrückt
Zum Himmel, ich bringe dir Kunde.
Geſchrieben ſtehſt du von höchſter Hand
Im Buche des Lebens, da biſt du benannt
Und der König von England, der Richard."

Hab Dank, lichtſtralender Bote des Herrn,
Der erquicklichen, tröſtenden Worte:
Nun komme der Tod, ich ſterbe gern,
Mir erſchließt ſich die himmliſche Pforte.
Doch meines Gefährten verwundert mich ſehr:
Viel hat er gekriegt und geſündigt ſchwer,
Der König von England, der Richard.

„Viel hat er gekriegt und der Kirchen zerſtört,
Wahr iſts, und des Blutes vergoßen,
Oft wider des Himmels Gebot ſich empört;
Doch freue dich deines Genoßen:
Ein Großes vollbracht er für Gottes Reich
Und Lohn empfängt er, dem deinigen gleich,
Der König von England, der Richard.

„Viel Könige fuhren zum heiligen Land
Des Erlöſers Grab zu gewinnen,
Und als ſie zu ankern gedachten am Strand,
Da ſchien es ein fährlich Beginnen.
Sie ſahen die Mohren unzählig geſchart;
Schon wollten ſie wenden, da wehrte der Fahrt
Der König von England, der Richard.

„Hoch rief er vom Roſs: Glückſeliger Tag,
Seit Jahren erfleht mit Verlangen:
Da ſtehen die Heiden, ein einziger Schlag
Und ihr morſches Reich iſt zergangen.
Und Wen die Sünden zu büßen freut,
Der befehle ſich Gott, der folge mir heut,
Dem König von England, dem Richard.

„So ſprang er hinab in die rauſchende Flut
Und über ihm perlten die Wogen:
Doch taucht' er empor mit herrlichem Muth
Die leuchtende Klinge gezogen.
Und kam ans Ufer, der einzige Mann,
Und ſprengte das Heer der Ungläubigen an,
Der König von England, der Richard.

„Das ſahen die Fürſten, die Könige, dort
Und ſchämten ſich endlich des Zagens.
Sie ſprangen ihm nach und erzwangen den Port
Und den Sieg zum Lohne des Wagens.
Die Mohren, vom Muthe der Chriſten erſchreckt,
Sie haben bewundernd die Waffen geſtreckt
Dem König von England, dem Richard.

„Du haſt gebetet, gefaſtet, gewacht,
Den Himmel verdient auf den Knieen;
Er hat gewürgt in verderblicher Schlacht
Und Gnad iſt euch beiden verliehen.
Allmählich bezwangſt du den göttlichen Zorn;
Er ſprang in den Himmel mit Stiefel und Sporn,
Der König von England, der Richard.“

52.

Saladins Rath.

„Du hältst mich sanft gefangen,
Großmüthger Saladin,
Weit über mein Verlangen
Ist mir Gemach verliehn:
Der Heimat muß ich darben,
Sonst nennt' ich mich beglückt,
Da in den reichsten Farben
Sich mir das Leben schmückt.

„Du ziehst in dein Vertrauen
Den Christen auch, den Feind,
Der dir vielleicht im grauen
Gelock erfahren scheint.
Hat dir der Rath noch selten
Gefrommt, den ich dir bot,
Du wirst ihn doch vergelten:
Des deinen ist mir Noth.

„Die Erbin meiner Krone
Blüht mir ein Töchterlein
Daheim, die der Barone
Und Grafen viel umfrein.
Wem soll ich sie vermählen?
Den Rath vernähm ich gern.
Ich will dir keinen hehlen
Der Fürsten und der Herrn." —

Der Sultan ſprach: „Von allen
Die mir dein Mund genannt
Will keiner mir gefallen
Zu deiner Tochter Hand.
Als wir vor Salem ſtritten,
Sah ich ſie allzumal
Und kenn auch ihre Sitten,
Drum prieſ ich nicht die Wahl.

„Sie haben Gut und Ehre
Und Hochgeburt und Macht;
Doch folge mir und kehre
Dich nicht an eitle Pracht.
Ich weiß, du ſelber wähleſt
Nach Würdigkeit: wohlan,
Dem du dein Kind vermähleſt
Vor Allem ſeis ein Mann.

„Ein Mann — von deinem Lande
Stritt hier ein Edelknecht,
Der oft der Herren Schande
Getilgt hat im Gefecht.
Oft hob geſunkne Fahnen
Guillalmet von St. Cyr:
Zum Eidam, laß dich mahnen,
Den Mann erwähle dir.“

Da ſprach der Provenzale:
„Du lehrſt mich weiſen Sinn.
Wird der ihr zum Gemahle,
Es bringt uns noch Gewinn.

Er ist von Haupt zu Füßen
Ein Ritter und ein Held,
Von Sitten also süßen,
Es lobt ihn alle Welt."

Der Graf beschied die Seinen
Nach seinem Willen klar:
„St. Cyr und anders Keinem
Gebt sie am Hochaltar."
Was Saladin gesprochen
Verschwieg er nicht dabei,
Dem er vor Jahr und Wochen
Ein Mann erschienen sei.

Die Gräfin liest mit Staunen
Was ihr der Herr gebeut;
Doch fügt sie seinen Launen
Wie immer sich auch heut.
Sie läßt den Ritter rufen,
Beut ihm der Tochter Hand
Und an des Altars Stufen
Provence, das reiche Land.

Mit jedem Worte steigert
Des Jünglings Unmuth sich:
„Die man den Fürsten weigert,
Versparte man für mich?
Wollt mich mit Spott verschonen,
Weiß nicht, worauf er zielt:
Hab ich zu Grafenkronen
Doch nie emporgeschielt."

Die Gräfin ſprach: „Sie fallen
Herab auf euer Haupt,
Weil von den Stirnen allen
Man keine würdger glaubt.
Laßt dieſen Brief euch zeigen
Wen uns der Sultan pries
Und heißt den Argwohn ſchweigen,
Der falſche Fährte wies.“

Er las ſein Lob betroffen
Aus des Ungläubgen Mund
Und was er nie zu hoffen
Gewagt, erfüllt zur Stund.
„Doch was mich ſo zu preiſen
Den Sultan auch bewog,
So will ich ihm beweiſen,
Daß er ſich nicht betrog.“

Sich beblend ſprach der Ritter:
„Ihr ſpottet beide mein,
Der Graf und Ihr: wie bitter
Muß Hohn dem Armen ſein!
Wollt Ihr den Zweifel bannen
Und iſt euch ernſt der Kauf,
So gebt vor allen Mannen
Mir gleich die Grafſchaft auf.“

Das Land ward ihm gegeben
Mit Ring und Stab alsbald,
Die Gülten durft er heben
Nach fürſtlicher Gewalt.

Da ließ er die Galeere
Bemannen insgeheim
Mit treuem Söldnerheere,
Und blieb nicht lang daheim.

Schon lud zur Hochzeitfeier
Der Glocken voller Schall,
Da ſuchte man den Freier
Vergebens überall.
Die Mutter in der Kammer,
Sie tröſtet nicht die Braut;
Doch habt Geduld, den Jammer
Vergilt der Freude Laut.

Einſt ritt mit wenig Leuten
Der Sultan ſonder Arg
Den Reiher zu erbeuten,
Der ſich im Schilfe barg.
Da brach ein Häuflein Franken
Hervor aus grüner Bucht:
Die Jäger ſtutzen, ſchwanken
Und wenden ſich zur Flucht.

Der Sultan griff zur Seite,
Der Damascener pfiff;
Umſonſt, nach kurzem Streite
Bringt ihn ein Boot ans Schiff.
Ans Schiff, an die Galeere —
Wer öffnet das Viſier?
Der ihm entriß die Wehre,
Guillalmet von St. Cyr.

Der ſpricht: „Seid guter Dinge,
Großmüthger Saladin:
Mit dieſer krummen Klinge
Laß ich euch ledig ziehn,
Wollt Ihr den Vater löſen,
Den Ihr berathen habt;
Der Rath war nicht vom Böſen,
Den Ihr dem Grafen gabt.

„Ließ' ich ihn länger ſchmachten
In der Ungläubgen Haft,
Ihr müſtet mich verachten
Und meine Manneskraft.
Seht, ob er ſchlimm berathen
Mit ſolchem Eidam iſt:
Den Mann an ſeinen Thaten
Erkennen Heid und Chriſt."

53.

Der Gefangene.

(Nach dem Spaniſchen.)

„Wenn die Lüfte ſich erwärmen
In dem ſchönen Maienmond,
Wenn die Nachtigall der Lerche
Gegenſingt im Wechſelton,
Die Verliebten alle werben
Um der Minne ſüßen Lohn,
Bis auf mich den Unglückſelgen,
Der in dieſem Kerker wohnt,
Der nicht weiß, obs Nacht geworden,
Ob die Sonne trat hervor,
Außer durch ein kleines Vöglein,
Das mir ſang ums Morgenroth —
Nun erſchoß es mir ein Jäger;
Gebe Gott ihm böſen Lohn.
Meines Hauptes Locken reichen
Mir zum Knie hernieder ſchon
Und die Haare meines Bartes
Dienten mir als Tiſchtuch wohl;
Mit der Hände langen Nägeln
Schneid ich mir das karge Brot:
Thut mir das der gute König,
Iſt es meines Herrn Gebot;
Thut es mir der Kerkermeiſter,
Uebt er Bosheit ehrenlos.

Daß ich jetzt ein Vöglein hätte,
Dem ich Worte sagte vor,
Ob es Star wär, oder Sproßer,
Oder eine Lerche bloß,
Die der Frauen zarte Pflege
Zum Gehorsam auferzog,
Daß sie eine Botschaft brächte
Meiner Liebsten Leonor,
Eine Torte mir zu backen,
Nicht für Salmen, Schmerlen hohl,
Sondern für ein kleines Feilchen,
Eine scharfe Pickel bloß:
Feilchen für die Eisenstäbe,
Pickel, die die Wand durchbohrt."
Wohl vernahm der König Alles:
Den Gefangnen gab er los.

54.

Die hoffenden Thoren.

Wir Alle ſind hoffende Thoren hienieden,
Noch Keiner hat thörichte Hoffnung gemieden;
Doch ein Pärchen gedieh im heſperiſchen Land
Vor Andern „die hoffenden Thoren“ genannt.

Sie hatten die Hoffnung zur Freundin erkoren
Und gaben nicht feige ſo früh ſich verloren:
Sie hofften, es kehre der einzige Sohn,
Sie erhofften ſeit dreißig Jahren ihn ſchon.

Er verhieß, da hinaus in den Krieg er gezogen,
Zurück zu kehren: wie hätt er gelogen?
Nicht kehrt das geliebte, verheißene Kind;
Doch hoffen ſie: Hoffnung und Liebe ſind blind.

Schon greiſen den Alten die bräunlichen Locken,
Noch hoffen ſie, hoffen noch fort unerſchrocken,
Noch ohne zu zweifeln vertraun ſie dem Glück,
Es führe den Sohn, den geliebten, zurück.

Und kam er nicht heute, ſo kommt er uns morgen
Nur deſto gewiſſer, was ſollten wir ſorgen?
Wir wollen zum Berg in der Frühe nur gehn,
Da können wir ferne den Kommenden ſehn.

Sie gehen zum Berge, ſie ſpähen, ſie ſchauen
Hinab in die Thäler, hinaus in die Auen,
Und wandert ein Wandrer des Weges daher,
So iſt es Lyſander, der Wandrer iſt Er.

Wars dennoch ein Andrer, ſo wandern noch Viele,
So erkieſt ſich ihr Blick einen Andern zum Ziele.
Und verſinkt der vergebene Tag in die Nacht,
Doch ward er in ſeliger Hoffnung verbracht.

So hoffen ſie täglich von Jahre zu Jahre
Bis endlich verſagen die Kräfte dem Paare;
Die Hoffnung verſagt nicht, die Hoffnung gewährt,
Ob das Alter den Berg zu erſteigen erſchwert.

Da lehrt ſie die Hoffnung, nicht zage zu wimmern,
Auf dem Gipfel des Berges die Hütte zu zimmern:
Nun mögen ſie ſchauen hinab in das Thal
Bei der Sonne des Tags wie beim mondlichen Str

So halten ſie feſt den beglückenden Glauben
Und laßen nicht Spott und nicht Hohn ſich ihn ra
Einſt wird noch die Weisheit der Weiſen zu nicht,
Wenn der Sohn um die Eltern die Arme nun flic

Wie Viele ſie hoffende Thoren auch ſchelten —
Empfindende Herzen begegnen ſo ſelten;
Doch begegnete Eins: ein begüterter Mann
Auf den Berg einen Tempel zu bauen begann.

Er hatte die trefflichſten Meiſter berufen,
Die bauten ihn prächtig mit Säulen und Stufen.
Er ſchonte nicht Koſten, nicht Mühe noch Zeit:
Bald wurde der Tempel der Hoffnung geweiht.

Sie aber, die feſt an der Hoffnung gehalten,
Sie ſetzt' er zu Dienern des Tempels, die Alten:
Sie hatten kein prieſterlich Amt zu begehn
Als hoffend hinaus in die Ferne zu ſehn.

Sie durften ſich anderer Sorgen entſchlagen,
So Kleidung als Speiſe ward ihnen getragen,
Und täglich erkundet der Bote dabei
Ob noch ihr Lyſander gekommen nicht ſei?

Sie ſprachen: Wir danken dem Herren der Güte
Und hoffen, daß Gott ihn im Himmel behüte:
Lyſander iſt heute gewiſs nicht mehr fern,
Wir melden wohl morgen ſein Kommen dem Herrn.

Und wolltet ihr hier nur ein Stündchen noch weilen,
Wir könnten wohl heut den Beſcheid noch ertheilen,
Gekommen ſei endlich der treffliche Sohn;
Doch eilet ihr immer ſo frühe davon.

Da lächelt der Bote und ſchwingt ſich zu Pferde:
Sah größere Thoren doch nimmer die Erde!
Wer weiß, wo Lyſander den Boden nun düngt;
Doch hoffet nur, hoffet, die Hoffnung verjüngt.

So ſpricht er auch heute und reitet die Straße
Nach Hauſe gemächlich, er bleibt bei dem Maße:
Kein liebendes Herz, das daheim ihn erharrt —
Nicht hoffen, nicht glauben, ſolch Leben iſt hart.

Schon naht er dem leeren, verödeten Hauſe,
Da hört er ein Keuchen, ein Athemgeſauſe:
Ein ermüdeter Pilger beflügelt den Schritt;
Der ergreift ihm den Zaum und gehemmt iſt der Ri

„Bei Allem, was heilig iſt, helfet mir weiter,“
Bei der ſeligſten Jungfrau beſchwört er den Reiter,
Die Sprache verſagt ihm: „o Freund in der Noth,
Euer Pferd mir; das dritte ſchon jagt ich zu Tod.

„Und kann ich nicht heute zum Ziele gelangen,
So ſind mir umſonſt ſo viel Jahre vergangen,
Freund, vierzig Gefangenſchaftsjahre der Pein:
Die laßt euch bewegen das Pferd mir zu leihn.“ —

Ja, daß ich ein Narr wär, das Pferd zu entbehren,
Nur daß ſich die Krähn und die Raben ernähren.
Und habt ihr gewartet ins vierzigſte Jahr,
So könnt ihr bis morgen auch warten fürwahr. —

„Zu ſpät iſt es morgen, das ſagt mir die Ahnung,
Auch vernahm ich in Träumen die dringendſte Mahn
Und tret ich nicht heute den Eltern ins Haus,
So trägt man ſie morgen vielleicht ſchon hinaus.“

Und wärt ihr der hoffenden Thoren Lyſander ·
(Wahrhaftig, ihr paſstet nicht ſchlecht zu einander)
Doch möcht ich — „Ich bin ja Lyſander, ich bins;
Die Börſe wohl macht euch noch anderes Sinns."

Das konnt ich nicht denken — die ſchweren Zecchinen —
Ja ſeid ihr Lyſander, da muß ich euch dienen:
Dieß Roſs iſt das eure; ein anderes ſteht
Hierneben im Stalle, das beßer noch geht.

Ab ſitzt er, dem Andern den Sattel zu räumen;
Schon ſprengt er hinweg mit verſtatteten Zäumen.
Der Thörichte, murmelt der Bot in den Bart,
Was wählt' er das ſchlechtere Roſs zu der Fahrt?

Und beßer iſt Jenes um mehr als ein Drittel:
Der Junge gehört zu den Alten ins Spittel.
Die hoffenden Thoren! Zwar — was man doch ſpricht!
Sie waren am Ende ſo thöricht noch nicht.

Da iſt ja nun wirklich der Junge gekommen,
Es erfüllt ſich die thörichte Hoffnung der Frommen.
So komm ich beiläufig wohl gar um mein Amt
Zu fragen und Speiſe zu bringen — verdammt!

Doch ſieh, was mag wohl die Röthe bedeuten
Am dunkelnden Himmel? Die Glocken auch läuten —
Bei Gott, ich verliere noch heut den Verſtand:
Das Tempelchen ſicherlich lodert in Brand.

So hätte die Hoffnung euch dennoch betrogen,
Da schon euch so nahe der Sohn war gezogen?
Mich soll es nicht kümmern, ich gehe nach Haus
Und morgen zum Letztenmal reit ich hinaus.

Am Morgen, da bringt er die Speise getragen:
Was sieht er? Er siehet den Tempel noch ragen,
Hochzeitlich bekränzt und mit Kronen geschmückt,
Und im Arme des Sohnes die Eltern beglückt.

Das Feuer, es war nur ein Feuer der Freude
Vom Volke gezündet unweit dem Gebäude;
Die Glocken, sie klangen mit stürmendem Ton
Nur, endlich gekehrt sei den Eltern der Sohn.

Sie klangen und klingen noch hoffenden Thoren:
Nur nimmer den Muth und die Hoffnung verloren;
Sie klingen und klangen Jahrhunderte schon
Verzagenden Thoren Beschämung und Hohn.

55.

Die Erfindung des Kusses.

1828.

Geschaffen war
Die Welt nun gar
Mit Stein, Gethier und Kraut,
Und auch dem ersten Menschenpaar
Die Herschaft schon vertraut;
Doch regungslos
Auf Adams Schooß
Saß Eva, sein Gemahl:
Die wollte nichts mehr hören
Von Blumen, Jubelchören,
Von Flur und Blüthenthal.
„Ach, schweig einmal —
Mir ists vergällt.
Du rühmst zu sehr
Die Pracht umher:
Nein, laß mich schlafen, das ist mehr
Als alle Süßigkeit der Welt."

„Komm, liebes Weib,
Zum Zeitvertreib
Spazieren auf der Au — —
Welch schwaches Ding ist doch der Leib

Solch einer schönen Frau!
Da liegt sie hier
Zu Füßen mir,
Daß sie nicht hört noch sieht,
Und wie ich mit ihr spreche,
Sie in die Seiten steche,
Sie regt und rührt kein Glied." —
„Wenn nur geschieht
Was dir gefällt!
Doch siehst du ja,
Ich bin schon da,
Denn Fried im Haus ist mehr beinah
Als alle Süßigkeit der Welt."

Und sonder Harm
Giengs Arm in Arm
Durch Wald und Wiese frei.
Da summte himmelher ein Schwarm
Von Bienen dicht vorbei;
Zwei Schritte kaum,
So liegt ein Baum
Gestaltet wie ein Sarg,
Der wie im reinsten Schlauche
In seinem hohlen Bauche
Die Honigwaben barg.
„Sei ohne Arg,"
Sprach unser Held,
„Und tauch hinein
Dein Fingerlein:
Ich wette, das wird süßer sein
Als alle Süßigkeit der Welt."

Frau Eva that
Nach seinem Rath
Und kostete den Saft;
Auch Adam aß wie ein Soldat
Aus ganzer Leibeskraft.
Und sieh! gar bald
War der Gehalt
Der Honigmulde leer:
Sie stricken an den Wänden
Ob sie noch Honig fänden
Und fanden keinen mehr.
„O wie so schwer
Entbehrung fällt,"
Sprach Eva jetzt;
Und Er versetzt:
„Wohl hat die Kost mich mehr gelezt
Als alle Süßigkeit der Welt."

Auf Moos und Gras
Umschlungen saß
Das junge Ehepaar;
Eins in des Andern Augen las
Wie wenig satt es war.
Da ward ihm kund:
An Evas Mund
Hieng noch ein Honigrest;
Das Süße wegzunippen
Drückt er gemach die Lippen
An Ihre Lippen fest.
Und wie er preßt
Und an sich hält

Bis es am Schluß
Gedieh zum Kuſs,
Empfand er ſüßern Hochgenuß
Als alle Süßigkeit der Welt.

Auch Eva ſog
Gemach und zog
Des Gatten Lippen an:
Es hieng, wofern der Schein nicht trog,
Noch Himmelshonig dran.
Wohl ward ihr kund
An Adams Mund
Der ſüße Honigreſt;
Das Süße wegzunippen
Drückt ſie die Purpurlippen
Auf Seine Lippen feſt.
Und wie ſie preſst
Und an ſich hält
Bis es am Schluß
Gedieh zum Kuſs,
Empfand ſie ſüßern Hochgenuß
Als alle Süßigkeit der Welt.

Der Honig war
Es nicht: fürwahr
Es zog ein andrer Grund
Mit ſolchem Durſt das junge Paar
Eins an des Andern Mund.
Sie küſsten zu
In ſelger Ruh
Bis daß der Abend ſank:

Man hätte ſchwören ſollen,
Es wär hervorgequollen
Der reinſte Honigtrank.
Und aller Zank
War eingeſtellt,
Seit ſie im Kuſs
Im Ueberfluß
Empfanden ſüßern Hochgenuß
Als alle Süßigkeit der Welt.

II.

Deutsche Mythen und Sagen.

56.

Druſus Tod.

Druſus ließ in Deutſchlands Forſten
Goldne Römeradler horſten,
An den heilgen Göttereichen
Klang die Axt mit freveln Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand ſchon an der Weſer Strande,
Wollt hinüber jetzt verwegen
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Uebermenſchlich von Geberde
Drohte ſie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

„Jene Marken unſrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu ſchauen,
Stehſt am Markſtein deines Lebens,
Deine Siege ſind vergebens.

„Säumt der Deutſche gerne lange,
Nimmer beugt er ſich dem Zwange,
Schlummernd mag er wohl ſich ſtrecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken."

Druſus, da ſie ſo geſprochen,
Eilends iſt er aufgebrochen,
Aus den Schauern deutſcher Haine
Führt er ſchnell das Heer zum Rheine.

Vor den Augen ſieht ers flirren,
Deutſche Waffen hört er klirren,
Sauſen hört er die Geſchoße,
Stürzt zu Boden mit dem Roſſe.

Hat den Schenkel arg zerſchlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen.
Alſo wird Gott Alle fällen,
Die nach Deutſchlands Freiheit ſtellen.

57.

Der Langobarden Urſprung.

Auf des Himmels höchſter Höhe ſaß Gwodan
Weit in die weite Welt zu ſchaun.
Da traten vor ihn die Fürſten der Wandaler,
Ambri und Aſſi, ihn anzuflehn:

„Wider die Winniler gewähr uns Sieg,
Daß ſie uns zahlen müßen den Zins,
Hof und Heiligthum ſoll ſich dir heben
Und immer rauchen von Roſſeblut.“

„Ich gönn ihm gerne,“ ſprach Gwodan, „den Sieg,
Wen ich den wackerſten weiß und den beſten.
Seid frühe munter: die ich morgen zuerſt
Erſehe, die ſollen den Sieg erfechten.“

Spöttiſch darnach ſprach er zu Frea:
„Morgen gewähr ich den Wandalern Sieg.
Hof und Heiligthum ſoll ſich mir heben
Und immer rauchen von Roſſeblut.“

Das ſchmerzt' in der Seele die ſchöne Frea,
Von heißen Thränen troff ihr Gewand.
Ihr waren die Winniler würdig des Schutzes,
Die oft ihr die Früchte des Feldes geopfert.

Da gieng Gambara vor Gwodans Gemahl
Mit Ibor und Ajo, ihren edeln Söhnen.
Zu Frea flehte die Fürstin der Winniler;
Weise war sie und weithin geehrt:

„Wir klagen dir knieend den Kummer des Herzens:
Unwürdig wollen uns die Wandaler knechten.
Zahllos umziehen sie Zoll zu heischen
Die schwächere Schar, die mit Nichten ihn schuldet.

„Morgen entscheiden sich unsre Geschicke;
Gram sei uns Gwodan gehn sie und pralen.
Der Deinen Verderben wirst du nicht dulden:
Erfleh uns, Frea, den Vater der Welten."

Sorgend saß die Göttin und sann auf Auskunft,
Wie sie der Winniler Verderben wende.
„Höret, im Herzen hab ich erdacht
Wohl weisen Rath, der wird euch frommen.

„Früh vor der Sonne festlichem Aufgang
Wendet euch morgenwärts, Männer und Weiber.
Die langen Locken laßt um das Kinn
Den Weibern wallen als wär es ein Bart.

„So soll euch den Sieg in der Schlacht nicht weigern
Der Vater der Welten; ich will ihn erflehn.
Schrecken wird die Scharen der Wandaler schlagen,
Wehrt sich so mächtig die Menge dem Feind."

Und früh vor der Sonne feſtlichem Aufgang
Sah man ſich ſüdlich die Wandaler ſcharen;
Aber gen Oſten das bärtige Antlitz
Wandte den Winnilern die weiſe Gambara.

Da hob als der Himmel im Oſten ſich hellte
Frea die frühe ſich vor dem Gemahl,
Kehrte ſein Bette alsbald auf den Scheiben,
Daß er erwachte gen Weſten gewandt.

Als er nun aufſah und nieder zur Erde,
Sah er der Winniler Weiber geſchart,
Die langen Locken los auf dem Buſen;
Den Wandalern wuſt er den Bart nicht gewachſen.

Miſsmuthig ſah er die Mummerei:
„Was breite Langbärte!“ brach er aus.
Und Frea verſetzte freundlich, die ſchlaue:
„Die Winniler, Väterchen, und ihre Weiber.

„Langbärte nennſt du ſie, und Langobarden,
Nicht Winniler wollen ſie weiterhin heißen.
Zum Namen gehört das Namensgeſchenk:
So gieb ihnen Sieg, du Gott des Sieges.“

Da lachte Gwodan der Liſt des Weibes
Und ſchenkte zum Namen das Namensgeſchenk:
Mit Schrecken ſchlug er der Wandaler Scharen:
Freas Günſtlingen gab er Glück und Ruhm.

58.

Baldurs Erlöſung.

Als Baldur auf den Scheitern lag,
Vor Trauer erblich der lichte Tag.
Da iſt von Hermodur dem Helden
Ein herrlicher Ritt zu melden.

Auf Odins Hengſte, Sleipnir genannt,
Stob er hinab, vom Vater geſandt,
Den theuern Bruder zu löſen
Aus Helas Hauſe, der böſen.

Tiefe dunkle Thäler, all unerhellt,
Neun Tage ritt der göttliche Held:
Da hört er den Strom erbrauſen,
Dahinter die Leichen hauſen.

Ueber die Brücke kam er gefegt,
Die ſtand mit glänzendem Golde belegt.
Modgudr bewacht da die Marke,
Vom Stamm der Jötune, die ſtarke.

„Wer biſt du?“ fragt ihn die Rieſenbraut,
„Und warum ſchallt dein Huf ſo laut,
Denn unter dir donnert die Brücke,
Ich fürchte, ſie bricht noch in Stücke.

„Sie donnerte geſtern nicht ſo ſehr:
Da ritten Geſtorbner fünf Rotten daher.
Auch haſt du, ich bin ein Kenner,
Nicht die Farbe todter Männer.“

Da ſprach Hermodur: „Ich reite zu Hel
Baldurn zu ſuchen, ich hab es nicht Hehl.
Sahſt du ihn reiten, den guten,
Hier über die Gjallarfluten?“

„Wohl ſah ich ihn reiten,“ ſprach die Maid,
„Mit ihm fünf Rotten als Todtengeleit.
Du kommſt nicht zu Hel, mein Ritter:
Das wehrt ein goldenes Gitter.

„Doch willſt du's verſuchen, ich weiß den Weg:
Hier nördlich geht es zu Hels Geheg.“
Da ritt er fürder, der Ritter;
Ihn hemmte kein goldenes Gitter.

Die Sporen gab er dem göttlichen Hengſt
Und hinter ihm lag das goldene längſt.
Da ſah er Hel, die fahle,
Sein harrend ſtehn vor dem Saale.

„Ich biete dir herrliches Löſegeld
Für Baldur; ihn klagt die ganze Welt,
Die Weſen beweinen ihn alle:
Entlaß ihn denn, Hel, deiner Halle.“ —

„Bewährſt du mir was dein Mund geſagt,
Daß ihn die ganze Welt beklagt,
Ihn alle Weſen beweinen,
So fahr er heim zu den Seinen.

„Wenn aber Eines widerſpricht,
Und will nicht klagen und weinen nicht,“
Sprach Hel zu dem Götterboten,
„So bleib er hier bei den Todten.“

Die Antwort brachte Hermodur zurück;
Da lachte den Göttern goldenes Glück:
Sie hofften in Glaſors Auen
Den Geliebten wiederzuſchauen.

Da ſandten ſie Boten in alle Welt:
„Und Wem der Schönſte der Aſen gefällt,
Der laße die Thränen rinnen,
So mag er ihn wiedergewinnen.“

Da weinte Menſch und Thier gemein,
In der Erde weinte Erz und Geſtein,
Im Walde die Eichen und Fichten,
Sie weinten um Baldur den lichten.

Den guten Baldur beklagten laut
Das Meer und der Wind und die Windesbraut;
Ihn klagten in himmliſcher Ferne
Die Sonne, der Mond und die Sterne.

Und Waßer und Feuer und Erd und Luft
Und Berg und Thal und Felſenſchluft,
Der Tag mit Abend und Morgen,
Sie weinten um Baldur in Sorgen.

Sie weinten manchen Eimer voll
Und ſchickten zu Hel der Thränen Zoll
Und baten: „Nun thu ſo bieder
Und ſende den Schönen uns wieder.“

Da ſaß verſteckt im Bergesſchacht
Die ſtörriſche Rieſin in ewiger Nacht.
Die wollte Baldurn nicht klagen:
Mit Höhnen begann ſie zu ſagen:

„Nicht im Leben und nicht im Tod
Frommte mir Baldur ein halbes Brot.
Behalte Hela die Beute:
Ich wein ihn nicht morgen noch heute.“

So blieb der Gott in Hels Gewalt;
Doch kommt der letzte der Tage bald,
Dann ſoll die Welt ſich erneuen
Und Baldur uns wieder erfreuen.

59.

Nornengaſt.

„Das lange lag vergeſſen
In meiner Harfe Bauch,
Verglübe, Wachs: indeſſen
Verglübt mein Leben auch.
Vier Menſchenalter dehnet
Es ſich, ins fünfte faſt:
Nach Asgards Hallen ſehnet
Sich, Nornen, euer Gaſt.

„Da Zwei an meiner Wiegen
Mir ſangen Heil und Glück,
Die Dritte, die geſchwiegen,
Warf ſtolz ihr Haupt zurück:
„Was dürftet ihr ihm geben,
Das Skuld ihm nicht gewährt?
Nicht länger ſoll er leben
Als bis dieß Wachs verzehrt.“

„Die Mutter war geſchwinde,
Die Kerze blies ſie aus,
Behielt das Wachs dem Kinde
Bis es verließ ihr Haus:
„Nun hüte ſelbſt der Kerze;
Doch zünde ſie nicht an
Bis einſt dein müdes Herze
Verdrießt der Erdenbahn.“

„Ich hab erlangt, erlitten
In jungen Jahren viel,
Die beſten Helden ſtritten
Vor mir das grimme Spiel.
Wenn meine Saiten klangen,
Sie prieſen Weiſ und Wort;
Wo ſind ſie hingegangen?
Verſinken will der Nord.

„Vor deren Segelroſſen
Die Welt in Trümmern lag,
So herrliche Genoßen
Beſcheint nicht mehr der Tag.
Die alten Zeiten lehren
Dem Nordlandsrecken nie,
Des Südens weichen Lehren
Beugt er im Staub das Knie.

„Es klingt auf meiner Harfe
Kein Ton der neuen Zeit,
Mein Heldenſchwert, das ſcharfe,
Iſt ſtumpf für ihren Streit.
Vielliebe Freunde rufen,
Die trübe Flamme liſcht:
Schon tret ich Walhalls Stufen
Beſeligt und erfriſcht.

„Mir öffnet die Walküre
Die Pforte, Odins Maid,
Daß ſie den Sänger führe
Zu Wingolfs Herrlichkeit.

Ei ja, das lob ich, ei ja!
Du reichſt mir ſelbſt die Hand,
Die ſchönſte Göttin, Freyja —"
Er ſchwieg, ſein Athem ſtand.

Die Kerze war verglommen,
Der letzte Funke ſtarb,
Indem ein froh Willkommen
Dort Nornengaſt erwarb.
Hier ſtand an ſeiner Hülle
Noch Olaf Tryggwaſon:
Zu ewger Freuden Fülle
War ihm der Geiſt entflohn.

60.

Drei Bitten.

Da droben unbezwungen
Saß König Gelimer,
Doch engen Kreiß geſchlungen
Hat ſchon der Feind umher:

„Noch einmal möcht ich ſchauen
Des Lebens vollen Tag,
Noch einmal mir vertrauen,
Dann komme was da mag.

„Auf melde du, mein Ritter,
Den Feinden mein Geſuch:
Ein Brot und eine Zither,
Dazu ein linnen Tuch.“

Da meldete der Ritter
Den Feinden ſein Geſuch:
Was will er mit der Zither,
Was ſollen Brot und Tuch? —

„Das Brot, das will er koſten:
Seit ihn der Thurm bedeckt,
Und ſeine Waffen roſten
Vergaß er wie es ſchmeckt.

„Will trocknen mit dem Linnen
Die alten Augen roth:
Dort auf des Thurmes Zinnen
Sah er nur Angſt und Noth.

„Will in die Zither ſingen
Den bittern Todesſchmerz,
Bis ihm die Saiten ſpringen
Und bricht ſein müdes Herz."

Da gab man ihm die Zither,
Gab Brot und Linnen gern
Und dankend ſchied der Ritter
Und bracht es ſeinem Herrn.

Der ſieht ihn freudig kommen:
„Herbei, mein Saitenſpiel!
Ihr habt kein Lied vernommen
Seit unſer Reich zerfiel.

„Ein Lied will ich erheben,
Es iſt ein ſchönes Lied:
Der ſcheide von dem Leben,
Von dem die Freiheit ſchied.

„Ihr trauten Freunde, koſtet
Das letzte Liebesmal:
Es hat zu lang geroſtet
Der ſcharfgeſchliffne Stahl.

„Verbindet eure Wunden,
Wir ſtürzen in die Schlacht:
In letzten Lebensſtunden
Hab ich dieß Lied erdacht.“

61.

St. Materns Erweckung.

Starb Matern der Segenslehrer,
Der Kölns erſter Biſchof war;
Um den eifrigen Bekehrer
Weint der Gläubgen ſchwache Schar:
Wer ſoll nun das Werk vollenden,
Des er mit geweihten Händen
Sich befliß immerdar?

Zu St. Peter fuhren Boten
Romwärts ohne Raſt und Ruh,
Denn ihm hat der Herr geboten,
Meine Lämmer weide du:
„Welch ein Leid uns hat betroffen,
Uns geziemts auf dich zu hoffen,
Wie zu helfen, ſchaue zu.“

Als St. Peter hört die Kunde,
Vor den Boten ſpricht der Pabſt:
„Noch, Matern, iſt nicht die Stunde,
Daß du dich mit Ruhe labſt.
Noch nicht kann ich dein entbehren,
Noch der Frommen Zahl zu mehren
Fordr ich, daß du Sorge habſt.

„Sitzet wieder auf die Pferde,
Dieſen Stab will ich euch leihn,
Schlagt damit die heilge Erde,
Wo da ruhet ſein Gebein:
Heißet ihn bei meinem Stabe
Auferſtanden aus dem Grabe
Noch ein Kämpfer Gottes ſein.“

Schnell die Boten ritten wieder
Heimwärts in das ſchöne Land:
Wo da ruhten ſeine Glieder
Schlugen ſie den leichten Sand:
Da geſchah ein ſichtlich Wunder,
Daß Maternus ein Geſunder
Neugekräftigt auferſtand.

Lag Maternus in der Bahre
Vierzig Tage fahl und bleich,
Sollt er jetzt noch vierzig Jahre
Blühend mehren Gottes Reich,
Mit St. Petri Stabe ſchalten
Drei Bisthümer zu verwalten,
Tungern, Trier und Köln zugleich.

Jenes blieb ihm unvergeßen,
Wenn ihm dieß im Sinne lag,
Allen dreien las er Meſſen,
Allen drein an Einem Tag:
Nach dem Tode ſolch ein Leben
Mög auch Uns St. Peter geben,
Der des heilgen Biſchofs pflag.

64.

Die Schlacht bei Zülpich.

Chlodewig der Frankenkönig ſah in Zülpichs heißer Schlacht,
Daß die Allemannen ſiegten durch der Volkszahl Uebermacht.

Plötzlich aus des Kampfs Gedränge hebt er ſich auf ſtolzem Roſs
Und man ſah ihn herrlich ragen vor den Edeln, vor dem Troſs.

Beide Arme, beide Hände hält er hoch empor zum Schwur,
Ruft mit ſeiner Eiſenſtimme, daß es durch die Reihen fuhr:

„Gott der Chriſten, Gott am Kreuze, Gott, den mein Gemahl verehrt,
So du biſt ein Gott der Schlachten, der im Schrecken niederfährt,

„Hilf mir dieſes Volk bezwingen, gieb den Sieg in meine Hand,
Daß der Franken Macht erkennen muß des Rheins, des Neckars Strand:

„Sieh, ſo will ich an dich glauben, Kirchen und Kapellen baun
Und die edeln Franken lehren keinem Gott als dir vertraun.“

Sprach es und aus Wolken leuchtend bricht der Sonne voller Stral,
Frischer Muth belebt die Herzen, füllt des schwachen Häufleins Zahl.

Chlodwig selbst ergriff das Panner, trug es in der Feinde Reihn,
Und die Franken siegesmuthig stürzten jauchzend hinterdrein.

Schreck ergreift der Feinde Rotten, feige wenden sie und fliehn,
All ihr Kriegsruhm ist erloschen, ihre Macht und Freiheit hin.

König Chlodwig ließ sich taufen und sein edles Volk zugleich
Und ob allen deutschen Stämmen mächtig ward der Franken Reich.

Wenn sie einst den Gott verlaßen, der bei Zülpich Sieg verlieh,
Ist den Allemannen wieder Macht gegeben über sie.

63.

Das Pferd als Kläger.

In jenen Zeiten, die wir preiſen,
Davon noch gern die Sage ſpricht,
Da hielt mit König Karl dem Weiſen
Als Schöffe mancher Held Gericht.

Ein Glöckchen hieng im Waldesſchatten,
Man hört' im Schloße, wenn es klang:
Da kamen Die zu klagen hatten
Und zogen an der Glocke Strang.

„Wohlauf, das Glöckchen hör ich ſchallen,
Laßt ſchauen, Wer Gerichts begehrt."
Sie traten aus des Schloßes Hallen:
Da zog den Strick ein lahmes Pferd.

„Das iſt ein wunderlicher Kläger:
Wer will dem Stummen Stimme leihn?
Der Armen und der Waiſen Pfleger,
Du Eckart, ſollſt ſein Anwalt ſein." —

„Der beſten Redner bin ich Keiner,
Eckart iſt allem Hader feind.
Hier eurer Ritter iſt es Einer,
Den dieſes Pferdes Klage meint.

„Es hat ihn feurig einst getragen
Von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg,
Man sah es stolz die Scholle schlagen,
Wenn ers im Waffenschmuck bestieg.

„Die Ehre dankt er hohem Streben,
Er dankt den Ruhm dem tapfern Arm;
Dem Rosse schuldet er das Leben:
Es trug ihn aus der Feinde Schwarm.

„Da gab er ihm viel Schmeichelnamen
Und Leckerbißen mannigfalt;
Doch Jahre giengen, Jahre kamen,
Auch dieses edle Ross ward alt.

„Nun lahmt sein Fuß zu raschem Laufe,
Blind schwankt es an der Grube Rand,
Da gönnt er ihm vor seiner Raufe,
Vor seiner Krippe keinen Stand.

„Es irrt aus seinem Stall verwiesen
Umher, und sucht ein Hälmchen Stroh,
Und Niemand ist auf Feld und Wiesen
Des ungebetnen Gastes froh.

„Gescheucht, geworfen und geschlagen
Lief es hieher und fand den Strang,
Der Hunger triebs, ihn zu benagen
Bis diese Glocke sich erschwang.

„Die Glocke fühlte mit dem armen,
Ihr war der schnöde Undank leid,
Zum Himmel rief sie um Erbarmen,
Zum König um Gerechtigkeit.

„Ihr weisen Richter mögt erkennen
Was diesem edeln Thier gebührt;
Den Ritter will ich nicht benennen,
Ich warn ihn nur, daß ers vollführt."

Da rief der Letzte wie der Erste,
Da rief der schuldge Ritter auch:
„Bis an den Bauch in goldne Gerste,
In goldnes Korn bis an den Bauch!"

64.

St. Theoneſt.

Ihr Männer Kaubs, warum vergeßt
Ihr eures Heilgen, Theoneſt?
O ſäht ihr euer altes Siegel,
Da treibt er auf des Rheines Spiegel
In jener Kufe ſanft hinab,
Die Kaub erſt einen Namen gab.

In Mainz gemartert bis zum Tod,
Beſargt in lecker Kufe Boot,
So wiegen ihn die blauen Fluten
Und wecken neue Lebensgluthen.
Er fühlt ſich heil, das Waßer bringt
Nicht ein zu ihm, der Feuer bringt.

Der Salm umhüpft den ſeltnen Kahn,
Ihn lachen alle Hügel an,
Das Rheingau grüßt mit freudgem Rufe
Den heilgen Mann und ſeine Kufe,
Aufjubelnd rauſcht der Niederwald,
Im Nahthal jauchzt ihm Jung und Alt.

Nun ſchnellt er durch das Binger Loch,
Der Rheinſtein denkt: o käm er doch!
Gefiel' es ihm bei uns zu hauſen!
Erſeufzen Lorch und Trechdingshauſen,

Erwählt' er unſer warmes Thal,
Ruſt Bacharach und Steg zumal.

„Ihr Alle haltet ihn nicht feſt,
„In Raub erſt landet Theoneſt:
Er pflanzte mit dem Chriſtenglauben
„In Raub die erſten ſüßen Trauben,
„In ſeiner Kufe preſst' er ſie:
„Ihr Rauber, das vergeßt ihm nie.

Wann feiern wir St. Theoneſt?
„In den October fällt ſein Feſt,
Wenn aus der Kufe Todesbanden
Der junge Wein iſt auferſtanden.
„Ja, wenn ihr um die Kelter tanzt,
Dann denket Des, der ihn gepflanzt.

65.

Siegfried und Genovefa.

1.

Hohenſimmern hieß die Veſte,
Wo der Pfalzgraf Siegfried ſaß,
Der im Schwarm erlauchter Gäſte
Genovefens nicht vergaß.
Uebt er jetzt des Wirthes Pflichten,
Dünkt das volle Haus ihn leer:
Wohl, er konnte ſie vernichten,
Sie entbehren, das iſt ſchwer.

Doch erträglich ſind die Tage,
Wären nur die Nächte nicht,
Denn ihm naht zu arger Plage
Immer Nachts ein Traumgeſicht.
Heute von der Flügelſchlange
Ward ſein liebſtes Lieb bedroht,
Hilfe! Hilfe! rief ſie bange —
Niemand half ihr in der Noth.

Dieſen ſchweren Traum am Morgen
Sagt' er Golon, ſeinem Rath:
„Glaube mir, ich bin in Sorgen
Um die übereilte That.

Selber ſchein ich mir der Drache,
Der das ſchöne Weib verdarb;
Nie verhört' ich ihre Sache:
Wehe! wenn ſie ſchuldlos ſtarb!"

Golo ſprach mit falſchem Munde:
„Deuten kann ich dieſen Traum,
Aus dem Worte fließt die Kunde
Und dem Zweifel bleibt nicht Raum.
Drago hieß, der ſie verführte,
Drago der verruchte Koch,
Er empfieng, was ihm gebührte:
Pfalzgraf, und ihr zweifelt noch?"

Tages läßt er ſich bethören,
Aber wahrhaft iſt die Nacht,
Wieder muß ein Traum ihn ſtören,
Der ihm angſt und bange macht:
Hunde hetzt das Jagdgeſinde
Und das krumme Hifthorn ſchallt,
Einer fleckenloſen Hinde
Folgt der Graf durch Buſch und Wald.

„Weiß iſt dieſes Wild geweſen,
Weiß wie ſtäts die Unſchuld iſt;
Doch ich hatt es mir erleſen,
Ließ zur Flucht ihm keine Friſt.
Als mein Pfeil es wund geſchlagen,
Daß der rothe Schweiß entrann,
Gleich als wollt es mich verklagen,
Blickt' es klug und fromm mich an."

Golo ſprach, der Hochverräther:
„Möglich, daß der Traum nicht äfft,
Wenn ihr früher oder ſpäter
Eine weiße Hinde trefft.
Nicht ſo ſelten ſind die weißen,
Fleckenloſe giebts genug;
Doch was will ihr Blicken heißen?
Alle blicken fromm und klug.“

2.

„Auf, die Bracken macht genoßen,
Ueberkröpft die Falken nicht,
Weckt die fürſtlichen Genoßen:
Heut erfüllt ſich mein Geſicht.
Seht, der Erde braune Rinde
Fußhoch hat der Schnee bedeckt:
Nicht entgeht mir jetzt die Hinde,
Die ſo ſchnell die Läufe ſtreckt.“ —

„Heute könnt ihr ſie nicht ſchauen,
Die dem Schnee an Weiße gleicht:
Wollt ihr meinem Rathe trauen,
Harrt ihr lieber, bis er weicht.“
Aber ſchon auf wildem Hengſte,
Stürmt der Pfalzgraf über Feld;
Den Verräther faßen Aengſte,
Als es rings von Hörnern gellt.

Mancher Falke ſtieg und ſchweimte,
Müde lief ſich manches Roſs,
Golo ſelbſt, der Abgeſeimte,
Viel des edeln Wildes ſchoß.

Hunde hetzt das Jagdgeſinde,
Weil das krumme Hifthorn ſchallt,
Einer fleckenloſen Hinde
Folgt der Graf durch Buſch und Wald.

Flüchtig iſt ſie, mit den langen
Läufen wirft ſie Schnee empor,
Roſs und Reiter ſie zu fangen
Setzen über Stein und Moor.
Doch ſie läßt ſich nicht erreichen;
Endlich ſchießt ſein Pfeil ſie wund,
Aber noch mit blutgen Weichen
Birgt ſie ſich im Waldesgrund.

Siegfried folgt, die Luſt zu büßen,
Sieh, da liegt das zahme Wild
Einer ſchönen Frau zu Füßen,
Die der Wunde Fluß ihm ſtillt.
Und die Frau umſpielt ein Knabe,
Wie die Mutter ſchön und bleich:
Lang entbehrten jeder Labe
Genovefa, Schmerzenreich.

Bloß ſind dieſe edeln Glieder,
Wallen auch von Haupt zu Fuß
Goldne Locken reichlich nieder,
Schreckt ſie doch des Fremden Gruß:
„Muſt mir erſt den Mantel reichen,
Wenn ich mit dir reden ſoll.“
Lange weilt' er bei der Bleichen,
Und ward aller Freuden voll.

Frau und Knabe ſind die Seinen,
Die der Hinde Milch ernährt:
Simmern wird vor Freude weinen,
Wenn er mit den Lieben kehrt.
Jauchzend hörten alle Gäſte
Welch ein Wunder Gott erlaubt,
Und vom hohen Thor der Veſte
Blickte Golos blutges Haupt.

66.

Der verſenkte Hort.

Es war einmal ein König
Ein König wars am Rhein,
Der liebte nichts ſo wenig
Als Haders Noth und Pein.
Es ſtritten ſeine Degen
Um einen Schatz im Land
Und wären faſt erlegen
Vor ihrer eignen Hand.

Da ſprach er zu den Edeln:
Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euern Schedeln
Den Hort erkaufen ſollt?
Ein Ende ſei der Plage,
Verſenkt ihn in den Rhein;
Da bis zum jüngſten Tage
Mag er verborgen ſein.

Da ſenkten ihn die Stolzen
Hinunter in die Flut:
Er iſt wohl gar geſchmolzen
Seitdem er da geruht.
Zerronnen in den Wellen
Des Stroms, der drüber rollt,
Läßt er die Trauben ſchwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein Jeder dächte
Wie dieſer König gut,
Auf daß kein Leid ihn brächte
Um ſeinen hohen Muth.
So ſenkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein
Und tränken friſch und munter
Von ſeinem goldnen Wein.

67.

Der Nibelungenhort.

Einem Ritter wohlgeboren im ſchönen Schwabenland
War von dem weiſen Könige die Märe wohlbekannt,
Der den Hort verſenken ließ in des Rheines Flut:
Wie er ihm nachſpüre, erwog er lang in ſeinem Muth.

„Darunter lag von Golde ein Wünſchrüthelein;
Wenn ich den Hort erwürbe, mein eigen müſt es ſein:
Wer Meiſter wär der Gerte, das iſt mir wohl bekannt,
Dem wär ſie nicht zu Kaufe um alles kaiſerliche Land."

Auf ſeinem Streitroſſe mit Harniſch, Schild und Schwert
Verließ der Heimat Gauen der ſtolze Degen werth:
Nach Lochheim wollt er reiten bei Wormes an dem Rhein,
Wo die Schätze ſollten in der Flut begraben ſein.

Der werthe Held vertauſchte ſein ritterlich Gewand
Mit eines Fiſchers Kleide, den er am Ufer fand,
Den Helm mit dem Barete, ſein getreues Roſs
Mit einem guten Schifflein, das luſtig auf den Wellen floß.

Seine Waffe war das Ruder, die Stange war ſein Sper,
So kreuzt' er auf den Wellen manch lieben Tag umher
Und fiſchte nach dem Horte; die Zeit ward ihm nicht lang,
Er erholte von der Arbeit ſich bei Zechgelag und Geſang.

Um das alte Wormes und tiefer um den Rhein
Bis ſich die Berge ſenken, da wächſt ein guter Wein:
Er gleicht ſo recht an Farbe dem Nibelungengold,
Das in der Flut zerronnen in der Reben Adern rollt.

Den trank er alle Tage, beides, ſpät und früh,
Wenn er Raſt ſich gönnte von der Arbeit Müh.
Er war ſo rein und lauter, er war ſo hell und gut,
Er ſtärkte ſeine Sinne, und erhöht' ihm Kraft und Mut

Auch hört' er Märe ſingen, die ſang der Degen nach,
Von Alberich dem Zwerge, der des Hortes pflag,
Von hohem Liebeswerben, von Siegfriedens Tod,
Von Kriemhilds grauſer Rache und der Nibelungen Not

Da nahm der Degen wieder das Ruder in die Hand
Und forſchte nach dem Horte am weingrünen Strand.
Mit Hacken und mit Schaufeln drang er auf den Grund
Mit Netzen und mit Stangen, ihm wurden Mühſale kund

Von des Weines Güte empfieng er Kraft genug,
Daß er des Tags Beſchwerde wohlgemuth ertrug;
Sein Lied mit ſolcher Fülle aus ſeiner Kehle drang,
Daß es nachgeſungen von allen Bergen wiederklang.

So ſchifft' er immer weiter zu Thal den grünen Rhein,
Nach dem Horte forſchend bei Hochgeſang und Wein.
Am großen Loch bei Bingen erſt ſeine Stimme ſchwoll,
Hei! wie ſein ſtarkes Singen an der Lurlei wiederſcholl!

Doch fand er in der Tiefe vom Golde keine Spur,
Nicht in des Stromes Bette, im Becher blinkt' es nur.
Da sprach der biedre Degen: „Nun leuchtet erst mir ein:
Ich gieng den Hort zu suchen, der große Hort, das ist der Wein.

„Der hat aus alten Zeiten noch bewahrt die Kraft,
Daß er zu großen Thaten erregt die Ritterschaft.
Aus der Berge Schachten stammt sein Feuergeist,
Der den blöden Sänger in hohen Liedern unterweist.

„Er hat aus alten Zeiten mir ein Lied vertraut,
Wie er zuerst der Wogen verborgnen Grund geschaut,
Wie Siegfried ward erschlagen um schnöden Golds Gewinn
Und wie ihr Leid gerochen Kriemhild, die edle Königin.

„Mein Schifflein laß ich fahren, die Gier des Goldes flieht,
Der Hort ward zu Weine, der Wein ward mir zum Lied,
Zum Liede, das man gerne nach tausend Jahren singt
Und das in diesen Tagen von allen Zungen wiederklingt.

„Ich gieng den Hort zu suchen, mein Sang, das ist der Hort:
Es begrub ihn nicht die Welle, er lebt unsterblich fort."
Sein Schifflein ließ er fahren und sang sein Lied im Land,
Das ward vor allen Königen, vor allen Kaisern bekannt.

Laut ward es gesungen im Lande weit und breit,
Hat neu sich aufgeschwungen in dieser späten Zeit.
Nun mögt ihr erst verstehen ein altgesprochen Wort:
„Das Lied der Nibelungen, das ist der Nibelungenhort."

68.

Die drei Raben.

Die Großen ſeines Reiches ein König einſt entbot,
Daß ſie ſein Leid beriethen und ſeines Herzens Noth.
Und als ſie all verſammelt, da hub der König an
Mit gramgebleichtem Scheitel, der jüngſt noch blühende Mann:

„So ſeht ihr mich zerrüttet, der kaum noch durch die Flut
Die goldnen Kiele lenkte mit kühnem Seglermuth:
Aus deſſen bleichen Zügen grinſend lauſcht der Tod:
Bin ichs der jüngſt erobernd an Englands Küſte gebot?

„Ich bin nur noch der Becher, der einſt den Wein enthielt,
So haben fremde Mächte mit meiner Kraft geſpielt.
Ich bin, wer darf ſichs rühmen? mir keiner Schuld bewuſt
Und könnte ruhig ſchlafen, denn lauter iſt meine Bruſt;

„Doch fliegen mir drei Raben zu allen Zeiten nach
Mit heiſerm Unheilkrächzen, als künd es Tod und Schmach.
Ihr Schrei benimmt den Odem und ſträubt das Haar empor,
Wo ich geh und ſtehe, da dringt es grell mir ins Ohr.

„Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monden gar,
Seit mich ſo eng umkreiſet die nachtfarbne Schar.
Der Schlummer flieht mein Auge, der Knochen Mark zerrinnt,
Und geht das Jahr zur Neige, ſo bin ich des Todes Kind.

„Drum Wer mir ſagen könnte, wer dieſes Schreckgeleit
Um meine Schulter bannte und was davon befreit,
Den drückt ich an den Buſen als meinen eignen Sohn,
Ich gäb ihm meine Tochter und theilte mit ihm den Thron."

So ſprach er, lange harrend, ob ſein unſelig Leid
Nicht Einer wenden möge; doch Niemand gab Beſcheid.
Da ſprach ein fremder Degen zum Kanzler: „Wird mir nicht
Verweigert das Verheißne, ſo geb ich euerm Herrn Bericht."

Der Kanzler ſprach zum König: „Es iſt ein Weiſer hier,
Aus fremdem Land gebürtig, doch edeln Stamms wie wir,
Der euch auf eure Frage vielleicht beſcheiden kann,
Wenn ihm wird Wort gehalten wie Einem aus euerm Bann."

Der König drauf: „Ich ſprach es von Allen, gelt es ſo:
Auch weiß ich, meine Mannen ſind meines Willens froh.
Iſt Einer unter ihnen, dem dieß zuwider iſt,
So tret er vor und rede." Es ſchwieg eine lange Friſt.

„So führe," ſprach der König, „den weiſen Fremdling her:
All meine Mannen bürgen für meines Worts Gewähr."
Und alſo ſprach der Fremdling, als er im Kreiße ſtand:
Daß euch die Raben folgen, der Grund iſt mir wohl bekannt.

Es war einmal ein Rabe und eines Raben Weib
(Es klingt wie ein Märchen zum Kinderzeitvertreib):
Die hatten in dem Neſte ein einzig Rabenei,
Das brütete die Rabin, da wurden der Raben drei.

Da hub ſich in den Landen eine große Hungersnoth,
Daß Menſch und Vieh verdarben und lagen häufig todt.
Nun flog die alte Rabin nach Nahrung ſuchend aus
Und fand ſo viel des Aſes und kam nicht wieder nach Haus.

Doch einſt als auf dem Felde ſchon ſchmaler ward der Fraß,
Da ſah der alte Rabe, daß bei dem jungen ſaß
Die alte Rabenmutter, als müſt es nur ſo ſein.
Da redete der Rabe ein ernſtes Wörtchen darein:

„Du haſt den Sohn verlaßen, da ihm die Speiſe Noth,
Und du die Fülle hatteſt, und jetzo wär er todt,
Hätt ich ihn nicht erhalten mit Müh und großer Angſt:
Nun ſprich, mit welchem Rechte du ſein Gemeinſchaft verlangſt?"

„Mit welchem Recht?" entgegnete die Rabin, „fragſt du noch?
Die ich das Ei mit Schmerzen gebar, aus dem er kroch,
Die ich ihn ausgebrütet im Schweiß des Angeſichts;
Dabei warſt du ganz müßig und kümmerteſt dich um nichts.

„Doch haſt zur Zeit der Fülle du ihm die Koſt gebracht:
Daß du das können würdeſt, das hatt ich mir gedacht;
Drum kam ich auch nicht wieder, als es an Nichts gebrach.
Dein Recht iſt noch im Dunkel, und mich beläſt du mit Schmach?"

So ſtritten ſich die Raben und heut noch währt der Streit.
Und weil ihr, Herr, als Richter gerecht und weiſe ſeid,
Wovon die Welt mit Ehrfurcht und mit Bewundrung ſpricht,
So folgen euch die Raben und heiſchen Spruch und Gericht.

Erkennt nun, wem der Eltern Gemeinſchaft mit dem Sohn
Gebühre vor dem Andern, ſo fliegen ſie davon.
„Wohlan denn,“ ſprach der König, „wenn Ich entſcheiden muß,
So ſprech ich nach Gewiſſen und faße den Urtheilsſchluß:

„Die Rabin, die den Jungen um ſchnöden Fraß verließ,
Wohl hatte Recht der Rabe, daß er ſie von ihm wies.
Daß ſie ihn auszubrüten viel Sorg und Müh gehabt,
Dafür hat ſie der Anblick des Eientſchlüpften gelabt.

„Drum ſoll die alte Rabin des Sohns verluſtig gehn,
Der Vater, der ihn ſpeiſte, den Lohn an ihm erſehn.“
Und kaum war ſeinen Lippen das Richterwort entflohn,
So flogen die drei Raben mit lautem Krächzen davon.

Ob euch dieß Wahrheit dünket, ob Dichtung, weiß ich nicht,
Doch kennt ihr ſelbſt ein Zeugniſs, das für die Wahrheit ſpricht,
Da man noch heut die Mutter, die weder ſäugt noch ſpeiſt
Das Kind, das ſie geboren, eine Rabenmutter heißt.

Da ſprach der alte König: „O weiſer Mann, du haſt
Von meiner Bruſt gehoben eine felſenſchwere Laſt.
Nun athm ich wieder freier, mein Auge ſchaut empor
Und reizender und jünger kommt mir die Welt wieder vor.

„Ich will dem Himmel danken, daß er dich hergeſandt
Und dir zum Erbe laßen die Leute wie das Land.
So komm in meine Arme, meine Tochter, die iſt dein:
Du ſollſt an meiner Seiten ein gewaltger König ſein.“

69.

Kater Freier.

Habt ihr von Kater Freier das Märchen wohl gehört?
Die Sonne wollt er freien von Eitelkeit bethört.
Ich will es euch erzählen, weil es zu lachen giebt.
Es war einmal ein Kater so in sich selber verliebt.

Er sprach zu einem Fuchse, der war sein guter Freund:
„Seht, wie sich alle Tage der Pelz mir schöner bräunt.
Wie wird der Leib mir linde, wie wächst mir der Bart!
Und habt ihr wohl das Knistern, wenn man mich streichelt
gewahrt?

Im Finstern sprühen Funken, lebendge, von mir auf;
Wer ist auch so behende beim Klettern und im Lauf?
Wenn ich es recht bedenke, so faß ich den Beschluß,
Mich nicht so wegzuwerfen wie wohl ein Anderer muß.

Der nicht so mancher Tugend sich rühmen darf mit Recht
Nein, die ich wähle, stamme vom edelsten Geschlecht.
Ihr Freund, der vielerfahren die Höhn und Tiefen kennt
Sprecht, was in allen Stralen der Tugend leuchtet und
brennt?

Dem will ich mich vermählen." Der Fuchs versetzte schlau
„So blickt empor zum Himmel, da thront die hehrste Frau

Die überſtralet Alles was ſich auf Erden regt,
Sie ſchenkt Licht und Wärme, ſie nährt uns, kleidet und
pflegt.

Die hat den höchſten Adel, iſt ſchön und liebeswerth,
Und der iſt ohne Tadel, der ſie zum Weib begehrt."
„Die Sonne," ſprach der Kater, „behagt mir ſchon nicht
ſchlecht;
Doch kann ſie nichts verdunkeln, nichts überwältigen? ſprecht.

Das Höchſte nur, das Edelſte kommt meiner Tugend gleich."
Da ſprach der Fuchs: „Die Wolke dort in der Lüfte Reich,
Die kann ſie wohl verdunkeln: mit ihrer Schleier Nacht
Verhängt ſie ihr das Antlitz und benimmt ihr alle Macht

Zu leuchten und zu wärmen." — „Wenn das die Wolke
thut,
So bin ich," ſprach der Kater, „der Sonne viel zu gut:
Die Wolke ſei erkoren: was dünkt euch von der Wahl?
Wir müßens wohl erwägen, denn bitter iſt der Reue Qual.

Iſt denn kein Ding zu denken, dem auch die Wolke weicht?
Wißt ihr was ſie beſchränken, bemeiſtern kann vielleicht?"
„Wohl weiß ich was ſie meiſtert," verſetzt der Fuchs, „es
graut
So düſter keine Wolke, doch fegt ſie weg die Windesbraut:

Die bläſt die vollen Backen, ein Hauch — und ſie zerſtiebt."
„Wenn ſo ſich auf die Hacken vor ihr die Wolke giebt,"
Sprach Hinze, „ſo iſt ſie es, die hier das Spiel gewinnt.
Eine andre Braut zu ſuchen mag ſich entſchließen der Wind,

Ich will sie selber nehmen. Doch daß wir sicher gehn,
Mag Niemand denn dem Sturme der Windsbraut wider-
stehn?"
„Die Mauer dort des Thurmes, die widersteht dem Sturm:
Er läßt nicht ab, er rüttelt und schüttelt stäts an dem Thurm,

Und rennt und stößt dawider und rückt und drückt und preßt:
Doch reißt er sie nicht nieder: noch steht die Mauer fest."
Wie das der Kater hörte, besann er sich und sprach:
„So scheint die Mauer stärker, giebt sie dem Winde nicht
nach:

Wottan, ich bin entschloßen, die Mauer will ich frein.
Doch sollte sie auch wirklich unüberwindlich sein?
Ihr dürft mir nichts verhehlen, so lieb als ich euch bin."
„Das ist sie nicht," entgegnete der Fuchs mit listigem Sinn,

„Sie wird nicht ewig dauern, bald ist es aus mit ihr:
Die allerstärksten Mauern bezwingt ein winzig Thier,
Das in den Mörtel bohrend sich Loch bei Loche gräbt
Bis in den morschen Vesten die Mauer endlich erbebt

Und einstürzt sammt dem Thurme wie hoch er jetzo ragt:
Die Maus ist das Thierchen, das an der Mauer nagt."
„Wie freut mich," ruft der Kater, „daß ihr mir dieß vertraut:
Ich hätte sonst verächtlich nur auf die Mäuslein geschaut;

Doch jetzo, frei ich jemals, so frei ich eine Maus.
Wenn sie vor nichts sich fürchtet, sonst sagt es grad heraus,
Denn wenn sie eine Andre noch über sich erkennt,
So will ich diese nehmen." Der Fuchs versetzte behend:

„So nimm denn eine Katze. Doch gieb wohl Acht, mein Freund,
Daß ſie dir nicht zerkratze den Pelz ſo ſchön gebräunt.
Um deinen Bart wärs Schade, Schad um den linden Leib,
Zerkläut' ihn mit der Tatze das mäuſemordende Weib.

Drum wiße nur, die Katze, die iſt der Mäuſe Tod;
Doch Sie kann nichts bemeiſtern, ſie wird von Nichts bedroht:
Drum frei die Katze, Kater, ich rath es, ſcheue nicht
Ein Bißchen Katzenjammer und ein zerkratztes Geſicht.

Du haſt für deine Hochfahrt verdient die Züchtigung:
Für einen Kater nahmſt du zu hohen Flügelſchwung.
Nein, bleib bei deines Gleichen, denn Art gehört zu Art:
Dir rauft, willſt du der Sonne ſchön thun, die Katze den Bart."

70.

Der Schwanenring.

Wie iſt dem Kaiſer Karl geſchehen?
Soll Der in Liebesleid vergehen,
Vor deſſen Wink die Erde bebt?
Es hieß der Tod dieß Weib erblaſſen:
Er aber kann nicht von ihr laßen
Und will nicht, daß man ſie begräbt.
Er küſst die Leiche liebestrunken
So manchen Tag, ſo manche Nacht,
Als hätte neue Liebesfunken
Sein Kuſs, ſein Hauch ihr angefacht.

Da tritt der Biſchof vor den Kaiſer,
Turpin, ein Heiliger und Weiſer,
Und wenn der Glaube ruft, ein Held.
„Laßt dieſen Leichnam, Herr, begraben:
Es will der Tod ein Opfer haben;
Doch Eures Arms bedarf die Welt.“
Der Kaiſer ſpricht: „Wie irrt ihr wieder:
Sie ſchlummert nur, euch täuſcht der Schein.“
Dann ſenkt er ſelbſt die Augenlieder
Und ſchläft zu ihren Füßen ein.

Da ſpricht Turpin: „Mit Zauberliſten
Muß ſich Svanhild die Schönheit friſten,
Den Liebesreiz, der ewig währt.“

Er forscht und späht, bis ers gefunden
Was ihre Glieder hält gebunden,
Daß nicht Verwesung sie versehrt:
Auf goldnem Ringe glänzt, umzogen
Von ungelöster Runenschrift,
Ein Silberschwan, der durch die Wogen
Mit vollem Busen treibt und schifft.

In ihrer bittern Todesstunde
Barg sie den Schwanenring im Munde,
Daß Karl nicht von ihr scheiden kann:
Sie sorgte, daß er sie vergäße,
Wenn ihn ein Anderer besäße,
Und übte strengen Liebesbann.
Doch nun der Bischof ihn erkundet
Und seinem Finger angefügt,
Vertraut er fest, sein Herr gesundet
Vom Zauberwahne, der ihn trügt.

Da fährt der Kaiser aus dem Traume,
Blickt um sich her im weiten Raume
Und kehrt sich schaudernd von Svanhild:
„Laßt diesen Leichnam doch begraben;
Turpin, Dein Anblick soll mich laben,
Du bist so gut, so lieb, so mild.
Ich will mich nimmer von dir trennen,
Du meine Wonne, meine Pein:
Dich soll dieß Reich Gebieter nennen,
Sollst meines Throns Genoße sein."

Der Bischof denkt: „Von Schwanenringen
Hört ich viel fremde Wunder singen,

Daß ſie verwandeln, wer ſie trägt:
Dieß ſah ich heut an dieſer Todten;
Und hab ich ſelbſt den Liebesknoten
Nun um des Kaiſers Herz gelegt?"
Er wirft den Goldring in die Wogen;
Doch ſieh, was hebt ſich aus der Flut?
Es kommt ein Silberſchwan gezogen
Und brüſtet ſich mit ſtolzem Muth.

Da fühlt der Biſchof ſich bezwungen,
Wie von geheimem Band umſchlungen,
Ihm wird ſo wohl, ihm wird ſo weh:
Der Kaiſer kommt daher gegangen
Und Sehnſucht hält auch ihn befangen,
Er kann nicht ſcheiden von dem See.
Er läßt ein Schloß ſich bald erheben,
Ein Münſter, hoch und ſchlank und ſpitz,
Und endet ſpät ſein Heldenleben
In Achen, ſeinem Kaiſerſitz.

Noch immer ſoll der Zauber wirken
Und nach der Kaiſerſtadt Bezirken
Zieht uns geheime Macht noch heut:
Die in des Waßers Wogen baden,
Sind alles Ungemachs entladen,
Sind wie verwandelt und erneut.
Und von dem Schwane hört ich ſagen,
Er ſei es, der dieß Wunder thut;
Doch Niemand konnt ihn noch erjagen,
So Viele gleiten auf der Flut.

71.

Die Beichte.

Eine ſchwere Sünde begangen
Hatte Karl der Große.
Man ſah ihn zittern und bangen,
Er ſorgte, daß ihn Gott verſtoße.

Er wollte ſie Niemand beichten,
Er wollte darin erſterben.
Die Gnadenmittel reichten
Nicht hin, ihm Heil zu erwerben.

Da kam der Einſiedel
St. Egidius nach Achen,
Von dem die Winden zur Fiedel
Sangen in allen Sprachen.

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiſer vor dem Heiligen:
Er hoffte beichtend ſich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerſt bekannt er die leichtern:
Doch als er jetzt von der ſchweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten es Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen ſo häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Sonſt war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt er nicht reden noch ſprechen.

Er wollte Gott zu verſöhnen
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige ſprach: „Was ſeh ich?
Du weinſt gleich einem Weibe;
Biſt du der Worte nicht fähig,
So nimm die Feder und ſchreibe.“ —

„St. Egidius, laß dir klagen,
Ich kann nicht ſchreiben, nicht leſen!
O wär ich in jungen Tagen
Zu lernen fleißiger geweſen!

Da wollt ich mit Jägern und Schalken
Das Wild zu Tode nur hetzen,
Da hatt ich an Hunden und Falken
Und Roſſen mein einzig Ergetzen.

Da wollt ich nur kriegen und raufen:
Das nimmt ein Ende mit Schrecken!
Nun mögen die Hunde verſchnaufen,
Im Stall ſich ruhen die Schecken.“

Egidius ſprach: „Es ſei ferne
Das edle Waidwerk zu tadeln;
Was Hänschen nicht lernte, das lerne
Noch Hans, es kann ihn nur adeln.

„Sonſt war die Mühe geringer,
Mit größerer geht es noch heute,
So beichten deine drei Finger,
Was der Mund zu beichten ſich ſcheute.

„Zum Schreiben dienen drei Finger,
Drei Finger dienen zum Schwören;
Nicht ſchreiben ſollten drei Finger,
Was drei Finger nicht mögen beſchwören.

„Es ſteht geſchrieben, beileibe
Sollſt du nicht unnütz ſchwören;
Viel unnützes Geſchreibe,
Das will ſich auch nicht gehören.

„Das ſollte wißen ein Jeder,
Der Kaiſer wiß es vor allen;
Nun nimm zur Hand die Feder
Und laß ſie heute nicht fallen."

Er lehrt' ihn die Feder halten,
Er lehrt' ihn die Striche führen,
Er lehrt' ihn die Zeichen geſtalten
Und die Namen, die jedem gebühren.

Er lehrt' ihn Laute verbinden,
Sylben, Wörter und Sätze,
Wie wir durch Zeilen uns winden
Zu bergen die geiſtigen Schätze.

Erſt zeigte die Hand ſich ſchwierig,
Nur kundig des Schwerts und der Lanze.
Doch hatte ſie lernbegierig
Zuletzt begriffen das Ganze.

„Nun kannſt du ſchreiben, o Kaiſer,
Die Kunſt erlernteſt du gründlich;
Doch erſt verſuch, es iſt weiſer,
Noch einmal zu beichten mündlich."

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiſer vor dem Heiligen:
Er hoffte beichtend ſich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerſt bekannt er die leichtern;
Doch als er jetzt von der ſchweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten ihm Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen ſo häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Erſt war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt er nicht reden noch ſprechen.

Er wollte Gott zu verſöhnen
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige ſprach: Aufs Neue
Weinſt du gleich einem Weibe;
Zu reden wehrt dir Reue,
So nimm die Feder und ſchreibe.

Karl ſprach: „Ich thu es gerne,"
Und ſchrieb was er begangen;
Der Heilige ſah von ferne
Das Blatt die Zeichen empfangen.

Er ſchriebs mit wenigen Worten,
Bat Gott, ihm Gnade zu ſenden.
Nun ſtand Egidius dorten
Und hielt das Blatt in den Händen.

Er mocht es wenden und drehen,
Er fand da nichts geſchrieben:
„Iſt hier ein Wunder geſchehen,
Oder haſt du Spott getrieben?"

„Nicht habe ich Spott getrieben,
Es iſt ein Wunder geſchehen!
Ich hatt es deutlich geſchrieben
Und nun iſt nichts mehr zu ſehen." —

„Du ſchriebſt, ich kann es bewähren,
Und ſieh, die Schrift iſt verſchwunden:
Dir haben die reuigen Zähren
Im Himmel Gnade gefunden.

„Sie haben dein Herz von Sünde,
Dieß Blatt von Sünde gereinigt.
Indem ichs ahnend verkünde,
Hat neue Schrift es beſcheinigt.“

Der Kaiſer ſah erfreuet,
Da ſtands mit himmliſchen Zügen:
„Du haſt die Sünde bereuet,
Gott läßt ſich der Reue genügen.“

72.

Gottes Leute.

„Allahs Ehre muß erliegen
Und Mahoma wird zu Spott,
Mächtiger in ſo viel Siegen
Zeigte ſich der Chriſtengott.“
Wie die ſtolzen Franken prangen!
Ihnen zinſt dieß ſchöne Land.
Schon die Taufe zu empfangen
Zieht der König Agolant.

Freudig heißt den Gaſt willkommen
Kaiſer Karl beim Siegerfeſt:
„Deiner Seele muß es frommen,
Halte ſolchen Willen feſt.
Komm und frage, Ich erkläre
Jede Sitte, die du ſchauſt,
Daß du auch vielleicht Altäre
Bald dem wahren Gotte bauſt.“

Wer ſind dieſe, fragt der Fremde,
Die zur Seite ſitzen dir,
Zwölf, im blanken Wappenhemde?
Herrlich ſtralt die reiche Zier.
„Ritter ſind es, mir als Fürſten
Und Genoßen unterthan,
Die nach Siegesfreude dürſten,
Kämpfen in der Schlacht voran.“

Aber Jene, weiß die einen,
Schwarz der andern faltig Kleid?
Spricht der Kaiſer: „Weiß erſcheinen
Die zu Prieſtern ſind geweiht.
Gottes Lehre zu verkünden
Iſt der reinen Pfaffen Amt;
Sprächen Sie nicht' frei von Sünden,
Ewig wären wir verdammt.

„Aber heilger als die weißen
Tragen andre ſchwarz Gewand,
Die am Roſenkranz ſich fleißen,
Fromm gehoben Herz und Hand.
Mönche heißen ſie und beten
In der Zelle Tag und Nacht,
Daß wir werth vor Gott zu treten
Schauen ſeiner Himmel Pracht."

Alles ſieht und merkt der Heide,
Wohl gefällt ihm Chriſtenbrauch:
Aber im zerrißnen Kleide
Sitzt dort mancher arme Gauch.
Ohne Tiſch auf bloßer Erde
Stillen ſie die bittre Noth,
Flehn mit kläglicher Geberde:
„Reicht uns noch ein Stückchen Brot."

Wer ſind dieſe, Herr? Ich deute
Mir mit Nichten ihre Qual.
„Arme ſind es, Gottes Leute,
Zwölf, nach der Apoſtel Zahl,

Die wir tränken, die wir speisen,
Gottes Huld dafür empfahn:
Was ihr diesen mögt erweisen,
Spricht er, habt ihr Mir gethan." —

„Herrlich ist der Deinen Leben,"
Ruft da König Agolant,
„Ihres traurig, die du eben
Gottes Leute hast genannt.
Darben läßt du sie und schmachten,
Die an Gottes Stelle sind;
Thöricht muß ich dich erachten,
Kaiser, und dem Heile blind.

„Christen, ist das euer Glauben,
Lehrt die Taufe solche Pflicht,
Mahom laß ich mir nicht rauben,
Eure Sitte lockt mich nicht."
Sprachs und wandte stolz den Rücken,
Ließ beschämt den Kaiser stehn.
„Soll der Sieg uns wieder glücken,
Muß des Herrn Befehl geschehn.

„Diese Pflicht, der Noth zu wehren,
Allen Herzen eingepflanzt,
Muß sie uns ein Heide lehren,
Der um goldne Kälber tanzt?
Theilet Hab und Gut den Armen,
Holt Versäumtes nach, und übt
Immer menschliches Erbarmen,
Wenn sich wo ein Auge trübt."

73.

Die Schule der Stutzer.

„In ſolchem Staat, ihr Herrn vom Rath,
Mit Seide, Gold und Bändern?
Wohl ziemt der Glanz zu Spiel und Tanz,
Zum Reihen oder Ländern;
Zu ernſten Dingen ziemt er nicht:
Drum halt ich heute kein Gericht;
Auf laßt uns fröhlich jagen!“

Das Hifthorn ſchallt im grünen Wald,
An Seilen bellt die Meute,
Dem Freudenſchall erjauchzen all
Die flinken Jägersleute.
Der Kaiſer weiſt ſie manchen Pfad,
Wo ſich viel Wilds verborgen hat:
Nur zu durch Dick und Dünne!

Ihm folgen gern die ſchmucken Herrn,
Wie ließen ſie ſich mahnen?
Doch mancher Dorn nimmt ſie aufs Korn
Und zerrt an ihren Fahnen.
Viel bunte Flitter flattern fort,
Ein Läppchen hier, ein Läppchen dort,
Sie müßen Wolle laßen.

Im ſchlichten Rock hat manchen Bock
Der Kaiſer abgefangen.
Sie trafen nie, ſtäts blieben ſie
An einem Dornbuſch hangen.
Der Kaiſer lacht: Ach wie zerfetzt!
Ihr wurdet heute ſelbſt gehetzt:
Ein ander Mal ſeid klüger!

74.

Karl und Elbegaſt.

Eines Abends, da der Kaiſer ſchlief
Auf ſeiner neuen Pfalz am Rhein,
Da weckt' ein Engel ihn und rief:
Auf, Kaiſer Karl, ein Dieb zu ſein!

Auf, Karl, und ſtiehl, es iſt Gottes Gebot,
Auf, großer Kaiſer, werde zum Dieb,
Und ſtiehlſt du nicht, es iſt dein Tod,
Geſchwinde ſtiehl, wenn das Leben dir lieb.

Da ſprach der Kaiſer: „Ich bin ſo reich,
Mir zollt der Rhein und der Donauſtrom,
Wer iſt an Schätzen dem Kaiſer gleich,
Dem Köln gehorcht und das ewige Rom?

„Mit Ehren noch iſt das Haar mir ergraut;
Sollt ich nun ſtehlen, das wär ein Spott!
Meinen Ohren hab ich zu viel getraut:
Warum geböte mir Solches Gott?"

Der Engel warnte: Grüble nicht nach,
Was der Herr dir räth, dem folge blind,
Und dünkt dich Diebſtahl eitel Schmach,
So wiße, du biſt an Witz noch ein Kind.

Da regte der Engel der Flügel Gold
Und hob ſich empor zu himmliſchen Höhn.
„Du ſtehſt nicht in der Hölle Sold,
Dazu iſt dein Gefieder zu ſchön!

„Muß ich nun ſtehlen, ich alter Mann!
Es war kein Spuk, mir hat nicht geträumt;
Doch wie beginn ichs, wie greif ichs an?
Ich hab es in jungen Jahren verſäumt.“

In Stahl und Eiſen kleidet' er ſich,
Zu Häupten band er den lichten Helm,
Er nahm das gute Schwert und ſchlich
Sich vor das eigne Thor als ein Schelm.

„Wie waren Diebe mir ſtäts verhaßt!
Wüſt ich nun einen, das wär mir lieb;
O käm zu Hülfe mir Elbegaſt,
Der ſchlaue Zwerg, der berüchtigte Dieb.

„Ich hab ihm oft mit dem Galgen gedroht,
Durch Heid und Buſch ihm nachgeſetzt:
Nun wäre mir ſolch ein Lehrer noth,
Der iſt mit allen Hunden gehetzt.“

Da vermiſst' er den Harniſch auf der Bruſt,
Den Helm vermiſst' er auf dem Haupt,
Auch bemerkt' er ſeines Schwerts Verluſt:
Die hatt ihm Elbegaſt geraubt.

Da ſtand vor ihm der kleine Wicht
Und ſprach: Sie ſchienen allzuhell,
Gewaffen taugt zum Stehlen nicht,
Ich trugs zurück in die Kammer ſchnell.

Wo willſt du nun ſtehlen? ſag mir bald,
Ich bin dir beizuſtehn bereit;
Doch meine Geſchäfte ſind mannigfalt,
Verlieren wir nicht die köſtliche Zeit. —

„Wo," ſprach der Karl, „iſt einerlei,
Wenn es nur ſonſt der Mühe verlohnt.
Einen Kaufherrn weiß ich hier nahebei,
Und dort iſts, wo ein Bäuerlein wohnt.

„Der Kaufherr hat ſchon längſt zu viel,
Das Bäuerlein heut erſt Geld gelöſt:
Nun wähle dir, wen du willſt, zum Ziel,
Und morgen ſind ſie von Allem entblößt." —

Dem Bauer ſtehl ich nicht ſein Obſt:
Wer den Bauer ſchädigt, der verdirbt,
Der Bauer iſt kein feiſter Probſt,
Der mit Händefalten Gut erwirbt.

Den Kaufherrn koſtets auch den Schweiß;
Ihn zu berauben, das bleibe fern;
Den Abt, den Biſchof geb ich Preis
Und Mönch und Knönch und geiſtliche Herrn.

Ich kenn ihrer viel im römiſchen Reich:
Ob die Seel aus dem Feuer ſpringt,
Gilt dem gierigen Pfaffen gleich,
Wenn Ihm das Geld im Kaſten klingt. —

„Du Heide, der du an Klötze glaubſt,
Laß Chorrock und Kaputz in Ruh!
Was du dem Pfäfflein heute raubſt,
Das legt der Bauer ihm morgen zu.

„Ein würdiger Prieſter, ein treuer Hirt
Der Heerde, die ihm Gott vertraut,
Von welchem Der geärgert wird,
Dem gieng' es billig an Haar und Haut.

„Weiſt du nicht einen Reichsbaron,
Der ſich mit ſechzehn Ahnen ſpreizt?
Er thut, als ſtützt' er Altar und Thron,
Doch ſeh ich nur, daß er birſcht und baizt."

Der Kleine ſprach: In der Burg dort ſitzt
Eine rechte Plage für Stadt und Land;
Bei dem hab ich ſchon oft ſtipitzt,
Er iſt Graf Harderich genannt.

Er macht ſich des Volkes Noth zu Nutz,
Er kricht den Frieden und beugt das Recht,
Bis ſich der Freie in ſeinen Schutz
Begiebt als ein leibeigner Knecht.

Er iſt auch ſeinem Herrn nicht treu,
Er wünſcht ſich nur des Kaiſers Tod,
So dürft er hauſen ohne Scheu,
Und brächte das halbe Reich in Noth. —

„Da iſt gut ſtehlen, das iſt mein Mann!“
Sprach Karl, den des Vaſallen verdroß.
Da giengen beide, der Zwerg voran,
Sie kamen bald vor ein ſtolzes Schloß.

Das Zwerglein raunt' ein Zauberwort,
Das öffnete Thor und Thür zumal:
Der Kleine ſchlich in den Stall ſofort,
Der Kaiſer trat in den weiten Saal.

Neben dem Saal im Schlafgemach,
Da ſchlief die Gräfin und der Graf;
Doch plötzlich ward jetzt Harderich wach,
Pferdegewieher ſcheucht' ihm den Schlaf.

Das Zwerglein wollt ihm leiſe nahn,
Da wieherte laut das treffliche Pferd.
Nun rief der Graf einen Knappen an:
„Geh, ſchau mir was den Hengſt beſchwert.“

Der Knappe taumelte ſchlummerfaul
Zu ſchauen, was den Hengſt erſchreckt:
Da hatte der Zwerg ſich über dem Gaul
Lang hin auf einen Balken geſtreckt.

Als da der Knappe Niemand ſah,
Zu dem Grafen ſprach er aufgeräumt:
Es iſt keine lebende Seele da,
Dem Hengſt hat wohl was Liebes geträumt.

Harderich ſchickte ſich zu ruhn;
Doch lauter wieherte jetzt das Roſs.
Da rief der Graf: Was ſagſt du nun?
Ich ſag, es ſind Räuber in meinem Schloß.

Die braune Fackel brannt er ſich an,
Stieg ſelbſt hinunter in ſeinen Stall:
Da ſuchte lange der ſorgende Mann,
Die Räume durchforſcht' er, die Winkel all!

Er fand von Räubern doch keine Spur;
Unwillig kehrte zurück der Graf.
Da ſprach ſein Weib: „Geſteh es nur,
Dir rauben andre Sorgen den Schlaf.

„Du ſchliefſt ſchon nicht die dritte Nacht,
Dir ſchmeckt kein Eßen, mundet kein Trank,
Gern wüſt ich, was dich ſo trübe macht,
Ich fürchte, du wirſt noch ernſtlich krank."

Er wollt es nicht ſagen, ſie ließ nicht nach,
Sie küſst' ihn bleich und wieder roth;
Zuletzt ergab er ſich und ſprach:
„So wiße, wir ſchworen des Kaiſers Tod.

„Wir unſer Zwölfe“ (er nannte ſie ihr),
„Wir reiten morgen in ſeine Pfalz,
Zwölf ſcharfe Dolche wie dieſer hier,
Die bohren wir ihm durch Bruſt und Hals.“

Das hörte der Kaiſer Wort für Wort
Und behielt es wohl in ſeinem Sinn,
Er ſchlich ſich leis zu dem Zwerglein fort;
Das dachte nur auf des Hengſtes Gewinn.

„Ich ſtehle die Eier aus der Brut;
Dieß Pferd litt nicht, daß ichs beſtieg:
Ich weiß kein Roſs, ſo wacker und gut,
Und wer es reitet, mit Dem iſt Sieg!

„Es hat gewiehert, und ſich gebäumt“ —
Der Kaiſer ſprach: „Laß mich heran.“
Der hat es geſattelt und hat es gezäumt,
Lammfromm trug es den herrlichen Mann.

Der Kaiſer ritt es aus dem Thor,
Er ritt zu ſeiner Pfalz in Haſt,
Den Zwerg er aus den Augen verlor,
Nie ſah er wieder den Elfengaſt.

Die Seinen rüttelt' er aus dem Schlaf,
Er rüttelte Manchen aus ſüßem Traum:
„Kommt mit den Zwölfen der falſche Graf,
Die hängt mir an den höchſten Baum.“

Sie kamen am Morgen zur Pfalz geſprengt:
Da ritt der Kaiſer des Grafen Roſs.
Dem Grafen ward das Herz ſo beengt,
Wehrlos ergab er ſich dem Troſs.

Sie fanden Alle den grimmen Tod,
Der Zwölfe kehrte Keiner heim:
Von dem Engel, der ihm zu ſtehlen gebot,
Hieß Karl die Pfalz nun Ingelheim.

75.

Der Apfelſchnitz.

Herr Ludewig zu Achen ſein lang bei Tiſche ſaß,
Er war ein frommer Kaiſer, der auch gern Aepfel aß.

Da ſtanden ſeine Söhne vor ihm auf eine Zeit,
Er dacht: Ich will erproben, wie ihr gehorſam ſeid.

Er rief dem erſtgebornen: „Komm, ich befehle dir,
Thu auf den Mund, empfange den Apfelſchnitz von mir.“

Da rief Pipin der lange: „Herr Vater, ſeid ihr klug?
Kann ſelbſt mir Aepfel ſchälen, bin wahrlich groß genug.“

Da rief er ſeinem zweiten: „So öffne du den Mund
Und nimm aus meinen Händen den Schnitz in deinen Schlund.“

Da kniete Ludwig nieder vor ſeines Vaters Sitz:
„Wie ihr befehlt, mein Vater“ und nahm den Apfelſchnitz.

Da ſprach der fromme Kaiſer: „Ein Königreich iſt dein,
Das weite Land der Franken, das ſoll dein Erbe ſein.“

Und zu dem dritten ſprach er, er war Lothar genannt:
„Den Apfelſchnitz empfange, mein Sohn, aus meiner Hand.“

Der kniete willig nieder vor ſeines Vaters Sitz:
„Dir wird die Kaiſerkrone mit dieſem Apfelſchnitz.“

Als das Pipin erhörte, da war er auch nicht faul,
Gar willig kniet' er nieder und ſperrte weit das Maul.

Der Kaiſer ſprach: „Mit nichten, haſt dich zu lang verweilt,
Für dich iſt nichts mehr übrig, mein Apfel iſt vertheilt.“

Darnach iſt aufgekommen ein Sprichwort weit und breit,
Seit Ludewig dem Frommen: Sperr auf zu rechter Zeit.

76.

St. Ritza.

Jenſeits Coblenz wohnte Ritza
Einſam, von der Welt geſchieden,
Jenes frommen Ludwigs Tochter,
Aber frommer ſelbſt als dieſer.
Immer Morgens, wenn die Glocken
In St. Caſtors Kirche riefen,
Schritt ſie auf des Rheines Wellen
Freudig hin, vor Gott zu knieen.
Gerne trugen ſie die Wellen,
Denn ihr Herz war reich an Frieden,
Und im gläubigen Gemüthe
Wuchs ihr nur Vertraun und Liebe.
Berge könntet ihr verſetzen,
Hättet ihr Vertraun und Liebe,
Ueber Meere ſicher wandeln,
Wär euch Zuverſicht beſchieden.
Alſo gieng die fromme Ritza
Wie auf ſalzger Flut die Kiele,
Und des Rheines Schmeichelwogen
Freundlich ihren Fuß umſpielten,
Trocknes Fußes gieng ſie täglich
Nach St. Caſtor und hinwieder,
Und verdoppelt blickt' ihr Antlitz
Aus des Stromes glattem Spiegel.

Aber einſt, da wildgehoben
War die Flut, und Stürme bliesen,
Wollte Zagen ſie beſchleichen,
Zweifel ihren Muth beſiegen.
Standen Reben da am Ufer
Sich um Kieferpfähle ſchmiegend.
Riß ſie einen aus der Erde,
Daß er ihr zum Stabe diene;
Setzt den Fuß dann auf die Welle,
Und die Welle will ſie wiegen,
Aber nur dem Pfahl vertrauend
Hält ſie ängſtlich ſich an dieſen;
Sieh, da ſinkt ihr Fuß zu Grunde
Und der Stab verſagt die Dienſte,
Waßer ſpült um Knie und Hüfte
Und noch ſinkt ſie tief und tiefer.

Da in Todesnöthen dachte
Sie des Heilands, der gebieten
Kann dem Sturme ſich zu legen,
Und der Flut gemach zu fließen.
Aus den hoch gehobnen Händen
Schleudert ſie den Schaft der Kiefer,
Streckt ſie flehend zum Erlöſer,
Neues Glaubens voll, und ſiehe,
Wieder heben ſie die Wogen,
Und der wilden Flut entſtiegen
Tritt ſie mit dem Fuß die Welle,
Schreitet fürder triumphierend
Und geſtärkt im Glaubensmuthe
Naht ſie bald dem ſichern Ziele.

In St. Caſtor wirkt noch Wunder
Was der Welt von ihr geblieben:
In der Schar der Selgen Gottes
Iſt der Stuhl ihr angewieſen.

* *

77.

Stavoren.

Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut,
Palläste siehst du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.

Wenn alle Winde schweigen, der Kahn dich ruhig wiegt,
Der Schiffer wird dir zeigen wo sie begraben liegt.
Du blickst auf Markt und Straßen, doch öde, menschenleer,
Und wenn die Glocken tönen, so strich ein Hecht zwischenher.

Vor Zeiten zu Stavoren war Pracht und Ueberfluß,
Da schwelgte man in Freuden und sann nur auf Genuß,
Da musten Gallionen durch alle Meere gehn,
Mit den Schätzen fremder Zonen Stavorens Kinder zu versehn.

Verwöhnte Kinder freilich, das Glück war allzuhold,
Den Hausflur und die Thüren beschlugen sie mit Gold,
Gepflastert mit Dukaten war Hof und Speisesaal,
Mit blanken Laubthalern die Weg und Stege zumal.

Wie sich die Schätze häuften, so wuchs der Uebermuth,
Als wär der Himmel käuflich für eitel Geld und Gut.
Und als das Maaß erfüllt war, da giengen sie zu Grund,
Die erst das Meer bereichert, die schlang das Meer in den Schlund.

Vor allen in Stavoren war eine Jungfrau reich,
Ihr Name gieng verloren, kein König kam ihr gleich;
Doch herriſch und vermeßen war ihr bethörter Sinn,
Sie hatte Gott vergeßen und dachte nichts als Gewinn.

Zu ihrem Schiffmeiſter ſprach einſt die ſtolze Maid:
Auf, lichte du die Anker, zwölf Monden haſt du Zeit;
Doch kehrſt du nach Stavoren, ſo ſei dein Schiff beſchwert
Mit dem Edelſten und Beſten, das rings der Erdball gewährt.

Da ſprach der alte Meiſter, er war ein weiſer Mann:
„Ich bringe, was du heiſcheſt, nur zeig es näher an;
Des Edeln und des Guten iſt auf der Welt ſo viel,
Was dich das Beſte dünket, das Edelſte, ſchafft mein Kiel.

„Wofern dein Mund es ausſpricht. Iſts Korn oder Wein?
Iſts Bernſtein oder Seide, Gold oder Specerein?
Sinds Perlen, ſinds Smaragden? Es koſtet dich ein Wort,
Das Schiff mir zu befrachten mit der Erde köſtlichſtem Hort.“

Sie ſprach: „Du muſt es rathen, du giltſt doch ſonſt für klug;
Wer meinen Dienſt erwählte, dem ſei ein Wink genug.
Nun laß das läſtge Fragen: bei meinem Zorn, ins Meer!
Das Edelſte, das Beſte gebracht, ich ſage nicht mehr.“

Da muſt er wohl gehorchen; unſchlüßig fuhr er ab,
Der Frau Geheiß erwägend, das viel zu denken gab.
Er kannte wohl der Herrin hochmüthig ſtrengen Sinn:
Wie er ihr nun genüge, darüber ſann er her und hin.

Am Ende dacht er also: Ich kauf ihr Weizen ein:
Was möcht auf Erden edler, was möchte beßer sein?
Man hält in hohen Ehren das herrliche Korn,
Niemand kann es entbehren: so meid ich wohl ihren Zorn.

Da steuert' er gen Danzig und lud zu gutem Kauf
Polnischen Getreides zehntausend Lasten auf;
Es war der beste Weizen, den je die Erde trug:
Wer des genoßen hätte, dem gab er Kräfte genug.

Da ließ er seine Segel die Winde blähn und war
Im Haven von Stavoren noch vor dem halben Jahr.
So schritt er vor die Herrin, die noch bei Tafel saß,
Mit Blicken der Befremdung von Haupt zu Füßen ihn maß.

„Wie," rief die Uebermüthige, „Schiffmeister, schon zurück?
Und wär dein Schiff ein Vogel, den Vogel hieß' ich flück:
Dich wähnt ich an Guineas goldreichem Strand;
Was hast du nun geladen? sag an, ich bin doch gespannt."

Da sprach der Seemann zögernd, er hörte wohl, der Wind
Sei seiner Fahrt zuwider, doch faßt' er sich geschwind:
„Den besten Weizen führ ich, Gebieterin, dir her,
Kein beßrer ist zu finden so weit die Länder küsst das Meer."

Sie sprach: „Was muß ich hören? das hätt ich nicht gedacht!
Elenden Weizen, woraus man Semmel macht?
Den wagst du mir zu bringen? Es wird dein Ernst nicht sein;
Das Edelste, das Beste, gebot ich, handle mir ein."

Da ſprach der Greis: „So elend iſt doch was Brot giebt nicht,
Da man zu Gott alltäglich um Brot die Bitte ſpricht.“
„Wie ichs verachte,“ rief ſie, „beweiſ ich dir ſofort:
Von welcher Seite nahmſt du die ſchnöden Körner an Bord?“ —

„Das Schiff iſt von der rechten geladen,“ ſprach er. — „Gut,
So wirf mir von der linken den Weizen in die Flut.
Die ganze Ladung, hörſt du? das muß ſogleich geſchehn:
Ich werde ſelber kommen, ob du gehorchteſt, zu ſehn.“

Der Schiffmann gieng, doch that er nicht wie die Frau ihn hieß,
Weil ihr Gebot ſo greulich wider Gott verſtieß.
Er rief die Armen alle, die Hungernden, herbei,
Ob nicht durch ſolchen Anblick das harte Herz zu rühren ſei?

Sie kam und fragte: „Haſt du gethan, wie ich befahl?“ —
Da fallen ihr zu Füßen die Armen allzumal:
„Laß Uns den Weizen,“ flehn ſie, „eh ihn das Meer verſchlingt,
Daß wir den Hunger ſtillen!“ Sie aber weigerts unbedingt.

Und winkt ihren Knechten und läßt erbarmungslos
Die Gottesgabe ſenken in tiefer Fluten Schooß;
Die Menge muſt es ſchauen, die ſtumm die Hände rang.
Da rief der alte Schiffer, der ſich nicht länger bezwang,

Laut rief ers vor dem Volke der Frau ins Angeſicht:
„Nein, wahrlich ungeahndet bleibt dieſe Bosheit nicht.
Wenn noch das Gute lohnet, das Böſe ſtraft ein Gott,
So wird einſt ſchwer gerochen an euch der frevelnde Spott.

„So wird ein Tag erſcheinen, wo ihr die Körner gern,
Die edeln, von den Straßen aufläſet, Kern um Kern,
Den Hunger nur zu ſtillen; doch Niemand gönnt euch ſie.“
Sie ſprach mit Hohngelächter: „Mein Freund, der Tag
erſcheint mir nie.

„Stavorens reichſter Erbin gebrächs an Brote je?
Sieh dieſen Ring, den goldnen, ich werf ihn in die See:
Wenn ich den wiederſchaue, ſo mag auch das geſchehn.“
Sie ſollt am ſelben Abend den Ring erſchrocken wiederſehn:

Der Koch hatt ihn gefunden in eines Fiſches Bauch.
Eh ſie ſich niederlegte, kam ihr die Botſchaft auch
Die Flotte ſei geſtrandet, die ſie nach Morgenland —
Und ſo ergiengs der andern, die ſie gen Abend geſandt.

Die Türken und die Mohren auch ſchadeten ihr viel
Wie wider ſie verſchworen; ein reiches Kaufhaus fiel,
Das zog ſie mit hinunter; und ſo kam Poſt auf Poſt —
Kein Jahr vergieng, ſo litt ſie ſchon Noth durch Hunger
und Froſt.

Sie gieng von Thür zu Thüren und heiſcht' ein Stückchen
Brot;
So ſchrecklich ward erfüllet, was ihr der Greis gedroht.
Von Niemand betrauert, von Vielen arg verhöhnt,
Auf Stroh hat ſie endlich das arme Leben verſtöhnt.

Fort ſchwelgte noch Stavoren in ſündlich eitler Pracht,
Denn Reichthum ward auf Schiffen noch täglich eingebracht!
Das Beiſpiel warnte Niemand: da wuchs der Buße Saat
Der ganzen Stadt erſchrecklich aus jener Jungfrau Frevelthat.

Wo sie den edeln Weizen ins Meer versenken ließ,
Da hob sich eine Sandbank, die Frauensand man hieß.
Darauf entwächst den Wellen ein Kraut, das kennt man nicht,
Es gleicht dem Weizen völlig, nur daß der Aehre Korn gebricht.

Noch stieg die Sandbank höher und höher aus dem Meer:
Gesperrt war der Hafen, kein Schiff befuhr ihn mehr.
Da war des Reichthums Quelle der Schwelgerstadt versiegt;
Sie schwelgten fort, von Leichtsinn in süßen Schlummer gewiegt.

Da zog man eines Tages Hering und Butt hervor
Aus dem Schöpfbrunnen, und in der Nacht erkor
Der See sich andre Bahnen, ein wilder Waßerschwall
Verschlang, die Deiche brechend, Stavorens Markt und Straßen all.

Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut.
Palläste siehst du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.

78.

Der Schwanenritter.

Die junge Gräfin weinte vom Kleverlande:
Der ſie beſchützen ſollte warf ſie in Bande,
Der Dienſtmann will der Herrin Verlobter ſein,
Und kommt ihr nicht ein Kämpfer, ſie muß den Falſchen frein.

Kein Kämpfer wollt ihr kommen mit dem Verwegnen,
Sie ſcheuen ſich gewaffnet ihm zu begegnen,
Er ſchnellt das Schwert ſo kräftig und ſchießt den Schaft,
Ohnmächtig zuckt die Achſeln des Landes Ritterſchaft.

Zum Himmel ruft die Gräfin und fleht ſich heiſer:
„Laß dich die Noth erbarmen, o Himmelskaiſer,
Du biſt nicht unerbittlich, wie Menſchen ſind,
Dich rührt ein Herz voll Jammer, ein hartbedrängtes Kind.“

An ihrem Roſenkranze hieng eine Schelle,
Und ſchlug ſie ſich die Brüſte, ſo klang ſie helle,
Und raufte ſie im Leide das ſchöne Haar,
So klang das kleine Glöcklein und tönte wunderbar.

Und klang es in der Nähe nur leiſe, leiſe,
Durch alle Fernen brach es in Donnersweiſe,
Wohl über tauſend Meilen vernahm den Schall,
Wo er dem Grale diente, der König Parzival.

Da muſten die Templeiſen in Sorgen leben,
Die Erde ſchien im Grunde dem Ton zu beben,
Der ſchlanke Thurm erzittert, die Mauer kracht,
Und Thor und Thüren raſſeln vor des Geläutes Macht.

„Und wieder ſtürmt die Glocke, die Haare ſträuben,
Es will uns gar die Ohren der Klang betäuben,
Wohin iſt unſer Frieden, der Nächte Schlaf?
Was haben wir begangen, daß Gottes Zorn uns traf?

„Was er gebiete, laßt uns den Gral befragen,
Das wird an ſeinem Rande die Inſchrift ſagen.“
Da war es klar zu leſen an Kelchesrand:
„Der Jungfrau ſei vom Grale der Kämpfer ausgeſandt.

„Das Abenteuer ziemet dem Königsſohne,
Ihm iſt die Magd beſchieden und ihre Krone;
Doch berg er ſein Geheimniſs in tiefer Bruſt,
So ſoll auch ſie nicht fragen, die Neugier ſtraft Verluſt.“

Der Jüngling hört es freudig und wills vollbringen,
Schon denkt er in den Stegreif den Fuß zu ſchwingen:
Da kommt herbeigeſchwommen ein Silberſchwan,
Und zieht an goldner Ketten ein kleines Schiff heran.

„Bringt mir zurück, ihr Knappen, das Roſs zur Krippe!
Mich führt wohl dieſer Vogel vorbei der Klippe,
Vorbei dem Wellenſtrudel ans ſchöne Ziel.“
So trat er in die Barke, dem Blick entſchwand der Kiel.

Nun war indeſs zu Kleve der Tag erſchienen,
Vom Söller ſah die Gräfin mit Trauermienen.
Der falſche Dienſtmann ſpottet: „Du lockſt ihn nicht
Mit Seufzen und mit Weinen herbei, der für dich ficht.

„Die Seufzer, die du ſchickteſt, entführten Winde,
Die Thränen trug die Welle dahin geſchwinde;
So werben deine Boten in aller Welt,
Die Menge gafft und ſtaunet, und nicht erſcheint der Held."

Da hörte man ein Singen wie Flötenſtimmen,
Und auf dem Waßer ſchien es einherzuſchwimmen,
Das Ohr berauſchen Wonnen, das Aug erſchrickt
Ungläubig vor dem Wunder, das es doch klar erblickt.

Vom Singeſchwan gezogen die kleine Barke,
Da ſchläft auf ſeinem Schilde der Jugendſtarke;
Schon nahet ſie dem Geſtade, ſie hält und gleich
An ſchöner Augen Schimmer erwacht er freudenreich:

„Du biſts, du allen Wünſchen zum Ziel geſchaffen,
Dich ſoll ich mir gewinnen im Schmuck der Waffen;
Für dich das Kampfſpiel wagen iſt Heldenluſt,
Den Feind für dich zu ſchlagen, wie ſchwillt mir hoch die Bruſt!

„Schon ſah ich dich im Traume, doch gleicher fließen
Die Locken, vollre Stralen die Augen ſchießen,
Ein ſelger Lächeln ſpielet um Wang und Mund,
Beredter lädt die Lippe zu Kuſs und Minnebund."

So neigt' er ſich der Schönen und gab dem Schwane
Das Zeichen heimzuſchwimmen mit ſeinem Kahne;
Der trieb ſchon lange wieder den Rhein hinab,
Sein engelweiß Gefieder noch fernen Schimmer gab.

„Wohl auf, wer mir die Jungfrau will abgewinnen!
Der muß beherzter fechten und heißer minnen."
Da kam der falſche Dienſtmann, im Streit bewährt,
Sein Wuchs hat Rieſenlänge und ſchrecklich tönt ſein Schwert.

Und wie der Kampf entbrannte, die Funken ſtoben,
Des zarten Jünglings Kühnheit muß Jeder loben;
Zwar ſcheint er jetzt erlegen, doch wieder klingt
Sein Stahl und trifft den Gegner, daß rothes Blut entſpringt.

So ſchwanken hin und wieder des Kampfs Geſchicke,
Doch immer kühner ſtralen des Fürſten Blicke,
Verwegen zuckt er jetzo das Schwert und taucht
In des Feindes Bruſt die Spitze, der keinen Beichtger braucht.

Frohlockend ſchaut die Menge den Sieg gelungen,
Den Heldenmüthgen preiſen viel tauſend Zungen,
Der Gräfin liegt zu Füßen der Königsſohn;
Die zieht ihn an die Lippen und beut ihm ſüßern Lohn.

„Hier gönne mir zu knieen, mir ſolls genügen,
Und laß mich deinem Fuße den Goldſchuh fügen:
Hier ſtehen deine Mannen, es braucht ein Wort,
So ſind wir Braut und Bräutigam verbunden hier und dort."

Das Wort iſt gern gegeben ſo liebem Freier,
Beginne denn, beginne die Hochzeitfeier!
Girrt zärtlicher ihr Flöten, Drometen rauſcht
Und überſchallt die Küſſe, die dort ein Pärchen tauſcht.

„Um Eins muß ich dich bitten, du meine Minne,
Damit uns ſtäts ſo ſelig das Leben rinne:
Uns webt ein zarter Faden den Liebesbund,
Ein wunderbar Geheimniſs verſiegelt mir den Mund.

„Du ſollſt der Stunden Süße genießend ſchlürfen,
Woher der Schwan mich brachte nicht forſchen dürfen.
Ich kann dir nichts verweigern; doch heiſch es nie,
Denn ach, wir ſind geſchieden, die Frage, thuſt du ſie.“ —

„Woher du kamſt, was kümmert es mich zu wißen?
Wirſt dieſer Arme Schranken du nicht entrißen,
Darf ich dem Morgen fröhlich entgegenſchaun,
Wie früg ich wohl nach Geſtern? Da kennſt du nicht die Fraun.“

Er kannte nicht die Frauen, daß er vertraute,
Auf loſen Sand der Dünen ſein Haus erbaute.
Es deucht' ihn unzerſtörlich, er wohnte drin,
Daß es zuſammenbräche, es kam ihm nicht in Sinn.

Bald wuchſen in dem Hauſe drei Heldenſöhne:
Wie weidete ſein Auge der Knaben Schöne!
Sein Schwert gab er dem einen, den Edelſtein
Dem andern, gab dem dritten ſein Horn von Elfenbein.

„Du haſt ſie ausgeſtattet mit reichen Gaben,
An dieſe Schätze knüpft ſich das Glück der Knaben:
Es kann ihm nie gebrechen, der ſie bewahrt,
Dem Eigner iſt die Fülle des Reichthums aufgeſpart.

„Doch Eins gebricht, das haben des Dienſtmanns Kinder,
Und Die von Bauern ſtammen ſogar nicht minder:
Des Vaters Namen erbet ſein jung Geſchlecht,
Der Sohn des Vaters Ehre, ſonſt gilt er nicht für echt.“ —

„Laß ab, du willſt die Zarten zu früh verwaiſen,
Zu früh aus deinen Armen mich hinnen weiſen.
Wohin du zielſt, empfind ich nur allzugut,
O ende nicht, mir ſchaudern im Tiefſten Herz und Muth.“ —

„So ſoll des Vaters Herkunft der Sohn nicht kennen!
Das Volk wird ihn verwerfen und Baſtard nennen:
Den Kleinen thu's zu Liebe und ſprich einmal;
Vergieb, vergieb der Mutter, ihr bleibt nicht andre Wahl.“ —

„Es iſt geſchehen! Eilet herbei, ihr Mannen!
O wär das Wort vermieden! Ich muß von dannen.
Nun ſollt ihr Alles hören: mich, Lohengrin
Hat her der Gral geſendet, zum Glücke, wie es ſchien.

„Das Glück iſt zerbrochen, mich ruft der Vater,
Parzival der König, des Grals Berather:
Einſt hätten unſre Söhne ſein Reich geerbt,
Die Frage, die uns ſcheidet, die hat auch ſie verderbt.

„Euch muß ich sie befehlen, die holden Kleinen,
Und laßt nicht ungetröstet die Mutter weinen:
Drei Kleinode bleiben den drein zurück,
So lang sie die bewahren, bewahren sie das Glück."

Da kam der Schwan geschwommen auf blauer Welle,
Noch einmal klang das Glöcklein wie Silber helle:
Der Gräfin riefs den Gatten nicht wieder her:
Er ist hinweg gefahren, sie sah ihn nimmermehr.

79.

Otto der Schütz.

„Herr Homburg, dieß mir kundgethan:
Du kamst so eben erst hier an,
Da bog vor Einem sich dein Knie,
Dem wurde solche Ehre nie.
Der Bursch mir sonst gar wohl gefällt,
Zum Schützen hab ich ihn bestellt,
Und weil er stäts ins Schwarze flammt
Ward ihm des Schützenkönigs Amt."

Dient Der als Schütz am Hofe hier,
Der unsres Landes Hoffnungszier?
Ihn aufzusuchen must ich ziehn,
Denn groß ist Hessens Noth um ihn.
So reiches Erb auf ihn erstarb,
Dieweil er hier um Minne warb.
Ich wüste wohl, wonach er schießt:
Eure Tochter, wenns euch nicht verdrießt.

„Mein Mädel Der? — Nun ja doch, recht,
Es ist landgräfliches Geschlecht.
Hessen für Klev, das Herzogthum:
Ei nun, das nehm ich gar nicht krumm.
Schafft mir den Pfaffen gleich ins Haus:
Wir führen einen Handstreich aus.
Der beßre Schütz bin ich dieß Mal;
Mein Ländchen ist nur klein und schmal."

Man fand den Schützen nirgendwo,
Weit über Berg und Thal er floh.
Er hat den Homburg wohl gesehn:
„Solls wieder in ein Kloster gehn?“
Das ist der jüngern Söhne Looß;
Doch Otto achtet es nicht groß:
„Was ist das faule Leben nütz?“
Da riß er aus und ward ein Schütz.

Doch dießmal holen sie ihn ein:
Da marsch in die Kapell hinein!
Schon steht die Braut vor dem Altar:
Da bists zufrieden doch, nicht wahr? —
„Herr, treibt mit mir nicht solchen Hohn,
Wägt treuen Diensten beßern Lohn.“ —
Bei meinem Eid! es ist kein Spott:
Wie ziemte der? wir stehn vor Gott.

Der Priester traut das Paar geschwind,
Laut weint die Mutter um ihr Kind.
„Nun sage, wofür hältst du dich?
Für Schützenkönig sicherlich.
Ja fehlgeschoßen! Abgesetzt,
Landgraf von Hessen bist du jetzt.
Ich aber traf ins Schwarze heut,
Wenn dich die Heirat nicht gereut.“

80.

Das Schachſpiel.

Der dritte der Ottonen
War erſt drei Winter alt,
Da trug er ſchon der Kronen
Und Ehren mannigfalt.
Hieß König deutſchen Landen,
Schirmherr der Chriſtenheit;
Viel edle Völker ſtanden
Um ſeinen Thron gereiht.
Beim Spiel mit Pfalzgraf Ezzo,
Ein Knabe früh gereift,
Beim Schachſpiel ſpricht er jetzo,
Eh er zum Zuge greift:
„Drei Spiele laß uns ſpielen,
Seit Monden ſpiel ich ſie,
Und ſpielte ſchon mit Vielen
Und traf den Meiſter nie.
Kannſt du mich dreimal ſchlagen,
Gewinnen Spiel um Spiel,
Will ich dir nichts verſagen
Und wär es noch ſo viel.
Das liebſte Pfand erdenke,
Wonach das Herz dir ringt,
Wie gern ich dir es ſchenke,
Wenn mich dein Spiel bezwingt!“

Da ſchlug das Herz dem Grafen,
Er wußt ein liebes Pfand,
Gar ſelten ließ ihn ſchlafen,
Daß es ſo hoch ihm ſtand.
Herrn Otto ſaß zu Eſſen
Sein Schweſterlein Mathild,
Die konnt er nicht vergeßen,
Noch ſie des Jünglings Bild.
Erwerben nimmer mocht er
Als ein geringer Graf
Die edle Königstochter,
Das ſcheucht' ihm ſo den Schlaf.
Zwar darf er jetzt nicht trauern,
Denn Hoffnung iſt genug:
Der König ſchiebt zwei Bauern
Voran im erſten Zug.
Doch nimmt vielleicht die Stunde
Sein Glück, ſein Leben hin;
Da zog er aus dem Grunde
Hervor die Königin.
Er hätte gern geblutet
Für ſie im Schlachtenſturm;
Da raubt' er unvermuthet
Dem König ſeinen Thurm.
Für ſie dem kühnſten Raufer
Sich in den Weg geſtellt;
Da nahm er auch den Laufer
Und rückt' ihm ſcharf ins Feld.
Für ſie im tiefſten Zwinger
Erlitten Ungemach;
Da ſchlug er gar den Springer

Und bot ihm Schach auf Schach.
Doch Glück im Spiel zu hoffen,
Geziemt es wohl dem Mann?
Der König ſieht betroffen,
Daß er nicht weiter kann.
„So wär ein Spiel gewonnen,
Doch ach, drei Spiele ſind
Bedungen, unbeſonnen
Iſt Otto nicht, das Kind.
Er ließ mich eins gewinnen
Und ſchon gewann ich zwei,
Bald aber werd ich innen,
Daß er der Stärkre ſei.“
Da dacht er an Mathilde,
Das Mädchen ſpielte mit,
Er ſah in jedem Bilde
Sein Lieb, um das er ſtritt.
Sie focht auf ſeiner Seite
Und rieth ihm klug und ſchlau,
Bis er zuletzt im Streite
Gewann die ſchönſte Frau.
„Nun haſt du mich geſchlagen,
Dreimal, und Spiel um Spiel,
Ich darf dir nichts verſagen
Und wär es noch ſo viel.
So wähle denn und nenne
Wonach das Herz dir rang,
Das liebſte Pfand bekenne:
Wie zauderſt du ſo lang?“ —
„Ich trau es nicht zu nennen,
Es iſt ein theurer Preis,

Die Lippen zittern, brennen,
Mich ſchauert kalt und heiß.
Daß ich verwegen zielte,
Herr, kannſt du mir verzeihn?
Das Pfand, um das ich ſpielte,
Sie wars, die Schweſter dein.
Im Kloſter dort zu Eſſen
Einſt ſah ich ſie, Mathild,
Und ewig unvergeßen
Iſt mir das liebe Bild.
Wenn nicht die Blicke trogen,
Die mir ſo viel geſagt,
So iſt auch mir gewogen
Die kaiſerliche Magd."
Herr Otto ſprach: „Ich lerne
Von dir, aus Spiel wird Ernſt,
Drum, Ezzo, ſeh ich gerne,
Daß du von mir auch lernſt.
Es heißt, ein Wort ein Siegel
Zumal aus Königsmund:
Du aller Ritter Spiegel,
Iſt dir der Spruch nicht kund?
Viel iſts, was wir dir ſchulden,
Nicht heut erſt, lange ſchon;
Du muſteſt dich gedulden:
Nun endlich reift der Lohn.
Weiſt du doch wo ſie wohnet,
So hole dir die Braut,
Verſchwiegner Minne lohnet
Sie künftig frei und laut.
Doch höre, vor der Mahme

Aebtiſſin hüte dich,
Sie läßt nicht gern die Blume:
Was gilts, ſie weigert ſich?
Doch muß dich das nicht irren,
Du haſt ja unſer Wort,
Kannſt du das Täubchen kirren,
Friſch, Habicht, führ es fort."
Da ſpornt' er ſeinen Braunen
Und ließ ihm ſelten Ruh:
„Das Glück hat Roſenlaunen,
Es lacht mir Roſen zu."
Vor eines Kloſters Pforte
Dreut' er dem Pförtner ſchwer:
„Nun ruft zu einem Worte
Mir die Aebtiſſin her."
Da kam St. Adelheide,
Mit ihr das Mägdelein;
„Euch Frauen lad ich beide
Zu einer Hochzeit ein." —
„Iſt er auch hohen Standes,
Und Die ihm wird getraut?" —
„Ein Pfalzgraf dieſes Landes,
Mathilde heißt die Braut." —
„Wo denkt ihr hin? Bewahre!
Die kaiſerliche Maid,
Sie zählt erſt vierzehn Jahre
Und iſt dem Herrn geweiht.
Wer hat euch das gerathen
So hoch hinauf zu ſchaun?
Dem reichet Hack und Spaten
Und heißt ihn Weißkohl baun.

„Wird dieſer Stab erblühen
Von dürrem Maulbeerholz,
Dann fruchten eure Mühen
Um dieſes Fräulein ſtolz.“ —
„Gebt mir den Stab! Nur Wahres
Spricht einer Heilgen Mund,
Der Krummſtab offenbar es:
Ich pflanz ihn in den Grund.
Bald wird er Blüthen regnen
Und wiegen ſüße Frucht,
So woll auch Gott uns ſegnen
Mit lieber Kleinen Zucht.
Noch von dem Hochzeitfeſte
Vernehmt, zu dem ich lud:
Brauweiler heißt die Veſte,
Wo Lieb bei Liebe ruht.
Der König hats befohlen,
Auch ſprach die Kaiſerin:
Geh dir die Braut nur holen,
Du biſt nach meinem Sinn.
Die mir nun Glauben ſchenket,
Die ſchwingt ſich auf mein Pferd,
Und die mich Lugs verdenket
Wird morgen wohl bekehrt.“
Da glaubt' ihm gern die Junge
Und ſchwang ſich freudig auf,
Mit manchem hohen Sprunge
Entſtob das Roſs im Lauf.
Zu Brauweiler klangen
Die Glocken voll und klar,
Da wurde ſchön empfangen

Und ſchön vermählt das Paar.
Als zu des Altars Stufen
Sie traten nach dem Brauch,
Da hatte man berufen
Die Frau Aebtiſſin auch.
„Laß uns den Stab nun pflanzen
Der heilgen Adelheid,
Und einen Reigen tanzen,
Damit er friſch gedeiht.“
Sie ſchwangen ſich behende
Wohl um den Stab im Kreiß:
Da trieb am obern Ende
Hervor ein grünes Reis.
Bald ſah man Blüthen regnen,
Sich wiegen ſüße Frucht;
So wollt auch Gott ſie ſegnen
Mit lieber Kinder Zucht.
Im Brauweiler Garten
Noch grünt der Maulbeerbaum:
Des Baumes ſoll man warten,
Geheiligt iſt der Raum.
Nie wird er ganz verdorren;
Einſt trocknete der Stamm,
Da küſste bei dem Knorren
Sich Braut und Bräutigam:
Gleich hat es in den Sproßen
Der Wurzel ſich geregt,
Ein Baum iſt aufgeſchoßen,
Der wieder Früchte trägt.
Es rauſcht in ſeinen Zweigen
Und flüſtert Liebesluſt,

Und hehre Schauer ſteigen
Empor in jeder Bruſt.
Was unter ſeinem Laube
Gelobt ein liebend Paar,
Vertraue, Freund, und glaube,
Dereinſt noch wird es wahr.

81.

Adelheid von Vilich.

Legende.

Steht bei Bonn am alten Rhein
Ein verfallen Klösterlein,
Das der edle Fürſt von Geldern
Reich begabt mit Gut und Feldern,
Seine Tochter Adelheid
Zur Aebtiſſin eingeweiht.

Das war eine fromme Frau,
War die Frömmſt im ganzen Gau:
Hatte freudig hingegeben
Irdiſch Gut und junges Leben
Gott und Frau Cäcilia,
Die ſie oft im Traume ſah.

Einer Nonne jung und hold
Prangend in der Locken Gold,
Wollte kein Geſang gelingen,
Strafe mocht es nicht erzwingen:
Immer blieb es ein Geſchrei
Wie von Teufels Cleriſei.

Als ſie einſt im hohen Lied
Falſche Töne nicht vermied,
Gab die Frau, in Gott verloren,
Einen Schlag ihr an die Ohren,
Daß ſie ſchwer mit Krämpfen rang
Und von Stund an göttlich ſang.

Flehend bitten laßt uns ja
Gott und Frau Cäcilia,
Daß zu unſrer Ohren Labe
Auferſtehn aus ihrem Grabe
Die Aebtiſſin wieder mag
Schaltend bis zum jüngſten Tag.

82.

Der Fuß an der Wand.

Der Staufenberger ritt zu ſeiner Burg geſchwinde;
Wie bald entließ der Graf ſein läſtig Ingeſinde!

Zur Ruhe ſehn ich mich, ich bin ſo müd geritten.
Er dachte: Lieb, o Lieb! da kam ſein Lieb geſchritten.

Sie gab ihm Kuſs auf Kuſs die kurze Nacht voll Wonne,
Er meint' es wär der Mond, da ſchien die lichte Sonne.

Er ſprach: „Du biſt ſo ſchön, wie könnt ich dein vergeßen?
Den lockt kein ander Weib, der ſolch ein Glück beſeßen.“ —

„So leicht iſt Treue nicht, man wird dich ſchlau umgarnen,
Drum ſei wohl auf der Hut, mein Lieb, ich muß dich warnen.

„Ich bin kein ſterblich Weib, ich bin der Feinen eine,
Mein Reich iſt in der Flut, mein Schloß im tiefen Rheine.

„Wir lieben einmal nur, die Liebe nimmer ſchwindet:
Der muß gar ſtäte ſein, der ſich mit mir verbindet.

„Biſt du ein ſtäter Mann, ich will dir Freude geben,
Und Reichthum, Ehre, Macht, dazu ein langes Leben.

„Wenn du die Treue brächst, so müst ich ewig klagen,
Du aber siechtest hin und stürbst in dreien Tagen.

„Du sähst nichts mehr von mir als diesen Fuß erscheinen,
Du hörtest auch nichts mehr als mein inbrünstig Weinen."

Der Staufenberger schwur ihr stäts getreu zu bleiben,
Er schwur dem schönen Weib sich niemals zu beweiben.

Sie gab ihm hohen Muth und volles Gut und Ehre,
Und dacht er: Lieb, o Lieb! so stand bei ihm die Hehre.

Sie gab ihm Glück und Sieg in jedem Ritterspiele,
Wenn er die Lanze schwang, so traf er stäts zum Ziele.

Wie hat er oft den Dank aus schöner Hand empfangen!
Des Kaisers Töchterlein ergriff ein süß Verlangen.

Sie sprach dem Kaiser zu, der Kaiser sprach zum Grafen:
Mein junges Töchterlein läßt Liebe nicht mehr schlafen.

Willst du mein Eidam sein, so kommt es wohl ins Gleiche,
Ich gebe dir Tyrol und Kärnthen von dem Reiche.

Er sprach: „Ich bin vermählt, Herr, laßt es euch vertrauen,
Es ist kein sterblich Weib, die schönste doch der Frauen." —

„So weh dir, theurer Held, must ewig sein verloren,
Bist du dem Geist vermählt und hast ihm Treu geschworen.

„Doch bindet nicht der Eid, der Bischof kann ihn lösen,
Geweihtes Waßer tilgt das Bündniss mit dem Bösen."

Dem Ritter wurde bang, er nahm es ſich zu Herzen:
„Nicht will ich eure Gunſt und Gottes Huld verſcherzen.“

Viel Meſſen laſen ſie, der Weihrauch ſtieg zum Himmel,
Und an die Brüſte ſchlug der Graf im Volksgewimmel.

Man hat die Hochzeit ſchön und herrlich ausgerichtet,
Viel Roſen hingeſtreut und Lieder viel gedichtet.

Als es zu Tiſche gieng, wie die Poſaunen klangen!
Wie ſchienen roſenroth die Launen und die Wangen!

Das Pärchen ſaß vergnügt, die Männer und die Frauen:
Da ließ ſich an der Wand ein ſeltſam Wunder ſchauen.

Die Wand blieb unverletzt, doch kam hindurchgefahren
Ein Frauenfuß ſo ſchön als jemals Füße waren.

Bloß war er bis zum Knie und weiß wie elfenbeinen,
So zarten ſah man nie und nie ſo zierlich kleinen.

Auch ward ein Klagelaut gehört in allen Kammern
Und in dem Saal zumeiſt ein Wimmern und ein Jammern.

Sie konnten von dem Fuß die Blicke nicht verwenden,
Der Graf erſchrak, das Glas zerbrach ihm in den Händen.

Er ſah den ſchönen Fuß, ſein Herz zerſchnitt das Klagen.
Er ſprach: „Das iſt mein Lohn, ich ſterb in dreien Tagen.

„Du edle Braut biſt frei, mich tödtet bald die Reue;
Wähl einen andern Mann und halt ihm ſtäte Treue.

„Wähl einen Königssohn, der deinem Stand gebühret:
Du siehst, zu welchem Leid ungleiche Ehe führet.“

Ins Kloster gieng die Braut, das schien ihr gleiche Ehe;
Am dritten Tage brach des Grafen Herz vor Wehe.

83.

Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt auf dem Römer war heute Königswahl
Und Abends drehn Vermummte sich bei der Fackeln Stral:
Der König ist gekoren,
Des Reiches Noth beschworen,
Ihr Masken, schwingt euch froh im Saal.

Zum Tanze lädts, zum Tanze! der König fliegt dahin
Und mit dem schwarzen Ritter die junge Königin:
Wer ist wohl der Beglückte,
Den solche Ehre schmückte?
Sie wäre Fürsten Hochgewinn.

Und wieder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer leicht:
Wem hat die junge Königin die Hand zum Tanz gereicht?
Es ist der schwarze Ritter,
Er tanzt fürwahr nicht bitter,
Ja keiner schwebt so frei und leicht.

Und immer iſts der Schwarze, der ſie zum Tanze führt:
Doch iſt ſie wohl zu tadeln, daß ſie den Tänzer kührt? —
Die Larven werden fallen,
Dann muß ſein Name ſchallen,
Dann zeigt ſich, ob es ihm gebührt.

* *

„Wollt ihr euch nicht entmummen, Herr Ritter, es iſt Zeit,
Die Larven alle fielen, laßt ſchauen, wer ihr ſeid?“ —
„Das, Herrin, nicht begehre!
Bei dein und meiner Ehre,
Du forderſt unſer beider Leid.“

„Wärt ihr des Reiches Aechter,“ begann der König hehr,
„Hier dulden Ehrenwächter jetzt keine Masken mehr.“
Da kann er ſich nicht bergen:
„Der Scharfrichter von Bergen!“
Erſchrocken ſchallt es rings umher.

„Unehrlicher, dein Athem befleckt die Königin,
Den Frevel wirſt du büßen, der Tod iſt dein Gewinn.
Legt Hand an ihn, ihr Schergen,
Den Scharfrichter von Bergen,
Zum Richtplatz ſchleift ihn ſelber hin.“

„Was könnt es helfen?“ ſpricht er, „die Köngin blieb' entehrt;
Ich will euch beßer rathen, Herr König, zieht das Schwert,
Schlagt mich damit zum Ritter:
Beſchimpft ſie dann ein Dritter,
Das räch ich ritterlich bewehrt.“ —

„Der Rath iſt gut, knie nieder, ich lohn ihn mit der That:
Du biſt ein Schelm geweſen und ſchelmiſch war dein Rath,
So heiße Schelm von Bergen:
Der darf ſich nicht verbergen,
Dem Dieß der Deutſchen König that.“

Und wieder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer keicht:
Wem hat die junge Königin die Hand zum Tanz gereicht?
Es iſt der ſchwarze Ritter,
Er tanzt mit offnem Gitter,
Kein Reichsfürſt tanzt ſo frei und leicht.

84.

Die verbannten Nachtigallen.

„Hinweg von Kloſter Himmelrath,
Verführerinnen, Nachtigallen!
Ihr habt mit brünſtger Lieder Schallen
Den Mönch verlockt vom Himmelspfad.

„Nicht länger ſoll wollüſtger Laut
Der Brüder ſtrengen Sinn bethören:
Ich habe Macht euch zu beſchwören,
Hinweg, eh ihr mich zornig ſchaut!“

St. Bernhard hob die Hand empor:
Da floh, geſchreckt von ſeinem Dreuen,
In alle Welt ſich zu zerſtreuen,
Der Sängerinnen Jubelchor.

Die meiſten flogen an den Rhein:
Bei Honnef in dem ſchönen Thale,
Da ſchloß ſie vor dem heißen Strale
Ein Wald in duftge Schatten ein.

Sie ſaßen im belaubten Dom
Und ſangen ihre ſelgen Lieder,
Die ſieben Berge hallten wieder,
Andächtig floß vorbei der Strom.

Der Wandrer, den ein Leid gedrückt,
Vernahms und gieng dahin getroſter;
Die Nonnen in dem Inſelkloſter,
Zum Himmel ward ihr Geiſt entzückt.

Das iſt fürwahr nicht ſündge Luſt,
Das iſt kein irdiſch eitles Klingen:
St. Bernhard, hörteſt du ſie ſingen!
Sie loben Gott aus voller Bruſt.

85.

Ballade von der Lorelei.

Wer ſinget dort ſo holde Melodei?
Das Schifflein ſäumt und gleitet ſacht vorbei. —
Mein Nachbar ſprach: Es iſt die Lorelei.

Da droben thront ſie auf des Felſen Spitze
Strält in den Rhein ihr goldnes Lockenhaar,
Und Geiſterchöre tönen wunderbar
Im Rebenlaub an ihrem Herſcherſitze;
Doch wie der Stral durch trüber Wolken Ritze,
So dringt hindurch der Wunderton der Fei.

Ihr Singen regt beglückten Erdenſöhnen
Die höchſte Luſt und alle ſüße Pein;
Wer ſie vernimmt, muß ihr ergeben ſein
Und kann ſein Herz des Wohllauts nicht entwöhnen:
Gefeßelt huldigt er der Macht des Schönen
Und lebt und ſtirbt im Dienſt der Lorelei.

Noch hat ſie nie ſich einem Mann ergeben,
Ob ſie auch Vielen gnädiger geblickt:
Ein Ritter einſt, von Sangesluſt beſtrickt,
Sann mit Gewalt zu fahn ihr junges Leben:
Das Hifthorn tönt, die frechen Knechte ſtreben
Schon berghinan zur Jagd der Lorelei.

Sie klimmt empor die höchſten Felſenſtellen,
Der Frevler folgt, ſchon faßt er ihr Gewand:
Da ſchwingt ſie ſich hinab vom Bergesrand,
Und unten hört man ſein Gebein zerſchellen.
Sie aber ſingt luſtwandelnd auf den Wellen:
„Mich zwingſt du nicht, denn meine Gunſt iſt frei.

„Den nach der Hand der Lorelei gelüſtet,
Umſchwebe Wohllaut ſchon im Mutterſchooß;
Früh ringt das Lied ſich ſeinem Buſen los
Frei von der Lüge, die ſich Wahrheit brüſtet:
Er naht dereinſt mit Sängerkraft gerüſtet
Und Bräutigam begrüßt ihn Lorelei.“

Und als er kam auf ſtolzem Schiff gezogen
Den Strom hinab vom goldbeglänzten Main,
Da wandelt ſie zum bräutlichen Verein
Dem Freund entgegen auf des Rheines Wogen;
Da kommt ein Wind von Oſten hergeflogen,
Entführt das Schiff und trauernd ſteht die Fei.

„Er war mein werth und konnt er mich verſchmähen?
So welke, Kranz, der höchſten Ehren Lohn.
Nein, grüne fort, denn einem treuern Sohn
Hat dich zum Schmuck der Himmel auserſehen:
Zwar werden noch Jahrzehende vergehen,
Doch treu des Lieblings harrt die Lorelei.“

Ballade, ſag den Unberufnen frei,
Daß Muſengunſt nicht zu erzwingen ſei:
Komm Liebling bald der ſchönen Lorelei!

86.

Itha von Toggenburg.

Einleitung zu Schillers Ritter Toggenburg.

„Wem haſt du den Ring gegeben?
Die ſo züchtig ſchien!
An des Jägers Finger eben,
Falſche, ſah ich ihn.
Den Verräther ſchleiften Pferde
Nieder in ſein Grab,
Daß die Schmach gerochen werde
Sollſt auch du hinab.“

Reden will die Gräfin, wenden
Schimpflichen Verdacht,
Zornesflammen ihn verblenden,
Hat des Worts nicht Acht.
Hebt ſie auf mit ſtarkem Arme,
Von dem hohen Saal
Stürzt der Wütherich die Arme
Tief ins tiefe Thal.

Gute Geiſter ſchweben nieder
Von des Himmels Zelt,
Spreiten engliſches Gefieder,
Daß ſie ſanfter fällt,

Betten ihr auf weichem Moose
Und erwacht sie jetzt
Ruht die Reine, Fleckenlose
Heil und unverletzt.

„Gnade deiner Magd erwiesen
Hast du, süßer Christ,
Nimmer wird es ausgepriesen
Wie du gnädig bist.
Heiligend zu neuem Bunde
Lädt der Gnade Schein:
Dir von dieser Schreckensstunde
Leb ich, Herr, allein."

Wo sich Ranken dicht verstricken,
Bei des Adlers Horst,
Birgt sie vor der Menschen Blicken
Sich im tiefen Forst;
Nährt den Leib von Waldeskräutern,
Schöpft aus klarer Flut,
Sucht die Seele nur zu läutern
In der Andacht Gluth.

Baut ein Hüttchen sich von Zweigen,
Deckts mit Rinde rauh,
Betend in der Wildniss Schweigen
Kniet die heilge Frau.
Hat in Kreuzesform verbunden
Sich zwei Stäbe Holz,
Wunderbare Lust empfunden,
Wenn das Herz ihr schmolz.

Wollt es dann nicht länger tagen,
Helles Licht herbei
Bracht ein Edelhirsch getragen
Zwiſchen dem Geweih.
Und ſo ſaß ſie viele Tage,
Saß viel Jahre lang
Lauſchend ohne Schmerz und Klage
Himmliſchem Geſang.

Doch des Grafen Herz durchſchnitten
Scharfe Zweifel oft,
Ohne Schuld hat ſie gelitten
Fürchtet er und hofft.
Spät verhört er ſeine Leute,
Allzuſpät fürwahr
Wird dem Toggenburger heute
Ithas Unſchuld klar.

Jenen Ring, des Bräutgams Gabe,
Glänzend war ſein Schein,
Diebiſch haſchend trug ein Rabe
Ihn vom Fenſterſtein,
Hielt das leuchtende Geſchmeide
Froh im Schnabel feſt,
Seine Jungen ſpielten beide
Gern damit im Neſt.

Zogen Jäger drauf im Walde
Streifend da vorbei,
Hört der Eine bei der Halde
Flücker Raben Schrei.

Sieht den Ring im Neſte blitzen,
Schiebt ihn an die Hand,
Froh das Kleinod zu beſitzen
Kommt er heim gerannt.

Tückiſch lauſchen grimme Strafen
Seiner Goldluſt dort;
Aber ſchwer gereut den Grafen
Jetzt der Doppelmord.
Nächtlich fährt er aus dem Schlummer,
Träumt bei hellem Tag;
Da vernimmt er, was den Kummer
Wohl beſänftgen mag:

„Nicht geſtorben iſt die Reine:
Im verwachſnen Wald
Vor dem Kreuze knieet eine
Selige Geſtalt.
Manche würden ſie nicht kennen,
Ach, ihr ſchwand der Leib;
Doch ich weiß ſie dir zu nennen:
Itha iſts, dein Weib.“

Neubelebt ſie zu begrüßen
Stürzt der Graf hinzu,
Kniet nieder ihr zu Füßen,
Flehet: „Heilge du,
Unwerth bin ich zu berühren
Deines Kleides Saum,
Dir zu richten muß gebühren,
Und ich hoffe kaum.

„Kannſt du dennoch mir vergeben
(Selig iſt Verzeihn),
Als dein Diener will ich leben,
Will dein Knecht nur ſein.
Ja, ich leſ in deinen Augen,
Daß du mild vergiebſt;
Aber ſoll mir Gnade taugen,
Sprich, ob du mich liebſt?"

87.

Habsburgs Mauern.

In Aargau steht ein hohes Schloß,
Vom Thal erreicht es kein Geschoß:
Wer hats erbaut,
Das wie aus Wolken niederschaut?

Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbot hat sie hingestellt,
Klein aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsennest.

Der Bischof kam und sah den Bau,
Da schüttelt er der Locken Grau,
Zum Bruder spricht:
„Die Burg hat Wall und Mauern nicht."

Versetzt der Graf: „Was macht das aus?
In Straßburg steht ein Gotteshaus,
Das bautest du,
Doch Wall und Mauern nicht dazu."

„Das Münster baut ich Gott dem Herrn,
Dem bleiben die Zerstörer fern;
Vor Feindessturm
Beschützt ein Schloß nur Wall und Thurm." —

„Wohl hast du Recht, ich räum es ein,
Ja Wall und Mauern müßen sein:
Gieb morgen Acht,
Ich baue sie in Einer Nacht."

Und Boten ſchickt der Graf ins Thal,
Die Mannen nahn im Morgenſtral
Und ſcharenweis
Umſtellen ſie die Burg im Kreiß.

Frohlockend ſtößt ins Horn der Graf
Und weckt den Biſchof aus dem Schlaf:
„Die Mauern ſtehn:
Wer hat ſo ſchnellen Bau geſehn?“

Das Wunder dünkt den Biſchof fremd,
Zum Erker ſpringt er hin im Hemd,
Und ſieht gereiht
Der Helden viel im Eiſenkleid.

Mit blankem Schilde Mann an Mann
Steht mauergleich des Grafen Bann,
Und hoch zu Roſs
Hebt mancher Thurm ſich aus dem Troſs.

Da ſpricht der Biſchof: „Sicherlich,
An ſolche Mauern halte dich:
Nichts iſt ſo feſt
Als Treue, die nicht von dir läßt.

„So ſchütze Habsburg fort und fort
Lebendger Mauern ſtarker Hort,
Und herrlich ſchaun
Wirds über alle deutſchen Gaun.“

88.

König Heinrich der Heilige.

Zu Regensburg am Grabe
St. Wolfgangs in der Nacht
Wer da gebetet habe,
Da keine Seele wacht?
Herr Heinrich wars, der gute,
Von Baiern, der noch gern
So spät, wenn Alles ruhte,
Hinkniete vor dem Herrn.

Erloschen sind die Kerzen,
Die Orgel schweigt im Dom;
Doch frisch aus seinem Herzen
Entspringt der Andacht Strom.
Wenn er den Heiland flehte,
Vergaß er Ort und Zeit,
In brünstigem Gebete
Ward ihm das Herz so weit.

Doch jetzt, zur Geisterstunde
Was schreckt ihn, welch ein Licht
Erfüllt des Chors Rotunde,
Das aus dem Grabe bricht?
St. Wolfgang ist erstanden:
Wie er ihn lebend sah,
So nun des Todes Banden
Entnommen steht er da.

Blickt huldreich an den Lieben
Und deutet mit der Hand
Auf eine Schrift geſchrieben
Dort an der Kirchenwand:
„Post sex!“ mit klaren Zügen,
„Post sex! und dann nicht mehr.
Daran ſoll ihm genügen,
Und Nachts iſts wie vorher.

Wohl gerne möcht er fragen;
Doch Niemand legt es aus:
Den Herrn ergreift ein Zagen,
Er ſchreitet ſtill nach Haus.
„Nach Sechs? ſo wenig Stunden
Soll ich das Licht noch ſehn?
Doch ſeis, Herr: Deiner Wunden
Verdienſt. läßt mich erſtehn.

„Nicht viel iſt zu beſorgen,
Mein Haus iſt bald beſtellt:
Dann thu mit mir am Morgen,
Herr, wie dir wohlgefällt.“
Er letzt ſich mit den Seinen
Und fleht beim Morgenroth
Den Herrn bei ſeinen Peinen
Um einen ſanften Tod.

Die Hände fromm gefalten
Schläft er ermüdet ein
Und läßt den Schlummer walten
Bis zu des Mittags Schein.

Da weckten ihn die Glocken:
„Sechs Stunden ſind vorbei!“
Spricht er zu ſich, erſchrocken
Daß er am Leben ſei.

Er freut ſich doch des Lebens
Wie ungewiſs das Ziel.
„Das Sinnen bleibt vergebens:
Wie lang es währt, gleichviel!
Ich will den Armen ſchenken
In der gegönnten Zeit,
Der Klöſter auch gedenken,
So bin ich ſchön bereit.“

Sechs Tage ſind vergangen,
Sechs Wochen, Monden ſchon,
In Fülle darf er prangen
Der Kirche treuer Sohn.
„Du gönnteſt bis zur Bahre
Mir noch ſo lange Friſt:
Gebrauch ich denn der Jahre
Als Herzog und als Chriſt.“

Er füllt die Zeit mit Thaten
Und fleißt ſich treu derweil
Die Länder zu berathen
Und ſeines Volkes Heil.
Die Fürſten auszuſöhnen
Sinnt er bei Tag und Nacht
Und kämpft des Reiches Söhnen
Voran in heißer Schlacht.

Das ſechſte Jahr, das letzte
Verlief, er merkt' es nicht,
Der alle Kräfte ſetzte
An ſeine Herſcherpflicht.
Man hört' ihn allwärts preiſen
Gerecht und kühn und mild,
Den Wittwen und den Waiſen
Ein Schirm, ein feſter Schild.

Das nächſte Jahr, er dacht es
In Wahrheit nimmermehr,
Die Kaiſerkrone bracht es;
Und drückte die auch ſchwer,
Er trug ſie ſich zum Ruhme
Doch zweiundzwanzig Jahr
Bis ihm zum Eigenthume
Gegönnt die Palme war.

89.

Bamberger Wage.

Zu Bamberg auf des Kaiſers Grab,
Der einſt der Welt gebot,
Der ihr Geſetz und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal iſt von Stein:
Da thronet hoch Gerechtigkeit,
Die ſoll auch ſteinern ſein.

Die Wage hält ſie in der Hand,
Und ſo geziemts der Frau,
Die gleiches Recht ertheilt dem Land
Und allem Volk genau.
Nur Eins befremdet euch zu ſehn,
Daß, wie ſich deutlich zeigt,
Die Zunge ſtatt gradein zu ſtehn
Sich Einer Seite neigt.

Und eine alte Sage ſpricht,
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ichs freilich nicht,
Doch ſcheints bemerkenswerth:
Wenn einſt der Wage Züngelein
Sich mitten inne ſtellt,
Das ſoll ein ſichres Zeichen ſein
Vom Untergang der Welt.

Drum glaubt nicht, was Propheten lang
Schon in die Welt poſaunt:
Es iſt zu nahem Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt.
Poſaunen Jerichos, der Schall
Euch viel zu früh entquillt:
Ihr ſeht ja, daß noch überall
Bamberger Wage gilt.

(8).

Das Chriſtusbild zu Wien.

Iſt euch vom Chriſtusbild zu Wien
Die Sage nicht bekannt,
Das immer zollbreit größer ſchien
Als wer da vor ihm ſtand?
Und war der Mann auch noch ſo klein,
Es ließ ſich zu ihm nieder,
Und hatt er rieſenhaft Gebein,
Doch überragt' es ſeine Glieder.

Ich weiß nicht, ob das Chriſtusbild
Sich dort noch ſchauen läßt,
Doch daß von Chriſtus ſelber gilt
Die Sage, glaub ich feſt:
Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Daß er ihn nicht erſchrecke,
Doch ſeiner Glieder Maß gewinnt
Der Gröſte nicht, wie er ſich ſtrecke.

So ſpricht auch ſein verkündet Wort
Schlicht zu dem ſchlichten Mann,
Das aller Erdenweisheit Hort
Doch nie erreichen kann.
Wähnt Einer jetzt, er komm ihm gleich,
Schon iſts emporgeſchoßen:
So ziehts zu ewger Wahrheit Reich
Die Geiſter aufwärts unverdroßen.

91.

Richard Löwenherz.

Der Wächter an der Zinne.

Dieſe Weiſ und immer dieſe
Tag und Nacht
Singt der König im Verliese
Bis der Morgen lacht.
Sieh, ſchon durch des Schwarzwalds Forchen
Blickt ſein Stral,
Seinem Winke zu gehorchen
Eilen Berg und Thal.
Möcht er dem die Freiheit bringen,
Der mit ſchwindem Schwertesſchwang
Weiß die Heiden zu bezwingen
Und die Herzen mit Geſang.

Blondel.

Löwenherz, von dir erfundnen
Liedeston
Sang ich nun am vielgewundnen
Rheine lange ſchon.
Dich mit Liedern auszuforſchen
Nicht gelang,
Nie erwiedern mir die morſchen
Thürme den Geſang.
Horch doch, iſt es nicht die Weiſe,
Die von jener Zinne dringt?
Fiel ſie hier ſo tief im Preiſe,
Daß ſie ſchon der Wächter ſingt?

Wächter.

Der da unten mit der Zither
Schleicht einher,
Mehr ein Sänger als ein Ritter,
Was iſt ſein Begehr?
Horch, die Töne ſind es wieder,
Täuſcht mich's nicht,
Die ſo gern in ſeine Lieder
Der Gefangne flicht.
Einverſtanden mit dem Helden
Mag der ſchlaue Fremdling ſein:
Soll ich ihn mit Blaſen melden?
Pflicht wohl wärs, doch herbe Pein.

Richard.

Singen lehrt ich Wand und Spache
Dieſes Lied,
Seit des Oeſterreichers Rache
Mich von Menſchen ſchied.
Nah von unten, nah von oben
Klingt es hold
Wie zum Wettgeſang erhoben
Um den Ehrenſold.
Dort der Wächter; wärs mein treuer
Blondel, der mir unten ſang,
Klang es wohl mit anderm Feuer:
Freiheit iſt der ſchönſte Klang.

Blondel.

Biſt du's, Richard, Herz des Leuen?
Heil dir, Held!

England ließ ſich nicht gereuen
Schweres Löſegeld.
Immer konnte man dich milde,
Gütig ſchaun,
Männer boten Helm und Schilde,
Ring und Schmuck die Fraun.
Sieh, des Reiches Brief und Siegel
Gab mir Kaiſer Heinrichs Macht,
Ungewiſs, wo Oeſtreichs Riegel
Dich verborgen hielt in Nacht.

Richard.

Blondel, Bruder! Reich und Krone
Dank ich dir,
Aller Frauen Schönſte lohne
Was du thuſt an mir.

Blondel.

Deines Volkes Lieb und Treue
Dankſt du ſie,
Deiner Milde, die ihr neue
Lebensfülle lieh.

Wächter.

Und mich dünkt, des Lobs gebührte
Auch der Weiſe wohl ein Korn,
Die euch hier zuſammenführte:
Fröhlich ſtoß ich nun ins Horn.

92.

König Wilhelms Grab.

„Herr Wilhelm von Holland, glücklicher Mann,
Dem Alles gelingt was das Herz dir ersann,
Heut kommt dir ein Glück unverhofft und groß:
Dir fällt die Krone des Reichs in den Schooß!
Dir dienen die Fürsten, so werden auch bald
Die Könige dienen durch Furcht und Gewalt.
Und hast du die Friesen in offener Schlacht,
Die Freisten der Welt, zum Gehorsam gebracht,
Siegprangend durchziehe das Land bis zum Meer,
Kein Widersacher gestellt sich dir mehr."

Er schlägt die Friesen, nun dient ihm die Welt,
Der ist er zum obersten Richter bestellt.
Doch hier auf der Haide was ists, das er schaut?
Hoch ragt ein Denkmal, prächtig erbaut.
Dreifarbige Fahnen im Winde gebauscht
Und der Adler des Reichs, der drüber rauscht.
„Wer hat so höchlich den Sinn mir gelezt,
Dieß herrliche Siegsmal Wer mir gesetzt?"
Drauf Einer des Volks zur Antwort gab:
Kein Siegsmal siehst du, du siehst ein Grab.

„Ein Grab dieß ragende Mal — schon gut;
Wie aber heißt der Held, der hier ruht?"
Sie trugen, Herr, noch keinen hinein:
Doch solls ein römischer König sein.

So geht die Sage von Mund zu Mund:
Den Namen des Königs thut sie nicht kund. —
Herr Wilhelm senkt das lockige Haupt:
Wie ist ihm der fröhliche Muth geraubt!
„Das Land ist bezwungen, was weilen wir hier?
Schon stürmt der Winter, zieht heim mit mir.“

Herr Wilhelm reitet den Scharen voran,
Da sinkt ihm das Ross auf schlüpfriger Bahn.
Noch fern ist die Hülfe: da stürzen alsbald
Die Friesen hervor aus dem Hinterhalt,
Und eh die Seinen der Noth sich versahn,
Wars um den römischen König gethan.
Und in jenes Grabmal ward er gebracht,
Das er einst bewundert um seine Pracht:
Ihm ward des römischen Königs Grab;
Das römische Reich sank mit hinab.

93.

Des edeln Brennbergers Leben und Tod.

I.

Am Hof zu Wien in Oeſterreich
Da klangs von tauſend Zungen,
Was zu der edeln Herzogin
Der Brennberger jüngſt geſungen.

„Ach, Brennberger, lieber Diener mein,
Iſts Ernſt mit deinem Singen,
Auf Erden ſei kein ander Weib
So ſchön in allen Dingen?“

„Ja, Frau, ihr ſeid das ſchönſte Weib,
Ich laß es mir nicht rauben:
Was man von Frankreichs Königin rühmt,
Das kann ich nimmer glauben.“

„Ach, Brennberger, lieber Diener mein,
Gern wüſt ich ſichre Kunde:
Nimm du mein Gold und Edelgeſtein
Und zieh dahin zur Stunde.

„Und wenn du Frankreichs Königin ſiehſt,
So richte zwiſchen uns Beiden:
Die dann der Schönheit Preis behält,
Die wird dir Lohn beſcheiden.“ —

„Ach, Frau, und brächt ich euch üble Mär,
So müſt ichs mit Kummer büßen;
Doch gute würd euch das Herz erfreun,
Das ſoll mir die Müh verſüßen.“

11.

Da fuhr der Brennberger gen Paris
Mit Gold und edelm Geſchmeide;
Bei einer Frau Wirthin kehrt' er ein,
Die rieth ihm nichts zu Leide:

„Nun ſitzt als Krämerin vor die Burg,
Und kommt ſie zur Kirche gegangen,
So ruft: Vieledle Königin, kauft
Von meinen Ringen und Spangen.“

Der Brennberger ward ein Krämerweib
Mit edler Frauenzierde;
Bald ward es am Hof des Königs laut
Und regte große Begierde.

Die Königin ſprach zu dem Edelknecht:
„Geh mir die Krämerin holen;
Nur daß der König es nicht erfährt
Thus heimlich und verſtohlen.“

Die Krämerin trat ins Frauengemach,
Sie wollte den Augen nicht trauen:
„Gott grüß euch, vieledle Königin,
Gott grüß euch mit euern Jungfrauen.“

Die Königin nahm ſie bei der Hand
Mit ihren ſchneeweißen Händen,
Sie kaufte Ringe, ſie kaufte Band,
Die Herrlichkeit wollte nicht enden.

Das währte bis der Abend kam;
Die Krämerin war in Sorgen:
„Bei Wem wollt ihr nun liegen zu Nacht?
Uns bleiben noch Schätze zu Morgen.“

Der Brennberger dachte: „O wär ich daheim;
Ich bin doch nicht von Steine —
Geliebts euch, edle Königin,
So ſchlief ich lieber alleine.“

Die Königin ſprach: „Das geht nicht an,
Wir müßen euch würdig betten:
Ihr habt die Ehre gar wohl verdient
Mit euern Ringen und Ketten.

„Ich habe zwölf Jungfrauen hier,
Bei der jüngſten ziemt euch zu liegen:
Da ſeid ihr vor Kälte gar wohl bewahrt,
Ihr mögt euch zuſammen ſchmiegen.“ —

Nun war es um die Weihnachtszeit,
Da ſind die Nächte am längſten:
Der Brennberger lag bei der jüngſten Maid,
Er lag in tauſend Aengſten.

So nah das wunderſchöne Kind
Bei ſeinem Ellenbogen:
Er rief aller Heiligen Beiſtand an,
Sonſt hätt ihn der Böſe betrogen.

III.

Am Morgen war die Krämerin froh,
Doch ließ man ſie nicht wandern;
Zwölf Tage hielt ſie die Königin feſt,
Und Nachts zu einer Andern.

Am dreizehnten ſprach die Königin:
„Nun lagſt du bei allen Jungfrauen:
So liege noch dieſe Nacht bei mir
Und ſcheide bei Tagesgrauen.“

Der Brennberger ward wie Blut ſo roth:
„Das wär zu große Ehre;
Ach, edle Königin laßt es ſein
Bis daß ich wiederkehre.

„Ich komme bald mit größerm Gut;
Wenn ich es dann verdiene —
Und ach, wenn der König, eur Gemahl
Zu Nacht bei euch erſchiene!“ —

„Der König kommt nicht her zu mir,
Der meidet mich ſchon lange:
Drum ſei dir, liebe Krämerin mein,
Um deine Ehre nicht bange.

„Auch stehn drei Wächter in meinem Lohn,
Ihr Singen würd ihn vermelden:
Wir reden noch viel die lange Nacht
Von Rittern und zierlichen Helden.“

Der Brennberger war in Angst und Noth:
„Müst ich bei der Königin liegen,
Sie ist so schön, es wär mein Tod:
Wie sollt ich wohl dießmal siegen?

„Und thät ich der schönen Frau ein Leid,
Des hätt ich ewige Reue:
Der von Oesterreich gehört mein Herz,
Ihr wahr ich meine Treue.“

IV.

Am Abend als es zu Bette gieng,
Die Krämerin war entronnen:
Der Brennberger gab sich nimmer Rast
Bis daß er Wien gewonnen.

„Ach Brennberger, lieber Diener mein,
Wie ist es dir ergangen?“ —
„Ach Frau, ich hatte Lieb und Leid,
Zwölf Tage lag ich gefangen.

„Zwölf Nächte bei zwölf Jungfrauen zart:
Wie ward mir armem Knaben!
Die letzte Nacht, da wollte mich gar
Die Königin selber haben.

„Da ward der Krämerin eng ums Herz,
Das hätt ich nicht beſtanden:
Ich ſchlich mich heimlich zum Thor hinaus
Und floh zu euern Landen.“ —

„O weh, was gab ich dir je den Rath
Die edle Frau zu kränken!
Doch ſage, Lieber, wem wollteſt du
Den Preis der Schönheit ſchenken?“ —

„Ach, Frau, nie ſah ich ein ſchöner Weib,
Es iſt ein Himmel auf Erden;
Ihr Antlitz war ein lichter Schein,
Ich glaubte ſelig zu werden.“ —

„Und wenn ſie dich ſchöner dünkt als ich,
So ſing ihr deine Lieder;
Du muſt hinfort ihr Diener ſein:
Zieh hin nach Frankreich wieder.“

„Nein, edle Frau, das ſag ich nicht,
Ihr wohnt in meinem Herzen:
Ich weiß mir nirgend ein ſchöner Weib,
Das ſchafft mir tauſend Schmerzen.“ —

„Nun ſprachſt du doch, du habeſt nie
Ein ſchöner Weib geſehen —“
„Ja, edle Frau, mir iſt Gewalt
Von ihrer Schöne geſchehen.

„Doch ſeid Ihr ſchöner an Hals und Kinn
Und edler von Geberde;
Allein nach euch iſt die Königin
Das ſchönſte Weib der Erde.

„Und wenn ſie noch tauſendmal ſchöner wär,
Doch wollt ich euch ewig preiſen,
Denn euch gehören Herz und Sinn,
Euch meine Liederweiſen."

V.

Nun hatte der edle Brennberger viel
Von der ſchönen Herrin geſungen,
Mit ſeinen Liedern war ihr Lob
Von Land zu Landen gedrungen.

Der Herzog war ein ſtrenger Mann,
Dem Argwohn leicht ergeben:
„Du wirbſt mir zu viel um die Fraue mein,
Es geht dir an dein Leben."

Drei Mörder dang er mit rothem Gold,
Die kannten kein Erbarmen,
Sie rißen das Herz ihm heiß aus der Bruſt
Und ſpotteten noch des Armen.

Darauf am Abend bracht es der Koch
In goldener Schüßel getragen:
Da aß ihr rother Mund das Herz,
Das nur für ſie geſchlagen.

„Und wißt ihr, was ihr gegeßen habt,
Was das für Lerchen waren?“
„Ich weiß es nicht, es ſchmeckte ſo ſchön,
Wohl möcht ich es gern erfahren.“ —

„Wohlan, es war des Brennbergers Herz,
Der oft eur Leid vertrieben;
Er bracht euch immer viel Luſt und Scherz:
So lohnt man falſchem Lieben.“

Die Herzogin ward todtenbleich,
Wo iſt ihre Farbe geblieben?
„Und hab ich gegeßen des Ritters Herz,
Der oft mein Leid vertrieben,

„So thu ich einen Trunk darauf
Allhier in dieſer Stunde:
Kein Eßen und kein Trinken kommt
Je mehr zu meinem Munde.“ —

Da ſtand die edle Herzogin auf
Und barg ſich in ihre Kammer:
„Maria, himmliſche Königin,
Dir klag ich den Herzensjammer.

„Der Brennberger muß mich ewig reun,
Er ſtarb um meinetwillen,
Der Schmerz um ſeinen unſchuldigen Tod,
Den kann auch der Tod nur ſtillen.

„Du weißt, er kam mir nie so nah,
Daß er mich durft umfangen:
Auch wär er lieber vor edler Scheu
Viel hundert Meilen gegangen.

„Des klag ich sehr, mein Herz ist wund,
Vor Kummer muß ich verderben:
Laß du, bei deines Sohnes Noth,
Mich ewigen Frieden erwerben." —

Maria hob sie in Gnaden empor,
Da ward ihr der Lohn der Treue:
Den Herzog traf des Reiches Acht,
Und bald vergieng er in Reue.

94.

Walther von Birbach.

Walther von Birbach, der kühne Mann,
Dienet Marieen.
Sein Sinn auf neue Siege ſann.
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Zu Darmſtadt iſt ein Feſtturnier,
Dienet u. ſ. w.
Drum ſprengt er durch das Waldrevier.
Alle Himmel u. ſ. w.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Maria im weißen Kleide.

„Maria, Himmelskönigin,
Heut gieb mir Sieg, du Siegerin.“

Sein Herz in Freuden ſchwimmt und ſchwebt,
Wenn er den Blick zur Jungfrau hebt.

Wohin iſt ihm der Geiſt entrückt?
In Andacht kniet er wie verzückt.

Das nimmt die Benedeite wahr:
Da ſteigt ſie nieder vom Altar,

Hebt ihm den Helm vom Haupte ſacht:
Schon deckt er goldner Locken Pracht.

Den Harniſch löſt ſie leis und ſchlau
Und ſchnallt ihn an, die ſchöne Frau.

Sie nimmt ihm Harniſch, Schwert und Schild
Und ſpornt ſein Roſs durchs Korngefild.

Nicht lange währts, ſie iſt zurück,
Giebt Alles wieder Stück für Stück.

Sie rührt ihn mit dem Finger kaum,
Da kehrt ſein Geiſt aus ſelgem Traum.

Noch einmal neigt er ſich dem Bild
Und ſpornt ſein Roſs durchs Korngefild.

„Herr Ritter, wollt ihr zum Turnei?
Zu ſpät, zu ſpät, ſchon iſts vorbei.“

Und wer iſts, der den Sieg gewann?
„Walther von Birbach, der kühne Mann.“

Walther von Birbach? ſpottet nicht,
Sonſt fühlt ihr ſeines Armes Gewicht.

Doch wie er ritt zum Thor hinein,
Ihm neigen alle Fähnelein.

Und wie er lauſcht, thut jeder Mund
Mit Preiſen ſeinen Namen kund.

Drei Ritter kommen vom Turnei:
„Ach edler Sieger, gieb uns frei!

„Wir bieten hohes Löſegeld!
Dein ſtarker Arm hat uns gefällt.“

Da tagt es in des Ritters Sinn:
„Maria war die Siegerin. —

„Nicht Meine Kraft hat das gethan:
Kein Löſegeld darf ich empfahn.

„Ihr müßet dienen lebenslang,
Dienen Marieen!
Der lieben Frau, die euch bezwang;
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

95.

Das Ave Maria.

Von einem Ritter ſollt ihr hören,
Der weder fromm noch gläubig war,
Mit Raufen, Spielen, Fluchen, Schwören
Vertrieb er wohl das halbe Jahr.
Er betete nicht laut, nicht leiſe:
Er ſprach nur in gewohnter Weiſe:
Gegrüßt ſeiſt du Maria!

Im Taumel rauſchender Vergnügen
Gedacht er nicht, was Gott gefällt,
Und ſchlürfte mit begiergen Zügen
Die kurze Süßigkeit der Welt.
Wie ſchlimm auch ſeine Sitten waren,
Doch half ihm oftmals aus Gefahren:
Gegrüßt ſeiſt du Maria!

Bald hatt er mit noch braunem Scheitel
Sich ſatt geliebt, gezecht, gebirſcht,
Daß alle irdiſchen Freuden eitel
Erkannte jetzt ſein Herz zerknirſcht.
Er dachte hehrer Gottesminne
Und ſprach hinfort mit tieferm Sinne:
Gegrüßt ſeiſt du Maria!

Und angeweht vom Geiſt der Süßen
Erwählt' er die gewiſſre Bahn;
Schon pocht' er, ſchwere Schuld zu büßen,
Am Altenberger Kloſter an.
Ein Bruder öffnet ihm die Pforte,
Da ſpricht er ſeufzend nur die Worte:
Gegrüßt ſeiſt du Maria!

Gekleidet ward er und geſchoren,
Man gab ihm einen Lehrer bei,
Doch war der Unterricht verloren,
Er lernte keine Litanei.
Auch ſchien ihn Strafe nicht zu ſchmerzen,
Er ſprach nur aus bewegtem Herzen:
Gegrüßt ſeiſt du Maria!

So ſeltſam trieb ers bis zu Ende;
Schon blickt' er in das offne Grab,
Da wollt er keine Segensſpende,
Wies Beicht und letzte Oelung ab.
Doch als ſein Herz begann zu brechen,
Da hörte man ihn ſelig ſprechen:
Gegrüßt ſeiſt du Maria!

Nun ſind geſprengt die Erdenbande,
Die Brüder ſenkten fromm ihn ein,
Sieh aus des Hügels friſchem Sande
Sproß eine Lilie weiß und rein.
Und auf den lichten Blüthenblättern
Las man in goldenſchönen Lettern:
Gegrüßt ſeiſt du Maria!

Und gäb euch nun ein heilger Engel
Zu ſchauen durch der Erde Grund,
So ſähe ihr wie der Lilienſtengel
Entſprießt des Bruders keuſchem Mund.
Dann miedet ihr vergebnes Sagen,
Und ſprächt wie Er auf eitle Fragen:
Gegrüßt ſeiſt du Maria!

96.

Das Gnadenbild zu Marienburg.

Ein ſchlichter Maler vielerprobt
Mit Meißel und mit Feile
Hat ſich ein heilig Bild gelobt
Zu ſchaffen, nicht mit Eile,
Mit ganzem Fleiß, aus höchſter Kraft
Wie es nur Lieb und Andacht ſchafft,
Inbrünſtige Verehrung.

Als das nach manchem Jahr gelang
Wie er es wollte bilden,
Da blieb ihm wenig Monden lang
Das Bild der Himmliſchmilden.
Lobpreiſen muß es Wer es ſchaut:
Der Meiſter iſt daran ergraut
Und ſoll nun von ihm ſcheiden.

Ach morgen trägt man es hinaus
Dem gläubgen Volk zu zeigen,
Hinfort gehörts dem Gotteshaus,
Und war ſo lang ſein eigen!
Das weckt ihn auf um Mitternacht:
Er ſchleicht ſich in die Werkſtatt ſacht
Zu bittrer Abſchiedswonne.

Noch einmal ſchaut er ſeine Luſt
Beim Stral geweihter Kerzen;
Er fühlt, ſo vieler Huld Verluſt,
Er kann ihn nicht verſchmerzen.
Und händeringend kniet der Greis
Und weint und ſchluchzt und wimmert leis,
Daß er ſein Bild ſoll laßen.

Und wie die Thräne kommt gerannt
Die Wangen ihm zu baden,
Da winkt ihm freundlich mit der Hand
Die Mutter aller Gnaden,
Und blickt den Alten freundlich an:
Ein Wink, ein Blick, ſchon iſts gethan,
Froh wird des Greiſen Seele.

In Demuth beugt er ganz ſich hin,
Die letzten Thränen quillen;
Doch Freude wohnt in Herz und Sinn,
Sich alle Wünſche ſtillen.
Sie finden ihn beim Morgenroth
Geſtorben einen ſelgen Tod
Vor ſeinem Gnadenbilde.

97.

Die Wunderbrücke.

Wo ſich zwei Berge winken, dazwiſchen rauſcht die Ahr,
Da ſahn die Väter blinken Landskron und Neuenahr
Und einer Brücke Bogen erglühn im Sonnenſtral
Von Schloß zu Schloß gezogen über das breite Thal.

Wer ſchuf die Wunderbrücke, wie Regenbogen ſchön,
Der Kunſt zum Meiſterſtücke und einte dieſe Höhn?
Der Vater ſagts dem Sohne, drum ſpricht die Sage wahr:
Ein Herr von Landskrone, ein Graf von Neuenahr.

Sie hatte treu verbunden der engſten Freundſchaft Band,
Daß man zu allen Stunden ſie gern beiſammen fand.
Und muſten ſie dann ſcheiden, ſo war die Brücke da,
Die brachte bald die Beiden einander wieder nah.

In Stücke brach die Brücke nach ſchwerer Zeiten Lauf,
Da baute ſich zum Glücke ein zärtlich Paar ſie auf,
Und Liebesboten giengen dahin, daher gar viel
Bis ſie ſich ſelbſt umfiengen in ſüßem Minneſpiel.

Viel ſchöne Brücken ſchlagen ſah ich in deutſchem Land,
Doch keinen Bogen wagen, der ſich ſo weithin ſpannt.
Weils ewig unterbliebe, ſo mag man klärlich ſchaun,
Daß Freundſchaft und Liebe die ſchönſten Brücken baun.

98.

Der Affe zu Dhaun.

„Die Wiege leer, des Grafen Kind
Hinweg, ich arme Frau!
Der Vater ſchlägt mich lahm und blind,
Der Raugraf iſt ſo rauh.

„Zigeuner wohl, da kurze Friſt
Ich nickte, trugens fort,
Und wo der Wald am tiefſten iſt,
Da ſei mein Zufluchtsort.“

Und wo der Wald am tiefſten war,
Im eichenſtarren Soon,
Des Grafen Affe pflegt fürwahr
Geſchickt des Grafen Sohn.

Er bringt ihm Aepfel, die er fand
Dort vor des Waldes Saum,
Und ſüßer Beeren allerhand
Und Honig aus dem Baum.

Wiegt ihn in Schlaf auf ſeinem Schooß
Ganz nach der Amme Brauch,
Macht ihm ein Bett aus weichem Moos,
Sitzt dann und ſchlummert auch.

Da nimmt die Frau den Knaben froh
Und trägt ihn heim geſchwind;
Im Schloße war ſchon ein Halloh
Um das verlorne Kind!

„Hier iſt der Jung', er war im Wald;
Der Affe, der ihn ſtahl,
Er kommt wohl auch, der Schläfer bald,
Erwacht er nur einmal.

„Er hat mir Alles nachgemacht
Genau, wie ers geſchaut;
Nur halt ich immer beßre Wacht
Und ſchnarche nicht ſo laut."

Des Grafen und der Gräfin Pein
War da in Luſt verkehrt,
Dem Affen ſetzten ſie in Stein
Ein Mal, das heut noch währt.

Hier hält er vor dem Saal zu Dhaun
Dem Kind den Apfel hin;
Doch warum ward nicht ausgehaun
Die fleißge Wärterin?

99.

Die Felſenkirche zu Oberſtein.

Ich komm als ein büßender Pilger gegangen,
Vergebung der Sünden, Herr Pabſt, zu erlangen.
Die Firnen der Alpen, den ewigen Schnee
Schon hab ich geröthet mit blutendem Zeh.

„Laß dein Vergeben uns, Ritter, erfahren,
Die wir die Schlüßel des Himmels bewahren.
Und haben dich Flammen der Reue durchwallt,
Uns wurde zu binden, zu löſen Gewalt.“

Wohl muß ich unſeliger That mich verklagen:
Ich habe den eigenen Bruder erſchlagen.
Von der Väter Schloß auf ragendem Stein
Warf ich hinab ſein zerſchmetternd Gebein.

„O wehe, wie ſprichſt du gelaßenes Muthes!
Gedenke des himmelan ſchreienden Blutes.
Kein Opfer verſühnte, vertilgte die Spur:
Ihr ſchaudert, im Tiefſten empört, die Natur.“

Mich reizte der Bruder auch widernatürlich:
Er wuſte zu wohl, wie mir unwillkürlich
Jede Fiber erbebte, das Blut mir gerann,
Wenn eine Katze mich ſchleichend umſpann.

Da ſteckte der Bruder mir, heiliger Vater,
In den Stiefel den ſcheuslichen, blinzenden Kater.
Ich fuhr hinein und wie ward ich begrüßt!
Das hat mit dem Leben der Spötter gebüßt. —

„Nein, lächelt nicht, Säulen des römiſchen Stuhles:
Beweinet die Seele, die Beute des Pfuhles.
Sie ward nicht vom Feuer der Reue durchloht,
Ihr iſt mit dem ewigen Feuer gedroht.

„Du bateſt um Segen; ich ſollte dir fluchen.
Geh hin in die Wüſte Zerknirſchung zu ſuchen;
Du findeſt bei Thieren wohl menſchlichern Sinn:
Da wohne, ſo iſt es der Welt ein Gewinn.

„Doch fühlſt du im Buſen die Folter ſich regen,
So haben wir Buße dir aufzuerlegen:
Kehr heim mit gebrochenem, ſeufzendem Muth
Und gieb an die Armen dein Geld und dein Gut.

„Und wo der Erſchlagne vorübergefallen,
Da laße die Schläge des Hammers erſchallen,
Erweiche mit Thränen den harten Stein
Und grab eine Kirche dem Felſen ein.“

Der ſtrafenden Worte gieng Keines verloren,
Sie waren ihm Dolche ſein Herz zu durchbohren.
Er hatte ſich ſelbſt wie im Spiegel geſehn,
Ein Scheuſal, muſt er entſetzt ſich geſtehn.

Nicht brauchte' er in Wüsten Zerknirschung zu suchen,
Er möchte sich selber viel härter noch fluchen.
Da wandt er sich heim mit gebrochenem Muth
Und gab an die Armen sein Geld und sein Gut.

Und wo der Erschlagne vorübergefallen,
Da ließ er die Schläge des Hammers erschallen,
Erweichte mit Thränen den harten Stein
Und grub die Kirche dem Felsen ein.

Er hämmerte fleißig den Tag und die Nächte,
Und sank ihm ermattet die nervige Rechte,
Du büßest, gedacht er, den Brudermord,
Und hämmerte wieder und meißelte fort.

So trieb er es Jahrelang ohne zu stocken:
Da luden zur Kirchweih fröhliche Glocken.
Und als die Gemeinde versammelt war,
Der Graf lag todt vor dem Hochaltar.

Da sangen die Chöre: Nimm diesen nach Oben:
Er gab uns dieß Haus Dich zu flehn und zu loben.
Denn Dein ist der Preis und die Ehre sei Dein,
Du schmelzest die Herzen und schmeidigst den Stein.

100.

Der Rattenfänger.

Zu Hameln fechten Mäuſ und Ratzen
Am hellen Tage mit den Katzen;
Der Hungertod iſt vor der Thür:
Was thut der weiſe Rath dafür?
Im ganzen Land
Macht ers bekannt:
Wer von den Räubern
Die Stadt kann ſäubern,
Des Bürgermeiſters Töchterlein,
Die ſoll zum Lohn ſein eigen ſein.

Am dritten Tage hört mans klingen,
Wie wenn im Lenz die Schwalben ſingen.
Der Rattenfänger zieht heran:
O ſeht den bunten Jägersmann!
Er blickt ſo wild
Und ſingt ſo mild:
Die Ratten laufen
Ihm zu in Haufen;
Er lockt ſie nach mit Wunderſchall,
Ertränkt ſie in der Weſer all.

Die Bürger nach den Kirchen wallen,
Zum Dankgebet die Glocken ſchallen:

Des Bürgermeisters Töchterlein
Muß nun des Rattenfängers sein.
Der Vater spricht:
„Ich duld es nicht!
So hoher Ehren
Mag ich entbehren:
Mit Sang und Flötenspiel gewinnt
Man keines Bürgermeisters Kind."

In seinem bunten Jägerstaate
Erscheint der Spielmann vor dem Rathe:
Sie sprechen All aus Einem Ton
Und weigern den bedungnen Lohn:
„Das Mägdelein?
Es kann nicht sein:
Herr Rattenfänger,
Müht euch nicht länger:
Eur Flötenspiel ist eitel Dunst
Und kam wohl von des Satans Kunst."

Am andern Morgen hört mans klingen
Wie wenn die Nachtigallen singen,
Ein Flöten und ein Liedersang
So süß vertraut, so liebebang.
Da zieht heran
Der Jagersmann,
Der Rattenfänger,
Der Wunderfänger,
Und Kinder, Knaben, Mägdelein
In hellen Scharen hinterdrein.

Und hold und holder hört mans klingen
Wie wenn die lieben Englein ſingen,
Und vor des Bürgermeiſters Thür,
Da tritt ſein einzig Kind herfür.
Das Mägdelein
Muß in den Reihn;
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Haufen:
Er lockt ſie nach mit Wunderſchall
Und nach der Weſer zogen all.

Die Eltern liefen nach den Thoren,
Doch jede Spur war ſchon verloren:
Kein Eckart hatte ſie gewarnt,
Des Jägers Netz hält ſie umgarnt.
Zwei kehrten um,
Eins blind, eins ſtumm:
Aus ihrem Munde
Kommt keine Kunde.
Da hob der Mütter Jammern an:
So rächte ſich der Wundermann.

101.

Friedrich der Siegreiche.

„Friedrich auf, die Felder rauchen,
Volle Scheuern glühn im Brand,
Auf, des Armes zu gebrauchen,
Siegreich biſt du ja genannt.

„Würtemberg und Baden ſengen,
Metz und Speier hauſen ſchlimm:
Eh ſie deine Burg bedrängen
Triff ſie mit der Rache Grimm."

Friedrich hörts, und machtgerüſtet
Stürmt er von dem hohen Schloß,
Die ſchon Heidelbergs gelüſtet,
Nieder ſtreckt ſie ſein Geſchoß:

Nieder aus dem Hinterhalte
Streckt ſein Sper ſie und ſein Schwert:
„Jetzt die ganze Kraft entfalte,
Stolzer Feind, die Stirn gekehrt!

Biet ihm Schlacht, der ſo verwegen
Dich bedroht, ein ſchwacher Hauf,
Jetzo kannſt du ihn erlegen
Und die Pfalz ſteht nie mehr auf.

Kämpfend mengen ſich die Scharen,
Hier der Rhein, der Neckar dort;
Doch des Kampfgewühls Gefahren
Zähmt des Pfalzgrafs herſchend Wort.

Plötzlich winkt er im Gefechte,
Und auf die berittnen Reihn
Rücken ſeine Lanzenknechte
Mit den langen Dolchen ein.

Schlüpfen untern Bauch der Pferde,
Stechen hin und ſtechen her:
Roſs und Reiter ſtürzt zur Erde
Und erſchrocken wankt das Heer.

„Flieht, Verzagte! Nicht entlaufet
Ihr der Schande, noch der Haft:
Oder freuts euch, ſo erſaufet
Immerhin in blühnder Kraft.

„Seht, wie kühl das Waßer ladet!
Hier der Rhein, der Neckar dort.
Streckt die Waffen denn!“ Begnadet
Führt er ſie zum Schloßberg fort.

„Truchſeß auf! Herbei ihr Schenken,
Rüſtet mir das Siegesmal.
Liege Purpur auf den Bänken,
Reich umbangen ſei der Saal.

„Horner ſollen laut erſchallen,
Weine fließen weiß und roth,
Fiſch und Wildbrät theilet Allen,
Aber Eins gebreche — Brot."

Freundlich lädt er ſie zum Male:
Seid willkommen, thut Beſcheid,
Edle Herrn, mir im Pokale,
Und im Wein ertränkt das Leid.

Zwei Biſchöfe, beide Grafen,
Was wir lieben, klinget an!
Wie wir heut im Feld uns trafen,
So beſteht mich Mann für Mann.

Sitzt umher und mög euch munden
Was der karge Koch uns trug;
Gern verſchönt' ich euch die Stunden,
Widrig iſt die Haft genug.

Mag des Sängers Mund indeſſen
Singen, was ihm Gott gebot.
Fehlt noch was? Iſt Salz vergeſſen? —
„Nichts, Herr Pfalzgraf, nichts als Brot."

Brot nur? Truchſeß, Brot vergaßt ihr,
Brot ernährt, das ſchaffet her.
„Herr, den letzten Bißen aßt ihr,
Und die Pfalz hat keines mehr." —

Packet denn und laßet malen —
„Gnädger Herr, das Korn gebricht.“ —
Nun ſo dreſcht, ich kanns bezahlen,
Mangeln doch die Garben nicht. —

„Ja ſie mangeln, blickt nieder,
Scheuern glühn, es dampft das Feld.“ —
Ackert denn und ſäet wieder,
Bis der Halm der Sichel fällt.

„Juſt zum Säen fehlts am Korne,
Auch die Ausſaat ſchlang der Brand,
Alles im vergebnen Zorne
Schlang der Feind im Pfälzer Land.“ —

Branntet Alles ihr zu Kohlen,
So geduldet euch, ihr Herrn:
Fremdes Brot herbei zu holen
Oeffnet ihr die Säckel gern.

Dann bedarf es Korn zum Malen
Korn der Erde zu vertraun:
Das auch werdet ihr bezahlen,
Und dem Landmann Hütten baun.

Wenn ihr wieder hier im Lande
Ungerechte Kriege führt,
Laßt dem Bauern, pfui der Schande!
Scheur und Felder unberührt.

102.

Die Frau von Stein.

„Dieser Ehren ist zuviel,"
Sprach die edle Frau vom Steine,
„Auch das Glück will End und Ziel,
Ziel noch Ende hat das meine.

„Beide Söhne sind vermählt,
Sind ein Schmuck des Ritterstandes;
Drei der Töchter auserwählt
Haben Edle dieses Landes.

„Blieb mir noch das letzte Kind:
Heute gab ichs einem Grafen,
Also daß es zwölfe sind,
Die sich hier zur Hochzeit trafen.

„Nun gedoppelt ist die Zahl,
Töchter sechs und sechs der Söhne,
Mahnt es mich beim frohen Mal
Wie ich das Geschick versöhne:

„Denn der Ehren ist zuviel,
Denn zuviel ist dieser Ehren."
Becherklang und Saitenspiel
Ueberschallt oft weise Lehren.

Unbeachtet blieb das Wort,
Aber ſchon am andern Morgen
War des Hauſes Mutter fort,
War das Haus in Angſt und Sorgen.

Nimmer kehrte ſie zurück,
Wiederſah ſie nicht die Lieben;
Sühnen wollte ſie das Glück:
Niemand weiß, wo ſie geblieben.

Ob ſie ſich der Welt begab
In der abgeſchiednen Zelle,
Ob das Opfer weit hinab
Trug der Lahn, des Rheines Welle.

Fortgeblüht hat ihr Geſchlecht
Herrlich bis zu unſern Tagen,
Einen Freiherrn recht und echt
Deutſchland noch zuletzt getragen.

103.

Die Eichenſaat.

Wie waren die Mönche zu Dünwald ſo klug!
Sie ſuchten in den Briefen und fanden genug:
In alter Pergamente gebräunter Schrift
Laſen ſie von mancher blökenden Trift.

Sie zeigten auch dem Junker zu Schlebuſch eins,
Im krauſen Stile guten Kloſterlateins:
Des Kloſters ſeien, wie da geſchrieben ſtand,
Wohl hundert Morgen von des Junkers Land.

Das begriff der ſchlichte, biedre Junker ſchwer:
Was er beſeſſen von Urvätern her,
Worauf er geerntet ſo lang und ſo viel,
Wie der Acker plötzlich dem Kloſter verfiel.

Der Prior brachte den Handel vor Gericht;
Da wußten ſich die Scheffen zu rathen nicht.
Der Schultheiß dingte ſo manche Tagefahrt:
Der Verwicklung wurde kein Ende gewahrt.

Zuletzt der Junker übeln Muth gewann,
Als ihm die Mönche drohten mit Acht und Bann.
Man ſchürt' ihm von der Kanzel die Hölle ſo heiß:
Er dacht, ich will bezahlen das Lügengeſchmeiß.

„Wohlan, ich biete die Hand zum Frieden dar,
Ihr sollt besitzen was niemals euer war;
Doch weil ich ungezwungen euch Abstand that,
So sei mir bewilligt noch eine letzte Saat.“

Da schmunzelten die Brüder und schlugen ein.
Den Vergleich verbrieften die Scheffen fein,
Ihn bestärkten beide mit heilgem Schwur;
Jedweder zufrieden dann nach Hause fuhr.

Das währte von Weihnachten bis Hagelzeit:
Da pflegen die Gläubgen noch jetzt weit und breit
Mit Kreuz und Fahne die Felder zu umgehn,
Den Himmel um Gedeihen der Saaten zu flehn.

Als sie nun kamen an das streitige Feld,
Das im Herbst der Junker zuletzt bestellt,
Wohl haben die Mönche neugierig hingeschaut,
Was doch auf ihrem Acker für Frucht sei gebaut?

„Zartgrüne Blättchen, buchtig ausgeschweift —
Was ists, das der Ernte hier entgegenreift?
Es ist nicht Korn noch Weizen — o Schmach, in der That!
Wie sind wir betrogen, es ist Eichelsaat!

„Uns wird kein Zahn mehr schmerzen, wenn man sie mäht:
Ein Fuchs ist der Junker, das sehn wir jetzt zu spät.
Was hilft uns zu verschreien den häßlichen Streich?
Zu deutlich redet der unselge Vergleich.“ —

Aber luſtig wuchſen die Eichen empor,
Bald knallte dort im Grünen des Junkers Rohr,
Noch ſah er zur Lohe ſchälen manchen Schaft,
Er trank ſich noch Stärkung aus braunem Eichelſaft.

Als aber weiter ſtürmte die Zeit im Saus,
Die Wipfel ſchauten über das Kloſterhaus,
Da ſahn ſie grüne Gräber, wo längſt in Ruh
Abt und Prior ſchlieſen und die Mönche dazu.

Und höher hob ſich der ſtolze Eichenforſt;
Und als die graue Rinde verkruſtend borſt,
Da ſchüttelten die Kronen ihr herbſtlich Laub
Auf des Kloſters Mauern in Schutt und Staub.

104.

Der arme Leonhard.

Welcher Jüngling rein und unbefleckt ist
Und dazu so unerschrocknen Herzens,
Daß er dreimal küßt die Schlangenjungfrau,
Ob zwei schwarze Höllenhunde bellen:
Den erwarten in dem Schlaufgewölbe
Zwischen Augst und Basel große Schätze
Und die Hand der schönsten Königstochter!

Eines armen Schneiders Sohn, mit Namen
Leonhard, einfältgen, schlichten Sinnes
Und der Sprache kaum, als Stottrer, mächtig,
Der ist in dem unterirdischen Gange
Weiter als ein Andrer fortgeschritten
Und berichtet wunderbare Dinge,
Die er da erlebt hat und erfahren.

Ein geweihtes Wachslicht in den Händen,
Um die bösen Geister fern zu halten,
Kam er erst durch eine Eisenpforte,
Dann aus einer Wölbung in die andre,
Endlich auch in lustge grüne Gärten.
Aber in der Mitte hat ein herrlich,
Wohlerbautes Fürstenschloß gestanden —
Eine schöne Jungfrau in dem Schloße,
Die zu Häupten trug die goldne Krone:

Menſchlich ſchien ſie bis zur Hüfte nieder,
Aber abwärts eine Greuelſchlange.
Dieſe Jungfrau hieß ihn froh willkommen,
Führt' ihn hin zu einer Eiſenkiſte,
Wo zwei ſchwarze Hunde bellend lagen,
Daß den Schätzen Niemand nahen durfte.
Doch gebietend ſtillte ſie die Hunde,
Nahm von einem Schlüßelbund den Schlüßel,
Schloß den Kaſten auf und gab ihm Münzen,
Silberne, die er noch nie geſehen;
Niemand kannt auch ſpäter das Gepräge.
Und die Jungfrau ſprach zu ihm, ſie wäre
Königlichen Stammes und Geſchlechtes,
Aber ſo verwünſcht als Ungeheuer,
Daß ſie nichts erlöſe denn ein Jüngling
Reiner Sinne, der ſie dreimal küſſe:
Deſſen Mund bewirke die Entzaubrung;
Aller Schatz, der hier verborgen liege,
Werde dem Erlöſer dann zu Theile,
Herz und Hand dazu und Reich und Krone.

Und der Jüngling faßte Muth und küſste,
Küſste zweimal ſchon die Schlangenjungfrau;
Doch zum drittenmale wars unmöglich.
In der Freude nahender Erlöſung
Zeigte ſie ſo greuliche Gebärden,
Schlug ſo grimmig mit des Schweifes Ringeln,
Und ſo heulten ihre ſchwarzen Hunde,
Daß er eilends aus der Höhle rannte.

Oft bereut' er ſpäter ſein Verzagen,
Wäre gern zurückgekehrt, die Jungfrau

Mit dem dritten Kuſſe zu erlöſen;
Doch da hatten lockere Geſellen
Ihn verführt in einem Schandenhauſe:
Zu dem Schlaufgewölbe war der Eingang
Ihm entrückt, er konnt ihn nicht mehr finden,
Die geweihte Kerze blies der Wind aus:
Oft beklagt' er das mit bittern Thränen!

Welcher Jüngling rein und unbefleckt iſt,
Und dazu ſo unerſchrocknen Herzens,
Daß er dreimal küſst die Schlangenjungfrau,
Ob zwei ſchwarze Höllenhunde bellen:
Den erwarten in dem Schlaufgewölbe
Zwiſchen Augſt und Baſel große Schätze
Und die Hand der ſchönſten Königstochter.

105.

Oronomoſſan.

Oronomoſſan, lautet nicht
Der Name ſtolz und prächtig?
Oronomoſſan iſt ein Wicht
Nur ſpannenlang, doch mächtig
In Sachſenland, im Scheibenberge,
Wo er die Krone trägt der Zwerge.

Oronomoſſan half ſo gern
Bedrängten aus den Nöthen.
Uns iſt Oronomoſſan fern,
Die Froſt und Hunger tödten.
In dieſes Winters Grimm, des kalten,
Da ſollt Oronomoſſan walten.

Einſt ſucht' im Wald ein bleiches Kind
Den Eltern Holz und Reiſig;
Doch draußen weht ſo ſcharf der Wind,
Zu bitter kalt und eiſig.
Die Hände fühlt ſie ſchon erſtarren,
Sie darf im Froſt nicht länger harren.

Da ſteht ein kleiner Wicht vor ihr
Und hebt ſich an zu klagen:
„Erbarme dich, mich wollen ſchier
Die Füße nicht mehr tragen.

Bring mich zu dir in deine Hütte,
Daß hier der Schnee mich nicht verschütte.

„Oronomoſſan wird es bald,
Oronomoſſan lohnen.“
Sie wuſte nicht, es ſollt im Wald
Oronomoſſan wohnen;
Doch rieth ihr menſchliches Erbarmen:
Nimm dich des Männleins an, des armen.

Sie hob ihn auf den Tragkorb ſchnell,
Den leeren, auf den Rücken.
„Du biſt ſo federleicht, Geſell,
Du wirſt mich wenig drücken.
Deck dich nur fleißig mit dem Linnen,
So magſt du wohl dem Froſt entrinnen.“

Sie ſchreitet zu — da laſtet ſchwer
Und ſchwerer ſtäts der leichte.
„Nun iſts zum Glück ſo weit nicht mehr,“
Sprach ſie bei ſich, und leichte,
Und kommt, ihr triefen alle Glieder,
Nach Haus, und ſetzt den Tragkorb nieder.

Sie haucht ſich in die kalte Hand,
Hebt dann empor das Linnen
Und ſucht' im Korb und ſucht' und fand
Kein Männlein mehr darinnen;
Doch unten ſieht ſie glanzgediegen
Des ſchweren Silbers Stufen liegen.

Und laut ertönts: „Dein mildes Herz
Iſt wohl die beſte Habe;
Doch nimm dazu dieß Häuflein Erz,
Dronomoſſans Gabe.
Du wollteſt dem Bedrängten helfen
Und Mitleid lohnen fromme Elfen.“

Dronomoſſan weilet fern
Und hilft uns nicht, den armen.
Ihr edeln Frauen, werthen Herrn,
So habet Ihr Erbarmen.
Dronomoſſan mags nicht lohnen,
So lohnet dort euch Himmelskronen.

106.

Das Hündchen von Bretten.

Zu Bretten überm Stadtthor ſteht
Ein Hündchen ohne Schwanz,
Und über ſeinem Haupte weht
Ein hart verdienter Kranz.
Wer ſich umſonſt zu Tode zieht
Vergnügt in ſchweren Ketten,
Dem ſagt man: Wahrlich, dir geſchieht
Noch wie dem Hund zu Bretten.

Dem Hündchen ward, dem treuen Thier,
Die Treue ſchlimm gelohnt,
Und ſicher, ſo ergeht es dir,
Der ſich im Dienſt nicht ſchont.
Es war von ſeinem Herrn wie du
Zu Manchem abgerichtet,
Der ließ ihm keine Stunde Ruh,
Die Chronik hats berichtet.

Wohl mochte kein geplagtrer Gaul
Im ganzen Städtchen ſein:
Gab er ihm einen Korb ins Maul,
So liefs und kauft' ihm ein:
Beim Metzger Fleiſch und Bratwurſt gar
Und Weißbrot bei dem Becker;
Im Korbe ſagt' ein Zettel klar,
Was nöthig war dem Schlecker.

Das Hündchen lief von Haus zu Haus
Und ließ ſich nie verführen,
Nur einen Bißen von dem Schmaus
Dem Herren anzurühren.
Wenn es ihn treulich heimgebracht,
Doch hört' es Niemand klagen,
Durft es von ſeiner ſchweren Fracht
Ein Knöchlein nur benagen.

Sein Herr, der evangeliſch war,
Hielt wenig auf die Faſten,
Und ließ den Speiſekommiſſar
Nicht Einen Freitag raſten.
Der Hund, der täglich faſten muß,
Gebt ſeines Wegs beſcheiden,
Nicht kann er wie ein Clericus
Den Faſttag unterſcheiden.

Da führt' ihn einſt ſein Miſsgeſchick
Zu einem Fleiſcher hin,
Der als ein echter Katholik
Streng hielt die Disciplin.
Wie Der den Zettel nimmt und lieſt
Von einer Wurſt geſchrieben,
Ihn das Gelüſte baß verdrießt,
Hätt es ihm gern vertrieben.

Im frommen Eifer hat er gleich
Das arme Thier gepackt,
Ihm auf dem Block mit einem Streich
Das Schwänzlein abgehackt.

Das legt er in den Korb dem Hund:
„Da haſt du Fleiſch, nun trolle,
Und deinem Herren mache kund,
Daß ichs ihm ſchenken wolle.“

Das Hündchen wund bis auf den Tod
Lief doch, der Pflicht gedenk,
Und trug dem Herrn, der ihm gebot,
Sein Schwänzlein zum Geſchenk.
Legt' ihm den Korb noch vor den Fuß
Und ſtreckte ſich daneben:
Das war ſein letzter ſtummer Gruß,
Er mochte nicht mehr leben.

Hier ſteht das Bild des armen Wichts;
Den Lohn erwarb er doch,
Weil er ſein Leben lang um Nichts
Im ſauern Dienſte kroch.
Da mühe dich nach ſeinem Brauch
Im Joch des Undankbaren,
So mag dir nach dem Tod wohl auch
Die Ehre widerfahren.

107.

Der Rekrut auf Philippsburg.

Vor Philippsburg der Franzmann lag,
Die Reichsarmee darinnen,
Die Feinde meinten Tag für Tag
Die Feſtung zu gewinnen.
Viel Bomben flogen hin und her,
Und platzten ſie, ſo kracht' es ſehr:
Das muſte man gewohnen.

Da ſtand beim Sturm einſt ein Rekrut
Abſeits auf einem Poſten.
Er dacht in ſeinem dummen Muth:
„Hier wirds den Hals nicht koſten.
Der d'Aſeld greift dort hinten an;
Hier kann ich ruhig Schildwach ſtahn."
Iſt aber anders kommen.

Denn juſt erſahn den ſchwachen Fleck
Der Franzen ſich ein Dutzend
Und richteten die Leiter keck
Auf ihre Menge trutzend.
Sie meinten ſich ſchon oben drauf
Und klommen ſacht den Rempart auf,
Der Eine hinterm Andern.

„Ei ſieh, ein ſchwarz geſchnauzt Geſicht
Da drüben auf der Mauer;
Und galt mir dieſe Kugel nicht?
Willſt du hinab, du Lauer!“
Doch weil von ſelber Der nicht gieng,
So wies er mit der Degenkling
Ihn höflich in den Graben.

Nun, dacht er, wird wohl Fried im Land,
Gieng ruhig auf und nieder;
Doch plötzlich vor der Brüſtung ſtand
Der ſchwarze Schnauzbart wieder:
„Biſt du noch einmal da, du Fratz?
Und haſt noch Pulver? Platz, mach Platz!
Nun aber kommſt du nimmer!“

Da hatt er doch zu viel geſagt,
Denn vor der Mauer kauzte
Schon wieder, den er zwier verjagt,
Der leidge Schwarzgeſchnauzte.
„Ei du verwetterter Franzos,
Wann werd ich dich wohl einmal los?
Da lieg und komm mir wieder!“

So gieng es noch zum viertenmal,
Zum fünften und ſo weiter:
Er ſtieß die volle Dutzendzahl
Den Franzmann von der Leiter.
Doch endlich als die Stunde ſchlug,
Löſt' ihn der Weibel ab und frug:
Iſt nichts zu rapportieren?

„Ja doch, hier hat mir eingeheizt
Ein schwarzer Bärenhäuter,
Ich hab ihm oft den Kopf gebeizt,
Doch ward er nicht gescheuter.
Wohl zwölfmal hat er angesetzt,
Doch still im Graben liegt er jetzt."
Da lagen aber zwölfe.

Man frug beim Kommandanten an:
„Was soll er Stechgeld haben?
Nur Einen hat er abgethan;
Doch liegen Zwölf im Graben."
Da lachte der, das war sein Glück,
Und ließ ihm ein Halbguldenstück
Für jeden Schnauzbart reichen.

108.

Wer iſt reicher?

Zu Schwedt am Martinsabend,
Da fuhr ein Bauer trabend
Die Schatzung vor das Schloß.
Der Markgraf ſah nicht ſauer!
„Laßt ihn herein, der Bauer
Sei meines Mals Genoß.
Du haſt mir heute wieder
Getreulich Zins gebracht,
So ruhe deine Glieder,
Sei Zeuge meiner Pracht.

„Sitz in der Herren Kreiſe
Und koſte jede Speiſe,
Trink ſüßes Traubenblut.
Hör Sang und Klang erſchallen:
In den geſchmückten Hallen,
Nicht wahr, da ſchmeckt es gut!
Von Gold iſt das Geſchirre,
Von Silber iſt der Tiſch;
Dich macht der Glanz wohl wirre:
Was ſchweigſt du? rede friſch.“

Der Bauer ſprach vermeßen:
„Herr, köſtlich iſt das Eßen
Und theuer wohl der Wein;

Doch säßt ihr Herrn beim Schmause
In meinem niedern Hause,
Noch theurer sollte sein
Der Tisch, den ihr da fändet,
Noch beßer Sang und Spiel,
Ihr Alle selbst geständet,
Ich rühmt euch nicht zu viel."

Der edle Fürst gedachte:
„Wie das der Bauer machte,
Das Wunder säh ich gern."
Da sprach er: „Uns gelüstet
Wes du dich hast gebrüstet
Zu schaun mit diesen Herrn.
Wir kommen dir als Gäste
Wohl morgen schon ins Haus:
Bereite dich aufs Beste
Und rüste deinen Schmaus."

Der Bauer schied zufrieden;
Zu Hause ließ er sieden
Und braten Zahm und Wild,
Den Speck zur Mettwurst hacken,
Das feine Mehl verbacken
Zu Kuchen mürb und mild.
Sein Meth war ein Gebräude
Viel lieblicher als Wein;
Er lud zu seiner Freude
Das halbe Dorf mit ein.

Der Markgraf sprach gewogen:
„Du hast nicht gar gelogen,

Uns mundet deine Koſt.
Und reizen uns zu trinken
Die Würſte mit den Schinken,
Dein Trank iſt ſüß wie Moſt.
Doch iſt dein Tiſch ſo theuer
Nicht als der meine war:
Das Holz gehört ins Feuer,
Drum ſpracheſt du nicht wahr."

„Herr, ſaht ihr auch den Schragen?
Zwei Reihen Säcke tragen
Der Platte ſchlechtes Holz:
Mag Feuer das verzehren,
Mein Weizen bleibt in Ehren,
Wenn Euer Silber ſchmolz.
Ich will nicht mit euch tauſchen,
Vor Schaden wär mir bang;
Ihr Herrn, nun wollt auch lauſchen
Auf meinen Sang und Klang."

Die Magd trieb aus den Ställen
Mit Glocken und mit Schellen
Ochs, Stier und Kalb und Kuh.
Auch wiehern Ackerpferde,
Auch meckert, blökt die Heerde,
Der Eber grunzt dazu.
Das Brüllen und das Schnauben
Gab ländlich frohen Schall;
Nun Hühner erſt und Tauben,
Die Gänſ und Enten all!

Da hetzt der Knecht dazwiſchen
Die Hunde, daß ſich miſchen
Die Stimmen allzumal:
Das Quicken, Krähen, Schnattern,
Das Girren, Schwirren, Flattern,
Wie würzt die Luſt das Mal!
Der Markgraf gab verloren
Das Spiel dem Bauern gleich:
„Zwar heiß ich hochgeboren,
Doch du allein biſt reich.“

109.

Der Teufel und der Wind.

Zu Bonn vor den Jeſuiten beſtändig weht der Wind;
Ihr forſcht woher das rühre? den Grund weiß jedes Kind.

Und fragt ihr eins, ſo ſpricht es, das ſich nicht lang beſinnt:
Es gieng einmal ſpazieren der Teufel mit dem Wind.

Und wo vor den Jeſuiten die Straße Raum gewinnt,
Begann der Feind zu ſprechen zu ſeinem Freund, dem Wind:

„Was der Jeſuiten Völkchen im Kloſter wohl beginnt?
Du weiſt, daß ſie hier wohnen und mir befreundet ſind.

Willſt du ein Weilchen warten, mein lieber Bruder Wind,
So geh ich ihnen bieten einen guten Tag geſchwind.“

Vor der Jeſuitenkirche blieb harrend ſtehn der Wind,
Ein trat zur Kloſterpforte der Teufel falſchgeſinnt.

Da ſah er ſeine Freude! er guckte ſchier ſich blind:
„Gar wohl gefällt mir Alles, was man hier treibt und ſpinnt.“

Mit Freudenſprüngen fuhr er in ſie hinein geſchwind
Und ließ dabraußen harren ſeinen lieben Freund, den Wind.

Der harrt und harrt, wie manches Jahrhundert auch verrinnt,
Und wird er ungeduldig, so heult er nicht gelind.

Noch stäts vor den Jesuiten des Teufels harrt der Wind,
Ob längst mit seinem Freunde sie ausgewandert sind.

Sie kehren nimmer wieder, was mancher auch ersinnt;
Doch weit ist in der Runde berühmt der bönnsche Wind.

111.

Die 9 in der Wetterfahne.

Hans Winkelſee der Wilddieb im Eſchenheimer Thurm
Spricht zu der Wetterfahne, da ſie bewegt der Sturm:
„Nun haſt du neun Nächte mir den Schlaf geraubt
Mit deinem Drehn und Wirbeln immer über meinem Haupt.

„Für das Bißchen Schießen iſt die Qual zu lang,
Und am Ende lautets wohl gar auf den Strang.
Pfui, das leidge Zappeln iſt ein ſchlechter Scherz,
Ich gönn es keinem Thiere, ich treff es mitten ins Herz.

„Sie wißen nicht in Frankfurt wie der Hänſel ſchießt,
Daß man zum Geſindel in den Thurm ihn ſchließt.
Würd ich heute ledig, ich ließe ſie aus Gunſt
Wohl eine Probe ſchauen meiner edeln Schützenkunſt.

„Ich weiß ſchon wie ichs machte: in ſchlafloſer Nacht
Bei ewgem Fahnenſchwirren hab ichs ausgedacht.
Ja, in dieſe Fahne, zum Gedächtniſs meiner Pein,
Mit neun Kugeln ſchöß ich den ſchönſten Reuner hinein.“

Das hört der Kerkermeiſter und bringt es vor den Rath.
Der Schultheiß ſpricht: „Die Schützen, was nützen die dem Staat?
Er hat ſo viel geſchoßen! es iſt wohl hängenswerth;
Jedennoch ſoll es gelten, wenn er die Rede bewährt.“

Die Schöffen, Räth und Bürger laßen es geſchehn:
„Und iſt es denn beſchloßen, ſo mag es gleich ergehn.
Bringt ihm ſeine Büchſe und ſagt ihm ohne Hehl,
Unfehlbar müß er hangen, geh eine Kugel nur fehl.“

Der Hänſel nimmt die Büchſe und küſst ſie auf den Mund:
„Nun thu mir heute wieder die alte Treue kund.
Neun Tage nichts geſchoßen! ſo ſchieß nun eine Neun;
Ich hoff es wett zu machen, es ſoll dich nimmer gereun.“

Hier ſtanden Die des Rathes und welch ein Menſchenſpiel!
Er richtet ſeine Büchſe und äugelt nach dem Ziel.
Ein Schuß, ein Schuß! Getroffen, und an den rechten Ort:
Seht ihr das runde Löchlein in der Wetterfahne dort?

Gieb Acht, da ſchießt er wieder; und auch nicht abgeblitzt!
Ich ſeh ein zweites Löchlein, das bei dem erſten ſitzt.
Ein drittes jetzt, ein viertes! der Hänſel blickt ſo frech:
Mit neun Kugeln ſchießt er den ſchönſten Neuner ins Blech.

Die Menge jauchzt, die Räthe flüſtern unter ſich —:
„Hans Winkelſee, wir wißen ein ſchönes Glück für dich.
Uns fehlt ein Schützenhauptmann: willſt du der ſein, ſo ſags:
Du ſollteſt dich nicht weigern, es gereut dich eines Tags.“ —

„Stadtſchützenhauptmann begehr ich nicht zu ſein:
Ich geh durch die Wälder mit meiner Büchſ allein.
Auf den Dächern klirren die Wimpel mir zu ſehr;
Ade, hier war der Hänſel, her kommt der Hänſel nicht mehr.“

111.

Gottesthränen.

Noch ſchwebte keine Wolke
Am heitern Himmel hin,
Vom Karren ſprach zum Volke
Die arme Sünderin:

„Ob mich der Schein nur richte,
Ich will gerichtet ſein,
Des Lebens ich verzichte,
Vergeßen hat er mein.

„Eins trag ich nicht geduldig:
Daß ihr mich ſchuldig meint;
Bin ſo gewiſs unſchuldig
Als Gott jetzt mit mir weint.“

Da weinte Gott vom Himmel,
Die Thränen tropften ſchwer,
Des Volks durchnäßt Gewimmel,
Das weinte noch viel mehr.

Gott ſelber ſei der Zeuge,
Das Zeugniſs wird verſchmäht:
Den ſchönen Nacken beuge,
Der grimme Streich ergeht.

Zu Hanau iſts geſchehen;
Nicht lang hernach hat klar
Der weiſe Rath erſehen,
Daß ſie unſchuldig war.

Mit Sang und Klang zur Stunde
Hob man ſie auf und gab
Ihr in geweihtem Grunde
Doch noch ein ehrlich Grab.

Gott weint mit dem Unſchuldigen,
So tönt der Sage Mund,
Du muſt dich nur geduldigen,
Dein harrt geweihter Grund.

112.

Gehäuft und gestrichen.

Ein Bauer rief den Teufel an;
Der Teufel der war schlau,
Er war viel schlauer als der Mann,
Doch nicht als seine Frau.

„Was willst du?" frug der böse Feind.
„Ach," sagt' er zitternd, „Geld,
Ein Säckchen voll." Sie sprach: Er meint
So viel ein Scheffel hält.

„Laubthaler?" frug er. — „Ei, gar recht;"
Nein, sprach sie, rothes Gold,
Und meßt nicht gar so bitter schlecht,
Wenn ihr so gut sein wollt.

„Je mehr er hat, je mehr er säuft,"
Gedenkt Herr Urian.
„Den Scheffel meß ich hoch gehäuft;
Nehmt hin, schon ists gethan.

Gestrichen voll nur soll er sein,
Wenn ihr es wiedergebt
Nach sieben Jahr; sonst seid ihr mein."
Das hört der Mann und bebt.

„Ihr ſeid des Handels billig froh,
Denn ich verliere viel;
Die Zinſen und das Agio
Gewinnt ihr bei dem Spiel.“

„Topp,“ ſprach ſie, „wenn ihr vor der Friſt
Zu zahlen uns vergönnt
Sobald das Geld beiſammen iſt.“
Ja, ſprach er, wenn ihr könnt.

„Wir können gleich, ſo ſind wir quitt.“
Die Schlaue gieng und nahm
Ein Brett zur Hand, ſtrich ab damit
Wie von der Milch den Rahm.

Sie ſtrich vom Rand ein Häuflein Gold,
Vom Rand ſich volles Glück:
„Hier habt ihr, wie ihr haben wollt,
Geſtrichnes Maß zurück.

„Uns bleibt genug, wir brauchen nicht
Soviel, drum habet Dank.“
Der Teufel ſchnitt ein dumm Geſicht
Und ärgerte ſich krank.

113.

Der Schmied von Solingen.

Zu Solingen ſprach ein Schmied
Bei jedem Bajonette,
Das ſeinem Fleiß gerieth:
Ach, daß der Fritz es hätte!

Wenn er die Zeitung las
Von ſeinem Lieblingshelden,
Da ſchien ihm ſchlecht der Spaß
Nicht lauter Sieg zu melden.

Einſt aber hatt es ſich
Viel anders zugetragen:
Da hieß es, Friederich
Sei bei Kollin geſchlagen.

Der Schmied betroffen rief:
„Hier muß geholfen werden,
Sonſt geht die Sache ſchief!“
Und riß den Schurz zur Erden.

Ihm waren Weib und Kind
Wohl auch ans Herz gewachſen;
Doch lief er hin geſchwind
Zu Friedrichs Heer in Sachſen.

Und eh man ſichs verſah
Begann die Schlacht zu toſen:
Mit Seidlitz ſchlug er da
Bei Roſsbach die Franzoſen.

Das deucht ihn nicht genug,
Viel ſchlimmre Feinde dreuten,
Er ließ nicht ab und ſchlug
Mit Ziethen noch bei Leuthen.

Da gieng es herrlich her:
Zu ganzen Bataillonen
Ergab ſich Oeſtreichs Heer
Mit Fahnen und Kanonen.

Und ſomit wär vollbracht,
Gedacht er, meine Sendung:
Es nimmt nach ſolcher Schlacht
Von ſelber andre Wendung.

Mit Urlaub kehrt' er um
Für Weib und Kind zu ſorgen,
Und hämmerte ſich krumm
Vom Abend oft zum Morgen.

Der Krieg gieng ſeinen Gang,
Man ſchlug noch viele Schlachten,
Die oft ihm angſt und bang
In ſeiner Seele machten.

Als endlich Friede war,
Fritz, rief er, laß dich küſſen!
Ich hätte dir fürwahr
Sonſt wieder helfen müßen.

114.

Michel unter den Räubern.

Es fuhr ein Herr durch einen Wald,
War dreier Räuber Aufenthalt.

Die sprangen vor und riefen laut:
„Heraus das Geld, sonst gilts die Haut!“

Wie groß auch schien die Uebermacht,
Der Herr ist noch auf Wehr bedacht.

Er ruft dem Knecht: „Schlag mit mir drein:
Der Herr wird mit dem Schwachen sein.“

Der auf dem Bocke rührt sich nicht,
Den Pfeifenstummel im Gesicht.

Bleibt Er da droben unbedroht,
Was kümmert ihn des Herren Noth?

Da sinkt ihm selber auch der Muth,
Läßt wehrlos plündern Hab und Gut.

Die Räuber machen reine Bahn.
Eh sie nun ziehn, er fleht sie an:

„Hier ſteckt ein Röllchen noch, nehmt hin,
Sind zwanzig Kronenthaler drin.

„Dafür thut Eins, ſo thut ihr recht:
Zieht dort vom Bock herab den Knecht,

„Und wammſt ihn durch wie ihm gebührt,
Der für den Herrn kein Glied gerührt."

Die Räuber, die bei Laune ſind,
Sie reißen ihn vom Bock geſchwind

Und ſchlagen gottserbärmlich drauf.
Dem läßt er Anfangs freien Lauf:

Doch als ihm jetzt der Zorn ſich regt,
„Potztauſend!" brummt er erſt und fegt

Mit breiter Fäuſte Kraft umher:
Schon liegt im Gras der Eine quer;

Die Andern faßt er bei dem Schopf
Und ſtößt zuſammen Kopf mit Kopf.

Und als ſie dreimal ſich geküſst
Mied ſie auf ewig ſolch Gelüſt.

Der Herr hat Alles angeſehn:
Er kann den Michel nicht verſtehn.

„Wenn du ein Heilger biſt, fürwahr,
Den Heilgen nenn ich ſonderbar.

„Was haſt du erſt ſo jämmerlich
Miſshandeln laßen dich und mich,

„Wenn du die Schurken doch wie Brei
Zermalmen konnteſt alle drei?“

Der Michel ſprach: „Wie Ihr doch ſeid!
Hat denn nicht Alles ſeine Zeit?

„Meint Ihr, ich käme gleich in Wuth,
Wenn man nur nähme Hab und Gut?

„Bevor es an die Haut mir gieng,
Das Andre dünkt mich all gering.“

Du deutſcher Michel biſt gemeint:
Laß Hab und Gut nicht erſt dem Feind.

115.

Die halbe Flasche.

Geschlagen war die blutge Schlacht,
Den Walplatz räumte Schwedens Macht,
Die Dänen freuen sich des Sieges.
Doch sind der Opfer viel des Krieges,
Beisammen liegen Freund und Feind,
Der grimme Tod hat sie vereint;
Wer aber noch ein Glied mag rühren,
Den wird sein wunder Nachbar spüren:
Erbittert kämpfen zwischen Leichen
Halbtodte fort, bis sie erbleichen.

Unter der heilen Sieger Zahl
War auch ein alter Corporal,
Von Ruhm bedeckt und Feindesblut,
Doch schier verschmachtet in der Gluth
Des Tages: heiß wars hergegangen
Und heißer Durst hält ihn befangen.
Die Zunge klebt ihm fest am Gaum,
Umsonst durchspäht er rings den Raum
Nach einem Labetrunk, da schaut
Er neben sich und jubelt laut:
Aus eines todten Dänen Tasche
Blickt eine weingefüllte Flasche.

Die hebt er durſtig an den Mund
Und öffnet ſchon den trocknen Schlund,
Da hört er einen Schweden ſchrein,
Dem eine Kugel nahm das Bein:
„Mir her, beim Himmel, hab Erbarmen!
Ich ſterb!“ — Ihn jammerte des Armen,
Und gleich, der eignen Noth vergeßen,
Hat er den Raum zu ihm durchmeßen,
Reicht ihm den Trank mit milder Hand.

Da hat der Schwed den Feind erkannt
Und Grimm tritt an des Durſtes Stelle.
Undankbar ſchießt der Mordgeſelle
Die Flinte nach dem Corporal,
Der ſich erbarmt hat ſeiner Qual.
Doch dieſen ſchützt ein guter Geiſt,
Der die Kugel andre Wege weiſ't:
Lebendig ſteht er vor dem Feind,
Der ſich ein Kind des Todes ſcheint.

„Das haſt du nicht umſonſt gethan,“
Fährt ihn der Däne zürnend an:
Die Flaſch er raſch zum Munde hebt
Und ſchlürft und ſchlürft bis er begräbt
Die Flaſche halb in ſeinem Magen:
„Den Lohn haſt du davon getragen,
Siehſt du, mit deinem dummen Schießen.
Du ſollteſt ſie erſt ganz genießen
Deinen Wunden zu einer Salbe:
Nun aber kriegſt du nur die halbe.“

Was von den Beiden war geſchehn
Ein Dänenhauptmann hats geſehn;
Dem König eilt es Der zu melden,
Bald lohnt ein Adelsbrief dem Helden:
„Und eine Flaſche halb mit Wein
Gefüllt, das ſoll ſein Wappen ſein.“

116.

Die Miſerábelchen.

Moſelländiſche Volkslegende.

Als noch mit ſeiner Jünger Schar
Unſer Herr Chriſtus auf Erden war,
Wollts ihnen, das iſt weltbekannt,
Oft miſsbehagen im gelobten Land,
Dieweil in Iſrael, wie es hieß,
Kein rechter Glaube ſich ſpüren ließ,
Davon ſie dachten mehr zu gewahren
Bei Samaritern und Heidenſcharen.

Huben ſich alſo auf die Bein
Und zogen rüſtig querfeldein
Ueber Berg und Thal, durch Nebel und Guß,
Bis ſie kamen an den Moſelfluß.
Da wohnt' ein Völklein derb und bieder,
Schlichte Herzen und ſtarke Glieder,
Gieng immer gradaus, niemals krumm,
Hatt eine Art von Chriſtenthum.
Da fand der Herr nicht viel zu ſchaffen,
Weder Phariſäer noch Baalspfaffen,
Sie ſagten Ja, ſie ſagten Nein
Und gleiſsten nicht mit Heuchelſchein.

War aber gar ein bucklich Land:
Zwiſchen Felſen, wo die Rebe ſtand,
Schien die Sonne ſo glühend heiß,
Herr und Jünger troffen vor Schweiß.

Sprach der Heiland, Scherz oder Ernſt:
„St. Peter, weil du doch nichts lernſt,
So lauf einmal, haſt lange Bein,
Ins Dorf und hol ein Schöppchen Wein.“
Das ließ ſich Petrus nicht zweimal ſagen,
Ein Schöppchen war ſo fein Behagen;
Doch ſchlug ihm nie ein Schlückchen an,
Das er nicht mit eignem Gaum gethan.
Drum lief er was er mochte laufen,
Thät ſich erſt ſelbſt ein Schöppchen kaufen,
Denn der Weiſe nutzt Gelegenheit.
Unten ſchmal und oben breit,
Humpengroß einen hölzernen Becher
Leert' in einem Zuge der Zecher.

Doch auch des Herrn er nicht vergaß,
Er ließ ihm meßen chriſtlich Maß,
Den Becher hoch zum Rande voll,
Daß er im Gehn ihm überſchwoll.
Doch Schade für den edeln Saft,
Verſiegt' im Sande ſeine Kraft:
Beſſer den Schaum hinwegzunippen!
Er hebt ihn an die durſtgen Lippen,
Nippt, trinkt und nippt und nippt und trinkt
Bis der Wein im halben Humpen blinkt.
„Wer kann dafür? der Durſt iſt Schuld:
Das Meßer hab ich ja: Geduld!

Den hohlen Rand hinweggeſchnitten,
Bleibt noch unmäßig viel inmitten.
Nun aber läuft es wieder über
Und wird zunichte: trink ichs lieber!"
Und ſo mit Schnitt und Trunk und Schnitt
Wirds klein und kleiner Schritt vor Schritt.

Nun endlich iſt der Herr erreicht:
Spricht Petrus: „Herr, du denkſt vielleicht
Ich brächte dir ein Fuſeltröpfchen,
So winzig klein iſt hier das Schöppchen.
Doch ſcheints ein trinkbar guter Wein,
Auch darf es uns nicht bange ſein,
Da mit ſo Wenigem, wenn du willſt,
Du Herr uns Durſt und Hunger ſtillſt."

Da ſpricht der Herr: „Du biſt ein Schalk;
Was löſchteſt du denn deinen Kalk?
Du wollteſt wohl den Sichern ſpielen,
Falls heut nicht Tropfen vom Himmel fielen?
Behalte du dein Miſeräbelchen,
Doch wiſche dir hernach das Schnäbelchen;
Ihr Andern kommt: ihr ſollt allein
Für dießmal meine Gäſte ſein."

Noch heute werden im Moſelland
Die Schoppen Miſeräbelchen genannt:
So klein ſind ſie, laßt ſie uns leeren
Ihrem Erfinder St. Peter zu Ehren.

117.

Gute Zeit und böſe Zeit.

St. Peter ſprach einſt zu dem Herrn:
„Dein Himmelspförtner bin ich gern;
Doch klein iſt eben hier der Drang,
Mir wird oft Zeit und Weile lang.
Drum möchteſt du mir Urlaub geben
Auf kurze Zeit zurück ins Leben,
Wo ich manch guten Freund verließ,
Da man mich in die Marter ſtieß;
Hätt mich noch gern mit ihm gelezt:
Beliebt es dir, ſo thu ichs jezt."

Da ſprach der Herr: Ich gebe dir
Acht Tage; ſei dann wieder hier.
St. Peter nahm den Wanderſtab,
Zog fröhlich in die Welt hinab
Und blieb wohl einen Monat aus.
Doch empfieng ihn als er kam nach Haus
Der Herr ganz wohl: er frug den Lieben
Jedoch, wo er ſo lang geblieben?

Ach, Herr, ſprach Petrus, gute Zeit
War auf der Erde weit und breit:
Sie hatten Frieden, wenig Steuern
Und alle Speicher voll und Scheuern.

In Stall und Hühnerhöfen Segen.
Daran war mir nicht viel gelegen;
Doch süß gerathen war der Most,
Das war auch Mir ein lieber Troſt.
Da iſt das Herz mir aufgegangen,
Wir zechten, jubelten und ſangen
Und waren fröhlich allzumal:
Da vergaß ich deinen Himmelsſaal.

Da ſprach der Herr: Das war ſchon recht;
Doch ſage mir, mein lieber Knecht,
Hat man dabei auch Mein gedacht,
Daß ich ſo gute Zeit gemacht?

Nein, ſprach St. Peter, Dein gedachte
Da nur ein altes Weib: das lachte
Man aber waidlich drüber aus.
Weil Ihr verbrannt war Hof und Haus
Schrie ſie zu dir aus Leibeskraft;
Das lächert' uns beim Rebenſaft.

Das ließ der Herr ihm heute gelten.
Was ſollt er ſeinen Jünger ſchelten,
Der ihm getreu war früh und ſpät,
Wenn eben nicht der Hahn gekräht.
Er ließ ihn ſeines Amtes walten
Bis es im Herbſt verdroß den Alten.
Er dachte: Nun iſt firn der Wein,
Und kam um Urlaub wieder ein.
Den mocht ihm nicht der Herr verſagen:
„Nur ſei zurück in dreißig Tagen."

In Freuden fuhr er da hernieder;
Doch kehrt' er dießmal früher wieder,
Der dritte Tag war kaum erschienen,
Verstimmt, mit eßigsauern Mienen.
Darüber that der Herr erstaunt:
„So bald zurück, und schlecht gelaunt?"

Ach Herr, sprach Petrus, böse Zeit
War auf der Erde weit und breit;
Sie hatten Speicher leer und Scheuern
Und Kriegesnoth und schwere Steuern.
Der Feind war längst hereingebrochen,
Hatte Küh und Kälber abgestochen;
Nun spießten sie das letzte Huhn.
Das mochten sie noch immer thun;
Wen aber sollt es nicht verdrießen,
Daß sie den Zapfen offen ließen
Und den Firnen in den Keller laufen,
Die wüsten, nach dem tollen Saufen?
Der neue konnt uns nicht erquicken,
Denn der war herbe zum Ersticken.
Was Wunder, da es also stand,
Daß ich es nicht behaglich fand?
Es geht doch anders zu hier oben:
Da unten kann ichs gar nicht loben.

Da sprach der Herr: Du hast wohl Recht;
Doch sage mir, mein lieber Knecht,
Gedenken jetzt die Leute mein
Bei solcher Kriegesnoth und Pein?

Ja, sprach St. Peter, Jung und Alt
Drängt sich zur Kirche mit Gewalt.
Da zerren sie dir an den Füßen
Und rutschen auf den Knien und büßen,
Und barfuß gehen Processionen,
Daß du sie gnädig wollst verschonen
Mit deinem Zorn; das thu in Gnaden:
Mich jammert, lieber Herr, ihr Schaden.

„Da siehst du," sprach der Herr, „nun selber:
„Haben sie Federvieh und Kälber
Und gute Zeit und süßen Wein,
So vergißt man auf der Erden mein.
Muß ich da nicht dazwischen fahren
Mit Kriegesnoth und Hungerjahren
Und Pestilenz und Sterben schicken,
Daß sie bekehrt zum Himmel blicken?

„Doch laß es gut sein: mir ist lieb,
Daß ich nicht ohne Pförtner blieb.
War das Gedränge sonst nicht groß
Hieher in Vater Abrams Schooß,
So kommen sie in hellen Haufen
Bald vor die Himmelsthür gelaufen,
Daß schier zu enge wird das Thor:
Da thut ein Pförtner Noth davor."

III.

Tenzonen.

Kunſt und Amt.

Streitende:
Karl Joſeph Simrock.
Wilhelm Wackernagel.
Richter:
Guſtav Schwab.

Joſeph.

Wer ſich um Ruhm im Kampfe mißt,
Dem thut die Waffe nicht ſo noth, der Harniſch auf der Bruſt
Als ein Gegner, der zu fürchten iſt:
Das mehrt des Sieges Luſt.

Freund Wilhelm, darum wählt' ich dich:
Du kannſt mich wohl beſcheiden, was dem Dichter Ehre bringt,
Da dir in Händen ſtark und wonniglich
Die goldne Saite klingt.

So ſteh mir Rede: Soll ein Dichter ſich im Amte mühn
Und ein Gewerbe wählen, das ihn kleidet und ernährt,
Oder räthſt du, daß er kühn
Sich ſeiner Kunſt vertraue, ob er Hunger gleich befährt?

Erwäg es wohl, daß du das Rechte wählſt,
Denn Wahl iſt Pein;
Wenn du's verfehlſt
Iſt mein der Sieg und Spott und Hohn ſind dein.

Wilhelm.

Wo ſolchem Streiten iſt der Kreiß
Gemeſſen, biſt du wohl geübt, oft iſt es dir geglückt,
Oft hat der Richter ſchon den Siegespreis
Dir auf die Stirn gedrückt.

Ich bin des Kampfes ungewohnt,
Das Schwert zum Trutz, der Schild zum Schutz, das iſt mir beides fremd:
Der Harniſch frommt, wo mein der Feind nicht ſchont,
So viel mir als ein Hemd.

Freund Joſeph, Eines klag ich noch: du machſt mir ſchwer die Wahl
Und reicheſt mir im Becher her ein falſches Würfelpaar:
Auf beiden ſteht die gleiche Zahl
Der Augen, wie ich ſchütteln mag und werfen her und dar.

So theil ich blindlings zwiſchen mir und dir:
Nimm du das Amt;
Ich nehme mir
Allein den Funken, der vom Himmel ſtammt.

Joſeph.

Mein Freund, dieß iſt kein Pfänderſpiel,
Die Wahrheit wird vom blinden Mann ſo leicht nicht überraſcht:
Auch wähnt ſich jauchzend wohl ein Kind am Ziel,
Wenn es den Affen haſcht.

Dein Aug iſt klar und hell dein Kopf:
Ins Schwarze trafſt du ſicherlich, wenn du es wohl erwogſt:
Drum iſts gerecht, daß du Fortunens Topf
Die Niete nur entzogſt.

Dem Funken, der vom Himmel ſtammt, entfachſt du helle Gluth
Nur, daß er dir den Braten ſchmort, der ſich am Spieße dreht?
Entweihſt du ſo das edle Gut
So mag die Welt wohl klagen, daß die Kunſt nach Brote geht.

Doch weiß ich ja, das Looß beſtimmte dich;
Denn wärs dein Ernſt —
Geſchwinde, ſprich,
Daß du unziemlichen Verdacht entfernſt.

Wilhelm.

Oft hab ich, Glück, auf dich geſchmählt,
Weil du mir deine Freundesgunſt zuwandteſt nur im Traum:
Du hatteſt mich zum Hintermann erwählt,
Dein Antlitz ſah ich kaum.

So lieber nur preiſ ich dich jetzt:
Wie haſt du mir zum rechten Looß die Hand gelenkt ſo hold!
Die Hoffnung hatt auf Silber ich geſetzt:
Nun iſts gediegnes Gold.

Ja dichten will ich, dichten nur und dichten ſonder Amt!
Was ſchadets, wenn mir meine Kunſt verhilft zu eignem Heerd?
Wird auch der Blitz, der niederflammt,
Daß alles brennt auf ſeinem Weg, durch dieſe Gluth entehrt?

Und wenn dem König auf dem hohen Thron
Der Bauer zinst,
Iſt das ein Lohn,
Der ihm nicht ziemt, ein ſchimpflicher Gewinnſt?

Joſeph.

Es fand ein Hahn ein Körnchen Blei:
Da bläht' er ſich und ſchlug den Grund, that einen mächtgen Satz:
Schaut, was ich fand! ihr Hennen, lauft herbei!
Es iſt ein mächtger Schatz!

So rühmſt auch du aus Herzenskraft
Gediegnes Gold, was dir das Glück betrüglich zugeſpielt:
Doch wett ich, trotz des Hahnen Kennerſchaft,
Daß es kein Rabe ſtiehlt.

Genieße froh die goldne Frucht vom Baum der Poeſie,
Die ſanft berührt vom Zweig ſich löſt und ſüße Labung bringt;
Doch wiße, ſchütteln darfſt du nie:
Denn unreif wär ſie dir ein Gift, das tödtlich dich durchdringt.

Doch ſelten reift ein Apfel dieſem Baum:
Darum erwirb,
Begehrt dein Gaum,
Dir Frucht von andern Bäumen, oder ſtirb.

Wilhelm.

Ja wehe dem, der gierig pflückt
Vom Zweig die goldnen Aepfel, nur gedenk des ſchmutzgen Lohns.

Nicht Jedem glückt es, wie es einſt geglückt
Dem Sohn Amphitryons.

Und wehe dem, der Andres will
Als ſingen, daß der Sang und Klang friſch durch die Wipfel weht!
Löſt dann ein Apfel ſich gemach und ſtill,
So werd er nicht verſchmäht.

Dem Dichter ſei das Gold genug, das ſeine Kunſt erſchuf,
Und wär es auch ſo luſtger Art, wie das die Sonne malt:
Gold ſäet ſeines Mundes Ruf,
Und was er ſieht und was berührt, zu Golde wirds und ſtralt.

Da ſteht er mitten inne freudiglich,
Und darbt er auch,
Doch freut er ſich,
Daß ſolche Wunder that ein einzger Hauch.

Joſeph.

Vernahmſt du nie von Midas Wahl,
Der, als Apollo göttlich ſang, den Hirten Pan gekrönt?
Du wähltеſt ſo, daß dir wohl auch einmal
Ein Schilf im Winde tönt.

Denn Midas kam in große Noth
Als ihm zu lauterm Gold gedieh was ſeine Hand berührt:
Drum wandle deine Linke dir in Brot
Was ſie zum Munde führt.

Nimm dir ein Amt und hoffe nicht, daß dich die Muſe nährt:
Verehrte Göttin ſoll ſie dir, nicht niedre Dienſtmagd ſein;

Wer ſie will pachten, der erfährt
Daß ihre Gunſt ein frei Geſchenk, er erntet Spott nur ein.

Geweihter Stunden harre mit Geduld:
Wirb reinen Sinns
Um Muſenhuld:
Wird dir ein Lächeln, das iſt viel Gewinns.

Wilhelm.

Freilich, köſtlich muß es ſein:
Im Herzen ſummt ein Lied — doch du muſt fort zum grünen Tiſch.
Da warten die Parteien ſchon und ſchrein:
Mein Herr, urtheilet friſch.

Freilich, köſtlich iſt auch das:
Die Seele klingt und ſingt — o weh! ein Viertel iſts auf Neun:
Zur Schule muſt du und beim Tintenfaß
Hartnäckge Rücken bleun.

Freilich iſt es Thorenwerk, zu lauſchen ſtill geſpannt
Wie dir Geſang im Buſen wächſt und wie er flügge wird,
Bis er zuletzt weit über Land,
Weit übers Meer die Flügel ſchwingt und auf gen Himmel ſchwirrt.

Freilich, beßer iſt es jedenfalls,
So wie ſichs regt,
Dem Ding den Hals
Flugs umzudrehn, dieweil die Glocke ſchlägt.

Joseph.

Ja glücklich bist du, wenn Gesang
Mit wohllautreichem Flügelschlag dir um die Schläfe weht;
Und giengst du hinterm Pfluge lebenslang,
Dein innres Glück besteht.

Doch ward dir nicht ein kleines Looß,
Lehrt keine Pflicht und kein Beruf dich Mensch und Bürger sein,
So zieht die Brust dir keine Lieder groß,
Kein Gott kehrt bei dir ein.

Ein Fremdling irrst du in der Welt, bist nirgendwo zu Haus,
Nur auf den Rücken gern gesehn, wie ein dreitägger Gast;
Ein Andrer trinkt den Rheinwein aus,
Von dem du Armer oft und doch nie recht gesungen hast;

Ein Andrer kränzt die rosge Braut — verdammt!
Dir wird der Dorn.
Nimm dir ein Amt,
Das ist der Lieder unerschöpfter Born.

Wilhelm.

Das ist ein schlechter Ackerzug,
Paart man ins Joch den schlanken Hirsch, des Ochsen Missgestalt:
Der wartet seines Amts und zieht den Pflug,
So will der Hirsch zum Wald.

Du magst wohl heut und morgen noch
Die Kette tragen, magst dich freun am gleissend goldnen Glück;

Und kommt der dritte Tag, so kehrst du doch
Zum rechten Ziel zurück.

Verloren gieng in einen Wald ein junger Königssohn,
Da zog ihn eine Löwin groß, bis ihn der Vater fand.
Der Vater starb, sein ward der Thron,
Und Land und Meer und Berg und Thal gehorchten seiner Hand.

Im Walde jagt' er einst: da kam im Lauf
Die Löwin her:
Er schwang sich auf,
Sie trug ihn fort; kein Auge sah ihn mehr.

Joseph.

Ja märchenkundig bist du schon,
Doch manchmal zweifl' ich, legst du wohl den rechten Sinn hinein?

Geboren war derselbe Königssohn
Mit Menschen Mensch zu sein.

Nun ihn die Löwin ätzt' im Wald,
Verwildert' er als Säugling schon und ward zum blöden Troll;
Auch kehrt' er heim in seine Wüste bald,
Wie es der Waldthor soll.

Auch auf dem Thron noch unterthan dem thierisch rohen Trieb,
Vertauscht' er gern mit Eichelmast sein königliches Mal;
Doch wenn er bei der Löwin blieb
Und dann auch ihr der Trieb erwacht, zerreist sie ihn einmal.

Wem ſo entartet iſt der nichtge Sinn
Zu wilder Luſt,
Der ziehe hin:
Er kann nicht herſchen in der Menſchen Bruſt.

Wilhelm.

Ein Auge ward dem Volk beſtellt,
Vor deſſen ſtolzen Blicken ſich der Himmel ſelbſt enthüllt,
Ein Auge, das am Bilde ſich der Welt
Mit bunten Farben füllt.

Der Dichter iſt der Augenſtern:
Du Volkesauge, hüte dich vor irdſchem Schmutz und Staub!
Sonſt ſcheideſt du die Spreue nicht vom Kern,
Die Blüthe nicht vom Laub.

Was führſt du ins gelobte Land, Rahel, die Götzen mit?
Hier iſt des eingen Gottes Haus: die Götzen laß davor!
Nur wer die Schwelle rein betritt,
Mit reiner Hand die Riegel hebt, dem öffnet ſich das Thor.

Es wandeln Kunſt und Amt ungleichen Weg:
Minerva warf
Die Flöte weg,
Weil Weisheit nicht den Mund verziehen darf.

Joſeph.

So weit die lichte Sonne ſcheint
Aus allen Zonen Bild auf Bild zu häufen mühſt du dich:
Doch alle ſind ſie deiner Sache feind
Und zeugen nur für mich.

Und lehrst du nun mit reinem Sinn
Zu werben um der Muse Gunst? So mahnt ich dich schon oft:
Doch ist der rein, der zeitlichen Gewinn
Von ewgen Gütern hofft?

Der Heiland trieb die Wucherer aus seinem Gotteshaus,
Und Luther ward dem Pabste feind um Tetzels Ablaßkram:
Wer nur um einen fetten Schmaus
Der Dichtung heilge Flamme schürt, wie höhnt der Zucht
und Scham.

Doch bleibt er ohne Amt der Kunst getreu,
Macht sein Gedicht
Die Leser scheu:
Den Dichter fror, sein Lied erwärmt uns nicht.

Wilhelm.

Freund, wenn ein Amt dir steckt im Kopf,
So sei auch sicher, daß dein Lied stäts nach dem Amte schmeckt,
Denn schmeckt ein Topf, so schmeckt auch nach dem Topf
Was in dem Topf gesteckt.

Gedenkst du jenes Dichters nicht,
Der weil er Manchem schon verhalf zu Rad und Beil und
Strang,
Von Schurken nur, wie man aufs Rad sie flicht,
Von Schuld und Schande sang?

Und jenes Andern, der die Welt für eine Schule hielt,
Wo man den Jungen meisterlich der Silben Maß und Tact
Mit Schlägen auf den Rücken spielt,
Und auf dem Kopfe, ders nicht faßt, mit Fäusten Nüße knackt?

Des Amtes Sorge niſtet feſt im Haus.
Es blies das Licht
Ein Gimpel aus:
Nun, meint' er, ſähn ihn ſeine Flöhe nicht.

Joſeph.

Zur Tagesordnung ruf ich nun:
Ich fragte, was dem Dichter ziemt, und ob ein Amt ihm frommt;
Ein Andrer mag nach ſeinem Sinne thun,
Wenn nur kein Reim ihm kommt.

Kein Dichter wird dem Amt zum Raub,
Noch hängt es ihm wie Blei am Fuß, daß er nicht fliegen kann:
Er ſchüttelt von den Sohlen ſich den Staub
Und ſchwingt ſich himmelan.

Doch ſchafft das Amt, daß er ſich nicht im blauen Raum verfliegt,
In öden Fernen untergeht, den Sinnen ganz entrückt,
Nein, dort wo ſich die Lerche wiegt,
Da rauſcht ſein ſtolzer Flügelſchlag, der Aug und Ohr entzückt.

Die Lerche ſchwebt ob heimatlichem Feld
Und jauchzt dem Herrn,
Des Segen ſchwellt,
Soweit ſie blickt, die Halme nah und fern.

Wilhelm.

Du fängſt im eignen Garne dich
Und leihſt zu meinen Bildern mir das Bild der Vögel noch:

Sie mühn mit Säen noch mit Ernten ſich
Und Gott erhält ſie doch.

So ſtehn die Lilien auch im Feld:
Sie ſpinnen nicht, ſie weben nicht, doch freun ſie Glanz und Duft,
Weil Gott den Schimmer ihres Kleids erhält
Mit Sonn und Thau und Luft.

Daneben geht der Ackersmann und keucht am ſchweren Pflug
Und ärgert an dem Steine ſich, der ihm die Furche ſperrt:
Hat er ſein Brot, ſo iſts genug,
Genug, daß er der Noth entfleucht, die ihn im Nacken zerrt.

Dabei vergißt er, daß von Gottes Gunſt
Auch ihm verliehn
Die Zauberkunſt
Des Sangs, vor dem die Wetterwolken fliehn.

Joſeph.

Die Vögel haben Meinen Sinn,
Denn Jedem ward ein ander Amt, bei dem er nicht verſtummt;
Die Biene fliegt, die Honigſammlerin,
Von Kelch zu Kelch und ſummt.

Nicht eitel iſt der Lilie Glanz:
Sie iſt des Himmels Prieſterin, der ihr den Schmuck erhält;
Die Sterne kreiſen nicht im müßgen Tanz:
Sie bauen Gottes Welt.

Der Landmann, der am Pflug den Fall der erſten Eltern büßt,
Wie ſoll er ſingen, deſſen Schweiß die durſtge Erde tränkt?
Doch wenn er ſeine Hütte grüßt
Und kommt der Ernte Tag, ſo iſt auch ihm Geſang geſchenkt.

Wer Tugend hat und Frieden in der Bruſt,
Nur dem erklingt
Das Herz zur Luſt:
Ihm wird zum Lohne, daß er lieblich ſingt.

Wilhelm.

Und wenn ihn recht der Himmel liebt,
So ſchenkt er zu der hohen Kunſt ihm auch den hohen Muth,
Daß er ſich ſeiner Liebe ganz ergiebt
Mit Leib und Seel und Gut.

Wie ſeinen Tempel Salomon,
Soll auch der Dichter ſeinen Sang aufbauen ſtill und keuſch:
Da darf ihn ſtören keines Hammers Ton,
Kein Meißel mit Geräuſch.

Du wirfſt gar manches ſchöne Wort und triffſt mich nimmermehr:
Gieb hin das Amt und nimm die Kunſt! Das iſt und bleibt mein Rath.

Auf ſchaff uns einen Richter her,
Der dein und meine Affe zählt, wer wohl die meiſten hat,

Der du vor jedem, wen dein Mund auch nennt,
Verlieren muſt,
Der beides kennt,
Die Laſt des Amtes und des Dichtens Luſt.

Joſeph.

Freund, wenn du Den zum Richteramt berufſt, dem Beides kund,
So weiß er, wie des Amtes Müh des Singens Luſt verſüßt:
Ihm trau ich, daß ſein Liedermund
Mit Sangespreis und Habedank den rechten Sieger grüßt.

Ein Richter iſt mir wohlbekannt:
Ein Meiſter wohnt
Im Schwabenland,
Herr Guſtav heißt er: wohl ihm, dem er lohnt!

Wilhelm.

Es ward das edle Schwabenland ſo manches Baches Quell,
Der fröhlich ſingend ſich ergoß und doch kein Mühlrad trieb:
Wie ſcholl die Woge ſtark und hell,
Weil ungezähmt und ungelenkt von Schleuſs und Wehr ſie blieb.

Drum trau ich wohl, wer gleichem Schooß entſprang,
Ein friſcher Fluß,
Daß ihm Geſang
Ohn Amt vor allem lieblich klingen muß.

Guſtav.

Herr Wilhelm, bei dem letzten Wort
Muß ich dich faßen, wenn von mir du rechten Richtſpruch willt.
Nach meiner Schwabenalp führ ich dich fort,
Der mancher Bach entquillt:

Wenn kaum er aus dem Felſen ſprang,
Nicht hundert Schritte ſind, daß er am Mühlrad fröhlich ſchafft,

Dann eilt er hin mit um so schnellerm Gang:
Kein Amt hemmt inure Kraft.

Doch, Joseph, stolze Ströme giebts, die waren nie ein Bach;
Ihr Ursprung ist ein tiefer See, breit wallen sie heran,
Für Mühl und Schiff sind sie zu jach,
Sehnsüchtig stürzen sie ans Herz dem Vater Ocean.

Der große Dichter gleicht dem kühnen Fluß,
Schafft nicht um Lohn,
Thut, was er muß.
Ich bin ein Bach: ich richt auch mir zum Hohn.

119.

Schwert und Feder.

Streitende:
Wilhelm Wackernagel.
Karl Joseph Simrock.
Richter:
Adalbert von Chamisso.

Wilhelm.

Joseph, nun zieh ich vor dein Haus
Und schlag ans Thor und rufe dich zum Streit heraus:
Freund, Joseph, komm und sei zum Kampfe wacker!
An meiner Hüfte klirrt das Schwert
Und munter webt die Fahn am Schaft, es schnaubt das Pferd
Und drückt den Huf unruhig in den Acker.
Wer unterliegt, der zürnet nicht: leicht tröstet sich Jedweder,
Warf Freundesarm ihn auf den Sand.
Ich frage dich, antworte du und sprich zur Hand:
Ist mehr das Schwert zu ehren, mehr die Feder?

Joseph.

Ich öffne, Wilhelm, dir das Thor,
Da stehst du unberitten und zu Fuß davor,
Es schnaubt kein Roß, es klirren keine Sporen;
Nicht Schwert noch Lanze giebts zu sehn,
Nur eine Fahn am Schaft der Feder seh ich wehn:
Sie reitet auf dem Sattel deiner Ohren.

So haſt du, ſeh ich ſonnenklar, der Feder dich ergeben
Und ſprichſt dem Dienſt des Schwertes Hohn:
Das Gaſtrecht ſchützet dich, ſonſt lehrt ich dich zum Lohn
Das Schwert verehren, dem die Reiche beben.

Wilhelm.

So lobe du den grimmen Sturm,
Wo auf den Menſchen Feuer ſpeit der giftge Wurm
Und manchen Frühling vor der Frucht beendigt;
Wo höhniſch ſich das Eiſen rächt,
Daß ihm der Menſch geboten hat, nun ſei mein Knecht,
Und ſeinen Trotz mit Feuersgluth gebändigt.
Ich lobe mir die goldne Zeit, wenn aus des Krieges Brünſten
Verſchönert Stadt um Stadt erſteht,
Harmlos das Schwert als Senſ und Pflug zu Felde geht:
Dem Frieden Lob und Lob des Friedens Künſten!

Joſeph.

Den Frieden dankſt du nur dem Schwert,
Das dort den Feind des Reiches Grenzen achten lehrt,
Hier niederzwingt der Meuchler freche Rotte,
Und wenn Gewalt das Haupt erhebt,
Die Tyrannei im ſelbſtgeſchürften Grab begräbt;
Sonſt würde Freiheit und Geſetz zum Spotte.
Als gegen Volkes Recht und Heil Verräther ſich verſchworen
Und ihre Feder Unbill ſchrieb,
Wars nicht das Schwert, das ſich erhob und ſie vertrieb?
Drum hab ich mir das Schwert zur Braut erkoren.

Wilhelm.

Wohl wars das Schwert, das Wunden ſchlug,
Das weit durchs Land der Freiheit friſchen Odem trug

Und neue Flammen weckt' aus morſchem Zunder.
Doch die es wüthig ausgetheilt,
Hat je das Schwert die Wunden wieder zugeheilt?
Nur Perſeus Sper vollbrachte ſolche Wunder.
Wer pflanzte auf das heilge Grab gefallner Kriegerſcharen
Des Oelbaums friedliches Geſchlecht?
Die Feder iſts. Die Feder giebt der That das Recht
Und das Geſchehne macht erſt ſie zum Wahren.

Joſeph.

Wenn dich das Schwert im Kampf berührt,
So ehrt es dich ſo hoch als jenen, der es führt,
Und Ehre wird der Balſam deiner Wunden.
Doch Wem die Feder Wunden ſchlug,
Wem tückiſch Ehr und Ruf beſchmitzt ein Federzug,
Wär nicht das Schwert, ſo könnt er nie geſunden.
In Schande kann die Feder nur des Schwertes Großthat wandeln,
Wenn ihre Galle ſie bellert:
Wo bleibſt du, Mannheit? Weh, das Heer der Schreiber wächſt,
Und ſeit man ſchrieb, verlernte man zu handeln.

Wilhelm.

Siehſt du, wie ſtark die Feder iſt?
Wie ſiegsgewiſs ſie mit dem Pralhans Schwert ſich mißt,
Gewandte Klugheit mit der Klumpen Stärke?
Zehn Jahre fraß nie ſatt das Schwert
Und Troja ſtand. Da kam die Liſt und ſchuf das Pferd,
Und Troja fiel unkriegeriſchem Werke.

Was Ajax nicht, Achilles nicht mit aller Kraft vollbrachten,
Ulysses thats, die Schlauheit thats,
Ein ewig Lied gedenket ewig seines Raths:
Und an dem Kiel willst Schlauheit du verachten?

Joseph.

Schmückt sich die Feder mit Verrath,
So rühme sich das Schwert der echten Heldenthat:
Oft hat die Kraft der Argliſt Trotz geboten.
Als Philipps Sohn die Perſer ſchlug,
Wohl hätte gern die Liſt gehemmt des Siegers Zug;
Doch Alexanders Schwert zerhieb den Knoten.
Sie feilſchten um die Freiheit Roms, doch als nun Schwert und Scheide
Der Gallier in die Schale warf,
Das mahnte ſie, wieviel ein Römer dulden darf:
Da galt das Eiſen mehr als Goldgeſchmeide.

Wilhelm.

Sind Wagſchalen dein Gewähr?
Nun wohl, ſo weiß ich noch ein hübſch Geſchichtchen mehr
Von einem Stein, den Alexander wägte.
Es war ein Steinchen klein und fein;
Jedoch wieviel man Gold auf Gold und Stein auf Stein
Und Eiſen in die andre Schale legte,
Doch wog das kleine Steinchen mehr und hob ſich nicht ein Häärchen.
Nun legte man dagegen nur
Ein Körnchen Erd, ein Federlein: o weh, da fuhr
Der Stein empor: das iſt ein deutlich Märchen.

Joseph.

Das Märchen iſt nicht allzuklar:
Doch daß die Feder allzuleicht, iſt offenbar,
Denn mit ihr ſpielen alle Himmelswinde.
Wie ſie ein Hauch von dannen trägt,
So iſt ſie auch zu Lieb und Haß gar leicht bewegt
Und mit den Farben wechſelt ſie geſchwinde.
Vertrauend auf den alten Spruch, daß Lettern nicht erröthen,
Hielt Manche ſchon das Gold ſo lieb,
Daß ſie in Einem Athem für und wider ſchrieb:
Das thut kein Schwert, wieviel ſie Schätze böten.

Wilhelm.

Wie glücklich unſre Zeit doch iſt,
Daß man in ihr der ſchlimmen Schäden ganz vergißt,
Woran die Zeit der Väter ſchmerzlich krankte:
Wo ſich für Gold das Schwert verdang,
Wo golderkaufte Treue gieng den Todesgang,
Wo golderkaufte Treue zaghaft wankte;
Wo man das Blut, das Gott gehört und das dem Vaterlande,
Auf fremdem Feld zu Markte trug:
Wo jenaidem die vollre Schale niederſchlug,
Zu Schanden ward die Treu, zur Treu die Schande.

Joseph.

Das iſt vergeßen und geſühnt,
Seit nur zum Kampf der Ehre ſich das Schwert erkühnt
Und theuerm Recht die ſcharfe Klinge weihet;
Seit jeder Bürger zieht ins Feld,
Für eignen Heerd und Weib und Kind dem Feind ſich ſtellt,
Soldatenſtand, biſt du gebenedeiet.

Ja, dir gebührt der Ehrenpreis vor allen andern Ständen:
Du kämpfeſt nicht um ſchnöden Sold;
Die Saat der Felder, die du ſchirmſt, das iſt dein Gold,
Und heilig iſt das Schwert in deinen Händen.

Wilhelm.

Schwertgeklirr und Pulverdampf,
Die beiden kämpfen nicht allein den heilgen Kampf:
Die Thräne kämpft auch in der Wittwen Augen;
Mit kämpft der Kinder fromm Gebet;
Zur Fahne wird, die freudig auch im Felde weht,
Zu Wehr und Waffen, die im Streite taugen,
Geſang, der für den Schlachtenreihn den ehrnen Fuß beflügelt,
Aus Prieſters Mund ein Segenswort,
Das Gott dem Herrn zum Opfer weiht den blutgen Mord,
Geſetz, das ſiegreich auch den Sieger zügelt.

Joſeph.

Und das Geſetz, was giebt ihm Kraft?
Was ſchirmt das Recht und heitre Kunſt und Wißenſchaft,
Die arme Wittw und die unmündgen Knaben
Wo fand der Held den Zauberſtab,
Der Staaten ſchuf und blödem Volk Geſetze gab,
Lag noch das Schwert im Erdenſchooß vergraben!
O wundertätig Schwert, du biſt die echte Wünſchelruthe,
Die über Welten Macht verleiht:
Die Krone ziert den König minder als im Streit
Das Schwert ihn ſchmückt, gefärbt im Feindesblute.

Wilhelm.

Alſo weil man klettern muß
Am Felſen, eh man kommt ins Thal, ſo iſts Genuß

Und iſt es beßer, daß man immer klettert?
Weil man Steine braucht zum Haus,
So iſt der Meiſter nicht der Meiſter ſeines Baus,
Wenn er nicht ſelbſt den Fels in Quadern ſchmettert?
Ein wackrer Diener iſt das Schwert, die Fürſtin iſt die Feder:
Sie ſpricht zu ihm: „mein lieber Knecht,
Sieh hier und dort und dorten wird gekränkt das Recht:
Geh, ſchaffe Recht! Schwert, ziehe dich von Leder!“

Joſeph.

Haſt du vergeßen, was ich ſprach?
Das Schwert zerhieb des alten Söldnerjoches Schmach,
Kein Machtſpruch darf mit unſerm Herzblut ſchalten.
Ein frei Geſchlecht umſteht den Thron;
Weihn wir dem König Gut und Blut, das iſt kein Frohn:
Wir dienen keinen feindlichen Gewalten.
Wer uns gebeut, dem fragen wir nach ſeinem Herſcherrechte.
So fragt dich Kiel das Schwert nun auch:
Wer hat zum Fürſten dich geſetzt, du dummer Gauch?
Geh, ſieh dich um nach einem andern Knechte.

Wilhelm.

Freund, gebt der Kater auf den Fang,
So fängt er zwar die Mäuſe ganz nach freiem Hang,
Und dennoch ſteht er nur in Brot und Lohne.
Das Schwert iſt nur der ſtarke Held,
Der ſorglich treu am Thore draußen Wache hält,
Und drinnen ſitzt der Frieden auf dem Throne.
Doch ſage, wär die Feder nicht, die Fürſtin hochgeboren,
Wo bliebe deines Schwertes Ruhm?
Zweimal erlegen wäre Siegfrieds Heldenthum,
Zweimal der Nibelungen Hort verloren.

Joseph.

Viel Wunder wirkte Siegfrieds Hand,
Mit seinem Schwerte wirkt' er sie, Balmung genannt,
Nicht mit der Feder zwang er Federhelden.
Doch hält der Gänsekiel sich brav,
So wird er noch am Hof des Schwerts Historiograph
Und darf der Nachwelt seine Thaten melden.
Will er ein König sein, wohlan, so nenn er seine Ahnen:
Von wannen schreibt sein Adel sich?
Er leitet sein Geschlecht wohl gar von Genserich,
Der einst gebot Vandalen und Alanen!

Wilhelm.

Nun wohl, so sag ichs, wessen Macht
Die Feder adelt und zum Herrn des Schwerts sie macht:
Es ist der Geist, der unbezwingbar starke,
Vor dem in Staub die Lüge stürzt,
Der Demantketten um des Reiches Grenzen schürzt,
Der junge Völker nährt mit Löwenmarke.
Der Geist, den keine Fesseln zwingt, der keinem Blitz erzittert,
Der Geist, der ungebrochen bleibt,
Wenn auch im Sturm das ganze Meer voll Trümmer treibt:
Es ist der Geist, an dem das Schwert zersplittert.

Joseph.

Der Geist der Feder? Freund, du weist,
Wenn deine Feder taugen soll, so wird der Geist,
Die Seele wird mit Messern ihr benommen.
Drum schreibt sie Wahn und Afterwitz,
Durch Menschensatzung reizt sie Gottes Nacheblitz,
Heißt Finsterniss und Sclaventhum willkommen.

Zuletzt ergrimmt des Volkes Geist, streng geht er zu Gerichte,
Die Götzen stößt er vor die Thür,
Mit Schwert und Flammen tilgt er aus die Ungebühr:
So wird der feilen Feder Werk zu nichte.

Wilhelm.

Rein war die Erd und jungfräulich,
Eh Kain seinen Bruder schlug: da warf sie dich,
Dich Schwert ans Licht, daß du ihr Magdthum rächtest,
Du Kind der Schuld, des Bruderneids,
Daß endlos du zum Sühnungsopfer ihres Leids
Blut ihr und Blut und wieder Blut nur brächtest.
O weh, wie konnte Joseph dich zu solchem Preis erkiesen!
Für dich erheben solchen Streit!
Und wüst ich Einen, der zu richten wär bereit,
So ließ' ich gerne Streit und Recht an diesen.

Joseph.

Verläumderische Feder du!
Doch soll es zur Entscheidung kommen und zur Ruh,
Weiß ich den Mann, der unserm Streite Meister.
Das Schwert einst führt' er als ein Held,
Jetzt mit der Feder schreibt er, was uns wohlgefällt;
Herr Adalbert der Weltumsegler heißt er.

Wilhelm.

Es steht ihm wohl das Saitenspiel, dem einsmals frisch geschwungen
So wohl die blanke Klinge stand.
Drum seh ich gern das Richterschwert in dieser Hand:
Gelingt mir hier, so ist mir wohl gelungen.

Adalbert.

Das Geld ist Macht und Herrlichkeit,
Ein Freiherr Rothschild ist der Heros unsrer Zeit;
Verderblich sind die Schuld nur und die Schulden.
Das Geld schafft Frieden nur und Krieg,
Das Geld, das liebe Geld bedingt allein den Sieg,
Dem Schwert und Feder dienend sich gedulden.
Und ist euch, meine Herrn, an meinem Urtheilspruch gelegen:
Wer mich am besten honoriert,
Das mehrste Geld mir giebt, behält wie sichs gebührt
Bei mir auch Recht und das von Rechteswegen.

120.

Weib, Wein und Geſang.

Streitende:
Wilhelm Wackernagel.
Franz Kugler.
Karl Joſeph Simrock.

Wilhelm.

Sagt mir, Franz und Joſeph, beide
Unverhüllt,
Was wohl ehr erlöſt von Leide,
Mehr das Herz mit Luſt erfüllt:
Rede, die ſich ſchließt und ründet
Zum Geſang?
Traube, die den Muth entzündet
Bei der Becher lautem Klang?
Oder iſts in guter Stunde
Süßer Kuſs vom lieben Munde,
Händedruck und Armumfang?

Franz.

Eia, mir gefällt der Reigen
So zu drei!
Drum geſchwinde will ich zeigen
Was hier meine Meinung ſei.
Oft ſchon ſang ich, mit Genoſſen
Und allein;

Oft iſt mir der Wein gefloßen,
Glaub ich, bis ins Herz hinein:
Doch kein Frühling jemals blühte
Mir in Sinnen und Gemüthe
Wie ſeitdem die Liebſte mein.

Joſeph.**

Sieh, das will ſich herrlich paſſen,
Und ich muß
Wohl den Wein dem Zecher laßen,
Wie dem Liebenden den Kuſs.
Bin dabei mit ganzer Seele:
Küſſe, Franz!
Wilhelm tränkt die durſtge Kehle,
Und Ich ſpiel euch auf zum Tanz.
Mag ſich der mit Myrthe kränzen,
Jenem Reb und Epheu glänzen,
Auch dem Sänger winkt ein Kranz.

Wilhelm.

Singe, wem Geſang beſchieden,
Immerzu!
Wen ein Mägdlein küſst in Frieden,
Küſſe ſie zurück in Ruh!
Aber Wen der Wein gefangen
Hält im Strick,
Immer ſoll ſein Auge hangen
An des Weines ſüßem Blick.
Nun wohlan! ſo will ich zechen,
Trinkend handeln, wandeln, ſprechen
Und erfüllen mein Geſchick.

Franz.

Es verkündet uns die Sage,
Daß die Welt
Im Beginn von keinem Tage,
Keinem Sterne war erhellt:
Formlos wogten wüſte Maſſen
Trüb und kalt,
Kämpfend in gewohntem Haßen
Mit zertrümmernder Gewalt:
Aber Eros kam zur Stelle,
Und es ward die Nacht zur Helle
Und das Chaos zur Geſtalt.

Joſeph.

Laß vom blinden Heidenweſen,
Franz, laß ab!
Nein, es iſt das Wort geweſen,
Das der Welt ein Daſein gab.
Noch war weder Tag noch Stunde,
Als der Ton
Schaffend ſcholl aus Schöpfers Munde,
Gottes erſtgeborner Sohn:
Ihm entklangen Erd und Sonne,
Meer und Himmel und in Wonne
Stieg ihr Preis zu Gottes Thron.

Wilhelm.

Nur ein Ort für arme Schächer
War die Welt
Eh ſie ward in Noahs Becher
Schön und lieblich hergeſtellt:

O ſie muſten erſt erproben,
Welche Noth
Von des Waßers Wuth und Toben
Allem Volk der Erde droht!
Mit dem Frieden kam die Taube,
Mit der Taube Lieb und Glaube,
Frohes Leben, ſelger Tod.

Franz.

Joſeph, jene Griechenſage
Sieht ſchon klar,
Und zugleich liegt es am Tage,
Daß das Wort ein Zweites war.
Wilhelm, jener Sorgenbrecher
Ward erſt Noth,
Seit durch Adams Schuld als Rächer
In das Leben trat der Tod.
Nur die Liebe iſt unendlich
Ob der Tod auch unabwendlich
Jedem Ding Vernichtung droht.

Joſeph.

Durch ein Weib heraufbeſchworen
Ward die Schuld
Und zum zweitenmal verloren
Durch den Wein des Himmels Huld:
Denket Lots und ſeiner Schande
Allermeiſt,
Daß ihr nicht mit Unverſtande
Weingenuß und Liebe preiſt.

Jubal hat Geſang erfunden,
Davids Lied zu allen Stunden
Bannte Saul den böſen Geiſt.

Wilhelm.

Wäret ihr nur erſt ſo weiſe
Zu verſtehn
Was die Sterne treibt, im Kreiſe
Um die Sonne ſich zu drehn,
Wie mit ſüßberauſchtem Tritte
Ball an Ball
Eben noch die rechte Mitte
Halte zwiſchen Stehn und Fall:
Hat ihrs vor euch zu berauſchen,
Würdet um den Wein vertauſchen
Flucht'gen Ruſs und leeren Schall.

Franz.

Wenig kümmern mich die Sterne
Und ihr Tanz,
Bleibt ſtatt deren nur nicht ferne
Meiner Liebſten Augenglanz;
Und erwählet hab ich Einen
Zum Patron,
Nicht den David, nicht den kleinen,
Nein, den großen Salomon:
Leſet lieber, ſtatt zu ſtreiten,
Was der Weiſe ſang vor Zeiten
Von der Braut auf Libanon.

Joſeph.

Was die Sterne treibt zu kreiſen?
Sphärenklang.

Was macht Salomon zum Weiſen?
Daß er hohe Lieder ſang.
Singen würzt und Gläſerläuten
Erſt den Wein:
Liebe wirſt du nie erbeuten,
Stimmt nicht Herz mit Herzen ein.
Alles Edle lebt in Tönen!
Wein und Liebe zu verſchönen
Weiß der Sänger ganz allein.

Wilhelm.

Freunde, nehmts nicht übel, wenn ich
Lachen muß!
Bin ich trunken, ſo entbrenn ich
Eben auch zu Sang und Kuſs:
Nun ſo dächt ich, was Geſang und
Liebe lehrt,
Wär auch mehr als Saitenklang und
Mehr als alle Küſſe werth.
Darum trinkt und trinket wieder
Und die Luſt der Lieb und Lieder
Wird euch in den Kauf beſchert.

Franz.

Aus der Leber kommt die Luſt zum
Zechen euch,
Aus der Kehl und aus der Bruſt zum
Singen und zum Sprechen euch.
Aber tief aus Herzensgrunde
Kündet ſich
Freudenreichſte Schmerzenskunde,
Drin der Himmel gründet ſich:

So daß dorther, wo der Sitz ist
Unſres Lebens, auch der Blitz iſt,
Dran die Welt entzündet ſich.

Joſeph.

Wein hat mir der Arzt verboten,
Und gewiſs
So am weißen, wie am rothen
Nahm ich ſtäts ein Aergerniſs;
Weiber mögen lieblich gleiſsen,
Aber faſt
So an rothen, wie an weißen
Iſt mir jedes Haar verhaßt.
Doch im Liede mags erfriſchen:
Weiß man Roth und Weiß zu miſchen,
Wirds in Roſenroth gefaßt.

Wilhelm.

Reinke, Reinke, ſieh, du ſchlauer,
Lebſt du noch?
„Ei, die Trauben ſind ja ſauer!“
Sprachs und ſchlüpfte fort durchs Loch.
Franz, es iſt dein Eingeweide
Nicht geſund:
Herz und Leber hielten beide
Sonſt den altgewohnten Bund;
Ein geſundes Herze grollte
Nimmer, wenn die Leber wollte
Süßen Kuſs von Bechers Mund.

Franz.

Joſeph, deines Amtes wäre
Hier der Tact:

Doch, ihr beide ſcheint auf Ehre
Schon von argem Rauſch gepackt.
Nimmer war der Wein zuwider
Meinem Sinn!
Nimmer wird die Kunſt der Lieder
Miſsbehagen reinem Sinn!
Aber ohne Liebe — fraget
Wo nur ferner noch behaget
Beides irgend einem Sinn?

Joſeph.

Frauen hab ich nicht verſchworen,
Noch den Wein,
Oeffnet beßer doch die Ohren,
Wenn ihr wollt ſo gütig ſein.
Weiber ſind in Bett und Kammer
Nicht getreu,
Und ein faſt noch größrer Jammer
Harrt des Trinkers täglich neu;
Singen taugt für alle Fälle,
Denn der Frohſinn kommt zur Stelle,
Und nicht hinterdrein die Reu.

Wilhelm.

Nein, der Becher iſt der Lippen
Schönſter Kuſs,
Lieblich iſt es ihn zu nippen,
Lieblich iſt der Ueberfluß.
Wein zu ſchlürfen iſt des Mundes
Schönſter Klang;
Holder tönt ein volles rundes
Glas als aller Liederſang.

Drum vergönnt, daß ich mich zeige
Treu dem Weine von der Neige
Bis zum vollen Ueberschwang.

Franz.

Will der Sänger, daß die Leute
Ihn verstehn,
Thut er auf des Mundes Häute,
Daß man schier den Schlund mag sehn;
Und der Trinker, leert er tiefer
Den Pokal,
Reckt hervor den Unterkiefer
Zum geräumigen Kanal,
Während nimmer sich entstellen
Lippen, die zum Kusse schwellen,
Und der Kuss ist meine Wahl.

Joseph.

„Wo man singt, da laß dich nieder,
Trug und Mord
Kennt die Heimat nicht der Lieder,"
Sagt ein altgesprochen Wort.
Zwar man lebt wo Reben wachsen
Auch beglückt,
Oder wo man wie in Sachsen
Mädchen von den Bäumen pflückt;
Doch mit allen diesen Gaben
Ist das Land der Lieder, Schwaben,
Wie ein Tempel ausgeschmückt.

Wilhelm.

Gerne stritt' ich gastronomisch
Weiter fort,

Aber Franz treibts anatomiſch,
Da verſagt mir Reim und Wort.
Drum wie wär es, wenn wir beide,
Lieber Franz,
Joſeph frügen, wie ſich ſcheide
Wohl am Beſten unſer Tanz.
O ich glaub, ich glaub', ich glaube,
Daß er meiner ſüßen Traube
Noch verhilft zu einem Kranz.

Franz.

Wilhelm, ja, ſo geht es endlich
Bei dem Wein!
Anfangs tanzt man überwendlich
Und am Ende ſchläft man ein.
Nehmt zum Schluß denn der Tenzone
Meine Hand:
Denn wir ſchließen, hoff ich, ohne
Daß ein Richter wird ernannt.
Joſeph, ſprich! du biſt geweſen,
Sagt man, im juridſchen Weſen
Gar ein kluger Practicant.

Joſeph.

Zwar kein Landrecht lehrt zu richten
Solchen Streit,
Aber Manches läßt ſich ſchlichten
Ohne Urtheil und Beſcheid.
Wie die Zehn, die Hellas führten,
Es gemacht,
Als ſie ſich den Feldherrn kürten
Vor der Marathoner Schlacht,

Laßet Huldigung uns leiſten
Wem den Kranz vor uns die Meiſten
Nächſt ſich ſelber zugedacht.

Wilhelm.

Joſeph, als du jüngſt verletzteſt
Das Gebot,
Dich mit mir zum Weine ſetzteſt,
Fröhlich trankeſt Weiß und Roth,
Da haſt du ſo ſchön geſungen,
O ſo ſchön,
Daß die Seele mir bezwungen
Hat das liebliche Getön:
Dich mit grünem Kranz begab ich;
Doch kein einzig Blättlein hab ich,
Franz, für dein verliebt Geſtöhn.

Franz.

Wohl gedenk ich noch der Leiden
Jener Zeit,
Da ich gleich euch armen Beiden
Saß in dunkler Einſamkeit:
Einer mochte da vor allen
Nur allein
Als ein Tröſter mir gefallen:
Dieſes war der warme Wein.
Wilhelm, ohne mich zu rächen
Will ich dir den Preis zuſprechen,
Und es ſei das Kränzel dein.

Joſeph (einen Kranz in Händen).

Wein und Lieder ſind geſellig
Jederzeit;

Nur Verliebten iſts gefällig
In der dunkeln Einſamkeit.
Wilhelm, was im Saft der Trauben
Du vollbracht,
Das hat Franz im Küſſerauben,
Ich im Singen nie erdacht:
Weil du ganz in deinem Fache
Meiſter biſt, und nicht aus Rache,
Hab ich Dir den Kranz gebracht.

121.

Vom guten und ſchlechten Wetter.

Im gedoppelten Titurelston.

Streitende: Wie S. 347.

A.

Du hörſt nicht auf zu mahnen,
Ich ſolle wieder dichten;
Doch, Freund, zu ſolchen Bahnen
Verſteig ich mich, bevor es lenzt, mit Nichten.
Noch hör ich Stürme ſauſen
Und Regenbäche fließen,
Noch überbrauſt ihr Brauſen
Den Bruſtgeſang, der ſich nicht mag ergießen.
Erſt muß die Sonne durch die Wolken dringen.
Kann man bei ſchlechtem Wetter
Auch glücklich ſein und wohl gar Lieder ſingen?
Mir gieng im Winter alle Luſt verloren:
Wird nicht der Lenz mein Retter,
So hab ich Kunſt und Liederſang verſchworen.

B.

Was brauchſt du helle Sonne
Zu ſonnenhellen Liedern?
Das eben iſt die Wonne
Der Seele, ſich ſo luſtig zu befiedern,

Daß Sonne ſie erblicket,
Wo Regenwolken hangen,
Daß ihr die Roſe nicket,
Wo noch im Schnee der Garten liegt befangen.
So laß die Seele denn die Flügel ſchlagen!
Sie wird dir einen blauen
Himmel durch die Regengüße tragen;
Den nakten Wald wird ſie mit Blüthen ſäumen.
Des Frühlings Pracht zu ſchauen
Iſt halbe Wonne, ganze, ſie zu träumen.

A.

Was helfen Traumgeſpinnſte?
Sie ſind aus Luft gewoben:
Was bleibt dir zum Gewinnſte,
Wenn holder Trug und Farbenpracht zerſtoben?
Wie du im Traume lacheſt
Und wähnſt im Glück zu leben,
Du fühlſt, wenn du erwacheſt,
Mit Weinen dich vom alten Leid umgeben.
So loſem Schein in luftigen Gefilden
Mag ich kein Haus vertrauen:
Auch kann im Traume Niemand Schönes bilden.
Zum Dichten brauchts im ſonnigen Gemüthe
Ein volles waches Schauen:
Wo dieß gebricht erſchließt ſich nicht die Blüthe.

B.

Ja wenn du willſt in Reimen
Die Blüthen all und Blätter
Herzählen, die nur keimen,
Dazu iſt freilich gut das Frühlingswetter,

Die ſpitzen wie die runden,
Im Felde wie im Garten:
Ja willſt du das erkunden,
So rath ich ſelbſt, du ſollſt zum Frühling warten.
Doch hoff ich, damit willſt du uns verſchonen:
Drum kann der Gott der Lieder
Schon jetzt in deinem Hauſe gaſtlich wohnen.
Wenn ihm zu dicht die Wolkenſchleier werden,
Schwingt Phöbus ſich hernieder
Und wandelt als Apollo auf der Erden.

A.

Was ward ich misverſtanden!
Mit wachen Geiſtes Augen,
Nicht in des Traumes Banden,
Rieth ich zu dichten, wenn dein Lied ſoll taugen.
Du ſprichſt ſo viel von Blüthen,
So ſag einmal den Bäumen
Wenn Winterſtürme wüthen,
Sie ſollten blühn und ſich den Frühling träumen.
Ich wette doch, ſie ſagen dir: „Schon mühen
Wir uns den Lenz zu meinen;
Doch blühn wir nicht, wir meinen nur zu blühen.“
So meinſt auch du, Apollo ſei gefunden;
Doch wollt er ſelbſt erſcheinen,
Dein Phöbus würd als Marſyas geſchunden.

B.

Meinſt du, wenns Blüthen regnet,
So muß es Lieder ſchneien?
Und denkſt du, dir begegnet
Die Muſe gleich, wenn du ſpazierſt im Freien?

Nein, guter Freund, ſo wendet
Sie zornig dir die Ferſe
Und nichts wird dir geſpendet:
Für ſolchen Bettler hat ſie keine Verſe.
Wes Mund ſie küſſen, wem mit friſchen Kränzen
Sie ſoll die Stirne zieren,
Des Auge muß allzeit in Liebe glänzen.
Du ſchienſt ein Menſch mir, ſchieneſt mir vernünftig;
Doch hältſt dus mit den Thieren,
Und biſt nur in gewiſſen Monden brünſtig.

A.

Ja, Freund, er handelt ſündlich,
Wer immer Verſe drechſeln,
Alltäglich und allſtündlich
Will mit der Muſe Liebesküſſe wechſeln.
Sie giebt zum Eheweibe
Sich Niemand auf der Erde,
Daß frei ihr Minnen bleibe,
Nicht ſchale Pflicht im dumpfen Ehbett werde.
Am ſchönen Tag ein ſüß Begegnen hoffen,
Das heißt nicht Gunſt erbetteln,
Beſcheidnem Freunde ſtehn die Pforten offen.
Die mit Gewalt ſie zu umarmen trachten,
Mit greiſen wüſten Vetteln
Begehn ſie ſich und müßen ganz verſchmachten.

B.

Wir wollten von der Wittrung,
Von Lenz und Winter handeln;
Nun haſt du vor Erbittrung
Ausgeplaudert, wo du pflegſt zu wandeln.

Ei ſieh an ſolchem Oertchen,
In ſolchem ſaubern Häuschen,
In ſolchem Winkelpförtchen
Wohnt dein Müschen, wohnt dein ſchelmiſch Mäuschen?
So ſchäm dich doch und laß das Seitengäßchen
Und komm und ſage: ſpringet
Des Winters nicht am Lieblichſten vom Fäßchen
Der edle gute Wein, daß jeder Tropfen
Zum Liede wird und klinget,
Zum Liede wird des Herzens frohes Klopfen?

A.

In keinem Winkelgäßchen
Steht meiner Muſe Gärtchen,
Da zapft kein Wirth vom Fäßchen,
Noch lockt dahin ſolch flüchtiges Lacertchen:
Hoch auf dem Berge droben
Von Sonnengold geröthet
Steht ihr Palaſt erhoben,
Wo Nachtigall entzückend Liebe flötet.
Im Winter ſind die Pfade meiſt verſchneiet;
Nur ſtreb' ihr Jünger nicht von Wein beladen
Zum Gipfel der Geſänge:
Leicht ſchlief' er ein und nähm am Leibe Schaden.

Dich mag im Winter laben
Der Wein im Herbſt geleſen;
Die ihn gezeitigt haben,
Die Stralen ſinds der Sonnengluth geweſen.
So mich in trüber Stunde
Ergetzen heitre Lieder,

Die einſt dem Dichtermunde
Im grünen Wald der Felſen hallte wieder.
Doch nimm den Kranz: ich muß dich glücklich preiſen,
Daß dir vom froſtgen Hauche
Nicht ſtocken mag der Quell der Liederweiſen.
Und ſieh! Der Sonne will zu ſcheinen glücken:
Bald vom ergrünten Strauche
Hoff ich mir auch ein friſches Reis zu pflücken.

122.

Die Schöpfung des Weibes.

Erſter Sänger.

Als aus rothem Thon gebildet
Stand der Mann, der Schöpfung Krone,
Und der Herr den Flammenodem
Eingehaucht dem Staubesſohne,
Jauchzten ihm die Himmel Beifall
Und die blüthenreiche Erde,
Die Geſchlechter auch der Thiere
Beifall ſeinem mächtgen Werde.

Und dem Neugeſchaffnen legten
Schmeichelnd ſich der Leu zu Füßen
Und der ſchwarzgefleckte Tiger,
Ihren König zu begrüßen.
Land und Luft und Welle ſchwiegen
Lauſchend ſeinem Machtbefehle,
Nur die Vögel in den Zweigen
Prieſen ihn aus heller Kehle.

Warum war nach dieſem Werke
Nicht der ſechſte Tag zerronnen?
Niemals, was es überträfe,
Sah das heitre Licht der Sonnen.

Ueber allen Preis erhaben
Lag die Schöpfung da vollendet:
Beßer hätt er gleich gefeiert
Als ſein Meiſterſtück geſchändet.

Denn als er die Ripp entwandte
Von des Mannes Eingeweiden,
Und begann, das Weib zu bilden,
Sie mit Leben zu bekleiden,
Da gelang es ihm mit Nichten,
Daß er Höheres bereite:
Nicht ein Meiſterſtück erſchuf er,
Nur dem Mann die ſchwache Seite.

Als er ihrem ſchönen Leibe
Seines Odems Hauch verliehen,
War ſie zu der Schöpfung Zierde,
Zu des Schöpfers Luſt gediehen.
All in ihres Reizes Fülle
Konnte ſie ihn wohl entzücken,
Und es drang ihn an den Buſen
Das erſchaffne Weib zu drücken.

Und er küſete Stirn und Lippe
Und des Buſens Silberwogen
Bis den Geiſt, die Gottesgabe,
Er ihr wiederum entſogen.
So geſchahs, daß es dem Weibe
Fehlt an Geiſt und an der Seele,
Und daraus entſtanden alle
Seiner ſchönen Schöpfung Fehle.

Zweiter Sänger.

Böſer Sänger, böſer Sänger,
Wahres haſt du zwar berichtet,
Doch das Falſche wirſt du büßen,
So dein loſer Mund erdichtet:
Wer euch Seele will bezweifeln
Und den Geiſt, ihr ſüßen Frauen,
Sollte nie zu aller Strafe
Euch ins tiefe Auge ſchauen.

Wahr iſt, daß des Mannes Seite
Stoff zum Weibe hat geſpendet:
Darum ſcheint ihr liebes Bildniſs
Wie aus ſeiner Bruſt entwendet.
Schon in ſeines Frühlings Tagen
Fühlt er einen Bruch im Herzen:
Wer ein treues Weib gewonnen
Weiß allein ihn zu verſchmerzen.

Wahr iſt, daß der Herr der Himmel
Sie an ſeine Bruſt gezogen,
Stirn und Lippen ihr zu küſſen
Und des Buſens Silberwogen;
Doch geſchahs nur um ſein Schooßkind
Mit der Gabe zu beſchenken,
Daß ſie nimmer das Unedle
Möge ſagen, fühlen, denken.

Daß den Geiſt, die Gottesgabe,
Er ihr wiederum entſogen,
Böſer Sänger, böſer Sänger,
Iſt erdichtet und erlogen:
Nur dem Manne Vorbehaltnes
Raubt er ihr in ſeinen Küſſen;
Nur des Willens Demantſtärke
Und den Drang nach tieferm Wißen.

Doch gewiſs an ſeiner Lippe,
Daß Sie Saugens auch nicht ſparte,
Ihr entſog die Kunſt des Scherzes,
Der ſich Anmuth ſtäts verpaarte;
Ihr entſog die zarte Demuth,
Die da leuchtet gleich den Sternen,
Und die ſtille Seelengröße,
Die wir erſt vom Weibe lernen.

Nun begreift ſich der Geſchlechter
Wunderſame Anverwandtſchaft,
Die beſtändig dringt zum Ziele
Immer näherer Bekanntſchaft:
Was an Beide Gott vertheilte
Möchte wieder ſich vereinen;
Was ein Ganzes einſt geweſen
Wieder gern ein Ganzes ſcheinen.

123.

Liebesfehde.

„Meine Liebe gleicht dem Golde
In der Dauer, in der Treue;
Gienge deine nach dem Solde,
Täglich kauft ich sie aufs Neue.
Doch wie könnte sie's erreichen,
Daß sie mir so sehr gefalle?
Denn ich fürchte zu vergleichen
Ist sie niedrigem Metalle."

Gold ist gar zu bald zerronnen,
Uebel suchst du sie zu preisen:
Vieles hätte sie gewonnen,
Gliche sie dem stärkern Eisen.
Daß du Meine Liebe kennest,
Mag sie sich der Sonne gleichen,
Wenn die Gluthen, drin du brennest,
Kaum der Sterne Licht erreichen.

„Tags hat Sonne Glanz erworben
Und die Lichtlein stehn verdunkelt;
Aber Nachts ist sie erstorben,
Wenn noch hell das Sternlein funkelt.
Meine Liebe gleicht dem Feuer,
Das am Tag unscheinbar lohet,
Nächtlich wachsend ungeheuer
Einer Welt Vernichtung drohet."

Glaubt ich dir, was du berichtet,
Müſte mich der Gram verzehren,
Denn das Feuer ſteht vernichtet,
Bleibt ihm nichts mehr zu verzehren.
Und doch giebt es ſchwerlich Jemand,
Der in echterm Feuer glühet:
Meine Liebe gleicht dem Demant,
Der die eignen Funken ſprühet.

„Müh ich mich, dir obzuſiegen,
Noch ein Edleres zu finden?
Ach, viel ſüßer iſt Erliegen,
Bitter wär es Ueberwinden.
Und doch müſt es mich verdrießen,
Wenn ich minder treu beſtände:
Lieber, laß uns Frieden ſchließen,
Alle Fehde hab ein Ende."

Beide.

Nicht im Himmel, nicht im Golde,
Nicht im Demant, nicht im Feuer,
Iſt ein Bild, wie du mir, Holde,
Wie du mir, Geliebter, theuer.
Sei des Einen treuem Lieben
Nur des Andern zu vergleichen:
Unentheiligt iſts geblieben,
Wenn es Worte nicht erreichen.

124.

Die beiden Juden.

1831.

Streitende: A und B.

A.

Gieb Rath, mein Lieber, guter Rath iſt theuer:
Du weiſt, ich hab ein Gütchen zu verpachten;
Doch Niemand will mein Ausgebot beachten,
Zwei Juden nur ſind ſehr darum in Feuer.

Nun ſind mir Jacobs Söhne nicht geheuer,
Allein was thuts? Ihr Dichten und ihr Trachten
Geht mich nicht an, und wenn ſie redlich pfachten,
Beſteh ich wohl auch dieſes Abenteuer.

Nur möcht ich gern das kleinre Uebel wählen:
Doch kann ich nicht erſinnen noch erklauben
Was ſchlimmer ſei: kannſt du es, ſo erſinn es.

Ich will dir Alles auf ein Haar erzählen:
Der Eine hängt an ſeiner Väter Glauben,
Der Andre ſcheint aufkläreriſchen Sinnes.

B.

Will ſich kein Chriſt, kein einzger Chriſt denn finden,
Der deines Gutes Pächter möchte ſein?
Das Haus muß alt ſein und der Acker Stein,
Daß ihrer ſich kein Chriſt mag unterwinden.

Ein Jude freilich nimmt vorlieb mit Rinden:
Ums Jahr iſt doch ein fetter Kuchen ſein.
Ein Chriſt verzweifelt, nur der Jud allein
Verzweifelt nicht und füllt mit Gold die Spinden.

Doch rathen ſoll ich, Wem das Gut zu laßen.
Es fragt ſich nicht, von Welchem mehr Gewinnes
Zu hoffen ſei, nur wo der Schad am Kleinſten.

So würde glaub ich, noch am Beſten paſſen,
Der welcher ſcheint aufkläreriſchen Sinnes:
Nimmſt du den Andern, reut es dich noch einſten.

A.

Das Haus iſt neu, doch nur zur Luſt geſchaffen,
Fruchtbar das Land, doch Garten mehr als Feld;
Der beſte Wirth, der es mit Fleiß beſtellt,
Erſchwingt den Pachtzins kaum mit Thun und Schaffen.

Jetzt da die Furcht beim drohnden Klang der Waffen
Gleich Fafnir auf den Schätzen Wache hält,
Geht Noth an Mann, der Jude nur hat Geld,
Ihm bleiben tauſend Wege zu erraffen.

Nun iſt dein Rath, der ſich noch ſtäts bewährte,
So übel nicht, denn der vom alten Schlag
Iſt Jude ganz von Weſen, Bart und Kleide.

Nur ſchlimmer noch, mich dünkt der Aufgeklärte,
Der doch den Juden nie verläugnen mag,
Hebräer ſeines Stamms, von Sinn ein Heide.

B.

Hier will der treue Enkel ſeiner Ahnen,
Und dorten dich der abgefallne packen:
Der will dich zwicken, jener will dich zwacken:
O weh, o weh, Unheil auf Beiden Bahnen.

Und dennoch will mich dünken faſt und ahnen,
Es ſei dir ehr das letzte Brot gebacken,
Wählſt du den Juden mit dem ſtörriſchen Nacken,
Denn da iſt alter Haß und offne Fahnen.

Du biſt ein Chriſt: da gelten alle Waffen,
Du biſt ein Chriſt: erlaubt ſind alle Tücken,
Du biſt ein Chriſt: drum will er dich verderben.

Der Andre läßt vielleicht die Gier erſchlaffen,
Denn eben will ihm ein Gewinnchen glücken,
Woran zehn arme Juden Hungers ſterben.

A.

Freund, ſchlägſt du meinen Juden, ſchlag ich deinen:
Als Deutſchen haßt der Neujud mich nicht minder.
Es haßen Iſaaks Kind und Kindeskinder
Was nicht entſproß von Abrahams Gebeinen.

Zum Volkeshaß geſellt ſich bei dem meinen
Der Glaubenshaß: das macht ihn nicht gelinder;
Allein er glaubt, und iſt nicht ganz ein Blinder:
Der gläubge Jude will mir beßer ſcheinen.

Haßt er mich auch, er hat doch ein Gewiſſen;
Haßt er mein Volk, ſo liebt er doch das eigne;
Haßt er die Chriſten, Juden kann er lieben.

Wer liebt und glaubt, der wird zu hoffen wißen,
Daß ſich nicht Schlimmes für ſein Volk ereigne:
Der Pachtvertrag wird Morgen unterſchrieben.

A.

Ich laße, Freund, dich endlich Kunde haben,
Wie es mit meinem Gütchen iſt ergangen.
Der alte Jude mocht es nicht erlangen:
Es kam ein Chriſt, da ließ ich jenen traben.

Mit vierzig Jahren werden klug die Schwaben;
Wir andern werdens kaum in noch ſo langen.
An Pachtzins hab ich keinen Deut empfangen:
Ich mag die Fordrung aus dem Buche ſchaben.

Auf Abbruch ließ der Chriſt mein Haus verkaufen,
Nachdem er mir die Bauern aufgewiegelt;
Dann iſt er nach America gefahren.

Es war ein Chriſt, man braucht ihn nicht zu taufen;
Und fand ich Feld und Garten ausgeziegelt,
So konnt ich doch die Klagekoſten ſparen.

IV.

Mancherlei.

125.

Die geheilte Wunde.

Gloſſierender Sonettenkranz.

Motto: Liebe laßt uns liebend loben,
Jede Form ſie kommt von oben
Goethe

1. Er an Sie.

Kennſt du den Schützen, der aus blauen Augen
Als Pfeil verſendet das beſchwingte Gift,
Nicht lange zielt und dennoch ſicher trifft
Und dann verhöhnt mit ſcharfen Spottes Laugen?

Der Wüthrich ſinnt der Völker Blut zu ſaugen:
Der Schäfer muß auf bunter Lämmertrifft,
Der Segler, der auf Meeresſpfaden ſchifft,
Zu ſeinem grimmen Spiel der Feldherr taugen.

Du kennſt ihn nicht! Der Siegerſtolz im Blicke
Bekundet dich noch frei von Liebeswunden:
Du haſt noch nie ſein ſüßes Gift geſogen.

Ich leider fiel in ſeine loſen Stricke;
Ich kann vor dir und ihm nicht mehr geſunden:
Mich traf ein Pfeil von deiner Augen Bogen.

2. Sie an Ihn.

Dich traf ein Pfeil von meiner Augen Bogen?
So wie der Aar, den nie ein Stral verſehrt,
Der Sonne Glanz, der Sonne Gluth begehrt
Bis ihn ein Blitz vertilgt, den er erflogen;

Wie in der Schlacht des Kriegers Arm verwogen
Des Feindes Buſen ſucht mit heißem Schwert,
Indes der Stahl ſein eignes Herz durchfährt
Und niederſtrömen ſeines Herzbluts Wogen;

Wie Bienen oft den Blumenhonig trinken
Bis ſie betäubt dem reichen Kelch entſinken,
Im Gras verſteckt bewimmern ihre Pein:

So warſt du ſelbſt der Schöpfer deiner Plagen:
Nicht über mich noch ihn haſt du zu klagen,
Dein Herz war unverwahrt, die Schuld iſt dein.

3. Er an Sie.

Mein Herz war unverwahrt, die Schuld iſt mein!
Ich durft es ja mit Wächtern nur umſtellen,
Mit Neid und Selbſucht, die ſo manche ſchwellen,
So ließ den Gott der Götze nimmer ein.

Denn ſollte wohl vor deiner Augen Schein,
Die alle Welt mit Liebesgluth erhellen,
Wie Sturm empören jedes Blutes Wellen,
Mit andrer Liſt ein Herz zu ſchützen ſein?

Und können denn die Blumen und die Blüthen,
Wiewohl ſie ſich gewiſſem Tode weihn,
Den tiefſten Kelch vor Sonnenſtralen hüten?

Es kann die Woge ja mit trübem Fließen
Den kühlen Grund dem Lichte nicht verſchließen,
Es ſaugt der Sonne Gluth wohl auch der Stein.

---

4. Sie an Ihn.

Es ſaugt der Sonne Gluth wohl auch der Stein;
Allein ſie wohnt in ihm nur Augenblicke,
Dann ſinkt er in ſein froſtig Nichts zurücke:
Die Wärme kann im Kalten nicht gedeihn.

Die Blumen lüſten nach der Sonne Schein
Und leicht berührt von ihrem Stralenblicke
Neigen ſie heut ihr liebliches Genicke:
Doch morgen ſchaun ſie thaugeſtärkt hinein.

Die Roſe zwar iſt vor dem Glanz vergangen:
Doch eh noch Hahn und Lerche dreimal ſangen
Wird ſie am Stock in neuer Blüthe prangen.

In Liebesgluth erröthen auch die Wogen,
Wenn sie am Tag der Sonne Stral gesogen;
Doch sie verglühn, wenn jene weggezogen.

5. Er an Sie.

Sie glühen noch, wenn jene weggezogen,
Und wissen sich vor Freude nicht zu lassen,
Sie schwellen an, ihr theures Bild zu fassen,
Das nun als Mond erglimmt am Himmelsbogen.

So sind die Blumen nach dem Stral gezogen
Bis sie davor verwelken und erblassen:
Nicht Eine mag die holde Sonne hassen
Ob sie der Andern Leben auch gesogen.

Von ihrem heißen Angesicht verwittern
Und bis hinab ins tiefste Herz zersplittern
Sah man wohl Felsen selbst im Schooß der Wogen.

Doch zweifelst du an meiner Flammen Treue —
Tag täglich sich die Gluth in mir erneue
Zieh nicht hinweg, so bleibt sie unverflogen.

6. Sie an Ihn.

Und zögst du weg, wie wär sie bald verflogen,
Die Gluth, die jetzt die Brust vielleicht bedrängt;
Sie gleicht dem Schnee, wenn schon der Tag sich längt:
Ein Kuss der Sonne hat ihn weggesogen.

Sie gleicht des Mondes Gluth am Himmelsbogen,
Woran der Blick unreifer Liebe hängt:
Sie hat noch nichts verbrannt und nichts versengt,
Weil immer nur erbettelt und erlogen.

Nur leicht hat dich des Schützen Pfeil getroffen,
Die Ferne wird die kleine Wunde heilen,
Dich von den Schmerzen, die du klagst, befrein.

Doch wie? du magst nur in der Nähe weilen,
Worin die Wunde weint, von neuem offen?
Du wünschest nun die erst beklagte Pein?

---

7. Er an Sie.

Ich wünsche nun die erst beklagte Pein:
Sie ist in Eins verschmolzen meinem Leben,
Ich fühle sie in jeder Fiber weben,
Mein ganzes Wesen senkte sich hinein.

Sein Leiden klagen Wiesen, Thal und Hain,
Dem Widerhall den trauten Namen geben,
Mit seinem Schmerz die todte Flur beleben,
Welch eine Wonne könnte größer sein?

Nur Einer dürfte ſie ſich nicht vergleichen:
Was gliche wohl dem Glück erhörter Liebe?
Davor muß alle Erdenwonne weichen.

Der Wünſche Gluth, den Drang entbrannter Triebe,
Der Zweifel Nagen, dieſe grimme Pein,
Ich wünſche ſie, willſt Du ein Arzt ihr ſein.

---

8. Sie an Ihn.

Du wünſcheſt ſie, ich ſoll ein Arzt ihr ſein,
Der Gluth, die du vermeßen ſelbſt erregt,
Nun überm Haupt ſie dir zuſammenſchlägt
Den Himmel röthend mit der Flamme Schein.

Dieſelbe Hand, die, nun die Flut herein
Auf ſchneller Woge das Verderben trägt,
Sich im Gebet zum Himmelsdom bewegt,
Dieſelbe riß die Dämme frevelnd ein.

Und dennoch ſieht der Himmel gnädig nieder;
Er lenkt zurück das Ungeſtüm der Wogen:
Schon fließen ſie im alten Bette wieder.

So wär auch Ich als Arzt dir gern gewogen,
Dich heilen ſollten Sprüch und Zauberlieder;
Ich fürchte nur, die Krankheit iſt erlogen.

---

9. Er an Sie.

Du fürchteſt noch, die Krankheit wär erlogen,
Erborgt die Gluth, die aus dem Auge bricht?
Ach leider nein, erlogen iſt ſie nicht,
Wie oft mich auch ihr Gaukelſpiel betrogen.

Iſt dein das Bild, das mich zur Höh gezogen?
Nun glänzt es mir im Thal, ein holdes Licht.
Iſt dein die Stimme, die im Laube ſpricht?
Ich eil ihr nach, nun tönt ſie aus den Wogen.

Vergebens forſch ich in des Wahnſinns Grauen
Ob mich der Berg, ob mich das Thal verhöhne,
Ob mein der Wald, ob mein die Welle lacht.

Und ſolchen Zeichen willſt du nicht vertrauen?
Bezweifelſt du die Wirkung deiner Schöne?
Du zweifelſt an der Sonne Wundermacht.

10. Sie an Ihn.

Nicht zweifl ich an der Sonne Wundermacht,
Die göttergleich am Himmelszelt erhoben
Im Jubelchor die Weſen alle loben
Für den Beſitz verliehner Farbenpracht.

Ein jedes Leben hat er angefacht,
Der milde Strahl aus reinem Licht gewoben;
Nur an dem Marmor iſt er ſtäts zerſtoben:
Der blieb ſo kalt wie in der Tiefe Schacht.

Und dennoch gleißt er wie von Gluth und Wärme:
Wie ganz dem Herzen gleich, das im Sonette
Vor Liebe glüht, indeß die Pulſe ſtocken.

Wie deine ſüße Liebesrede ſchwärme,
Der Schmeichelten, er ſoll mich nicht verlocken:
Ich glaube an des Marmors kühle Glätte.

11. Er an Sie.

Ich glaube an des Marmors kühle Glätte,
Ich glaub an deines Herzens Marmoreis:
In deiner Bruſt, wie Schnee ſo kalt und weiß,
Fand nie ein holdes Liebeswörtchen Stätte.

Zwei Zungen hab ich? Daß ich tauſend hätte!
Die tauſend ſängen deiner Schönheit Preis,
Wie kalt dein Herz und wie das meine heiß,
Wie hart du ſeiſt und lieblich um die Wette.

So kann ich nur mit ſchwacher Zunge klagen
Wie deine Worte mir die Seele beugen,
Wie Hoffnung ſüß, wie bitter ſei der Trug.

Und glaubst du nicht an meines Siechthums Plagen,
Des Leidens Anblick wird dich überzeugen:
Du bist als Arzt mir schuldig den Besuch.

12. Sie an Ihn.

Ich bin als Arzt dir schuldig den Besuch
Und will den Weg zum Heil dir nicht verschließen.
Erneuter Kräfte sollst du bald genießen;
An Wundermitteln bin ich reich genug.

Der Wunde pfleg ich, die die Liebe schlug:
Ich will hinein des süßen Balsams gießen,
Daß rascher bald des Lebens Ströme fließen
Im freudigen, gedrängten Wogenzug.

Doch wehe, war die Krankheit nur erlogen!
Entgieng ich dann wohl selber Herzenswunden?
Nun, bleibt mir doch kein Mittel, das mich rette.

Ergreift die Gluth auch meines Herzens Wogen,
So können wir ja beide nicht gesunden:
Bezeichne mir des Kranken Ruhestätte.

13. Er an Sie.

Nun zeichn ich dir des Kranken Ruheſtätte,
Den Feenſitz der Hoffnungen und Träume.
Nun wird mir bald erfüllt, ihr lieben Räume,
Was Holdes je mir hier geträumet hätte.

Ein Wäldchen ſchließt an des Gebirges Kette:
Da ſtreuen durch entblühte Lindenbäume
Im trauten Kreiß des Abends goldne Säume
Den Schimmer auf ein weiches Raſenbette.

Dem holden Plätzchen klag' ich oft mein Sehnen,
Ihm löſten ſich mein Schmerz und meine Thränen:
Es werde nun auch Zeuge meines Glückes.

Hier harr ich dein und ſüßen Augenblickes:
Doch hätt ich ſie umſonſt herangewacht,
Im kühlen Hain verſeufz ich dieſe Nacht.

14. Sie an Ihn.

Im kühlen Hain verſeufzt' ich dieſe Nacht:
Im Bette wuſt ich Ruhe nicht zu finden:
Vielleicht, daß in des Waldes kühlen Gründen
Ein Augenblick gelinden Schlummers lacht.

Wie freute mich der Sterne milde Pracht!
Doch konnten ſie die Flamme nicht entzünden,
Nur ihre Gluth der meinigen verbünden;
Dein holdes Bild war in der Bruſt erwacht.

Am Morgen erſt hat mich der Schlaf bezwungen:
Da ſah ich mich auf jenem Raſenpfühle,
Den du beſchreibſt, von deinem Arm umſchlungen.

Wenn ſo ein Wunder heiligt die Gefühle,
Wer glaubte wohl noch an Gefahr und Trug?
So gelt es denn, ich wage den Verſuch.

---

15. Meiſterſonett.

Er. Mich traf ein Pfeil von deiner Augen Bogen.
Sie. Dein Herz war unverwahrt, die Schuld iſt dein.
Er. Es ſaugt der Sonne Gluth wohl auch der Stein.
Sie. Doch ſie verglüht, wenn jene weggezogen.

Er. Zieh nicht hinweg, ſo bleibt ſie unverflogen.
Sie. Du wünſcheſt nun die erſt beklagte Pein?
Er. Ich wünſche ſie, willſt du ein Arzt ihr ſein.
Sie. Ich fürchte nur, die Krankheit iſt erlogen.

Er. Du zweifelſt an der Sonne Wundermacht?
Sie. Ich glaube an des Marmors kühle Glätte.
Er. Du biſt als Arzt mir ſchuldig den Beſuch.

Sie. Bezeichne mir des Kranken Ruheſtätte.
Er. Im kühlen Hain verſeufzt er dieſe Nacht.
Sie. So gelt es denn, ich wage den Verſuch.

126.

Das Sonett.

O denket nicht ſo niedrig von Sonetten,
Sonettiſch nennend alles Hochgeſchraubte,
Woran umſonſt ſich Hirn und Herz zerklaubte,
Die gern an Schönem ſich geweidet hätten.

Es thut ſo wohl, in Reimen ſich zu retten
Was das Geſchick uns zu entreißen glaubte,
Denn was die Zeit, der Zufall neidiſch raubte,
Legt das Sonett in ſüßer Reime Ketten.

Der es erfand, ein Jüngling iſts geweſen,
Den tiefen Schmerz Fühlloſem zu vertrauen
Und ſeines Geiſtes innerlichſtes Weſen.

Und welch ein Wunder Gottes ſollt er ſchauen?
Mitfühlendes hatt er getäuſcht erleſen:
Es ſpricht und weiß zu tröſten, zu erbauen.

127.

Die frommen Kinder.

1818.

Wenn länger ſich der Berge Schatten ſtrecken
Und von der Eſche, von dem blühnden Flieder
Der Nachtigallen ſchwärmeriſche Lieder
Mir in der Bruſt der Liebe Funken wecken,

Dann muß mich bergend Waldesnacht bedecken,
Im dürren Laube raſchl ich auf und nieder,
Der Felſen hallt mir deinen Namen wieder:
Darf andrer Laut den heilgen Hain beflecken?

Hier bin ich oft an deiner Hand gegangen,
Erdbeeren half ich dir und Veilchen ſuchen
Und oft belohnt' ein Kuſs den frohen Finder.

Nun ſieht die Ferne dich in Schöne prangen;
Wehmüthig rauſchen mir die alten Buchen:
„Was bliebt ihr nicht unſchuldge fromme Kinder?“

128.

An Ludwig Uhland.

1829.

Einſt ſangeſt du, wie Nachtigallen ſchlagen,
Manch ernſtes Wort, manch holde Liebeskunde;
Nun du verſtummteſt, fragt man nach dem Grunde,
Warum du uns nicht ſingen willſt und ſagen.

Doch Thoren ſinds, die dich darum verklagen,
Das Schweigen rügend deinem Liedermunde:
Du wirkeſt mehr in einer Mußeſtunde
Als ſie an ihren thatenreichſten Tagen.

Die Sänger alter Zeit belebſt du wieder;
Schon ſtieg aus Nacht, von dir heraufbeſchworen,
Dein Meiſter Walther von der Vogelweide.

Der ſprach ein Wort, das ſag ich jenen Thoren:
Man ſinget nicht der Welt im Winterkleide;
Kommt Sangestag, ſo kannſt auch Du noch Lieder.

129.

An Wilhelm Grimm.

Zum 24. Februar 1864.

Wir ſchulden gleich der Brüder edelm Bunde:
Doch huldigen wir heute mehr dem Einen
Und ſtehlen gern uns in den Kreiß der Seinen
Ihm Heil zu wünſchen aus des Herzens Grunde.

Die du erzählteſt aus der Ammen Munde,
Die ſchlichten Märchen, ob die Luſt der Kleinen,
Sie müßen doch erhabne Weisheit ſcheinen,
Von unſrer Götterwelt uralte Kunde.

Dein Wißen bringſt du auf der Schüler Menge;
Doch was du kannſt, ſo meiſterlich erzählen,
Wem denkſt du einſt die Gabe zu vererben?

Dort um die Bretter ſeh ich ein Gedränge
Und deinem Hermann Lorberreiſer wählen:
So wird auch deine Kunſt nicht mit dir ſterben.

130.

Einladung.

Ein Wundergarten ſteht euch aufgeſchloßen
An Stauden reich, an Blumen und an Blüthen;
Aus tauſend Kelchen, ſo die Bienen hüten,
Sind ſüße Düfte ſchmeichleriſch ergoßen.

Nicht Pflanzen nur und Moos und Kräuter ſproßen,
Es prangt ein Hain, drin Aar und Taube brüten,
Und wenn die letzten Sonnenſtralen glühten
Kommt Arioſt mit Taſſo dem Genoßen.

Petrarka wallt entzückt durch Lorbergänge,
Um Dantes Auge ſtralet Himmelswonne,
Auf neue Scherze ſcheint Boccaz zu ſinnen.

O kommt ins Reich der Lieder und Geſänge,
Wo alle Träume reift die milde Sonne
Und alle Frauen heißen Königinnen.

131.

Zum Abschied.

Uns ist ein Stern im Osten aufgegangen,
Dem jeder Blick von Weitem schon gewogen;
Doch als uns näher seine Stralen flogen,
Da staunten wir ob seines Lichtes Prangen.

Der schönste Tag war hell emporgezogen,
Verscheucht die Nacht, die grauend uns umfangen,
Die Bienen schwärmten und die Vögel sangen,
Als Sonne schien dein Bild vom Himmelsbogen.

Nun führen dich cometengleiche Bahnen
Von uns hinweg, auf daß im fernen Westen
Der Franke schwört zu deines Lichtes Fahnen.

Und weilst du dort bei neuen Siegesfesten,
So möge dich die innre Stimme mahnen:
Der Deutsche kennt des Lichtes Werth am Besten.

132.

Auf die ſtarke Stimme einer Sängerin.

Wenn deiner Stimme Ton erklingt metallen,
Daß alle Hörer ſeiner Fülle ſtaunen,
So iſt es nicht ein Lispeln, Wispern, Raunen,
Kein Taubengirren, Flüſtern, ſüßes Lallen.

Nicht immer flöten ja die Nachtigallen,
Das Schmettern auch gehört zu ihren Launen:
Jerichos Mauerbrecher, die Poſaunen
Des Weltgerichtes hören wir erſchallen.

Kirchthürme fallen um, des Himmels Kerzen
Erlöſchen, rings zergeht die Welt im Rauche,
Da ſelbſt die Todten aus den Gräbern hinken.

Und dieſe dürre Wand vor unſern Herzen,
Die niederfällt vor jedem leiſen Hauche
Aus holdem Munde, ſollte Die nicht ſinken?

133.

An Emilie R.

(Die Erfinderin einer Streichriemenverbeſſerung.)

In tiefer Schmach und Knechtſchaft lag gebunden
Der Männer ſtark bebartetes Geſchlecht:
Die Mode ſchuf ein unnatürlich Recht
Und ihre Meſſer ſchnitten tiefe Wunden.

Kein Streichriem war, kein ſchärfender, erfunden,
Was Mancher auch davon geradebrecht:
Was ſelbſt ſich preiſt, iſt ſelten wirklich echt
Und Mancher ward lebendgen Leibs geſchunden.

Da ſandte Dich ein Gott vom Himmel nieder,
Vom langen Schmerz die Männer zu befreien
Und ihres Elends bittres Leid zu wenden.

Drum ſchallen dir der Völker Siegeslieder,
Der Nachwelt wird man dein Gedächtniſs weihen
Und deinen Streichriem tragen auf den Händen.

134.

An Varnhagen van Enſe.

1830.

Du findeſt ſchwach mein Lied von den drei Tagen
Und haſt zu ſolchem Urtheil volles Recht;
Nur daß dus drucken läßeſt, ſind ich ſchlecht,
Erlaube mir, dirs ins Geſicht zu ſagen.

Ob man mich ſtrafen konnte, war zu fragen,
Des Liedes wegen, ohne Spruch und Recht.
Und wärſt du nicht, du biſts, ein feiler Knecht,
Du durfteſt dich der Frage nicht entſchlagen.

Du ſchreibſt mit Geiſt das Leben großer Männer;
Doch iſt der wahrer Größe wohl ein Kenner,
Der ſelbſt als Zähler klein iſt, nicht als Nenner?

Dich ruft unbändger Ehrgeiz in die Schranken;
Mir liegt das Vaterland in den Gedanken:
Was ſoll ich mich mit deiner Schwäche zanken?

135.

An Ludwig Börne.

1832. **

I.

Du haßeſt Alles, was romantiſch iſt,
Und weil ich dir auch ferner gern miſsfiele,*
Und für romantiſch gelten Klingreimſpiele,
So werd ich dir zu Liebe Sonettiſt.

Du, der ein Seher und Prophete biſt,
Du freilich ſtellſt, man ſiehts an deinem Stile,
Hochklaſſiſche Vollendung dir zum Ziele,
Wie Pythia nie der Kunſt Apolls vergißt.

Rhapſodiſch, ja homeriſch ſind die Briefe,
Die du an Iſrael aus Babel ſchriebſt
Vom Völkerlenz, als deines Volks Meſſias.

Die plaſtiſch edle Form und jene Tiefe,
Die du dem Seherblick zu paaren liebſt,
Bewundern muß Europa dieſe Trias.

* Das Lied von den drei Tagen hatte ihm miſsfallen, weil es zu romantiſch ſei.

II.

Wohl thust du, dem Romantischen abzusagen;
Doch kannst du der Romantik nicht entfliehn,
Sie wird dir nach zu den Franzosen ziehn,
Dort in der Heimat frische Wurzeln schlagen.

Romantischer auch schon seit alten Tagen
Ist dein Paris als Petersburg und Wien;
Nur seinen Dichtern wars noch nicht verliehn
Den Wald zu sehn vor Bäumen, die da ragen.

Schau her, dieß ist die Stadt der Paladine,
Hier sang sein zärtlich Lied der Troubadour,
Johanne d'Arc schwang hier die Siegesfahne.

Du selber, trotz der orientalischen Miene,
Bist eine halbromantische Figur
Mit deinem Freiheitschwindel, deinem Wahne.

III.

Weil Lieb und Haß das Erbtheil starker Seelen,
So ist noch mehr zu haßen dir vonnöthen:
Wen haßest du nur gleich? Du haßest Goethen —
Nun, ich gestehs, du weist dein Ziel zu wählen.

Allein der Grund? Es darf ein Grund nicht fehlen;
Was that der Greis, daß man ihn ſollte tödten?
Wenn Vaterland und Freiheit es geböten,
Vielleicht wär Sand noch wieder zu beſeelen.

„Nicht Grunds genug, daß ihn die Deutſchen lieben?
Ihr letzter Halt, ihr Stolz und Ruhm, wie keiner,
Wär der nicht mehr, zerſtöbe die C....."

O welch ein Compliment haſt du geſchrieben!
Wart, loſer Schmeichler! du, wenn jemals Einer,
Verdienſt die goetheſche Verdienſtmedaille.

IV.

Daß du die Deutſchen haßeſt, ſcheint erklärlich,
Es liegt im Blut und iſt dir noch geblieben:
Vom eignen Geiſt wird jeder Stamm getrieben;
Bei dir iſt das am wenigſten gefährlich.

Wenn ich mich ſelber prüfe, fühl ich klärlich:
Wär es uns nicht ausdrücklich vorgeſchrieben,
Die Menſchen alle brüderlich zu lieben,
Dein Volk zu haßen, wär mir unentbehrlich.

Und hat der Glaubenshaß nicht ſeine Rechte?
Du wurdeſt unter Deutſchen juſt geboren,
Und haßeſt ſie, weil ſie dich wollten taufen.

Ein Andres wärs, wenn es dir Schaden brächte;
Allein die Deutschen sind gutmüthge Thoren,
Sie werden deine Bücher dennoch kaufen.

V.

„Was man verbietet, wird erst recht gelesen;"
Schon wähnst du deines Buches Glück gemacht,
Doch juble nicht zu früh aus Unbedacht:
Wohl nie ist weiser ein Verbot gewesen.

Denn wer dich liest, der zahlt noch keine Spesen,
Und hat er je wie du gefühlt, gedacht,
Sich je gesehnt nach Frankreichs Uebermacht,
So heilst du ihn von dem verkehrten Wesen.

Es thut wohl Noth ein Nießwurz zu verschreiben:
Der Honig dieser Zeit hat auch sein Gift
Wie sich zum Weizen immer Spreu gesellt.

Den bösen Geist den Köpfen auszutreiben
Lockt uns ein klug Verbot zu deiner Schrift,
Wir lesen, niesen und sind hergestellt.

136.

Zu Faſching.

Die unſerm Feſt bis dieſen Tag gebrachen,
Holdſelge Fraun, ihr aller Freuden Angel!
So fehlt der Fiſch des Angelſachſen Angel,
Der Kaiſer fehlt dem Kaiſerſtuhl zu Achen.

Die ſchönſte Zierde, die wir uns verſprachen,
Ihr wart im Reich der Luſt der Luſt ein Mangel,
Gebracht uns mehr als Oxenſtiern und Wrangel
In unſre feſten Veſten Breſchen brachen.

Nun ſchaut ihr her und lächelt unſerm Spiele
Und Roſen lacht das Lächeln eures Mundes;
Man pflückt ſie dornenlos vom zarten Stiele.

Ihr wundet Herzen, heilet gern ein wundes:
Ihr einzig ſtopftet, ſtopft ihr doch ſo viele,
Das große Loch im Strumpf des Narrenbundes.

137.

Geiſterdrang.

1822.

Das heilige Gefühl der Kraft und Stärke,
Das mir im Buſen wogend ebbt und ſchwillt,
Der Born, dem reiches Leben einſt entquillt,
Erwieſ ich gern ſchon jetzt durch Meiſterwerke.

Doch wie ich auf des Worts Bedeutung merke,
Ob es mir dient und dieß Verlangen ſtillt,
Da drängt heran wetteifernd Bild auf Bild
Und bietet ſich, daß ich den Ausdruck ſtärke.

Es ſteigen all die Himmliſchen hernieder,
Sie nahn, ſie nahn mit rauſchendem Gefieder
Und bublen um den Weihrauch meiner Lieder.

Alsbald entſteht ein wunderſam Gedränge:
Zu buntig ſchillert der Geſtalten Menge,
Als daß ich ſie ins Lied zuſammenzwänge.

138.

Parabel.

Ein Knabe, wenn er zur Schule gieng,
Einen Dreier von der Mutter empfieng;
Das war ſein freies Eigenthum
Und Niemand durft ihn ſchelten drum,
Er mocht ihn verzetteln oder vernaſchen,
Mocht ihn ſparen in ſeiner Taſchen.
Einſt ſah er, wie er heim wollt gehn,
Einen Guckkaſten am Wege ſtehn,
Dabei viel ehrlicher Leute Kind,
Guckten ſich faſt die Augen blind.
Der Käſtner rief wie ein Marktſchreier:
„Schaut Wunder, Wunder, für einen Dreier.“
Denkt der Knabe: „Was ſoll er roſten?
Die Herrlichkeiten muß ich koſten.“
Trat vor das Glas, gab hin das Geld
Und ſah in eine Zauberwelt
Voll Sonnenſchein und Farbenglanz:
Der Anblick war entzückend ganz,
So herzerquicklich, augenlabend,
Er hätte geguckt bis ſpät am Abend;
Nur reizt' er mit zu vollem Lob
Den Nachbar, der ihn zur Seite ſchob.
Andern Tages, als er wiederkam,
War er ſeinem Dreier ſo gram,

Daß er nicht ruhen mocht und rasten
Bis er stand vor dem Guckkasten.
So giengs von Tag zu Tage fort,
Die Geschichte rückte nie vom Ort,
Wollt ichs ausführen: es sei genug,
Daß er Dreier viel zu Markte trug.
Doch eines Tags begab es sich,
Als der Kästner von der Stelle wich,
Daß unser Knabe den Kasten erklimmte
Und gleich vor Aerger sehr ergrimmte,
Wie er sah, daß all die Pracht und Zier
Nichts war, als ein beklext Papier.
Hiermit hatt er so viel erfahren,
Daß er den Dreier mochte sparen.
Rief ihn seitdem der Kastenmann,
Nach seinen Pfennigen lüstern, an,
Gab er zur Antwort: Laßt mich gehn:
Ich habe von oben hineingesehn.

* * *

Hieraus mögt ihr nichts weiter lernen
Als daß betriegerisch sind die Fernen,
Wie ihr denn hoffentlich Alle wißt,
Daß optische Täuschung — Täuschung ist.

139.

Legende.

Von den Apoſteln iſt bekannt,
Wie ſie der Heiland ausgeſandt
In alle Welt, ſie zu bekehren
Vom Trug und Graus der Teufelslehren.
Sie zogen lange hin und her
Durch alle Länder Kreuz und Quer,
Paris und London, Prag und Wien,
Und kamen endlich nach Berlin.
Sie fanden breite grade Straßen,
Die Herzen nüchtern außermaßen,
Viel Einmaleins, Stockjobberei,
Cenſur, geheime Polizei,
Kamaſchen, Demagogenriecher,
Mätreſſen, Tellerlecker, Kriecher,
Kabinetsjuſtiz, Sargmagazine,
Conditorein mit rother Gardine,
Das Volk in Branntewein erſoffen,
Nur adlige Schlucker Beförderung hoffen,
Ein neues geiſtliches Regiment,
Wie es die Welt nicht bunter kennt,
Die Kirchen alle voll geworden:
Scheinheiligkeit verhalf zu Orden,
Kopfhänger wurden große Herrn,
Heimliche Sünder trugen Band und Stern.

Den Boten widerte dieß Weſen:
„Hier ſind wir ſchon zu lang geweſen:
Man ſchlüg uns todt mit Beßrungsknütteln;
Laßt uns den Staub von den Füßen ſchütteln.“

Der Staub, den man da findet liegen,
In Wolken durch die Straßen fliegen,
Iſt es zu ſagen gleich verboten,
Kommt von den Schuhn der heilgen zwölf Boten.

140.

Der Wolf in der griechiſchen Schule.

Dem jungen Wolf, dem Iſegrim,
Ergieng es in der Schule ſchlimm:
Er ſollte Wundarznei ſtudieren,
Die Schafe gründlich zu kurieren;
Denn jetzt verlangt man Wißenſchaft,
Quackſalberei iſt abgeſchafft,
Man prüft und patentiert die Aerzte,
Und wer ſich in die Praxis ſchwärzte
Ohne Licenz und Doctormütze,
Mit dem macht ſich der Staat unnütze,
Er wird ihm bald das Handwerk legen.
Wolf Vater zwar, der alte Degen,
War weiland nur Naturaliſt,
Ein ſchlechter Feldſcher und Bandagiſt,
Der Manchen lebend pflag zu ſchinden,
Noch kanns die Gegend nicht verwinden;
Doch die dem Vater ſind entflohn
Kuriert einſt der ſtudierte Sohn.

Man quält' ihn weidlich erſt mit Sprachen,
Daß ſchier ihm Kopf und Rücken brachen;
Doch half kein Mahnen, half kein Bleuen,
Das Studium konnt ihn gar nicht freuen,
Es lag ihm allzufern vom Ziel;
Die goldne Praxis ihm gefiel,

Allein den Umweg durch die Theorie
Verſchmähte ſtäts das Kraftgenie.
Vor Allem wollt ihm das Latein,
Ein todtes Idiom, nicht ein,
Er lernte kaum das ABC:
Nach einem Schafe war ihm weh,
Oder nach einem feißten Kalbe:
Das deucht ihn beßre Magenſalbe.
Nun ſollt er gar noch Griechiſch lernen
Und ſich vom Ziel noch mehr entfernen,
Darüber ward er ungemuth.
Der Meiſter ſprach: Es wird ſchon gut:
Sprich nur das Alpha richtig aus.
„Alfanz.“ — Du muſt nicht Alfanz ſagen. —
„Ihr müßt mich nicht mit Alfanz plagen.“
Nun ſprich mir hübſch das Beta nach.
„Bettag? Da liegt mein Magen brach.
Steht Buß- und Bettag im Kalender?
O weh, da ruht der Bratenwender.“ —
Laß uns das Gamma jetzt verſuchen. —
„Iſt das Berliner Pfannenkuchen?
Ich äße lieber Schöpſenbraten.“ —
Gleich wird der Schöps dir, Schöps, miſsrathen.
Nein, Gamma heißt es; denke doch
Nicht immerfort an Küch und Koch.
„Gamma? Kann man dabei nichts denken,
So will ich euch den Buchſtab ſchenken.“
Laß ſehn, wie er das Delta ſpricht.
„Teltauer Rüben mag ich nicht:
Doch Hammelfleiſch iſt ſehr willkommen.“
Ich ſehe wohl, es wird nicht frommen.

Wir ſtehen jetzt beim Epſilon.
Sprich Epſilon! — „Noch eppes Lohn?
Kriegt ihr nicht jährlich hundert Thaler?
Doch wird die Koſt hier täglich ſchmaler.“
Das Zeta folgt und weiterhin —
„Ja Zeter über Euch geſchrien!“ —
Das Eta, Theta, Jota noch. —
„Was geht mich Thee an, Jotte doch!
Kommt bald nicht was von Schafen vor?“ —
Von Schafen nichts, alberner Thor.
Es folgen Kappa, Lambda und —
„Ein Lamm da? Schnell in meinen Schlund!
Wo iſt das Lamm? Nur her geſchwind,
Den Lämmern bin ich hold geſinnt.
Das Lamm, wenn ich das Lamm doch ſähe!
Iſt denn das Lamm nicht in der Nähe?
Das Lamm iſt meines Herzens Freude:
Das Lamm her, hätt es auch die Räude.“ —
Was Lamm? Wer ſprach von Lamm ein Wort?
Ich ſagte Lambda, Kappa, Mü.
„Ei Lamm da, Kopf ab, kleine Müh:
Ich zwing es ſchon und wärens vier,
Das Lamm, das Lamm, o zeigt es mir!“ —
Das Lambda iſt ein Buchſtabe —
„Den ich vor Allen lieb habe.
Nun gebt mir, Meiſter, her das Lamm,
Sonſt ſchrei ich mir die Kehle gramm:
Lambda, Lambda, Lambda!“

141.

Am 28. Auguſt.

Den ſchönſten Kranz vom Zweige bricht
Die edle Sängerſchar,
Daß ſie des Meiſters Stirn umflicht,
Den dieſer Tag gebar:
O hoher Meiſter auserkannt,
Kein Zweiter lebt im deutſchen Land
Wie du, wie du, wie du.

Kein Zweiter hat wie du belauſcht
Die Wunder der Natur;
Kein Zweiter gieng ſo luſtberauſcht
Auf ſeines Gottes Spur.
Das Wort, das durch die Welten klang,
Kein Zweiter, der es wieder ſang
Wie du, wie du, wie du.

Wer hat mit heitern Liedes Ton
Uns ſo geſtimmt die Bruſt,
Daß ſie des Lebens Dank und Hohn
Erträgt mit gleicher Luſt?
Wer ſang ſo tief und doch ſo klar,
Wer ſang ſo deutſch, ſo treu und wahr
Wie du, wie du, wie du?

Drum ſchmücken wir den Scheitel dir
Mit junger Myrthe Kranz:
Auf deiner Stirn erneut ſich ihr
Von Tag zu Tag der Glanz:
So ſei ihr Laub, ſo ſei ihr Duft
So jugendfriſch bis an die Gruft
Wie du, wie du, wie du.

Wir muntern Jünger folgen dir
Auf deiner Spur geſellt,
In deinem Sinn erfaßen wir
Das Leben und die Welt.
Es ſei kein Jünger weit und breit,
Der ſich ſo treu dem Meiſter weiht
Als wir, als wir, als wir.

142.

Am 28. Auguſt 31.

1. Vivat.

Dich wollen alle feiern,
Drittletzter im Auguſt,
Den Preußen wie den Baiern
Biſt du ein Tag der Luſt

Den Sachſen wie den Schwaben,
Hier ſind ſich Alle gleich;
Von dir vernommen haben
Sie auch in Oeſterreich.

So ſprich, wodurch beglückte
Uns ſegnend deine Hand?
Wie einſt du das zerſtückte,
Zerrißne deutſche Land?

Du gabſt ihm einen Dichter,
Den jede Zunge preiſt,
Ihn Hohepriester, Richter
Im Reich des Schönen heißt.

Uns hält, ſeit er geſungen
Was allwärts wiederklang,
Das ſchönſte Band umſchlungen
In Wort und Hochgeſang.

Des Reiches lose Glieder,
Das schon in Stücke fiel,
Hat ein Amphion wieder
Verbunden durch sein Spiel.

Durch dauernde Gedanken,
Durch süßer Lieder Macht**
Sind Baiern, Schwaben, Franken
An Einen Herrn gebracht.

Wie schön die Morgenröthe
Des neuen Reiches glimmt!
Und tausend Jahre, Goethe,
Sind dir wie ihm bestimmt.

2. Vivam.

Ein Tag wird heut begangen,
Der ist wohl feiernswerth:
Euch Alle, die ihn sangen,
Hat Er die Kunst gelehrt.

Der Dichter, deren einsten
Sich Deutschland rühmen mag,
Den größten und den kleinsten
Verdanket ihr dem Tag.

Der größte, das ist Goethe,
Und bleibt es sicherlich;
Ich sag es ohne Röthe,
Der kleinste der bin ich.

Auch ich ward heut geboren
Als Goethes Gegenſtück
Zum Kleinſten auserkoren:
Auch dafür Dank dem Glück!

Ihr Andern in der Mitte
Wollt große Leute ſein;
Macht ihr auch Rieſenſchritte
Ihr holt ihn doch nicht ein.

Der Größte zeigt euch kleiner
Und wärt ihr noch ſo groß,
Drum denk ich, iſt man ſeiner
Im Kleinen beiſpiellos.

Und habt ihr ſchon des Großen
Mit Lied und Spruch gedacht,
So eilt noch anzuſtoßen:
Dem Kleinen ſeis gebracht.

3. Text.

Du beſtimmſt wie Morgenröthe
Dieſer Gipfel ernſte Wand
Und noch einmal fühlet Hatem (sic!)
Frühlingshauch und Sommerbrand.
Buch Suleika.

Conjectur.

Nein, das iſt nicht auszuhalten,
Was der Cotta Schnitzer druckt!
Blind hat ſich an dieſen Spalten
Der Corrector nicht geguckt.

Morgenröthe reimt auf Hatem!
Das kann nimmer richtig sein:
„Du beschämst wie Morgenathem“ —
Nein, das will mir auch nicht ein.

Also reimts auf Morgenröthe?
Ja, ich hab es gleich erkannt:
„Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.“

Kritiker, nun triumphiere,
Dießmal hast du nicht geleimt;
Der Beweis ist: alle Viere
Sind die Strophen durchgereimt.

Scholion.

Ganz gewiß hat der Conjector
Diesesmal nicht falsch gesehn;
Doch mit Recht ließ der Corrector
„Hatem“ hier im Texte stehn.

Denn uns machen holde Sagen
Aus des Dichters Zeiten kund,
Daß er noch in alten Tagen
Ward vom Pfeil des Gottes wund.

Was der Greis mit Jünglingsmuthe
Von Suleikas Schöne sang,
Nicht erheuchelt hat der Gute
Seiner Lieder Seelenklang.

Nein man weiß, daß ihrer Fülle
Herzbezwingende Gewalt
Unter orientalischer Hülle
Einem deutschen Mädchen galt.

Ihr hat er sich nicht verborgen
Und den Namen gern genannt,
Der vom Abend bis zum Morgen
Mit Verehrung füllt das Land.

Wir nur sollten nicht erfahren
Seiner späten Liebe Glück,
Aber noch nach tausend Jahren
Hallts aus seinem Lied zurück.

Selber hat er sich verrathen,
Stäts verräth die Liebe sich:
Hatem-Goethe, Goethe-Hatem,
Einig sind sie ewiglich.

143.

Der ſterbende Goethe.

Der Dichtkunſt Morgenröthe,
Ihr letzter Sonnenſtral,
Er iſt geſchieden, Goethe
Verließ der Erde Thal.
Er iſt ſo ſchön geſtorben
Als ſchön ſein Leben war:
Wer ſolchen Tod erworben
Iſt ſelig immerdar.

In ſeiner Lieben Kreiſe
Mit Enkeln liebevoll
Scherzt' er nach alter Weiſe,
Als ſeine Stunde ſcholl.
Nahm aus der Tochter Händen
Den Becher noch und trank:
Da traf ſein Aug ein Blenden,
Daß er ins Kiſſen ſank.

Die Augen halbgeſchloßen
Wie vor zu hellem Licht,
Belauſcht' er unverdroßen
Das ſchöne Traumgeſicht.
Soll es umſonſt verſtralen?
Nein, gerne hielt' er feſt
Mit Zeichnen und mit Malen
So viel ſich halten läßt.

Auch mocht er Worte hören
Von hohem Sinn und Klang,
Von vollen Himmelschören
Entzückenden Geſang.
Und Alles ſollt uns bleiben,
Was Aug und Ohr empfand:
Sie ſahen eifrig ſchreiben
Und zeichnen ſeine Hand.

Die Hand war lang geſchäftig,
Ach nur im leeren Raum,
Mit vollen Zügen kräftig
Zu feſſeln ſeinen Traum.
Dann ſank ſie müde nieder,
Schrieb auf dem Knie noch fort,
Bis engliſches Gefieder
Ihn trug zum ſelgen Ort.

Er iſt uns nicht entriſſen,
Er ſchwand uns nicht in Nacht,
Wir trauern nur zu miſſen
Was er uns zugedacht:
Wie viel wir auch erwarben,
Dieß letzte blieb uns nicht,
In Worten oder Farben
Sein herrlichſtes Gedicht.

144.

Goethe und der Patriotismus.

1861.

Wir ſind dem alten Goethe gram,
Daß ers Gewehr nicht auf den Buckel nahm
Und unter die Franzoſen ſchoß
Tyrtäiſch ſingend hoch vom Roſs:
„Er hätte ſollen, ſchwere Noth!
Ein Deutſcher ſein und ein Patriot.“

Ein Patri ... habt ihrs ausgeſprochen?
Wann kam ſchon Deutſchland in die Wochen
Mit Patrioten? als ſolchen nur —
Die ſind nicht wider die Natur —
Die dürre Freiheitsbäume pflanzen,
Mit Jacobinermützen ſie umtanzen.
Wenn ihr die meint, die könnt ihr haben
In Mainz bald wieder und in Schwaben,
Und wo nicht ſonſt? Doch die ſich härmen
Um Deutſchland, nicht für Polen ſchwärmen,
Für Ungarn, Welſche, Ramtſchadalen,
Die ſieht man weder in Weſtfalen
Noch von der Schweiz bis Siebenbürgen
Sich aus dem deutſchen Boden würgen.
Till, wißt ihr, ſäte Schälke drauf,
Die gienſen ihm wie Unkraut auf:

Man könnt auch Kosmopoliten ziehn,
Weltbürger, von Berlin bis Wien;
Doch Deutschgesinnte zieht man nicht,
Weils an der Aussaat schon gebricht,
Der Boden hat es nie getragen:
Meint ihr, er trügs in unsern Tagen?
Die Herrn vom Nationalverein,
Schlugen sie bei Magenta drein,
Haben sie bei Solferino gefochten,
Die jüngst so stark auf Deutschheit pochten?
Und hätten doch bei den Lombarden
Wohl nur Franzosen oder Sarden
Getroffen. Aber da nicht so,
Als Goethe in den Osten floh,
Ich meine Anno acht und neun:
Da mußte man zu schießen scheun
Auf die Franzosen, seine Neffen,
Vettern und Ohme nicht zu treffen;
Denn mit Deutschen schlug er seine Schlachten,
Der Kerle, das bitt ich zu beachten.
Ich hab es selbst in jungen Jahren
In meines Vaters Haus erfahren:
Kamen uns Franzosen ins Quartier,
Das war uns Kindern ein Plaisir,
Zu sehn wie er zu Tisch sich streckte,
Der Parlez-vous, und wie's ihm schmeckte;
Doch hatt er sich pumpsatt gefreßen,
War er aus Nassau oder Hessen
Und sprach gut deutsch. Doch noch viel ärger
Scheuten die Eltern Würtemberger
Und Bayern, denn die schlugen Klingen,

Daß ihnen die Augen übergiengen.
Wir könnens wieder bald erleben,
Sollts einen neuen Rheinbund geben.
Von Parlez-vous und Qu'est-ce qu'il dits'
Befreite man uns in Paris;
Jetzt lagen Dobris und Cosacken,
Batschkiren und Schweden uns auf dem Nacken:
Die erst verstanden wir nicht recht.
Sie aßen und tranken zwar auch nicht schlecht;
Doch mochten sie, das war zu merken,
Uns in deutscher Gesinnung nicht bestärken,
Und als wir Preußisch wurden bald,
Da litt das Deutschthum gar Gewalt,
Denn Wer deutsch dacht und sagt' es frei,
Der kam in Berlin auf die Hausvogtei.
Weiß doch, Wer deutsche Geschichte gelesen:
Unsre Kaiser sind keine Deutsche gewesen;
Sie wurden römische Kaiser genannt
Und holten sich Kronen aus welschem Land.
Ihr Ehrgeiz war, ihr höchster Ruhm
Ein Titularweltkaiserthum.
Auch unsre Minn- und Meistersänger
Waren nicht solche Grillensänger:
Von Kurtoisie mag man da lesen,
Doch wenig von Deutsch und deutschem Wesen;
Erst Klopstock ließ die Barden brüllen,
Gottingens Hain mit Schrecken füllen.
Wie mögt ihr nun von Goethe verlangen,
Er hätte sollen mit Deutschheit prangen,
Ein Deutscher sein zu seiner Zeit,
Was Ihr noch heut zu Tag nicht seid?

Wenn uns dafür Napoleon hielte,
Ob er wohl nach dem Rheinland schielte?
Es würd ihn glühend heiß bedünken,
Hielt er was von unsern Festtagstrünken.
Er weiß uns als Kosmopoliten
Noch all einander ungelitten.
Der Preuße lacht, wenn Oestreich sinkt,
Der Sachse, wenns in Potsdam stinkt,
Und so im Kreiß der Reihe nach
Freut Einer sich über des Andern Schmach,
Und fällt ihm gar nicht ein dabei,
Daß es auch Seine Schande sei.
Jeder ist ein ander Wappenthier:
Gemeinsames, was haben Wir?
Was hält uns leidlich noch zusammen
Und schürt uns vaterländsche Flammen?
Der Bund wohl kaum, die Sprache nur
Und ihre Blüthe, die Literatur:
Die danken wir zumeist den Zwecn,
Von denen ihr Einen liebt zu schmähn;
Wir wären, hätt er nicht gesungen,
Längst von Franzosen und Russen verschlungen.

143.

Goethe

an Herrn Helfer B — r.

Nun ja, Kriegslieder ſchreiben
Und im Zimmer ſitzen bleiben,
Das hätte ſich gehört!
Beim Bivouac auf der Erde,
Wenn Nachts man ſchon die Pferde
Der Feinde wiehern hört,

Und Morgens ſoll es wettern,
Musketenfeuer ſchmettern,
Kanonen donnern drein:
Das iſt die rechte Stunde!
Als ſichre Siegeskunde
Durchfliegt das Lied die Reihn.

Man findet ſelbſt die Weiſe,
Stimmts an, im weiten Kreiſe
Klingts nach wie Sturmeswehn.
Solch Lied kann Wunder würken;
Schlug doch ein Lied die Türken,
Das Lied von Prinz Eugen.

So ſang auch unſer Körner
Beim erſten Ruf der Hörner
Am Morgen vor der Schlacht;
Zu Hauſe, hinterm Ofen,
Bei Schranzen und bei Zofen
Hat er kein Lied erdacht.

Sollt Einer Alles leiſten?
Ich blieb bei meinem Leiſten
Und machte gute Schuh;
Ich mache, komm ich wieder
Vielleicht zur Erde nieder,
Reitſtiefel auch dazu.

146.

Stiftungslied.

(Mel.: Prinz Eugenius der edle Ritter.)

Bei der Parole thät er befehlen,
Daß man ſollt die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.

Unſer Julius Eduard Hitzig,
Vielerfahren, weiſ und witzig,
Criminal- und Kammerrath,
Der ließ einen Vorſchlag drucken,
Daß doch ſollten zuſammenrucken
Die Pojeten all in der Stadt.

Als die Pojeten das vernommen,
Wollten ſie zu Scharen kommen
In den fröhlichen Mittwochsbund,
Dicke Hefte mit ſich brachten,
Alles zu verleſen dachten
Was darin geſchrieben ſtund.

Am 26ten October eben
Kam die Polizei bei Sturm und Regen,
Schwur es Hitzig und zeigts ihm an,
Daß die Pojeten 'ran marſchieren
So viel als man kunnt verſpüren
An die 300,000 Mann.

Als der Vorſteher das vernommen,
Ließ er gleich zur Abrede kommen
Seinen Geheimſekretarius;

Er thät ihn recht instrujieren,
Wie man sollte ballutieren
Was zum Eintritt hätte Lust.

Bei der Versammlung ward beschloßen,
Niemand tauge zum Mitgenoßen,
Der sich selber verlesen wollt;
Woll er aber bei Tische fasten,
Mög er sich das Herz entlasten,
Alle Eßer wären ihm hold.

Alles war es auch gleich zufrieden,
Die 300,000 zogen wieder,
Ganz still ruckten sie davon.
Die Erzählungen und Novellen
Thäten sie alsbald verbrennen,
Niemand sprach ihnen drüber Hohn.

Ihr Sekretäre und Subsitute,
Und wer sonst will, lest das Gute
Von fremden Dichtern groß und klein;
Protokolle sollt ihr aufsetzen,
Dran sich Jeder mag ergetzen,
Daß nicht Alle laufen heim.

Julius Eduard an der Spitzen
Wuste Jeden wohl zu nützen
Als General und Feldmarschall.
Die Parole war: treu und bieder
Haltet Euch, ihr Mittwochsbrüder,
Greift die Sache nur lustig an.

147.

Der König der ſtillen Inſel.

An Chamiſſos Geburtstage.

Was hab ich jetzt vernommen?
Ein wunderſeltſam Wort
Iſt mir ins Ohr gekommen,
Da klingt es fort und fort.
So gern ich immer lauſche,
Wenn tönt der Sage Mund,
Doch nie im halben Rauſche
Ward mir ſolch Wunder kund.

Ich berg es nun nicht länger:
Ein Eiland liegt im Meer,
Darüber herſcht ein Sänger
Als König ſtolz und hehr;
Er machte ſich die Söhne
Der Inſel unterthan,
Durch Lieder und durch Töne
Regiert er ſie fortan.

Wie in der Arche Noä
Ein König Noa war,
Wie Robinſon Cruſoe
Gebot der kleinen Schar,

Wie Prospero die Geiſter
Durch Zauber löſt' und band,
Sie iſt er Herr und Meiſter
In ſeinem Inſelland.

So war in alten Tagen
Eh man noch Lettern ſchrieb
Durch Reim und Maß getragen
Sein Recht dem Volke lieb:
Das hat ſich hier erneuet
Durch Sängers Meiſterſchaft,
Denn ſein Geſetz erfreuet
Und gilt durch eigne Kraft.

Auch die Geſchichte weiland
War Liedern anvertraut:
Das wird auf jenem Eiland
Noch dieſen Tag geſchaut,
Denn ſeines Reichs Annalen
Beſitzen wir durch Ihn,
Die ſie dem Druck befahlen
In Reimers Officin.

Die Inſel liegt ſo ferne
Im ſtillen Ocean,
Doch wartet, wärt ihr gerne
Dem König unterthan.
Er wird ſein Reich verbreiten,
Drum braucht es nicht der Fahrt:
Es ſind die goldnen Zeiten
Auch Euch noch aufgeſpart.

148.

Tafellied.

Bekränzt mit Laub, mit Immergrün und Roſen,
Des theuern Vaters Haupt,
Und daß fortan kein Stürmen und kein Toſen
Ihm ſeine Zierde raubt!

Ein Sturmwind jüngſt gedacht ihn zu entführen,
Der Seinen Schutz und Hort;
Er aber ließ der Kinder Flehn ſich rühren
Und wollte nicht mit fort.

Zwar ließ der Sturm nicht gleich die Beute fahren,
Es kam zur ernſten Schlacht;
Da ſchlug er noch den Feind mit achtzig Jahren:
Das hat er gut gemacht!

Er ſprach zu ihm: Hörſt du nicht auf zu plänkeln,
So wehr ich mich erſt recht,
Ich komme dir mit Kindern und mit Enkeln:
Das iſt ein ganz Geſchlecht.

Da denkt der Feind: Gar ſtark hat ſich erwieſen
Der hochbetagte Held,
Und ſind die Kinder alle ſolche Rieſen,
So geb ich Ferſengeld.

Da riß er aus mit Zittern und mit Grauen:
Der kommt ſobald nicht mehr,
Er läßt dich nun noch hundert Jahre ſchauen
Der Deinen wachſend Heer.

Nun ruh auf Lorbern aus von deinen Siegen,
Dein harrt ein ſchönes Looß:
Viel Enkel noch und Enkelkinder wiegen
Sollſt du auf deinem Schooß.

Mit Roſen wird die Liebe dich umwinden,
Die nimmer von dir läßt,
Und willſt du Flüchtling wieder uns entſchwinden,
So hält dich Liebe feſt.

Am Rhein, am Rhein ſollſt du noch lange leben,
Geſegnet ſei der Rhein:
Alljährlich bringen Menzenberger Reben
Dir dieſen Labewein.

Du pflanzteſt ſie, nun ſollſt du ſie genießen;
Du haſt ſo viel gepflanzt,
Daß du die Frucht, weil wir den Baum begießen,
Im Schatten koſten kannſt.

149.

Einem würdigen Prieſter.

Im Namen einer Freundin.

1.

Beneiden mocht ich nimmer
Die reich an Gütern ſind:
Oft macht der eitle Schimmer
Für Gottes Güte blind;
Doch heute muß ich beben,
Gedenk ich, was vermag
Ich Arme dir zu geben
An deinem Ehrentag?

Und wär es nur ein Zeichen,
Wie dich mein Herz verehrt,
Und wie es dir zu gleichen,
Du heilger Mann, begehrt.
O könnt ein Wunſch genügen!
Doch Alles iſt ſchon dein:
Du ſaugſt mit vollen Zügen
Des Himmels Gnaden ein.

Dir träufelt Gottes Segen
Erquickung in den Schooß:
Die Herzen zu bewegen,
Das iſt dein ſchönes Looß.

Aus deinen Augen dringet
Ein ſelger Himmelsſtral,
Der Friedensfülle bringet
Den Herzen allzumal.

Wenn ſo der Seele Pforten
Dein Anblick ſchon erſchließt,
Wie wird uns, wenn in Worten
Die deine ſich ergießt?
Wenn du zur Kanzel ſchreiteſt
Strömt alles Volk dir zu,
Und wenn du ſprichſt, verbreiteſt
Du Liebe, Troſt und Ruh.

Wo du nur wandelſt, freuen
Sich dankbar Alt und Jung,
Es zollen die Getreuen
Dir Lieb und Huldigung.
Dem haſt du Troſt geſpendet,
Daß er auf Gott vertraut,
Zum Himmel Den gewendet
Und Jenen auferbaut.

Heut wo wir alle danken,
Wo Jeder Heil dir ſagt,
Wie hätteſt du Gedanken
An mich unwürdge Magd?
Doch wenn der Tag ſich ſenket,
Dein Blick zum Himmel ſteht,
So ſchließ, die Dein nur denket,
Auch mich in dein Gebet.

2.

Ein Jahr iſt hingeſchwunden
Und wieder naht der Tag,
Wo für geweihte Stunden
Mein Herz dir danken mag.
Sie ſind mir unvergeßen,
Sie wirken fort und fort:
Was man ſo ganz beſeßen,
Das raubt nicht Zeit noch Ort.

Wie meine Zunge lallet
Und ſchüchtern zu dir ſpricht,
Dein Troſteswort verhallet
Mir doch im Herzen nicht.
Wie oft ich dich auch miſſe
Und traure, weil du fern,
Doch ſtralt durch Finſterniſſe
Dein ſelger Glaubensſtern.

Wohl auch im Geiſt zu Zeiten
Seh ich dich zum Altar
Demüthig wieder ſchreiten
Wie deine Sitte war.
O Wunder, ich entbehre
Selbſt deiner Rede kaum,
Denn deine Segenslehre
Vernehm ich oft im Traum.

Dann darf ich mit Verlangen,
Wie ich ſo oft gethan,
An deinem Munde hangen
Und Himmelskund empfahn.
Wie von geweihten Kerzen
Dein Haupt umſchienen iſt,
Der du nach Gottes Herzen
Ein Prieſter Gottes biſt.

Oft ſenkt ſich eine Taube
Aus Wolken auf dein Haupt
Und flüſtert: glaub, o glaube
Wie Dieſer an mich glaubt.
Dann fahr ich auf und rufe:
O bete, treuer Hirt,
O bet an Altars Stufe,
Daß mir dein Glaube wird.

So ruf ich heute wieder,
Denn heut umſchweben dich
Mit glänzendem Gefieder
Die Engel ſicherlich.
Und wenn ſie eifrig tragen
Zum Himmel dein Gebet,
So komm ich anzufragen
Ob ich umſonſt gefleht?

150.

Bonnas Ehrenpreis.

Aus den Faſchingsliedern.

Wer will dem heitern Ernſte wehren,
Wenn er das Lob der Heimat ſingt?
Von Bonnas Anmuth, Bonnas Ehren
Erſchall ein Lied, das würdig klingt.
Zum Hochmuth ſolls dich nicht verleiten,
Doch deine Kinder ſehn wir gern
Wie aus der Nacht der alten Zeiten
Dein Ruhm erglänzt ein heller Stern.

Nicht Römer gaben dir den Namen,
Dich hatten Kelten ſchon erbaut;
Doch als ſie unter Cäſar kamen,
Erſchienſt du ihnen lieb und traut.
Wo ſtolz die ſieben Berge ſtiegen
Und prächtig zog der Rhein einher,
Da ruhten ſie von ihren Siegen
Und träumten ſich an Napels Meer.

Das Römerreich begann zu wanken
Und deutſche Völker zogen ein,
Theodorich, ein Fürſt der Franken,
Begehrte, ſchöne Bonna, dein.

Die Sage konnt es nicht vergeßen:
Als hätte, ſtatt des Frankenherrn,
Der Gothe Dietrich dich beſeßen,
Nennt dich ihr Mund Verona, Bern.

Dein Wappen hat den Leun behalten,
Der von des Berners Schild gedroht,
Dein ſind die herrlichen Geſtalten,
Herr Faſold, Eck und Ebenroth.
Dich preiſen deutſche Heldenlieder;
Auch die Geſchichte weiß dir Dank:
Du brachteſt Lotharingen wieder
Ans Reich, dem es nun doch entſank.

Doch von der alten Zeit zu ſcheiden,
Die hell genug dein Lob getönt,
So muß dir Achen ſelbſt beneiden,
Daß du zwei Kaiſer haſt gekrönt.
Nun ruhſt du, eine Stadt der Muſen,
Als hätten ſie dich ſelbſt erwählt,
Dem Vater Rhein am üppgen Buſen,
Der keine liebre Tochter zählt.

Die deiner Fluren Reiz erſchauen,
Bezwingſt du all mit Zauberbann:
Sie wollen hier ſich Hütten bauen
Und bauen ſich Paläſte dann.
Drum lebe Bonna, Bonna lebe,
Erblüh in immer ſchönerm Flor
Und bringe, daß es ſich erhebe,
Noch ſolcher Narren viel hervor.

151.

Mit einem Holzſchnitt.

Staubmäntel, ſprecht, was neigt ihr euch ſo?
Sie zünden ſich an den Cigaro.
Wer hat denn Feuer und Wem gebrichts?
Darüber ſagt der Holzſchnitt nichts.
Es iſt wohl ſicherlich, ich wette,
Dieſer mit Pinſel und Palette.
Nicht doch, es iſt der andre hier
Mit Dintenfaß, Feder und Schreibpapier.
Doch wenn zwei Freunde ſich befeuern,
Sich Dichter und Maler die Gluth erneuern,
Was brauchts, daß ihr den Geber kennt?
Euch ſoll genügen, daß es brennt.
Doch der zu ihren Füßen kauert,
Wie nach der Beute aufwärts lauert,
„Schlagt ihn todt den Hund! Es iſt ein Recenſent!“

152.

Drei Tage und drei Farben.

1830.

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig iſt die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

Weht' am erſten noch die weiße Fahne,
Netzte ſie der zweite roth mit Blut
Und der dritte ſagt dem Unterthane,
Treue ſei der Bürger höchſtes Gut.

Weiß und Roth und Blau, das ſind die Farben,
Die der Franke ſich erſtritten hat,
Denen die Pariſer muthig ſtarben,
Farben ſinds des Reiches wie der Stadt.

Blau und Weiß und Roth, die laßet wehen
Von den Thürmen, von der Schiffe Bord,
Eure Thürme werden feſt beſtehen,
Eure Schiffe grüßet jeder Port.

Roth und Blau und Weiß, die mögt ihr tragen
Auf den Hüten, euerm Heer voran,
Eure Bürger werden ſtolz ſich ſchlagen,
Der drei Tage denket Mann für Mann.

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig iſt die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

153.

Das Scepter Karls des Großen.

1830.

Ihr Brüder, die des Weines
Erhabnem Geiſt vertraut
Im Golde ſeines Scheines
Der Zukunft Wunder ſchaut:
Die Zeiten und die Reben,
Sie ſchenken hohen Muth:
Hört, was mir eingegeben
Der Traube ſüßes Blut.

Ich ſah, o wär es Wahrheit!
Doch ſah ichs nur im Traum:
Es füllte Licht und Klarheit
Der weiten Länder Raum;
Ich ſah den Siegeswagen
Vom Brandenburger Thor
Durch Land und Volk getragen,
Ein leuchtend Meteor.

Der Scharnhorst stieg hernieder
Von seinem hohen Stein
Und Blücher führte wieder
Der deutschen Krieger Reihn;
Er sprach: Es möge sterben
Was nicht zu leben weiß,
Und fragt ihr nach dem Erben?
Das junge Preußen seis.

Ohnmächtig bricht zusammen
Was längst vermodert war
Und über Rauch und Flammen
Wiegt sich der schwarze Aar.
Da glänzten Freudenscheine,
Sein feurig Auge sahs,
Vom Nordmeer bis zum Maine,
Vom Niemen bis zur Maas.

Ich sah ihn mächtig kreisen
Hoch über Land und Meer
Und seines Fittichs Weisen
Erklangen voll und hehr;
Ich sah — und anzustoßen
Sei Männiglich entbrannt —
Das Scepter Karls des Großen
In Friedrich Wilhelms Hand.

Und als mich Freunde wecken
Aus meinem Traumgesicht,
Mit freudigem Erschrecken
Vernehm ich den Bericht:

Das Scepter Karls des Großen
Sei in des Königs Hand:
Ihr Brüder, anzuſtoßen
Sei Männiglich entbrannt:

Auf daß es wirklich werde,
Was holde Täuſchung war,
Hoch über Meer und Erde
Sich wiege Preußens Aar,
Das Scepter Karls des Großen
In Friedrich Wilhelms Hand.
Und freudig anzuſtoßen
War Männiglich entbrannt.

154.

Freiheit und Geſetz.

„Die goldne Freiheit ſchwand:
Wohin iſt ſie geflohn?
Verließ ſie unſer Land
Und zog im Zorn davon?“
Sie wieder einzubringen
Und wär es mit Gewalt,
Mit Netzen und mit Schlingen
Zog eine Schar zum Wald.

Wo auf beeiſten Höhn
Die kühne Gemſe ſpringt,
Da thront die Freiheit ſchön
Und blickt herab und ſingt:
„Ihr werdet mich nicht fangen,
Der Fels iſt ſchroff und kahl:
Bin tauſendmal entgangen,
Entgeh auch dieſes Mal.

„Doch laßt uns Freunde ſein
Und höret meinen Rath;
Ich hab ein Schweſterlein,
Die taugt für euern Staat.
Sie wohnt in jener Haide
Und heißt Frau Zügellos:
Der reichet das Geſchmeide;
Ihr werdet Alle groß.“

Da zog die Schar dahin,
Wo ſie die Schweſter fand:
Bald herſcht, als Königin
Frau Zügellos im Land.
Die Städte ſtehn in Flammen;
Vor wilder Würger Wuth
Bricht Zucht und Recht zuſammen,
Es fließt der Bürger Blut.

„Der Vater ſchlägt den Sohn,
Der Sohn den Vater todt:
Iſt das nun unſer Lohn?
O Himmel, ſieh die Noth!
Wir müßen All verderben;
O welch ein Ungewinn!
Doch eh die Bürger ſterben
Soll es die Königin!“

Die Fürſtin wird entthront;
Da war der Jubel groß;
Hin wo die Freiheit wohnt
Schleppt man Frau Zügellos:
„Der Schweſter Heergeſinde
Sann nur auf Raub und Mord:
Nimm Du nun ſelbſt die Binde
Und ſei uns Schutz und Hort!“

Die Freiheit ſprach: „Ich kann
Nicht eure Fürſtin ſein:
Mein Reich iſt dieſer Tann
Und dieſer Berg von Stein.

Doch hab ich eine Muhme,
Die wenn ihr ſie erkürt
Zum Frieden und zum Ruhme
Euch ſichre Wege führt.

„Sie wohnt in jenem Thal
Und wird Geſetz genannt:
Weh daß ſie nicht befahl
Stäts über Meer und Land!
Will Sie die Eure werden,
So iſt gewiſs der Lohn;
Kein König auf der Erden
Hat größer Recht zum Thron.“

155.

Drei Propheten.

1831.

I.

Deutſches Volk, nun kannſt du lachen,
Frankreich will dich glücklich machen,
Dich und dein verwaiſtes Land.
Sieh, es hat den Halbunmündigen
Völkerfrühling zu verkündigen
Drei Propheten ausgeſandt.

Deine Fürſten abzudanken
Rathen dir die edeln Franken,
Räth der liebe welſche Hahn.
All dein tauſendjährger Jammer,
Sagt die Deputirtenkammer,
Sei auf einmal abgethan.

Freiheit wird dir Frankreich ſchenken,
Lernſt du erſt vernünftig denken;
Darin biſt du noch zurück.
Auch gebildet ſollſt du werden,
Dich nicht linkiſch mehr geberden,
Sieh, ſo machſt du noch dein Glück.

Laß dich nicht zum Glücke zwingen,
Denn sie haben scharfe Klingen
Und Canonen — Mordio!
Hüte dich, sie zu erboßen,
Wohl gar vor den Kopf zu stoßen,
So ein Kopf brennt gleich wie Stroh.

Thu, was die Propheten sagen,
Sonst wirst du aufs Haupt geschlagen,
Und das wäre Schade drum,
Denn du hast doch gute Gaben,
Ja, es sind sogar die Schwaben,
Wie man sagt, nicht alle dumm.

II.

Frankreich will mich glücklich machen,
Nun gewiss, das ist zum Lachen,
Aber heute lach ich nicht;
Thränen will ich auch nicht weinen,
Denn ich weiß wohl, daß die Meinen
Kein so fabler Glanz besticht.

Alle haben sie's erfahren
Wie wir kaum vor sechzehn Jahren
Freudig gaben Gut und Blut,
Uns mit gottgeweihten Waffen
Dieses Glück vom Hals zu schaffen
Weder Tag noch Nacht geruht.

Was auch die Propheten künden,
Die zur Buße läßger Sünden
Wohl des Himmels Zorn gesandt,
Götzen baun wir nicht Altäre:
Nur ein Spott den Fremden wäre
Freiheit ohne Vaterland.

Will mich Frankreich glücklich machen,
Sag ich (denn ich muß doch lachen
Ueber solchen Unverstand),
Nicht wie Jener in der Tonne:
Lieber, geh mir aus der Sonne,
Sondern: bleib mir aus dem Land.

Und dieß aus dem Lande Bleiben
Solltest du fein gründlich treiben,
Recht mit deutscher Gründlichkeit:
Deine beiden deutschen Länder
Gieb heraus als Friedenspfänder,
Dann ist auch mein Lenz nicht weit.

156.

Deutſche Schmach.

Den Franzen zu verachten
Geziemt nicht deutſchem Mann:
Er hat in zwanzig Schlachten
Uns Mannheit dargethan.
Es fließt in ſeinen Adern
Auch unſer Väter Blut:
Im Frieden mit ihm hadern,
Das kleidet uns nicht gut.

Erſt gilts im Kampf bewähren
Den angeſtammten Ruhm:
Was laßen wir verjähren
Das beſte Eigenthum?
Elſaß und Lothariugen,
Sie rufen uns mit Hohn:
Die deutſchen Schwerterklingen
Verroſten lange ſchon.

Wenn wir des Feindes denken,
Der unſer Reich zerbrach,
So ſollt uns billig kränken
Der eignen Schande Schmach.
Uns frommt die Scham alleine:
Den Uebermuth verbannt!
Der Franze herſcht am Rheine
Noch über deutſches Land.

157.

Worte des Troſtes.

Beim Ausbruch der Cholera.

(Mel.: Befiehl du deine Wege.)

Der Feind iſt eingedrungen,
Vor dem uns lang gegraut,
Noch ſtarrt auf allen Zungen
Der Schreckenskunde Laut:
Ihm wehrten keine Schranken,
Kein Heer gebot ihm Halt,
Frei ſchritt er, gleich Gedanken,
Durch dichter Lanzen Wald.

Was willſt du nun beginnen,
Ohnmächtger, der du bangſt,
Wohin, wohin entrinnen
In deiner Herzensangſt?
Willſt über Berge klimmen?
Die achtet er nicht viel;
Willſt über Ströme ſchwimmen?
Die ſetzen ihm kein Ziel.

Auch nicht der Meeresſpiegel
Hemmt ſeinen Siegeslauf;
Bauſt du auf Schloß und Riegel?
Die ſprengt ſein Athem auf,

Und willſt du dich verkriechen
Tief in der Erde Schooß,
So fängſt du an zu ſiechen
Und biſt das Leben los.

Ja ächze nur und keuche
Unter der Sorge Laſt,
Die Furcht, das iſt die Seuche,
Und die hat dich erfaßt;
Willſt du noch Rettung ſchauen,
So hilft nicht Geld und Gut,
So hilft nur Gottvertrauen
Und rechter Glaubensmuth.

Wirſt du dir erſt im Herzen
Bewußt der Gotteskraft,
Die ſiegreich über Schmerzen
Im Glücke nur erſchlafft,
Und kannſt du ſie erwecken,
Gewiß, ſo ſtirbſt du nicht:
Dem Tod und ſeinen Schrecken
Lachſt du ins Angeſicht.

Was ringeſt du die Hände
Und läſt ſie müßig ruhn?
Es iſt an manchem Ende
Gar viel für dich zu thun;
Du ſollſt die Furcht ertödten
Und Andern Muth verleihn,
Ein Helfer in den Nöthen
Sollſt du den Brüdern ſein.

Willſt du dich ſelber retten,
So lindre fremde Noth
Und lern an Krankenbetten
Zu ringen mit dem Tod;
Wo Lieb und Treue rufen,
Da fürchte dich kein Haar:
Du bringſt an Altars Stufen
Kein frommer Opfer dar.

Viel magſt du auch entbehren,
Des Gebens Tag iſt da,
Und ſoll nicht wiederkehren
Wie dieſe Zeit ihn ſah;
Du gehſt in Sammt und Seiden
Und ſinnſt nur auf Genuß:
Wie Manchen kannſt du kleiden
Von deinem Ueberfluß.

Dir füllen reiche Garben
Die Scheunen wie das Haus:
Den Brüdern, die da darben,
Theil deines Reichthums aus.
So eil ihn zu beſtreiten,
Den Feind, vor dem du bebſt,
Auf daß du vor den Zeiten
Dein Liebſtes nicht begräbſt.

So laßt uns Alle fechten
Und hoffend auf den Sieg
Die Hand der Hand verflechten
In dieſem heilgen Krieg;

Dazu ward uns von Oben
Dieß Leiden hergesandt,
Daß wir uns neu umwoben
Zähn von der Liebe Band.

Wir sollten uns nicht steifen
Auf was der Blitz verzehrt,
In unsern Busen greifen
Und traun dem eignen Werth:
In uns den Reichthum finden,
Der nie im Preise fällt,
Und wieder uns verbinden
Zu einer eingen Welt.

Wir waren fast versunken
In Zwietracht, Haß und Neid;
Doch neue Liebesfunken
Weckt die gewaltge Zeit:
Sie heißt die Selbsucht weichen,
Wenn wir mit bleichem Mund
Uns über Gräber reichen
Die Hand zum Friedensbund.

158.

Kölner Dombau.

* *

Seh ich immer noch erhoben
Auf dem Dom den alten Krahn,
Denk ich, daß das Werk verschoben,
Bis die rechten Meister nahn.

M. v. Schenkendorf.

1840.

Auf, gefunden iſt der Meiſter
Und der alte Bann gelöſt,
In die Herzen, in die Geiſter
Neue Luſt zum Werk geflößt.

Länger gilt nun kein Verſchieben:
Alle, die von Gott entflammt
Schönes und Erhabnes lieben,
Seid Geſellen insgeſammt.

159.

Ein Bündniſs.

1844.

Der Lieder überdrüßig
War die bedrängte Zeit,
Da blieb mein Spiel nicht müßig,
Doch größerm Sang geweiht.
Von ſelbſt erklingt es heute
Und tönt im Morgenwind
Was Allen Heil bedeute,
Die deutſchen Namens ſind.

Was ſtürmen nicht die Glocken,
Was malt der Freudenſchein
Vom Drachenfels, vom Brocken
Sich nicht in Elb und Rhein?
Uns kam doch frohe Melde
Wohl ſolcher Feier werth:
Die Brüder an der Schelde,
Sie ſind uns heimgekehrt.

Ein Volk zum Werk geſchäftig,
Durch Arbeit reich und frei,
Von Gliedern ſtark und kräftig
Und edelſtolz dabei:
So reichts zum Bund die Hände,
Bringt Glück und alten Glanz,
Oſtende wird Weſtende
Des deutſchen Vaterlands.

Willkommen, Langentbehrte,
Uns unentbehrlich faſt,
So gern am Herzen nährte
Kein Baum noch ſeinen Aſt.
Der Baum muß endlich ſterben,
Den man der Zweig entblößt:
Der Zweig auch wird verderben,
Den man vom Stamm gelöſt.

Willkommen, daß ſich eine
Wie Aſt und Stamm zum Baum
Die Nordſee mit dem Rheine,
Das Land dem Küſtenſaum.
Des Reichs zerſtückte Glieder,
Das Gottes Zorn zerſchlug,
Erſtehn zum Leben wieder,
Ein Leib, ſich ſelbſt genug.

Willkommen, trauter Bruder
In Flandern und Brabant,
Du führſt den Pflug, das Ruder
In gleichgeübter Hand;
Du förderſt aus den Schachten
Des Eiſens blanke Wehr:
Wir ſchlagen unſre Schlachten
Vereint zu Land und Meer.

Unblutge Schlachten ſchlagen
Soll jetzt noch unſer Bund,
Das reiche Gut erjagen:
Das macht nur mäßig wund;

Doch die zum Friedenswerke
Sich treu die Hand gereicht,
Gesellen einst die Stärke
In Noth und Tod vielleicht.

160.

Archipoetische Versuche.

1846.

I.

Drunter geht es in der Welt, drunter und auch drüber,
Prediger in der Wüste viel, aber wenig Ueber.
Auch die deutsche Bundesnacht wird tagtäglich trüber,
Was Levita sagen mag und der alte Kluber.

Deutscher Ehrenname wird aller Welt zum Spotte,
Weil wir Siebenschläfer sind recht à la marmotte:
Träumer sind wir auch dabei, bald von einer Flotte,
Bald von einem national deutschen Bundesgotte.

Wenig Wolle, viel Geschrei bringen deutsche Kammern;
Euch an Stricken windet man unterdes, noch strammern.
Guter Preuße möchte sich an die Stände klammern;
Wenn der Landtagsabschied kommt, fängt er an zu jammern.

II.

Arme deutsche Dichter, ach, laßt euch nicht verdrießen,
Daß ihr euer Herzblut müßt einem Volk vergießen,
Das für Schönheit blind und taub euch nicht mag genießen:
Nein, der Lieder Zauberstrom laßt noch voller fließen.

Gallischem Syrenenklang lauschen noch die Thoren
Und verstopfen heimschem Sang faunisch lange Ohren.
Aber geht auf ewig nicht deutscher Sinn verloren,
Aus des Sängers Lied einmal wird er neugeboren.

Wenn der deutsche Sinn erwacht, was wird der uns bringen?
Wird alsbald die goldne Zeit sich vom Himmel schwingen?
Ach, es ahnt, es schwant uns kaum noch von solchen Dingen;
Allzufern ist uns der Tag: eilt, ihn zu ersingen.

III.

Freiheit oder Vaterland, das ist keine Frage,
Wie man im vergebnen Streit hin und her sich plage.
Thor, der von den Zweien gern Eines sich entschlage:
Beides muß beisammen sein bis zum Schluß der Tage.

Freiheit ohne Vaterland kann uns nicht erquicken:
Solch ein Ding ward nie gesehn noch von Menschenblicken.
Soll man Ordonnanzen uns, uns Ukasen schicken?
Deutsche Sprache, deutschen Sinn in der Wieg ersticken?

Vaterland, der Freiheit auch magst du nicht entbehren:
Nur der freie Bauer weiß seinen Heerd zu wehren.
Auf, so zieht das junge Blut groß zu allen Ehren,
Lehrt es mit der Väter Gut Väter-Freiheit mehren.

IV.

Muthige, die ihr Geſchick Wolken traun und Winden
Um ein freies Vaterland überm Meer zu finden!
Stolze Eichen rauſchen dort, wehen ſüße Linden,
Rebe rankt ſich ſelber auf, brauchſt ſie nicht zu binden.

„Locken dich die Segel nicht, die ſich blähn und bauſchen?
Willſt du nicht für Dürftigkeit üppge Fülle tauſchen?
Siehſt du doch im alten Land allwärts Zwietracht lauſchen:
Hebt ſie erſt das Haupt empor, bleibt es nicht bei Brauſchen.“

Deutſche Männer, bliebt ihrs dort nur in jedem Stücke!
Raubt' euch nicht der Sprache Hort bald der Welſchen Tücke!
Immerdar von euch zu uns ſei ſie eine Brücke,
Daß die fernen Brüder auch euer Lied entzücke.

Hören wir im Mutterland dann von euerm Glücke,
Wie der Freiheit grünes Laub eure Schläfe ſchmücke,
Seht, das freut uns ohne Neid, denn bei Uns auch flücke
Ward die Freiheit unterdes, warf hinweg die Krücke.

161.

Für deutsche Treue.

1848.

Ihr feurig edeln Geister,
Die ihr die Welt erbaut,
Und dreister schon und dreister
Auf eure Werke schaut,
Die alle Schranken sprenget
Und ebnet Berg und Thal,
Herab zur Erde zwänget
Wohl selbst den Himmelssaal.

Den Starken wie den Schwachen
Erschafft ihr gleiches Recht
Und heißt die Zukunft lachen
Auch dem geringsten Knecht.
Ihr habt vom Baum geschüttelt
Der Freiheit edle Frucht
Und nirgend aufgerüttelt
Habgier und Eigensucht.

Des alten Reiches Glieder,
Das längst zerfallen war,
Ihr fügt, ihr leimt sie wieder:
Das hält nun tausend Jahr.

Der ganzen Welt zum Spotte
War deutſcher Seefahrt Macht:
Da zaubert ihr die Flotte
Hervor in Einer Nacht.

Im Weſten und im Oſten
Führt ihr das Volk zum Sieg
Und ſparet alle Koſten
Des Heeres doch im Krieg.
Es werden auch die Steuern
Hinfort ermäßigt ſein.
Wen ſoll das nicht befeuern?
Es geht uns lieblich ein.

So laßt zu Grabe ſinken
Was Niemand wohlgefällt,
Auf eurer Augen Winken
Verwandelt ſich die Welt.
Was ihr beerdigt habet
Erſteht nicht wieder neu:
Drum bitten wir, begrabet
Nicht auch die deutſche Treu.

Wenn ihr die Stube kehret,
Fegt Sie nicht mit hinaus:
Kein Hausrath ziert und ehret
Wie Treue ſchmückt das Haus.
Wehmüthig ſehn die Alten
Uns von den Wänden an:
„Laßt deutſche Treue walten,
Sonſt iſt es bald gethan!“

162.

Deutſchland über Alles.

1848.

Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Nur für Deutſchland in den Streit.
Feinde freun ſich unſres Falles,
Sehn ſie Fürſt und Volk entzweit.
Greift zur Wehr und laut erſchall es:
Deutſchland, Deutſchland über Alles!
Selbſt der Freiheit bleicht der Glanz,
Darben wir des Vaterlands.

Neider drohen unſern Marken,
Deutſcher Macht und Herrlichkeit,
Ungern ſehn ſie uns erſtarken,
Stiften Zwietracht, Haß und Neid.
Greift zur Wehr und laut erſchall es:
Deutſchland, Deutſchland über Alles!
Selbſt der Freiheit bleicht der Glanz,
Darben wir des Vaterlands.

Schlaue Netze ſind gewoben,
Manchem ward der Sinn berückt,
Doch der Trug iſt bald zerſtoben,
Wenn ihr raſch die Schwerter zückt.

Greift zur Wehr und laut erſchall es:
Deutſchland, Deutſchland über Alles.
Selbſt der Freiheit bleicht der Glanz,
Darben wir des Vaterlands.

Iſt der äußre Feind geſchlagen,
Ward uns Ehr und Siegesruhm,
Weh dann allen, die ſich wagen
An des Volkes Eigenthum.
Greift zur Wehr und laut erſchall es:
Deutſchland, Deutſchland über Alles.
Selbſt der Freiheit bleicht der Glanz,
Darben wir des Vaterlands.

Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Schönes altgeſprochnes Wort!
Tief im Tiefſten widerhall es,
Ton in Thaten fort und fort.
Greift zur Wehr und laut erſchall es:
Deutſchland, Deutſchland über Alles.
Selbſt der Freiheit bleicht der Glanz,
Darben wir des Vaterlands.

163.

Des Kaiſers Bart.

1849.

Zu Frankfurt vor der Kaiſerwahl,
Da ſitzen und berathen
Des Landes Weiſen allzumal
Aus drei und dreißig Staaten.
Und Mancher kraut ſich hinterm Ohr
Und weiß nicht was er ſage,
Denn heut liegt eine Frage vor,
Eine brennend heiße Frage:
Wie ſoll er ſein,
O gäbs ein guter Geiſt uns ein,
Des Kaiſers Bart, wie ſoll er ſein?

Der Eine ſprach: „Schwarz ſoll er ſein,
Denn ſchwarz iſt Trauerfarbe.
Noch iſt das Schwert nicht ſcharfenrein,
Noch brennt uns manche Narbe.
Eh ganz Burgund nicht teutiſch ſpricht
Und jeder Bauernflegel,
Waſch ich mich nicht, kämm ich mich nicht
Und ſchneide nicht die Nägel.
Schwarz ſoll er ſein,
O Gott im Himmel ſieh darein,
Schwarz ſoll der Bart des Kaiſers ſein.“

Der Andre sprach: „Der Bart sei Gold,
Nach Golde laßt uns trachten,
Denn Gold ist Macht, sagt was ihr wollt,
Mit Golde schlägt man Schlachten.
Wer Goldes satt im Beutel hat,
Der fühlt sich erst gemüthlich:
Schließt auf den Sund, der deutsche Bund
Wird reich und thut sich gutlich.
Gold soll er sein
Und diamanten zwischendrein,
Des Kaisers Bart soll golden sein."

Der Dritte sprach: „Der Bart sei roth
Und furchtbar seine Miene,
Und wer nicht will wie wir, dem droht
Man mit der Guillotine.
Das erste Grundrecht sei, zu Grund
Erst Land und Volk zu richten,
Der Freiheit Reich dann frei und gleich
Für Lumpen zu errichten.
Roth soll er sein,
So mag die Freiheit nur gedeihn,
Roth soll der Bart des Kaisers sein."

Sie stritten hin, sie stritten her
Mit Zürnen und Ergrimmen.
„Gebt nach, ihr Herren, nimmermehr
Mags sonst zusammenstimmen."
Wie grundgelehrt, wie grundverkehrt,
Sie ließen doch sich mahnen:
Da strich man Gold, da strich man Schwarz
Auf rothen Bart und Fahnen.

„Schwarz, Roth und Gold,
So soll er sein, wir stimmen ein,
So soll der Bart des Kaisers sein.“

Und als der Kaiser war gewählt,
Sie kamen all und warben,
Ein Jeder trug den Bart gestrählt
In schwarzrothgoldnen Farben.
„Herr König, Ihr sollt Kaiser sein,
Wenn Ihr uns das beeidet,
Daß Ihr des schwarzrothgoldnen Barts
Euch nimmermehr entkleidet.
Roth, gold und schwarz,
So soll die Farbe sein des Barts,
Schwarzgold und roth, das thut uns Noth!“

Als man den Bart dem König bot,
Er sah ihn an und lachte.
Er sprach: „Der Bart ist mir zu roth,
Den man in Frankfurt machte.
Das Bißchen Schwarz und Gold herum,
Der Regen würds verwaschen:
Steckt euer schäbicht Kaiserthum
Nur wieder in die Taschen.
Mein Schwarz und Weiß
Behält noch immerdar den Preis;
Doch feuerroth ist mir zu heiß.“

Da sah der alte Fritz herab
Und rief: „Verkehrte Zöpfe!
Wär Ichs, euch führ' mein Krückenstab
Auf die behaarten Köpfe.

Hätt ich ſolch modiſch Bleigewicht
An meinem Kinn getragen,
Mit der halben Welt hätt ich mich nicht
Siegreich herumgeſchlagen.
Ihr tragt den Zopf
Jetzt nicht mehr hinten an dem Schopf,
Ihr tragt ihn vorn und in dem Kopf."

164.

Die Theilung Deutſchlands.

1849.**

Chor der Nachbarn.

Uns Nachbarn käm es ungelegen,
Ein einig Deutſchland frei und ſtark:
Ein Jeder ſtemme ſich dagegen,
Ein Jeder zerr ihm an der Mark.
Geknechtet bleib es und zerrißen,
Sein Stück ihm Jeder abgeſpließen!
Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Dänen.

Der Deutſche mag uns winzig ſchelten,
Er liegt doch müßig auf dem Ohr;
Dieweil er träumt von beßern Welten
Wir rücken an die Eider vor.
Nimmt das geduldig hin der Sclave,
So rücken wir auch an die Trave.

Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Engländer.

Des Deutſchen wirres Freiheitslärmen,
Das hören wir in England gern:
Er wird von freiem Handel ſchwärmen,
So bleiben ewig wir die Herrn.
Stäts ſoll er unſre Waaren nehmen,
Sonſt nehmen Hamburg wir und Bremen.
Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Recht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Polen.

Der Deutſche bleibt doch ſtäts derſelbe,
Ein Thor, der ſeinen Feinden ſchenkt;
Doch rücken wir bis an die Elbe,
Wird ihm die Großmuth eingetränkt.
Er ſoll die Ruſſen tödtlich haßen,
Uns Polen Elb und Oſtſee laßen.
Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Recht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Böhmen.

Wir wollen Deutſchland nicht gehören
Mit unſrer alten Hauptſtadt Prag,
Nicht mehr zu Oeſtreichs Fahnen ſchwören:
Den Deutſchen nahr der jüngſte Tag.
Sie brächtens nimmer doch zum Ganzen,
Die ſtäts um fremde Götzen tanzen.

Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Oeſterreicher.

Wir wollen uns von Deutſchland löſen
Mit Steier, Salzburg und Tyrol.
Der deutſche Bund war ſtäts vom Böſen:
Das alte Reich gefiel uns wohl.
Uns ſtützen Ungarn, ſtützen Czechen,
Da Ihr uns ließt zuſammenbrechen.
Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen,
Und geduldig ſchläft es ein.

Italiener.

Tedeschi fort und Oeſterreicher!
Das iſt genug zum Freudenfeſt;
Uns macht Tyrol nur wenig reicher,
Gebt noch den Hafen von Trieſt.
Dem deutſchen Flottentraum zum Poſſen
Wird euch die Adria verſchloßen.
Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Schweizer.

Wie längſt die Sage war der Väter
Wird Deutſchland Schweiz bis an den Main:

Der Seekreiß erſt, das Breisgau ſpäter,
Die andern Gaue hinterdrein.
Wir brauchen uns nicht viel zu rühren
Das beſte Stück davon zu führen.

Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Franzoſen.

Nun wollen wir ihn doch nicht miſſen,
Den Rhein, der unſre Grenze heißt:
Wenn wir erſt die geſichert wißen,
So überhüpfen wir ihn dreiſt.
Bald ſtehn am andern Elbeufer
Bei Hamburg unſre Kiwiufer.

Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Holländer.

Wir haben Frankfurt lau beſendet
Von Luxemburg und Limburg aus:
Wenn ſichs den Dänen glücklich wendet,
So iſt das unſer Theil vom Schmaus.
Ein Jeder will ſein Theil erwiſchen:
Im Trüben, heißt es, iſt gut fiſchen.

Chor. Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

Chor der Nachbarn.

Mit Polens Theilung hats begonnen,
Mit Deutſchlands endet nun der Tanz;
Die Freiheit wähntet ihr gewonnen
Und darbet bald des Vaterlands.
Wer die zumal nicht weiß zu wahren,
Muß beider Untergang erfahren.
Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen,
Rupft und kehrt euch an kein Schrein,
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig ſchläft es ein.

165.

Für Uhlands Denkmal.

1863.

Was ſchreiben, theurer Schatte,
Wir auf dein Mal von Erz?
„Sebt an den Mann: er hatte
Für unſer Volk ein Herz.“

Daß ſich ſein Reich erneure
Wollt er es ſtark und frei.
Und wer das will, der ſteure
Zu ſeinem Male bei.

Daß Er die Wege zeige
Im Frieden wie im Streit,
Mit ihm dem Grab entſteige
Die deutſche Herrlichkeit.

V.

Epigrammatiſches.

166.

Neueſte Kunſttheorie.

1827.

Gieng ein Blinder einmal mit ſeinem Genoßen dem Tauben
Ins Theater, es ward Figaro eben geſpielt.
Als nun das Glöckchen erſcholl und der Vorhang rauſchend emporflog,
Spähte mein Tauber umſonſt nach der verheißenen Luſt.
Steif kam Alles ihm vor, ſogar das Balletchen am Ende,
Kaum noch, daß er den Sinn in der Erfindung begriff.
„Schauſpiel," dacht er bei ſich, „Schaubühne, das kommt doch von Schauen,
Und ich bezahlte mein Geld, daß man zu ſchauen mir giebt."
Aber im ſchwellenden Buſen empfand ſich der Blinde beſeligt,
Wie urplötzlich ins Reich himmliſcher Freude verſetzt.
„Dieſe Töne, ſie füllen mein Herz mit unendlicher Wonne:
Preis und Ehre dem Mann, welcher ſo Liebliches ſchuf!
Wahrlich, er hat ſie verſtanden, die Harmonieen des Weltalls,
Schon hienieden beglückt Chören der Engel gelauſcht.
Was ihm Entzückendes niedergetönt, er behielts in der Seele,
Gab es uns wieder, und wir ſtehn wie er ſelber entzückt."

Gieng drauf wieder einmal mit dem Blinden der Taube zur Oper,
Wo man bei ſtrotzendem Haus eben Olympia gab.

Als nun der Vorhang fiel, da erhob mein Tauber zum Blinden
Und dem begegnenden Freund dieses begeisterte Wort:
„Das ist doch endlich ein Stück, das würdig ist, daß man es schaue,
Auch des verwegensten Lobs staunender Kritiker werth.
Rühm ich die Zierde zuerst der Costüme, der edeln Gesteine
Funkelnden Glanz, das Gewand prangend mit Purpur und Gold?
Preis ich des Aufzugs festlichen Glanz und den Mastelephanten,
Lob ich der reichen Ballets schöne Bewegung zuerst?
Alles erregt mich nicht, wie die Pracht mich der Wundergebäude,
Wie mich des schimmernden Saals reine Verhältnisse freun.
Und die Musik, so taub ich auch bin, mit gewaltigen Schlägen
Hat sie das Trommelfell mir in Bewegung gesetzt.
Zitternd stand ich, mit schlotterndem Knie, durch jegliche Pore,
Drang sie, durch Nas und Mund mir an das schlagende Herz.
Hätten mich Nachbarn nicht mit kräftigen Fäusten gehalten,
Wär ich begeistrungstoll in das Orchester gestürzt.
Diese Musik, wie muß sie auf euch, ihr Beneideten, wirken,
Welchen noch Mutter Natur Gabe des Hörens verlieh!"

Doch es versetzte darauf der entrüstete Blinde mit Nachdruck,
Weil ihm des preisenden Freunds tönende Rede missfiel:
„Dreifach, daß du nicht hörst, ja vierfach preise dich glücklich:
Hab ich mir Taubheit doch wieder und wieder gewünscht!

Dieſe Klänge verletzten mein Ohr mit unendlichem Wehſchrei,
Von dem gewaltigen Lärm fühlt ich mich völlig betäubt.
Ruhten einmal im Orcheſter und hinter der Bühne die Schläge,
Hätt ich, erſchöpft wie ich war, gern ein Minütchen genickt,
Aber es weckten mich bald Kanonendonner und Trommel,
Klang der Trompeten, des Horns, gellende Türkenmuſik.
Immer nur lauter erſcholls und brachte mich nah der Verzweiflung
Bis ich mit Wolle, mit Wachs endlich die Ohren verſtopft.
Dämpfte das auch und beſchwichtigte ſehr die bedrohlichen Klänge,
Nehm ich ein Wunder doch an, das mein Gehör mir erhielt.
Aber erkläre mir Einer des Stücks unähnliche Wirkung:
Tauben verleiht es den Sinn, den es dem Hörenden raubt.
Wie mirs heute geſchah gieng dir es im Figaro letzthin,
Der mich entzückte, wie dich eben Olympia, Freund."

Aber der dritte darauf, der Begegnende, welcher das Pärchen
Lächelnd betrachtete, ſprach freundlich das löſende Wort:
„Leicht zu erklären iſt Beides, vernehmt nur vernünftige Rede:
Opern ſind manche zum Sehn, andre zum Hören beſtimmt.
Figaro iſt wie bekannt Höroper: ſo war es begreiflich,
Daß ſie dem Tauben miſsfiel, wenn ſie den Blinden entzückt.

Doch Olympia ward zum Sehen geſchaffen: was Wunder,
Daß ſie den Tauben entzückt, aber dem Blinden miſs-
fiel."

„Märchen," begann da der Blinde, „du ſagſt, Olympia ſei
nicht
Auch Höroper: und hat nicht ſie der Taube gehört?"
„Ei," ſprach Jener, „wer zweifelt daran? ſie läßt ſich ver-
nehmen;
Fragt ſich nur, ob ſie das Ohr auch wie das Auge
beglückt." —
„Nun erſt faß ich dich, Freund," antwortete Jener begütigt;
„Doch was ſetzen ſie denn nichts in den Zettel davon?"
Laſ' ich „Oper zum Sehn," ſo blieb' ich Blinder zu
Hauſe;
Bei Höropern hinfort ſparteſt du Tauber dein Geld.
Künftig gehn wir, wie Schade! nicht mehr ſelbander zur
Oper,
Denn was dem Einen zur Luſt dient, iſt dem Andern
zur Qual."
„Manchmal durftet ihr doch," ſprach Jener, „zuſammen
hineingehn;
Giebt es doch Opern zugleich ſchön für das Aug und
das Ohr.
Wenn ihr ein Beiſpiel wollt, ſo nenn ich die Gluckiſchen
Sachen,
Unſern Freiſchütz auch rechnet' ich unter die Zahl.
Gropius hat da zu thun und Miedings wackere Söhne
Regen ſich; aber auch uns regt ſich das Herz in der
Bruſt.

167.

Im Duſtern.

Mein guter Freund erboſte ſich,
Es ſei kein Reim auf Kloſter:
Daß er ihn nicht zur Stelle fand,
Ward ich noch viel erboſter;
Und das iſt gar kein junger Reim,
Es iſt ſchon ein bemooſter.
Getroſt denn, Freund, und finden ſich
Noch mehr, ſo ſei getroſter.
Gar zärtlich küſst der Bräutigam
Und küſst er nicht, ſo koſt er.
Ach, blieb' er ſo, ſo blieb' er froh
Und blieb' ein Allerfrohſter;
Die Eh iſt eine Lotterie
Und Nieten leicht erloſt er.
Man ſagte ſonſt nicht Weſt- und Oſt-,
Man ſagte Weſter-, Oſter-.
Als ich durch Oſterfranken ritt,
Sprach ich ein Paternoſter,
Denn noster hat ein langes o
Docet magister nôster.
Beſchiffter Schiffer war er nicht,
Es war nur ein beſloßter
Ulyſs, der von Kalypſo fuhr,
Ein ſehr vom Sturm umtoſter.

Daß unſer Ofen nicht mehr brennt,
Das liegt wohl an dem Roſter,
Und daß das Gas erloſchen iſt,
Nicht immer an Herrn Oſter.

Coda.

Und der das Lied geſungen hat,
Ein Bonner iſts, kein Soeſter:
Er trinkt wohl gerne kühlen Wein,
Doch war er nie ein Toaſter.

168.

Neue Fibelverſe.

1828.

A a **Adler.**

Der Adler ſchwingt ſich hoch empor, den Mond zu überfliegen;
Hier unten lauſchen wir im Thal und ſtaunen ſeinen Siegen.
Der arme Mond erſchrickt vor ihm und fällt vom Himmel faſt:
Er wechſelte die Farbe gern, wär er nicht längſt erblaſst.

B b **Biber.**

Ein Biberrock thut heuer Noth, uns naht ein ſtrenger Winter:
Wer einen warmen Ofen hat, verſchanze ſich dahinter.
Doch kehrt der Frühling, habet Acht, ſo frommen keine Schanzen,
Es wird noch Mancher kalt gemacht, es gilt ein blutig Tanzen.

C c **Capaun.**

Capaune zieren Tiſch und Hof, Caſtraten die Capellen,
Auf allen Straßen ſieht man viel combabiſcher Geſellen.
Nein, ſträube dich nicht länger, Freund, was kannſt du viel verlieren?
Die Cur iſt ſüß, komm, laße dich getroſt infibulieren.

D d **Dommeln.**

Welch liebliche Muſik das iſt! wie ſchreien zart die Dommeln!
Wie ſchmettert ſanft Drommetenſchall, wie donnern ſüß die Trommeln!

Was Nachtigallen! Rauher Klang! was Amseln oder Drosseln!
Wozu sind Kehlen in der Welt, als eben zum Erdrosseln?

E e Esel.

Den Esel nimmt man jetzt in Schutz, will ebnen Weg ihm bahnen,
Ja viele laufen öffentlich sogar zu seinen Fahnen:
„Zu seinem Ritter schwör ich mich, will seinem Dienst mich weihn,
Und stäts im Leben wie im Tod ein echter Esel sein."

F f Fisch.

Vom Adler habt ihr schon gehört: wenn nicht der Biber wär,
So hättet ihr im Fibelvers schon Adler, Fisch und Bär.
Doch fehlt noch Manches: mögen sie die Bretter denn verzieren;
Das Faultier bleibt das Schlimmste doch von allen Bühnenthieren.

G g Gans.

Die Gans ist ein politisch Thier, studiert Philosophie
Und droht dem Capitol Gefahr, so wacht und schnattert sie.
Dem Gallier ist sie spinnefeind, will ihn verdrängen ganz!
Wenn Eine Gans unleidlich ist, so ists die Arroganz.

H h Hund.

Ei, sagt mir doch, aus welchem Grund schied Goethe vom Theater?
Ach, Jeder weiß, des Aubry Hund vertrieb den Aeltervater.

So werden auch in dieſem Haus viel Plätze leer gefunden:
Das macht, man hetzt das Volk hinaus mit großen Fleiſcher-
hunden.

I i Igel.

Der Igel iſt ein kluges Thier: er ſchließt ſich kugelrund
Als ob er ſchon geſtorben wär, und iſt doch kerngeſund.
Faßt Ihr ihn aber unſanft an, wird er ſich blutig rächen,
Mit ſeinen Stacheln ſpitz und ſcharf euch in die Finger
ſtechen.

K k Kukuck.

Der Kukuck liebt es gar zu ſehr ſich ſelber zu citieren,
Und horcht entzückt dem Wiederhall in grünen Waldrevieren.
Aus Eigenliebe legt er auch in fremde Neſter Eier,
Doch kennt am Selbſtlob Jedermann ſogleich die kleinen
Schreier.

L l Lindwurm.

Der Lindwurm lag auf goldnem Hort, den warf man in
den Rhein:
Drum ſoll er uns ein theurer Schatz vor andern Strömen ſein.
Von ſeiner Quelle bis zum Meer regt deutſcher Geiſt die
Schwingen:
Der Münſter Straßburgs konnte nur der deutſchen Kunſt
gelingen.

M m Murmelthier.

Ach, Murmelthier, wie liegſt du lang in tiefen Schlaf ver-
ſunken!
Blick um dich her, es ſprühen rings des goldnen Lichtes
Funken.

Vermaure ſeiner Macht dich nicht, du magſt ihr nicht entgeben:
Ob Du ein blinder Maulwurf ſcheinſt, kann doch der Jäger ſehen.

N n Nachtigall.

Die Nachtigall hat Namen viel: Aödi, Philomele
Und bei den Perſern Bulbul heißt die liederreiche Kehle.
Doch Name thut zur Sache nichts: ſie klagt der Liebe Noth:
Der Liebesfreuden Vollgenuß iſt ihrer Lieder Tod.

O o Ochſe.

Den Ochſen faßt Berſerkerwuth, ſieht er die rothe Farbe
Und auf dem ſelbſtgepflügten Feld zertritt er Saat und Garbe.
Der Trutbahn kollert auch vor Roth, manch Raubthier ſcheut das Feuer
Und unſern Obſkuranten iſts im Lichte nicht geheuer.

P p Papagai.

Der Papagai iſt aufgeputzt mit prangendem Gefieder,
Doch trauet nicht dem Plappermaul, er plaudert Alles wieder.
Ja, wär nicht echt und unverfälſcht der praleriſche Schimmer,
Man wär zu glauben faſt verſucht, er ſei ein Frauenzimmer.

Q q Quabbe.

Ja, was du ſchreibſt, iſt ungeſchlacht und breit wie eine Quabbe;
Und wenns der Weisheit Quelle wär, ſo ſcheint es doch Geſabbe.
Und hätteſt du die Welt erfaßt im innerlichſten Weſen,
Und ſchriebeſt einen quatſchen Styl, ſo würde mans nicht leſen.

R r Raupe.

Die Raupe ward zum Schmetterling, das häßliche Inſekt!
Wie war nur all der Farbenreiz im rauhen Leib verſteckt!
Und rampft' und kroch am Boden hin mit mühevollem Ringen:
Nun prüft es in den Lüften frei die ſonnenrothen Schwingen.

S ſ Schwalbe.

Es iſt ein Spruch: Zum Lenz gehört doch mehr als eine Schwalbe;
Der guten Lieder, die er ſchrieb, ſind höchſtens anderthalbe.
Und glaubt mir nur, wenn heut am Tag der ganze Band erſchiene,
Kein Ariſtarch verſchöbe drum die ſaure Richtermiene.

T t Taube.

Die Taube braucht man auch zur Poſt, gleich Boten und Courieren;
Allein ſie hat zu mildes Blut, ein Tagesblatt zu zieren:
Geſchwindigkeit iſt nicht genug, bärbeißig ſoll es ſein
Und wenn es tobt und wenn es ſchilt, ſo heißts: „Vergiß nicht mein."

U u Uhu.

Der Uhu iſt von Eulenart und theilet ihr Geſchick,
Denn alle Nacht und Dunkelheit durchdringt ihr Forſcherblick.
O Weisheitsvögel! Myſtiker! ſo pflegt es euch zu gehen,
Denn was ſo klar wie Sonnenſchein, das kann kein Uhu ſehen.

V v Vogel Strauß.

Der Vogel Strauß biſt du genannt, weil du kein Vogel biſt,
Wie denn von ſeinem Gegentheil manch Ding benamſet iſt.

Nein, nein, die Kunſt erlernſt du nie, dich in der Luft zu wiegen;
Viel Dichter flattern auch wie du und lernen nimmer fliegen.

W w Wiedehopf.

Der Wiedhopf auf ſein Diadem, ſeht, wie er trotzig iſt:
Und keine Stimme hat er doch und Sitz nur auf dem Miſt.
O armer Wicht, wie gleicheſt du dem bäuriſch plumpen Mann,
Der was er hat und was er iſt im Lottoſpiel gewann.

Z z Zittermaus.

Das Zittermäuschen bildet ſich viel ein auf ſeinen Sang
Und rutſcht auf Einem Ton herum ſein ganzes Leben lang.
Doch dieſe Grille theilet es mit manchem Sängerknirpſe,
Der Epopöen drucken läßt und iſt doch nur Gezirpſe.

169.

Xenien.

zahme und wilde.

Ballet.

Seht, die Beinchen ſchwingen ſie
Wie die Perpendikel:
Für verlebte Phantaſie
Treffliches Vehikel!

Opern.

Was jetzt dem Volk am Beſten ſchmeckt
Sind Trommeln und Poſaunen,
Und dann zum echten Knalleffect
Zuletzt noch zehn Karthaunen.

Opernrecenſent.

Wie der mit ſeinem Talentchen kracht
Und läßt die Donner brauſen!
Daß er bald noch ein Präſentchen macht!
Sonſt muß ich ihn ſchrecklich zauſen.

Ein anderer.

Zukunftsmuſik —
Für den Augenblick
Uns noch zu kraus;
Wenn es einſt Zukunft wird
Ein Ohrenſchmaus.

Einem Recenſenten.

Ach Meiſter Spitz,
Hör auf zu bellen:
Es gehört mehr zum Witz
Als Narrenſchellen.

Einem andern.

Denkſt in Spiritus zu ſetzen
Seinen Kopf mit Haar und Schopf:
Setze lieber, weil er lebet,
Spiritus in ſeinen Kopf.

Einem dritten.

Freund, du haſt mich nicht geleſen
Und doch thuſt du nichts als tadeln:
Das iſt aber keine Kunſt.
Ich hingegen will dich leſen
Und dich doch hernach nicht tadeln:
Das iſt doppelt eine Kunſt.

Einem vierten.

Weil wir kleines Gut gedichtet,
Heißeſt du uns Splitterdichter:
Weil du Kleines ſchlecht gerichtet,
Heißen Wir dich Splitterrichter.

Vermittlung.

Wenn ſich die Tröpfe balgen,
Ein Mittler tritt herbei:
O Butter an den Galgen!
Nun ſind der Tröpfe drei.

Farbe.

Der Teufel nimmt ein Blatt, das Farbe hab in Schutz:
Was er für Farbe hält, iſt weiter nichts als Schmutz.

Aſſonanzen.

Bärmann ſchwor erſt Stein und Bein,
Aſſonanzen nicht zu hören,
Und nun läßt er hinterdrein
Sich durch Aſſonanzen ſtören.

Ein dito.

Ihm geht jede Aſſonanz
Auf J, A und O verloren:
Wer nicht taub iſt, fragt ſich da:
Wozu hat der Mann die Ohren?

Gloſſen.

Ei, was reimt ſich denn auf Thema?
Ei, was reimt ſich denn auf Gloſſe?
Such nicht lange: leeres Schema:
Such nicht lange: Kinderpoſſe.

An Profeſſor Jeune.

Ei, was ſingen denn die Blinden von der Nibelungennoth?
Wohl von der Schuld der Linden an Siegfriedens Tod?
Denn der hat Tod erworben einſt durch ein Lindenblatt
Und iſt noch oft geſtorben in Berlin, der Lindenſtatt.

Kotzebue.

Unſterblichkeit
Haſt du erworben?

Schad um die Zeit,
Die du verdorben.

Frauenpoeſie.

Die Künſte ſind nicht für die Fraun,
Ihr Müben iſt verloren,
Denn wenn ein Weib ein Weib umarmt,
Wird halt kein Sohn geboren.

Motto.

Zum Wiegenliederdichter
Muß ich geboren ſein:
Es ſchlief ja wohl ſchon Mancher
Bei meinen Liedern ein.

Zur Beruhigung.

„Wie leidet doch mein Liebchen
An gar ſo manchem Weh;
Bald ſchmerzt es ſie am Wirbel
Und bald am großen Zeh."

Das muß dich nicht betrüben,
Erfahrung thut ja kund:
Ein Mädchen, das nicht kränkelt,
Das iſt nicht recht geſund.

Eingeſandte Gedichte.

Sind gewiß recht ſchön geweſen,
Hab ſie aber nicht geleſen:
Meine Zeit war mir zu lieb:
Dichter, ſei kein Tagedieb.

Den Herrn Autographenſammlern.

Ex ungue leonem.

Zwar, wer des Löwen Tatze ſieht,
Der weiß, der Leu iſt nah, und flieht;
Doch wenn er ſich in Schweigen hüllt,
Sagt Niemand, das war gut gebrüllt:
Drum ſtatt die Klaun uns zu begucken,
Leſt lieber was wir ließen drucken.

Tiſchrücken.

1. Die Tiſche bewegen ſich
   Und der Verſtand ſteht ſtill;
   Man ſchickt nicht bloß am erſten
   Die Narren in April.
2. Es laufen die Tiſche
   Und ſagen wahr;
   Die faulen Fiſche,
   Sie ſprechen klar.
3. Alles Geſcheite
   War ſchon gedacht;
   Im Abſurden
   Nur wurden
   Fortſchritte gemacht.

Politica.

1. Beim Zapfer
   Sind Alle tapfer;
   Wenige
   Helfen dem Könige.

2. Einheit und Freiheit?
Warum nicht gar!
Entzweite Zweiheit,
Unverträgliches Paar:
Was Einheit auch erheischen mag,
Die Freiheit lebt der Laune nach.

Definitionen.

1. Brüderlichkeit —
Das soll heißen,
Sich den letzten Bißen
Vom Munde reißen.
2. Republik, wo kurze Frist
Jedermann ein Kaiser ist;
Am Ende bleibt der Kaiser,
Der stärker ist und weiser.

Weissagung des Bakis.

Wenn die Deutschen Deutsche werden,
Gründen sie das Reich auf Erden,
Das die Völker all umschlingt
Und der Welt den Frieden bringt.

Westliche Nachbarn.

Geile Moden schicken sie.
Seuch uns in die Knochen:
Braucht es noch Artillerie
Uns zu unterjochen?

Pietiſten.

Die Frömmigkeit der Frommen
Mag wohl von Herzen kommen;
Wär ſie dabei auch keuſch
Und machte kein Geräuſch,
So wären Pietiſten
Nicht ſtäts die ſchlimmſten Chriſten.

Conſequenz.

Zum Grabe des Propheten
Ein Eſel ward getrieben:
Was half ihm alles Beten?
Er iſt ein Eſel blieben.

In ein Gebetbuch.

Als du noch in Nichts verborgen,
Dachte dein, der dich erſchuf:
Sollt er nicht auch heut und morgen
Hören ſeines Kindes Ruf?

Gebet.

Gott, gieb mir heut
So klugen Rath,
Daß *mich morgen nicht reut*
Was ich geſtern that.

Mit einem Compaſs.

Du darfſt ſchon deinen Sternen traun;
Doch wehren Wolken ſie zu ſchaun,
So laß dein Herz den Compaſs ſein:
Der führt zum ſichern Hafen ein.

Weisel.

Mein Herz war wie ein Bienenhaus,
Es flogen Mädchen ein und aus;
Doch endlich kam die Königin,
Die blieb und herrscht nun ewig drin.

Sprüche.

1. Es prangt das Meer mit wunderreichen Schätzen;
   Zufriedenheit kann dich am Ufer letzen.
2. Die Staude der Geduld ist bitterer Art;
   Doch endlich bringt sie Früchte süß und zart.
3. Schweige, Niemand wird dich beleidigen;
   Rede, du mußt dein Wort vertheidigen.
4. Der ist noch kein kluger Mann, der Geld erwirbt;
   Zu behalten muß ers wißen bis er stirbt.
5. Ein Pferd ist schwer zu kranken,
   Das nicht den Kopf will senken.
6. Die Katze will wohl Fische eßen,
   Aber nicht die Füße näßen.
7. Und wustest du die Bibel von Wort zu Wort,
   Verlicht wills mit dem ABC nicht fort.
8. So lang ein Mädchen schön und jung,
   Da ist sie spröd und stolz genung;
   Doch kommen die Runzeln, da braucht sie Kunst,
   Sich zu erheucheln der Männer Gunst.
9. Verläumdung mußt du frech betreiben,
   Es wird schon etwas haften bleiben.
10. Wollt ihr mir Hals und Zähne segnen,
    Das heiß ich allzumal willkommen;
    Das Beste, was mir mag begegnen,
    Muß doch aus Kopf und Herzen kommen.

170.

Distichen.

Guter Rath.

Hüte dich vor dem Extrem; doch mehr als vor beiden Extremen
Nimm, ich rathe dir gut, dich vor den Mitten in Acht.

Noch beßerer.

Soll man erfahren, du seist ein redlicher Mann und ein guter,
Was sonst Keiner gewust, eile dich, stirb, und es hilft.

Zu viel gerühmt.

Tugenden? Eine nur giebt es: Bescheidenheit; alle die andern,
Wenn es an dieser gebricht, Carricaturen nur sinds.

Rigorismus.

Auch Ein Lieben nur giebt es: du könntest die Zweite nicht lieben;
Liebst du die Zweite, du hast nimmer die Erste geliebt.

Niemand.

Ob wir drüben noch lieben, wenn dort wir uns wieder begegnen?
Liebten wir nicht, o Wer wünschte noch droben zu sein?

Auslegung.

Wonnig bist du und hold, so flüstert der Kuss auf die Lippe;
Aber der Kuss auf die Stirn, sagt mir, sei bieder und treu.

Vergebliches Thun.

Unersättlich verlangte die Lippe zurück zu der Lippe:
Eins ja saugte den Durst nur von des Anderen Mund.

Poesie.

Mutter der Künste mit Recht, o Dichtkunst, bist du gepriesen,
Die du an liebender Hand alle die Schwestern erziehst.
Aber du bist noch mehr als Mutter der Künste, du bist auch
Ihre Seele, du bist innerstes Leben der Kunst.

Gebet eines Genies.

Viel schon gabt ihr mir, Götter, Genie, Anmuth und Erfindung:
Gebt mir dazu auch Ein Fünkchen von Menschenverstand.

Schluß.

Was doch spielen sie heut im Theater? Was Rechtes gewiß nicht,
Denn wie ich höre, so sind alle Billete verkauft.

Trugschluß.

Dürr wohl sind die Poeten, doch ärgerlich ist es, wenn deshalb
Jeglicher Schneider sogleich wähnet ein Dichter zu sein.

Antwort.

Ob die Natur dich zum Dichter bestimmt, so fragst du und zweifelst?
Schwerlich, denn hätte sie das, zweifeltest, fragtest du nicht.

Einwand.

Alſo beſtünde Genie in der guten Idee von ſich ſelber?
Ach dann hätten ſie all, unſre Poeten, Genie.

Troſtgedichte.

Tröſtlich iſt manches Gedicht; am tröſtlichſten ſind Triolette:
Weiß man doch immer, nur acht Zeilen und aus iſt die Qual.

Zum Troſt.

Leben nur möchte dein Lied bis es Andre gerührt und gefallen?
Wenn es ſo lange noch lebt, wird es unſterblich gewiſs.

Muſenalmanach.

Muſenalmanach nennt er das Buch? den Almanach ſehn wir:
Aber wir haben uns faſt blind an den Muſen geſucht.

Deſiderandum.

Sprich, was gebricht doch Allem was Dichterinnen geſungen?
Vieles vermiſſ ich, es fehlt aber beſonders der Bart.

Rechtfertigung.

Daß du kein Pulver gerochen, der Vorwurf trifft dich mit Unrecht,
Denn du rocheſt es wohl, drum ja ergriffſt du die Flucht.

Zuſtimmung.

„Folko hat in der Schlacht ſich recht wie ein Löwe gehalten.“
Ja, ganz richtig, dem Leun iſt ja das Feuer verhaßt.

Noch ein Rath.

Verge dein Geld nicht aus: man dankt zwar, wenn du es hingiebst;
Aber erhältst dus zurück, denkt man, nun sei es an dir.

Schlechte Geschäfte.

Schiller und Goethe vertauscht ihr für Caignez und Scribe dem Franzmann,
Deutsche, ihr zeigt auch hier wie ihr den Handel versteht.

Confessioneller Hader.

Was zum Haße bewegt um unterscheidende Lehren,
Glaubt mir sicher, es kann christliche Liebe nur sein.

Distinguendum.

„Haßest du wirklich die Juden?" Was ich an Abrahams Söhnen
Haße, das sind sie nicht eigentlich selber — den Schmutz.

Xenien.

Xenien nennt man uns, unehliche Kinder des Satans,
Die der saubre Papa jüngst mit der Muse gezeugt.

171.

Leberreime.

Die Leber iſts, die durſtig macht, beſonders Recenſenten:
Ein Trunk, zu rechter Zeit ſpendiert, hilft oftmals zu Talenten.

Die Leber wird mit ſchwarzem Brot, nicht mit Confect gegeßen:
Ihr zuckerſüßen Dichterlein, das habt ihr nicht ermeßen.

Die Leber iſt vom Hirſche nicht, ſie iſt von einem Pudel:
Wozu dich quälen, ſudle doch, es liebt die Welt Geſudel.

Die Leber iſt nicht aus der Schweiz und iſt auch nicht aus Ungern;
Den beſten unſrer Tragiker, den Kleiſt, ließ ſie verhungern.

Die Leber iſt von einem Schwan und nicht von einer Ente;
Das macht man Alles wieder gut: man ſetzt ihm Monumente.

Die Leber eßen wir nicht gern, viel mehr boeuf à la mode;
Zum Leben braucht ein Dichter viel, drum ehrt man ihn im Tode.

Die Leber iſt aus Engelland und nicht wie ich aus Schwaben;
Zu mannheitsvoll iſt Shakeſpear: drum will ich ihn combaben.

Die Leber iſt von einem Mann und nicht von Hinz und Kunzen,
Und ſelber dieſe leidens nicht, wenn man ſie will verhunzen.

Die Leber hat doch auch ein Herz und zuckt euch unterm Meßer:
Das Schlechtermachen ſtellet ein; ihr macht es ja nicht beßer.

Die Leber iſt vom Wüſtenleu und nicht von einem Lamme;
Geht ſacht, ihr Meuter, eh den Weg euch ſeine Brut verramme.

Die Leber iſt noch friſch und zart, hat nicht zu lang geſtanden;
Daß euch ſein Bild im Traum erſchien! ſo würdet ihr zu Schanden.

Die Leber iſts, auf die wir hier mit unſern Reimen zielen:
Was hülfen gute Dramen euch? ihr könnt ſie ja nicht ſpielen.

Die Leber iſt von einem Kalb und nicht von einem Stiere;
„Wer will, daß ich ihn loben ſoll, daß er mich ja citiere!"

Die Leber iſt ein gut Gericht, beſonders im October;
„Wer will, daß ich ihn loben ſoll, der ſei zuerſt ein Lober."

Die Leber iſt ſo weich wie Brei, ich kann ſie nicht genießen;
So Mancher dünkt ſich Wunder was, wenn ſeine Verſe fließen.

Die Leber iſt ſo hart wie Stein, ich muß daran erwürgen:
Dir ſoll wohl deiner Leſer Tod Unſterblichkeit verbürgen?

Die Leber iſt vom Edelhirſch und nicht von alten Ziegen:
Was der geweihte Dichter ſchafft, iſt körnig und gediegen.

Die Leber iſt vom Ziegenbock und nicht von einem Kalbe:
Ein Morgentrunk aufs Herz gelegt, das iſt die beſte Salbe.

Die Leber darf nicht trocken ſein, man ſoll mit Wein ſie tränken:
Nur ihretwegen lieg ich jetzt den ganzen Tag in Schenken.

Die Leber iſt ein deutſch Gericht, weil ſie zum Trinken reizet,
Und Pereat, wer mit dem Naß ſie zu begießen geizet.

Die Leber iſt von einer Kuh und nicht von einer Wurſt:
Am Hunger fehlts dem Deutſchen nicht, doch größer iſt ſein Durſt.

Geräuchert wird die Leber wohl, doch nicht mit Rauchtabak;
Auf Wein verſteht der Deutſche ſich, doch fehlt ihm ſonſt Geſchmack.

Die Leber iſt vom Auerſtier und nicht von einem Affen;
O Deutſchland, ſchnödes Franzenthum läßt deine Kraft erſchlaffen.

Die Leber iſt erſt heut gekocht und nicht von ehegeſtern;
Wer liebt, dem wird zu Theil die Gunſt der dreimal dreien Schweſtern.

Die Leber iſt ſo übel nicht, wir täuſchten uns wohl geſtern:
Das Tadeln zwar iſt keine Kunſt; doch ſchwer iſt, nicht zu läſtern.

Die Leber wächſt auf keinem Baum, ſie muß im Topfe ſchmoren:
Wer wider Witz mit Gründen ficht, der hat die Schlacht verloren.

Die Leber iſt vom Stachelſchwein und nicht vom Wiedehopfe:
Wer nur ſich ſelbſt im Kopfe hat, der hat nicht viel im Kopfe.

Die Leber iſt vom Schuhu wohl und nicht von einem Bullen:
Was als Aeſthetik der verkauft, iſt ein Syſtem von Schrullen.

Die Leber iſt von einem Roſs und nicht vom Vogel Strauß:
Durch dieſen Hörſaal führt der Weg direkt ins Narrenhaus.

Die Leber iſt vom Steckenpferd und nicht von einem Rappen:
Wer Weisheit will, der ſcheue nicht ein Bißchen Ueberſchnappen.

Die Leber iſt vom Krokodill und nicht von einem Otter:
Ei, ei, die Weisheit will ich nicht, mir iſt es um den Dotter.

Die Leber iſt von keinem Schwan, ſie iſt von einem Staare:
Ach dieß Geplärre widert mir wie falſche Wanderjahre.

Die Leber ſchmeckt vom Rinde wohl und auch vom Stier nicht minder:
Ein Fader klagte: die Kritik fiel in die Hand der Kinder.

Die Leber iſt im Reim gewandt und weiß darauf zu dienen:
Wenn nur die alt an Jahren ſind am Geiſt nicht Kinder ſchienen.

Die Leber ruft dem Faden zu: was haſt denn du geſchrieben?
Ich wüſte nicht ein einzig Stück; doch Fetzen? Stücker ſieben.

Die Leber iſt noch jung; je nun, das beßert ſich noch immer;
Doch ihr ſeid alt und noch nicht klug und das wird täglich
ſchlimmer.

172.

Widmung.

In dieſem Büchlein Reim auf Reim:
O wär es lauter Honigſeim!
Doch mit den Zellen nimm es hin;
Der Honig iſt der Zellerin.

Deutsche Märchen

erzählt

von

Karl Simrock.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

1864.

9.47404

Universitäts
München
Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

۲۵۳۳۳۰۴

Fräulein

Marie Zeller

gewidmet.

Inhaltsverzeichniſs.

		Seite
1.	Die Ordnung der Natur	1
2.	Das Königskind	4
3.	Der Müller im Himmel	12
4.	Der Mann im Pflug	17
5.	Klein Kerlchen	30
6.	Wer iſt der Dümmſte?	34
7.	Das fromme Gebet	38
8.	Acht Pfennige täglich	39
9.	Die Siebenſchläfer	45
10.	Bruder Stiefelſchmer	46
11.	Gedanken errathen	56
12.	Der verwünſchte Eſel	66
13.	Text und Gloſſe	68
14.	Der eiſerne Johann	71
15.	Wie ein Bauer beten lernte	79
16.	Wie viel ein Vaterunſer werth iſt	81
17.	Der gute Kauf	84

		Seite
18.	Peter auf dem Markt	86
19.	Der dicke Frosch	88
20.	Die sieben Thiere	94
21.	Erst ein Loch und dann eine Thüre	106
22.	Wer hats gebaut?	110
23.	Schlauer als der Teufel	112
24.	Des Teufels Schürenbrand	115
25.	Warum sich die Hunde beriechen	127
26.	Die zwölf Eier	129
27.	Dreschflegel und Feuerbrand	132
28.	Sanct Peter mit der Geige	136
29.	Sanct Peter mit der Geiß	138
30.	Gute Zeit und böse Zeit	140
31.	Das Schmidtchen von Bielefeld	142
31.	Der Meister über alle Meister	148
32.	Vom Schwaben der das Leberlein gefressen hatte	153
33.	Die fünf Träume	158
34.	Gutmann und Gutweib	160
35.	Der Schwarzkünstler	162
36.	Mätzchen und Mäuschen	171
37.	Der schlaue Rath	175
38.	Der Hofprophet	178
39.	Halb zu Fuß und halb geritten	180
40.	Die sieben Gesellen	183
41.	Die Schöpfung der Westfalen	199
42.	Die drei Träume	201
43.	Vater und Mutter	203

		Seite
44.	Schmaderaderaderalz	208
45.	Die drei Bitten	210
46.	Das Gegengeschenk	212
47.	Der kranke Königa	215
48.	Stuck	224
49.	Die Gaben der Thiere	225
50.	Die Bekerung	233
51.	Der Handschuh	235
52.	Der Metzgerbursche	241
53.	Bauer und Edelmann	248
54.	Die Himmelfahrt	253
55.	Die kluge Grete	257
56.	Das Heiligthum	261
57.	Der kluge Mann ohne Glück	264
58.	Die drei Schwestern und das seltsame Braupaar	268
59.	Hier hilft kein Maulspitzen, es muß gepfiffen sein	272
60.	Der Eierkuchen	273
61.	Die Widerspenstige	276
62.	Meersam	279
63.	Die drei Bauer	294
64.	Der dankbare Todte	304
65.	Der gläserne Berg	308
66.	Der wunderige Sohn	319
67.	Zwiebeln und Knoblauch	321
68.	Drei Urtheile	322
69.	Der Katze die Schelle anhangen	325
70.	Die drei Wünsche	327

Seite

71. Das volle Geſicht 330
72. Gottes Wille geſchieht 332
73. Eulenſpiegel in der Fremde 340
74. Wie thut das, Dickeschen, wie thut das? 341
75. Dank und Undank 345
76. Das iſt ſtarker Tabak 352
77. Frau Weke 354
78. Die Hexenfahrt 356

Anhang.

Neugriechiſche Märchen von Kalliopi.

I. Das Töpfchen 358
II. Der närriſche Knecht 362
III. Die drei goldenen Aepfel 365
IV. Die heilige Paraſkeve 372

1. Die Ordnung der Natur.

Mann und Frau wohnten in einer ſchlechten Hütte. Der Mann gieng alle Tage zu Feld ackern und die Frau blieb zu Hauſe und kochte. Da ſagte einmal der Mann nach dem Frühſtück zu der Frau: „Du haſt es doch recht bequem bei dem Bißchen Kochen, während ich mich auf dem Feld ſchinden und placken muß.“ — „Wollen wir etwa tauſchen?“ ſagte die Frau, „ſo will ich zu Felde gehen und du magſt da zu Hauſe bleiben und kochen.“ — „Des bin ich zufrieden,“ ſagte der Mann. Und alſo tauſchten ſie die Rollen: die Frau nahm den Karſt auf die Schultern und gieng zu Felde; der Mann blieb mit dem Kochlöffel in der Hand zu Hauſe. Die erſte Frage war aber nun was er kochen ſollte? Ei, fiel ihm ein, wer das Kreuz hat, der ſegnet ſich: ich will mein Leibgericht kochen, und das war Reisbrei. Wie er aber Holz und Reiſig geholt und Feuer angemacht hatte, hörte er die Kuh brüllen. „Ja brülle du nur,“ ſagte der Mann: „erſt muß ich noch Waſſer holen gehen, ſonſt brennt das Feuer für Nichts und wieder

Nichts." Er nahm alſo den Eimer und gieng nach dem Brunnen Waßer holen: das goß er in den Topf und ſetzte ihn aufs Feuer. Da brüllte die Kuh zum andern Mal. „Ja brülle nur," ſagte er, „du biſt noch nicht an der Reihe: erſt muß der Reis im Topf ſein, damit er aufgehen kann." Er lief alſo hin, holte den Reis, ſchüttete ihn in den Topf und rührte ihn mit dem Löffel. Da brüllte die Kuh zum dritten Mal. „Ja," ſagte der Mann, „jetzt ſollſt du auch bedient werden." Er gieng alſo in den Stall zu der Kuh und ſah mit Schrecken, daß kein Futter für ſie da war. Blitz, dachte er, wenn ich jetzt erſt Futter machen ſoll, darüber fängt das Waßer an zu kochen und der Reis läuft über und das wär doch Schade für mein Leibgericht. Da nahm er die Kuh und leitete ſie vom Berge her auf ſein bemooſtes Strohdach und hieß ſie da weiden. Wie er aber in der Küche iſt, das wallende Waßer abgießt und neues auf den Reis ſchüttet, denkt er: Wenn die Kuh herabfiele, könnte ſie Hals und Bein brechen und das wär doch Schade für die Kuh. Er läuft alſo wieder hinaus auf das Dach, bindet der Kuh einen Strick um den Hals, und wirft das Ende des Stricks durch den Schornſtein in die Küche; in der Küche aber bindet er es ſich ans Bein und denkt: Nun kann ich hier geruhig Reisbrei kochen. Er goß auch bald das ſiedende Waßer ab, that dafür Milch in den Brei und ſetzte ihn wieder aufs Feuer, fleißig mit dem Kochlöffel rührend, damit er nicht anbrenne. Unterdeſſen weidet die Kuh auf dem ſchmalen Grat des Daches und ſetzt

vorſichtig einen Fuß vor den andern wie ein Seiltänzer bis ſie an die Firſt des Hauſes kommt. Da reckt ſie den Hals nach ein paar ſchmalen Kräutern zur Seite, verliert aber das Gleichgewicht und ſtürzt herab; weil jedoch der Strick zu kurz iſt, hält er ſie in der Schwebe, daß ſie nicht zu Boden kommt. Indes war ſie ſchwer genug geweſen, den Mann am andern Ende des Stricks hinaufzuziehen, daß er im Schornſtein zwiſchen Himmel und Erde zu hängen kam, gerade über dem Reisbrei.

Darüber kehrt die Frau nach Hauſe und ſieht die Kuh da hängen und die Zunge aus dem Halſe ſtrecken. Zum Glück hatte ſie ihr Käſemeßer in der Taſche: das kneift ſie auf, faßt den Strick mit der Rechten, ſchneidet mit der Linken ab und läßt die Kuh ſacht zu Boden gleiten; dann läuft ſie in die Küche, den Mann auszuſchelten; der ſteckte aber mit dem Kopf im Reisbreitopf und die Frau muſte ihn erſt wieder auf die Füße ſtellen. Aber auch jetzt war es zum Schelten noch zu früh, denn Augen und Ohren hiengen ihm voll Brei. Sie wuſch ihm alſo erſt den Kopf und wollte nun ihre Strafpredigt anheben; aber der Mann hielt ihr den Mund zu und ſagte: „Sei ſtill, du haſt mir ja eben ſchon den Kopf gewaſchen. Künftig bleibſt du wieder zu Haus und lehſt ich aber gehe zu Feld und ackere. Man ſoll die Ordnung der Natur nicht verkehren.“

2. Das Königskind.

Einem Soldaten träumte, er ſollte ſeinen Abſchied nehmen, ſo würde er ſein Glück machen. Da geht er zu ſeinem Hauptmann und begehrt ſeinen Abſchied. Der redet ihm aber zu, noch zu bleiben, verſpricht, ihn avancieren zu laßen und macht ihn auch gleich zum Gefreiten. Der Soldat läßt ſich bereden; in der Nacht träumt ihm aber wieder, er ſollte ſeinen Abſchied begehren, ſonſt könnte er ſein Glück nicht finden. Er geht alſo wieder zum Hauptmann und dringt auf ſeinen Abſchied. Der Hauptmann ſagt aber, er ſolle doch ja bleiben, er könne es noch bis zum General bringen, und macht ihn auch gleich zum Korporal. Noch einmal läßt er ſich beſchwatzen; als ihm aber in der Nacht wieder träumt, er müße ſeinen Abſchied nehmen, weil er ſonſt ſein Glück nicht finden könne, geht er zum drittenmal zum Hauptmann und beſteht auf ſeinem Abſchied und kriegt ihn auch nun wirklich. Alsbald begiebt er ſich auf die Wanderſchaft und kommt in eine Hauptſtadt, wo Alles mit ſchwarzen Tüchern behangen iſt. Da geht er in ein Wirthshaus und fragt, was die ſchwarzen Tücher bedeuteten, die von allen Häuſern hiengen. Da ſagt der Wirth, des Königs Tochter

ſei ſchon vor der Geburt verwünſcht geweſen; als ſie aber zur Welt gekommen ſei, habe ſie gleich zu ſprechen angefangen und dem Könige geſagt, ſie müße binnen dreien Tagen ſterben: alsdann ſolle er ſie vor dem Hochaltar begraben laßen und jede Nacht eine Schildwacht dahin ſchicken, auch ein gebratenes Kalb mit einem Fäßchen Wein auf einen Tiſch ſtellen laßen. Das ſei auch geſchehen; aber jeden Morgen ſei der Schildwacht das Genick gebrochen geweſen; darum wolle jetzt Niemand mehr da Schildwacht ſtehen, obgleich der König habe ausrufen laßen, wer ſein Kind erlöſe, ſolle ſie zur Gemahlin haben und nach ſeinem Tode das Königreich erben. Der Soldat ſagte, ſo ſollte er dem König melden, ein Korporal erbiete ſich, heute Nacht den Poſten zu beziehen. Der Wirth ſah ihn mit großen Augen an und ſagte, dann müſte er aber viel Kourage haben. Ja, die hätte er auch, er ſollte nur gleich mit ihm zu dem König gehen. Da bringt ihn der Wirth zum Könige: der freut ſich ſehr, giebt ihm Tſchako, Gewehr und Patrontaſche und beſtimmt ihm die Zeit, wann er in die Kirche kommen müße. Als nun die Stunde ſchlagen ſollte, ward ihm doch ein wenig grauſich: er geht alſo ins Wirthshaus, ſich erſt Muth zu trinken. Da warnt ihn der Wirth noch einmal, er käme gewiß ums Leben ſo gut als alle Andern vor ihm. Endlich kriegt er ſolche Angſt, daß er ſich kurz entſchließt und mit der ganzen Montur durchgeht. Als er aber vors Thor kommt, hört er hinter ſich eine Stimme rufen: „Johann, Johann, wo willſt du denn hin? Das iſt ja der Weg nicht auf den Poſten. Wenn du nicht

hingehst, kannst du dein Glück nicht finden.“ Holla, denkt er, hängt das so zusammen, so willst du doch lieber hingehen. Er wendet also wieder um und geht bis dicht vor die Kirche: da ruft ihm dieselbe Stimme noch zu, er sollte vor dem Altar nur fleißig auf und abpatrouillieren, drei Viertel vor Zwölf aber sein Gewehr absetzen, Patrontasche, Säbel und Tschako darauf hängen und dann auf die Kanzel sitzen gehen. Alsdann werde mit dem Schlage Zwölf der Sarg heraufsteigen, der Deckel sich aufthun und das Königskind herauskommen und ihn suchen; wenn er sich aber still halte, finde es ihn nicht. Das that der Korporal, patrouillierte fleißig vor dem Hochaltar auf und ab, setzte um drei Viertel vor Zwölf sein Gewehr ab, hängte Patrontasche, Säbel und Tschako darüber, und gieng auf die Kanzel sitzen. Da fuhr mit dem Schlage Zwölf der Sarg empor, der Deckel schlug zurück, das Kind kam heraus, sah sich um und sagte: „Mein Vater hat mir heute die Schildwacht geschickt, aber weder das gebratene Kalb noch das Fäßchen Wein; auch weiß ich nicht wo die Schildwacht geblieben ist. Schildwacht, melde dich!“ Dem Korporal rieselte es kalt den Leib herab, doch hielt er sich still und gab keinen Laut von sich. Nun schwebt das Kind mitten durch die Kirche nach der Orgel und fängt an zu spielen und spielt fast eine Stunde: da schwebt es wieder durch die Kirche zurück, sieht den Soldaten auf der Kanzel und ruft: „Schildwacht! Schildwacht! warum hast du dich nicht gemeldet? Ich habe jetzt nicht mehr Zeit, sonst sollte es dir übel bekommen!“ Da legte es sich mit dem

Schlag Ein Uhr wieder in den Sarg und der Sarg schließt sich und fährt hinab. Jetzt war die Luft rein, der Korporal kam von der Kanzel herunter und patrouillierte wieder fleißig vor dem Hochaltar auf und nieder. Am Morgen kommt der König mit vier schwarzen Rappen gefahren und stößt den Schlüßel in die Kirchenthür. Der Korporal ruft: „Wer da?" „Gut Freund!" sagte der König; „bist du noch am Leben? Ei! das freut mich! du kannst mein Kind noch erlösen." Da muste er sich zu dem König in den Wagen setzen und mit ihm nach dem Schloße fahren, wo er ganz köstlich bewirthet ward. Darnach sagte der König, jetzt dürfe er spazieren gehen oder reiten nach seinem Belieben; am Abend müste er aber wieder in die Kirche auf Posten. Als nun die Stunde kam, war es ihm noch nicht recht heimlich, er geht also wieder ins Wirthshaus, sich guten Muth zu trinken. Da sagt der Wirth: einmal sei es ihm geglückt; darauf solle er sich aber nicht verlaßen, sonst werde er zuletzt doch noch daran glauben müßen so gut als die Andern alle. Darüber faßt ihn wieder die Angst, daß er abermals mit Sack und Pack ausreißt, jetzt aber mit Fleiß einen andern Weg nimmt um der Stimme auszuweichen. Aber kaum ist er vor dem Thore, so hört er sich wieder beim Namen rufen: „Wo willst du hin, Johann? Hier ist ja nicht der Weg auf Posten. Wenn du nicht hingehst, kannst du dein Glück nicht finden. Gieb Acht, ich will dir auch sagen, was du thun must, damit dir kein Leid geschieht. Verbirg dich, wenn die Glocke ausholt Zwölf zu schlagen, hinter

den heiligen Johannes auf dem Hochaltar; da kann dich das Kind nicht gewahr werden." Da kehrte der Korporal wieder um und gieng in die Kirche, wo er fleißig vor dem Hochaltar auf und ab patrouillierte und es in allen Stücken hielt wie gestern; nur daß er dießmal auf den Hochaltar hinter den heiligen Johannes sitzen gieng. Mit dem Schlage Zwölf fuhr der Sarg empor und that sich auf, das Kind kam heraus, sah sich um und sagte dann: „Mein Vater hat mir heute zwar die Schildwacht geschickt, aber weder das gebratene Kalb noch das Fäßchen Wein; ich weiß auch nicht wo die Schildwacht steckt. Schildwacht, melde dich!" Aber die Schildwacht hielt sich still und gab keinen Laut von sich. Da schwebte das Kind durch die Kirche nach der Orgel und fieng an zu spielen und spielte fast eine Stunde. Dann schwebte es von der Orgel zurück nach der Kanzel und blies die Kanzel an, daß sie niederstürzte und in tausend Stücke auseinander brach. Wie es aber nach dem Hochaltar kommt, sieht es die Schildwacht hinter dem heiligen Johannes sitzen und ruft: „Schildwacht! Schildwacht! warum hast du dich nicht gemeldet? Bliebe mir noch ein Augenblick Zeit, so sollte es dir schlecht geben. Jetzt muß ich wieder in meinen Sarg!" Als nun der Deckel zuschlug und der Sarg hinabfuhr, stieg der Korporal wieder hinter dem heiligen Johannes her vom Hochaltar herunter und patrouillierte auf und ab bis an den hellen Morgen. Da kam der König mit sechs schwarzen Rappen gefahren und nahm den Korporal freundlich in seinen Wagen. Der sagte ihm, das Kind habe

aber nun ſchon zum zweitenmal den Tiſch mit dem gebratenen Kalb und mit dem Fäßchen Wein vermiſst; warum er die nicht in die Kirche ſtellen laße? „Ja," ſagte der König, „das habe es auch gleich nach der Geburt ſchon verordnet; weil es aber immer nichts davon angerührt habe, ſei es zuletzt in Vergeßenheit gerathen. Morgen aber ſollte es an nichts fehlen, er möchte ſich nur zeitig einſtellen." Da gieng der Korporal am Abend wieder ins Wirthshaus, ſich friſchen Muth zu trinken, denn damit war es wieder nicht ganz im Reinen. Der Wirth machte ihm aber dießmal ſo bange vor dem Hälsumdrehen, daß er zum drittenmal mit Sack und Pack ausriß und wieder zu einem dritten Thor hinausrannte; da, meinte er, würde er wohl der Stimme nicht begegnen. Kaum war er aber im Freien, ſo hörte er ſie ſchon rufen: „Heda, Kamerad, willſt du denn durchaus deinem Glück aus dem Wege laufen? Morgen kannſt du ſchon Hochzeit halten und König werden, wenn du nur dießmal noch aushältſt. Ich will dir auch ſagen, was du zu thun haſt. Verbirg dich nur ehe es Zwölf ſchlägt in dem Beichtſtuhl; bevor aber das Kind von der Orgel kommt, lege dich in ſeinen Sarg: ſo kann dir Nichts zu Leide geſchehen. Da gieng der Korporal getroſt in die Kirche, patrouillierte bis drei Viertel auf Zwölf vor dem Hochaltar auf und ab, hängte dann Patrontaſche, Säbel und Tſchako an ſein Gewehr und verſteckte ſich hinter dem Beichtſtuhl. Schlag Zwölf fährt der Sarg empor und ſpringt auf, das Kind kommt heraus, ſieht ſich um und ruft: „Heut hat mir mein Vater nicht bloß die

Schildwacht geſchickt, auch den Tiſch mit dem gebratenen Kalb und dem Fäßchen Wein; die Schildwacht ſeh ich aber wieder nicht. Schildwacht, melde dich!“ Aber die Schildwacht hielt ſich ſtill und gab keinen Laut von ſich. Da ſetzte ſich das Kind an den Tiſch und aß auf Einem Sitz das ganze gebratene Kalb auf und trank auch das Fäßchen Wein rein aus. Dann ſchwebte es durch die Kirche nach der Orgel und ſpielte; aber nur wenige Läufe, ſo daß der Korporal kaum Zeit hatte, von dem Beichtſtuhl nach dem Hochaltar zu gehen, wo er ſich in den offenen Sarg legte. Da ſchwebte das Kind ſchon wieder zurück durch die Kirche und blies den thönernen heiligen Johannes an, daß er vom Hochaltar fiel und in tauſend Stücke zerbrach. Als es aber an den Sarg kommt, ſieht es die Schildwacht da liegen und ruft: „Schildwacht, ſteh auf, das iſt mein Platz!“ Aber die Schildwacht rührte ſich nicht. Eben ſchlug es Eins, da legte das Kind ſich über den Soldaten in den Sarg. Es war aber eiskalt und ſo ſchwer wie Blei. Der Deckel ſchlug zu und der Sarg fuhr hinab und das Kind blieb auf dem Korporal liegen bis es ſeine natürliche Wärme und Schwere wieder gewann. Denn es fieng an zu wachſen, und je größer es wuchs, je leichter ward es und je mehr verlor ſich die Kälte. Endlich war es eine blühende Jungfrau von zwanzig Jahren geworden: da fuhr der Sarg empor, der Deckel ſchlug zurück und die ſchöne Jungfrau ſprang heraus, bot der Schildwacht die Hand und ſprach: „Schildwacht, ſteh auf, du haſt mich erlöst und ſollſt nun mein Gemahl werden.“

Damit zog ſie ihn zu ſich empor und bot ihm den Mund zum Kuſſe. Hatte er da nicht ſein Glück gemacht? Inzwiſchen war es auch Morgen geworden: da kam der König mit acht ſchwarzen Rappen gefahren und wie er ſeine Tochter erlöst findet, ſchickt er den Kutſcher mit dem Wagen zurück und befiehlt, acht weiße Schimmel vorzuſpannen. Dann ließ er den Korporal mit der jungen Königin einſteigen, ſetzte ſich dazu und fuhr nach dem Schloße. Da ward nun ein großes Gaſtmal gerüſtet und in der Stadt ausgerufen, die Königstochter ſei erlöst, und der ſie erlöst habe, ſolle ſie zum Altar führen und des Königs Nachfolger werden. Da war großer Jubel, die ſchwarzen Tücher wurden mit rothen vertauſcht und alles Volk drängte ſich in die Kirche, der Trauung beizuwohnen. Darauf ward die Hochzeit mit ſo großen Freuden begangen, daß wenig daran gefehlt hatte, wenn ich nur auch dabei geweſen wäre.

3. Der Müller im Himmel.

Es war ein pfiffiger Müller, der lehrte die Säcke tanzen. Wenn sie in seine Mühle kamen, pfiff er ihnen ein Liedchen vor, und wollten sie nicht tanzen dazu, so musten sie zur Strafe Korn lasen. Als er nun gestorben war, ward ihm ein ehrlich Begräbniss zugedacht von zwei Pfarrern auf einmal, denn seine Mühle lag grade auf der Grenze zweier Kirchspiele, und da hätte ihn der eine Pfarrer gern begraben und der andre noch lieber. Um nun den Streit zu schlichten, band man ihn nach dem Rath eines klugen Mannes auf einen Esel: wohin der ihn trüge, da solle er begraben werden. Und sieh, der Esel wuste noch am besten Bescheid, denn er trug ihn grade unter den Galgen und da wurde er auch begraben. Seine Seele aber nahm ein Teufel und führte ihn vor das Höllenthor. Da stand Meister Satanas und fragte: „Wen bringst du denn da geschleppt?" „Den pfiffigen Müller von Zweibrücken," sagte der Teufel. „Holla, Passamagori," rief Satanas, „der mag so nicht einpassieren. Erst muß er ins Himmelreich gucken, damit es ihn desto mehr verdrießt, wenn er die Seligkeit da sieht und kann ihrer nicht theilhaft werden." Also führte ihn der

Teufel vor das Himmelsthor: da war Geſang und Spiel und die Engelchen tanzten auf der Mauer. „Siehſt du nun," fragte ihn der Teufel, „wie luſtig es da zugeht?" „Dummrian," verſetzte der Müller, „kann ich denn durch die Wände ſehen? Warte doch bis die Thür aufgeht." Da kam eben St. Peter an die Pforte, einen frommen Mann einzulaſſen, dem er flügelweit aufthat. Der pfiffige Müller that, als wollte er eben nur hineingucken; aber ehe ſichs der Teufel verſah, war er hinter St. Peters Rücken hineingewiſcht. Der Teufel ſchlug gleich Lärm und verlangte ſeinen Braten: das ſei doch keine Koſt für ſolche Leckermäuler. St. Peter, der die Beſchwerde gegründet fand, hatte ihn bald ausgewittert und fragte: „Wie biſt du hier hereingekommen? Scher dich gleich heraus, hier haſt du Nichts zu ſchaffen." „Fein ſachte," ſpottete Pfiff, „ſolche Eile hat es noch nicht! Hier iſt es zu ſchön, als daß ich ſchon wieder hinaus begehrte. Ehe der Hahn dreimal gekräht hat, verleugne ich meinen Heiland nicht." Der hat Haar auf den Zähnen, dachte St. Paul, da muß ich dem Alten zu Hilfe kommen. „Jetzt ſeid ſo gut, Freund, und trollt Euch Eures Weges. Dort hat der Zimmermann ein Loch gelaſſen." „Ei, wen hab ich denn die Ehre?" fragte der Müller höflich. „Ich bin St. Paul, der Apoſtel." „Wenn ihr St. Paul ſeid," ſagte der Müller, „ſo haltet Frieden und werft keinen Stein auf mich. Ich bin nicht St. Stephan. Blinder Eifer ſchadet nur." „Da haſt du auch dein Theil," ſagte Petrus. Beſchämt gieng St. Paul hinweg und klagte den Unfug Gott dem Herrn.

Dieſer ſchickte ſogleich St. Chriſtophorus, ihn hinauszuweiſen. Der pfiffige Müller erkannte ihn alsbald an ſeiner groſſen Keule und dieſen ungeſchlachteten Gliedmaſſen und ſagte: „Meinſt du, ich fürchte mich vor deinem groſſen Kolben, du alter Heide? Du haſt damit groſſen Mord verübt, es klebt viel unſchuldiges Blut daran.“ So ſchickte der Herr noch andere Heiligen an ihn; aber allen rückte er ihre Gebrechen vor, daß ſie die Augen niederſchlugen und verſtummten. Nun waren ſie in groſſer Verlegenheit, wie ſie ihn hinausſchaffen ſollten. Endlich beriethen ſie ſich, die unſchuldigen Kinder gegen ihn zu ſchicken, die Herodes ermordet hatte, denn denen würde er nichts anhaben können. Aber der pfiffige Müller erdenkt gleich wieder einen neuen Rank und theilt ihnen Pfefferkuchen aus und Aepfel mit rothen Backen und hübſche Bilderchen mit bunten Farben und Goldverzierung; dann ſchüttelt er ihnen Birnen und Pflaumen von den Bäumen, und läßt ſie die Fiſche in den Teichen füttern. Auch machte er ihnen Windmühlen und Waldteufel und allerlei ander Spielzeug; zuletzt pfeift er ihnen ein Liedchen und lehrt ſie im Kreiſe hüpfen und tanzen und ſie begreifen es beſſer als ſeine Säcke. Da war an kein Austreiben zu denken. Endlich machte ſich die Mutter Gottes ſelber auf und kam zu ihm und ſprach: „Mann, du muſt hinaus! hier iſt deines Bleibens nicht länger.“ „Schöne Frau,“ ſagte der Müller, „wer ſeid ihr doch? Alle die Tage meines Lebens habe ich ſo Holdſeliges nicht geſehen. Die Sonne am Himmel muß ſich vor euch verbergen.“ Da ſprach unſre liebe Frau:

„Ich bin die Mutter Gottes.“ „O heilige Jungfrau,“ rief der Müller, „von euch geschieht mir Nichts zu Leide, ihr seid aller Gnaden voll, die Mutter der Barmherzigkeit: alle Welt hofft auf eure Fürsprache und euer Sohn kann euch nichts versagen. Ihr seid die Königin des Himmels: in euern Schutz befehl ich mich.“ Da wandte sich die Mutter Gottes wieder um und kam zu ihrem Sohne und sprach: „Ich kann dem Mann Nichts zu Leide thun, er hat mich so beschieden, daß ichs nicht übers Herz bringen kann, ihn hinauszuweisen.“ Da sprach Gottes Sohn: „So werd ich selber zu ihm gehen müssen, wenn wir ihn los werden wollen.“ Da kam er im Geleit der himmlischen Heerschaaren gegangen und sprach zu dem Müller: „Mann, deine Heimat ist hier nicht: deine Ränke und Pfiffe und deine scharfe Zunge helfen dir nicht länger.“ Da sprach der Müller: „Ihr seid klar und schön und kommt mit großem Gefolge gegangen; wer seid ihr denn?“ „Ich bin,“ sprach Gott der Herr, „der Himmel und Erde geschaffen und die Menschheit erlöst hat.“ „Ihr seid Gott selber,“ sprach der Müller, „das hör ich wohl. Dann werd ich aber nicht vertrieben, denn ihr selbst habt gesprochen, wie ich oft predigen hörte, wer zu euch komme in eures Vaters Haus, den wolltet ihr wohl empfangen.“ „Ja,“ sprach der Herr, „wenn er auch meines Vaters Willen gethan hat. Hätte mein Vater dich zu mir gesandt, so solltest du ewig mit mir leben. Du hast aber nie etwas Gutes gethan, darum kann deiner Seele nicht Rath werden.“ „Wie ist mir denn?“ sagte der

Müller, „hab ich nicht euch zu Liebe einmal einen alten Sack gegeben? Wo bleibt der nun?“ Da sprach Gott der Herr: „Geht hin und holt ihm den alten Sack, er mag ihn nur wieder nehmen. Hier bleiben darf er nicht.“ Sogleich ward ihm der alte Sack gebracht. Der Müller bedachte sich nicht lange, spreitete den Sack zur Erde und setzte sich darauf. „Geh jetzt hinaus,“ sprach der Herr, „du hast dein Theil.“ „Ich sitze hier auf meinem Eigenthum,“ sagte der Müller, „ich will doch sehen, wer mich davon vertreiben will.“ — Da musste unser Herrgott selber seiner Schalkheit lachen und liess ihn sitzen, und da sitzt er noch hinter der Thür, wenn er nicht seitdem einen bessern Posten erwischt hat.

1. Der Mann im Pfuy

Ein junger König von Portugal hatte eine wunderschöne Gemahlin, des Königs Tochter von England. Ihm stand aber immer der Sinn nach fernen fremden Ländern und wenn ein Schiff in seinen Hafen lief, wurden die Matrosen und Kaufleute schon am Ufer von des Königs Amtleuten bewillkommt und in sein Schloß geführt, damit sie ihm erzählten was sie auf ihren Reisen Wunderbares gesehen und erlebt hätten. Davon konnte er sich nicht satt hören: es nahm ihm so die Gedanken ein, daß er Tag und Nacht nicht ruhen mochte vor Begierde, auch einmal selbst die Welt zu sehen und ihre Wunder zu erfahren. Er bat denn auch wirklich ein Schiff ausrüsten und bat seine Gemahlin, ihm auf ein Jahr Urlaub zu gewähren; es werde diese Zeit gewißlich aushalten. Die Königin erschrak und bat ihn inständig an, daß er bei ihr bliebe. Sie könne nicht ohne ihn leben, auch bedürfe sie seines Schutzes in dem fremden Lande, wo ihr Niemand hold sei. „Doch wollt' ich dieser Gefahr nicht achten," sprach sie leise, „wenn ich nicht um dich, mein Geliebter, zittern müßte. Die Welt ist voll Untreue und Gefahren und wenig Gutes habt mir von dieser Reise."

Aber der junge König ſprach: „Um mich darfſt du unbeſorgt ſein, ich kenne keine Furcht für mich ſelber. Aber um dich iſt mir doch bange, nicht als ob ich dich nicht ſicher wüſte in meinem Lande, wo du ſtatt meiner gebieteſt, ſondern weil es im Sprichwort heißt, daß die Frauen langes Haar und kurzen Sinn haben. Doch bitte ich dich nur um das Eine, daß du mir deine Treue dieſes kurze Jahr über bewahrſt. Kehr ich dann nicht zurück und ſende dir auch keine Botſchaft, ſo biſt du frei und magſt über deine Hand und dieſes Königreich verfügen wie dir gefällt.“ Als die Königin hörte, daß er von ſeinem Entſchluß nicht abzubringen ſei, weinte ſie bitterlich, denn ſie liebte ihren Gemahl von ganzem Herzen. „Nicht dieſes Jahr allein,“ rief ſie, „alle die Tage meines Lebens will ich auf dich warten. Weil du aber um meine Treue beſorgt biſt, ſo kann ich dich hierüber völlig beruhigen. Nimm dieſes Hemd und leg es an: ſo lange das weiß und rein bleibt, ſo lange iſt auch meine Ehre und Treue rein und fleckenlos.“

Als er nun zu Schiffe gehen ſollte, begleitete ſie ihn an den Strand, nahm einen ſchmerzlich bewegten Abſchied von ihm und als der Anker gelichtet wurde, blieb ſie am Ufer ſtehen und blickte ihm ſo lange nach bis der letzte Schimmer der weißen Segel ſich im Duft der Ferne verlor. Da ſang ſie leiſe vor ſich hin:

Mein Schatz, mein einzig Gut,
Das ich nicht miſſen kann,
Fahr in des Himmels Hut,
Du herzgeliebter Mann!

Ade, Vergißmeinnicht,
Das Blumlein hält in Acht;
Ich denke nur an dich:
Ade, zu guter Nacht!

Der junge König von Portugal fuhr nun von Lande zu Lande, von Küste zu Küste, und besuchte das heilige Grab und alle die Stätten, von denen er je hatte sagen hören. Als aber das Jahr zur Neige gieng, gedachte er seines Versprechens und befahl seinem Steuermann, den Seeweg nach Portugal zu nehmen. Wie sie aber einen Tag gefahren waren, wurden sie von drei Kaperschiffen aufgebracht und nach tapferer Gegenwehr überwannt und gebunden auf den Boden des Schiffes geworfen. Seine Gefährten schickte man auf den Sclavenmarkt, ihn selber aber schenkten die Seeräuber dem Sultan von Babylon. Der wußte von keinem Mitleid mit den Christenhunden, sondern ließ den König wie ein Thier in den Pflug spannen, und gab ihm einen Treiber bei, der die Peitsche unbarmherzig über ihn schwang, daß er das Feld mit seinem Schweiß und Blut düngte. Länger als ein Jahr hatte er diese Qual ertragen, als eines Tages der Sultan auf einem Spaziergange durch seinen Garten an ihm vorüberkam. Da nahm er der Gelegenheit wahr, that einen Fußfall vor ihm und bot hohes Lösegeld für seine Freiheit: „Gewiß werden meine Unterthanen und mein treues Weib daheim zu zahlen bereit sein was du forderst, um mich aus so grausamer Knechtschaft zu erlösen.“ „Schweig, Christenhund,“ rief der Sultan, „wie magst du von grausamer Knechtschaft

ſprechen? Man ſieht es ja deinem Hemde an, daß du heute noch wenig Schweiß in meinem Dienſte vergoſſen haſt.“ Aber der Sclave erwiederte: „Dieſes Hemd, Sultan, trage ich nun über Jahr und Tag: ſo lange ich in deinem Dienſte das Feld umackere, iſt kein anderes Gewand an meinen Leib gekommen und immer bleibt es weiß und rein. Als ich von Hauſe fuhr, gab es mir meine Gemahlin und ſagte, an ihm ſollte ich erkennen, daß ſie mir unverbrüchliche Treue bewahre, denn ſo lange ſie ihrer Ehre hüte, ſo lange werde auch dieſes Hemd rein und unbefleckt bleiben.“ Als dieß der Sultan hörte, wollte er es nicht glauben, aber der Treiber verſicherte, der Sclave habe nie ein anderes Hemd getragen und noch ſei es ſo rein als am erſten Tage. Da erſtaunte er über das Wunder und ſchwur bei ſeinem Barte, er müße die Königin von Portugal kennen lernen, um ihre Treue auf die Probe zu ſtellen. Er ließ ſogleich ein Schiff ausrüſten und fuhr nach Liſſabon, wo er Mittags ankam und der Königin melden ließ, der König von Babylon wünſche ſie zu ſprechen. Da ließ ſie ihm zurückſagen, heute könne er ſie nicht mehr ſehen; aber morgen um die elfte Stunde werde ſie ihn empfangen. Sie empfieng ihn aber nicht anders als im Angeſichte des ganzen Hofes. Da trat er von Gold und Edelſteinen ſtralend vor ſie hin und bot ihr Herz und Hand und den mächtigſten Thron der Welt. „Verſchmäht mich nicht,“ ſprach er, „denn nie wird euch wieder ein ſolches Glück geboten. Wißt, daß in meinen Reichen die Sonne nicht untergeht und daß ich drei Welttheilen

gebiete. Kein Kaiſer in der Chriſtenheit darf ſich mir vergleichen.“ Da ſprach die Königin zu ihm: „Herr, ich bin vermählt; aber wär ich auch frei, ſo bin ich Chriſtin und ihr ſeid Heide.“ Der Sultan entgegnete: „Frau, das hindert nicht; Ihr würdet nicht die einzige Chriſtin unter meinen Gemahlinnen ſein. Wenn es aber euer Glaube mit ſich bringt, daß euer Mann nur euch vermählt ſei, ſo will ich meinen ganzen Harem entlaſſen und euch allein zur Sultanin haben. Was eure eigne Vermählung belangt, ſo iſt euer Mann mein Sclave, der, in den Pflug geſpannt, mir das Feld ackert. Es koſtet mich einen Wink, ſo iſt dieß Hinderniß gehoben. Wünſcht ihr jedoch, daß er am Leben bleibe, ſo will ich ihm die Freiheit ſchenken und ein Schiff ausrüſten laſſen, das ihn unverletzt nach Portugal bringe. Aber der Preis dafür ſei eure Hand.“ Als die Königin dieß von ihrem Manne hörte, wäre ſie vor Schrecken faſt in Ohnmacht gefallen. Sie faßte ſich aber wieder und ſprach: „Alle meine Schätze biete ich euch zum Löſegeld meines Mannes; aber meine Hand könnt ihr nicht gewinnen. Ich weiß auch, daß mein Herr und Gemahl um ſolchen Preis Freiheit und Leben nicht erkaufen möchte.“ Damit ließ ſie ihn ſtehen und gieng weinend hinaus; und als er ſie nochmals und zwar allein zu ſprechen verlangte, ließ ſie ihm ſagen, er dürfe ihr nie wieder vor die Augen kommen.

Während er nun zu ſeinem Schiffe zurückgieng, verhüllte ſich die Königin das Antlitz mit einem Schleier und eilte in den Wald hinaus zu einem frommen Einſiedler, bei dem ſie

oft Troſt und Rath gefunden hatte. Der ließ es ihr auch heute nicht daran fehlen, gab ihr eine Harfe und eines Spielmanns Bart und Kleider, mit welchen er ſelbſt einſt die Welt durchzogen hatte. So verkleidet gieng ſie an das Meer, wo des Sultans Schiffe lagen, ſetzte ſich auf einen Stein und fieng an zu ſingen:

Was fehlet dir, mein Herz,
Daß du ſo in mir ſchlägeſt?
Wie kommt es, daß du dich
So heftig in mir regeſt?
Warum erhebſt du dich
Mit ſolcher ſtarken Macht
Und ſtöreſt mir die Ruh,
Den ſüßen Schlaf bei Nacht?

Als der Sultan den Spielmann ſingen hörte, ward er aufmerkſam und gieng hinzu, denn ſolchen Geſang und ſolches Spiel hatte er in ſeinem Leben noch nicht vernommen. Der Spielmann that, als ſähe er ihn nicht und fuhr fort zu ſingen:

Ich weiß die Urſach ſchon:
Was will ich lange fragen?
Mich hat ein jäher Sturm
In tiefes Leid verſchlagen.
Es fallen über mich
Die Unglückswellen her,
Ich ſchwebe voller Angſt
Auf einem wilden Meer.

„Willst du mit über See, Spielmann?“ fragte der Sultan. „Nein,“ sagte er, „was sollt ich in einem fremden Lande?“ „Du singst ja, als schwebtest du schon auf dem Meere.“ „Das sind nur so meine Gedanken,“ entgegnete der Spielmann. „Höre,“ sagte der Sultan, „du kannst dein Glück machen, wenn du mit mir fährst. Wisse, ich bin der Sultan von Babylon, der mächtigste König auf Erden.“ Der Spielmann weigerte sich; aber der Sultan ließ nicht nach in ihn zu dringen; er versprach, ihn wieder heimzusenden, sobald es ihm gefiele; er wolle ihm auch jeden Wunsch erfüllen, was er nur zum Lohne begehre, und beschwor ihm das bei seinem Barte. Da ließ sich der Spielmann endlich bereden und gieng mit ihm zu Schiffe. Unterwegs musste er ihm alle seine Lieder singen und der Sultan konnte sie nicht oft genug hören. Als sie nach Babylon kamen, ließ er ihm alle Ehre anthun; auch musste er bei Tafel an seiner Seite sitzen; dazu überhäufte er ihn mit Geschenken und das Gleiche thaten die Herrn an seinem Hofe und alle Fürsten des Landes, die seinen Gesang nicht genug bewundern konnten. Da gieng eines Tages der Sultan mit ihm durch seinen Rosengarten spazieren und blieb bei einem Manne stehen, der in den Pflug gespannt war. „Sieh,“ sprach er zu ihm, „dieß ist der König von Portugal, thut es dir nicht leid, daß der König deines Landes hier den Pflug ziehen muß?“ „Ich bin nicht von Portugal “ sagte der Spielmann, „sondern aus England gebürtig; aber wir Spielleute haben keine Heimat: wir ziehen von Land zu Lande und

überall heißt man uns willkommen. Doch wär ich gern wieder jenseits des Meeres: das Verlangen darnach läßt mich nicht schlafen:

Es störet mir die Ruh,
Den süßen Schlaf bei Nacht."

„Gefällt es dir nicht in unserm Lande?" fragte der Sultan. „Es kann nirgendwo schöner sein," antwortete der Spielmann, „als in diesem Rosengarten." Da fieng er an zu singen:

Ich kam vor kurzer Zeit
In einen schönen Garten,
Da blühten weit und breit
Viel Blumen aller Arten.
Doch eine Rose war,
Die mir zumeist gefiel:
Die blühte wunderbar
Auf ihrem Dornenstiel.

Der Sultan fragte, welche Rose er meine. Da zeigte er ihm eine und der Sultan brach sie ihm. Da sang der Spielmann:

Du edle Rose gut,
Die du in Dornen sitzest,
Wie bitter bis aufs Blut
Du mir den Busen ritzest,
So freut mich doch dein Schein
Und deiner Farben Pracht,
Und flüstre voller Pein:
Ade, zu guter Nacht!

Damit giengen sie aus dem Garten und der Spielmann sang:

Jetzt muß ich ganz betrübt
Aus diesem Garten gehen,
Und was ich stäts geliebt
In schweren Banden sehen;
Doch zögest du mit mir,
So blickt' ich nicht zurück:
Nur dort, nur dort, nicht hier
Blüht mir des Lebens Glück.

Seit diesem Tage ward der Spielmann immer stiller und traurigen; auch seine Lieder klangen täglich harmvoller und rührender. Dabei zehrte er sichtlich ab und die Blässe seiner Wangen verrieth, daß er an einer Krankheit leide, die nur jenseits des Meeres geheilt werden könne. Als er daher vor den Sultan trat mit der Bitte, er möchte ihn doch heimschicken, konnte er es nicht abschlagen und sagte: „Lieber Spielmann, wenn ich nicht sähe, wie weit es mit dir ist, so böte ich dir alle Schätze meiner Kammer, damit du bei mir bliebest. Da aber das Heimweh dich nicht länger hier duldet, so zieh in Frieden; sage mir aber, welchen Lohn du für deine Lieder begehrst; du weißt, ich habe bei meinem Bart geschworen, dir keine Bitte zu versagen." Der Spielmann sprach: „Herr, ihr habt mich hier reich genug beschenkt: ich habe mein Lebenlang daran zu zehren. Wenn ihr mir aber eine Wohlthat erzeigen wollt, so schenkt mir einen eurer Christensclaven, damit ich

auf der Heimreiſe einen treuen Begleiter habe." Da ließ der König alle ſeine Sclaven herbeibringen und darunter war auch jener Mann, der ihm den Pflug zog. Der Spielmann gieng durch ihre Reihen, ſah ſich Mann für Mann prüfend an und wählte endlich den König von Portugal. Daran nahm der Sultan kein Arg; vielmehr ließ er ihm und ſeinem Reiſegefährten ein prächtiges Schiff ausrüſten und reich mit Schätzen beladen. Da beurlaubte ſich der Spielmann von dem Sultan und allen Herren des Hofes und ſtellte ſich, als beſtiege er mit dem Könige von Portugal das Schiff; ſtahl ſich aber heimlich hinweg und pilgerte erſt zu Fuß nach dem heiligen Grabe, denn zu dieſer Wallfahrt hatte er ſich für das glückliche Gelingen ſeines Vorhabens ſchon im Walde bei dem Einſiedel verlobt. Wie aber das Sprichwort ein wahres Wort iſt, daß Kirchengeben nicht ſäumt, ſo gab es ihm Gott zu Lohn, daß er noch vor dem König von Portugal in Liſſabon anlangte. Erſt am andern Tage kam auch dieſer in den Hafen geſegelt und ward von ſeiner Gemahlin, die ſchon am Strande ſtand, mit tauſend Freuden empfangen.

Aber dem König konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß die Königin über Jahr und Tag aus dem Lande geweſen war; auch fehlte es nicht an falſchen Zungen, die ſie deshalb der Untreue bezüchtigten. Der König wollte ihnen jedoch kein Gehör geben, weil das Hemd, das er in der Gefangenſchaft getragen und auch jetzt nicht vom Leibe ließ, noch ſo weiß und rein war wie friſcher Schnee. Allein die Anklagen wurden

immer dringender: da riß ihn endlich die Eifersucht hin, ihr über Tisch die Frage vorzulegen, wo sie über Jahr und Tag gewesen sei. Da bedeckte die Königin ihr Angesicht mit einem Tuche, stand auf und gieng weinend aus dem Saale. Schon hatte der König den Befehl gegeben, sie gefangen zu nehmen, als der Spielmann hereintrat und zu singen begann:

Jetzt muß ich ganz betrübt
Zu meinem Grabe gehen
Und bald, was ich geliebt,
In fremden Armen sehen.
Ist das der Treue Lohn,
Daß ich dich frei gemacht?
Doch klingt mein heller Ton:
Ade, zu guter Nacht!

Der König, der den Spielmann sogleich erkannt hatte, verstand doch den Sinn seines Liedes nicht. Aber dieser fuhr fort zu singen:

O Reie voller Pracht,
Die du in Dornen sitzest,
Wie bitter mit Verdacht
Du mir den Busen ritzest!
Ich habe dich erlöst
Aus fernem Türkenland:
Für Lieb und Treue stößt
Mich von sich deine Hand.

Hiermit ließ er das Spielmannskleid von ſeinen Schultern fallen und in königlichem Schmuck ſtand die Königin von Portugal vor ihm da. Erſtaunt und betroffen ſprang der König von ſeinem Sitze, fiel ihr zu Füßen, küſste den Saum ihres Gewandes und bat ihr unter vielen Thränen ſein Unrecht ab. Dann ergriff er ſelber die Harfe und ſang knieend:

Du meiner Seele Bild,
Wie hab ich mich vergangen!
Der Reue Thräne quillt,
Roth färbt mir Schuld die Wangen.
Ich küſſe Fuß und Hand,
Den Saum dir am Gewand.
Im Staube lieg ich hier:
Vergieb, Geliebte, mir!

Du haſt mich frei gemacht
Von Ketten und von Banden,
Mich in mein Reich gebracht
Aus großer Noth und Schanden.
All, all mein Leben lang
Will ich dir ſagen Dank,
Dein treuer Diener ſein,
Herzallerliebſte mein!

Die Königin hob ihn auf, zog ihn an ihr Herz und küſste ihm die Thränen von den Wangen. Der König erzählte ſeinen Tiſchgenoſſen und dann auch dem ganzen Volke vom Altan des

Schloſſes was die Königin für ihn gewagt hatte und wie er ihr allein ſein Reich und ſeine Freiheit verdanke. Auf ihren Wunſch und um die Freude dieſes Tages nicht zu trüben, verzieh er auch allen ihren Anklägern. Da war groſser Jubel im ganzen Lande. Die Hauptſtadt ward mit Fahnen und rothen Tüchern geſchmückt und das neu verbundene Königspaar im Triumph über Markt und Straßen geführt. Nun genoſſen ſie erſt ihres Glücks und gedachten bis in hohes Alter gern der überſtandenen Trübſale.

5. Klein Kerlchen.

Es war einmal ein klein Kerlchen, das ward alle Tage älter; wenn es aber ins Wirthshaus kam, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, sagte der Wirth zu ihm: „Guten Tag, klein Kerlchen.“ Das war ihm sehr verdrießlich. Endlich gieng es zum Schuster, sich ein Paar Absätze unter die Stiefel machen zu laßen. Wie es in die Werkstatt kam, sagte der Schuster: „Guten Tag, klein Kerlchen. Womit kann ich denn dienen?“ Da sagte klein Kerlchen: „Ihr sollt mir ein Paar Absätze unter die Stiefel schlagen, damit mich die Leute nicht immer klein Kerlchen nennen. Das ist mir sehr verdrießlich.“ Der Schuster that es, ließ sich baar bezahlen und als klein Kerlchen aus der Werkstatt gieng, sagte er: „Adjes, klein Kerlchen.“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß der Schuster nicht mehr Respect vor seiner eigenen Arbeit hatte. Der Wirth soll aber doch Augen machen, dachte er, und anders sprechen. Er gieng also ins Wirthshaus, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und als er in die Stube trat, sagte der Wirth: „Guten Tag, klein Kerlchen; was ist ihm denn gefällig, ein Glas Bier oder Wein?“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß die beyden

Absätze nicht beßer gewirkt hatten. Als er aus dem Wirthshaus kam, gieng er geradeswegs zum Hutmacher, sich einen Hut mit hoher Kuppe zu kaufen. Wie er in den Laden trat, sagte der Hutmacher: „Guten Tag, klein Kerlchen! was ist euch denn zu Diensten?“ „Ich will mir einen Hut kaufen,“ sagte klein Kerlchen, „damit mich die Leute nicht immer klein Kerlchen nennen. Das ist mir sehr verdrießlich.“ Da gab ihm der Hutmacher einen Hut mit hoher Kuppe, empfieng sein Geld und sagte: „Adjes, klein Kerlchen!“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß der Hutmacher nicht mehr Respect vor seiner eigenen Waare hatte. „Aber im Wirthshaus wird es jetzt anders lauten!“ Er gieng also ins Wirthshaus und behielt den Hut auf wie ein Engländer. Da kam der Wirth herein und sagte gleich: „Guten Tag, klein Kerlchen. Was ist ihm denn gefällig, ein Glas Bier oder Wein?“ Das war ihm sehr verdrießlich, da er doch Absätze unter den Stiefeln und den Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopfe hatte. Daß sie ihn nun doch noch klein Kerlchen nennen konnten, das fand er ganz unbegreiflich. Er fragte auch alle Leute, warum sie ihn denn immer klein Kerlchen nennten; er sei doch nun hübsch ausgewachsen, und habe auch Absätze unter den Stiefeln und einen Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopfe. Warum er denn noch immer das kleine Kerlchen heiße? Aber so viel er fragte, Niemand wollte es ihm sagen; das war ihm sehr verdrießlich. Endlich dachte er bei sich selbst, wenn es hier Niemand wiße, so wolle er nach Rom zum Pabst reisen: der müße es doch wißen. Andern Tags schnürte er

richtig ſeine ſieben Sackspfeifen zuſammen und nahm den Weg zwiſchen die Beine. Da kam er eines Abends an ein Wirthshaus und ſuchte Herberge. Wie er eintritt, ſagte der Wirth: „Guten Tag, klein Kerlchen! Wohin geht die Reiſe?“ „Zum Pabſt nach Rom,“ ſagte klein Kerlchen: „der ſoll mir ſagen, warum ich immer klein Kerlchen heißen muß und habe doch Abſätze unter den Stiefeln und einen Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopf: das iſt mir ſehr verdrießlich.“ „Recht!“ ſagte der Wirth; „ſo will ich auch mit euch, den Pabſt zu fragen, warum ich immer der arme Wirth heißen muß.“ Das hörte der Hausknecht und ſagte: „So will ich auch mit und den Pabſt fragen, warum ich immer der faule Knecht heißen muß.“ Da machten ſich andern Tags die Drei auf den Weg und als ſie gen Rom kamen, ließen ſie ſich bei dem Pabſte melden. Da wurden ſie in ein Zimmer geführt, worin ein großer Spiegel hieng. Als nun der Pabſt kam und ihr Anliegen hörte, ſagte er zu dem Wirth: „So ſtellt euch hier rücklings gegen den Spiegel, ſeht über die linke Schulter hinein und ſagt mir, was ihr da ſeht.“ Da ſagte der Wirth: Da ſäh er eine Menge Weiber am Kaffeetiſch ſitzen. Der Pabſt fragte: Ob denn ſeine Frau nicht auch dabei wäre? Ja, ſagte der Wirth, die ſäße mitten darunter. „Ja ſeht, Herr Wirth,“ ſagte der Pabſt, „eure Frau beſucht Kaffeeviſiten und hält auch ſelber Kaffeeviſiten: darum ſeid und bleibt ihr der arme Wirth. Nun war die Reihe an dem Knecht: der muſte auch rücklings gegen den Spiegel ſtehen, über die linke Schulter

hineinsehen und dann sagen, was er sähe. Der Knecht sagte: da liefen die Hunde einem Hasen nach. Der Pabst fragte ihn: Ob denn die Hunde den Hasen nicht einholten? Nein, sagte der Knecht, der Hase wäre so geschwind als die Hunde sein möchten und schwerlich würden sie ihn einholen. „Ja seht," sagte der Papst zu dem Hausknecht, „wenn Ihr auch so geschwind liefet zu thun, was euch der Wirth oder die Gäste hießen, wie der Hase vor den Hunden läuft, so brauchtet ihr nicht der faule Knecht zu heißen. Nun kam zuletzt auch die Reihe an das kleine Merlchen: der muste sich auch rücklings gegen den Spiegel stellen und über die linke Schulter hineinschauen. Da fragte ihn der Pabst was er schaue. Klein Merlchen sagte, da sähe er Nichts als sich selbst. Der Pabst fragte, ob er denn im Spiegel größer scheine als in der Wirklichkeit? „Nein," sagte klein Merlchen, „nur gerade so groß." „Ja seht," sagte der Pabst, „dann weiß ich euch nichts anders zu zu rathen, als daß ihr euch so lange meßen laßt bis ihr groß werdet. Hernach braucht ihr nicht mehr klein Merlchen zu heißen.

6. Wer iſt der Dümmſte?

Eine Frau klagte ihren Nachbarinnen über ihren Mann, daß er ſo dumm ſei und Alles glaube was ſie ihm ſage. Der Schade iſt ſo groß nicht, ſagte die eine Nachbarin; der meine iſt auch nicht gar klug; wer weiß wozu das gut iſt. Gewiſs, ſagte die dritte; man muß es ſich nur zu Nutze machen. Ach, ſagte die erſte wieder, wozu kann das nütze ſein? Ihr ſtellt euch nicht vor, wie weit das bei meinem Manne geht. Ich wette, wenn ich ihm ſagte, er wäre todt, er glaubte es, und ließe ſich lebendig begraben. Es gilt, ſagte die andere: wenn ihr das bei euerm Manne zu Wege bringt, ſo will ich den meinen überreden, daß er im Hemde mit zur Leiche geht. Ei, fiel die dritte ein, ſo ſollte ſich meiner einbilden, er wär der Kaplan und müſte den Leichenzug führen. Des Handels wurden ſie eins und gaben ſich die Hände darauf. Andern Morgens, als ihr Mann noch ſchlief, miſchte die Frau Safran und Ruſs, beſtrich damit ihrem Mann das Angeſicht und fieng dann an ſo laut zu jammern und zu ſchreien, daß er aufwachte und fragte: Was iſt dir denn, daß du ſo jammerſt und heulſt?

Ach, rief ſie, ich arme geſchlagene Frau, ſoll ich nicht jammern, da du geſtorben biſt? Ich geſtorben? fragte der Mann verwundert: davon weiß ich ja kein Wort. Freilich, ſagte ſie, weil du todt biſt, kannſt du es nicht wiſſen. Aber ſieh nur hier in den Spiegel. Ja, ſagte der Mann, nun ſeh ich es wohl; wie hätt ich das aber glauben ſollen? Freilich, ſagte die Frau, geſtern Abend giengſt du ja ganz munter zu Bette: wer hätte gedacht, daß dich in der Nacht der Schlag rühren würde! Aber liege nun ſtill und ſtrecke dich: wo haſt du je geſehen, daß ein Todter ſo ſchief gelegen hätte? Den Kopf zurück, die Arme herab und die Beine grad aus. So! nun laß mich dir die Augen zudrücken. Da hielt der Mann den Athem an, die Frau drückte ihm die Augen zu und lief lachend aus der Stube und gleich aus dem Haus zu ihren Nachbarinnen und ſagte: Mit meinem Mann iſt es ſchon richtig, ich hab ihm eben die Augen zugedrückt und nun liegt er ſtill und meint, er wär geſtorben. Morgen früh um ſechſe laß ich ihn begraben; ſeht nun zu, daß ihr Wort haltet und eure Männer mit zur Leiche ſchickt.

Sorgt nicht, ſagten die Nachbarinnen, ſie ſollen kommen. Am Abend ſagte die nächſte Nachbarin zu ihrem Mann: Unſer Nachbar Toll iſt geſtorben; ſei morgen früh bei der Hand, daß du mit zur Leiche gehſt. Ja, liebe Frau, ſagte der Mann, aber wecke mich zeitig, daß ich mich nicht verſchlafe. Das verſprach ſie ihm. Die dritte Nachbarin wartete bis zum Morgen, da ſtand ſie auf, als ihr Mann noch ſchlief und ſchor ihm eine

Platte. Dann weckte ſie ihn und rief: Um Gottes willen, Herr Kaplan, ſteht doch auf, ihr müßt ja den Nachbar Doll begraben. Was, ſagte der Mann, bin ich denn der Kaplan? Ja, freilich Herr Kaplan, ſagte ſie, wißt ihr nicht mehr, daß ihr Kaplan geworden ſeid? Ei, ſagte der Mann, da müſte mir doch eine Platte geſchoren ſein. Damit fühlte er ſich auf den Kopf und fand richtig die Platte. Aber nur bald, Herr Kaplan, rief die Frau, laßt die Leute nicht ſo lange warten; ſie ſind ſchon alle vor dem Hauſe verſammelt. Hier liegen die Chorkleider: ich will euch helfen, daß ihr hinein kommt, denn ihr wißt noch nicht recht Beſcheid damit.

Inzwiſchen hielt auch die dritte, die ihren Mann zu wecken verſprochen hatte, ihr Wort. Mann, rief ſie, ſteh geſchwind auf, der Leichenzug wird ſich gleich in Bewegung ſetzen. Der Mann erhob ſich und wollte nach Rock und Beinkleidern greifen; aber die Frau hatte ſie bei Seite geſchafft. Der Rock iſt beim Schneider, ſagte ſie zu dem Manne, der eben aufgeſtanden war; es ſchadet aber nichts, du kannſt bei dieſer Schwüle wohl ohne Rock gehen. Wo ſind denn aber die Beinkleider? fragte der Mann. Die liegen neben dem Bette, ſagte die Frau; aber ſchäme dich doch, ſo zerſtreut zu ſein. Du haſt ſie ja eben ſchon angezogen. Mach nur ſchnell, daß du nachkommſt, die Leiche iſt ſchon auf dem Kirchhof, lauf, ſonſt kommſt du wenn Alles vorbei iſt. Da glaubte der Mann der Frau, er hätte die Beinkleider ſchon an, und lief im Hemde dem Leichenzug nach. Als er auf den Kirchhof kam, ward eben der Segen

über die Leiche geſprochen und es fehlte nichts, als daß der Sargdeckel geſchloſſen und die Leiche herabgelaſſen würde. Da kam juſt der Nachbar im Hemde gelaufen und die Bauern ſchlugen ein lautes Gelächter auf über ſeinem Anzug. Davon erwachte der Todte, richtete ſich empor, ſah ſeinen Nachbar im Hemde herankommen und ſagte: „Wenn ich jetzt nicht todt wäre, ſo lachte ich mich zu Tod über den Nachbar Toll.

7. Das fromme Gebet.

Eine alte Frau pflegte alle Tage in die Kirche zu gehen und dem Muttergotteshilde ihre Wünsche vorzutragen. Die waren denn bescheiden genug, denn sie erbat sich weiter nichts als alle Tage

Ein Schlätchen (Salätchen),
Ein Brätchen
Und zwei Pinten Roth.

Das hatte des Küsters Junge bemerkt, und Eines Tages, als sie wiederkam, stellte er sich hinter das Marienbild und belauschte der Alten frommes Gebet. Als sie nun an die Stelle kam, wo es hieß:

Ein Schlätchen,
Ein Brätchen
Und zwei Pinten Roth

rief er mit heller Stimme dazwischen: Nun, ich sollte meinen, Ein Pintchen thät es auch. Da meinte die alte Frau, das Christuskind, das die Mutter Gottes auf dem Arme trug, hätte ihr das zugerufen und rief ihm zurück: Pappperlapap, dumme Blage, halt dein Maul und laß die Mutter kallen: die weiß beßer, was einer alten Frau gut ist.

8. Acht Pfennige täglich.

Es war einmal ein Kaiſer, der gab ein Geſetz, daß der eines harten Todes ſterben ſollte, der an ſeinem Feſttag arbeite. Darauf berief er einen Zauberer und ſagte ihm, welches Gebot er hätte ausgeben laßen; er beſorge aber, man werde ihm die Uebertretung zu verheimlichen wiſen: darum ſollte er ihm ein Mittel ausfindig machen, woran er erkennen könnte, wenn Jemand ſeinem Gebot zuwider handle. Da ſchuf der Zauberer durch ſeine Kunſt eine Säule mitten in der Stadt und ſetzte darauf einen Abgott, der dem Kaiſer genau anzeigte, wer das Geſetz gebrochen und an dem verbotenen Tage gearbeitet hätte. Und auf die Anklage dieſes Abgotts hatten ſchon viele das Leben eingebüßt. Nun war aber in der Hauptſtadt ein Schmied, der pflegte an dem Feſttage des Kaiſers wie an jedem gewöhnlichen Tage zu arbeiten und hatte es auch heute wieder gethan. Als er nun Nachts in ſeinem Bette lag, bedachte er, wie er das Gebot des Kaiſers verletzt und wie Mancher durch den Verrath der Säule das Leben verloren habe. Hiemit ſtand er auf und gieng zu dem Abgott, drohte ihm und ſprach: „O Säule, Säule, dein Geſchwätz hat ſchon manchem armen

Sünder das Leben gekoſtet; aber ich befehle dir jetzt, mich nicht zu verrathen, ſonſt ſchlag ich dir dein Haupt ab und zerſchmettere es mit meinem Hammer. Darum laß dir rathen und ſchweige von mir.

Des Morgens in aller Frühe ſchickte der Kaiſer nach ſeiner Gewohnheit ſeinen Boten an die Säule und ließ fragen, ob Jemand wider ſein Gebot gethan habe. Als aber die Boten kamen und den Auftrag des Kaiſers ausrichteten, ſprach die Säule: Schauet auf und leſt, was an meiner Stirne geſchrieben ſteht. Die Boten blickten auf und ſahen an der Stirne geſchrieben: „Die Zeit verkehrt ſich, die Menſchen verſchlimmern ſich, und wer die Wahrheit ſagt, dem wird das Haupt zerſchlagen mit einem eiſernen Hammer. Darum höre, ſieh und ſchweige, willſt du in Frieden leben. Gehet hin und ſagt euerm Herrn, was ihr gehört und geleſen habt.“

Da ſchieden die Boten von dem Abgott und hinterbrachten dem Kaiſer was ſie vernommen hatten. Und als der Kaiſer dieß hörte, befahl er zwölfen ſeiner Ritter, ſich eilends zu wappnen und zu der Säule zu gehen; wenn dann Jemand komme, der Böſes wider ſie im Schilde führe, dem ſollten ſie Hände und Füße binden und ihn gefangen vor ihn führen. Die zwölf Ritter kamen zu der Säule, grüßten ſie im Namen des Kaiſers und baten ſie, denjenigen zu nennen, der das Gebot übertreten und ihr gedroht hätte. Da ſprach ſie: So nehmt dort den Schmied gefangen: denn der iſt es geweſen,

der das Gebot des Kaisers nicht in Acht genommen und mir gedroht hat.

Da giengen die zwölf Ritter, ergriffen den Schmied und führten ihn gefangen vor den Kaiser. Da sprach dieser: Sag an, warum hältst du nicht das Gebot, das ich gesetzt habe? Der Schmied antwortete: Ich kann das Gebot nicht halten, denn ich muß alle Tage acht Pfennige verdienen, die ich nicht erschwingen kann, wenn ich nicht arbeite. Da fragte der Kaiser: Wozu bedarfst du denn die acht Pfennige? Der Schmied sprach: Das will ich euch sagen. Das ganze Jahr hindurch muß ich täglich zwei Pfennige erstatten, zwei Pfennige ausleihen, zwei verlieren und zwei verzehren. Das macht acht Pfennige, die ich täglich haben muß. „Wie soll ich das verstehen?" fragte der Kaiser, „du mußt dich deutlicher erklären." Da hub der Schmied an und sprach: Herr, zwei Pfennige muß ich meinem Vater erstatten, der mich von Jugend auf erzogen hat, nun aber alt ist und nichts mehr verdienen kann. Auch hab ich einen Sohn, der in die Schule geht: dem muß ich täglich zwei Pfennige leihen, die er mir auch erstattet, wenn ich alt werde. Ferner hab ich ein Weib, welcher ich täglich zwei Pfennige geben muß: die sind verloren, denn wenn ich sterbe, so nimmt sie einen andern Mann und vergißt mein ganz. Endlich bedarf ich selber zweier Pfennige, die ich verzehre mit Essen und Trinken. Darum, gnädiger Herr, bedenkt meinen Nothstand und fällt ein gerechtes Urtheil, denn ihr habt wohl gehört, daß ich der acht Pfennige keinen entbehren kann.

Als der Kaiſer dieß hörte, wuſte er nicht was er thun ſollte. Er dachte: Wenn ich ihm geböte, von ſeiner Sitte zu laßen, ſo würde ich ihn verdrießen und irre machen: ich will ihm lieber ein ſtrenges Gebot auferlegen und wenn er dawider verſtößt, ihn zugleich für Alles beſtrafen, was er meinen Befehlen zuwider gethan hat. Geh mit Gott, ſprach er zu dem Schmied, und arbeite fleißig fort wie bisher; nur hüte dich wohl, bei Todesſtrafe Jemand etwas von unſerer Unterredung zu ſagen, es ſei denn, daß du zuvor hundertmal unſer kaiſerliches Antlitz geſehen habeſt. Dieſen Befehl ließ der Kaiſer von ſeinem Schreiber aufzeichnen. Der Schmied beurlaubte ſich und gieng an ſeine Arbeit.

Bald darauf berief der Kaiſer die Weiſen des Landes an ſeinen Hof, um ſie auf die Probe zu ſtellen, legte ihnen den Fall von den acht Pfennigen vor, von welchen zwei erſtattet, zwei ausgeliehen, zwei verloren und zwei verzehrt würden, und fragte ſie, wie das zu verſtehen ſei. Die Weiſen wuſten nicht gleich Beſcheid und baten um eine achttägige Bedenkzeit, welche ihnen auch bewilligt wurde. Da hielten ſie Zuſammenkünfte und beriethen ſich, konnten aber aller ihrer Bemühungen ungeachtet das Räthſel nicht löſen bis ſie zuletzt muthmaßten, daß ſich die Frage auf den Schmied bezöge, welchen der Kaiſer hatte verhaften und vor ſich bringen laßen. Sie begaben ſich alſo in ſeine Wohnung und fragten ihn um die Bedeutung der ſeltſamen Worte. Aber der Schmied, dem der Kopf auf dem rechten Flecke ſaß, hütete ſich wohl, ſein Geheimniſs zu

verrathen. Als ſie ihm aber zuletzt Geld anboten, ward er willfährig und ſprach: Beſteht ihr darauf, es zu wiſſen, ſo geht hin und bringt mir hundert Goldgülden: unter keiner andern Bedingung werdet ihr es erfahren. Die Weiſen, denen kein ander Mittel übrig blieb, wollten die Friſt nicht verſtreichen laßen und brachten ihm die verlangten Goldſtücke. Der Schmied nahm ſie, bevor er ihnen ein Wort ſagte, Stück für Stück in die Hand und beſchaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf des Kaiſers darſtellte, mit aufmerkſamem Wohlbehagen. Als das geſchehen war, ſagte er den Weiſen Alles, was er dem Kaiſer über die acht Pfennige geſagt hatte. Da giengen ſie befriedigt von ihm und erwarteten den Ablauf der acht Tage.

Als dieſe verſtrichen waren, ließ ſie der Kaiſer vor ſich berufen, um die Antwort der Weiſen auf die ihnen vorgelegte Frage zu hören und ſieh, ſie ſagten ihm genau daſſelbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Den Kaiſer wunderte es ſehr, wie ſie das erfahren hätten. Er ließ alſo den Schmied vor ſich rufen und gedachte bei ſich ſelbſt: den will ich gut bezahlen. Sie werden ihm mit Verſprechungen und Drohungen ſo lange zugeſetzt haben bis er ihnen Alles verrathen hat; durch ihre eigene Weisheit hätten ſie es nun und nimmermehr herausgebracht. Da hat er ſich aber ſelber geſchadet.

Als nun der Schmied kam, redete ihn der Kaiſer an: Meiſter, ihr habt euch ſchwer an meinem Gebot vergangen, indem ihr verrietht, was ich befahl geheim zu halten: das

wird euch übel bekommen. Da ſprach der Schmied: Gnädiger Herr, Ihr habt zu verfügen, nicht bloß über mich, über die ganze Welt, nach euerm Wohlgefallen; ich unterwerfe mich euch wie einem geliebten Vater und Herrn. Wißt aber, daß ich nicht glaube, wider euern Befehl gehandelt zu haben, denn ihr befahlt mir, Niemand was ich euch geſagt zu offenbaren, ich hätte denn zuvor hundertmal euer kaiſerliches Antlitz geſchaut. Ich durfte daher dem Anſinnen der Weiſen des Landes kein Gehör geben bevor ich nicht der geſtellten Bedingung Genüge geleiſtet. Dieſe ſuchte ich alſo zu erfüllen und ließ mir, ehe ich ein Wort ſagte, hundert Goldgülden geben, beſah in ihrer Gegenwart euer darauf ausgeprägtes Antlitz und ſagte ihnen dann erſt, was ſie zu wiſſen begehrten. Damit, gnädiger Herr, meine ich nicht wider euch verſtoßen zu haben.

Als dieß der Kaiſer hörte, muſte er lachen und ſprach: Geh mit Gott, du biſt klüger als alle meine Weiſen. Der Herr ſchenke dir Heil und Segen! Damit beurlaubte ſich der Schmied und lebte fortan in Frieden nach ſeiner Weiſe.

9. Die Siebenſchläfer.

Es waren einmal drei Siebenſchläfer, die ſchliefen ſieben Jahre und weil ſie ſieben Jahre lang ſchliefen ohne aufzuwachen, hieß man ſie die Siebenſchläfer, obgleich ihrer nicht mehr als drei waren. Als nun die ſieben Jahre herum giengen, wachte einer von ihnen auf, rieb ſich einmal die Augen, gähnte und ſagte: Es brüllt ein Ochs. Und wie er das geſagt hatte, ſtreckte er ſich wieder hin und ſchlief mit den beiden andern abermals ſieben Jahre. Wie nun auch die ſieben Jahre herum waren, da wachte der andere auf, rieb ſich die Augen, gähnte und ſagte: Es war eine Kuh. Und wie er das geſagt hatte, ſtreckte er ſich wieder hin und ſchlief mit den beiden andern noch einmal ſieben Jahre. Wie nun auch dieſe ſieben Jahre herum waren, wachte auch der dritte auf, rieb ſich die Augen, gähnte und ſagte:

„Was Ochs, was Kuh!
Laßt Einen doch nur ſchlafen,
Man kommt ja nicht dazu.“

Das waren die Siebenſchläfer. Ich weiß nicht ob ſie ſeitdem aufgewacht ſind; wenn es aber nicht der Fall iſt, ſo ſchlafen ſie wohl noch.

10. Bruder Stiefelſchmer.

Ein Fleiſchergeſell, der ſich tief im Walde verirrt hatte, traf da einen Jäger an, der ſich auf einem Baumſtamm ruhte und ſehr ſchmuck gekleidet war, auch glanzlederne Stiefel trug. Den grüßte er freundlich und weil er auch müde war, ſetzte er ſich zu ihm und fragte:

Wohin, woher,
Bruder Stiefelſchmer?

Der Jäger muſte des Grußes lachen und ſagte: Ich weiß ſelber nicht woher noch wohin. Ich bin im Walde verirrt und hoffte ſchon, Ihr würdet den Weg wißen. Es ſoll hier im Walde nicht richtig ſein. Bah! ſagte der Fleiſcher, bange machen gilt nicht. Seht ihr hier meinen Stab? So lang ich den bei mir habe, fürchte ich mich vor tauſend Teufeln nicht. Der Jäger ſah den Stock an und ſagte: Nun, der iſt doch ſo gefährlich noch nicht. Ich habe Hirſchfänger und Büchſe; aber was verſchlägt das, wenn wir den Räubern in die Hände fallen, die hier ihr Weſen treiben ſollen? Nur nicht ängſtlich! ſagte der Fleiſcher. Wir wollen zuſammenhalten; ich weiß hier auch nicht Weg und Steg. Das iſt ein ſchlechter Troſt, meinte der Jäger.

Sie giengen zuſammen und kamen bald an ein Haus im Walde. Da freute der Fleiſcher ſich und rief:

Komm, Bruder Stiefelſchmer,
Hier gehts luſtig her.

Ungern folgte der Jäger, es ſchien ihm da nicht geheuer. Der Fleiſcher war aber ſchon in der Stube und beſtellte ein Abendbrot und zwei Betten. Bruder Stiefelſchmer horchte an der Thüre und hörte eine alte Frau zu ſeinem Gefährten ſagen: Ihr ſeid hier ganz unrecht und ſolltet euch je eher je lieber aus dem Staube machen, denn ich habe zwölf Söhne und wenn ſie nach Hauſe kommen und euch hier finden, ſeid ihr Kinder des Todes. Pappperlapap! ſagte der Fleiſcher, da müſten wir auch mit dabei ſein. Ich habe keine Bange nicht: bringt uns nur bald etwas zu eſſen, ſonſt müßen wir Hungers ſterben. Das iſt doch der ſchlimmſte Tod, bab ich mir ſagen laßen. Damit gieng er vor die Thüre und ſuchte nach dem Jäger; aber der hatte ſich unterdes in der Scheuer verſteckt. Endlich fand er ihn zwiſchen zwei großen Heubündeln: er muſte ihn mit Gewalt herverziehen. Sei doch geſcheidt, ſagte er: willſt du hier verhungern? Komm mit ins Haus und verlaß dich auf meinen Zauberſtab. So lang ich den habe, brauchſt du nichts zu fürchten. Das Eßen kann jetzt angerichtet ſein und ich will wetten, es wird dir auch munden. Aber wir ſind hier in eine Räuberhöhle gerathen, warf der Jäger ein. Meinſt du denn, verſetzte der Fleiſcher, in einer Räuberhöhle könnte man von der Luft leben? Komm nur mit herein und

iß für zweie: wer weiß, wenn wir wieder was ergattern: die Garküchen sind selten hier im Walde. Ich rathe dir, trinke gleich einen guten Stiefel: hernach, wenn die Räuber kommen und ich ihnen die Suppe gesalzen habe, darfst du mir nichts mehr anrühren. Dabei must du aber doch thun als könntest du nicht satt kriegen. Hörst du wohl, Bruder Stiefelschmer? Und noch eins, nimm dich zusammen und laß dir die preußischen Aengste nicht merken. Und wenn du siehst, daß ich meinen Stab dreimal so in der Luft schwenke und ihn dann wie einen Stimmhammer auf den Tisch stoße, daß die Gläser klirren, so mach mir gleich Alles mit deinem Hirschfänger nach. Du wirst sehen, das thut Wunder. Jetzt komm mit, Bruder Stiefelschmer.

Da muste Bruder Stiefelschmer, er mochte wollen oder nicht, mit ihm in die Stube und tüchtig einhauen und mit dem Glase Bescheid thun. Es währte auch nicht lange, so kamen die zwölf Räuber, und als der Hauptmann die beiden Gäste sah, rief er laut: Nun, Gott seis getrommelt und gepfiffen: das ist ein Wundpflaster. Den ganzen Tag haben wir nichts gefangen; nun sind uns hier wenigstens ein Paar Vögel ins Garn geflogen. Aber seid ihr auch fett? Ich meine wohl, sagte der Fleischer, indem er seine Katze schüttelte, daß die Goldstripe klangen. Und Bruder Stiefelschmer sieht mir auch nicht aus, als hätt ihm der Mond in den leeren Beutel geschienen. Ihr könnt uns wohl eine tüchtige Galgenmalzeit bereiten, denn wir wißen schon was die Glocke geschlagen hat.

Aber wir wollen uns wenigstens erst gehörig anrichten laßen und nicht mit leerem Magen über die Klinge springen. Was uns die Alte hier aufgetischt hat, ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein gefallen, so ausgehungert sind wir hier im Walde.

Ihr sprecht vernünftig, sagte der Hauptmann, und uns soll es auf eine Malzeit nicht ankommen. Versäumt aber das Tischgebet nicht. Wir machen nicht viel Federlesens, wenn wir im Tritt sind. Aber Alte, warum trägst du nicht auf? Siehst du nicht, wie schlapp wir sind? Wir haben hier einen guten Gang gethan: du mußt tüchtig aufwischen.

Es ist drinnen gedeckt, sagte die Alte. Ich wußte nicht, daß die Fremden mitessen sollten. Geht nur hinein, der Braten dampft schon, und wenn es euch recht ist, will ich Glühwein aufsetzen.

Recht, alte Katze, sagte der Hauptmann; aber einen guten Kübel voll, denn der König hat uns Schweiß gekostet. Ich weiß nicht ob ich noch einen Tropfen Bluts im Leibe habe. Es hieß, es jage incognito im Walde: da haben wir Alles durchgestöbert, und Die im Eiskeller auch; aber wenn Die nicht glücklicher gewesen, Wir haben keinen Schwalbenschwanz von einem König zu Gesicht gekriegt.

Wer weiß, wozu es gut war, sagte der Räuber Einer. Ich traue dem König die Courage nicht zu, allein im Walde zu jagen; aber wenn uns die ganze Suite begegnet wäre —

Laßt es gut sein, sagte der Hauptmann, und geht mit mir hinein. Nun ich sehe, die Alte hats wohl mit uns gemeint.

Hier iſt auch Futter genug für unſere ausgehungerten Galgenvögel. Die Alte ſoll noch zwei Gedecke auflegen. Aber da iſt ſie ja ſchon. Nun ſetzt euch und thut als ob ihr zu Hauſe wärt. Recht ſo, guter Freund, an meine grüne Seite. Aber warum nehmt Ihr denn nicht Platz, Bruder Stiefelſchmer, wenn mir Recht iſt —

Ja, Bruder Stiefelſchmer, ihr fehlts ihm an den Füßen an. Er hat noch nicht recht eingeheizt, darum zittert er ſo. Wenn die Bowle kommt, vergeht ihm das.

Nun ſaßen ſie alle vierzehn um den Tiſch herum und ließen ſich wohlſchmecken was die Alte beſcheert hatte. Auch Bruder Stiefelſchmer langte zu, weniger aus Hunger als um ſich nicht mahnen zu laſſen. Als ſie ſich einen guten Kropf gegeſſen hatten, kam die Alte und ſagte, der Kübel ſei ſo ſchwer, daß zwei befohlen werden müſten, ihn auf den Tiſch zu tragen; ſie habe nicht Macht dazu. Der Hauptmann ſchickte ſeinen Nachbar zur Linken und den Fleiſcher, der ihm zur Rechten ſaß. Es waren beide ſtarke Leute; aber die Achſelbänder krachten ihnen, als ſie die rieſige Bowle auf die Tafel hoben. Der Hauptmann ließ es ſich nicht nehmen, die Gläſer ſelbſt zu füllen. Da klopfte der Fleiſcher ſeinem Nachbar zur Rechten auf die Schulter und ſagte:

Nun, Bruder Stiefelſchmer,
Komm du mal her

und laß uns die Geſundheit der ganzen Compagnie trinken. So iſts recht, rief der Hauptmann, unſer Gaſt mit der Maß

verſteht ſich auf Lebensart. Es iſt ein flotter Burſch, den konnten wir brauchen. Stoßt Alle mit ihm an: die ganze Compagnie ſoll leben, hoch! Aber Bruder Stiefelſchmer muß noch beſſer einheizen. Will der Wein nicht ſchmecken?

Er iſt etwas ſchwach, meinte der Fleiſcher; aber man muß nur deſto mehr trinken; vielleicht hilft das. Darf ich noch Eine Geſundheit ausbringen? Ei, rief der Hauptmann, den des Gaſtes Muth freute, warum denn nicht! Noch zwei meinetwegen! Nun, das ſoll ein Wort ſein, noch zwei, ſagte der Fleiſcher. So trinke ich denn die erſte auf unſern Hauptmann und der ſoll leben hoch! und abermals hoch! und zum drittenmal hoch! Hoch! rief die ganze Bande und ſtieß mit dem Fleiſcher an, daß die Gläſer platzten. Auch Bruder Stiefelſchmer ſäumte nicht mit Allen anzuſtoßen und das Glas bis auf die Nagelprobe zu leeren. Nun bin ich begierig, dachte er bei ſich, wem das dritte Hoch gelten wird.

Der Hauptmann bedankte ſich der erwieſenen Ehre, ſchenkte den Fremden und der ganzen Compagnie die Gläſer wieder voll und bat, nun das dritte Hoch folgen zu laſſen. Da faßte der Fleiſcher ſein Glas, hob es auf und ſagte: Das dritte Glas leere ich auf die Brudercompagnie im Eiskeller drüben, und damit ihr deſto geneigter ihre Geſundheit trinkt, ſoll ich einen ſchönen Gruß vermelden und den König hätten ſie gefangen. Den König gefangen! Das iſt bitter, ſagte der Hauptmann. Bitter, daß wir ihn nicht ſelber haben. Aber doch ſüß, fügte er hinzu, daß er gefangen iſt und ſo mag es denn gelten. Die ganze Compagnie im

Eiskeller hoch! und nochmals hoch! und zum drittenmal hoch! Sie stießen alle an und tranken aus; auch Bruder Stiefelschmer ließ sich nicht erst mahnen und that seine Schuldigkeit.

„Ich wollte der Wein wäre auch so bitter bei der Suße: wie magst du das schlaffe Zeug nur vertragen, Bruder Stiefelschmer?" Mir schmeckt die Bowle vortrefflich, entgegnete der Jäger. „Zu süß, Bruder Stiefelschmer, zu süß! das widersteht beim dritten Glase, und ich tränke gern noch mehr."

Aber, unterbrach sie der Hauptmann, wie kommt ihr zu dem Auftrag? Kennt ihr das Zeichen? Ihr seht mir gar nicht aus als wärt ihr von der Bande. Laßt uns das Zeichen sehen! Der Fleischer stand auf, schwenkte seinen Stab dreimal über den Kopf und stieß ihn wie einen Stimmhammer auf den Tisch, daß die Gläser den Ton gaben. Bruder Stiefelschmer that fast à tempo mit seinem Hirschfänger das Gleiche. Wer hatte das gedacht? sagte der Hauptmann verdrießlich. Und der kleine bange Hase Bruder Stiefelschmer ist auch von der Compagnie? Man irrt sich doch nicht mehr als in den Menschenkindern. So will ich nun auch eine Gesundheit ausbringen. Unsere beiden Gäste sollen leben, hoch! Nur einen Augenblick Geduld, bat der Fleischer. Die Bowle ist zu süß, des Zeugs kann man nicht viel trinken. Fragt doch die Alte, ob sie keine grünen Pomeranzen hat. Pomeranzen! sagte der Hauptmann; die wachsen auch hier im Walde! Ei! sagte der Fleischer, sie wachsen auch nicht in meiner Kappe und doch trag ich immer welche bei mir. Seht her! die werft hinein: sie sind ganz frisch und grün.

Riecht einmal wie köstlich! Das giebt eine andere Herzstärkung. Dabei ließ er den Hauptmann die Geldkrüge sehen, daß ihm der Mund wässerte nach dem Trank, der ihm nun entgiena, da sie mit von der Soldatenbande waren, mit der sie gute Freundschaft hielten. Er schlug es sich aber bald wieder aus dem Sinn: die Gefangenschaft des Königs war ein Trost mehr werth als zwanzig Goldkrüge. So sprach er der Bowle kräftig zu, und vergaß darüber den Toast, den er schon angekündigt hatte. Wirklich mundete sie nun immer besser je mehr die grünen Pomeranzen zogen. Er schenkte den Nachbarn und schenkte den Raben und den Hexen fleißig ein und brauchte keinem zuzureden; nur Bruder Stiefelschmer tadelte das Getränk: es sei zu bitter, die grünen Pomeranzen hätten nicht so lange drin bleiben dürfen. Wir wollen uns nicht darüber zanken, sagte der Fleischer, Bruder Stiefelschmer; aber ich glaube, die Pomeranzen sind nicht Schuld. Du hast vorher schon ein Uebriges gethan und kriegst nun Angst vor St. Ulrich. Da bist du aber schief gewickelt. Man kann jetzt ein Achtel mehr davon vertragen. Bitter dem Mund ist dem Herzen gesund. Dieser Ansicht stimmten die Andern alle bei und sprachen so lange zu bis der eine rechts, der andere links vom Stuhle fiel und der Hauptmann unter dem Tische lag.

Jetzt geschwind in den Stall, Bruder Stiefelschmer: da hab ich ein Paar blanke Rappen gesehen. Damit reiten wir in die Hauptstadt und lassen die Vögel in den Käfigt setzen. Die Leimruthen halten sie wohl so lange fest: dafür laß ich

die grünen Pomeranzen sorgen. Die andere Bande im Eiskeller sitzt auch auf dem Kloben: der König wird seinen Diener loben. Aber die alte Frau wollen wir erst in den Keller sperren, damit sie uns nicht einen Strich durch die Rechnung macht." Damit gieng es leichter als er gedacht hatte, denn die Alte hatte sich auch ein Bene gethan und lag nun und schlief wie ein Ast. Sie merkte es gar nicht als man sie aus dem Bette hob und im Keller wie einen Anker auf den Sattel zwischen zwei Fässer legte. Nun

Bruder Stiefelschmer,
Ist dir das Herz noch schwer?

Pfeifend und trällernd schwangen sich jetzt der Fleischer und Bruder Stiefelschmer auf die feistesten Rappen und ritten nach der Residenz. Am Thor trat sogleich die Wache ins Gewehr und präsentierte. Auch blieb hier und da Einer stehen und machte Front. Darum kümmerten sich aber die beiden nicht, sondern ritten weiter dem Schloßplatz zu. Vor dem Schloß wirbelten die Trommeln, die ganze Wachmannschaft sprang hervor, stellte sich in Reih und Glied und der Officier commandierte: Präsentiert's Gewehr! Bruder Stiefelschmer sah den Fleischer an, ob er auch überrascht sei; aber davon konnte er nicht die Spur gewahren. Als sie abstiegen und ins Schloß giengen, sagte der Fleischer: Einer von uns beiden muß der König sein. Wollen wir abschaffen? Nun Ich bins, sagte der Jäger. Aber Wer bist Du, mein Retter? — Ich bin der neuernannte Polizeipräsident und bitte um Gnade, Majestät, wenn

ich Ihr Incognito zu streng beobachtet habe. Nun war der König der Ueberraschte. Wie bist du aber im Eiskeller zurecht gekommen? wo du das Zeichen erfahren hast, fragte der König. Da hab ich mich für den neuen Hauptmann der andern Bande ausgegeben, der den König mit eigener Hand gefangen hätte. Darüber haben sie auch grüne Pomeranzen zu kosten gekriegt. Hab ich meine Sache gut gemacht? — Excellent hast das gemacht; ich lege dir hiemit den Titel bei; aber mit dem Gruß Bruder Stichlichmer wird mich Excellenz künftig verschonen und dazu reinen Mund halten. Krönen Sie nun Ihr Werk, Excellenz, nehmen Sie Mannschaft und ein Paar Leiterwagen und heben die beiden Nester aus. Es ist Platz genug in der Festveigkei.

11. Gedanken errathen.

Es war einmal ein König, der hatte einen einzigen Sohn, an dem er viel Kummer erlebte, denn er war ein Thunichtgut und Bruder Liederlich und keine Ermahnung wollte bei ihm fruchten. Der Vater ward es endlich müde und sprach zu ihm: „Ich kann dein Treiben nicht länger mit ansehen: hier hast du was von dem Erbtheil deiner Mutter noch übrig ist; damit zieh hinaus in die Welt; vielleicht wirst du klüger werden.“ Der Königssohn war es zufrieden, ließ sich zwei Pferde vorführen, packte Silber und Gold auf das eine, setzte sich selber auf das andere und ritt hinaus in die Welt. Hatte er bisher schon locker gelebt, so ließ er sich jetzt erst recht den Zügel schießen, da er sich vor seinem Vater nicht mehr zu scheuen brauchte. Die Schätze, die er bei sich führte, schienen ihm unerschöpflich, er verschwendete mit beiden Händen und meinte das sollte ewig so fortgehen. Doch machte er eines Tags die Entdeckung, daß es mit dem Golde zu Ende war und ihm nichts mehr übrig blieb als das Silber. Da kam er an einem Samstag in eine große Stadt, wo er über Nacht blieb. Am andern Morgen stand er früh auf und gieng nach der Kirche.

Als der Gottesdienst vorüber war, sah er vor der Kirchthür einen nakten Leichnam liegen, den alle Vorübergehenden anspieen, stießen und schlugen. Das kam ihm sehr grausam vor, er gieng hinzu und fragte den ersten Besten, warum der Todte so mißhandelt wurde. Da sagte man ihm, der Todte habe nichts als Schulden hinterlaßen, und werde nun so lange angespieen, gestoßen und geschlagen bis Einer käme, der seine Schulden bezahlte. Der Königssohn hatte Mitleid mit dem Todten und erklärte sich bereit, alle seine Schulden zu bezahlen, wenn man ihm den Leichnam überlaßen wollte. Als die Gläubiger das hörten, kamen sie gleich in dem Gasthause zusammen, schlugen ihre Bücher nach und stellten eine Rechnung auf, die sich so hoch belief, daß dem Königssohn, wenn er die Schuld tilgte, eben noch so viel übrig blieb, den Wirth zu befriedigen. Er zahlte aber Alles bis auf Heller und Pfennig und erhielt dafür den Leichnam. Den wickelte er in seinen Purpurmantel, band ihn auf sein lediges Pferd und ritt zum Thor hinaus. Gegen Mittag kam er in einen großen Wald: da ersah er sich einen stillen Platz unter einer hohen Eiche, grub mit seinem Schwerte ein tiefes Grab, senkte den Todten in seinem Mantel hinein und deckte das Grab mit den Händen wieder zu. Von der Eiche hieb er dann zwei Zweige, schälte sie und bildete ein Kreuz daraus: das steckte er auf den Grabhügel, kniete nieder und betete für die Seele des Verstorbenen. Alsdann sah er sich nach einem Mittagsmal um, denn von dem Ritt und der anstrengenden Arbeit fühlte er sich ganz erschöpft. Da fand

er einen Baum mit wilden Feigen; dabei floß ein Bach mit klarem Waßer: er aß und trank und meinte, es hätt ihm nie so wohl geschmeckt. Nun trieb er seine Pferde von der Weide, sattelte und zäumte sie und ritt seines Weges weiter. Als er vor den Wald kam, traf er einen Mann, der auf Jemand zu warten schien. Als der den Königssohn sah, ließ er sich ins Gespräch mit ihm ein, und als er hörte, er reise in die Welt ohne Zweck und Ziel, bot er ihm seine Begleitung an. Das war dem Königssohn recht, er bot dem Fremden sein lediges Pferd und so ritten sie zusammen. Unterwegs am Fuß eines Berges trafen sie ein altes Mütterchen, das unter der Last einer Holzbürde niedergesunken war. Helft mir auf! flehte sie. Da zog der Fremde ein Fläschchen hervor und goß der Alten ein Paar Tropfen auf die Zunge. Sogleich sprang sie selbst wieder auf, dankte ihnen und gieng wohlgemuth weiter unter ihrer Bürde. Aus dieser hatte aber der Fremde einige Reiser gezogen: daraus bildete er drei Ruthen. Da fragte der Königssohn: „Was willst du damit machen?" „Wir werden sie brauchen," versetzte der Fremde. Sie giengen weiter und kamen in die Mitte des Berges; da lag ein verwundeter Soldat, der sie kaum noch um Hülfe ansprechen konnte. Der Fremde zog wieder sein Fläschchen hervor, ließ den Soldaten trinken und goß einen Tropfen auf seine Wunde. Da stand er gleich frisch und munter auf den Füßen; die Wunde aber war vernarbt. Dankbar bot der Soldat seinem Retter Hab und Gut zu Lohn; aber dieser verlangte nichts als sein Schwert. Das gab der Soldat

ihm herzlich gern und fügte tauſend Dank hinzu. Was willſt du nur damit machen? fragte der Königsſohn wieder. „Wir werden es brauchen, war die Antwort. Nun kamen ſie auf die Höhe des Berges: da lag ein kranker Rabe. Dem iſt nicht mehr zu helfen, ſagte der Fremde und hieb ihm den Kopf ab. Dann trennte er beide Flügel von dem Rumpfe und ſteckte ſie zu ſich. Der Königsſohn fragte zum drittenmal: Was willſt du nur damit?" Wir werden ſie brauchen, erwiederte der Fremde.

Als ſie nun den Berg hinab kamen, lag da eine große Stadt. Da ſahen ſie das Volk zuſammen laufen, denn eben ließ der König öffentlich ausrufen, wer dreimal die Gedanken ſeiner Tochter errathen könne, ſolle ſie zur Gemahlin erhalten und nach dem Tode des Vaters das Königreich erben. Wer ſich aber melde und nicht alle Aufgaben zu löſen wiße, habe das Leben verwirkt. Da lachten die Leute und ſprachen: den müßte der Hals wohl übel jucken, der das noch ferner verſuchen wolle, nachdem es ſo vielen mißglückt ſei. Damit wieſen ſie auf die Gitterſtäbe vor der Burg, wo ſchon neun und neunzig Köpfe aufgepflanzt ſtanden. Aber der Fremde ſprach zu dem Königsſohn: Höre, du muſt die Gedanken der Königstochter zu errathen ſuchen. Da weigerte ſich der Königsſohn und ſprach: Soll ich das Hundert voll machen? Aber der Fremde ſprach ihm Muth ein: Verlaß dich auf mich, ich werde dir beiſtehen. Alſo meldete ſich der Königsſohn und erhielt mit ſeinem Begleiter Aufnahme in der königlichen Burg. Am andern Morgen

ſollte er ſeine Probe ablegen: davor hatte er ſolche Angſt, daß er Trank und Speiſe unberührt ließ. Da ſprach der Fremde:

Iß und trink wohlgemuth;
Dein Leben ſteht in hoher Hut.

Da griff der Königsſohn zu und genoß Trank und Speiſe. Dann gieng er nach des Fremden Rath zu Bette; aber die Sorge ließ ihn nicht ſchlafen. Der Fremde ſprach:

Schlaf du bis an den Morgen;
Laß mich dein Gut beſorgen.

Da ſchlief der Königsſohn ein.

In der Nacht öffnete die Königstochter das Fenſter und flog nach einem nahen Berge: da wohnte ein Zauberer, bei dem ſie ſich Raths zu erholen pflegte. Der Fremde hörte das Fenſter klingen: da band er ſich die Rabenflügel an, nahm eine von den drei Ruthen in den Schnabel und flog ihr ungeſehen nach. Als die Königstochter an den Berg kam, hatte der ſich aufgethan: da flog ſie hinein und hinter ihr drein der Rabe. Da war eine große weite Höhle: hinten an der Wand auf einem Pferdegerippe als Thron ſaß der alte Zauberer, ein kleiner häßlicher Kerl mit dickem Kopf und langem Bart. Neben ihm ſtanden lange Stäbe und auf jedem Stab ein Kohlkopf; das ſtellte die Bedienung vor. Als die Königstochter hinein kam, verneigten ſich die Kohlköpfe dreimal; der alte Zauberer aber ſtieg von ſeinem Thron ſie zu begrüßen; dann hieß er ſie zu ſeiner Rechten niederſitzen. „Was bringſt du Neues, meine Tochter?“ „Es iſt wieder ein Bewerber

angekommen," ſagte ſie, „helft mir ein ſchweres Wort aus-ſuchen, das er errathen ſoll." — „Ja, meine Tochter," ſprach der Zauberer. Gieb ihm das Wort Brot auf: das räth er nicht." Die Königstochter dankte ihm und beurlaubte ſich; die Kohlköpfe verneigten ſich dreimal. Der alte Zauberer aber gab ihr das Geleit und flog mit ihr bis zu ihrem Schloße; hinter beiden drein aber der Rabe, der Alles mit angehört hatte. Draußen aber nahm er ſeine Ruthe und peitſchte wacker auf beide los. Hu! rief ſie, wie es hagelt! Vor dem Schloß nahm der alte Zauberer Abſchied und flog zurück; ſie aber flog durch das Fenſter in ihr Gemach und der Fremde gieng zu dem Königsſohn, der in tiefem Schlummer lag.

Am Morgen war im Schloße große Verſammlung. Auf dem Throne neben dem König ſaß die Königstochter; vor ihr ſtand der Königsſohn und ihm zur Seite der Fremde. Da begann die Königstochter und gebot ihrem Freier das Wort zu nennen, woran ſie dächte. Sage „Brot," flüſterte der Fremde. Brot, ſtotterte der Königsſohn. Die Königstochter erblaßte und bekannte, er hätte es gerathen. Da klatſchte die ganze Verſammlung dem Königsſohn Beifall. Aber die Königstochter erhob ſich bedroth vor Zorn und rief: Heute iſt es dir gelungen; aber freue dich nicht zu früh, morgen muſt du ſterben!

Am Abend ward der Königsſohn noch beſſer bewirthet als geſtern; aber der Braten wollte ihm nicht ſchmecken, der Wein nicht munden. Die Worte der Königstochter: Morgen

muſt du ſterben! hallten ihm in den Ohren wieder. Da ſprach der Fremde:

Iß und trink wohlgemuth,
Dein Leben ſteht in hoher Hut!

Da griff der Königsſohn zu und labte ſich. Auf des Fremden Rath legte er ſich auch zu Bette; aber der Schlaf mied ihn. Endlich ſprach der Fremde:

Schlaf du bis an den Morgen:
Laß mich dein Heil beſorgen.

Da ſchlief der Königsſohn ein.

In der Nacht, als das Fenſter wieder klang, legte der Fremde die Rabenflügel an, nahm aber dießmal zwei Ruthen mit. So flog er hinter der Königstochter her in den Berg, wo die Kohlköpfe ſich dreimal vor ihr verneigten. Was bringſt du Neues? meine Tochter, fragte der alte Zauberer. Böſe Zeitung, ſprach die Königstochter. Der Freier hat meine Gedanken errathen. Oder giebt es hier Verräther? — „Meine Leute ſind treu," ſprach der alte Zauberer. „So ſagt mir, woran ich morgen denken ſoll." Da rieth ihr der Zauberer, an ihr goldenes Halsgeſchmeide zu denken. Dann flog er mit ihr bis an das Schloß, hinter Beiden drein aber der Rabe, der mit den Ruthen jämmerlich auf ſie losſchlug. Hu! rief die Königstochter. Huhu! wie das klatſcht! Damit nahm ſie Urlaub von dem Zauberer und flog in die Burg zurück. Der Fremde aber gieng zu dem Königsſohn, der ſchon in tiefem Schlafe lag.

Am Morgen ſaß die Königstochter neben dem König auf

dem Ihren und blickte zornig auf den Freier, der neben dem Fremden vor ihn ſtand. Schicke deinen Begleiter hinweg, ſprach ſie höhniſch: du biſt ſo weiſe, du brauchſt keinen Einflüſterer. Der Fremde zog ſich zurück; er hatte aber dem Königsſohn ſchon Beſcheid geſagt. Rathe jetzt, woran ich denke, gebot die Königstochter. An dein goldenes Halsgeſchmeide, rieth der Königsſohn. Die Königstochter ward bleich und roth und bekannte beſchämt, er hätte es errathen. Lauter Jubel gieng durch die Verſammlung. Alles jauchzte dem Königsſohn Beifall, und erfreyte ſich im Preiſe ſeines Scharfſinns. Aber die Königin rief: „Noch Keinem iſt es gelungen, meine Gedanken zum andernmal zu errathen. Aber wehe dir, wenn du dir morgen nicht gleich bleibſt. Auf Gnade haſt du nicht zu hoffen. Ich will auf Martern ſinnen, deine Todesqual zu ſchärfen.“

Am Abend mundete dem Königsſohn nicht Trank noch Speiſe, obwohl man ihn noch reichlicher und köſtlicher bedienen ließ. Die Drohung der Königstochter, noch mehr aber die nahende Entſcheidung über ihren Beſitz preßte ihm das Herz zuſammen. Aber der Fremde ſprach: Du kennſt doch jetzt die Macht meines Beiſtands. Darum

Iß und vertraue wohlgemuth
Dein Glück, dein Leben hoher Hut.

Da nahm der Königsſohn Trank und Speiſe. Auf den Rath des Fremden verſuchte er auch zu ſchlafen; aber kein Schlummer wollte auf ſeinen Augenliedern weilen. Endlich ſprach der Fremde:

Schlaf feſt bis an den Morgen;
Laß mich dein Heil beſorgen.

Da ſchlief der Königsſohn ein.

Um Mitternacht, als er das Fenſter klingen hörte, legte der Fremde die Rabenflügel an, nahm aber dießmal alle drei Ruthen mit und umgürtete ſich mit dem Schwerte. Der alte Zauberer war ſehr erbost, als ihm die Königin klagte, der Freier habe auch dießmal ihre Gedanken errathen. Er ſtieß die Kohlköpfe von ihren Stangen und ſchleuderte ſie den Berg hinab. Folge mir jetzt, meine Tochter, ſprach er zu ihr, und denke an mein Haupt: das wird er ganz gewiß nicht rathen. Da erhob ſich die Königstochter und der Alte gab ihr Geleit bis an ihr Schloß. Unterwegs peitſchte der Fremde mit den drei Ruthen ſo unbarmherzig auf ſie Beide los, daß die Königstochter jammerte. Huhu! rief ſie, welch Schloßenwetter! Huhu! wie das peitſcht! Als ſie an den Berg kam, flog ſie durch das Fenſter, und der Zauberer wandte ſich zurück nach dem Berge; aber der Fremde ſetzte ihm nach und holte ihn bald ein. Dann faßte er ihn beim Schopfe und hieb ihm mit dem Schwerte das Haupt ab: damit flog er zurück in die Burg und hüllte es in ein Tuch; unterdes lag der Königsſohn in tiefem Schlafe.

Am Morgen, als er zur Verſammlung gieng, gab er das Tuch dem Königsſohn und ſagte: Wenn die Königstochter fröge, woran ſie jetzt dächte, ſollte er das Tuch ſtillſchweigend zurückſchlagen und ſie und alle Welt ſchauen laßen, was es verhülle. Da giengen ſie in den Saal, wo die Königstochter hochzeitlich

geschmückt und von Schönheit strahlend an des Königs Seite saß. Da hub die Königstochter an: Rathe nun, wenn du kannst, woran ich denke. Der Königssohn schwieg, entfaltete aber das Tuch und zeigte ihr und der ganzen Versammlung des Zauberers Haupt. Da fuhr ein Grausen durch den Saal, die Königstochter stieß einen lauten Schrei aus und der Königssohn selbst ließ das Tuch mit dem Kopf vor Entsetzen fallen. Der Fremde allein blieb ruhig, hob das Haupt an dem langen Barte empor und schleuderte es zum Fenster hinaus in den Burggraben. Als die Königstochter sich erholt hatte, stieg sie mit ihrem Vater vom Throne und dieser legte ihre Hand in die des Königssohns. Alles Volk jauchzte ihm Beifall und freute sich, daß die Königstochter endlich besiegt war.

Als der Lärm schwieg, zog der Fremde den Königssohn bei Seite und sprach: Nun sollst du auch hören, wer ich bin. Sieh, ich bin der Geist des Todten, dem du durch ein ehrliches Begräbniss zur ewigen Ruhe verholfen hast. Ich durfte dich noch so lange begleiten bis ich dir deinen Dienst vergolten hatte. Nun aber lebe wohl. Mit diesen Worten verschwand er.

Der Königssohn nahm nun die Königstochter zur Gemahlin und nach dem Tode seines Vaters fiel ihm das Reich zu. Als sein Vater vernahm, wie es ihm ergangen sei, freute er sich seiner Besserung und seines Glücks, und gab ihm sein Reich noch dazu.

12. Der verwünſchte Eſel.

Es war einmal ein junger Taugenichts, der ſtak aller Teufeleien voll und hatte ſein Leben nichts gethan als was Gott und alle Rechtſchaffenen verdroß. Zuletzt durfte er ſich unter den ehrlichen Leuten nicht mehr ſehen laßen und nahm ſich vor unter die Spitzbuben zu gehen. Da lief er in den Wald zu einer Räuberbande und ſagte, er hätte auch ihre Profeſſion gelernt, ſie ſollten ihn unter ſich aufnehmen. Sie ſagten Ja, er müſte aber erſt ſein Probeſtück machen. Da kam juſt ein Bauer durch das Holz, der zog einen Eſel hinter ſich her. Da ſagten die Räuber: Geh hin und nimm dem Bauer den Eſel weg, daß er nichts davon merkt. Da gieng er ſachte hinter dem Bauer her und ſtreifte dem Eſel den Halfterzaum vom Kopf, that ihn ſich ſelber um und ließ den Eſel ins Holz laufen, wo ihn die Räuber fiengen. Merkte denn der Bauer nichts? Bewahre. Der Bauer ſchritt immer zu durch das Holz und der Dieb an dem Strange hinter ihm her; als er es aber müde ward, blieb er ſtehen und ſagte: Ach, lieber Herr, ſchenkt mir die Freiheit! Der Bauer ſah ſich um und erſchrak gewaltig, als er ſah, daß er einen Menſchen am Zaum

hatte. Herr Je, rief er, ich meinte, du wärst ein Esel. Wie kommt es, daß du auf einmal ein Mensch bist? — Ach Herr, als ich ein kleiner Junge war, hab ich kein Gut gethan und hab immer Karten gespielt: da hat mich meine Mutter auf sieben Jahre in einen Esel verwünscht: schenkt mir doch die Freiheit! Da sagte der Bauer: Was soll ich mit dir machen? ich kann dich ja doch nicht mehr für einen Esel brauchen, und ließ ihn gehen. Da kam er zu den andern Spitzbuben und fragte, ob er sein Probestück gut gemacht hätte? Sie sagten Ja; er müßte aber morgen auf den Markt, den Esel zu verkaufen. Der Bauer aber gieng nach Haus und sagte zu seiner Frau: Denk an, unser Esel ist unterwegs zu einem Menschen geworden, denn seine Zeit war um. Hab ich dirs nicht immer gesagt, versetzte die Frau, unser Esel wär ein klug Thier, und hätte mehr Verstand als mancher Mensch. Nun must du morgen auf den Markt einen neuen zu gelten. Aber nimm dich in Acht, daß dirs nicht wieder so geht. Am andern Morgen gieng also der Bauer auf den Markt, einen neuen Esel zu kaufen. Wie er dahin kam, standen da viel Esel in einer Reihe und wie er recht zusah, war auch sein alter Esel darunter. Der Bauer fieng an zu schmunzeln und dachte bei sich: Mit dem wird heute wieder Einer betrogen. Da wies er mit Fingern auf ihn und sagte: Wer den kennt, der kauft ihn nicht. Mehr will ich nicht sagen. Damit gab er dem Esel Eins über den Rückstrang und raunte ihm ins Ohr: „Sag, hast du wieder Karten gespielt? Mich sollst du nicht wieder anführen.“

13. Text und Gloſſe.

Ein reicher Müller im Baierland ſchickte ſeinen Sohn auf die Hochſchule zu Ingolſtadt, die Rechte zu ſtudieren. Das währte drei Jahre und koſtete dem Müller ein rundes Sümmchen Geld. Dafür dachte er aber, wird mein Sohn auch was Nützes gelernt haben. Als er nun wieder nach Hauſe kam, beſchwerte ſich der Alte über das viele Geld, das der Herr Sohn verſtudiert habe. Gleichwohl ſagte er, gäbe ich mich gerne zufrieden, wenn ich wüſte, daß es wohl angelegt wäre. Zeige mir einmal deine Bücher her. Da trug der Student ein ſchweres Buch herbei, das der Codex hieß. Darin war die Schrift in der Mitte grob, aber rings umher lief kleine feine Schrift. Da fragte der Müller: Was ſoll die doppelte Schrift bedeuten? Der Sohn verſetzte: Die grobe Schrift in der Mitte iſt der Text und die feine Schrift umher iſt die Gloſſe. Der Müller ſagte: Latein verſteh ich nicht, ſag mirs zu deutſch. Da ſagte der Sohn: Der Text iſt das Geſetz, das die Kaiſer gegeben haben, Recht danach zu ſprechen. Hernach haben aber die Gelehrten darüber geſchrieben wie man es verſtehen ſolle

und bei Gerichten damit umgehen, ein Jeder nach ſeinem Verſtande, ein Langes und Breites. Das nennt man die Gloſſe. Der Müller ſchwieg, obwohl es ihm nicht gefiel und ſprach: Dieſen Mittag biſt du bei deinem Oheim, dem Pfarrer, zu Tiſch: der wird mit dir zu Latein converſieren, daß ich höre, wie du Geld und Zeit angewandt haſt. Während der Sohn nun beim Pfarrer zu Tiſche ſaß und ſich auf den Zahn fühlen ließ, nahm der Müller das Buch, das ad marginem gloſſiert war, zeichnets mit der Röthelſchnur ab, nahm das Zimmerbeil und hieb die Gloſſe rund herum glatt hinweg; den Text aber ließ er ſtehen. Als der Sohn wiederkam und das Tentamen bei ſeinem Oheim, dem Pfarrer, wohl beſtanden hatte, ſah er das Buch auf dem Tiſch liegen. Da ſchrie er Ach und Weh! Vater, warum habt ihr mir mein beſtes Buch verderbt? Da ſprach der Müller: Ich hab es nicht verderbt, ſondern erſt gut gemacht, den Text und die Wahrheit ſtehen laßen, und die Lügen der Gelehrten hinweggebauen. Ach Vater, ſagte der Student, von der Wahrheit kann ich nicht leben: wenn ich nicht auch Liſt und Ränke kenne, Einreden und Widerreden, eine böſe Sache zu ſchmücken und die Gegenpartei zu verdrucken, ſo kommt mir kein Brot ins Haus. Da gerieth aber der Müller in Zorn und ſprach: Solcher Kunſt achten wir Dorfleute wenig und beſitzen doch unſer Gericht unter dem Himmel bei den Linden, wo wir nach der wahren Gerechtigkeit ſprechen und in kurzer Zeit ein Urtheil finden, wozu ihr oft lange Zeit braucht und die Sache hinſchleppt, um euern Gewinn ſtatt des gemeinen Nutzen zu ſuchen,

daher es wahrhaftig iſt wie das Sprichwort ſagt, daß ihr Juriſten nicht gute Chriſten ſeid. Haſt du nur Liſt und Ränke gelernt und weiſt mit der Wahrheit nicht umzugehen, ſo will ich keinen Pfennig mehr auf dich wenden. Beßer du ernährſt dich wie ich mit deiner Hände Arbeit und läßt deine Juriſterei fahren als daß deine Seele Schaden nehme.

14. Der eiſerne Johann.

Einem alten Gedienten träumte, wenn er ſeinen Abſchied nähme, könnte er ſein Glück machen. Da gieng er am Morgen zu ſeinem Hauptmann und bat um ſeinen Abſchied. Es war eben Friede geſchloßen und der König brauchte keine Soldaten mehr. Da ſagte der Oberſt: „Wenn du abgehen willſt, ſo geh in Gottes Namen, ich kann dich nicht halten,“ und gab ihm ſeinen Abſchiedsbrief und einen alten Torniſter, aber keinen Heller Geld auf die Reiſe. Da nahm er den Weg zwiſchen die Beine und als er den erſten Tag müde gelaufen war, kam er am Abend in einen großen Wald. Da dachte er das Schlafgeld zu ſparen und auf einem Baum zu übernachten, wenn er anders kein Unterkommen fände. Als er aber auf den Baum ſtieg, ſah er in der Ferne ein kleines Licht, ſtieg wieder hinab und gieng darauf zu bis er an ein kleines Häuschen kam. Getroſt klopft er an: da macht ihm ein altes Weib auf und bietet ihm freundlich guten Abend und ſagt, wenn er wolle, könne er ſein Glück machen. Ei, denkt er bei ſich, wird dein Traum ſo bald wahr? ſollſt du hier ſchon gleich dein Glück machen! Da bringt ihm das alte Weib Eßen und Trinken, als

hätt es ſchon für ihn bereit geſtanden. Wie er ſich nun ſatt gegeßen und getrunken hat, nimmt ſie einen Korb und ein langes Seil und ſagt, nun ſollt er mit ihr gehen und thun was ſie ihm ſage. Sie giengen alſo aus dem Häuschen in den Wald bis vor einen alten verfallenen Brunnen. Da ſagte ſie, er ſollte ſich in den Korb ſetzen, ſie wollt ihn an dem Seil hinunterlaßen. Sie beſchrieb ihm auch Alles, was er unten zu thun hätte. Zuerſt käm er in einen Garten, da ſollt er hindurch gehen bis er vor das Schloß käme. Vor dem Schloß ſtünde ein eiſerner Mann Schildwacht, vor dem ſollt er ſich aber gar nicht ſcheuen, der thät ihm nichts. Er ſollte alſo in das Schloß gehen und gradaus in einen Saal: da würde ein Wachsſtock auf dem Tiſche ſtehen. Den ſollte er nehmen und gleich wieder zu ihr zurückkommen. Der Soldat that Alles, wie ſie ihn geheißen hatte, gieng durch den Garten an das Schloß, wo der eiſerne Mann Schildwacht ſtand. An den kehrte er ſich aber nicht, ſondern gieng durch das Thor in den Saal: da ſtand der Wachsſtock auf dem Tiſche. Die Thüren der Nebenſäle ſtanden auch offen. Er gieng in den erſten: der lag ganz voller Silber. Ei, dachte er, da könnte er ſich ſeinen Torniſter voll ſcharren, das wäre beßer als der Wachsſtock. Wie er ſeinen Torniſter voll hat, ſieht er auch in den andern Saal: der lag ganz voller Gold. Da geht er zurück, ſchüttet das Silber wieder aus und füllt ſich den Torniſter mit Gold. Als er nun in den dritten Saal ſieht, liegt der ganz voll Perlen und Edelgeſtein. Da geht er zurück, ſchüttet das Gold wieder aus und füllt ſich

den Tornister mit Perlen und Edelsteinen. Nun denkt er, habe er lebenslang sein Auskommen. Indem er nun durch die drei Nebensäle zurückgeht in den Hauptsaal, sieht er in jedem Nebensaal eine Harfe hängen. Die gefielen ihm sehr wohl; weil sie aber zu groß waren zum Mitnehmen, ließ er sie hängen. Auch fiel ihm jetzt erst ein, die Alte habe ihn doch geheißen, den Wachsstock zu holen: er nahm ihn also vom Tische und kam durch den Garten an den Brunnenschacht, wo der Korb herabhieng. Er setzte sich hinein und schüttelte an dem Seile: da zog ihn die Alte hinauf. Wie er nun bald oben ist, ruft sie ihm zu, ob er auch den Wachsstock hätte. Ja, den hätte er in der Hand. Da zog sie ihn so hoch hinauf, daß sie den Wachsstock annehmen konnte. Wie sie ihn aber hat, läßt sie das Seil los und will ihn hinunterstürzen. Er fieng sich aber mit Händen und Füßen an den Steinen und kletterte mit großer Mühe aus dem Brunnenschacht. Wie er nun droben war, ward er ärgerlich über die Alte, daß sie ihn hatte fallen lassen wollen, lief ihr nach, denn sie hatte sich gleich mit dem Licht davon gemacht, kriegte sie zu fassen, nahm ihr den Wachsstock und prügelte sie butterweich, daß sie kein Glied mehr rühren konnte. Dann nahm er den Wachsstock, steckte ihn in seinen Tornister und gieng ganz fröhlich davon, denn er hatte nun Geld genug und meinte, sein Glück wär schon gemacht. Am Abend kam er in eine große Stadt, es war die Hauptstadt des Landes. Da gieng er in das vornehmste Wirthshaus, dem königlichen Schloß gerade gegenüber, und fragte den Kellner, ob er da

logieren könnte. Als der Gastwirth sah, daß er so zerrissen aussah mit dem Torniſter auf dem Rücken, kam er herbei und sagte: Hier logieren keine gemeine Soldaten, nur reiche Grafen und Herren. Da tastete er in seinen Torniſter und holte eine Hand voll Gold heraus. Da spannte der Wirth gleich andere Saiten auf und fragte ganz höflich, welche Nummer er haben wollte. Der Soldat sagte, das wär ihm gleich, wenn er nur ein recht schönes Zimmer hätte mit der Aussicht nach dem königlichen Schloß. Das beste könnte er haben, sagte der Wirth, das im ganzen Hause wäre. Nun logierte er da einige Zeit und ließ sich schöne Kleider machen und lebte flott wie ein Cavalier und meinte, sein Schatz könnte gar kein Ende nehmen. Es gieng aber doch bald zur Neige. Da saß er eines Abends noch spät auf seinem Zimmer und hatte noch keine Lust schlafen zu gehen, denn die Königstochter lag ihm im Sinne, die er aus seinem Fenster gesehen hatte. Sein Licht war ihm aber ausgebrannt, und weil es schon so spät war, daß Alles schlafen gegangen war, muste er im Dunkeln sitzen. Da fiel ihm ein, er hätte ja den Wachsstock in seinem Torniſter: den wollte er anzünden. Wie nun das Licht brennt, steht der eiserne Mann vor ihm, der im Garten vor dem Schloß Schildwacht gestanden hatte, und fragt: Was befehlen Euer Majestät? Wie? sagte er, ich habe euch nichts zu befehlen. Ja, sagte der eiserne Mann, was Euer Majestät befehlen, das muß ich thun. Wenn das ist, sagte er, so holt mir die Harfe, die im Schloß im ersten Nebensaal hängt. Nun dauerte es nur einen Augenblick, so

hatte er die Harfe. Da fragte er den eiſernen Mann nach ſeinem Namen; der ſagte, er heiße der eiſerne Johann, und was er ihm befehlen würde, das könnte er Alles ausrichten, und ſo lange das Licht brennte, wäre er bei ihm und ſo wie es aus wäre, wieder vor dem Schloß. Nun dachte er, dann iſt es gut, blies das Licht aus und legte ſich ſchlafen. Am andern Morgen nahm er die Harfe, ſetzte ſich an das offene Fenſter und fieng an zu ſpielen und Alles, was er dachte, das ſpielte die Harfe. Das hörte gegenüber die Königstochter und hätte ihm die Harfe gern abgekauft, denn ihr Klang war wie das reinſte Silber. Sie ſchickte auch gleich hinüber und ließ fragen, was er für die Harfe begehrte. Er gab zur Antwort, zu verkaufen wäre ſie nicht; wenn ihn aber die Königstochter beſuchen käme, wollte er ſie ihr ſchenken. Die Königstochter mochte nicht ſelber kommen, ſchickte aber eins ihrer Kammermädchen, die ſollte ſich die Harfe von ihm ſchenken laßen. Er hatte aber mit dem Wirth abgeſprochen, wenn die Königstochter ſelber käme, ſollte er ihr mit zwei Lichtern heraufleuchten; der Kammerjungfer nur mit einem. Die Königstochter hatte dem Kammermädchen hundert Thaler verſprochen, wenn ſie ihr die Harfe brächte. Nun kam ſie am Abend zu ihm und blieb bis zum andern Morgen: da gab der Soldat ihr die Harfe mit. Die Königstochter war ſehr erfreut und gab dem Kammermädchen ſogleich die hundert Thaler. Sie fragte auch, wie es ihr bei dem Junker gefallen hätte? O ganz wohl, ſagte ſie, ſie habe ganz ungeſtört neben ihm liegen dürfen.

Vor Tiſche zündete der Soldat ſeine Kerze wieder an: ſogleich ſtand der eiſerne Johann vor ihm und fragte: Was befehlen Euer Majeſtät? Da gebot er ihm, die Harfe aus dem andern Nebenſaal herbeizuholen. Sogleich hatte er ſie, ſetzte ſich ans Fenſter und fieng an zu ſpielen: da lautete dieſe noch ſchöner als die erſte, ihr Klang war wie das reinſte Gold. Nun hörte das die Königstochter und ſchickte wieder hin zu fragen, was er für die Harfe begehrte. Da ließ er ſagen, er verkaufe ſie nicht; wenn aber die Königstochter ihn beſuchen käme, wollte er ſie ihr ſchenken. Die Königstochter mochte aber noch nicht ſelber gehn, und ſchickte wieder eine ihrer Kammermädchen, der ſie tauſend Thaler verſprach, wenn ſie ihr die Harfe brächte. Am Abend leuchtete ihr der Wirth mit Einem Licht herauf; am Morgen bekam ſie die Harfe und brachte ſie der Königstochter, die ihr gleich tauſend Thaler zahlte, und fragte, wie es ihr bei dem Junker gefallen hätte? O, ſagte ſie, ganz wohl, ſie habe ſo ungeſtört ſchlafen können wie in ihrem eigenen Bette.

Am Morgen zündete der Soldat den Wachsſtock wieder an: der eiſerne Johann erſchien ſogleich und muſte nun die dritte Harfe holen. Als er die hatte und am Fenſter ſeines Herzens Gedanken darauf ſpielte, klang ſie noch zehnmal ſchöner als die andern, die Töne waren wie Perlen und Diamanten. Die Königstochter war ganz außer ſich vor Entzücken. Sogleich ſchickte ſie und ließ fragen, was er für die Harfe begehrte. Er gab zur Antwort, verkaufen wollte er ſie nicht, ſie ſolle ſie aber geſchenkt haben, wenn ſie ihn beſuchen käme. Da dachte

die Königstochter, ihre Kammermädchen hätten ungestört geschlafen, mithin könne sie das Geld wohl selbst verdienen. Wie sie nun am Abend kam, leuchtete ihr der Wirth mit zwei Wachskerzen hinauf, und am andern Morgen, als sie von ihm gieng, gab er ihr die Harfe zum Geschenk. Sie hatte aber die Nacht doch nicht ganz ungestört geschlafen und nach einiger Zeit fühlte sie sich unwohl und klagte es ihrem Vater. Als der König das hörte, ward er sehr aufgebracht und ließ sogleich den Soldaten rufen: der ließ ihm aber sagen, wenn der König mit ihm zu sprechen hätte, möchte er sich gefälligst zu ihm bemühen. Da hatte er den Tag über Frieden; in der Nacht aber, als er schlief, stiegen des Königs Trabanten zum Fenster hinein, banden ihm Hände und Füße und warfen ihn ins Zuchthaus. Da hörte er vor seiner Kammer eine Schildwacht auf und abgehen: der versprach er zwei Louisdors, wenn er zu seinem Wirth gienge und das Stümpfchen Wachslicht holte, das auf seiner Stube gestanden hätte. Die Wache dachte, das Geld wäre leicht zu verdienen und brachte ihm das Stümpfchen Licht und Cigarren und Schwefelhölzchen dazu. Wie er nun allein war, zündete er das Licht an und sogleich stand der eiserne Johann da und fragte: Was befehlen eure Majestät? Da sagte er, er sollte das Zuchthaus und das ganze königliche Schloß zusammenbrechen; dem König und seiner Tochter aber nichts zu Leide thun. Das that der eiserne Johann und schlug Alles zusammen, daß kein Stein auf dem andern blieb. Der Soldat aber gieng ruhig in sein Wirthshaus und bezog die alte Stube. Als der König sah,

daß er nichts mit ihm ausrichten könnte, ließ er ihm sagen, er sollte kommen, der König wollte ihm seine Tochter und das halbe Königreich geben. Er ließ aber zurücksagen, wenn ihm der König etwas zu sagen hätte, er wohnte noch, wo er gewohnt hätte. Da kam der König und brachte ihm seine Tochter und bot ihm das ganze Königreich, wenn er sogleich mit ihr Hochzeit machte. Das konnte er sich schon gefallen laßen, und machte sogleich Hochzeit. Dann zündete er sein Licht wieder an und befahl dem eisernen Johann, das Schloß mit dem Garten und das ganze versunkene Königreich unter der Erde wieder heraufzubringen, daß es wieder stünde, wo es früher gestanden hätte. Das that der eiserne Johann und kam dann zurück und sagte, das Schloß stünde auf der Erde wieder am alten Fleck: nun bäte er ihn aber, daß er mit ihm gienge vor das Thor des Schloßes. Wie sie dahin kamen, hob der eiserne Johann vor der Schwelle einen schweren Stein aus der Erde: darunter lag ein Schwert. Mit dem Schwert, sagte der eiserne Johann, müße er ihm den Kopf abhauen, so würde er erlöst. Der neue König meinte, das könnte er doch nicht thun, nachdem er ihm so treu gedient hätte. Aber der eiserne Johann sagte, das müße er thun, damit er ein Kind der ewigen Seligkeit würde, ihm aber das ganze Königreich zufiele. Da that er ihm seinen Willen und ward König über beide Länder, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch

15. Wie ein Bauer beten lernte.

Ein reicher Bauer gieng zur Beichte. Der Beichtvater gab ihm zur Buße, sieben Vaterunser zu beten. Beten könne er nicht, sagte der Bauer: er habe es oft lernen wollen, aber nie behalten mögen. Ob er denn auch nicht lesen und schreiben gelernt habe? Nein, sein Vater hätte ihn nicht zur Schule gehalten. Wie behaltet ihr es denn, fragte der Beichtvater, wenn ihr Geld oder Korn ausleiht? Ei, sagte der Bauer, das vergeße ich nicht. Wollt ihr denn zu eurer Buße haben, fragte der Beichtvater, den armen Leuten Korn zu leihen mit dem Beding, daß sie es nach der Ernte zurückgeben? Ja, sagte der Bauer, das bin ich zufrieden. Tags darauf schickte ihm der Beichtvater einen armen Mann zu, den er nicht kannte; der sprach zu ihm: Euer Beichtvater hat mich zu euch geschickt, ihr sollt mir zwei Sester Korn leihen bis zur Ernte. Der reiche Bauer fragte: Wie heißt ihr denn? Vater unser. Und mit dem Zunamen? Der du bist im Himmel. Da gab ihm der Bauer die zwei Sester Korn. Einige Tage darauf kam ein anderer, der nannte sich: Geheiliget werde dein Name, mit dem Zunamen: Zu uns komme dein Reich. Dem lieh er

auch ein Paar Seſter. Bald darnach kam Einer, der hieß: Dein Wille geſchehe, mit dem Zunamen: wie im Himmel alſo auch auf Erden. Und ſo gieng es fort bis zum Amen. Darnach beſuchte ihn der Beichtvater und fragte, ob er noch nicht beten gelernt hätte. Nein, ſagte der Bauer, wer hätte michs lehren ſollen? Habt ihr denn auch kein Korn ausgeliehen? fragte der Beichtvater. Das hab ich wohl, ſagte der Bauer. Wie hießen denn eure Schuldner? Der Erſte hieß: Vater unſer der du biſt im Himmel; der andere: Geheiliget werde dein Name, Zu uns komme dein Reich u. ſ. w. Da ſagte der Beichtvater: Nun nennt mir einmal eure Schuldner hintereinander. Da ſagte der Bauer das ganze Vaterunſer her. Der Beichtvater fieng an zu lachen. Warum lacht ihr, Herr? fragte der Bauer. Darum, ſagte der Beichtvater, weil ihr beten könnt und wißt es nicht. Das iſt ja das ganze Vaterunſer. Als der reiche Bauer das hörte, war er nicht wenig verwundert, freute ſich aber doch noch mehr, daß er nun beten könne und ſchenkte den armen Leuten das geliehene Korn.

16. Wie viel ein Vaterunser werth ist.

Ein Bischof fand einen armen Menschen auf der Straße, dessen erbarmte er sich, räumte ihm eine Wohnung ein in seinem Hof und versprach ihm seine tägliche Nahrung zu geben so lange er lebte; doch sollte der Arme täglich ein Vaterunser für ihn sprechen, damit ihn Gott vor allem Uebel bewahre: das versprach der Arme. Da befahl der Bischof seinem Schaffner, dem Armen fortan täglich seine Nahrung zu reichen. Das geschah und der Arme sprach auch täglich ein Vaterunser für den Bischof, daß ihm kein Uebel wiederfuhr. Das währte bis der Bischof eine Reise nach Rom antreten mußte; da geschah es eines Tags, daß der Schaffner vergaß, dem Armen seine Speise zu reichen. Da ließ der arme Mann das Vaterunser unterbleiben und sprach es nicht für den Bischof. An demselben Tage gerieth der Bischof in so große Noth, daß er fast ertrunken wäre, und kam auch nicht ohne großen Schaden davon. Diesen Tag merkte sich der Bischof wohl. Darnach, als er wieder nach Hause kam, fragte er den armen Mann, ob er auch alle Tage das Vaterunser für ihn gesprochen hätte. Ja, sagte der arme Mann, alle Tage, nur Einen Tag nicht. Da

unterließ ich es, weil mir der Schaffner meine Nahrung nicht reichte. Da ward der Bischof zornig und sprach zu dem Schaffner: Ihr habt mir großen Schaden gethan, den sollt ihr mir ersetzen. Der Schaffner sagte: Herr, erzürnt euch nicht wider mich eines Vaterunsers wegen, ich will es euch gerne bezahlen. Sagt nur, was ihr dafür haben wollt. Ich verlange nicht mehr, sagte der Bischof, als was es werth ist: fahrt gen Rom und fragt nach, wie viel ein Vaterunser werth sei. Der Schaffner muste nach Rom fahren und den Pabst fragen, wie viel ein Vaterunser werth sei. Ein Vaterunser, sagte der Pabst, ist einen Pfennig werth. Der Schaffner kam also zurück zu dem Bischof und sprach: Herr, ich bin zu Rom gewesen bei dem Pabst und habe die große Mühe und Kosten aufgewandt für Nichts und wieder Nichts. Der Pabst hat gesagt, ein Vaterunser sei einen Pfennig werth. Ich wollte euch hundert Pfennige gegeben haben, wenn ihr mir die Müh und Kosten erlaßen hättet. Aber der Bischof sprach: Hat denn der Pabst auch gesagt, was für einen Pfennig? Es gibt Gold-, Silber- und Kupferpfennige. Nein, sagte der Schaffner, davon war keine Rede. So müßt ihr noch einmal dahin fahren, sagte der Bischof, und fragen, was es für ein Pfennig sein solle. Der Schaffner muste also wieder nach Rom fahren und den Pabst fragen, was er für einen Pfennig gemeint habe. Der Pabst gab zur Antwort, es müße ein goldener Pfennig sein. Als der Schaffner wieder nach Hause kam, sagte er: Herr, es soll ein goldener Pfennig sein. Ich hätte euch aber gern zehn

Goldpfennige gegeben, wenn ihr mir die doppelte Reise erlaßen hättet. Der Bischof sagte: Aber sagte der Pabst denn auch, wie groß der Pfennig sein sollte? Nein, sagte der Schaffner, davon ist keine Rede gewesen. Da sprach der Bischof: So zieht zum drittenmal gen Rom und fragt den Pabst, wie groß der Pfennig sein solle. Mochte er nun wollen oder nicht, er muste zum drittenmal gen Rom und den Pabst nach der Große des Goldpfennigs fragen. Der Pabst sprach: Der Pfennig soll so groß sein wie die ganze Welt und dabei so dick als der Himmel hoch ist. Betrübt zog der Schaffner heim zu dem Bischof, fiel ihm zu Füßen und sprach: Lieber Herr, seid mir gnädig, denn einen Vaterunser kann ich euch nicht bezahlen, ja die ganze Welt konnte es nicht, denn der Pfennig muste so groß sein wie die ganze Welt und dabei so dick als der Himmel hoch ist von der Erde. Da erbarmte sich der Bischof über ihn und schenkte ihm wieder seine Gnade.

17. Der gute Kauf.

Ein Mann hatte neben seiner rechtmäßigen Frau noch zwei Freundinnen. Nun wollte er eines Tags in Handelsgeschäften auf einen Jahrmarkt. Da gieng er zu der ersten Freundin und fragte, was er ihr mitbringen sollte. Sie bat ihn, ihr einen guten Zobelpelz zu kaufen. Darauf gieng er zu der andern: die wollte feines Zeug zu einem neuen Kleide mitgebracht haben. Zuletzt fragte er auch seine Frau, was er ihr mitbringen sollte. Da sagte sie: Bringe mir für zwei Weißpfennige Sinn und Verstand mit, damit ich dich deinen Thorheiten abwendig mache. Als er nun auf den Markt kam und seine Geschäfte besorgt waren, kaufte er seinen Freundinnen, was sie begehrt hatten; Sinn und Verstand aber konnte er nicht kaufen, weil sie nicht feil waren. Er zog aber seinen Wirth zu Rath und erzählte ihm, wie er seiner Frau versprochen hätte, für zwei Weißpfennige Sinn und Verstand mitzubringen, damit sie ihn seinen Thorheiten abwendig machte. Er erzählte ihm auch, was er sonst noch eingekauft hätte. Sinn und Verstand, versetzte der Wirth, will Ich euch verkaufen: gebt Mir die drei Weißpfennige. Er erhielt sie und sprach: Wenn ihr heimkommt, so nehmt

einen Hahn, schlachtet ihn und bestreicht euch das Gesicht mit seinem Blut, zieht dann alte schlechte Kleider an und geht zu dem Hause eurer ersten Freundin und sagt, ihr wärt verwundet und beraubt worden und hättet Hab und Gut verloren. Darauf geht auch zu der andern Freundin und zuletzt zu eurer Frau und sagt ihnen dasselbe. Und also that er. Als er in die Wohnung der ersten Freundin kam, fieng er jämmerlich an zu heulen und sagte, er habe Alles verloren was er je besessen, und sei schwer verwundet kaum mit dem Leben davongekommen. Als die falsche Freundin hörte, daß er ein armer Mann geworden sei, wies sie ihm die Thüre und sagte: Scher dich hinaus, Elender, und geh zu deiner Frau: was hab ich mit dir zu schaffen? Darauf gieng er zu der zweiten Freundin und sprach zu ihr wie er zu der ersten gesprochen hatte und erhielt von ihr denselben Bescheid. Hierauf gieng er zu seiner Frau und sagte ihr dasselbe, was er seinen Freundinnen gesagt hatte. Da umarmte sie ihn mitleidig und sagte: Sei gutes Muthes: deine Wunden heile ich dir und sind Hab und Gut verloren, so wollen wir neues zusammen erwerben. Als der Mann ihre Güte und Treue sah, gestand er ihr, daß er nur auf den Rath seines Wirthes so zu ihr gesprochen und nun die Falschheit seiner Freundinnen erkannt habe. Und fortan wollte er ihr allein anhängen, da Sie allein ihn wahrhaft liebe. Da schenkte er ihr Alles, was seinen Freundinnen bestimmt war, und hatte nun Sinn und Verstand erlangt und für drei Weißpfennige einen guten Kauf gethan.

13. Peter auf dem Markt.

Eine Bauerfrau hielt ſich einen Knecht, der hieß Peter. Eines Tags ſchickte ſie ihn auf den Markt, ihre Butter zu verkaufen; aber die Leute, die erſt lange nachfragten, was die Butter koſte, mit denen ſolle er ſich nicht zu viel aufhalten: die kauften doch keine. Als nun der Peter auf dem Markte ſtand und die Butter feil hielt, kamen die Leute und fragten, was die Butter gelten ſolle. Da ſagte Peter zu ihnen: Geht nur eures Wegs, ihr kauft doch keine. So behielt er die Butter alle. Als er nun wieder zu Hauſe fuhr, kam er an einer Kirche vorbei und ſah ein Heiligenbild in einer Niſche ſtehen. Da hielt er inne, ſtand und blickte zu dem Mann da oben hinauf. Willſt du vielleicht meine Butter kaufen? fragte Peter. Der Heilige ſchwieg ſtille und ſagte nicht ein Wort. Aha! dachte Peter, der will deine Butter kaufen: der fragt nicht erſt was ſie koſten ſoll. Alſo nahm er eine Scheibe Butter nach der andern und warf ſie ihm hinauf. Dann blieb er ſtehen und wartete geduldig auf die Bezahlung. Unterdeſſen zerſchmolz aber die Butter in der Sonne und floß in langen Strömen die Thurmwand hinunter. Da meinte Peter, das Uebermaß

der genoßenen Butter bekomme dem heiligen Mann übel: er könne ſie nicht bei ſich behalten. Da rief er hinauf: Siehſt du! das hätt ich dir vorausſagen wollen, daß du ſo viel Butter auf einmal nicht vertragen könnteſt. Man muß auch die Butter nicht ohne Brot eſſen. Nun dachte er: Dem Mann iſt nicht wohl, er kann jetzt nicht gleich bezahlen. Du willſt nur unterdeß nach Hauſe fahren: wenn er ſich erholt hat, kann man ja wieder nachfragen. Als er nun mit dem ledigen Schubkarren heimkam, freute ſich die Bauersfrau, daß die Butter alle verkauft ſei, und verlangte das Geld. Da erzählte er ihr, an der Kirche habe Einer geſtanden, dem habe er die Butter verkauft und nächſtens werde er das Geld bekommen. Es ſei ein angeſehener Mann, die Leute hielten ihn für heilig: bei dem habe es mit dem Gelde gute Wege.

19. Der dicke Frosch.

Es war eine Königstochter, die gieng spazieren und kam auf eine grüne Wiese und bei der Wiese war ein Teich, daran blühten die schönsten Blumen. Da setzte sich die junge Königstochter und wand einen Kranz; dabei streifte sich der Ring von ihrem Finger und fiel ins Wasser und versank so tief, daß sie ihn nicht herausholen konnte. Das betrübte sie sehr, denn der Ring war von ihrer seligen Mutter. Da sprach sie für sich hin: Wer mir den Ring wieder brächte, dem wollte ich Alles geben, was er von mir verlangte. Gleich streckte ein garstiger dicker Frosch sein Haupt aus dem Wasser und rief:

Ist das wahr, ist das wahr,
Schöne Königin?
Auf dem Boden, seh ich klar,
Liegt das Ringelein:
Wenn du willst mein Schätzchen sein,
Aus dem Teich
Hol ich ihn gleich,
Schöne Königin!

Da dachte die junge Königstochter: Was spricht doch der

dumme Frosch? Wie kann der mein Schätzchen sein? Wenn er mir aber den Ring wieder bringen will, versprechen kann ich es immer. Da sprach sie zu ihm:

Ja, ich will dein Schätzchen sein:
Hole mir das Ringelein.

Der Frosch sprang ins Wasser, holte den Ring herauf und legte ihn zu ihren Füßen. Die Königstochter nahm ihn auf, steckte ihn an den Finger und ging fröhlich nach Hause. An den Frosch dachte sie nicht mehr.

Als sie aber Abends mit ihrer Magd auf ihrer Schlafkammer war, klopfte es an die Thüre und rief:

Mach mir auf, mach mir auf,
Schöne Königin!

Mach einmal auf, sagte die Königstochter zu ihrer Magd. Da rief es aber wieder vor der Thüre:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin!
Selber mach mir auf:
Gestern bist du mir zugeschlagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weißt du nicht mehr was du sprachst:
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da machte die Königstochter auf, und was kommt hereingehüpft? Es war richtig der dicke Frosch: der that ganz freundlich und rief:

Koch uns Fisch, koch uns Fisch,
Schöne Königin!

Da sagte die Königstochter zu ihrer Magd: Geh und koch dem dicken Frosch Fische. Aber der Frosch rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber koch uns Fisch,
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weißt du nicht mehr was du sprachst?
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da muste die junge Königstochter ihm die Fische selber kochen. Als sie damit fertig war, hub der Frosch an und rief:

Deck den Tisch, deck den Tisch,
Schöne Königin!

Die junge Königstochter sagte zu der Magd, sie sollte dem dicken Frosch den Tisch decken. Aber der war damit nicht aufgeschickt und rief wieder:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber deck den Tisch:
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst?
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schone Königin!

Da ward die junge Königstochter ganz verdrießlich über den Frosch. Aber sie mußte doch thun was er begehrte, weil sie ihr Wort gegeben hatte. Als nun der Tisch gedeckt war, hüpfte der Frosch auf einen Stuhl und von dem Stuhl auf den Tisch und aß mit der schönen Königstochter von Einem Teller, wie zwei liebhabende Menschen zu thun pflegen. Als sie nun gegessen hatten, fieng der Frosch wieder an:

Mach das Bett, mach das Bett,
Schone Königin!

Die Königstochter befahl ihrer Magd, das Bett zu machen. Aber der Frosch war damit nicht zufrieden und rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schone Königin!
Selber mach das Bett:
Selbst bist du mir zugesagt.

Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weißt du nicht mehr was du sprachst?
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da wurde die Königstochter ganz roth vor Zorn, daß sie einem Frosch das Bett machen sollte. Das ist doch zu arg, sagte sie: wie kann er das verlangen! Und ich thu es auch nicht und wenn er sich auf den Kopf stellte! Aber der Frosch blies sich gewaltig auf und glotzte sie mit den feurigen Augen an, daß ihr angst und bange ward. Da gieng sie mit Thränen in den Augen hin und machte das Bett zurecht. Als der Frosch das sah, ward er ganz froh und rief:

Komm zu Bett, komm zu Bett,
Schöne Königin!

Pfui! rief die junge Königstochter: bei einem Frosch schlafen! Das thu ich nicht, das kann die Magd für mich thun. Aber der Frosch bestand darauf, daß sie es selber thue und rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber komm zu Bett:
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,

Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst:
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltst du mein Schätzchen sein,
Schöne Königin!

Da fieng die Königstochter hell auf an zu weinen, daß sie sich so verschnapzt hatte, sie wolle einem Frosch sein Schätzchen sein. Aber was konnte das helfen? Sie hatte es einmal versprochen und must es nun auch halten. Schludzend warf sie sich endlich ins Bette und klitsch klatsch hupfte der Frosch ihr nach. Am andern Morgen aber, als sie aufwachte, lag ein schöner Königssohn an ihrer Seite: der erzählte ihr: eine Hexe hätte ihn verwünscht, und weil die Königstochter sich ihm verlobt und ihm auch Wort gehalten hätte, wär er nun erlöst. Da freute sie sich und führte ihn gleich zu ihrem Vater: der gab seinen Segen dazu und ließ eine prächtige Hochzeit halten. Da lebten sie lange Jahre glücklich zusammen und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

20. Die sieben Thiere.

Bruder und Schwester hatten sich vereinbart, nicht zu heiraten, sondern miteinander hauszuhalten. Im Winter wohnten sie in der Stadt bei einem reichen Metzger; im Sommer zogen sie auf ihr Landgut. Da gieng Er auf die Jagd und Sie besorgte die Haushaltung. Einmal aber, als sie vom Lande wieder in die Stadt zogen, waren da alle Häuser schwarz ausgeschlagen. Er fragte sogleich, was die allgemeine Trauer bedeute? Da sagte man ihm, der König müße seine letzte Tochter einem Drachen ausliefern, der das Land verwüste; die andern wären ihm schon alle geopfert worden. Wenn aber Er den Drachen erlege, so würde die Königstochter ihm zur Frau gegeben und nach des Königs Tode erbe er das ganze Reich. Nun wuste er wohl, heiraten durfte er nicht; er setzte sich aber doch vor, die Königstochter zu erlösen und den Drachen zu tödten. Er hielt es aber heimlich, daß es Niemand gewahr wurde, auch seine Schwester nicht. Als es Nacht wurde, schlich er sich heimlich aus seinem Zimmer, nahm sein schwarzes Hündlein zu sich und sein gutes Schießgewehr und gieng nach dem See, wo die Königstochter dem Drachen ausgeliefert werden

ſollte. Wie er dahin kommt, ſieht er ſie ſchon ganz weiß gekleidet auf einem Steine knieen und inbrünſtig beten. Als er heran kam, fiel ſie in Ohnmacht, weil ſie meinte, der Drache komme geflogen. Er gieng hinzu und beſprengte ſie mit dem Waſſer des Sees bis ſie wieder zu Sinnen kam. Da tröſtete er ſie und ſagte, er wolle ſie von dem Drachen erlöſen. Sie freute ſich und ſagte, wenn er das vermochte, ſo wolle ſie auch nie einen Andern zum Gemahl haben. Ehe es nun Mitternacht wurde, hörte man es durch die Luft ſauſen. Er dachte gleich, daß es der Drache wäre, ließ ihn aber herankommen bis er ihn unterm Schuß hatte: da drückte er los und traf ihn mitten ins Herz, daß er tot niederſtürzte. Aber die ſieben Köpfe lebten noch: er muſte ihnen mit dem Kolben die Schädel entzweiſchlagen. Endlich trug er aber doch den Sieg davon: das Ungethum lag und rührte kein Glied mehr. Da gieng er hinzu und ſchnitt den ſieben Köpfen die Zungen aus: die wickelte er in ſein Tuch und ſteckte es in die Taſche. Die Köpfe befahl er Ihr: ſie ſollte ſie nach dem Schloße mitnehmen und ihrem Vater zeigen. Sie fragte, ob er denn nicht ſelbſt mit dahin gehen wolle? Nein, ſagte er; er hätte ein Verbündniſs mit ſeiner Schweſter gemacht und dürfte nicht heiraten. Wenn ſich aber ſeine Schweſter veränderte, ſo wär er frei. Sie ſollte Jahr und Tag auf ihn warten; wenn er dann nicht käme, ſo möchte ſie einen Andern nehmen. Sie verſprach, auf ihn zu warten bis er käme und ſchenkte ihm ihr Tuch und den Ring von ihrem Finger.

Darüber kamen Zwei von des Königs Officieren, die aus der Ferne zugesehen hatten und sich erst jetzt heran wagten, da der Drache verendet hatte. Die fragten sie, Wer den Drachen erschlagen hätte. Sie sagte, das hätte der Jäger, der eben von ihr gegangen wäre. Wie er heiße, das wisse sie nicht: sie habe ihn früher nie gesehen, noch auch sein schwarzes Hündlein. Da sagten die Officiere, sie müsse ihnen schwören zu sagen, Sie wären es, die sie von dem Drachen erlöst hätten; sie würden sie sonst hier auf der Stelle umbringen. Da muste sie den Eid leisten, damit sie am Leben bliebe. Wie sie nun an das Schloß ihres Vaters kamen, war da große Freude über ihre Erlösung. Der König sagte, nun müsse er sie, wie er versprochen habe, Einem von den beiden Officieren zum Gemahl geben, welcher ihr am Meisten gefiele. Da muste sie versprechen, Einen von ihnen zu heiraten, bielt sich aber Jahr und Tag darüber Bedenkzeit aus.

Unterdessen kam der Jäger mit seinem Hündchen wieder nach Hause, ohne daß ihn seine Schwester oder sonst Jemand vermisst hatte. Als dann das Frühjahr kam, zogen sie wieder aufs Land. In der Stadt aber hatte seine Schwester eine Bekanntschaft gemacht und wollte ihren Bruder nichts davon wißen laßen. Ihr Liebhaber drang alle Tage auf die Heirat; sie sagte aber, das könnte nicht geschehen so lang ihr Bruder lebte. Da meinte aber der Liebhaber: den wollten sie schon aus dem Wege räumen. Wenn er heute von der Jagd nach Hause käme, sollte sie sich krank stellen und wenn er am Morgen an ihr

Bette käme, nach ihrem Befinden zu fragen, ſollte ſie vorgeben, ſie hätte geträumt, im Wald ſei eine Wolfshöhle: wenn ſie von der Milch der Wölfin tränke, würde ſie geſund. Wenn er das hörte, würde er ihr die Milch holen wollen und das wär ſein Unglück. Als er nun nach Hauſe kam, lag ſie zu Bette: er kam zu ihr und fragte: Wie geht es dir, Schweſter? Sehr ſchlecht, ſagte ſie; ich habe auch nichts für dich zu eſſen bereit. Das thut nichts, ſagte er; wenn du nur wieder geſund wirſt. So gieng er hungrig ſchlafen; am Morgen aber kam er wieder an ihr Bette und fragte: Wie geht es dir, Schweſter? Sehr ſchlecht, ſagte ſie; ich habe aber einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, ſo erzähle doch. Im Wald ſei eine Wolfshöhle: wenn ich von der Milch der Wölfin tränke, würde ich geſund. Da nahm er alsbald ſein gutes Schießgewehr und ſein ſchwarzes Hündlein hinter ſich und machte ſich auf den Weg. Es war aber eine Tagereiſe weit. Als er fort war, kam ſogleich der Liebhaber herbei: ſie kochten und brieten und thaten ſich gütlich. „Der kommt ſo bald nicht wieder," meinte der Liebhaber: „da laß ich die Wölfe ſorgen!"

Unterdeſſen kommt der Jäger vor die Wolfshöhle: da geht die alte Wölfin ihm entgegen und legt ſich vor ſeine Füße nieder. Da nimmt er ſein Fläſchchen, melkt es voll und ſteckt es zu ſich. Als er aber heimgehen will, folgt ihm die Wölfin nach und geht geduldig hinter ihm drein mit ſeinem ſchwarzen Hündlein. Darüber kommt auch der Wolf mit dem jungen Wolf an: die laufen ihm auch nach, ſo daß der Thiere vier

waren, die Wölfin, der Wolf, das Welschen und sein schwarzes Hündlein. Wie er nun bald zu Hause ist, guckt seine Schwester zum Fenster hinaus, sieht ihn von fern kommen und ruft: Da kommt mein Bruder und hat drei Wölfe hinter sich mit seinem schwarzen Hund. Das hat nichts zu sagen, ruft der Liebhaber; nur gleich ins Bett! Da versteckte er sich in die Nebenstube; sie aber legte sich zu Bette. Wie er nun zu ihr kommt, sagt er: Guten Abend, Schwester, hier bring ich dir die Milch. Das ist gut, Bruder; aber die Thiere hättest du daheim lassen sollen. Ach, sagte er, die laufen mir nach wie mein Hündlein: das macht mir solche Freude. — Nun hab ich aber nichts für dich zu essen. — Das thut nichts, Schwester; wenn du nur wieder gut wirst. So geht er hungrig schlafen; am Morgen aber kommt er an ihr Bette und fragt wie es ihr gienge. Etwas besser, Bruder. So wolle er heute zu Hause bleiben und nach Tische mit ihr spazieren gehen. Nein, er müße fort auf die Jagd: sie hätte nichts mehr für ihn zu essen. Wie er nun auf die Jagd geht, kommt der Liebhaber wieder zum Vorschein und lebten die Zwei lustig und guter Dinge und überlegten wie sie ihn los würden. Im Wald sei eine Löwenhöhle, sagte der Liebhaber: wenn sie ihn dahin schickte, so werde er wohl nicht wieder kommen: dafur ließe er die Löwin sorgen. Als er nun nach Hause kam, hatte sie sich wieder zu Bette gelegt und sagte, sie wär sehr krank, hätte auch nichts fur ihn zu essen. Das thut nichts, Schwester; wenn du nur besser wirst. So gieng er wieder hungrig

ſchlafen. Am andern Morgen kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Sehr ſchlecht, Bruder! Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, laß hören. Im Wald ſei eine Löwenhöhle; wenn ich von der Milch der Löwin tränke, würd ich geſund. Ach Schweſter, ſo will ich ſehen, daß ich ſie bringe. Er ſollte aber doch die Thiere daheim laßen. Ach Schweſter, die ſind ja meine einzige Freude: auf Schritt und Tritt laufen ſie mir nach wie mein Hündlein. Als er nun fort war, kroch ihr Liebhaber aus ſeinem Verſteck hervor; ſie kochten und brieten und lebten wieder luſtig und guter Dinge. Er hatte unterdes ſein gutes Schießgewehr und die vier Thiere hinter ſich genommen. Es war aber zwei Tagereiſen bis an die Löwenhöhle. Als er nun dahin kommt, geht die alte Löwin heraus ihm entgegen und legt ſich vor ſeine Füße nieder. Er nimmt ſein Fläſchchen, melkt es voll von der Milch und ſteckt es zu ſich. Als er aber heim geht, folgt ihm die Löwin und geht geduldig hinter ihm drein und auch der alte Löwe und das junge Löwenweibchen laufen ihm nach, daß er ſeine Freude dran hat. Wie er nun bald zu Hauſe war, guckt ſeine Schweſter zum Fenſter hinaus und ſieht ihn kommen und ruft ihrem Liebhaber zu: Da iſt mein Bruder und hat drei Wölfe bei ſich, drei Löwen und ſeinen ſchwarzen Hund. Der Liebhaber ſagte: Das hat nichts zu ſagen, lege dich nur gleich zu Bette und morgen früh, wenn er zu dir kommt, ſag ihm, du hätteſt einen wunderlichen Traum gehabt. Da wär eine Mühle im Walde und darauf eine Ziege: wenn du von deren Milch

hätteſt, ſo würdeſt du geſund. Auf der Mühle iſt aber eine Hexe, die wird ihm gleich den Hals herum drehen. Damit gieng der Liebhaber und verſteckte ſich; ſie aber legte ſich zu Bette. Wie er nun zu ihr kommt, ſagt er: Schweſter, hier hab ich von der Löwenmilch. Das iſt gut, Bruder, ſagte ſie und ſtellte ſich ſehr krank. Aber die garſtigen Thiere hätteſt du daheim laßen ſollen. Ach, ſeufzte er, das iſt ja meine einzige Freude. Sie laufen alle hinter mir drein wie mein Hündlein. — Ich habe aber auch nichts für dich zu eßen. — Das thut nichts, Schweſter; wenn du nur Morgen wieder gut biſt. Da gieng er hungrig ſchlafen; am Morgen aber kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Ganz ſchlecht, Bruder! die abſcheulichen Thiere haben mich ſo erſchreckt, daß ich nicht ſchlafen konnte. Doch habe ich einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, laß hören. Im Wald iſt eine Mühle und eine Ziege darauf; wenn ich von deren Milch hätte, würd ich geſund und nie wieder krank. Ach, Schweſter, du treibſt deinen Spott mit mir. Nein, es wär ihr Spott nicht, es wär ihr Ernſt. So wollte er ſehen, daß er die Milch bekäme. Ja, aber die Thiere müſte er abſchaffen, davor entſetze ſie ſich. Ach, ſagte er, die thun ja Niemand was zu Leide. Es wird mir ſchwer ſie zu laßen. Damit nahm er ſein gutes Schießgewehr und die ſieben Thiere hinter ſich und trat die Reiſe an. Es war aber drei Tagereiſen hin und zurück. Wie er nun bald an der Mühle iſt, ruhte er ſich erſt ein Bißchen an einem Brunnen unter der Linde. Darüber fielen den Thieren

die Augen zu; nur ſein ſchwarzes Hündlein, das Wacker hieß, wedelte noch mit dem Schwanze bis es zuletzt auch einſchlief. Ei, denkt er, die ruhen ſich aus: da willſt du hinlaufen und ſehen ob du die Milch haben kannſt. Wie er nun an die Mühle kommt, hatte die Alte ihn ſchon von ferne geſehen und rief ihm zu: Kommt nur herein, ich weiß ſchon was ihr wollt. Hier iſt die Milch. Aber wo euch ſo viel geſchehen iſt, mag euch noch mehr widerfahren. Davor hutet euch! Er dankt der alten Frau ohne weiter auf ihre Warnung zu achten, gießt die Milch in ſein Fläſchchen und geht fort; aber ſtatt auf die Thiere anzugeben, nimmt er einen andern Weg. Wie er nun bald zu Hauſe iſt, guckt die Schweſter zum Fenſter heraus und ruft ihrem Liebhaber zu: Da kommt mein Bruder; aber die Thiere hat er nicht mehr bei ſich. Da ſagt der Liebhaber: Nun können wir ihn nicht anders los werden, wir müßen ihm den Hals abſchneiden. Er rieth ihr auch wie ſie ſich anſtellen ſollte, damit ſie ihm Hände und Füße zuſammenbrächte; für das Uebrige wollte er dann wohl ſorgen. Wie er nun ins Haus kam, hatte ſie ſich wieder ins Bett gelegt und als er fragte wie es ihr gienge, ſagte ſie: Sehr ſchlecht, Bruder. — Sieh, hier bring ich dir die Ziegenmilch. Das iſt gut, Bruder: nun werd ich wieder geſund. „Meine Thiere hab ich aber alle verloren; auch das ſchwarze Hündlein.“ Nun, das iſt gut, Bruder. „Ja,“ ſagte er, „wenn du wieder gut wirſt, kann ichs verſchmerzen.“ Ich hab aber nichts für dich zu eßen. „Das thut nichts, Schweſter.“ So gieng er ſchlafen; am

Morgen aber kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Ganz gut, Bruder, sagte sie. Darüber hatte er eine kindische Freude. Nun, heute werd ich doch wohl zu Hause bleiben. Ja, sagte sie, bleibe heute hier und ruhe dich aus. Wie es nun bald Mittag wurde, sagte sie, sie fühle sich beßer und wolle ein wenig im Garten spazieren gehen. Da will ich dich begleiten, Schwester! Wie sie nun durch den Garten gehen, sagt sie zu ihm: Wollen wir einmal spielen wie wir früher gespielt haben, als wir noch Kinder waren? Ach, sagte er, die Kinderspiele waren wohl schön; aber andere Zeiten, andere Sitten! Sie ließ aber nicht nach bis er endlich fragte was sie denn spielen sollten. Weist du noch, sagte sie, wie ich dir Hände und Füße zusammenband? Dann steckteſt du die Füße durch die Arme und ließeſt dich durch den Garten kugeln. Nun, wenn es dir Freude macht, sagte er, hier lieg ich schon im Grase. Wie sie nun am Binden war, band sie so fest, daß er sich beklagte, es thue ihm weh. Ja, sagte sie, wenn es nicht fest ist, so hilft es nicht. Nun konnte er aber die Beine nicht selbst durch die Arme bringen: da half sie ihm, daß er hindurch kam. So, sagte sie: nun sieh einmal, ob du dich selber rollen kannst. Nein, Schwester, ich kann mich nicht bewegen. Da ließ sie ihn liegen und holte ihren Liebhaber: der kam mit einem großen Meßer gesprungen. Als er das sah, wuste er wohl was sie im Schilde führten und sagte, er wollte auch gerne sterben, da er seine Thiere verloren hätte. Sie sollten ihm nur als einem alten Waidmann gestatten, auf

seinem Pfeifchen noch einmal sein Leibstück zu blasen. Das sollte ihm unversagt sein, sagte der Liebhaber, löste ihm die Binde von den Händen und hieß ihn blasen. Machs aber kurz, Bruder, sagte sie. Da fieng er an zu blasen und wie die Vögel aus der Luft kamen seine Thiere vor den Garten gerannt und setzten über die Hecke. Als sie ihn gebunden liegen sahen, sprang der Löwe dem Liebhaber, der Wolf der Schwester an die Kehle und rißen sie in tausend Fetzen. Ihm aber zerbißen sie die Bande und wollten nicht aufhören ihm zu liebkosen.

Nicht lange darauf gieng er mit seinen Thieren nach der Stadt, als das Jahr eben verlaufen war, das er der Königstochter zum Ziel gesetzt hatte. Er kehrte wieder bei dem Metzger ein, wo er Winters zu wohnen pflegte. Ueber Tisch fragte er, was es denn Neues gebe. Nichts, sagte der Metzger, als daß die Königstochter heute Hochzeit macht. Wer ist denn der Bräutigam? Einer von des Königs Officieren, die den Drachen erschlagen haben. Ei, da wird es ja hoch her gehen; wenn wir nur auch etwas hätten von dem Hochzeitsmal. Ja, sagte der Metzger, davon werden wir beiden wohl nichts bekommen. Wer weiß? sagte er; wenn es eine Wette gälte, die der Mühe werth wäre, wollt ich uns wohl vom besten Wein und Braten verschaffen. Der Metzger sagte, er wollte die zwanzig besten Ochsen in seinem Stalle mißen, wenn er das zu Wege brächte. Es gilt, sagte der Jäger: die beste Flasche Wein und das beste Stück Braten soll für uns vor dem König hinweggenommen werden. Da rief er dem Wolf, band ihm das Tuch der

Königstochter um den Hals und hieng einen Korb daran mit einem Brieflein, worin er um die beste Flasche Wein und das beste Stück Braten von dem Hochzeitstische bat; sie müsten aber vor dem König für ihn hinweggenommen werden. Wie nun der Wolf zu ihr kommt, und sie ihr Tuch erkennt, liest sie das Brieflein, besorgt sogleich Alles was darin stand, legt es in den Korb und schickt den Boten wieder ab. Als darauf der Wolf zurückkommt und Wein und Braten bringt, thun sie sich am Tische gütlich damit. Der Wein war köstlich und stieg dem Metzger so zu Kopfe, daß er die zwanzig besten Ochsen verschmerzte. Als der Braten verzehrt war und die Flasche leer, sagte der Jäger, nun müste er aber auch von dem Nachtisch haben. Der Metzger sagte, er hätte noch zwanzig feißte Ochsen im Stall: die wollte er verwetten, daß er weiter nichts bekäme. Es gilt, sagte der Jäger: wenn der Nachtisch ausbleibt, sind die zwanzig besten Ochsen wieder euer. Da nahm er den Löwen, band ihm das Tuch um den Hals, hieng den Korb daran und bat in einem Brieflein um einen Teller von dem Nachtisch; er müße aber vor dem König hinweggenommen werden. Die Officiere hatten unterdes die Wachen verdoppelt und Befehl gegeben, daß nichts mehr hindurchgelaßen würde. Als aber der Löwe kam, stoben die Wächter auseinander und ließen ihn hindurch zu der Königstochter. Die liest das Briefchen und schreibt ein anderes: er möchte doch so schnell als möglich selber kommen. Das legt sie in den Korb mit Allem was er verlangt hatte. Als nun der Löwe zurückkommt, liest

der Jäger das Briefchen und ſagt zu dem Metzger, die vierzig Ochſen hätte er nun gewonnen; er ſchenke ſie ihm aber wieder, denn jetzt wolle er hingehen und König werden.

Unterdeſſen hatten die Officiere die Wache verdreifacht und den Befehl verſchärft, Niemand hindurch zu laſſen. Als aber der Jäger kam mit dem Hündlein, den drei Wölfen und drei Löwen, geht er gerade hindurch und ſtört ſich an nichts. Wie er in den Saal kam, ſtand die Königstochter auf, nahm ihn bei der Hand und rief: Lieber Vater, dieß iſt der Mann, der mich erlöſt hat; den Officieren habe ich ſchwören müßen zu ſagen, Sie hätten es gethan: ſie hätten mich ſonſt umgebracht. Aber gezwungener Eid iſt Gott leid. Der König ſagte: Wie iſt das möglich? Man hat mir doch die ſieben Drachenköpfe zum Wahrzeichen gebracht. Da ſagte der Jäger: Herr, laßt die Köpfe herbeibringen und nachſehen ob auch Zungen darin ſind. Das geſchah: die Köpfe wurden gebracht; aber Zungen fanden ſich nicht darin. Da nahm er die Zungen aus ſeinem Taſchentuch hervor und ſagte: Seht zu, ob dieſe paſſen. Da befand es ſich ſo. Da ſagte der König: Köpfe ohne Zungen ſind Zeugen ohne Lungen. Er möchte nun den Officieren ſelber ihr Urtheil finden. Er möchte ſie verhungern laßen oder was ihm ſonſt beliebte. Da ſagte der Jäger: Verhungern iſt ein harter Tod. Man ſoll ihnen das Land verbieten: damit ſeien ſie hart genug beſtraft. Dann hat er ſich zu Tiſche geſetzt mit der Königstochter und hat Hochzeit gemacht und nach des Königs Tod iſt er ſelber König geworden und wenn er nicht geſtorben iſt, lebt er noch.

21. Erſt ein Loch und dann eine Thüre.

In einem Dorfe ließen die Bauern mit Genehmigung des Biſchofs eine Kirche bauen. Als ſie nun fertig ſtand, konnte Niemand hinein, und es war ſo gut als hätten ſie gar keine Kirche gehabt. Da hielten die Bauern Rath, was zu thun ſei und beſchloßen endlich, einen von ihnen zum Biſchof zu ſchicken, damit dieſer riethe wie da zu helfen ſei. Die Wahl fiel auf den Schultheiß, der ſich auch alsbald auf den Weg machte und dem Biſchof die Sache vortrug, wie die Kirche gebaut ſei, aber Niemand hineinkönne: er werde wohl zu ſagen wißen wie da zu helfen ſei. Der Biſchof fertigte ihn kurz ab und ſagte: „Erſt ein Loch und dann eine Thüre!“ Der Schultheiß merkte ſich das und ſagt auf dem Heimweg immer vor ſich hin: Erſt ein Loch und dann eine Thüre! denn er fürchtete immer, er möchte es unterwegs vergeßen. Wie er nun ſo einen Fuß vor den andern ſetzte und dabei mit geſchloßenen Augen murmelte: „Erſt ein Loch und dann eine Thüre, erſt ein Loch und dann eine Thüre!“ kam er an einen Graben und pardauz! lag er drinnen. Es war ein harter Fall geweſen, er fühlte es in allen Gliedern, denn er konnte ſie kaum mehr rühren. Endlich

erholte er ſich doch noch ſo weit, daß er wieder aufſtand, Stock und Hut zuſammenſuchte und ſich aus dem Graben hervorarbeitete. Wie er ſich nun langſam weiter ſchleppte und endlich das Dorf erreichte, fand er die Gemeinde vor der Kirche verſammelt. Nun, Herr Schultheiß, ſagten die Bauern, ihr ſeid beim Biſchof geweſen: ſagt an, was er uns melden läßt. Ja, ſagte der Schultheiß, ich bin beim Biſchof geweſen, er hat mir auch Beſcheid gegeben mit einem kurzen Spruch, den ich wohl behalten und nicht vergeſſen habe bis ich an den Graben kam, wo der Weg hindurch führt, ihr wißt wohl: da bin ich aber geſtolpert und über dem Stolpern iſt mir der Spruch entfallen. Mir thaten die Glieder zu weh von dem Fall und der langen Wanderſchaft, ſonſt hätt ich nachgeſehen: ich mein aber, er müſte noch da liegen. So laßt uns hingehen und ſuchen, riefen die Bauern; Ihr, Herr Schultheiß, bleibt nur hier unter der Linde ſitzen und ruht euch aus; wir wollen ihn ſchon finden. Da machten die Bauern ſich auf den Weg und kamen an den Graben, ſuchten da lange, fanden aber nichts. Vielleicht iſt es in den Boden geſchlagen, riefen die Schöffen: ihr müßt hingehen und Schaufeln holen, daß wir nachgraben können. Die Bauern liefen alſo Schaufeln holen und fiengen dann an zu graben. Inzwiſchen hatte der Schultheiß ſich ausgeruht; weil aber die Bauern nicht zurückkamen, dachte er, du willſt doch ſehen was ſie machen. Wie er nun hinkam, ſah er, daß ſie ein tiefes Loch gegraben hatten. Darüber fiel ihm ein Theil des Spruchs wieder ein. Da ſagte er zu den Bauern:

Hier hab ichs jetzt gefunden: der Biſchof hat geſagt, wir ſollten ein Loch machen. Er meinte aber nicht, hier bei dem Graben, in die Kirche meinte er. Ja, riefen die Bauern, ſo wirds ſein, ein Loch in die Kirche, wodurch man hinein kann: das iſt ein guter Rath! Der Biſchof iſt doch ein grundgelehrter Mann! Alſo giengen ſie hin und machten ein Loch in die Kirche, und von Stund an konnten ſie darin ihren Gottesdienſt halten. Nun gieng aber einmal die Proceſſion aus der Kirche rings um das Weichbild des Dorfs und als die Proceſſion zurückkehrte, ward ein Haſe aufgeſcheucht, der lief vor ihr her und nahm ſeinen Weg nach der Kirche und fand da das Loch und rettete ſich vor den Bauern, die immer hinter ihm drein waren, durch das Loch in die Kirche. Nun galt es den Haſen zu fangen; der ſprang aber hin und her, vom Chor ins Schiff und vom Schiff ins Chor, und weil noch immer neue Bauern durch das Loch in die Kirche kamen, konnte er da nicht hinaus. Nun war der Schultheiß ein ſehr kluger Mann, denn als jetzt die Bauern alle in der Kirche waren, fürchtete er, der Haſe möchte ihnen durch das Loch entſpringen und dann hätten ſie zu Mittag keinen Braten gehabt. Er befahl alſo dem älteſten Schöffen, eine Egge vor das Loch zu ſtellen. Das geſchah und nun begann die Jagd aufs Neue, der Haſe ſprang hin und her, als er aber an die Egge kam, wupp! war er zwiſchen den Zähnen durch. Da ſagte der Schultheiß: Wenn wir nun Bretter nähmen und ſägten ſie durch, und ſetzten viereckige Brettchen zwiſchen die Zähne der Egge, ſo könnten uns ein

andermal die Hasen nicht mehr entwischen. Also wurde die Egge zum Schreiner getragen; der setzte viereckigte Brettchen zwischen die Zähne der Egge und ließ sie dann an die Thüre schlagen. Der Schultheiß gieng hin, um nachzusehen, ob es nun gut sei, und war ganz zufrieden. Nun fiel ihm auch ein, daß der Bischof gesagt hatte: Erst ein Loch und dann eine Thüre! Und nun war ja ein Loch und eine Thüre. Seitdem haben die Bauern in ihrer Kirche die beste Jagd und fangen die Hasen bei lebendigem Leibe.

22. Wer hats gebaut?

Es war einmal ein Kaiſer, der ließ ein großes Münſter prächtig erbauen aus ſeinem Gute und zugleich ein Gebot ausgeben, daß bei Leibe Niemand zu ſeinem Münſter beiſteuern ſollte, denn er wollt es allein bauen. Als es nun fertig ſtand, befahl er in großen goldenen Buchſtaben ſeinen Namen vor die Hochpforte zu ſetzen, und daß Niemand dazu geſteuert hätte als Er. Das geſchah; aber in der Nacht verſchwand ſein Name und an der Stelle ſtand am Morgen der Name einer alten Frau: die hätte ganz allein das Münſter erbauen laßen. Als der König das hörte, verwunderte er ſich ſehr und befahl, den Namen der alten Frau zu tilgen und ſeinen dafür wieder hinzuſetzen. Das geſchah; aber am andern Morgen war ſein Name wieder verſchwunden und ſtand der Name der alten Frau an der Stelle. Das geſchah dreimal. Da gieng der König in ſich und fragte: Wer die alte Frau wäre, und befahl, daß man ſie vor ihn brächte. Als ſie nun vor ihn kam, ſprach er: Liebe Frau, ſeid ſo gut und ſagt mir, wie das kommt, daß euer Name immer vor dem Münſter ſteht; ich dachte doch, ich hätte es allein erbauen laßen. Es muß aber wohl Gottes

Wille ſo ſein. Alſo ſagt mir, habt ihr je zu dem Münſter geſteuert? Es ſoll euch darum nichts zu Leide geſchehen. Da ſprach die alte Frau: Nehmts nicht ungnädig, Herr Kaiſer. Ich bin eine arme alte Frau und muß mein tägliches Brot mit Spinnen erwerben. Ich hätte aber doch gerne zu dem Gotteshauſe geſteuert, wenn Ihr es nicht verboten hättet. Indes konnte ich es doch nicht über mein Herz bringen gar nichts zu thun. Da kaufte ich ein Paar Pfund Heu und ſtreute es den Pferden, die die Steine herbeizogen. Als der König das hörte, ſah er wohl, das Opfer der armen alten Frau ſei Gott wohlgefälliger geweſen als all ſein Aufwand und nahm ſich vor, ihren Namen ruhig ſteben zu laſſen. Sobald er ſich ſo bedacht hatte, verſchwand der Name der alten Frau und ſtand ſeiner an der Stelle.

23. Schlauer als der Teufel.

Es war einmal ein redlicher Bauersmann, der lebte mit seinem Weibe so einträchtig und gottgefällig, daß er allen Nachbarn ein Muster und eine Freude war. Aber dem Teufel war es ein Herzeleid; vergebens versuchte er seine Künste, die Liebe und Treue der beiden glücklichen Eheleute zu Falle zu bringen. Als er einst mürrisch darüber am Wege saß, fragte ihn im Vorübergehen ein altes Weib, warum er denn so ingrimmig aussehe? Da sagte er: Ach, ihr könnt mir doch nicht helfen. Wer weiß? sagte sie: bei mir ist guter Rath noch nie theuer gewesen. Da klagte er ihr sein Leid, wie er die zweie Eheleute nicht auseinander zu bringen wüste. Als sie das hörte, schalt ihn das böse Weib, daß er ein so dummer und unbeholfener Teufel sei. Für einen guten Lohn, sagte sie, wollte sie es schon zu Stande bringen, daß sein Wunsch sich erfülle. Da versprach ihr der Teufel ein Paar neue Schuh dafür. Als sie nun handelseins waren, gieng das böse Weib alsbald zu der guten Frau hin und sagte ihr mit traurigem Gesicht und als eine theilnehmende Freundin, ihr Mann übe große

Untreue an ihr, indem er ſich heimlich mit andern Weibern einlaße. Aber das wollte ihr die gute Frau durchaus nicht glauben, ob ihr jene gleich Leib und Gut für die Wahrheit ihrer Ausſage verpfändete.

Da ſprach das böſe Weib zu ihr: So folgt wenigſtens meinem Rath und wenn es nichts nützt, ſo kanns doch nicht ſchaden. Heute Nacht, wenn euer Mann bei euch eingeſchlafen iſt, ſchneidet ihm eine Locke aus ſeinem Bart: dann dürft ihr darauf zählen, daß er jedes andere Weib haßen und euch allein getreu bleiben wird. Das verſprach ihr die gute Frau zu thun und dankte der Alten für ihren Rath.

Die böſe Hexe eilte nun zu dem Manne, der auf dem Felde hinter dem Pfluge gieng. Euch wundert vielleicht, hob ſie an, daß ich euch hier aufſuche; aber euch droht große Gefahr von euerm Weibe, und ihr ſeid mir ein lieber Mann: darum will ich euch gewarnt haben.

Der Mann wollte ihr mit Schlägen danken, daß ſie ſein Weib ſo verleumde; aber die Alte fuhr fort: Ich hörte ſie ihrem Buhler geloben, euch heute Nacht im Schlafe den Hals abzuſchneiden. Darum hütet euch wohl, nicht in Schlaf zu fallen, ſondern haltet euch wach und macht ſie glauben, daß ihr ſchlieft; dann mögt ihr ſehen ob ich die Wahrheit rede.

Der betrogene Mann, ob er gleich dem böſen Weibe nicht glauben wollte, that dennoch wie ihm gerathen war und als die gute Frau meinte, daß er ſchliefe, kam ſie mit einem blanken Schermeßer und begann ihm den Bart zu ſchneiden.

Da fuhr der Mann mit wüthendem Ingrimm auf und ſchlug ſein gutes Weib ſo lange bis ſie todt zu Boden ſtürzte.

In demſelben Augenblick trat aber der Teufel zu dem böſen Weibe und reichte ihr über den Bach an einem langen Stecken die verſprochenen Schuhe und ſprach: „Du kluge Frau, hier haſt du deinen Lohn: nimm die Schuhe von dem Stecken, denn ich getraue mich nicht, dir zu nahen und laße dir die Meiſterſchaft.“

21. Des Teufels Schürenbrand.

Ein Bauer hatte einen Sohn, der nicht gut thun wollte. In die Schule ließ er sich nicht schicken und arbeiten mochte er auch nicht. Der Vater klagte dem Pastor sein Leid: da sagte der: Ich brauche gerade einen Knecht und will's mit ihm versuchen: schick ihn zu mir. Wie er nun kam, befahl ihm der Pastor, aufs Feld zu gehen und Mist zu spreiten. Da werd ich mir nicht weh thun, sagte der Knecht. Nun, meinte der Pastor, es soll mich freuen, wenn es dir leicht von der Hand geht. Als er nun aufs Feld kommt, streckte er sich auf den Misthaufen und schlief ein. Gegen zehn Uhr gieng der Pastor hinaus, um zu sehen was er geschafft habe; hatte auch ein Butterbrot für ihn in die Tasche gesteckt. Da fand er ihn auf dem Misthaufen liegen und schnarchen. Du Faullenzer, rief er, so glaube ich wohl, daß du nicht müde wirst. Scher dich nach Hause: solch einen Knecht kann ich nicht brauchen. Ich hab es euch vorausgesagt, Herr Pastor, sagte der Junge, und trollte gemüthlich heim. Da fragte ihn der Vater, warum er nicht bei dem Pastor in der Arbeit sei. Hm, sagte der Junge, weil er mich nicht mehr haben will. Der Vater ward

zornig und ſagte. So will ich dir einen andern Dienſt ſuchen und wärs bei dem Teufel in der Hölle. Komm mit, Tagedieb. Warum nicht? ſagte der Junge, und gieng ruhig hinter ihm drein. Wie ſie eine Strecke gegangen ſind, begegnet ihnen ein feingekleideter Herr auf einem kohlſchwarzen Roſs. Woher aus? Landsmann, fragte er den Bauer. O Herr, ſagte der, da hab ich einen Schlingel von Jungen, der keinen Schuß Pulver werth iſt: dem will ich einen Dienſt ſuchen und wärs bei dem Teufel in der Hölle. Ei Freund, ſagte Jener, ihr müßt nicht ſo ſtreng ſein; es iſt ja doch euer Sohn. Ich brauche gerade ſelbſt einen Knecht: vermiethet mir den Burſchen: er iſt groß und ſtark und gefällt mir wohl. Von Herzen gern, ſagt der Bauer. Was verlangt ihr für Lohn? fragte der Herr. — O gar keinen, ich bin froh, wenn ich ihn nur los werde. Nein, ſprach der Herr, er ſoll Lohn bekommen nach ſeinen Dienſten. Darauf wurden ſie handelseins: der Bauer überließ ſeinen Sohn dem Fremden und gieng ſeines Wegs. Kaum hatte er den Rücken gewandt, ſo verwandelten ſich Reiter und Roſs in einen ungeheuern Drachen, der faßte den Jungen beim Kragen und fuhr ſchnurſtracks mit ihm zur Hölle. Als ſie da unten waren, nahm der Teufel ſeine natürliche Geſtalt an und fragte den Burſchen, ob er auch wüſte, wo er wäre? Nein, ſagte der Junge, es iſt mir auch Ein Teufel, wo ich bin. Du biſt in der Hölle, ſagte der Gottſeibeiuns. Damit zeigte er ihm zwei ungeheure Keßel und zwei große Haufen Holz: damit müße er die Keßel heizen und brav Holz unterlegen, unter den

Einen noch mehr als unter den Andern. Es ſind Seelen darin, die etwas Extras bekommen. Laß dir aber nicht beigehen, die Keſſel aufzudecken, ſonſt dreh ich dir den Hals um und ſetze dich dafür hinein. Im Uebrigen ſollſt du hier nicht zu klagen haben. Ich muß jetzt verreiſen: mach deine Sachen gut, denn wenn ich wieder komme, wird es heißen: Wie der Dienſt, ſo der Lohn! Damit ſetzt' er ſich auf ſeinen Rappen und ritt hinaus. Der Junge machte ſich nun rüſtig an ſein Amt und heizte, daß es eine Art hatte und unter den Einen Keſſel legte er doppelt ſo viel Holz als unter den Andern. Den Hals mochte er ſich doch nicht umdrehen laſſen; auch wär er nicht gern fortgeſchickt worden, denn es war ein herrliches Leben in der Hölle: alle Tage friſche Wurſt und Schinken. In dem Einen Keſſel aber wimmerte und ſtöhnte es gar erbärmlich: da hätte er doch gerne gewußt, wer das beſte Extra bekäme. Auch kam ihm die kreiſchende Stimme ſo bekannt vor. Ehe er aber den Deckel aufhob, machte er mit Kreide einen Strich rund um den Keſſelrand, damit er wüßte, wie tief er den Deckel wieder drauf ſenken mußte. Wie er ihn nun aufhebt, ſieht er ſeine Großmutter in der Brühe ſitzen. Ach Karl, fängt die an zu jammern: wie kannſt du doch ſo unbarmherzig heizen! Denkſt du denn gar nicht mehr daran, wie ich dir einmal heimlich, als du hungrig ſchlafen gehen mußteſt, zwei Butterbrote ans Bett brachte? „Und wie du nun einmal den Hintern beſchen haſt," ſagte er, „daß ich acht Tage nicht mehr drauf ſitzen konnte. Dafür ſollſt du nun ſchmoren." Da ließ er den Deckel wieder

drauf und heizte deſto beßer und nahm noch Holz von dem Haufen, der für den andern Keßel beſtimmt war, und legte es unter den ſeiner Großmutter. So gieng ein Jahr vorüber: da kehrte der Teufel zurück und beſah ſich Alles: die Holzhaufen und die Keßel. Weil aber der Strich unter dem Keſſelrand nicht weggewiſcht war, merkte er Lunte und ſagte: Ich wuſte wohl, daß du hineinkucken würdeſt. Es iſt nur dein Glück, daß du kein Mitleid gehabt und deſto beßer geheizt haſt, ſonſt dreh' ich dir den Hals herum. Ich will dir aber jetzt einen leichtern Dienſt anweiſen. Damit führte er ihn in den Stall: da ſtanden zwei Pferde, ein ſchwarzes und ein weißes. Dem ſchwarzen müße er Heu und Hafer geben; dem weißen aber Diſteln und Dornen. Darauf gieng der Teufel hinaus und ließ ſich lange Zeit nicht mehr ſehen. Karl verſah nun ſeinen Dienſt treulich: dem ſchwarzen Pferde gab er Hafer und Heu, dem Schimmel Diſteln und Dornen; manchmal aber doch, weil ihm das ſchöne Thier gar zu leid that, einen Ranft von ſeinem Brot. Da ſah es ihn eines Tages an und begann zu ſprechen und ſagte: Gieb mir Heu und Hafer und dem Rappen Diſteln und Dornen: ich will dir auch ſagen, wann es Zeit iſt. Als Karl hörte, daß der Schimmel ſprechen konnte, faßte er ein Vertrauen zu ihm und folgte ſeinem Rathe. Da geſchah es, daß der Schimmel ſich erholte und bald ſo ſchön ward, daß Karl meinte, er hätte nie ein edler Pferd geſehen; der Rappe aber ſchrumpfte zuſammen und ward noch häßlicher als zuvor. Da kam eines Tags der Teufel in den Stall und merkte gleich an den Pferden, was mit

ihnen vorgegangen war. Er fluchte und wetterte gewaltig. Wenn du dich das noch einmal unterſtehſt, ſo geht es dir gerade wie dieſen da.

Als der Teufel aber weggieng, ſagte der Schimmel wieder zu ihm: Gieb mir Heu und Hafer und dem Rappen Diſteln und Dornen. Das that Karl und der Schimmel fuhr fort: „Nun will ich dir auch ſagen, daß die Zeit gekommen iſt.“ Der Teufel muſte nämlich heute eine Stunde auf dem Pechſtuhle ſitzen, und wenn er gleich einen andern Knecht gehabt hätte, ſo wär es um den Burſchen geſchehen geweſen. Das wuſte der Schimmel und ſagte zu Karl: Geh jetzt in das erſte Zimmer rechts, da ſteht ein Brunnen, darein tauche den Kopf. Der Burſche gieng, gerieth aber in ein unrechtes Zimmer und zwar gerade in das, wo der Teufel auf dem Pechſtuhle ſaß. Als er den Burſchen ſah, rückte und rüttelte er hin und her, konnte aber nicht loskommen. Erſchrocken fuhr Karl zurück, erkannte ſeinen Irrthum und fand jetzt das richtige Zimmer. Da tauchte er den Kopf in den Brunnen und kam mit goldenen Haaren zurück in den Stall. Jetzt iſt es Zeit, ſagte der Schimmel, ſattle mich und reite davon ſo ſchnell du magſt. Erſt aber gehe noch in des Teufels Schlafzimmer: da ſteht ein Tiſch, davon nimm Bürſte, Spiegel und Waſſerflaſche. In der Schublade findeſt du drei Rüſte, die ſteck zu dir, nimm auch den Mantel-ſack, der unter dem Tiſche liegt, und komm ſchnell zurück. Karl that, wie ihm geheißen war, kam zurück, beſtieg den Schimmel und trabte luſtig zum Höllenthor hinaus. Als er

eine Weile geritten war, ſagte der Schimmel: Nun ſieh einmal hinter dich. Der Junge that es und bemerkte mit Schrecken, daß der Teufel auf dem ſchwarzen Roſs nachſetzte und ſie faſt ſchon eingeholt hatte. Da rief er: Lauf, Pferdchen, lauf, ſonſt ſind wir verloren. Der Schimmel griff aus und ſagte zu Karl: Wirf die Bürſte hinter dich! Karl that es: da gab es einen Wald ſo dicht, daß keine Katze hindurch konnte: der Teufel muſte zurück, Arbeiter zu holen, die ihm erſt eine Straße durch den Wald hieben. Als dieſe mühſam gebahnt war, ſetzte der Teufel den Flüchtigen nach und trotz dem guten Vorſprung, den ſie gewonnen hatten, hätte er ſie faſt eingeholt. Sieh einmal hinter dich, ſagte der Schimmel. Karl that es und ſah den Teufel ihm faſt auf den Hacken. Pferdchen lauf, rief er, oder wir ſind des Todes. Wirf den Spiegel hinter dich, rieth der Schimmel. Karl that es und ſieh, es gab einen breiten See: der Teufel konnte nicht hinüber und muſte zurück in die Hölle, Arbeiter zu holen, die ihm eine Brücke legten. Aber ſchnell waren die gefällten Stämme berappt, Pfähle eingerammt, die Balken darüber gelegt und donnernd ritt der Teufel über die Brücke den Flüchtigen nach. Nicht lange währte es, ſo hatte er ſie wieder im Geſichte. Sieh einmal hinter dich, rief der Schimmel. Der Junge ſah um, gewahrte den Verfolger und rief: Tummle dich, Pferdchen, tummle dich! er iſt uns auf den Ferſen. Der Schimmel griff aus und rief: Wirf die Flaſche hinter dich. Karl that es: da gab es einen himmelhohen Glasberg. Dreimal verſucht es der Teufel vergebens, hinüber

zu reiten: immer glitt er wieder hinunter. Da ritt er zurück, stellte seinen Rappen in den Rothstall und ließ ihm scharfe Hufeisen auflegen. Nun konnte er den Glasberg überreiten. Wie er aber hinüber war, sah er die Flüchtlinge schon bei dem Grenzgraben seines Reichs. Wüthend drückte er dem Rappen die Sporen in die Seiten ein; der hatte aber so lange Distel und Dornen gefreßen, daß er nicht konnte wie er wollte. Doch hätte sie der Teufel noch eingeholt: schon streckte er die langen Klauen gierig nach dem Reiter, als ihn der Schimmel mit einem mächtigen Satz über den Scheidegraben in Sicherheit brachte. Grinsend und knirschend muste der Teufel in die Hölle zurück.

Der Sorge ledig trabte nun Karl gemächlich weiter und kam bald in ein ander Land. Schon zeigte sich in der Ferne Schloß und Hauptstadt. Da sprach der Schimmel zu ihm: Binde mich in dieser hohlen Weide fest und geh ins Schloß, Dienste zu suchen. Die geringste Stelle, die du offen findest, laß dir gut genug sein. Hier im Mantelsack findest du eine Flöte: die mag dir die Weile kurzen. Verbirg aber deine goldenen Haare wohl und halte dir täglich eine Stunde frei, mir Futter zu bringen. Karl that, wie ihm geheißen war, gieng aufs Schloß und fragte, ob sie keinen Burschen brauchten. Da hieß es, es sei keine Stelle frei als die des Schweinehirten. Die nahm er an, hütete am Tage seine Heerde und kam alle Morgen, seinen Schimmel zu füttern. Abends setzte er sich vor das Schloß und spielte auf seiner Flöte. Das hörte

die Königstochter gerne: da gieng sie auch manchmal am Tag hinaus, ihn spielen zu hören. Einmal fand sie ihn schlafend: da hieng eine goldene Locke aus seiner Mütze hervor. Er erwachte aber, als sie näher kam und versteckte sie schnell. Nach einiger Zeit starb der Gärtner: da meldete Karl sich um die Stelle und erhielt sie. Nun sah er die Königstochter täglich, wenn sie im Schloßgarten spazieren gieng und bei seinen Beeten verweilte. Ihm gerieth Alles beßer: seine Blumen blühten höher und schöner, und kein Anderer durfte ihr einen Strauß pflücken. Eines Tags sagte sein Schimmel zu ihm: Du bist nun Gärtnerbursch; du mußt aber auch Gärtner werden. Folge meinem Rathe: sattle und sprenge mich, wenn der König mit seiner Tochter auf der Jagd ist, durch den Garten über die Beete. Das that Karl und setzte mit seinem Schimmel lustig über die Blumen, bis Alles zertreten ward, was der alte Gärtner in seiner Pflege hatte. Dieser war dem Burschen schon lange gram: als er aber sah, daß er seine Pflanzungen zerstörte, ward er zornig und verklagte ihn bei dem König, als er eben mit seiner Tochter von der Jagd zurückkehrte. Er fand auch williges Gehör: der König befahl, den Burschen mit Hunden aus dem Hofe zu hetzen. Aber die Königstochter sagte: Das ist recht und billig, lieber Vater, wenn er unsern Garten zerstört hat; aber laßt uns doch erst hineingehen und sehen, ob es auch wahr ist: ich kann es nicht glauben. Wie sie aber in den Garten kamen, zeigte sich keine Spur von Zerstörung mehr: Alles grünte und blühte schöner als je zuvor, viel seltene Blumen

Univ. Bibl. München

und Stauden prangten, die man da nie gesehen hatte, und Alles war frisch begossen bis auf die Beete des Gärtnerburschen, denen dieser eben auch Wasser zutrug. Da erzürnte der König über die Verläumdung, gab dem alten Gärtner den Abschied und dem fleißigen Burschen die erledigte Stelle.

Nun geschah es, daß ein benachbarter Fürst das Reich mit Krieg überzog und der König an der Spitze seines Heeres ihm entgegenrückte. Als es zum Treffen kam, ward der König hart gedrängt. Da sagte der Schimmel zu Karl: Der König ist in Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Eben liegt er am Berge auf den Knieen und fleht Gott um Hülfe an. Geh jetzt schnell zu der Königstochter und bitte sie um Erlaubniss, die Schlacht mit anzusehen. Dann komm zurück und öffne die erste Nuß: darin findest du ein rothes Kleid. Das zieh an, und besteige mich. Du wirst die Schlacht gewinnen, denn hier in dem Mantelsack ist ein unüberwindliches Schwert. Nach der Schlacht wird der König dir danken wollen; du aber gieb mir die Sporen und entschwinde ihm. Karl that, wie ihm befohlen war, erhielt die Erlaubniss, die Schlacht anzusehen, zog das rothe Kleid aus der Nuß, legte es an und umgürtete sich mit dem unüberwindlichen Schwert. So ritt er in die Schlacht, und erschien dem König, der noch auf den Knieen lag, wie ein Engel vom Himmel. Er erhielt alsbald die Erlaubniss, das Heer zu führen und schlug den Feind so hart, daß er für heute das Schlachtfeld räumte. Als der Sieg gewonnen war, wollte der König seinem Ritter danken; der gab aber seinem

Schimmel die Sporen und entſchwand im Walde, wo er den Schimmel wieder in der hohlen Weide barg, das rothe Gewand ablegte und dann als Gärtner der Königstochter die Botſchaft brachte, die Schlacht ſei gewonnen. Vor Freude und Liebe wäre ſie ihm faſt um den Hals gefallen; er ſtellte ſich aber, als bemerkte er es nicht, und gieng in den Garten an ſeine Arbeit.

Am andern Morgen erneuerte der Feind die Schlacht und rächte die geſtrigen Verluſte an des Königs Heer, das bald gedrängt zu weichen begann. Schon war der König mit ſeinen Getreuen umzingelt, da ſprengte Karl, der dießmal ein weißes Kleid in der Ruß gefunden hatte, ins dichteſte Gewühl. Wohin ſein Schwert reichte, da flogen die Köpfe herab wie die Schneeflocken. So hieb er den König aus den Feinden, erhob das Banner weiter, ordnete die Scharen von Neuem und führte das Heer zum Siege. Nur die einbrechende Nacht hemmte die völlige Niederlage des Feindes. Der König hatte ſeinen Getreuen befohlen, ihren Retter dießmal nicht entwiſchen zu laſſen, damit er Gelegenheit fände, ihm ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. Als nun die Schlacht gewonnen war, drängten ſie ſich um ihn und gedachten ihn einzuſchließen; er aber gab ſeinem Schimmel die Sporen, ſetzte über ihre Häupter hinweg und entſchwand im Walde, wo er den Schimmel in der hohlen Weide verbarg, das weiße Kleid auszog und der Königstochter als Gärtner die Botſchaft brachte, daß die Schlacht gewonnen ſei. Dießmal konnte er ſich ihren Liebkoſungen nicht ganz entziehen, er erwiederte ſie aber nicht, ſondern gieng an ſeine Arbeit.

Zum drittenmal erneuerten am Morgen die Feinde die Schlacht; aber dießmal wurden sie unter Anführung Karls, der im blauen Kleide dem König zu Hülfe kam, völlig geschlagen und ihr Lager mit Sturm genommen. Der König wollte seinen Retter durchaus nicht entkommen laßen und umstellte ihn mit einer so breiten Schar von Gewappneten, daß der Schimmel seinem Reiter zuflusterte, er vermöge nicht hinüber zu springen. Dennoch gab Karl ihm die Sporen; aber der Satz mißglückte und Karl stürzte, von einer Lanzenspitze am Bein verwundet, zu Boden. Sogleich verband ihm der König die Wunde mit seinem goldgestickten Taschentuche, dankte ihm für seine Rettung und lud ihn auf sein Schloß, wo seine Tochter ihn pflegen und heilen solle. Das nahm er zwar an; wußte sich aber auf dem Heimritt hinwegzustehlen, verbarg seinen Schimmel in der hohlen Weide, zog das blaue Kleid aus und brachte der Königstochter als Gärtner die Botschaft von dem errungenen Siege. Eben wollte sie ihn umarmen, als er von dem Blutverlust erschöpft vor ihren Füßen in Ohnmacht sank. Sie ließ ihn zu Bette tragen und untersuchte seine Wunde, wobei sie das seidene Taschentuch fand, das sie selbst ihrem Vater mit Gold gestickt hatte. Da verband sie ihm die Wunde, die nicht gefährlich war, mit ihrem eigenen Tuche und gieng zu ihrem Vater, zeigte ihm das blutige Taschentuch und sagte, es sei der Gärtner und Niemand anders, der ihn dreimal gerettet und die Schlacht gewonnen habe. Der König wollte ihn sogleich ins Verhör nehmen; als er aber an sein Bette kam, fand er es leer. Karl

war zu ſeinem Schimmel gegangen, ihm Futter zu bringen. Da rieth ihm dieſer: Zieh das blaue Kleid wieder an, umgürte dich mit dem Schwert, ſattle mich und reite vor das Schloß. Hier angekommen, ſprach der Schimmel: Jetzt ziehe dein Schwert aus der Scheide und haue mir den Kopf ab. Das wollte er nicht thun; aber der Schimmel drohte ihm mit ſeinem Zorn, wenn er nicht gehorche. Da entſchloß er ſich dazu mit ſchwerem Herzen. Kaum war es aber geſchehen, ſo ſtand ſtatt des Schimmels ein ſchöner Königsſohn vor ihm, der nahm ihn in den Arm, dankte ihm für ſeine Erlöſung und führte ihn in das Schloß ſeines Vaters, denn er war der verlorene Sohn des Königs. Man feierte nun frohe Feſte; der junge Königsſohn heiratete die Tochter des beſiegten Fürſten, der ihm das Land abtrat; Karl aber erhielt die junge Königstochter und nach dem Tode des Königs erbte er das Reich.

25. Warum ſich die Hunde beriechen.

Die Hunde wurden auch einmal von dem Freiheitsfieber angeſteckt, ſchrieben eine Volksverſammlung aus und beſchloßen, einen Botſchafter nach Rom zu ſenden, damit ihnen der Pabſt die Freiheit gewähre, alle Freitage und Samſtage Fleiſch zu eſen, auch ferner die Faſttage nicht mehr halten zu dürfen, was ſie gar wohl damit zu verdienen meinten, daß ſie den Geiſtlichen Wildbrät fengen und Haus und Hof getreulich bewachten. Der Pabſt gewährte die Bitte und ließ ihnen Brief und Siegel darüber ausfertigen. Der Botſchafter hat alsbald die koſtbare Urkunde mit der bleiernen Bulle unter den Schwanz geſteckt, dieſen eingekniffen und ſich eilends auf die Heimfahrt gemacht. Als er nun heimkam, beriefen die Hunde eine neue Verſammlung, verlaſen den Freiheitsbrief und fragten, wo nun die Urkunde mit den päbſtlichen Inſiegel verwahrt werden ſollte, damit ſie nicht um ihre Freiheit betrogen würden. Weil ſie nun weder Truhe noch Kanzlei hatten, wurde auf den Rath eines uralten Röters für gut befunden, den Brief ihren alten Freunden und Bundesgenoßen, den Katzen, zu treuen Händen zu befehlen. Die Katzen gelobten ihnen das und verbargen den

Freiheitsbrief unter dem Dach eines Thurms, wo er vor Menschenhänden sicher war. Das stund ein Jahr an, da begehrten die Hunde ihren Brief zu sehen; als aber die Katzen ihn holen wollten, hatten ihn unterdessen Ratten und Mäuse gefreßen. Darüber entstand der Krieg zwischen Hunden und Katzen, der noch fortwährt bis diesen Tag; auch die tödtliche Feindschaft der Katzen wider Ratten und Mäuse nahm daher ihren Ursprung und auch die ist noch heute nicht beigelegt.

Da schickten die Hunde zwei neue Botschafter nach Rom, vom Pabst eine zweite Ausfertigung ihrer Freiheit zu verlangen, da ihnen die erste von Ratten und Mäusen gefreßen wäre. Wie die Boten aber nach Welschland kamen, wo es sehr heiß war, tranken sie zur Kühlung des guten Weins zuviel, kriegten Händel miteinander, zerbißen und zerzausten sich das Fell und hiengen sich so lange an den Zähnen, bis sie beide von des Gebirges Joch wohl zwanzig Klafter tief herabstürzten und so ihr Leben jämmerlich aufgaben. Obgleich sie nun nimmermehr nach Deutschland kommen, so warten die Hunde doch noch immer ihrer Boten und wo ein Hund den andern sieht, da berichet er ihn hinten und vorn und fragt, ob er den Brief nicht bringe oder von der Botschaft zu sagen wiße, und geben sie sich nicht guten Bescheid, so fallen sie übereinander her und zerraufen sich das Fell, als ob sie auch von dem kühlen welschen Wein getrunken hätten.

26. Die zwölf Eier.

Ein reicher holländischer Kaufmann, der zu Cleve in einen Gasthof einritt, bestellte sich zwölf gekochte Eier. Er konnte sie aber, als sie gebracht wurden, nicht verzehren, weil eben ein Eilbote eintraf, der ihn in einer dringenden Angelegenheit heimberief. Er verließ auch sogleich das Haus, sprang wieder zu Pferde und ritt fort ohne die Eier bezahlt zu haben. Zehn Jahre nachher begab es sich aber, daß der Kaufmann wieder in demselben Gasthof einkehrte. Da sagte er zu dem Wirth, er wär heute nicht zum Erstenmal in seinem Hause: vor vielen Jahren hätte er sich einmal zwölf Eier bei ihm kochen lassen; die wär er noch schuldig. Ja, sagte der Wirth, die sind euch angerechnet und werden euch auch theuer genug zu stehen kommen. Nun, sagte der Kaufmann, zwölf Eier zu bezahlen werde ich doch wohl reich genug sein. Das fragt sich sehr, entgegnete der Wirth; es wird sich aber bald ausweisen; denn ich hab euch längst verklagt und da ihr jetzt hier seid, müßt ihr mir morgen zu Gericht stehen. Dessen weigerte sich der Holländer nicht. Als sie nun andern Tags vor den Richter kamen, rechnete der Wirth ihm vor, aus den zwölf Eiern wurden zwölf Hühnlein gekommen

ſein, die Küchlein wieder Eier gelegt haben, aus denen wieder Küchlein gekommen ſein würden und ſofort, was zuletzt eine ungeheure Summe ausmachte, die der Wirth forderte und der Richter ihm auch zubilligte, weil der Kaufmann vor Schrecken die Sprache verloren hatte. Ganz niedergeſchlagen gieng der reiche Holländer aus der Gerichtsſtube, denn ſein ganzes großes Vermögen langte bei Weitem nicht, die ungeheure Schuld zu bezahlen. Wie er nun ſo traurig einhergieng, begegnete ihm ein alt Männchen und fragte, warum er ſo traurig wäre; er ſähe ja aus wie die theure Zeit. Der reiche Holländer antwortete, wozu er ihm das ſagen ſolle: er könnte ihm ja doch nicht helfen. Wer weiß? ſagte das Männchen, er wäre doch ein guter Rathgeber, er ſollt ihm ſeine Noth nur klagen Da erzählte er ihm die Geſchichte von den zwölf Eiern und wie er jetzt ein armer Mann ſei. Wenn es weiter nichts ſei, ſagte das Männchen, ſo ſolle er nur gleich hingehen und Berufung einlegen; Er wolle dann vor Gericht die Sache ſchon für ihn ausmachen. Wenn er das fertig brächte, ſagte der Kaufmann, wolle er ihm ſechshundert Gulden geben. Das wird ſich finden, ſagte das kleine Männchen: geht jetzt nur hin und ſagt: Ich wär euer Fürſprech. Er gieng alſo hin vor den Richter, legte Berufung ein gegen das Urtheil und ſagte: er hätte einen Fürſprech angenommen, weil er als Fremder des geltenden Rechts unkundig wäre. Da ſetzte der Richter einen Tag an, wo die Sache aufs Neu zur Verhandlung kommen und er mit ſeinem Rechtsbeiſtand erſcheinen ſollte. Als nun der Gerichtstag kam, fand er ſich zeitig genug ein;

aber das kleine Männchen war noch nicht da. Die Gerichtsherrn, die schon hinter dem grünen Tische saßen, fragten ihn einmal über das andere, wo denn sein Fürsprech bleibe. Der Kaufmann wuste darauf keine Antwort: in großer Verlegenheit geht er vor die Thüre, um zu schauen, ob das kleine Männchen nicht bald käme; aber da war weit und breit nichts von ihm zu sehen. Die Herren wurden ungeduldig und sagten, die anberaumte Stunde werde gleich ablaufen, dann müsten sie das erste Urtheil bestätigen. In großer Angst läuft der Kaufmann noch einmal vor die Thüre: da steht das Männchen davor: der Kaufmann freut sich und führt es sogleich vor den Richter. Da fragen sie ihn, warum er denn so lange ausgeblieben sei? Das Männchen antwortet: er hätte erst Erbsen kochen müßen. Was er denn mit den Erbsen habe machen wollen, fragten die Richter. Die habe er pflanzen wollen, gab das Männchen zur Antwort. Ei, sagen die Richter, gekochte Erbsen pflanze man nicht, davon käme ja doch keine Frucht. Und von gekochten Eiern, fiel das Männchen ein, wären auch keine Küchlein gekommen: darum seid so gut, ihr Herrn, und sprecht ein ander Urtheil. Dieser Kaufmann ist dem Wirth zwölf gekochte Eier schuldig und will sie gern bezahlen. Das leuchtete den Richtern ein. Sie hoben das erste Urtheil auf und der Kaufmann bezahlte dem Wirth die zwölf gekochten Eier; dem Männchen hätte er mit Freuden die sechshundert Gulden bezahlt; aber es war verschwunden.

27. Dreſchflegel und Feuerbrand.

Als einmal der Heiland nach ſeiner Gewohnheit mit dem heiligen Petrus die Welt durchwanderte, kamen ſie bei untergehender Sonne vor ein Haus, wo Petrus ſtille ſtand und Herberge nehmen wollte. Der Herr warnte zwar, hier wohne ein karger Wirth, bei dem ſie es nicht gut haben würden; aber Petrus betheuerte, er ſei todtmüde und könne nicht weiter. Ein Viertelſtündchen von hier, ſagte der Herr, wartet unſer ein treffliches Nachtlager und gute Pflege. Pflege bin, Pflege her, ſagte Petrus, ich kann nicht mehr. Und ſchon ſtand er auf der Schwelle des Hauſes und der Herr muſte ihm wohl folgen. Finden wir hier Nachtkoſt und Herberge? fragte Petrus den Wirth. Von Herzen gern, ſagte dieſer, wenn ihrs bezahlen könnt. Geld haben wir nicht, ſagte Petrus, aber Gottes Lohn. Damit iſt mir nicht gedient, verſetzte der Bauer: wenn ihr kein Geld habt, ſo ſeid ſo gut und geht ein Haus weiter. Weiter tragen uns die Beine nicht, ſagte Petrus; wir verzichten aber auf die Nachtkoſt und nehmen mit einer Streu

vorlieb, wenn ihr uns aus Barmherzigkeit behalten wollt. „Aus Barmherzigkeit thu ich nichts," ſagte der Bauer; „ihr ſollt aber Nachtkoſt und Herberge hier finden, wenn ihr mir morgen dafür dreſchen helft. Wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen." Des Handels wurden ſie eins: der Wirth hieß ſie eintreten, ſetzte ihnen einen Haferbrei vor und wies ſie dann zu einem Strohlager. Am andern Morgen war er ſchon in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen, weckte die Gäſte und da dieſe nicht gleich aufſtanden, gieng er in die Scheuer, warf die Garben, die er gedroſchen haben wollte, herab auf die Tenne und als die Gäſte ſich noch immer nicht einfanden, nahm er den Dreſchflegel, ſie damit nachdrücklicher zu wecken. Der Herr lag an der Wand, aber Petrus vorne und ſo trafen ihn die Schläge. Als der Bauer hinaus war, meinte Petrus, aufſtehen könne er jetzt noch nicht, er bedürfe noch ein Stündchen der Ruhe; aber der Platz da vorn auf dem Stroh ſei zu hart; er wolle nun auch einmal an der Wand liegen. Willig tauſchte der Herr den Platz mit ihm und Petrus ſtreckte ſich wieder zu ſchlafen. Nach einer Weile kam der Wirth zurück, die ſäumigen Gäſte zum drittenmal zu wecken. Weil aber der Herr nicht zu ſchlafen ſchien, dachte er, der da vorne liegt, iſt wacker genug, hat auch vorher ſchon ſein beſcheiden Theil bekommen: jetzt iſt der Schläfer an der Wand da hinten an der Reihe. Da weckte er ihn ſo eindringlich mit dem Dreſchflegel, daß er von aller Schlafluſt geheilt ſich erhob, worauf der Herr mit ihm dem Bauer in die Scheuer folgte. Da ſprach

der Herr: Wo iſt nun das Stroh, das wir ausdreſchen ſollen? Dort liegt es auf dem Haufen, ſagte der Bauer. Da ſprach der Herr: Das Dreſchen iſt zu umſtändlich: ich weiß einen kürzern Weg, das Korn aus den Aehren zu bringen. Er gieng an den Herd, zog ein brennendes Scheit aus der Flamme und hielt es unter den Barn. Der Bauer ſchrie und wollte ihm wehren, denn das Stroh müße ja Feuer fangen; als er aber ſah, daß es nicht brannte und die Körner ſtromweis aus dem Haufen quollen, ließ er nach, wunderte ſich aber gewaltig über den unerhörten Brauch, der ſich gleichwohl bewährte, denn er überzeugte ſich ſelbſt, daß kein Korn im Stroh geblieben war: ſo rein hätte er es nicht ausdreſchen können. Als nun die Arbeit vollbracht war, die er den Gäſten zugedacht hatte, ließ er ſie ihres Weges ziehen, gedachte aber alsbald von der Lehre auf eigene Hand Gebrauch zu machen.

Nun ſetzte der Herr mit dem Apoſtel den Wanderſtab weiter. Unterwegs kamen ſie auf eine Anhöhe mit weiter Ausſicht und blickten zurück auf die Gegend, von der ſie gekommen waren. Da ſahen ſie die Scheuer des kargen Wirths in lichten Flammen ſtehen, denn das Feuer hatte ihm die übrigen Garben nicht ausgedroſchen, ſondern in Brand geſteckt. Da ſprach der Herr zu dem Apoſtel: Womit glaubſt du nun wohl, Petrus, daß der Bauer dieſe Strafe verdient habe? Ei, mit ſeinem Wecken, meinte Petrus, und den Schlägen, die ich noch in allen Gliedern fühle. Aber der Herr ſprach: „Nicht alſo, Petrus: die Schläge haſt du dir durch deine Widerſpenſtigkeit

ſelber zugezogen, als du wider meinen Rath und Willen in das Haus des kargen Wirthes trateſt. Dem Bauern aber ward dieſe Strafe für ſeine Ungaſtlichkeit zu Theil. Er wollte zu ſchnell reich werden: dafür wird er nun arm; er meinte ſich nicht verpflichtet das ihm anvertraute Gut zum Beſten ſeiner Nächſten zu verwenden, darum ward es ihm genommen."

28. Sanct Peter mit der Geige.

Als unſer Herr einsmals mit St. Peter über Land gieng, kamen ſie an einen Bauplatz, wo ein Haufen Zimmerleute ſich in der Schenke gütlich thai. Als St. Peter hörte, wie es da ſo munter zugieng, gelüſtete ihn, einzukehren und ſagte das dem Herrn. Der aber warnte: Thu das nicht, du biſt nicht von dieſer Zunft, es könnte dir übel bekommen. Aber Petrus ließ von ſeinem Begehren nicht ab und gieng zuletzt hinein gegen die Warnung des Herrn. Als er nun in die Stube trat und die Zimmerer ihn vorn und hinten beſahen, rief Einer der Geſellen: Juchhe! nun haben wir auch einen Spielmann! Und gleich wandte er ſich zu Petrus und ſprach: Spielmann, ſpiel auf! Er hatte nämlich eine Geige auf ſeinem Rücken geſehen, die vielleicht nur gemalt war, was der Herr insgeheim ſo veranſtaltet hatte. Aber Petrus ſagte, er ſei kein Spielmann und komme nur ſich an Trank und Speiſe zu laben wie ein anderer Gaſt. Der Geſelle ließ das aber nicht gelten und ſagte: Wozu trägſt du denn eine Geige auf dem Rücken, wenn du kein Spielmann biſt und nicht aufſpielen willſt? Sind wir dir keine ehrlichen Leute? Gleich aufgeſpielt

oder da hinaus, wo der Zimmermann ein Loch gelaſſen hat! Nun riß St. Petern auch die Geduld, daß er keck entgegnete: wenn er eine Geige hätte, ſo würde er ihm den Fiedelbogen um den Kopf ſchlagen. Damit hatte er aber den Giebel ſchief aufgeſetzt, denn nun packten ihn drei handfeſte Geſellen und ſchoben ihn unſanft zur Thüre hinaus. Nachdem St. Peter ſo ſeine Luſt gebüßt, gieng er ſeines Weges und kam zu dem Herrn, der am Saume des Waldes ſeiner harrte. Petrus erzählte wie es ihm ergangen war, worauf der Herr erwiederte: Hab ich dir es nicht geſagt, daß du nicht zu dieſer Zunft gehörteſt. Warum biſt du nicht weggeblieben? Da bat ihn Petrus, er ſollte nun doch den Zimmerleuten eine Strafe dafür auferlegen, daß ſie ſich an ihm vergriffen hätten. Da ſprach der Herr: Was ſoll ich ihnen denn thun? Meiſter, ſagte Petrus, mach ihnen eiſerne Knoten ins Holz, daß ihre Sägen ſich die Zähne daran ſtumpf beißen. Aber der Herr entgegnete: Nein, Petrus, holzerne ſind ſchon hart genug. Und ſeitdem finden ſich zu großem Verdruß der Zimmerleute holzerne Knoten im Holze.

29. Sanct Petrus mit der Geiß.

Als Chriſtus noch mit den Apoſteln auf Erden wandelte, hub einſt St. Petrus an und ſagte: Ach Herr und Meiſter, wie läßeſt du es doch auf der Welt zugeben ſo wunderlich, recht wie in einem Fiſchteich, wo Eines das Andere verſchlingt. Und wenn noch die Guten die Oberhand hätten; aber weit gefehlt, da geht Gewalt vor Recht und der Gottloſe übervortheilt den Frommen mit Schalkheit: das ſiehſt du Alles mit an und läßt es dich nicht kümmern, da du es doch verhindern konnteſt, weil du allmächtig biſt. Ich ſollte nur ein Jahr Herrgott ſein und die Gewalt haben wie du, das Ding wollt ich abſtellen. Du denkſt alſo, ſagte der Herr, du würdeſt es beßer machen, wenn du das Regiment hätteſt? Nein, meinte St. Peter, aber manche Klage wollt ich doch abſchaffen, die Frommen ſchützen und die Böſen plagen und eine Ordnung machen, daß es nicht ſo kunterbunt durcheinander gienge. Gut, ſagte der Herr, ſo ſollſt du heut einmal Herrgott ſein an meiner Statt. Du magſt ſegnen und fluchen, ſtrafen und belohnen, Regen und ſchön Wetter machen nach deinem Wohlgefallen. Damit gab ihm der Herr ſeinen Stab zum Zeichen der Herſchaft in die

Hand und St. Peter nahm ihn und fieng an zu regieren. Indem kam ein armes Weib barfuß in zerrißenem Kleid daher, ihre Geiß auf die Weide zu treiben. Geh hin in Gottes Namen, sprach sie zu ihr, ich befehle dich in des Herrn Hut, denn ich kann dich nicht selber hüten, ich muß für das tägliche Brot sorgen, daß ich mit meinen kleinen Kindern zu eßen habe. Damit ließ sie die Geiß laufen und gieng zurück ins Dorf. Da sprach der Herr zu St. Peter: Du hast das Gebet der armen Frau gehört und da du heut Herrgott bist, so wirst du die Geiß wohl in Obacht nehmen, daß sie sich nicht verläuft und abhanden kommt, oder Wolf und Bären sie zerreißen. Da nahm St. Peter die Geiß in seine Hut und trieb sie auf die Weide; aber die Geiß war jung und muthwillig und sprang bergauf, bergab, und schloff durch Stauden und Hecken hin und her, daß St. Peter mit Aechzen und Keuchen seine liebe Noth hatte ihr zu folgen. Dabei schien die Sonne heiß: da mag man denken wie der alte Mann geschwitzt haben wird und wie froh er war, als er der alten Frau die Geiß am Abend wohlbehalten wieder ins Haus geschafft hatte. Da traf ihn der Herr und fragte: „Nun, Petrus, willst du das Regiment noch länger behalten? Ach nein, lieber Herr, sagte St. Peter demüthig, nehmt euern Stab nur wieder, ich begehre des Weltregimentes nicht mehr: ich hab wohl erfahren, daß meine Weisheit nicht ausreicht nur eine Geiß zu regieren. Vergebt mir meinen Fürwitz, ich will euch künftig nicht mehr einreden.

30. Gute Zeit und böse Zeit.

St. Peter der Pförtner des Himmels bat einmal unſern Herrgott um Urlaub auf die Erde zu fahren und ſich mit ſeinen Freunden zu letzen, welchen er durch ſein Martyrthum ohne Abſchied plötzlich entrißen worden war. Das gewährte ihm der Herr und gab ihm acht Tage Friſt. St. Peter blieb aber einen ganzen Monat aus. Doch empfieng ihn der Herr gütig und fragte nur, warum er ſo lange geblieben ſei. Ach, Herr, ſagte Petrus, auf Erden war gute Zeit, der Moſt ſüß und wohlfeil, das Getreide wohl gerathen, Klauen- und Federvieh die Hülle und die Fülle; wir tanzten, ſangen und ſprangen und waren ſo fröhlich, daß ich des Paradieſes und des Wiederkommens ganz vergaß. Da fragte der Herr: Sag an, St. Peter, gedachte man denn meiner auch bei der guten Zeit? Nein, Herr, ſagte Petrus, kein Menſch im ganzen Lande gedachte deiner als ein altes Weib, der Haus und Hof verbrannt war. Da ſchrie ſie zu dir, daß ihrer Jedermann ſpottete. Der Herr ließ es gut ſein und St. Peter trat ſein Pförtneramt wieder an. Als der Herbſt aber kam, bat er um einen neuen Urlaub und gedachte dießmal einen ganzen Monat auszubleiben. Er

erhielt auch den Urlaub und fuhr fröhlich hernieder; aber am dritten Tage war er ſchon wieder da und ſah ganz ſauer drein. Der Herr fragte ihn, warum er dießmal ſo bald wieder komme. Ach Herr, ſagte St. Peter, auf Erden war böſe Zeit, das Getreid iſt nicht gerathen, ein ſaurer Wein gewachſen, Hunger und Peſtilenz rafft das Volk hin, und dazu iſt Krieg, Mord und Raub im Lande, und weil es ſo kläglich und langweilig zugeht, hat es mir nicht länger da gefallen. Da fragte der Herr: Sag an, St. Peter, gedachte man meiner auch bei der böſen Zeit? Ja, lieber Herr, ſagte Petrus, Jung und Alt ſchreit früh und ſpät zu dir und bekennt ſeine Schuld und bittet, daß du ihnen gnädig ſeiſt und von deinem Zorn abläßeſt. Darum wende ihnen dein Angeſicht wieder zu und laß ihnen meine Fürbitte zu Statten kommen. Da ſprach aber der Herr: Nun ſchau an, Petrus, wenn ich ihnen gute Zeit und fruchtbare Jahre ſchicke, ſo vergeßen ſie mein und meiner Wohlthaten. Muß ich ihnen da nicht böſe Zeit, Hunger und Peſtilenz ſchicken, damit ſie Buße thun und ſich zu mir bekehren?

31. Das Schmidtchen von Bielefeld.

Unſer Herrgott iſt einmal mit dem heiligen Petrus ſpazieren gegangen: da ſind ſie auch zu dem Schmidtchen von Bielefeld gekommen. Der hat ihnen alle mögliche Ehre angethan mit Eſſen und Trinken und hätte ſie auch gern über Nacht behalten. Sie ſagten aber, ſie müſten heute noch weiter reiſen; weil er ſich aber ſo gaſtfrei bewieſen, ſollte er dreier Wünſche Gewalt haben. Ach, ſagte das Schmidtchen, was ſoll ich mir wünſchen? ich hab Alles genug und was mir etwa noch fehlt, das kann ich mir mit meinem Hammer verdienen. Wenn ich ja etwas wünſchen ſollte, ſo wär es, daß mir die gottloſen Buben die Birnen nicht ſtehlen dürften und wenn einer auf meinen Baum ſtiege, müſte er drauf ſitzen bleiben ſo lang es mir gefiele. Das war ein recht einfältiger Wunſch, Meiſter, ſagte St. Peter. Jetzt haſt du nur noch zwei Wünſche: ſei nun klüger und vergiß das Beſte nicht. Soll ich mir noch mehr wünſchen, ſagte das Schmidtchen von Bielefeld, ſo muß ich mich erſt einmal beſinnen. Ich habe mich bisher noch mit meinem Hammer ernährt und nicht viel ans Wünſchen gedacht. Wie er ſich nun eine Weile beſonnen hatte und nichts finden

konnte, ſagte er: So wünſche ich denn, daß ich eine lederne Taſche hätte, wo Alles drin ſein müſte, was ich haben wollte. Da ſagte unſer Herrgott: „Dieſer Wunſch iſt dir gewährt und auch der erſte; nun kommt der letzte: darum bedenk deine arme Seele und begehre nicht wieder ſo eitle Dinge. Ei du mein Gott, ſagte das Schmidtchen von Bielefeld, nun weiß ich ja doch platterdings nicht was ich noch weiter wünſchen ſollte. Vergiß das Beſte nicht, warnte St. Peter noch einmal. Das Beſte iſt doch mein Hammer, ſagte das Schmidtchen von Bielefeld: ſo lang ich den habe, kann es mir an nichts fehlen. Darum wünſchte ich nur, daß ich immer bei meinem Hammer ſein müſte oder mein Hammer bei mir. Auch dieſer Wunſch ſoll dir gewährt ſein, ſagte der Herr; du hätteſt aber beſſer gethan, dir die himmliſche Seligkeit zu wünſchen. Ei, ſagt das Schmidtchen, die himmliſche Seligkeit kann mir ja ſchlechterdings nicht fehlen. Wir wollen ſehen, ſagte St. Peter und nahm mit dem Herrn Abſchied.

Nun lebte das Schmidtchen von Bielefeld luſtig und guter Dinge und meinte es ſollte in alle Ewigkeit ſo fort gehen. Da pochte aber eines Tags eine knöcherne Hand an ſeine Schmiede und als er aufklinkt, ſteht der Tod vor ihm und ſagt: Deine Uhr iſt abgelaufen; mach dich fertig, du muſt mit. Ja, ſagt das Schmidtchen von Bielefeld, ich bin gleich bereit, ſteig nur derweil auf den Baum da und pflück uns Birnen ab, damit wir unterwegs was zu eſſen haben. Da ſtieg der Tod auf den Birnbaum und pflückte ſich die Taſchen

voll; als er aber wieder herunter wollte, saß er fest. Nun bin ich bereit, sagte das Schmidtchen, steig herunter, daß wir die Reise antreten. Ich kann nicht, sagte der Tod. Da stellte sich das Schmidtchen ganz unschuldig und sagte: Nun so bleib meinetwegen sitzen, wenn du zu viel Birnen gegeßen hast. Aber laß jetzt das Naschen, damit mir noch was auf dem Baum bleibt. Damit gab er sich wieder an seine Arbeit. Wollte der Tod nun wieder herunter, so muste er gute Worte geben und dem Schmidtchen von Bielefeld versprechen, es nicht zu holen.

Nun ist das Schmidtchen von Bielefeld alt und grau geworden und der Tod hat es nicht holen dürfen. Nun kommt dem Tod aber einmal der Teufel begegnet und sagt zu ihm: Tod, du holst doch sonst alle Leute, warum holst du das Schmidtchen von Bielefeld nicht? Der ist mir zu schlau, sagte der Tod; hol du ihn, wenn du ihn kriegen kannst. Aber nimm dich vor seinem Birnbaum in Acht: wenn du darauf kommst, kannst du nicht wieder herunter. Da geht der Teufel zum Schmidtchen von Bielefeld und sagt: Hör einmal, guter Freund, du kannst nicht ewig leben. Der Tod will dich nicht holen, so muß ich es thun. Also mach dich fertig. Nu meinetwegen, sagt das Schmidtchen; aber ich möchte doch nicht gerne, daß es hieße, der Teufel habe das Schmidtchen von Bielefeld geholt. Darum sei so gut und kriech hier in meine lederne Tasche, so sehen dich die Leute nicht. Ich will sie dann umhängen und dich in die Hölle tragen; so schonst du

auch deine Stiefel. Närrischer Kerl, sagte der Teufel, du siehst doch wohl, daß ich viel zu groß bin, in deine Tasche zu kriechen. Paperlapap, sagt das Schmidtchen. Meinst du ich wüste nicht, daß du dich groß und klein machen kannst nach Belieben? Aber ich will dir schon zeigen wie dus machen musst. Da wünschte das Schmidtchen von Bielefeld den Teufel in seine lederne Tasche und sogleich zog sich der Teufel zusammen und kroch hinein. Das Schmidtchen nicht faul wirft die Tasche auf den Amboß, nimmt seinen Hammer und schlägt gottsjammermäßig drauf zu, daß der Teufel Mordio schreit und ganz erbärmlich anhält, er möchte ihn doch wieder herauslaßen. Aber das Schmidtchen sagt: ich hab immer gehört, man soll das Eisen schmieden, wenn es warm ist, und fängt nun erst an, drauf los zu hämmern, daß der Teufel so dünn wird wie ein Wedpfennig. Endlich wird die Tasche ganz mürb und kriegt ein Loch und wie der Teufel das merkt, fährt er heraus und macht sich auf und davon in die Hölle. Das Schmidtchen wuste aber nicht, daß der Teufel sich fortgepuicht hatte und schlug noch immer drauf zu bis die schöne Tasche in tausend Fetzen auseinander gieng und zu nichts mehr nutz war.

Da nun der Tod das Schmidtchen von Bielefeld nicht holen durfte und der Teufel es sich nicht getraute, ward es endlich alt und abständig und gedachte bei sich: Es thut kein Gut mehr mit mir auf dieser Welt: ich muß sehen wo ich anderwärts ein Unterkommen finde. Da nahm es seinen Hammer und machte sich auf den Weg nach dem Himmel.

Wie es da anklopft, macht St. Peter auf und ſagt: Schmidtchen von Bielefeld, du haſt gemeint die himmliſche Seligkeit könne dir gar nicht fehlen; da haſt du aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sieh nun wo du bleibſt: hier iſt kein Platz für dich. Damit ſchlug er ihm die Thür vor der Naſe zu. Das kam nun dem Schmidtchen von Bielefeld nicht gelegen, beſonders weil er wuſte, daß er bei dem Teufel auch nicht zum Beſten angeſchrieben war; ſonſt hätte er ſich wohl getröſtet. Um aber doch ſeiner Sache gewiſs zu ſein, nahm er den Weg zwiſchen die Füße und gieng gemächlich den Berg herab der Hölle zu. Da liegt aber der Teufel ſchon im Gauploch und ſieht das Schmidtchen mit ſeinem Hammer daherkommen. Gleich fährt ihm der Schrecken in die Eingeweide, daß er aſchenbleich wird, denn er meinte, er krümmte ſich ſchon wieder zwiſchen Hammer und Amboß. Er erkriegt ſich aber noch und ruft geſchwind ſeine Unterteufel zuſammen und heißt ſie die Hölle mit Eiſenſtangen verrammeln und noch ein großes Hängeſchloß davorlegen. Denn, ſagt er, wenn er hereinkommt, hämmert er uns alle ſo dünn wie Blech. Als nun das Schmidtchen ankommt, iſt die Hölle zu und die Teufel ſchütten Schwefel und Pech von der Mauer. Da denkt das Schmidtchen: In den Himmel ſoll ich nicht und in die Hölle komm: ich nicht: da muſt ich ja ins Ewig darneben. Das kommt davon, wenn man ſich den Teufel nicht zum Freunde hält. Hier iſt nichts anzufangen: ich muß es noch einmal mit St. Peter verſuchen. Da kehrt er ſich wieder um und ſchleppt ſich zum

andernmal den ſteilen Himmelsberg hinauf. Wie er oben iſt, kommt eben ein Reiter daher geſprengt und will ſpornſtreichs durch das Himmelsthor. Aber St. Peter gebietet ihm Halt und ſagt: Meinſt du, du könnteſt mit Stiefeln und Sporen ins Himmelreich? Du muſt nach Warteweil. Bald darauf kommt ein Bäuerlein und klopft ganz beſcheiden an. Dem öffnete St. Peter gleich die Himmelspforte. Da erſieht ſich das Schmidtchen die Gelegenheit und wirft ſeinen Hammer in den Himmel, und wie der drin iſt, wünſcht er ſich zu ihm und war nun auch im Himmel und St. Peter konnte ihn nicht wieder daraus vertreiben.

31. Der Meiſter über alle Meiſter.

Als der Herr Chriſtus noch mit St. Peter auf Erden wandelte, kamen ſie einmal zu einem Schmied, der ſich ſo viel auf ſeine Kunſt zu Gute that, daß er ſich ein Schild geſchmiedet hatte, worauf mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Hier wohnt der Meiſter über alle Meiſter. Als nun der Herr Chriſtus vorüber kam und las was auf dem Schilde ſtand, fieng er an zu lachen und der Apoſtel lachte mit. Da fragte der Schmied, der vor der Thüre ſtand: Was lacht ihr? Ueber dein Schild, ſagte der Apoſtel, und weil du dich rühmſt, ein Meiſter über alle Meiſter zu ſein. Das bin ich auch, ſagte der Schmied. Da fragte Jeſus: Wie viel Zeit brauchſt du denn, ein Hufeiſen zu machen? Ha, ſagte der Schmied, das ſtecke ich nur dreimal ins Feuer und gleich iſt es fertig. Das iſt zu viel, ſagte Jeſus, einmal iſt genug. Das wollte der Schmied nicht glauben.

Da kam eben ein Reiter herangeritten, deſſen Pferd die Hufeiſen verloren hatte, das ſollte der Schmied beſchlagen. Da ſagte der Schmied: Da habt ihr ja Gelegenheit eure Kunſt zu zeigen: beſchlagt mir einmal dieß Pferd nach eurer Weiſe.

Das ſoll geſchehen, ſagte Jeſus, da nahm er dem Pferd das eine Vorderbein ab, während St. Peter die Bälge zog, und legte es in die Eſſe, wozu der Reiter ein kurios Geſicht machte, warf ein Eiſen ins Feuer, zog es glühend wieder heraus und nagelte es gemächlich auf den Huf. Dann ſetzte er das Bein dem Pferde wieder an und machte es mit dem andern Vorderbein und den beiden Hinterbeinen ebenſo, indem er eins nach dem andern abbrach, beſchlug und wieder anſetzte. Als das Pferd ſeine vier Eiſen hatte, lief es noch einmal ſo ſchnell als zuvor und der Reiter gab dem Schmied ein gut Stück Geld. Herr, ſagte der Meiſter über alle Meiſter, du biſt doch kein ſo ſchlechter Schmied. Meinſt du? ſagte Jeſus. Ich muß aber erſt noch mehr Proben deiner Kunſt ſehen, ſetzte der Schmied hinzu, ehe ich dich für meinen Meiſter erkenne. Darüber kam ein altes Männlein in die Schmiede, ganz gekrümmt von der Laſt der Jahre, und bat um ein Almoſen. Den will ich wieder jung ſchmieden, wenn es dir recht iſt, ſagte der Herr. Mir wär es ſchon recht, ſagte der Schmied, aber der Alte wird ſich wohl bedanken. Es thut nicht weh, ſagte der Herr, ließ Petrus die Bälge ziehen, und als das Feuer aufſunkte, groß und ungeheuer, nahm unſer Herr das alte Männlein, ſchob es in die Eſſe, mitten ins weißrothe Feuer, daß es drin glühte wie ein Roſenſtock und Gott lobte mit lauter Stimme. Nur einmal berührte ihn der Herr mit dem Hammer, nahm dann die Zange, zog ihn in den Löſchtrog, daß das Waſſer über ihm zuſammenſchlug und ziſchte, und wie er abgekühlt war

und der Herr ihn wieder heraus nahm, wars ein Jüngling ſchön und zart, mit friſchen graden Gliedern, wie von zwanzig Jahren. Herr, ſagte der Schmied, es ſteht zwar über meiner Thüre, hier wohnt der Meiſter über alle Meiſter, aber gleichwohl ſag ich, man iſt nie zu alt um zu lernen. Dieſe Stücke habe ich zwar noch nicht gewuſt; aber nun ichs geſehen habe, kann ichs auch. Es iſt jetzt Eſſenszeit, nehmt mit uns vorlieb, bei Tiſche ſprechen wir weiter von der Kunſt. Das jung geglühte Männlein iſt auch unſer Gaſt. Nun hatte der Schmied eine alte halbblinde, buckliche Schwieger, die ſetzte ſich zu dem Jüngling und fragte, ob ihn das Feuer auch hart gebrannt hätte. Er bekannte aber, ihm ſei nie beſſer geweſen, er habe in der Gluth geſeßen wie in einem kühlen Thau. Das klang der alten Frau in den Ohren, daß ſie Eſſen und Trinken vergaß und an nichts dachte, als wie ſie ſich auch verjüngen laßen wollte.

Als die Suppe gegeßen war, kam ein zweiter Reiter geritten, der ſein Pferd beſchlagen laßen wollte. Das iſt bald gethan, ſagte der Schmied, ich habe jetzt eine neue Manier zu beſchlagen gelernt, die iſt gut bei den kurzen Tagen. Da brach er dem Pferd die Beine ab, alle viere auf einmal, denn, ſagte er, ich weiß nicht wozu die Plackerei ſoll, eins nach dem andern anzuſetzen. Dem Reiter aber, dem um ſein Pferd bange war, ſagte er: Nur nicht ängſtlich, Mann, ich bezahl euch das Pferd, wenn es Schaden nimmt. Da warf er die Beine alle vier in die Eſſe, legte brav Kohlen zu und hieß den Schmiedejungen friſch die Bälge ziehen. Nun wollte er es machen, wie

er es geſehen hatte; es gerieth ihm aber nicht ſo, die Beine verbrannten und der Reiter wollte das Pferd bezahlt haben. Das gefiel dem Meiſter übel, doch ließ er ſichs nicht angehen und ſagte: Gelingt das eine nicht, ſo gelingt wohl das andere, holte ſeine alte Schwieger herbei und fragte ſie, ob ſie nun auch verjüngt werden wollte und in Sprüngen dahergehen wie ein Mädchen von achtzehn Jahren. Sie ſprach: Von ganzem Herzen, weil ſie gehört hatte, daß es dem Jüngling ſo ſanft angekommen war. Da legte ſie der Meiſter in die Eſſe, hieß den Jungen die Blasbälge ziehen und rückte die Alte mit dem Hammer zurecht, daß ſie ſich hin und wieder krummte und ein grauſam Mordgeſchrei aufſchlug. Sitz ſtill, rief der Schmied, was ſchreiſt und hüpfſt du? ich will erſt weidlich zublaſen, und zog damit an den Bälgen, daß ihr bald alle Haderlumpen brannten. Da ſchrie das alte Weib jämmerlich; aber der Schmied ließ ſich nicht aus der Faßung bringen, und zog ſie mit der Zange in den Löſchtrog. Da ſchrie ſie erſt überlaut, und als er ſie herauszog, fiel ſie in Ohnmacht, und die Verjüngung war miſsrathen. Ich will ihr helfen, ſagte der Herr Chriſtus, und auch das Pferd wieder heilen, wenn du geſtehen willſt, daß du kein Meiſter über alle Meiſter biſt. Der Schmied nahm ſeinen Hammer und ſchlug ſtillſchweigend das Schild von der Thüre; der Herr aber ſchob die Alte wieder in die Eſſe, nahm Hammer und Zange und brachte aus dem Kühltrog ein hübſches junges Mädchen von achtzehn Jahren, ſuchte dann des Pferdes Beine aus der Aſche, legte den

Hammer auf, beſchlug die Hufe und ſetzte dem Pferd die beilen Beine wieder an. Das ſprang auf und wieherte vor Freude, der Reiter gab ſich zufrieden, ſchenkte dem Schmied noch ein gut Stück Geld und ritt ſeines Wegs. Da war der Schmied guter Dinge, am frohſten war aber das junge Mädchen, die hüpfte und tanzte durch die Schmiede und fiel Einem nach dem Andern um den Hals, zuletzt dem Jüngling, und da blieb ſie hängen und ward ſeine Frau, und ſie wurden zuſammen noch einmal alt und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

32. Vom Schwaben der das Leberlein gefreſſen hatte.

Der Schwabe muß allzeit das Leberlein gefreſſen haben, heißt es im Sprichwort. Das ſchreibt ſich von folgender Geſchichte her. Als unſer lieber Herr und Heiland noch auf Erden wandelte, von einer Stadt zur andern das Evangelium predigte und viele Zeichen that, begegnete ihm auf eine Zeit ein guter einfältiger Schwab und fragte: Mein Leidensgeſell, wo willſt du hin? Unſer Herrgott antwortete: Ich zieh umher und mache die Leute ſelig. Da ſagte der Schwab: Willſt du mich mit dir ziehen laßen? Ja, antwortete unſer Herrgott, wenn du fromm ſein willſt und fleißig beten. Das ſagte der Schwab ihm zu. Als ſie nun miteinander giengen, kamen ſie einſt zwiſchen zwei Dörfer und hörten in beiden Geläute. Der Schwab, der gern ſchwätzte, fragte unſern Herrgott: Mein Leidensgeſell, ſag an, warum läutet man da? Unſer Heiland, dem alle Dinge bewuſt waren, antwortete: In dem einen Dorfe läutet man zu einer Hochzeit, in dem andern zu einem Leichenbegängniſs. Da ſagte der Schwab: Gang du zur Leiche, ſo will ich zur Hochzeit gehen. Unſer Herrgott gieng alſo in das Dorf wo der Todte lag, und machte

ihn wieder lebendig: da ſchenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab aber war auf die Hochzeit gegangen, da half er einſchenken, einem Gaſt um den andern und auch ſich ſelbſt, und als die Hochzeit zu Ende war, ſchenkte man ihm einen Kreuzer. Des war der Schwab wohl zufrieden, machte ſich auf den Weg und kam wieder zu unſerm Herrgott. Alsbald als der Schwab ihn von Weitem ſah, hob er ſein Kreuzerlein in die Höhe und ſchrie: Lug, mein Leidensgeſell, ich hab Geld, und pralte ſo mit ſeinem Kreuzerlein. Was haſt Du denn? Unſer Herrgott lachte fein und ſprach: Ach, ich hab vielleicht mehr als du! that den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden ſehen. Der war aber nicht unbehend, warf geſchwind ſein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden und rief: „Gemein, gemein! Wir wollen Alles mit einander gemein haben!“ Das ließ unſer Herrgott gut ſein. Als ſie nun weiter giengen, begab es ſich, daß ſie zu einer Heerde Schafe kamen. Da ſagte unſer Herrgott zu dem Schwaben: Geh zu dem Hirten und beiß ihn uns ein Lämmlein davon geben. Ja, ſagte der Schwab, und that wie ihn der Herr gebeißen, ließ ſich ein Lämmlein von dem Hirten geben, zog es ab und bereitete das Gehänge zu einem Eſſen. Wie er es aber ſott, ſchwamm das Leberlein ſtäts empor, der Schwab drückts mit dem Löffel herunter, aber es wollte nicht unten bleiben. Das verdroß den Schwaben, er nahm ein Meßer und ſchnitt das Leberlein, weil es gar war, von einander und aß es. Als nun das Eſſen auf den Tiſch kam, fragte unſer

Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wäre? Der Schwab war gleich mit der Antwort bei der Hand, das Lämmlein habe kein Leberlein gehabt. Ei, sagte unser Herrgott, wie sollte es denn gelebt haben ohne ein Leberlein? Da verschwur sich der Schwab hoch und theuer: Es hat bei Gott und allen Gottes Heiligen keins gehabt. Was wollt unser Herrgott machen? Wollte er haben, daß der Schwab still schwieg, muste er sich wohl zufrieden geben.

Als sie nun weiter miteinander giengen, läutete es abermals in zweien Dörfern. Der Schwab fragte: Lieber, warum läutet man da? Unser Herrgott sagte: In dem einen Dorf läutet man zur Hochzeit, in dem andern zur Leiche. Wohl! sprach der Schwab. Gang du jetzt zur Hochzeit, so will ich zur Leiche. Er vermeinte, so wollte er auch hundert Gulden verdienen. Aber sage mir, Lieber, sagte der Schwab noch, wie hast dus gemacht, daß du den Todten auferweckt hast? Der Herr antwortete: Ich sprach zu ihm: Steh auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Da stand er auf. — Schon gut, schon gut, rief der Schwab, nun weiß ichs wohl zu machen, und zog zu dem Dorfe, wo man ihm den Todten entgegentrug. Als der Schwab das sah, rief er mit heller Stimme: Halt da, halt da! Ich will ihn lebendig machen. Und wenn ich ihn nicht lebendig mache, so hängt mich ohne Urtheil und Recht. Die guten Leute wurden froh, verhießen dem Schwaben hundert Gulden, und setzten die Bahre, worauf der Todte lag, nieder. Der Schwab that

den Sarg auf und fieng an zu ſprechen: Steh auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Der Todte wollte aber nicht aufſtehen. Dem Schwab ward angſt, er ſprach ſeinen Segen zum andern und zum drittenmal; aber der Todte rührte ſich nicht. Da rief er voll Zorn: Ei ſo bleib liegen in tauſend Teufel Namen! Als die Leute dieſe gottloſe Rede hörten und ſahen, daß ſie von dem Gecken betrogen waren, ließen ſie den Sarg ſtehen, faßten den Schwaben und eilten mit ihm dem Galgen zu, da warfen ſie die Leiter daran und führten den armen Schwaben hinauf.

Unterdes zog unſer Herrgott ſein gemeßen ſeine Straße heran, da er wohl wuſte wie es dem Schwaben ergehen würde und ihn doch nicht im Stich laſſen wollte. Als er nun dem Gerichte nahe kam, rief er: O unter Geſell, was haſt du doch gethan? In welcher Geſtalt erblick ich dich! Der Schwab ward blitzwild und begann zu ſchelten, der Herr hätte ihn den Segen nicht recht gelehrt. Ich habe dich recht gelehrt, ſprach der Herr, du haſt es aber doch nicht gekonnt. Dem ſei aber wie ihm wolle. Willſt du mir nun ſagen, wo das Leberlein hingekommen iſt, ſo will ich dich erledigen. Ach, ſagte der Schwab, das Lämmlein hat wahrlich kein Leberlein gehabt. Was zeihſt du mich? „Ei, du willſt es nur nicht ſagen!“ ſprach der Herr, „wohlan, bekenn es, ſo will ich den Todten lebendig machen!“ Der Schwab aber fieng an zu ſchreien: Henket mich, henket mich! So komm ich der Marter ab. Der will mich zwingen mit dem Leberlein und hört doch

wohl, daß das Lämmlein kein Leberlein gehabt hat. Hängt mich nur stracks!

Als unser Herrgott hörte, daß sich der Schwabe eher wollt henken lassen als die Wahrheit gestehen, befahl er, ihn herabzulassen, und machte nun selbst den Todten lebendig.

Als sie nun miteinander von dannen zogen, sprach unser Herrgott zu dem Schwaben: Komm her, wir wollen das gewonnene Gut mit einander theilen, und dann von einander scheiden, denn wenn ich dich allwegs vom Galgen erledigen sollte, würde mir das zu viel. Er nahm die zweihundert Gulden und theilte sie in drei Theile. Als Solches der Schwab sah, fragte er: Ei Vieber, warum machst du drei Theile, da doch unser nur zween sind. „Ja, antwortete unser lieber Herrgott, der eine Theil ist mein, der andere ist dein, und der dritte Theil dessen, der das Leberlein gefressen hat. Als der Schwab Solches hörte, rief er fröhlich aus: „So hab ichs bei Gott und allen lieben Heiligen doch gefressen!“ Sprachs und strich auch den dritten Theil ein, und nahm also Urlaub von unserm lieben Herrgott.

33. Die fünf Träume.

Kaiſer Karl ritt eines Tags auf die Jagd mit großem Gefolge. Da brachte er einen Hirſch auf und ſetzte ihm nach und der Hirſch lief ſo ſchnell, daß ihn der Kaiſer nicht einholen konnte; zuletzt verlor er ihn ganz aus dem Geſichte. Wie er ſich nun wieder nach ſeinen Gefährten umſchaute, waren die ſo weit zurückgeblieben, daß er nichts mehr von ihnen hörte noch ſah. Ermüdet trat er bei ſinkender Nacht in ein einſames Haus im Walde. Da lagen vier Räuber um den Heerd geſtreckt und ſtellten ſich, als hätte der Gaſt ſie aus tiefem Schlaf geſtört und wollten ſich nun ihre Träume erzählen. Da hub der Erſte an und ſagte: Mir hat geträumt, ich nähme dem Fremdling, der ſoeben hier ins Haus trat, den goldenen Helm vom Haupte und ſetzte ihn ſelber auf. Dem Andern hatte geträumt, er zöge ihm den Harniſch aus; dem Dritten, er beraubte ihn ſeiner koſtbaren Kleider; und der Vierte, der den Kaiſer, den ſie nicht kannten, mit einer goldenen Kette umhangen ſah, woran ein Hifthorn hieng, ſagte: Mir hat geträumt, ich entledige ihn dieſer ſchweren Bürde. Da ſagte der Kaiſer, er ſähe wohl, ſie würden ihm Alles nehmen und

zuletzt auch das Leben nicht laßen. Er ſei aber in ihrer Gewalt und könnte ſich nicht wehren; doch bäte er ſie, ihm zu geſtatten, daß er noch ein Stückchen auf ſeinem Horne bliese, bevor ſie ihn umbrächten. Die Räuber ſagten: das wollten ſie ihm erlauben, denn man ſolle einem Sterbenden den letzten Wunſch nicht verſagen. Da ſtieß Kaiſer Karl ſo laut in ſein Horn, daß alle ſeine Jäger und Dienſtmannen von allen Ecken und Enden zu Fuß und zu Pferd daher gerannt kamen und ſich ihm zu Seiten ſtellten. Da ſich nun Kaiſer Karl von einer guten Leibwache umgeben ſah, ſagte er zu den Räubern: Nun iſt die Reihe an mir, meinen Traum zu erzählen. Mir hat geträumt, ihr wurdet alle vier vor dieſem Hauſe aufgeknüpft.

Dieſer Traum gieng ſogleich in Erfüllung.

34. Gutmann und Gutweib.

Tief in einem Walde wohnte ein Mann allein mit ſeiner Frau. Nun kam einſt ein Feſttag: da wollten ſie Kuchen backen, hatten aber keine Pfanne. Es waren aber ſieben Stunden Wegs bis an das nächſte Nachbarhaus, wo ſie eine Pfanne leihen konnten. Da giengen ſie miteinander hin, liehen die Pfanne und wie ſie zu Hauſe kamen, backten ſie den Kuchen und verzehrten ihn friedlich zuſammen. Nun ſollte aber die Pfanne auch wieder zurückgebracht werden: da waren ſie wohl darüber eins, daß es unnöthig ſei, daß ſie beide giengen, die Pfanne zu tragen, denn die ſei nicht ſo ſchwer; nur darüber konnten ſie ſich nicht verſtändigen, wer ſie heim bringen ſollte, denn der Mann meinte die Frau und die Frau meinte der Mann. Nach langem Zank wurden ſie des lieben Hausfriedens willen zu Rath, wer das erſte Wort ſpräche, der ſollte die Pfanne zurücktragen. Da ſetzte ſich der Mann hin und ſchnitzte Gerten für das Bohnenfeld und pfiff ſich eins dazu, und die Frau ſaß und ſpann und ſummte ein Lied vor ſich hin. Das gieng einige Tage ſo fort, da trat ein Jäger, der ſich im Walde verirrt hatte, ins Haus und fragte nach dem Wege.

Da ſitzt der Mann und ſchnitzt und flötet dazu, und die Frau ſpinnt und ſummt ein Lied; keins aber giebt Antwort. Sind denn die Leute toll! ſagt der Jäger und geht nach der Thüre. Bald darauf kommt er aber wieder herein und winkt der Frau, zu ihm heraus zu kommen. Die Frau geht hinaus und der Jäger verſpricht ihr ein gut Trinkgeld, wenn ſie mit ihm gienge und ihm den Weg zeigte. Die Frau thut das und bekommt dafür ein gut Trinkgeld. Wie ſie nun in die Stube zurückkommt, hält ſie dem Mann das Geld in der Hand vor die Naſe und ſummt dazu: Hm, hm, hm! Der Mann wird böſe und ſagt, ſo viel könnte ſie nicht ehrlich verdient haben. Da ſagt die Frau: Mann, geh hin und bring die Pfanne wieder.

35. Der Schwarzkünſtler.

Es war einmal ein Bauer, der wollte ſeinen Sohn „auf geiſtlich“ ſtudieren laßen. Wie er nun ſo weit erwachſen war, giebt der Vater ihm Geld und ein Pferd: nun ſollte er reiten und ſich eine Schule ſuchen wo er ſtudieren könnte. Der Sohn ſetzt ſich auf und reitet in die Stadt vor ein Wirthshaus, wo er Herberge begehrt. Da weiſt man ihm drei Stiegen hoch ein Stubchen an, wo er die Ausſicht hat auf lauter Dächer und Schornſteine. Weil ihm nun die Zeit lang wird, fragt er das Hausmädchen, das ihm das Eſſen bringt, was denn da unten für ein Lärm wär. Da ſagt das Mädchen, da wären viel vornehme Gäſte, die ſich luſtig machten. Er ſollte aber nur oben bleiben: da unten wär theure Zeche. Er dachte aber, er hätte ja Geld genug und könnte das wohl mitmachen. Wie er nun hinunter kommt, wird da geſpielt: er ſetzt ſich dazu und ſpielt mit und verliert all ſein Geld und zuletzt noch Pferd und Montierungsſtücke, daß er ſplitternackt war: da werfen ſie ihn vor die Thüre. Betrübt geht er durch den Wald: da begegnet ihm ein vornehmer Herr, den ſpricht er um Arbeit an. Der Herr fragt ob er auch leſen und ſchreiben könne? Da

ſagt er Nein, weil er ſich ſeiner Blöße ſchämt. Gut, ſagt der Herr, dann kannſt du bei mir eintreten. Da nimmt ihn der Herr mit auf ſein Schloß im Waßer: da hatte er nichts zu thun als den Staub mit einem ſeidnen Tuch abzuwiſchen; dafur bekam er das erſte Jahr funfzig Thaler. Es gefiel ihm aber gut da, denn ſein Herr, der ein Schwarzkünſtler war und des Nachts ſtudierte, war den Tag über immer auswärts und dann konnte der Burſche ſich an die Bücher ſetzen und ſtudieren. Als das Jahr um war, ſagte ſein Herr, er ſollte jetzt hundert Thaler haben, wenn er bei ihm bliebe: er hätte nichts zu thun als den Ofen zu heizen. Da blieb er noch das andere Jahr, denn er hatte noch neben dem Ofenheizen Zeit genug zu ſtudieren. Als das Jahr wieder um war, ſagte ſein Herr zu ihm, wenn er noch ein Jahr bleiben wollte, ſollte er dreihundert Thaler haben. Er hätte nichts zu thun, als im Kahn auf die Jagd zu rudern und Enten zu ſchießen: die müße er dann braten und ihm vorſetzen, wenn er nach Hauſe komme. Das nahm er an, denn er meinte nun bald ausſtudiert zu haben, und was ihm etwa noch dazu fehlte, das könnt er in den Nebenſtunden wohl noch lernen. Als nun das dritte Jahr bald herum war, ruderte er eines Tags auf die Entenjagd: da erhob ſich ein Sturm und verſchlug ihn jenſeits des Waßers an die Stadt. Da gebt er in das Wirthshaus und läßt ſich einen Schoppen Wein geben, als eben wenig Gäſte im Saal waren, denn es war noch früh an der Zeit. Da ſieht er eine Zeitung liegen, greift darnach und blättert darin zum Zeitvertreib, da findet

er in der Zeitung, daß ein Vater ſeinen Sohn vermiſſe, der vor drei Jahren fortgeritten ſei, um zu ſtudieren. Aus der Beſchreibung gieng deutlich hervor, daß es kein Anderer ſein konnte als Er ſelbſt. Da bezahlte er ſeine Zeche, ſetzte ſich wieder in den Kahn und ruderte, als der Sturm ſich inzwiſchen gelegt hatte, wieder nach dem Schloße. Als nun der Herr nach Hauſe kam und ſeine Enten verzehrte, bemerkte er, daß der Burſche ganz ſtill und traurig da ſaß. Da fragte er: Was fehlt dir, warum hängſt du den Kopf? Ach, ſagte er, ich denke immer nach Hauſe an meinen alten Vater: das läßt mich Nachts nicht ſchlafen: am Ende krieg ich noch das Heimweh. Da zahlte ihm der Herr ſeine dreihundert Thaler und fuhr ihn am andern Morgen ſelbſt ans Land. Nun kaufte er ſich in der Stadt ein Pferd und ritt nach Hauſe. Als er jetzt zu ſeinem Vater kam, ſagte der: Biſt du endlich wieder da? Nun was haſt du ſtudiert? Biſt du jetzt bald geiſtlich? Ich ſehe doch noch nicht, daß dir die Platte geſcheren iſt. O, ſagte der Sohn, ich habe viel etwas Beßeres ſtudiert als „auf geiſtlich.“ So? ſagte der Bauersmann: was kannſt du denn Beßeres ſtudiert haben? Das ſollt ihr bald gewahr werden, ſagte der Sohn. Meine Kunſt bringt mir mehr ein als ſo ein armer Landpfarrer zu verzehren hat. Gebt acht, Morgen früh wird ein ſchöner großer Hund unter dem Tiſche liegen. Fürchtet euch aber nicht vor ihm, er thut euch kein Leid, denn Ich werde mich in den Hund verwandelt haben. Dann führt den Hund auf den Markt und ſchlagt ihn nicht los unter funfzig Thaler;

aber ſagt ausdrücklich, ihr verkauftet ihn ohne die Kette. Am andern Morgen, wie der Bauer in die Stube kommt, liegt da ein prächtiger Neufundländer unter dem Tiſch, ganz ſchön behangen, mit ſchwerer Kette am Halsband. Der Bauer nimmt die Kette in die Hand und führt ihn auf den Markt, wo auch gleich ein vornehmer Herr kommt und fragt, was der Hund koſte. Ohne die Kette funfzig Thaler, ſagt der Bauer. Das iſt viel Geld, ſagt der Herr; aber nimm die Kette ab, der Hund iſt mein. Hier ſind funfzig Thaler. Da nahm der Herr den Hund mit ſich nach Hauſe und weil er ſo große Freude an ihm hatte, ließ er ihn von ſeinem Teller eßen. Die Frau war aber damit nicht aufgeſchickt, daß der Herr den Hund ſo theuer gekauft hatte und noch viel weniger damit, daß er mit ihr am Tiſch eßen ſollte und ſagte, der Hund gehörte in die Hütte: da ſollte er ihm Spülwaßer und Brotbrocken verſetzen laßen, das ſei Hundekoſt. Da muſte der Herr, der eben nicht Herr im Hauſe war, nachgeben und den Hund in die Hundehütte verweiſen. Als aber am Abend die Magd kam, ihm Spülwaßer und Brocken zu bringen, ſieht der Hund in den Trog und fängt an zu ſprechen und ſagt: Melde deinem Herrn, er ſollte ſich was ſchämen, einem ſo ſchönen Hunde ſo ſchlechtes Eßen zu ſchicken. Das Mädchen läuft ganz erſchrocken hin zu dem Herrn und ſagt, der Hund, den er gekauft habe, könne ſprechen und laße ihm ſagen, ob er ſich nicht ſchäme, einem ſo ſchönen Hunde ſo ſchlechtes Eßen zu ſchicken? Da meint der Herr, das Mädchen ſei toll im Kopfe und giebt ihm ein Paar

Schläge mit der Hetzpeitsche; geht aber doch selber hin an die Hütte. Wie der Hund den Herrn kommen sieht, weist er nach dem Trog und sagt, ob er sich nicht schäme, einem so schönen Hunde so schlechtes Essen zu schicken. O, sagt der Herr, kannst du sprechen, so hab ich dich nicht zu theuer bezahlt. Da nimmt er ihn hinein und läßt ihn wieder mit am Tische essen zu großem Aerger der Frau. Da blieb er die Nacht im Hause; am andern Morgen aber, wie die Magd die Stube kehrt, springt er zum offnen Fenster hinaus und läuft heim. Da nimmt er wieder menschliche Gestalt an und geht zu seinem Vater und sagt: Seht ihr nun, jetzt hab ich euch schon funfzig Thaler eingebracht. Ich hätte lange Zeit Pastor sein können eh ich das Geld verdient hätte. Es soll aber bald noch beßer kommen. Morgen früh findet ihr einen Ochsen im Stalle stehen, den bringt auf den Markt und verkauft ihn nicht unter hundert Thalern; die Halfter müßt ihr euch aber ausbedingen! Wie der Bauer nun am Morgen mit dem stattlichen Ochsen zu Markte kommt, will erst kein Käufer anbeißen wegen des hohen Preises. Da kamen am Abend zwei Metzgerburschen, die durchaus einen fetten Ochsen kaufen wollten, und dem Bauer die hundert Thaler mit Freuden zahlten. Er hatte sich aber die Halfter ausgehalten: die band er ab und gieng mit dem Gelde nach Hause. Am andern Morgen war aber der Ochse aus dem Stalle verschwunden, wo sie ihn im Wirthshaus eingestellt hatten, und der Wirth muste ihn ersetzen, denn er hatte dafür gut gesprochen. Die Sache machte Aufsehen, zumal auch von dem

Hund erzählt ward, der sprechen konnte. Das Gerücht kam dem Schwarzkünstler zu Ohren: da fiel ihm ein, das habe sein Knecht gewiss aus seinen Büchern herausstudiert; das soll ihm aber, dachte er, übel bekommen. Wie nun wieder Markttag war, verwandelte sich der Sohn in ein Pferd und der Vater führte es zu Markt und bot es zu dreihundert Thalern feil, vergaß aber, sich den Zaum vorzubehalten. Der Käufer war der Schwarzkünstler: der zahlte die dreihundert Thaler bar und nahm das Pferd beim Zaum, um es fortzuführen. Halt, rief der Bauer, das Pferd ist euer; aber der Zaum ist nicht mit verkauft. So haben wir nicht gewettet, sagt der Schwarzkünstler, der Zaum gehört zum Pferde. Da gehen sie vor den Richter: der entscheidet aber für den Schwarzkünstler, weil der Bauer sich den Zaum nicht vorbehalten habe. Da zieht der Bauer traurig ab und meint seinen Sohn nie wiederzusehen; der Schwarzkünstler aber schwingt sich auf das Pferd, setzt ihm die Sporen ein, daß das rothe Blut herausspritzt und sprengt es im Trab auf dem Straßenpflaster hin und her, daß hier ein Kutschen und dort ein Karren umflog und alle Leute sagten, es sei unerlaubt, daß er ein so schönes Pferd zu Schanden reite. Es gelang ihm aber nicht, es zu Tode zu reiten wie er gewollt hatte, denn das Pferd hielt mehr aus als Er. Da fragte er ob nicht ein Hufschmied in der Nähe wohne, der drei Gesellen habe. Sie sagten Ja, so einer wohne nicht fern von da und wiesen ihn dahin. Da ritt er das Pferd vor die Schmiede, und sagte dem Schmied, es müsse im Nothstall aufgehangen und

an allen Vieren zugleich beſchlagen werden. Es fehlten aber zwei Eiſen, und während die geſchmiedet wurden, geht der Schwarzkünſtler in die Schenke nebenan, einen Schoppen Wein zu trinken. Inzwiſchen kommt der Lehrjunge und wiſcht dem Pferde den Schaum ab, von dem es ſo weiß geworden war, daß die Geſellen es zuerſt für einen Schimmel gehalten hatten; es war aber ein Rappe. Da er ihm nun ſo kraut, ſagt das Pferd zu dem Lehrjungen, er ſollt ihm doch den Zaum ein wenig über die Ohren ziehen, daß es ſich erholen könnte. Das thut der Lehrjunge und läßt das Gebiß zur Erde fallen, daß es einen Schall gab. Das hört der Schwarzkünſtler nebenan und kommt eilends gelaufen. Aber das Pferd hatte ſich ſchon in einen Haſen verwandelt und lief durch das Feld mit großen Sprüngen. Da verwandelt ſich der Schwarzkünſtler in einen Windhund und ſetzt ihm nach und der Windhund war ſchneller als der Haſe. Als der Haſe ſpürt, daß er verliert, verwandelt er ſich in eine weiße Taube und fliegt durch die Luft. Sogleich verwandelt ſich der Schwarzkünſtler in einen Sperber und fliegt der Taube nach, und der Sperber war ſchneller als die Taube. Nun ſaß die junge Königstochter gerade am Fenſter und ſpielte mit ihren Fingern: da kam die Taube geflogen und der Sperber dicht hinter ihr drein. Eben will er ſie haſchen, da verwandelt ſich die Taube in einen goldenen Ring und fällt der Königstochter an den Finger. Nun muſte der Schwarzkünſtler ſeine Verfolgung aufgeben. Nach einiger Zeit ward aber der König krank und kein Arzt konnte ihm helfen: da ließ er ausrufen, wer ihm

ſeine Geſundheit wieder verſchaffte, der ſollte den vierten Theil des Königreichs zur Belohnung haben. Da meldet ſich der Schwarzkünſtler, er wolle den König heilen. Er brachte ihm auch gleich ein Heilmittel: der König nahm es und ward auf der Stelle geſund. Da ſagte der König, wenn er jetzt darauf beſtünde, müſte er ihm den vierten Theil ſeines Königreichs geben. Der Schwarzkünſtler verſetzt, er wolle ſich abfinden laſſen, wenn er nur den Ring bekäme, den des Königs Tochter am Finger trüge. Da ſagt der König, er wiſſe nicht, ob das ſeiner Tochter recht ſei; ſie habe vielleicht den Ring von einem Schatz bekommen und werde ihn dann nicht gerne hergeben wollen. Er ließ aber ſeine Tochter rufen und fragte ſie, ob ſie den Ring geben wolle; es koſte ihm ſonſt den vierten Theil ſeines Königreichs. In demſelben Augenblick zog ſich der Ring an dem Finger der Königstochter ſo ſtark zuſammen, daß ſie den Schmerz empfand. Da gab ſie zur Antwort, ſie wolle den Ring gerne hergeben, er ſitze ihr aber ſo feſt am Finger, daß ſie ihn nicht abziehen könne. Jedoch wolle ſie ſehen, ob ſie ihn los bekäme, und den Ring dann bringen. Wie nun die junge Königin hinaus geht, wird der Ring wieder weit und bewegt ſich ganz ſchnell um ihren Finger. Sie zieht ihn ab, da fängt der Ring an zu ſprechen und ſagt, ſie ſollte nur wieder in den Saal gehen und ſich erbieten, den Ring zu geben, ihn aber fallen laßen indem ſie ihn hinreichte. Das thut die Königstochter, der Ring fällt zur Erde und verwandelt ſich in tauſend Hirſenkörner, die ſich im ganzen Saal zerſtreuen. Sogleich

verwandelt ſich der Schwarzkünſtler in einen Hahn: der pickt die Körner geſchwind auf; wie er aber meint, er hätte ſie alle im Kropf, verwandelt ſich das letzte Hirſekorn, das unter den Tiſch gefallen war, in einen Fuchs und beißt dem Hahn die Gurgel ab. Nun erhielt der Zauberlehrling die Königstochter zur Frau und nach des Königs Tode erbte er das Königreich.

36. Käzchen und Mäuschen.

Das Käzchen und das Mäuschen sind einmal zusammen spazieren gegangen. Da sind sie an einen Bach gekommen und haben nicht hinüber gekonnt: da haben sie ein Strohhälmchen genommen und hobens über den Bach gelegt, und das Käzchen hat zum Mäuschen gesagt: Mäuschen, geh du zuerst hinüber. Aber das Mäuschen hat nicht getraut und gesagt: Käzchen, geh du zuerst. Da hat sich das Käzchen auf den Weg gemacht; wie es aber auf das Strohhälmchen gekommen ist, ist das Strohhälmchen entzwei gebrochen und das Käzchen ist ins Wasser gefallen. Da hat das Mäuschen so arg gelacht, daß ihm sein Pänzchen zersprungen ist. Da sagt das Käzchen zum Mäuschen: Mäuschen, jetzt geh zum Schuhmacher und laß dir dein klein Pänzchen flicken. Das Mäuschen geht zum Schuhmacher und sagt: Schuhmacher, flick mir doch mein klein Pänzchen. Da sagt der Schuhmacher: Mäuschen, soll ich dir dein klein Pänzchen flicken, so mußt du mir erst Borsten bringen. Da geht das Mäuschen zu der Sau und sagt: Sau, du mir Borsten gieb, Borsten ich dem Schuhmacher geb, Schuhmacher mir mein klein

Pänzchen flickt. Da ſagt die Sau: Soll ich dir Borſten geben, ſo muſt du mir erſt Kleien geben. Da geht das Mäuschen zum Becker und ſagt: Becker du mir Kleien gieb, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt der Becker: Soll ich dir Kleien geben, muſt du mir Mehl geben. Da geht das Mäuschen zum Müller und ſagt: Müller du mir Mehl gieb, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt der Müller: Soll ich dir Mehl geben, ſo muſt du mir Korn geben. Da gieng das Mäuschen zum Feld und ſagt: Feld, du mir Korn gieb, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt das Feld: Soll ich dir Korn geben, muſt du mir Miſt geben. Da geht das Mäuschen zu der Kuh und ſagt: Kuh mir Miſt gieb, Miſt ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt die Kuh: Soll ich dir Miſt geben, muſt du mir Gras geben. Da geht das Mäuschen zur Wieſe und ſagt: Wieſe, du mir Gras gieb, Gras ich der

Kuh gebe, Kuh mir Miſt giebt, Miſt ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt die Wieſe: Soll ich dir Gras geben, muſt du mir Aſche geben. Da gieng das Mäuschen zum Feuer und ſagte: Feuer, du mir Aſche gieb, Aſche ich der Wieſe gebe, Wieſe mir Gras giebt, Gras ich der Kuh gebe, Kuh mir Miſt giebt, Miſt ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt das Feuer: Soll ich dir Aſche geben, muſt du mir Holz geben. Da geht das Mäuschen zum Buſch und ſagte: Buſch, du mir Holz gieb, Holz ich dem Feuer gebe, Feuer mir Aſche giebt, Aſche ich der Wieſe gebe, Wieſe mir Gras giebt, Gras ich der Kuh gebe, Kuh mir Miſt giebt, Miſt ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da giebt der Buſch ihm Holz, Holz es dem Feuer giebt, Feuer ihm die Aſche giebt, Aſche es der Wieſe giebt, Wieſe ihm Gras giebt, Gras es der Kuh giebt, Kuh ihm Miſt giebt,

Miſt es dem Felde giebt, Feld ihm Korn giebt, Korn es dem Müller giebt, Müller ihm Mehl giebt, Mehl es dem Becker giebt, Becker ihm Kleien giebt, Kleien es der Sau giebt, Sau ihm Borſten giebt, Borſten es dem Schuhmacher giebt, Schuhmacher ihm ſein klein Pänzchen flickt.

37. Der ſchlaue Rath.

Ein Ritter, der nach Jeruſalem fahren wollte, verkaufte Hab und Gut, um die Koſten der Ueberfahrt zu beſtreiten. Er erlöſte aber mehr als er zu bedürfen glaubte und wollte die übrige Barſchaft nicht mitnehmen, damit ſie ihm nicht unterweas geraubt würde. Er erkundigte ſich alſo nach einem rechtſchaffenen Manne, dem er ſie anvertrauen könnte. Man wies ihn zu einem reichen Kaufmann: bei dem ſei ſie ſo ſicher wie unter Schloß und Riegel. Er gieng alſo mit dem Gelde zu ihm und bat, ihm ſein Bißchen Armut zu verwahren bis er wieder käme. Der Kaufmann nahm das Pfand und ſprach: Reiſt in Gottes Namen: das Geld iſt in guten Händen. Er trat alſo ſeine Reiſe an und kam nach einigen Jahren zurück und meldete ſich bei dem Kaufmann, um ſein Geld zu erheben. Da ſtellte ſich der Kaufmann als ſäh er ihn heute zum erſtenmale und hätte nie einen Pfennig von ihm empfangen. Der Ritter hatte weder Zeugen noch Urkunden und muſte mit leeren Händen abziehen. Die Nachbarn, welchen er ſein Leid klagte, wollten ihm nicht glauben, weil der Kaufmann in gutem Leumund ſtand, ihn aber Niemand dort kannte. Er unterließ es

aber nicht, von Zeit zu Zeit wieder zu dem Kaufmann hinzugehen, um zu fragen ob er ſich noch nicht bedacht habe, ihm ſein Gut auszuhändigen. Darüber ward der Kaufmann zuletzt ungehalten und verbot ihm, ſeine Schwelle wieder zu betreten, er müße ſonſt die Hunde auf ihn hetzen laßen. Da gieng der arme Mann traurig hinaus und irrte in großer Betrübniſs durch die Straßen. Das bemerkte ein armes Weib, das vor ſeiner Thüre das Holz ſpaltete und fragte, warum er ſo traurig wär. Der Ritter wollte es ihr erſt nicht ſagen; ſie ließ aber nicht nach bis er ihr Alles erzählte. Da ſprach die alte Frau: Seid gutes Muths und folgt meinem Rath, ſo weiß ich gewiſs, ihr werdet euer Geld wieder erhalten. Laßt euch vier große Kiſten machen, anſtreichen und firniſſen und mit Eiſen beſchlagen. Die füllt dann mit kleinen Kieſelſteinen und ſchickt damit einen von euern Geſellen zu mir. Ich will dann mit ihm und den acht Trägern zu dem Kaufmann geben und ihm die vier Kiſten übergeben laßen. Darüber kommt ihr auch herein und fordert euer Geld zurück: ich zweifle nicht, ihr bekommt es. Dem Ritter gefiel der Rath und that wie ſie ihn unterwieſen hatte. Er ließ die vier Kiſten machen, füllte ſie mit kleinen Steinen, und ließ ſie von ſeines Geſellen Trägern vor das Haus der alten Frau bringen. Die gieng dann mit ſeinem Geſellen und den Trägern zu dem Kaufmann und ſagte: Herr, dieſer Mann iſt mein Gaſt und hat mich gefragt, Wem er ſein Gut anvertrauen könnte. Da hab ich ihn zu euch gewieſen, weil ich weiß, daß es da ſicher iſt. Nehmt es in Verwahrung und wenn Gott

über ihn verfügen ſollte, verwendet es zum Heil ſeiner Seele und zur Steuer der Armen. Damit war der Kaufmann ſehr zufrieden und verſprach bei ſeiner Treue es ſo damit zu halten. Darüber kommt der Ritter herein und wartete bis er zu Worte käme. Der Kaufmann empfieng ihn aber gar freundlich und brachte ihm ſein Geld ungefordert, denn er ſorgte, wenn er es vor dieſen leugnete, die ihm die vier Kiſten übergeben laßen wollten, möchten ſie ſcheu werden und ihr Geld wieder forttragen laßen. Als der Ritter ſein Geld empfangen hatte, nahm er Urlaub und gieng von dannen; desgleichen that auch ſein Geſelle mit der alten Frau: die vier Kiſten mit den Kieſelſteinen blieben in des Kaufmanns Händen. So kam der Ritter durch den ſchlauen Rath der alten Frau zu ſeinem Gelde.

38. Der Hofprophet.

An einem gewiſſen Hofe war ein Prophet angeſtellt, der muſte das Wetter vorherſagen, wofür er ein anſehnliches Gehalt bezog. Er hatte aber das Unglück, daß ſeine Prophezeihungen nicht eintrafen, was ihm von den andern Hofbeamten viel Spott zuzog. Das ließ er ſich gefallen, weil das Gehalt ja doch ausbezahlt wurde, das Wetter mochte ausfallen wie es wollte. Heimlich aber wurmte es ihm doch, nur ließ er ſichs nicht merken. Nun aber geſchah es, daß auf dem Lande ein Dorfprophet in großen Ruf kam, weil ſeine Prophezeihungen immer eintrafen. Da dachte er: Wenn du doch erfahren könnteſt wie dieſer Bauer es anſtellt, daß er immer richtig prophezeiht: ſo brauchteſt du doch dein Brot nicht mit Schanden zu eßen. Da ſteckte er eines Tags eine gute Summe Geldes zu ſich und machte ſich auf den Weg zu dem Dorfpropheten. Dem trug er ſein Anliegen vor und ließ ſich verlauten, wenn er ihm ſagte wie er es anſtellte, das Wetter immer ſo richtig vorherzuſagen, ſo ſollte es ſein Schade nicht ſein. Aber der Dorfprophet ſagte: So geht das nicht, guter Freund: ihr Herrn am Hof ſeid gewohnt, viel zu verſprechen und wenig zu halten.

Butter bei die Fiſche! oder ich halte reinen Mund. Da muſte der Hofprophet ſich entſchließen, hundert Goldgulden hinzuzahlen. Hm, ſagte der Dorfprophet: wenn ihr noch hundert dazu legtet, ſo wär es gerade noch einmal ſo viel. Der Hofprophet muſte alſo den Beutel zum andernmal ziehen und die Summe verdoppeln. Jetzt könnte ich mirs ſchon überlegen, ſagte der Dorfprophet; aber wer weiß wie es ausfiele. Darum ſolltet ihr den Sichern ſpielen und lieber gleich noch hundert Goldgulden hervorlangen. Dem Hofpropheten kam es hart an, es war ſein letztes Geld; aber er hatte es ſich doch nun einmal getröſtet: ſo mochte es denn drum ſein. Er zählte alſo auch die letzten hundert Goldgulden noch hin und ſagte: Nun aber heraus mit der Sprache! Der Dorfprophet ſtrich das Geld gemütlich ein, ſchloß es in ſeinen Schrank, ſteckte den Schlüßel in die Taſche und klopfte ſich auf die lederne Büre, daß es ſchallte. Nun merkt auf, ſagte er, wie ich es mache, daß ich immer richtig prophezeihe. Seht, ſagte er, ich warte, bis Ihr prophezeiht habt; alsdann prophezeihe ich das Gegentheil: damit treff ich immer das Richtige. Adjes Herr Hofprophet!

39. Halb zu Fuß und halb geritten.

Ein König hatte ſchweren Haß auf einen ſeiner Ritter geworfen und that ihm großen Schaden, um ihn aus ſeinem Lande zu vertreiben. Da ſchickten die beſten ſeiner Freunde zu dem König und erbaten ihm Gnade. Der König wollte ihm ſeine Gunſt nicht wieder zuwenden; weil die Fürſprecher aber nicht nachließen, ſtellte er Bedingungen, die der Ritter wie er glaubte nicht zu erfüllen wiße. Er ſollte nämlich ſeine Gunſt wieder erlangen, wenn er zu Hofe käme halb zu Fuß und halb geritten; auch ſollte er ſeinen beſten Freund, ſeinen ärgſten Feind und ſeinen liebſten Spielmann mitbringen. Als der Ritter von dieſen Bedingungen hörte, ſann er lange nach, wie er ſie zur Zufriedenheit des Königs erfüllen möchte. Einſt übernachtete ein Pilgrim bei dem Ritter. Da ſprach er zu ſeinem böſen Weibe: Sollen wir den Pilger tödten? Er führt große Schätze bei ſich: wir werden auf einmal reich werden. Dieſer Vorſchlag gefiel der geldgierigen Frau. Als nun Alles im Hauſe ſchlief, gieng der Ritter zu dem Pilgrim, wie die Frau glaubte, ihn zu ermorden. Er weckte ihn aber freundlich, gab ihm Reiſezehrung und hieß ihn, ſich unbemerkt hinweg-

zuſchleichen. Darauf ſchlachtete er ein Kalb, theilte es in viele Stücke, legte ſie in einen Sack und gieng zu ſeiner Frau und ſagte: Ich habe die Gliedmaßen des Pilgrims in dieſen Sack gelegt; hilf mir nun, daß wir ſie im Stalle vergraben. Auch zeigte er ihr einen mäßigen Haufen Gold, den er dem Pilgrim abgenommen habe. Darauf vergruben ſie beide den Sack im Stalle. Als nun der Tag kam, daß er zu Hof reiten ſollte, nahm er ſeinen Hund an eine Schnur, ſeinen jungen Sohn auf den Arm und ſein Weib an die linke Hand und begab ſich an den Hof. Als ſie in die Nähe des Königsſchloſſes kamen, legte er ſein rechtes Bein auf den Hund und mit dem linken Bein ſtelzte er ſich weiter. So kam er halb geritten und halb gegangen in den Saal vor den König. Als ihn dieſer ſah, verwunderte er ſich mit ſeinen Hofleuten; doch ſprach er zu ihm: wo iſt aber euer beſter Freund? Da zog der Ritter ein Meſſer hervor und hieb dem Hunde ein Ohr ab. Der Hund ſchrie gewaltig und nahm die Flucht vor dem Ritter; aber da pfiff ihm der Ritter und alsbald kam das getreue Thier zu ſeinem Herrn zurückgelaufen. Da ſprach der Ritter zu dem König: Sehet, das iſt mein getreuſter Freund. Der König ſprach: Wo iſt aber euer Spielmann? Da zeigte der Ritter auf das Kind zu ſeinen Füßen und ſprach: Sehet Herr, kein Spielmann mag mich mehr ergetzen als dieſer mein Sohn, wenn ich ihn vor mir ſpielen ſehe. Gut, ſprach der König: nun zeigt mir auch euern größten Feind. Da gab der Ritter ſeiner Frau eine Ohrfeige und ſprach: Wie blickſt du meinen

Herrn den König ſo unehrerbietig an! Die Frau ward zornig und rief: Du verfluchter Mörder, was ſchlägſt du mich? Du haſt wohl noch eine ſchlimmere That in deinem Hauſe begangen. Hört ſelber, Herr, und ihr Ritter alle; er hat einen Pilgrim in ſeinem Hauſe ermordet um das geringe Gut, das er mit ſich führte. Da gab ihr der Ritter eine zweite Maulſchelle und ſprach: Du böſes Weib, was zeihſt du mich eines ſolchen Verbrechens? Da gerieth ſie in Wuth und ſchrie: Kommt denn, ihr Herrn, in unſer Haus und überzeugt euch von der Wahrheit; ich will euch zeigen wo er den Leichnam des Pilgers in ſeinem Hauſe vergraben hat. Das hörten alle Anweſenden und giengen in des Ritters Haus, Nachſuchung zu halten. Das Weib lief voran, öffnete den Stall und zeigte ihnen die Stelle, wo der Sack mit dem Kalbfell und dem Fleiſch vergraben lag. Und als es die Diener herausgruben und erkannten, daß es kein Menſchenfleiſch war, da begriffen ſie des Ritters kluge Veranſtaltung, prieſen ſeine Weisheit und führten ihn zu dem König zurück, der ihm zugeſtand, daß er auch dieſe Aufgabe, wie alle übrigen zu ſeiner Zufriedenheit gelöst habe. Er ſolle nun wieder ſeiner Huld genießen.

40. Die ſieben Geſellen.

Es war einmal ein König, der gerieth in Krieg mit ſeinem nächſten Nachbarn, einem mächtigen Kaiſer, und verlor die Schlacht und muſte zuſehen, daß ſeine Hauptſtadt verbrannt und alle Schätze ſeiner Kammer entführt wurden. Nach einiger Zeit erholte er ſich etwas und gedachte dem Kaiſer den Raub wieder abzunehmen. Er ließ alſo ein Gebot ausgeben über all ſein Land, daß jeder Gutsherr einen Reitersmann ins Feld ſtellen ſollte oder tauſend Laubthaler in ſeine Kammer bezahlen. Nun war da ein Graf durch den Krieg ſehr herunter gekommen, denn er hatte Raub und Plünderung erfahren müßen. Seine Söhne waren auch alle gefallen und ſelbſt war er ſchon zu alt die Waffen zu führen; die tauſend Laubthaler zu zahlen fiel ihm aber zu ſchwer, denn er hätte Haus und Hof verkaufen müßen. Wie er nun ſo betrübt war und ſich nicht zu rathen wuſte, ſagte eine ſeiner Töchter zu ihm: Wißt ihr was, Vater? gebt Mir Ritterkleider und Waffen und ein gutes Pferd; ſo will ich in des Königs Lager reiten und mich für euern Sohn ausgeben. Das gefiel dem Grafen nicht übel, er ſchaffte

der Tochter Waffen und Rüſtung und gab ihr das beſte Pferd aus ſeinem Stalle. Die junge Gräfin ritt hinaus und kam ſchon am erſten Tage an einen Teich, bei dem eine alte Frau ihre Lämmer weidete. Ein Schäflein war ihr aber ins Waſſer gefallen und die alte Frau wuſte es nicht wieder herauszuziehen. Wie nun der Ritter daher gezogen kam, rief ſie ihn flehentlich um Beiſtand an. Aber der that als hörte er es nicht und ritt ganz ſtolz vorüber. Da rief ihm die alte Frau nach: Wenn ihr mir denn nicht helfen wollt, ſo wünſche ich euch glückliche Reiſe, Fräulein! O weh! dachte die junge Gräfin, wenn mir die Leute gleich anſehen, daß ich ein Fräulein bin, ſo reite ich beſſer gleich wieder nach Hauſe, denn wenn ich ins Lager käme würd ich mit Spott und Schande wieder heimgeſchickt. Da wandte ſie ihr Pferd und ritt wieder heim zu ihrem Vater. Der Graf war ſehr betrübt, als ſie ſchon zurück kam, denn nun muſte er doch für die tauſend Laubthaler ſorgen. Da trat aber die andere Tochter zu ihm und ſprach: Vater, gebt Mir Waffen und Rüſtung und ein gutes Pferd, ſo will ich ins Lager reiten und mich für euern Sohn ausgeben. Mich wird man wohl nicht erkennen. Der Graf ſchaffte ihr alſo Kleider und Waffen, gab ihr das beſte Pferd aus ſeinem Stalle und entließ ſie mit ſeinem Segen. Wie ſie nun eine Strecke geritten war, kam ſie an den Teich, bei dem die alte Frau ihre Lämmer weidete. Wieder war ihr ein Lamm in den Teich gefallen, ſie wuſte es nicht herauszuziehen und bat den jungen Ritter flehentlich um ſeinen Beiſtand. Der aber

träumte ſchon von ſeinen Heldenthaten und ritt ſtolz vorüber. Da rief ihm die alte Frau nach: Glückliche Reiſe denn, Fräulein. Als die junge Gräfin ſah, daß ſie auch erkannt würde ſo gut als ihre Schweſter, verzweifelte ſie an dem Erfolg, wandte ihr Pferd und ritt heim zu ihrem Vater. Da war denn der Graf ſehr betrübt, denn nun ſah er wohl, daß er die tauſend Laubthaler herbeiſchaffen müße. Da kam aber die dritte und jüngſte Tochter und ſprach: Väterchen, verſuch es noch einmal mit Mir, vielleicht bin ich glücklicher und dann iſt dir geholfen. Der Graf wuſte erſt nicht was er thun ſollte: die jüngſte Tochter war ihm die liebſte, er mochte ſie nicht gerne den Kriegsgefahren ausſetzen und war auch ſo an ſie gewöhnt, daß er ſie nicht miſſen mochte. Sie legte ſich aber aufs Bitten und hielt ſo lange an bis er endlich nachgab. Sie muſte ſich aber mit einem roſtigen Harniſch begnügen und bekam auch das ſchlechteſte Pferd, weil ihre Schweſtern die andern lahm geritten hatten. Sie ritt aber getroſt fort und kam am Abend gleichfalls zu dem Teich, wo die alte Frau ihre Schafe weidete und um das Lämmchen jammerte, das ihr ins Waſſer gefallen war. Da ließ ſie ſich nicht erſt um Hülfe bitten, ſondern ſprang gleich vom Pferde, zog das Lamm heraus, brachte es der Alten und ſprach ihr guten Muth zu: Gebt euch zufrieden, liebe Frau: das Schäfchen iſt wohl ein wenig erſchrocken, wird ſich aber bald erholen, denn es hat keinen Schaden genommen. Ei ſchönen Dank, Herr Ritter, ſprach die alte Frau, da habt ihr mir einen großen Dienſt

geleiſtet. Ein Dienſt iſt aber des andern werth, und ich will ſehen was ich für euch thun kann. Euer Pferd iſt nicht ganz gut zu Fuß, ihr habt ein beſſeres verdient. Sie klopfte mit ihrem Hirtenſtab auf die Erde; da that ſie ſich auf und gleich kam ein prächtiger Schimmel hervor geſprengt. Nicht ſo, Geſelle, ſagte die Alte, du ſollteſt mit Sattel und Zeug gekommen ſein, ſchöner geſchirrt als des Kaiſers Zelter. Sie berührte den Schimmel mit ihrem Stabe und ſogleich ſtand er mit goldenem Reitzeug geſchmückt. Dieß Pferd, ſagte die Alte, hab ich ſelber abgerichtet; es iſt klug und weiß das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Haltet es wohl, ihr könnt euch ganz auf ſeinen Rath verlaßen. Ihr ſeid aber auch ſelbſt nicht ganz nach euerm Stande gekleidet: ſo ein ſchöner, vornehmer Ritter muß beſſer geſchmückt ſein. Wieder ſchlug ſie mit ihrem Stabe auf die Erde und ſogleich ſtand da eine Kiſte mit koſtbarem Rüſtzeug und anderm Feldgeräth; auf dem Boden aber lagen ganze Haufen Gold. Da zog ihm die Alte den roſtigen Panzer aus und nahm Ein Stück nach dem Andern und Eins prächtiger als das Andere aus der Kiſte und bekleidete damit den Ritter; das Uebrige ſchnürte ſie ihm mit dem Golde in den Ranzen und hieß ihn wohlgemuth ſeines Weges ziehen. Der junge Ritter ritt fort und kam in einen Wald, wo er kräftige Axtſchläge hörte und dabei ein Krachen als wenn Bäume zuſammenbrächen. Als er näher kam, fand er einen Holzhacker, der mit jedem Schlage eine mächtige Eiche fällte. Warum zerſtörſt du den Wald? fragte der Ritter. Ei,

ſagte der Holzhacker, meine Frau will Wäſche halten, da braucht ſie Reiſig. — Wie heißeſt du denn? fragte der Ritter. — Mein Name iſt Knochenſtark. Da fing das kluge Pferd an zu ſprechen und rieth dem Ritter, dieſen Mann mitzunehmen, er könne ihm unterwegs von Nutzen ſein. Willſt du mir dienen? fragte der Ritter; ich gebe dir Koſt und guten Lohn. Warum nicht? ſagte Knochenſtark, meine Frau kann ſich das Bündel ſelber heimholen. Da nahm er ſeine Axt auf die Schulter und folgte ihm nach.

Als ſie an das Ende des Waldes kamen, ſaß da ein Mann, der ſich einen Strick an die Beine band, der war ganz kurz. Warum thuſt du das? fragte der Ritter. Damit ich Haſen und Rehe fangen kann, denn wenn ich zu weit ausſchreite, überlaufe ich alles Wild und fange gar nichts. Hirſche giebt es hier nicht, die Herrn Officiere haben ſie alle zuſammengeſchoſſen. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. — Mein Name iſt Vogelſchnell. Der iſt auch zu brauchen, rieth der Schimmel. Willſt du in meine Dienſte treten? fragte der Ritter. Ihr ſollt Wild genug zu eſſen bekommen und braucht nicht viel danach zu laufen. Der Vogelſchnell war es zufrieden und folgte ihm nach.

Als ſie eine Strecke weiter kamen, trafen ſie einen Schützen, der mit verbundenen Augen zielte; man ſah aber nicht wonach. Was wollt ihr ſchießen? fragte der Ritter. Der Schütze ſagte: zwanzig Meilen von hier, auf der Spitze des Kirchthurms, ſitzt eine Mücke: die will ich herunter ſchießen. — Warum haſt

du dir denn die Augen verbunden? Ei, ſagte er, Mauern und Wälle würden ja zuſammenſtürzen, ſo ſcharf ſind meine Blicke. Wie heißeſt du denn? — Mein Name iſt Scharfſchütz. Der iſt brauchbar, nimm ihn auch mit, flüſterte der Schimmel. Willſt du in meine Dienſte treten? fragte der Ritter. Du ſollſt zu ſchießen haben, dazu guten Lohn. Der Scharfſchütz war es zufrieden und folgte ihm nach.

Bald darauf kamen ſie an einen großen See; vor dem hatte ſich ein Mann gelegt und trank mit großen Zügen. Der Ritter fragte, warum er das thäte. Ei, ſagte er, weil ich ſo großen Durſt habe und weiß ihn nicht zu ſtillen. Schon zehnmal hab ich dieſen Tümpel ausgetrunken; aber ehe er wieder vollief, meinte ich vor Durſt zu vergehen. Wie heißt ihr denn? fragte der Ritter. — Mein Name iſt Saufaus. — Der iſt ſehr brauchbar, ſagte der Schimmel, nimm ihn mit. Wollt ihr mir dienen? fragte der Ritter. Ich will euch Wein für Waſſer zu trinken geben. Das wäre mir ſchon Recht, ſagte der Saufaus und folgte ihm nach.

Nun gieng es den Berg hinauf. Da ſahen ſie zwei und ſiebzig Mühlen ſtehen, die drehten luſtig ihre Flügel; und doch war kein Wind zu ſpüren. Als ſie aber über den Berg waren, war der Sturm ſo ſtark, daß ſie kaum vorwärts konnten. Endlich kamen ſie doch in die Ebene, da fanden ſie einen Mann, der ein Nasloch zuhielt und mit dem andern blies. Was thuſt du da, guter Freund? fragte der Ritter. Ei, ſagte er, ihr ſeht doch wohl die Mühlen da: denen muß ich Wind ſchaffen,

ſonſt ſtehen ſie ſtill. Warum hältſt du denn das Nasloch zu? fragte der Ritter. Nun, ſagte der Bläſer, ich will doch nicht den Berg mit ſamt den Mühlen wegblaſen. Da fragte der Ritter: Wie iſt denn dein Name? — Blaſius Pausback. — Ein ſehr brauchbarer Mann, ſagte der Schimmel: nimm ihn auch mit. Willſt du mit mir ziehen? fragte der Ritter. Du ſollſt guten Lohn und wenig zu ſchaffen haben. Das bin ich zufrieden, ſagte der Blaſius und folgte ihm nach.

Nicht lange nachher kamen ſie an eine Wieſe, da ſahen ſie einen Mann, der hatte ein Ohr an die Erde gelegt als ob er horchte. Was machſt du da? fragte der Ritter. Ich höre die Kräuter wachſen, ſagte er, und die Flöhe huſten, und wenn ich ein Ohr an die Erde lege, weiß ich was meilenweit geſchieht. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. — Mein Name iſt Feinohr. Auch der iſt zu brauchen, ſagte der Schimmel. Willſt du mit mir ziehen? fragte der Ritter; ich gebe dir guten Lohn und wenig zu ſchaffen. Der Feinohr war es zufrieden und folgte ihm nach.

Ehe ſie nun an das Lager kamen, fanden ſie einen Mann vor einem Haufen Knochen ſtehen und an dem letzten nagte er noch. Seid ihr immer ſo hungrig? fragte der Ritter. Nein, ſagte der Mann, nur wenn ich mich nicht ſatt gegeſſen habe. Aber hier war nicht viel zum Beſten: die meiſten Heerden frißt des Königs Kriegsheer. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. Sie nennen mich Vielfraß, geben mir aber nichts zu eſſen. Nimm ihn mit, ſagte der Schimmel, er iſt zu brauchen. Geh

mit mir, ſagte der Ritter: ich will dich ſatt machen. Wenn ihr nur Wort haltet, brummte der Vielfraß und folgte dem Ritter ins Lager.

Als ſie da ankamen, nahm der Ritter ein ſchönes Zelt aus ſeinem Ranzen und ſchlug es auf. Er gab auch jedem ſeiner ſieben Geſellen eine ſtattliche Livree. Als nun der König mit der Königin geritten kam und das prächtige Zelt mit den ſtolzen Dienern ſah, fragte er nach dem Ritter, der ſogleich hervortrat und alle Fragen des Königs und der Königin gewandt und munter beantwortete. Der König hatte großes Wohlgefallen an dem Ritter und ernannte ihn auf dem Fleck zu ſeinem oberſten Stallmeiſter. Noch mehr aber ſtach der ſchöne Jüngling der Königin in die Augen; er hingegen ſah nicht viel nach der ſchönen Frau, ſein Blick war ſtäts auf den König gehefſtet. Am andern Morgen gieng er in der Frühe im Schloßgarten ſpazieren: da begegnete ihm die Königin, hängte ſich in ſeinen Arm und befahl ihm, ſie in ſein Gemach zu begleiten. Er brachte ſie bis an die Thüre und entſchuldigte ſich dann, daß er beim Erwachen des Königs zugegen ſein müße, um ſeine Befehle zu hören. Das nahm die Königin übel und warf einen Haß auf ihn. Bei Tiſche kam die Rede auf einen Drachen, der des Königs Land verwüſte. Da ſagte die Königin, der junge Ritter habe ſie um ihre Fürſprache gebeten, daß ihm erlaubt würde, es mit dieſem Drachen aufzunehmen. Der junge Ritter ſchwieg ſtill, denn er durfte ſie nicht Lügen ſtrafen; der König aber, der ihm gewogen war, meinte, dazu

wär er noch zu jung und zart. Die Königin wollte das nicht gelten laßen und hielt ſo lange an bis der König ſeinen Willen darein gab. Ganz niedergeſchlagen gieng der Ritter in den Stall zu ſeinem Schimmel; der ſprach ihm aber Muth zu: er ſollte es nur getroſt wagen und Alles thun was er ihm riethe, ſo würde es ſich noch zu ſeinem Ruhm und Vortheil wenden. Eh er hinwegritt, bat er den König noch um ſein Bildniſs und erhielt es. Die Königin, die es verdroß, daß er das ibrige nicht begehrt hatte, fiel darüber in Krämpfe.

Nun zog der Ritter mit ſeinen ſieben Geſellen nach dem Walde, wo der Drache hauſte. In dem Walde war ein großer See, zu dem kam der Drache täglich geflogen um zu trinken. Da befahl der junge Ritter auf des Schimmels Rath ſeinem Geſellen Saufaus, dieſen See leer zu trinken. Als das geſchehen war, muſte Knochenſtark ſo viel Fäßer Wein herbeiſchaffen, daß der See wieder voll ward. Dann muſte er noch einmal in die Stadt, um zwanzig Tonnen Heringe herbeizuholen, die man ans Ufer ſtellte, da wo der Drache zu trinken kam. Als nun der Drache geflogen kam, verſchlang er erſt die zwanzig Tonnen Heringe: davon bekam er ſo großen Durſt, daß er den See rein austrank und nicht einen Tropfen drin ließ. Nun war er aber auch betrunken und ſtürzte beſinnungslos zu Boden und ſchnarchte, daß die Aeſte von den Bäumen brachen. Da rief der Ritter ſeine ſieben Geſellen herbei, ließ den ſchlafenden Drachen binden und von Knochenſtark vor des Königs Zelt tragen, damit er ſelbſt die Freude

hätte, den ungeheuern Drachen zu tödten. Als dieß geſchah, erhob das Volk ein lautes Freudengeſchrei und der König drückte dem Ritter dankbar die Hand. Die Königin, von dieſem Ausgang beſchämt, verſuchte es noch einmal, den ſchönen Ritter zu gewinnen und überhäufte ihn mit Höflichkeiten und Schmeichelworten. Als ſie aber merkte, daß ſie damit keinen Stein im Brett bei ihm gewann, fiel ſie aus der Liebe wieder in den Haß, und gieng zu dem König und ſagte, der junge ſtarke Ritter ſei erbötig, dem Kaiſer die ganze Kriegsbeute allein und ohne Heer wieder abzugewinnen und habe ſie inſtändigſt gebeten, ihm die Erlaubniſs dazu auszuwirken. Der König wollte darein nicht willigen, weil er meinte, der junge Ritter renne mit offenen Augen in ſein Verderben. Aber die Königin ſagte, da er den Drachen bezwungen hätte, ſo vermöchte er das auch, und wenn es ihm nicht erlaubt würde, thäte er ſich ſicher ein Leid an. Da gab er endlich nach und erlaubte dem Ritter die Fahrt. Als der Ritter hörte, was von ihm erwartet würde, gieng er verzweifelnd in den Stall bei ſeinem Pferdchen Troſt zu ſuchen: das wuſte aber ſchon Alles und auch guten Rath dafür.

Da nahm der Ritter Urlaub von dem König, nicht aber von der Königin, welche das ſehr übel nahm und dadurch in ihrem Haß noch beſtärkt wurde. Er achtete aber nicht darauf, denn an ihrer Gnade war ihm nicht ſo viel gelegen als an des Königs Huld. Er ritt nun mit ſeinen Geſellen nach der Hauptſtadt des Kaiſers, ſtieg ab vor dem Schloße, ſtellte ſich

als Gesandter des Königs vor und forderte den Kaiser auf, seinem Herrn die geraubten Schätze zurückzuschicken und für allen Schaden Ersatz zu leisten. Da lachte ihn der Kaiser aus und sprach: Herr Gesandter, wenn ihr an der Spitze eines Heers von siebenmalhundert tausend Mann gekommen wärt, so ließe sich hievon ein Wort mit euch sprechen. Da ihr aber nur sieben Mann im Gefolge habt, so geb ich des Königs Schätze nicht heraus, wenn ihr mit euern Gesellen nicht morgen früh alles frische Brot aufeßt, das diese Nacht in meiner Hauptstadt gebacken wird. Da bedankte sich der Ritter bei dem Kaiser für eine so leichte Aufgabe und sagte, er werde sich am andern Morgen bei Zeit zum Frühstück einstellen. Als er darauf in die Herberge ritt, ließ er seinen Vielfraß kommen und fragte, ob er sich auch dafür ausstehe. Da freute sich der Vielfraß, daß er doch endlich einmal satt zu eßen bekommen sollte. Aber zuvor mußte er noch die Fasten halten, denn der Ritter ließ ihm aus Vorsicht kein Abendbrot reichen. Am andern Morgen, als er mit seinem Gefolge auf den Markt kam, lag da das frisch gebackene Brot haushoch aufgeschichtet. Der Ritter erschrak und auch Vielfraß schüttelte den Kopf, aber nur weil er zweifelte, ob er auch satt werden würde nach so langem Fasten. Er machte sich aber sogleich ans Werk und bald war von dem hohen Haufen nichts mehr zu sehen. Vielfraß saß betrübt an der öden Stelle und rief den Leuten zu, wenn sie noch Mehl hätten, möchten sie ihm doch um Gotteswillen noch etwas backen eh er verhungern müßte. So war diese Aufgabe

gelöst; wer aber sein Wort nicht hielt, war der Kaiser. Er sprach, wer so viel gegessen hätte, den müste auch dürsten. Also nichts für ungut, Herr Ritter, wenn ich euch die Schätze nicht gebe ehe ihr nicht mit euern Leuten alle Brunnen in der ganzen Stadt ausgetrunken habt. Es soll geschehen, Herr Kaiser, nach euerm Befehl, versetzte der Ritter; wir möchten nur um die Gnade bitten, die Weinfässer gleich mit leeren zu dürfen, denn Wasser allein ist ein schaler Trank. Der Kaiser bewilligte das gerne zur grossen Freude von Saufaus, denn er trank auch lieber Wein als Wasser. Er fieng aber doch mit dem Wasser an, und als er alle Brunnen geleert hatte, machte er sich über die Keller her, knochenstark hob die Fässer in die Höhe und Saufaus, der unter dem Spunde lag, liess wacker eingehen, und bald war für Geld kein Tropfen Wein mehr in der Stadt zu haben. Der Kaiser war sehr verdrossen, nicht bloss wegen der leeren Fässer, sondern weil er die Schätze nicht hergeben wollte und doch auch keinen andern Vorwand mehr wuste. Da half ihm seine Tochter aus der Verlegenheit, welche die schnellfüssigste Läuferin im ganzen Lande war. Vater, sprach sie, sagt dem Ritter die Schätze zu, wenn einer seiner Leute mich im Wettlauf besiegen könne. Dieser Rath gefiel dem Kaiser, und der Ritter, der an seinen Schnellläufer dachte, willigte ein, auch diese Probe noch zu bestehen.

Sie zogen also in die Rennbahn, die zwei Meilen lang war, und die Kaiserstochter schürzte sich zum Wettlauf mit dem Vogelschnell. Dieser bat erst um einen Trunk, weil aber

alle Brunnen ausgetrunken und auch alle Weinfäßer leer waren, gab man ihm Brantwein, und von dem ſtarken Getränke übermannt, ſank Vogelſchnell leblos an einem Baume nieder. Das Zeichen zum Wettlauf ward dreimal gegeben, die Kaiſerstochter begann den Lauf, und ſchon war ſie auf eine halbe Meile dem Ziele genaht und noch ließ ſich Vogelſchnell nicht ſehen. Der Ritter war beſorgt und befahl ſeinem Feinohr zu horchen, wo Vogelſchnell bliebe. Feinohr legte ſich an die Erde und ſagte dann: Er liegt unter einem Baum und ſchnarcht, daß ſich die Aeſte biegen. Schieß einen Bolzen nach ihm, daß er aufwacht, befahl der Ritter dem Scharfſchützen. Dieſer legte einen Bolzen auf den Bogen und Vogelſchnell von dem Schmerz erweckt, ſah um ſich und ſah die Kaiſerstochter faſt ſchon am Ziele. Da ſtand er auf und fieng an zu laufen und lief ſo ſchnell, daß er noch vor ihr das Ziel erreichte. Der Ritter begehrte nun ernſtlich die geraubten Schätze. Nehmt ſie aus der Kammer, ſagte der Kaiſer, aber nicht mehr, als einer eurer Geſellen tragen kann. Als das Knochenſtark hörte, ließ er zwei und ſiebzig Schneider kommen, die muſten die Nacht aufſitzen und eine große Taſche von grober Leinwand nähen: darin wollte er die Schätze heimtragen. Als er aber in die Kammer kam, nahm er des Königs Schätze und ſchob ſie in die eine Weſtentaſche und die des Kaiſers in die andere. Der Schatzmeiſter erſchrak und lief hin es dem Kaiſer anzuzeigen. Der kam alsbald und ſagte, ſo wär es nicht gemeint, ſeine Schätze müſten in der Kammer bleiben. Aber Knochenſtark ſagte: Von dem

Bischen Armut gäb er nichts heraus; er hätte sich da die große Tasche machen lassen, und nun wär nichts dafür da: was das für eine Wirthschaft wäre! Da fürchtete der Kaiser, er möchte ihn selber drein stecken und schwieg. Nun nahm der Ritter Urlaub und machte sich mit seinen Gesellen auf den Weg. Als sie eine Meile gegangen waren, legte sich Feinohr auf den Boden und sagte, er höre Rossegestampf, gewiis lasse sie der Kaiser von Reitern verfolgen, um ihnen die Schätze wieder abzunehmen. Der Ritter erschrak und ermahnte zur Eile. Sie kamen aber bald an einen breiten Fluß, da lag kein Kahn bereit, der sie hinüber gebracht hätte. Da fieng Saufaus an zu trinken und trank alles Waßer auf in dem Flusse, daß sie trocken hindurch gehen konnten. Als nun der Kaiser mit seinen Reitern herangesprengt kam, war unterdes der Fluß wieder vollgelaufen; sie schwammen aber auf den Pferden über und waren schon mitten in dem Flusse, da fieng Blasius an zu blasen, daß die Wellen hoch giengen und Ros und Reiter ertranken.

Nun stritten sich die Diener des Ritters, wer das Beste gethan und den größten Antheil an der Beute verdient hätte. Wenn ich nicht war, sagte Blasius, so hätte uns der Kaiser eingeholt und getödtet. Wenn ich nicht war, meinte aber Saufaus, so wären wir nicht über den Fluß gekommen. Und wenn ich nicht war, sagte Knochenstark, so hättet ihr nichts zu saufen und zu blasen gehabt und wir säßen noch in der Hauptstadt oder hiengen am Galgen. Und so rühmte Jeder seine

Verdienſte; aber der Ritter legte ſich ins Mittel und ſagte, es gehöre ja Alles dem König, der würde ſie, wenn ſie heim kämen, reichlich belohnen. Alſo ſchloſſen ſie Frieden und ſetzten ihre Reiſe nach der Hauptſtadt fort.

Als ſie ankamen, gieng ihnen der König entgegen und empfieng ſie mit großer Freude. Die Königin, als ſie ſah, daß ihr Anſchlag vereitelt ſei, wußte nicht ob ſie ſich freuen oder ärgern ſollte; doch ſiegte endlich ihre Liebe zu dem ſchönen Ritter, mit dem ſie es noch einmal verſuchen wollte. In der Nacht ſchmückte ſie ſich auf das Reizendſte und ließ ihn durch ihre Kammerfrau, die auch bis über die Ohren in den ſchönen Jünglina verliebt ſchien, zu ſich beſcheiden. Der Ritter erſchrak, kleidete ſich aber doch an und folgte der Kammerfrau in das Schlafgemach der Königin. Dieſe empfieng ihn zärtlich und beſtürmte ihn mit Liebkoſungen. Er blieb aber kalt und ſprach zuletzt: Frau Königin, wenn ihr wüßtet was ich weiß, ſo würdet ihrs mir nicht verdenken, daß ich eure Liebe nicht erwiedern kann. Die Königin erzürnte und fiel über ihn her, ſein Geſicht zu zerkratzen, wandte dann aber ihre Wuth gegen ſich ſelbſt, zerriß ihre Kleider und erhob lautes Geſchrei, alſo, daß der König herbeikam und den Ritter bei ſeiner Gemahlin fand. Da klagte ſie ihn deſſen an, weſſen ſie ſich ſelber ſchuldig wußte und berief ſich auf ihr zerriſſenes Gewand. Der König gerieth in gerechten Zorn und ſprach das Urtheil, daß der Ritter vor allem Volke an einen Pfahl gebunden und qualvoll hingerichtet werden ſollte. Dieſes Urtheil wäre am Morgen

vollſtreckt worden; als man aber dem Ritter die Kleider vom Leibe riß, zeigte es ſich, daß es ein Weib ſei. Da die Königin das ſah und ihre Ränke zu Tage kamen, ſank ſie wie vom Blitz getroffen zu Boden und erwachte nicht wieder aus ihrer Ohrmacht. Der König aber nahm die ſchöne Gräfin zur Gemahlin und ſorgte auch für ihre Geſellen, daß Vielfraß nicht zu hungern und Saufaus nicht zu dürſten brauchte. Auch das kluge Pferd wurde nicht vergeßen: die Königin ſelber ſchwang ihm täglich goldene Gerſte.

41. Die Schöpfung der Weſtfalen.

Daß die Weſtfalen unſern Herrn Jeſum Chriſtum gekreuzigt hätten, deſſen werden ſie mit Unrecht beſchuldigt, denn ſie waren damals kaum erſt erſchaffen. Mit dieſer Schöpfung gieng es aber ſo zu:

Als unſer Herr mit ſeinen Jüngern noch auf Erden wandelte, da kam er einſt in das Land der rothen Erde, das damals noch nicht von Menſchen bevölkert war, denn ſeine derzeitigen Einwohner liefen auf allen Vieren und grunzten. Es iſt ein wüſtes Land, ſagte St. Peter, das muß wahr ſein; aber in dem ſtinkenden Nebel dieſer Haiden konnten doch vielleicht Menſchen leben: der Menſch iſt gar ein zähes Geſchöpf: was läßt er ſich nicht alles gefallen! Und Schade wäre es doch um die Schinken dieſer Borſtenthiere, wenn ſie Niemand in den Rauch hienge! Der Herr aber meinte, viel Geſcheidtes könne doch aus dem Menſchengeſchlecht nicht werden, das hier ſein Leben zu friſten beſtimmt wäre; beſſer bliebe es alſo unerſchaffen. St. Peter ließ indeß zu bitten nicht nach, der Herr ſolle es doch nur einmal damit verſuchen: „hält es nicht, ſo ſchadt es nicht,“ meinte er, und es müße auch ſolche Käuze

geben; der Herr habe doch Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer erschaffen, warum nicht auch Westfalen? Endlich ließ sich der Heiland erweichen und sagte: Dir zu Liebe will ich es denn thun, du wirst aber sehen, was unser Dank sein wird. Darauf stieß er mit den Füßen nach Etwas, das im Wege lag und Einem der Ureinwohner des Landes entfallen war und sprach: Werd ein Westfale! Und alsbald stand da ein ungeschlachter Gesell, der auch gleich die Arme in die Seite stemmte und unsern Herrn Jesum anfuhr: Na, wat nött he mik! Da sagte der Heiland: Siehst du nun, St. Peter, was unser Dank ist?

12. Die drei Träume.

Es waren einmal drei Gesellen, die fuhren mit einander über Land und kamen in einen tiefen Wald, wo sie Essenswaaren nicht feil fanden. Nun hatten sie nichts weiter als ein kleines Brot und waren doch gar hungrig. Da sprachen sie zu einander: Wenn wir das kleine Brot in drei Stücke theilen, so bekommt ein Jeder so wenig, daß er seinen Hunger nicht damit stillen kann. Laßt uns also einen Rath erdenken, daß sich wenigstens Einer daran ersättigen mag. Da sprach Einer: So wollen wir uns schlafen legen und Wer den besten Traum hat, der soll das Brot ganz haben. Da sagten sie: der Rath ist gut, und legten sich hin zu schlafen. Als nun zwei der Gesellen eingeschlafen waren, stand der dritte, der den Rath gegeben hatte, auf und aß das Brot ganz, so daß seinen Gesellen nichts übrig blieb. Darauf gieng er hin, weckte die beiden andern und sprach: Steht auf und sage ein Jeder seinen Traum. Da sprach der Erste: Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt. Ich sah eine goldene Leiter bis in den Himmel reichen, Engel stiegen daran auf und ab, und einer kam und nahm meine Seele und führte sie in den Himmel. Da sah ich den Vater und den Sohn und den heiligen Geist und so viel Freuden wie sie kein Auge je gesehen, kein Ohr gehört hat.

Und das war mein Traum. Da sprach der Andere: Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt. Ich sah eine Rotte von Teufeln kommen mit glühenden Eisenzangen, damit zogen sie meine Seele aus meinem Leibe, führten sie in die Hölle, setzten sie auf einen Platz, der voll scharfer Schermeßer war und sprachen: So lange Gott im Himmel ist, so lange mußt du hier bleiben. Und das war mein Traum. Da sprach der dritte, der den Rath gegeben hatte: Nun hört auch meinen Traum. Es kam ein Engel und sprach zu mir: Willst du sehen, wo deine Gesellen sind? Da sprach ich: Ja, denn wir haben ein Brot mit einander zu theilen, und ich fürchte, sie haben es mit sich genommen. Nein, sprach der Engel, dem ist nicht so, das Brot liegt noch dort. Komm aber und folge mir. Da führte er mich vor des Himmels Thor, und als ich hinein schaute, sah ich dich in einem goldenen Stuhle sitzen und auf dem Tisch vor dir stand Essen und Trinken in Hülle und Fülle. Da sprach der Engel: Sieh, dein Geselle hat hier ein herrliches Leben in alle Ewigkeit. Nun komm auch und sieh wie es deinem andern Gesellen ergeht. Da führte er mich vor das Höllenthor und als ich hineinschaute, sah ich dich auf lauter scharfen Schermeßern sitzen. Da sprach ich zu dir: O lieber Gesell, mir ist leid, daß ich dich an dieser Stätte finde. Da sprachst du: So lange Gott im Himmel ist, muß ich hier bleiben. Darum geh und iß das Brot auf, denn mich und unsern Gesellen siehst du nie wieder. Und als ich das hörte, wacht ich auf und gieng und aß das Brot wie du mich geheißen hattest.

43. Vater und Mutter.

Ein Kaiſer hatte eine wunderſchöne Tochter, die er über Alles liebte; der diente ein Ritter viel und lange. Das bemerkte die Jungfrau wohl und ließ ihn auch inne werden, daß ſein Dienſt ihr nicht mißfiele. Da gieng er eines Tags zu ihr und ſprach: Edle Jungfrau, wollt ihr meine Rede nicht übel deuten, ſo wage ich es, euch meine Noth zu klagen, die zu ſchwer iſt als daß ich ſie lange allein tragen könnte. Die Jungfrau ſprach: Redet was ihr wollt, Ritter, ohne alle Sorge. Da ſprach er weiter: Ich habe lange mein Leid verborgen und wünſche nun endlich für treue Dienſte und beſcheidenes Werben Lohn zu empfangen. Ich will in fremde Lande fahren und Leben und Gut daran wagen, daß ich durch Tapferkeit erſetze was ich durch Geburt gegen euch zu gering bin. Nun bitte ich euch flehentlich, verſprecht mir, ſieben Jahre auf mich zu warten: komme ich vor Verlauf derſelben nicht zurück, ſo betrachtet es als ein Zeichen meines Todes und handelt nach eurem Gefallen. Die Rede war der Königstochter nicht ungenehm; ſie erklärte ſich bereit, ſein Verlangen zu erfüllen und verſprach ihm das mit Hand und Mund. Bald darauf rüſtete ſich der Ritter zur Reiſe und fuhr ſeine Straße.

Kurz nach ſeiner Abfahrt kam ein Königsſohn mit großem Gefolge gefahren und hielt bei dem Kaiſer um die Hand ſeiner Tochter an. Der Kaiſer war dem Freier günſtig, ließ die Tochter kommen und fragte ſie nach ihrem Willen. Da ſprach ſie: Vater, ich habe ein Gelubde gethan, in ſieben Jahren noch keinen Mann zu nehmen; nach der Zeit geſchehe was ihr über mich beſchließt. Der Kaiſer konnte ihr das nicht ausreden und vertröſtete den Königsſohn, welcher ſich bereit erklärte, ſieben Jahre auf die Kaiſerstochter zu warten; und mit dieſem Vorbehalte zog er von dannen. Als nun die ſieben Jahre ſchier verfloßen waren, da machte ſich der Königsſohn mit großem Gefolge und Gepränge wieder auf die Fahrt und zog nach der Hauptſtadt des Kaiſers. Von Ungefähr ſtieß der Ritter unterwegs auf den Königsſohn, und beide ſetzten ihren Weg gemeinſchaftlich fort. Nun geſchah es, daß plötzlich ein gewaltiger Regenguß vom Himmel fiel, daß es wie ein Wolkenbruch anzuſehen war. Da hatte der Ritter einen guten Mantel an und einen dichten Hut auf; aber der Königsſohn, deſſen Gefolge zurückgeblieben war, hatte weder Mantel noch Hut. Als der Ritter dieß wahrnahm, ſprach er zu dem Königsſohn: Ihr habt nicht weislich gethan, daß ihr euer Haus nicht mit euch führtet: ſo wärt ihr nicht naß geworden. Dieſe Worte kamen dem Königsſohn wunderlich vor; er bedachte ſich und ſprach: Ihr redet wie ein Kind: mein Haus iſt doch wohl ſo groß, daß ich es nicht mitnehmen konnte. Und da ſie weiter ritten, kamen ſie an eine große Lache; da ritt der Königsſohn

gerade hindurch, und als er hinein kam, war sie so tief und schlammig, daß das Pferd mit ihm versinken wollte und er viel Mühe hatte, nicht zu ertrinken und wieder herauszukommen. Als der Ritter das sah, umritt er die Lache auf trockenem Pfade und sprach zu dem Königssohn: Ihr habt unweislich gethan, daß ihr eure Brücke nicht mit euch führtet; so wärt ihr nicht in den Schlamm gerathen. Die Rede kam dem jungen König wieder wunderlich und unnütz vor; er sprach zu dem Ritter: Du bist ein Thor und willst mich wohl äffen; wie konnte ich meine Brücke mitnehmen? Die ist wohl eine halbe Meile lang und aus Quadern gebaut. Der Ritter ließ dieß wieder unbeantwortet, worauf sie zusammen weiter ritten. Sie trafen lange keine Herberge, wo sie etwas hätten genießen sollen. Da bat der Ritter den Königssohn zu Gast: sie lagerten sich im Schatten und der Ritter gab dem Königssohn Fleisch und Brot, welches er im Ranzen bei sich führte; ließ ihn auch trinken aus seiner Flasche. Und als der Königssohn genug gegessen und getrunken hatte, sagte der Ritter zu ihm: Ihr thatet Unrecht, daß ihr Vater und Mutter nicht mit euch führtet. Da sprach der junge König: Mein Vater ist so alt, daß ich ihn vor Schwäche nicht mit mir führen konnte; meine Mutter ist vor vielen Jahren gestorben; also konnte ich die auch nicht mit mir führen. Bald darauf kamen sie in der Kaiserstadt an: da nahm der Ritter Urlaub von dem Königssohn, und als der Königssohn fragte, was er jetzt zu unternehmen gedächte, entgegnete er: Ich habe vor sieben Jahren ein Netz

ausgeſtellt: finde ich das wieder, wie ich es vor ſieben Jahren gelaßen habe, ſo führe ich es mit mir in meine Heimat und halte es werth vor allen Dingen: iſt es mir aber zerriſſen, ſo laße ich es dort und achte ſein nicht. Darauf ritt der Königsſohn in die Stadt, und als der Ritter ihn aus den Augen verloren hatte, ritt er ihm heimlich nach und ſchlich nach dem Gemach der Jungfrau und führte ſie unbemerkt mit ſich hinweg. Inzwiſchen ſaß der Königsſohn mit dem Kaiſer zu Tiſche: da hob der Königsſohn an und erzählte, er habe einen wunderlichen Gefährten gehabt, der habe gar ſeltſame Reden geführt: da es geregnet, er ſei nicht klug geweſen, daß er ſein Haus nicht mitgebracht, ſo wär er nicht naß geworden; worauf er erwiedert, ſein Haus wäre zu groß, um es über Land zu führen. Da fragte der Kaiſer, wie der Ritter bekleidet geweſen? Er hatte einen Mantel um, ſprach der Königsſohn, und einen Hut auf dem Kopf. Da ſprach der Kaiſer: So hatte er Recht, denn er meinte, warum ihr nicht auch Mantel und Hut trüget. Der Königsſohn fuhr fort zu erzählen, wie der Ritter geſprochen — er hätte ſeine Brücke mitführen ſollen, ſo hätte er nicht nöthig gehabt, durch die Lache zu waten. Das erklärte ihm abermals der Kaiſer. Er meinte, warum ihr euern Diener nicht vorausgeſchickt hättet, ſo wärt ihr nicht ſo tief hineingerathen, ſondern zeitig wieder umgekehrt. Hierauf erzählte der Königsſohn dem Kaiſer, wie der Ritter geſprochen, nachdem ſie zuſammen gegeßen und getrunken: er handle unweislich, daß er Vater und Mutter nicht bei ſich führe wohin er reite.

Das will ſagen, erklärte der Kaiſer, ihr ſolltet nicht ausreiten ohne Brot und Wein mit euch zu führen wie der Ritter that. Der Kaiſer lobte den Ritter höchlich wegen ſeiner Klugheit und fragte den Königsſohn wo er ihn gelaßen hätte. Der Königsſohn erzählte ihm, wie er dicht vor der Stadt Urlaub von ihm genommen hätte mit der Aeußerung, er hätte vor ſieben Jahren ein Netz ausgelegt: wenn er das wieder fände wie er es gelaßen hätte, ſo wollte er es mit ſich heimführen. Als der Kaiſer das hörte, rief er mit lauter Stimme: Weh mir! das Netz iſt meine liebe Tochter: ich fürchte gar ſehr, ich habe ſie ſchon verloren, der Ritter hat ſie mir entführt! Sogleich befahl er den Dienern nachzuſehen ob ſie in ihrem Zimmer wäre oder nicht. Sie gehorchten, fanden aber die Gemächer leer, kamen und ſagten dem Kaiſer, ſie könnten ſeine Tochter nicht finden. Da befahl der Kaiſer, ihr nachzuſetzen: das geſchah auch; aber ſie ward nicht gefunden noch ereilt, denn ſie war ſchon längſt mit dem Ritter von dannen. Als die Boten zurückkamen und das dem Kaiſer hinterbrachten, ſprach er zu dem Königsſohn: Fürwahr, dieſer Ritter hat euch und mich betrogen; jetzt mögt ihr euch nur um eine andere Braut umſehen. Da nahm der Königsſohn Urlaub von dem Kaiſer und ſchied traurig von dannen und der Ritter behielt die Kaiſerstochter mit gutem Frieden.

44. Schmadderaderaderalz.

Es war einmal eine feine Magd, die hatte immer blanke Schuhe, denn weil ſie etwas eitel war und ihre kleinen Füßchen ins Licht ſtellen wollte, ſchonte ſie die Eierwichſe nicht. Die Hausfrau, die erſchrecklich geizig war, hatte es ihr ſchon oft verwieſen; aber das Drückchen ſtörte ſich an nix und ſchmierte die Schuh mit Eierwichs. Als die Frau nun ſah, daß ihr Predigen nicht helfen wollte, nahm ſie die Eierwichs fort und verſchloß ſie in einen Schrank, zu dem ſie allein den Schlüßel führte. Aber das Drückchen hatte nach wie vor blanke Schuhe, denn ſeit die Eierwichſe verſperrt war, pflegte ſie die Schuhe mit Schmalz zu ſchmieren. Da ſchlich eines Tags die Katze hinterm Ofen hervor, ſtrich mit dem krummen Rücken ein Paarmal an dem Stuhlſtempel hin und fieng freundlich an zu ſchnurren und zu ſpinnen. Das Drückchen ließ ſich nicht ſtören und krazte und ſchmierte fleißig an ſeinen Schuhen. Als die Katze das ſah, hob ſie die Pfoten allmählich auf den Stuhl, gukte in das Schmalztöpfchen, hob dann den Kopf empor, ſah das Drückchen verwundert an und ſagte ſpinnend:

„Schmierſt du die Schuh mit Schmadderaderaderalz?“

Als das Drückchen die Katze sprechen hörte, ward es böse und nahm das Küchenmesser, womit es die Schuhe gekratzt hatte, vom Tisch und schlug die Katze auf die Pfoten, daß sie blutend und jämmerlich miauend zum Fenster hinaussprang. Am andern Morgen ließ sich die Katze nicht mehr sehen; aber auch die Hausfrau kam nicht zum Vorschein, denn sie lag im Bette und hatte den Wundarzt rufen lassen. Und als das Drückchen vor sie trat um zu fragen was sie heute kochen sollte, sah sie den Wundarzt beschäftigt der Frau beide Hände zu verbinden. Da merkte das Drückchen wohl was die Glocke geschlagen hatte. Die Frau war nämlich eine Hexe und hatte sie in Gestalt der Katze belauscht.

45. Die drei Bitten.

Es war ein Kaiſer, der gab das Geſetz, wenn Einer aus fremden Landen an ſeinen Hof kam, da ward ihm alsbald ein Bratfiſch vorgeſetzt und alle Umſtehenden paſsten wohl auf, ob er den Fiſch auf der Einen Seite bis auf die Gräte äße und ihn dann umkehrte; und Wer das that, der wurde ſogleich gefangen genommen und am dritten Tage ohne Gnade hingerichtet. Aber die drei Tage daß er gefangen lag, hatte er jeden Tag eine Bitte an den Kaiſer frei; nur durfte ſie nicht ſein Leben betreffen. In ſolcher Weiſe hatten ſchon Viele das Leben eingebüßt. Nun kam eines Tages ein Graf an den Hof des Kaiſers, der brachte ſeinen Sohn mit ſich und ward von aller Welt aufs Beſte empfangen und ſogleich wurde ihm nach dem Geſetz des Kaiſers ein Bratfiſch vorgelegt: davon aßen beide, Vater und Sohn, und als ſie die eine Seite des Fiſches gegeßen hatten, kehrte ihn der Graf herum auf die andere. Als die Diener das ſahen, hinterbrachten ſie es dem Kaiſer, welcher ſogleich Befehl gab, ihn gefangen zu nehmen. Als das geſchehen war, gieng es dem Sohn ſo nahe zu Herzen, daß er begehrte, man ſollte ihn ſtatt des Vaters tödten. Das bewilligte ihm der Kaiſer, ließ den Sohn gefangen nehmen und den Vater frei. Da ſprach der Jüngling zu ſeinen

Wächtern. Ihr wißt, ich habe nach dem Geſetz drei Bitten vor meinem Tode frei. Darum begehre ich, geht zu dem Kaiſer und bittet in meinem Namen, daß er mir ſeine Tochter ſchicke nebſt einem Prieſter, der uns ehelich einſegne. Die Boten giengen und ſagten es dem Kaiſer. Dieſer muſte es geſtatten, denn er konnte nicht wider ſein eigenes Geſetz: er gab ihm alſo ſeine Tochter, mit welcher der Jüngling das Beilager hielt. Am andern Tage begehrte er zu ſeiner zweiten Bitte, daß ihm der Kaiſer all ſein Hab und Gut wieder gebe; und da ihm das bewilligt wurde, vertheilte er es ganz unter das Hofgeſinde des Kaiſers, alſo daß ihm Alle hold und günſtig wurden. Als er nun des dritten Tages ſterben ſollte, ſchickte der Kaiſer zu ihm, daß er ſeine dritte Bitte thun möchte, denn er müſte ſofort ohne Gnade ſterben. Da ſprach der Jüngling: Wenn ich denn ſterben ſoll, ſo begehre ich, daß der Kaiſer einem Jeden, der meinen Vater den Tiſch umkehren ſah, die Augen ausbrechen laße. Als das dem Kaiſer hinterbracht wurde, ließ er Umfrage halten, Wer es geſehen habe? Da leugneten ſie Alle und wollte es Keiner geſehen haben. Das hörte des Kaiſers Tochter und ſprach: Wenn es Niemand geſehen hat, daß ſein Vater den Tiſch umgekehrt hat, ſo muß der Jüngling billig freigeſprochen werden. Dem ſtimmte das Hofgeſinde bei. Da erkannte der Kaiſer des Jünglings Klugheit an der Gunſt ſeiner Tochter und alles Hofgeſindes und ſetzte ihn zum Erben über all ſein Reich und Land. Und nach des Schwähers Tode ward er zum Kaiſer erwählt und hatte das Reich gewaltiglich inne bis an ſein Ende.

46. Das Gegengeſchenk.

Ein großer Herr hatte ſich einmal im Walde verirrt und kam bei der Nacht an die Hütte eines armen Köhlers. Der war aber ſelbſt über Land und die Frau kannte den gnädigen Herren nicht. Doch nahm ſie ihn wohl auf, ſagte ihm aber gleich voraus, daß es um die Bewirthung ſcheu ausſehe, denn ſie hätte nichts als Erdäpfel und ſelber kein Bette: er müſte alſo auf dem Heuſchober ſchlafen. Weil aber der Herr hungrig und müde war, ſchmeckten ihm die Erdäpfel wie Eierdotter und auf ſeinem Daunenbette hatte er noch ſelten beßer geſchlafen als hier auf dem Heu. Das rühmte er auch am Morgen, als er ſeinen Heimweg antrat und der Frau zum Abſchied ein Goldſtück reichte. Weil aber der Herr ſagte, das ſollte ſie zum Andenken haben, hielt ſie es für eine Denkmünze und bedauerte nur, daß ſie kein Loch daran ſah, denn ſo konnte ſie es nicht am Halſe tragen. Als nun der Köhler nach Hauſe kam, erzählte ihm die Frau von dem vornehmen Gaſt, der ihr die Denkmünze geſchenkt hätte. Da merkte er gleich an der Beſchreibung und koſtbaren Gabe, daß es der Fürſt des Landes geweſen war und freute ſich, daß ihm ſeine

Erdäpfel wie Eierdotter geſchmeckt hätten. Es iſt aber auch wahr, ſagte er, beſſere Erdäpfel müßen auf der Welt nicht wachſen als hier in dem ſandigen Waldboden. Aber es iſt doch zu viel, was der Herr dir gegeben hat für eine Nacht auf dem Heu und eine Schüßel Erdäpfel: ich will ihm noch ein Körbchen voll bringen, weil ſie ihm ſo gut geſchmeckt haben. Sogleich machte er ſich auf mit einem Simmeriſchen Malter und kam nach dem Schloße und begehrte Einlaß. Die Schildwachen und die betreſſten Lakeien wollten ihn abweiſen; er kehrte ſich aber nicht daran und ſagte, ſie ſollten ihn nur melden, er begehre ja nichts, und wer bringe, ſei überall willkommen. So kam er in den Audienzſaal und ſagte: Gnädiger Herr, ihr habt neulich bei meiner Frau geherbergt und das harte Heulager und eine Schüßel Erdäpfel mit einem Ducaten bezahlt. Das war zu viel, wenn ihr gleich ein großer Herr ſeid. Darum bringe ich euch noch ein Körbchen nach von den Erdäpfeln, die euch wie Eierdotter geſchmeckt haben: laßt ſie euch wohl bekommen, und wenn ihr wieder bei uns einkehrt, ſtehen euch noch mehr zu Dienſten. Da gefiel dem Fürſten die Einfalt des Mannes, und weil er gerade bei guter Laune war, ſchenkte er dem Köhler einen Hof mit dreißig Morgen Land.

Der arme Köhler hatte aber noch einen reichen Bruder, der neidiſch und habſüchtig war. Als der von dem Glücke hörte, das dem Köhler widerfahren war, dachte er: das könnte dir auch blühen. Ich hab ein Pferd, das dem Fürſten

gefällt; es war ihm aber doch zu viel, als ich ſechzig Ducaten dafür begehren ließ. Jetzt geh ich hin und ſchenk es ihm: hat er dem Hans einen Hof mit dreißig Morgen Land für ein Körbchen Erdäpfel geſchenkt, ſo wird mir wohl noch etwas Beßeres zu Theil werden. Da nahm er ſein Pferd aus dem Stall und führte es vor das fürſtliche Schloß, ließ den Knecht damit halten und ſchlug ſich geradewegs durch die Lakaien und Trabanten in das Audienzzimmer. Fürſtliche Gnaden, ſagte er, ich höre, daß euch mein Pferd in die Augen geſtochen hat: für Geld hab ich es nicht laßen wollen, aber habt die Gnade und nehmt es zum Geſchenk von mir an. Es ſteht draußen vor dem Schloß und iſt ein ſo ſtattliches Thier wie ihr keins in euerm Marſtall habt. Der Fürſt merkte gleich, wo der Has hüpfte und dachte bei ſich: Wart, Gaudieb, dich will ich bezahlen. Ich nehme euer Geſchenk an, ſagte er, wenn ich gleich nicht weiß, was ich euch dagegen geben ſoll. Aber wartet, da iſt ein Körbchen Erdäpfel, die wie Eierdotter ſchmecken. Sie koſten mich einen Hof mit dreißig Morgen Land: damit iſt euer Pferd reichlich bezahlt, ich konnte es ja für ſechzig Ducaten haben. Damit reichte er dem Halfen das Körbchen mit Erdäpfeln und entließ ihn in Gnaden. Sein Pferd aber ward in den fürſtlichen Marſtall geführt.

47. Der kranke König.

Es war einmal ein König sehr krank und kein Arzt wuste ihm zu helfen. Da träumte ihm von einem Garten, darin stünde ein Apfelbaum mit goldenen Früchten: wenn er davon hätte und äße, so würde er gesund. Das erzählte er seinen Söhnen. Da sagte der Aelteste, so will ich ausreisen und sehen, daß ich die Aepfel bringe. Das gestattete ihm der kranke König, denn er hoffte gesund zu werden. Wie er nun eine Weile geritten ist, kommt er durch einen Wald, da begegnet ihm ein alt Männchen und fragt: Wo willst du hin, mein Sohn? Du alter Grauschimmel, sagt der Königssohn, was kümmert es dich, wo ich hin will? Da sagt das alte Männchen: So reite nur hin und sieh wie es dir ergehen wird. Der Königssohn ritt weiter und kam Abends in eine grosse Stadt, da kehrte er in einem Gasthof ein, wo es lustig herging, denn da war Speis und Trank und Alles im Ueberfluß und Gesang und Tanz. Bald ward er auch mit guten Gesellen bekannt und setzte sich mit ihnen zum Würfelspiel. Anfangs gewann er, dann schlug das Glück um, er verlor den Gewinnst und seine Barschaft dazu, zuletzt auch sein Pferd, und konnte

am Morgen die Zeche nicht bezahlen. Da ließ ihn der Wirth in den Schuldthurm werfen.

Der alte kranke König hatte lange vergebens auf ſeine Rückkehr gehofft. Endlich ſprach er zu ſeinen Söhnen: Gehet hinab in den Keller und ſehet, ob der Wein im erſten Faſſe klar iſt. Sie giengen und kamen zurück mit der Botſchaft, der Wein im erſten Faß ſei trüb und lang geworden. Da ſprach der kranke König: So iſt euerm Bruder ein Unfall widerfahren. Er kann mir die Aepfel nicht bringen: ich muß zu der Geſundheit auch meinen Sohn miſſen.

Da ſprach der andere Sohn: Vater, ſo will ich ausreiſen und ſehen, ob ich die Aepfel bringe und meinen Bruder erlöſe. Das geſtattete der kranke König. Wie nun der Königsſohn eine Weile geritten iſt, kommt er in den Wald, da begegnet ihm das alte Männchen und fragt: Wo willſt du hin, mein Sohn? Du alter Ziegenbart, ſagt der Königsſohn, was kümmert es dich, wo ich hin will? So reite nur hin und ſieh, wie es dir ergehen wird. Der Königsſohn ritt weiter und kam am Abend in die große Stadt: da kehrte er in dem Gaſthof ein, wo es ſo luſtig hergieng und Alles im Ueberfluß war. Da verſpielte er alle ſeine Barſchaft, dazu auch ſein Pferd und konnte am Morgen die Zeche nicht bezahlen. Da ließ ihn der Wirth in den Schuldthurm werfen, wo ſein Bruder ſchon ſaß.

Als ſie nun beide nicht zurückkamen, ſchickte der kranke König den jüngſten Sohn in den Keller, nach den zwei erſten Fäßern zu ſehen, ob der Wein trüb oder klar ſei. Er kam

zurück und meldete, der Wein in beiden Fäßern ſei trüb und ſchlammig. Da ſagte der alte König: So iſt ihnen beiden ein Unfall widerfahren, ſie bringen die Aepfel nicht und ich muß zu der Geſundheit auch meine Söhne miſſen. Vater, ſagte der Jüngſte, ſo laßt mich ausreiten, ob ich die Aepfel bringe und meine Brüder erlöſe. Das wollte der kranke König erſt nicht geſtatten, weil er noch zu jung und unerfahren ſei; zuletzt gab er aber ſeinen Bitten nach und ließ ihn reiten.

Da fuhr der jüngſte Königsſohn aus und kam in den Wald, wo ihm das alte Männchen begegnete und ſagte: Wo willſt du hin, mein Sohn? Ach, ſagte er, mein Vater iſt ſehr krank; da hat ihm von einem Garten geträumt, darin ſtehe ein Apfelbaum, wenn er von deſſen Aepfeln äße, ſo würde er geſund. Meine ältern Brüder ſind ſchon darnach ausgeritten, aber nicht wieder gekommen. Da ſprach das alte Männchen: Da wüſt ich wohl zu helfen, du muſt aber thun, was ich dir ſage. Da ſagte der jüngſte Königsſohn, er wolle gern Alles thun, wenn nur ſein Vater wieder geſund würde. So höre, ſprach das alte Männchen: du kommſt jetzt zuerſt in eine große Stadt: da kehre nicht ein, wenn ſie dir auch winken, ſondern reite voran bis du an ein groß Waßer kommſt. Da wirſt du nichts ſehen kein Haus und kein Schiff; wenn du aber: hol über! ruffſt, ſo kommt ein Schiffmann gefahren, der dich hinüber bringt. Laß aber dein Pferd hüben nur laufen, du wirſt es ſpäter ſchon wieder bekommen. Bezahl auch den Schiffmann nicht, wenn er gleich Fährlohn verlangt und dich

unters Waßer ſtößt, das Geld zu erpreſſen. Du wirſt doch endlich hinüber kommen und dann in den Garten gelangen, wo der Baum ſteht mit drei goldenen Aepfeln. Die pflück alle drei und laß dich in demſelben Nachen zurückfahren. Kommſt du dann wieder auf dieſe Seite des Waßers, ſo wird da ein großes Schloß ſtehen, das du früher nicht geſehen haſt. Kommſt du in das Schloß, ſo findeſt du alle Gemächer leer; nur in dem Saale ſchläft eine Königstochter: die darfſt du küſſen; aber verweile nicht länger bei ihr als eine Viertelſtunde. Hüte dich auch hernach, daß du kein Galgenfleiſch kaufſt. Das verſprach der Königsſohn Alles zu thun, und ritt durch die Stadt und an dem Gaſthof vorbei, obgleich ihm viel ſchöne Frauen winkten, und kam an das Waßer. Da ließ er ſein Pferd laufen und bezahlte den Schiffmann nicht und kam in den Garten: da brach er die goldenen Aepfel und als er wieder über das Waßer kam, fand er hüben ein prächtiges Königsſchloß, das früher nicht da geſtanden hatte. Er ſchritt durch die leeren Gemächer und kam in den Saal: da ſchlief die Königstochter, die küßte er und verweilte nicht zu lange bei ihr, wie ſchwer es ihm auch ward ſich von ihr zu trennen; nur den Ring zog er ihr vom Finger, ſteckte einen ihrer Pantoffeln in den Buſen und ſchnitt ein Stück aus ihrem Hemde, worauf ihr Name ſtand. Er ſchrieb auch einen Brief, warf ihn unter ihr Bette, worin ſein Name und der ſeines Vaters geſchrieben war, und daß er drei Wahrzeichen mitgenommen hätte. Wie er nun vor das Schloß kam, ſtand da ſein Pferd geſattelt

und gezäumt und wieherte ihm froh entgegen. Er ſaß auf, ritt fort und wie er eine kleine Strecke geritten war, hörte er einen heftigen Knall, kehrte ſich aber nicht daran, ſondern ritt fort bis er in die Stadt kam, wo Alles ſchwarz behangen war. Da kehrte er im Gaſthof ein und fragte den Wirth, warum Alles trauere. Da ſagte der Wirth, zwei Königsſöhne ſäßen wegen Schulden gefangen und morgen ſollten ſie gerichtet werden. Er dachte gleich, das wären ſeine Brüder und fragte den Wirth, ob denn keine Gnade für ſie ſei? Da ſagte der Wirth, wenn Einer käme, der ihre Schulden bezahlte, ſo wären ſie frei. Der Königsſohn ſagte, vielleicht würde er ihre Schulden bezahlen, wenn er ſie geſehen hätte. Da führte ihn der Wirth in ihr Gefängniſs: die Brüder erkannten ihn gleich und ſagten, ſie ſollten morgen wegen Schulden gerichtet werden; da werde Er wohl der dritte ſein. Nein, ſagte er, er komme ſie zu befreien. Darauf bezahlte er ihre Schulden, löſte ihre Pferde ein und ritt mit ihnen nach der Heimat. Unterwegs erzählte er den Beiden, er bringe ſeinem Vater die Aepfel. Da fürchteten die Brüder, wenn Er die Aepfel brächte, würden ſie ihr Erbtheil verlieren, und ſuchten unterwegs andere Aepfel zu bekommen, die ſeinen glichen: die vertauſchten ſie dann mit jenen. Wie er nun zu ſeinem Vater kam, gab er ihm die Aepfel, verſchwieg aber, daß er ſeine Brüder aus dem Schuldthurm losgekauft hätte. Der Vater freute ſich, ſeine Söhne wiederzuſehen, aß auch alsbald von den Aepfeln, ward aber ſogleich noch viel kränker. Da ſagten

die Brüder, das wären auch die rechten Aepfel nicht gewesen: er solle nun von den ihren kosten, die würden ihn gewiſs gesund machen. Wie er nun von diesen Aepfeln aß, ward ihm gleich beſser, und als er den dritten genoßen hatte, war alle Krankheit hinweggenommen. Da ward er seinem jüngsten Sohne gram und neidig und übergab ihn seinen beiden Brüdern, sie könnten es mit ihm halten wie sie wollten. Da sagten sie eines Tages zu ihm, ob er mit ihnen auf die Jagd wollte. Ja, sagte er, er gehe mit ihnen. Sie nahmen den Weg nach dem Meere: am Ufer lag ein Weidling ohne Ruder und Steuer. Da sagten die Brüder zu ihm, ob sie sich da hineinsetzen wollten und auf dem Maßer fahren. Da gab er zur Antwort, er wüste wohl was sie mit ihm vorhätten: er wolle sich in den Weidling setzen, sie sollten ihn nur abstoßen. Er setzte sich hinein: da stießen sie ihn weit hinaus und waren froh, daß er ihnen aus den Augen kam. Nun trieb er lange auf dem Maßer hin und her bis er jenseits an eine große Seestadt kam. Da ward der Weidling ans Land gespült und der Königssohn stieg aus, so matt vor Hunger und Durst, daß er kaum mehr geben konnte. Mühsam schleppte er sich bis vor eines großen Kaufmanns Haus: da setzte er sich unter einen Lindenbaum. Zufällig geht der Kaufmann vorüber und sieht ihn da sitzen, zitternd vor Frost und Hunger. Da erbarmt ihn der Fremde, weil er so schön gekleidet war, nöthigt ihn in sein Haus und fragt, ob er krank wäre. Nein, er wär nicht krank, aber matt vor Hunger und Durst und ganz

durchkältet: drei Tag und Nächte wär er auf dem Meer umhergetrieben. Da brachte ihn der Kaufmann an den warmen Kämin und ſtärkte ihn mit Trank und Speiſe. Hernach fragte er ihn nach ſeinem Stande: er gab ſich für einen armen Reiſenden aus; der Kaufmann ſah aber wohl, daß er nicht hinter der Hecke her ſei und behielt ihn bei ſich, gebrauchte ihn in ſeinem Geſchäft und vertraute ihm täglich mehr bis er endlich Alles ſo gut und beſſer verſtand als der Kaufmann ſelbſt. Da konnte er ihn nicht mehr miſſen und bot ihm die Hand ſeiner einzigen Tochter, damit er ſeiner Dienſte gewiſs ſei. Er ſagte aber nicht zu, weil er die Königstochter nicht vergeſſen mochte.

Nun meinten die beiden Königsſöhne, ihr jüngſter Bruder wäre nicht mehr in der Welt und das Königreich müſte ihnen allein anheim fallen. Als aber drei Jahr vergangen waren, hatte die Königstochter ſchon einen Knaben, der zu laufen anfieng und mit dem Ball zu ſpielen. Da geſchah es, daß ihm der Ball unter ihr Bette lief: der Knabe weinte nach ſeinem Spielzeug und die Mutter, ihn zu ſtillen, ſucht unter dem Bette nach und findet den Brief. Den las ſie und ſah daraus, wer ihr Erlöſer und Gemahl ſei, und wollte ihn nicht länger miſſen. Da bot ſie ein mächtiges Heer auf, überzog das benachbarte Königreich mit Krieg, belagerte die Hauptſtadt und entbot dem König, wenn er ihr den Sohn nicht ausliefere, werde ſie ſein ganzes Königreich vernichten. Von der Zugbrücke aber bis an ihr Lager ließ ſie den Weg mit köſtlichen Seidenteppichen beſtreiten, und ſagte ihrem oberſten Feldherrn, wenn

der Königssohn nicht über die Teppiche geritten käme, so wär es der rechte nicht: den möchte er auf dem Heimwege nur niederschießen. Wie nun der älteste Königssohn aus der Hauptstadt gesandt ward und über die Zugbrücke ritt, wollte er der köstlichen Seidenzeuge schonen und ritt vorsichtig neben den Teppichen her. Wie er nun in das Lager kam, fragte ihn die Königstochter, ob Er es wäre, der ihr Königreich erlöst hätte? Ja, sagte der Königssohn, der wär er. Ob er denn auch die drei Wahrzeichen hätte? Davon wüste er nichts. So wär er der rechte nicht, sagte die Königstochter, er sollte nur wieder heim reiten. Darauf entbot sie dem König, wenn er ihr binnen drei Tagen ihren Erlöser und Gemahl nicht schicke, ließe sie die Stadt in Brand schießen. Am andern Tage ritt der zweite Königssohn über die Zugbrücke; als er aber die köstlichen Seidenteppiche sah, wollte er sie schonen und ritt vorsichtig neben den Teppichen her. Als er nun an das Lager kam, fragte ihn die Königstochter, ob Er es wäre, der ihr Königreich erlöst hätte? Ja, der wär er. Ob er denn auch die drei Wahrzeichen hätte? Ja, davon wüste er nichts. So wär er auch der rechte nicht und sollte nur wieder heimreiten. Darauf entbot sie dem König, wenn er binnen drei Tagen ihren Gemahl und Erlöser nicht herbeischaffte, ließe sie die Stadt zusammenschießen, daß kein Stein auf dem andern bliebe. Da gerieth der alte König in große Noth und Verzweiflung, schickte eine Gesandtschaft und bat flehentlich um einige Wochen Ausstand. Zugleich ließ er Schreiben in alle Welt ausgehen,

wenn ſein Sohn noch lebe, ſo möchte er eiligſt nach Hauſe kommen und ſeinen Vater aus groſser Gefahr erretten. In dem Kaufmannshauſe jenſeits Meeres liefen alle Briefe zuerſt durch die Hand des Königsſohns: ſo las er ſelbſt ſeines Vaters Bedrängniſs und bat den Kaufmann ſogleich um Urlaub. Der lieſs ihm das beſte Kaufmannsſchiff ausrüſten: darauf fuhr er zu ſeines Vaters Hauptſtadt: da gieng er ſelbſt in den Stall und ſattelte ſein Pferd und ritt über die Zugbrücke und ſpornſtreichs über die Teppiche hin, daſs die Fetzen an den Hufeiſen hängen blieben. Wie er nun in das Lager kommt, vor die Königstochter, fragt ſie ihn, ob Er ihr Königreich erlöſt hätte? Ja, ſagte der Königsſohn. Ob er denn auch die drei Wahrzeichen hätte? Da zog er den Ring hervor und ſteckte ihn der Königstochter an den Finger. Dann nahm er den Pantoffel aus dem Buſen, legte ihn ihr an den Fuſs und er ſaſs wie angegoſsen. Zuletzt überreichte er das ausgeſchnittene Stück Leinwand: da las ſie ihren Namen und ſagte, ſie habe ihn ſelber hineingeſtickt, und ſtand auf und umarmte ihren Gemahl und Erlöſer, und führte ihm den Knaben zu und er hob ihn auf den Arm und küſste ihn, und der Knabe küſste ihn wieder und rief: du biſt mein Vater. Das ſah der alte König von fern und erwartete die Botſchaft nicht, ſondern gieng eilends ſeinem Sohn entgegen und bat ihn ab, daſs er ihn verkannt und verſtoſsen hätte und küſste die Königstochter und führte ſie an der Hand über die Teppiche in ſeine Hauptſtadt, wo das Hochzeitmal prächtig zugerüſtet wurde. Da geſchah ein Knall und es war all.

18. Stück.

Der alte Hans lag in den letzten Zügen: da ward der Prediger gerufen, ſetzte ſich an ſein Bett und ſprach ihm Troſt zu. Ach, ſagte der alte Hans, ich verliere nicht viel am Leben, ich bin allezeit ein geplagter Mann geweſen. Wo ſonſt Niemand zugreifen wollte, da ſchickten ſie den Hans hin, und wenn die Andern den Karren verfahren hatten, da muſte der Hans ihn wieder herausziehen. Nun, ſagte der Prediger, ſo freut euch jetzt, denn alle eure Mühſeligkeit ſoll nun bald ein Ende haben. Selig ſind die Mühſeligen und Beladenen, denn ihrer iſt das Himmelreich. Ach, ſagte der alte Hans, ich weiß ſchon, da wird es auch nicht beſſer ſein. Da wird es auch wieder heißen: Hans, laß doch die Sonne heraus! Hans, ſteck geſchwind den Mond an! Hans, donner einmal! Hans, geh hin und leg die Engel ſchlafen!

19. Die Gaben der Thiere.

Ein König hatte einen einzigen Sohn, der wäre so gern auf Reisen gegangen um die Welt zu sehen; aber der Vater wollte es nicht zugeben, und noch weniger die Stiefmutter. Endlich brachte er es doch mit Bitten dahin, daß ihn der König auf Reisen schickte obgleich die Königin Alles aufbot es zu verhindern. Wie nun sein Pferd gesattelt war, setzte er sich auf und nahm von den Eltern, die ihn an die Pforte des Schlosses begleitet hatten, noch einmal Abschied. Da trat die Stiefmutter vor ihn und reichte ihm ein Glas Wein: das sollte er trinken um sich für die Reise zu stärken. Er nahm es an und that als ob er tränke; heimlich aber schüttete er es hinter sich aus, denn er traute der Stiefmutter wenig Gutes zu. Ein Paar Tropfen davon waren aber dem Pferde auf den Schwanz gefallen und als er eine Viertelmeile in den Wald geritten war, stürzte das Pferd unter ihm zusammen und blieb für todt da liegen. Da mußte er seine Reise zu Fuß fortsetzen, verirrte sich aber im Walde und kam nach kurzer Zeit wieder an das Pferd. Da sah er Thiere bei dem Pferde, die wollten sich darein theilen und konnten unter sich nicht

darüber einig werden. Es war ein Löwe, ein Hund, ein Vogel, eine Biene und eine Ameiſe. Er aber warnte ſie und ſagte: Eſſt nicht von dem Thiere, es iſt vergiftet. Das wollten ſie nicht glauben und baten ihn, die Theilung nur vorzunehmen. Da ſprach er: Wenn ihr nicht des Todes ſein wollt, ſo enthaltet ihr euch des Thieres. Beſteht ihr aber darauf, daß ich die Theilung vornehmen ſoll, ſo gebe ich dem Löwen das dicke Fleiſch, dem Hunde die Knochen, dem Vogel den Kopf, der Biene das Blut und der Ameiſe das Eingeweide. Wenn ihr damit zufrieden ſeid, ſo will ich die Theilung hiernach vornehmen: ich will aber keine Schuld daran haben, wenn ihr es mit dem Leben entgeltet. Die Thiere lobten den Theilungsplan, ließen ſich aber nicht warnen: alſo zog er ſein Schwert heraus und nahm die Theilung vor, bat ſie aber noch einmal eh er ſeines Weges zog, nichts davon zu berühren. Da ſprach der Löwe: Die Biene, die aus allen Blumen Süßigkeiten ſaugt und das Gift darinne läßt, ſoll zuerſt koſten und uns Beſcheid ſagen ob wir der Beute trauen dürfen. Die Biene ſchlürfte behutſam, flog aber ſogleich auf und rief: Rührt es nicht an, es iſt das ſtärkſte Gift: ich büße mit dem Tode Gehorſam und Vorwitz. Hiermit ſank ſie entſeelt zu Boden. Da ſahen die andern vier Thiere, daß er Grund gehabt hatte, ſie zu warnen und folgten jetzt ſeinem Rathe. Doch ſprachen ſie untereinander: Wir ſollten ihm doch etwas ſchenken, daß er ſo gut getheilt und uns ſo getreulich gewarnt hat. Da befahl der Löwe dem Hunde, der am beſten laufen konnte, ihn zurück zu rufen. Als

er nun wieder kam, ſagte der Löwe, ſie müſten ihm dankbar ſein für ſeine Warnung, denn wenn ſie über das Fleiſch hergefallen wären, ſo hätten ſie es alle wie die arme Biene entgolten. Darum wollten ſie ihm ein Jeder etwas ſchenken, was ihm auf der Reiſe zu Gute käme. Er wollte erſt nichts annehmen, weil er mit Allem verſehen ſei was er brauchte; aber die Thiere ſagten, was ſie ihm zu geben hätten ſei weder Geld noch Gut, und doch beſſer als beides. Sie verliehen ihm nämlich die Gabe, ihre Geſtalt anzunehmen, ſo oft es ihm beliebte, ſo daß er nur zu wünſchen brauchte: wär ich ein Löwe, wär ich ein Vogel u. ſ. w., ſo wäre er es. So ſolle er ſich dann auch nach Belieben wieder in ſeine menſchliche Geſtalt zurückwünſchen können. Das gefiel ihm wohl, er bedankte ſich für die Gabe und ſetzte ſeine Reiſe guter Dinge fort. Wie er nun weiter in den Wald kam, ſieht er eine Räuberbande daher ziehen, die bei ſeinem Anblick ſogleich mit geſchwungenen Schwertern auf ihn los ſtürzte. Da dachte er: wäre ich jetzt ein Vogel, und ſogleich war er in einen Vogel verwandelt und flog den Räubern über die Köpfe weg. Eine Weile ſtanden ſie verwundert, wo der Menſch doch geblieben ſei; aber bald zogen ſie weiter, eine andere Beute zu ſuchen: da ſang ihnen der Vogel ein ſchallendes Spottlied nach. Das gefiel ihm nun ſo gut, ein Vogel zu ſein, daß er dieſe Geſtalt behielt und weiter flog bis er an ein großes Schloß kam. Da ſetzte er ſich vor dem Schloß auf einen Lindenbaum und pfiff ſo ſchön, daß die Königstochter ans Fenſter kam und ihm

zuhörte. Da pfiff er noch viel ſchöner, denn die Königstochter gefiel ihm gar zu gut, er konnte nicht aufhören ſie anzuſehen und ſie kein Ende finden, ihm zuzuhören. Zuletzt ſaß er und wiegte ſich auf dem äußerſten Zweig, der ſich nach ihrem Fenſter hin dehnte. Die Königstochter ſtreckte den Arm aus, nach ihm zu greifen; aber ihr Arm reichte nicht ſo weit, und doch gelang es ihr, denn der Vogel hüpfte ihr auf den Finger und ſchlug da mit hellem Tone ſein ſchönſtes Lied, daß ihn die Königstochter ſogleich zum Munde führte und küſste. Wie er ſie nun ſchnäbelte, muſte er ſich mit Gewalt zuſammen nehmen, um den Wunſch: hätte ich meine menſchliche Geſtalt wieder! zu unterdrücken. Die Königstochter ließ alsbald einen goldenen Käfich bringen und ſetzte ihn da hinein, und nun hüpfte er von Stengel zu Stengel und ſang ſo ſchön, daß die Königstochter ihre einzige Freude daran hatte. Als es nun Abend ward und die Königstochter zu Bette gieng und ſchon Alles im Hauſe ſchlief, dachte er: Wär ich jetzt eine Ameiſe, und ſogleich war er auch eine Ameiſe und kroch aus dem Korb heraus über die Diele der Königstochter ins Bett und wünſchte ſich da wieder zurück in ſeine menſchliche Geſtalt. Aber bei dem erſten Kuſſe, den er ihr auf den Mund drückte, ſprang ſie aus dem Bette und fieng ſo laut an um Hülfe zu ſchreien, daß der ganze Hofſtaat vor ihrem Zimmer zuſammen lief und der alte König ſelbſt hineintrat und fragte, warum ſie ſo lärmte. Inzwiſchen hatte ſich aber der Königsſohn wieder in eine Ameiſe verwandelt und ſaß jetzt ſchon wieder als Vogel ruhig im

Bauer und hatte den Kopf unter den Flügel gesteckt als ob er schliefe. Die Königstochter konnte sich daher wegen ihres Lärmens nicht rechtfertigen; der König schalt sie tüchtig aus, daß sie das ganze Schloß aus dem Schlafe störe ihrer Träume wegen. Als sie nun Alle fort waren, dachte er: Wär ich nun wieder eine Ameise! Da war er es auch gleich und kroch zu ihr zurück. Da nahm er seine menschliche Gestalt wieder an und flüsterte ihr zu: er wäre das Vögelchen, sie sollte keinen Lärm machen und ihn nur die Nacht bei ihr dulden: er wär ein Königssohn und morgen werde er zu ihrem Vater gehen um sie zu werben. Da ließ die Königstochter es gut sein; am andern Morgen aber nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zu ihrem Vater, wo er seine Werbung anbrachte und auch gleich mit ihr verlobt ward. Als sie nun gefrühstückt hatten, giengen sie zusammen spazieren und kamen auf einen Berg, wo sie eine weite Aussicht hatten über das ganze Land, das der König, ihr Vater, beherschte. Kaum hatte er einen Blick darauf gethan und sah nach ihr zurück, so war sie verschwunden. Er begriff nicht wo sie geblieben sei; sie war aber verwünscht worden und in die Erde gesunken. Er meinte, der Wind hätte sie entführt und verwandelte sich in einen Jagdhund, ihr nachzuspüren; aber nirgend fand er ihre Witterung bis er wieder dahin zurückkam, wo sie verschwunden war. Da suchte er nach, ob er nicht irgend eine Spalte fände und fand endlich eine ganz kleine. Da dachte er: Wär ich jetzt eine Ameise! Da war er es auch gleich und kroch durch die Spalte um zu sehen wo ihn

das hinführen würde. Bald kam er in einen breiten Gang, der gar nicht enden wollte und immer tiefer hinab führte. Da nahm er aus Ungeduld wieder die Gestalt des Hundes an und lief so lange bis er ins Freie kam, vor einen großen See: da flog er als Vogel hinüber; und der See floß ab durch ein großes Gitterthor, hinter welchem er viele menschliche Gestalten, Herren und Frauen auf und ab gehen sah. Er kroch als Ameise auf das Gitter und sah bald auch seine Geliebte und hörte sie reden und fragen ob denn keine Hoffnung sei, aus dieser Gefangenschaft erlöst zu werden. Nein, hieß es, da sei keine Hoffnung, denn der sie erlösen sollte, müßte erst ein Schwein überwinden, das alle Tage einem Bauern ein Schaf holen käme; aus des Schweins Bauch käme dann ein Hase gelaufen, den müße er einholen und zerreißen; aus dem Hasen flöge dann eine Taube, die müße er in der Luft einholen und würgen; aus der Taube fiele dann ein Ei und das Ei müße er auf dem Berge entzwei werfen, dann würden sie alle miteinander erlöst werden. Als er das gehört hatte, daß es so zu machen wäre, kroch er von dem Gitter weg, flog als Vogel wieder über den See, lief als Hund durch den dunkeln Gang, kroch als Ameise aus der Spalte und nahm seine menschliche Gestalt wieder an. Nun erkundigte er sich nach dem Bauern, dem das Schaf von dem wilden Schwein geholt würde, und als er den erfahren hatte, gieng er zu ihm und fragte, ob er keinen Schäfer brauchte? er hätte gehört, ihm würde alle Tage ein Schaf geholt: wenn Er aber hütete, sollte ihm keins

mehr genommen werden. Ja, ſagte der Bauer, ſolch einen Schäfer hätte er gerade nothwendig, aber bis jetzt noch keinen gefunden. Er ward nun gleich als Schäfer angenommen und trieb am andern Morgen ſeine Heerde auf die Trift. Der Bauer dachte: Du willſt ihm doch nachgehen und ſehen wie er hütet: alſo ſchlich er ihm nach und verbarg ſich im Geſträuch. Um Mittag kam das Schwein ſchäumend daher gelaufen und verlangte das Schaf. Da verwandelte er ſich in einen Löwen und ſagte, du kriegſt keins. Da getraute ſich das Schwein nicht an den Löwen, aber der Löwe auch nicht an das Schwein. Wenn ich nur zwei trockene Brotkruſten hätte, ſagte das Schwein, ſo wollte ich es ihm wohl weiſen. Und wenn ich nur zwei gebratene Hühner hätte, ſagte der Löwe, ſo wollte ich es ihm wohl zeigen. So ſtanden ſie ſich lange gegenüber bis das Schwein abzog. Als er nun Abends nach Hauſe trieb, zählte der Bauer die Schafe nach und ſah, daß ihm keines fehlte. Am andern Morgen treibt der Schäfer wieder mit den Schafen aus, da läßt der Bauer ſchnell zwei Hühner braten, ſteckt ſie in die Taſche und geht ihm nach auf die Trift, wo er ſich hinter einem Strauch verſteckte. Um Mittag kommt das Schwein wieder ſchäumend heran gerennt und verlangt das Schaf. Aber er hatte ſich in den Löwen verwandelt und rief ihm zu: Du kriegſt keins. Da ſagte das Schwein: Wenn ich nur zwei Kruſten trocken Brot hätte, ſo wollte ich es dir wohl weiſen. Der Löwe entgegnete: Wenn ich nur zwei gebratene Hühner hätte, ſo wollte ich es dir wohl zeigen. Da wirft

ihm der Bauer die gebratenen Hühner sogleich hin. Der Löwe verschlingt die Hühner und fällt sogleich den Eber an und reißt ihn in Stücke. Da springt ihm ein Hase aus dem Bauch und läuft dem Walde zu. Wärst du jetzt ein Jagdhund, denkt er da, daß du den Hasen einholtest! Da war er auch gleich ein Jagdhund, holte den Hasen ein und zerriß ihn. Sogleich flog eine Taube heraus. Wärst du jetzt ein Falke, dachte er, daß du die Taube fingest! Da war er auch gleich ein Falke und fieng die Taube und würgte sie. Da fiel ein Ei heraus, das fieng er im Fluge; nahm dann wieder Menschengestalt an, steckte das Ei zu sich und trieb am Abend die Heerde nach Hause. Als der Bauer die Heerde zählte, hatte er die Schafe alle beisammen. Aber der Schäfer sagte zu ihm: Er sollte nun einen Schäfer anschaffen, welchen er wollte; seines Dienstes bedürfte er jetzt nicht mehr. Darauf gieng er nach dem Berg und warf das Ei auf dem Berge entzwei. Da that es einen mächtigen Knall und der Berg schloß sich auf, und Städte und Dörfer kamen zum Vorschein, die da versunken waren, und Herren und Frauen, darunter auch seine Geliebte. Die nahm er nun gleich an den Arm und führte sie zu ihrem Vater und hielt eine prächtige Hochzeit und nach des Vaters Tod ward er König, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch und der das zuletzt erzählt hat, der lebt auch noch, aber nur so lange Gott will.

50. Die Bekehrung.

Zwei Studenten, die bei einer alten Frau in Kost und Logis waren, hatten es nicht allzu gut bei ihr, denn sie war geizig und kochte ihnen nichts als Wasserſuppen, worüber die Studenten ſich gegen einander beſchwerten. Wart, ſagte der Eine: ich will ihr den Geizteufel ſchon austreiben. Nun pflegte das alte Weib den Stoßſeufzer im Munde zu führen:

Ach, wer doch nur im Himmel wär!

Das hatte der Student bemerkt, und klemm aufs Dach und guckte durch den Schornſtein hinab in die Küche, wo die Alte mit Kochen beſchäftigt war. Wie ſie nun wieder für ſich hin ſeufzte:

Ach, wer doch nur im Himmel wär!

rief er mit lauter Stimme herab:

In den Himmel kommſt du nimmermehr!

Die alte Frau meinte, es wär ein Engel oder der liebe Gott ſelbſt und rief mit kläglicher Stimme zurück:

Warum denn nicht, du lieber Gott?

worauf der Student entgegnete:

Weil du kein Fleiſch thuſt in den Pott.

Da ſchlug die alte Frau in ſich und gelobte Beſſerung mit den Worten:

So will ichs beſſer machen gleich;

ſteckte auch gleich ein groſses Stück Fleiſch in den Topf, der auf dem Feuer ſtand. Da erſchollen ihr von Oben die tröſtenden Worte:

Dann kommſt du auch ins Himmelreich.

31. Der Handſchuh.

Ein reicher Graf hatte nur zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Als er nun zu ſterben kam, lieſs er ſie Beide vor ſein Bett rufen und bat ſie, nicht von einander zu laſsen. Das verſprachen ſie ihm und knieten nieder, ſeinen Segen zu empfangen. Nach des Vaters Tode gedachte der junge Graf, ſein Wort zu halten und ſich nicht von ſeiner Schweſter zu trennen. Nach einiger Zeit machte er aber in der Stadt mit Officieren Bekanntſchaft, deren Umgang ihm ſehr gefiel. Indeſſen glaubte er bald zu bemerken, daſs ſie ihn geringſchätzten, weil er nicht wie ſie dem König diente. Das kränkte ihn ſehr, denn er hatte nicht aus Feigheit Kriegsdienſte zu nehmen vermieden, ſondern weil er ſich von ſeiner Schweſter nicht trennen wollte. Als er dieſer nun ſeinen Kummer klagte, redete ſie ihm ſelber zu, an den Hof des Königs zu gehen und ihm ſeine Dienſte anzubieten: der König brauche auch andere Diener als Soldaten, und ſie wäre ſchon beruhigt, wenn ſie nur wüſte, wo er wäre. Demnach entſchloſs er ſich kurz und fuhr in die Hauptſtadt, ſich dem Könige vorzuſtellen. Dieſer nahm ihn ſehr wohl auf, denn er hatte groſse Stücke auf ſeinen Vater

gehalten, und da ihm auch der Sohn gefiel, gab er ihm einen bedeutenden Posten am Hofe. Nun war aber ein Minister am Hofe, der ihn haßte, weil er des Königs Gunst nicht mit ihm theilen wollte. Er merkte das bald, ließ es sich aber nicht angehen, sondern diente treu in der Hoffnung, der König werde es zu erkennen wißen. Nun geschah es, daß der Feind des jungen Grafen in des Königs Geschäften eine Reise machen sollte. Da sagte er vor seiner Abreise zu dem Grafen, er werde auch nach seiner Heimat kommen und hoffe da seine Schwester kennen zu lernen; es könne ihm wohl nicht schwer werden sie zu verführen. Das gelinge ihm nimmermehr, versetzte der junge Graf. „Was gilts?“ rief jener: „wenn ihr eurer Sache so sicher seid, so könnt ihr auch etwas daran wagen.“ „Mein Leben und meine Grafschaft will ich verwetten, daß ihr sie nicht fußbreit vom Pfade der Ehre abbringt; dafür kenne ich meine Schwester. Aber ihr müst mir gleichfalls Gut und Ehre zu Pfande setzen.“ „Topp,“ sagte sein Widersacher, „wir wollen es schriftlich machen und wer verliert, soll auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.“ Da gieng der junge Graf mit ihm vor Gericht und ließ die Wette niederschreiben und obrigkeitlich bestätigen. Dabei ward ausgehalten, daß es dem Grafen verboten sein sollte, seine Schwester warnen zu laßen. Hierauf reiste der Minister ab, und kam auch in die Stadt, in deren Nähe die junge Gräfin wohnte. Die Erkundigungen, die er hier einzog, lauteten aber nicht zu seinen Gunsten. Die junge Gräfin lebte sehr zurückgezogen und nahm

von keinem Fremden Beſuch an. Vergebens ließ er ſich bei ihr als Freund ihres Bruders anmelden, in deſſen Auftrag er ſie zu ſprechen wünſche. Sie wollte es nicht glauben, weil er keinen Brief von ihm brächte. Er verſuchte es noch mit ihren Dienſtboten Verbindungen anzuknüpfen; aber ſie waren auf ihrer Hut: er konnte bei ſo treuen Leuten nichts ausrichten. Schon ward ihm himmelangſt, die Furcht, Leben und Gut verwirkt zu haben, beizten ihm übel ein. Tag und Nacht trieb er ſich vor dem Schloſſe der Gräfin umher und konnte doch keine Gelegenheit erſpähen, ihr beizukommen. Endlich ſah er eines Tages einen ältlichen Herrn aus dem Schloſſe kommen und den Weg nach der Stadt nehmen: dem gieng er nach, um zu ſehen, wo er bliebe. Da ſah er ihn plötzlich in einem Goldſchmiedsladen verſchwinden. Um ganz ſicher zu ſein, blieb er in einiger Entfernung ſtehen bis er wieder herauskäme, was auch bald geſchah. Nun gieng er ſelbſt, aber nicht ſogleich hinein, ſondern wartete bis zum andern Morgen. Da kaufte er erſt einige Kleinigkeiten von einem Lehrling und ließ ſich dann mit dem Meiſter ſelbſt ins Geſpräch ein. Er bemerkte bald, daß er an einem koſtbaren Ring arbeite. Dieſen bewunderte er ſehr und fragte nach dem Preiſe. Der Goldſchmied ſagte, der Ring ſei ihm nicht feil: er gehöre einem reichen Fräulein, die ihn um keinen Preis in der Welt laſſen würde, weil ſie ihn von ihrem Bruder zum Geſchenk erhalten hätte. „Ein Stein hatte ſich aus der Faſſung gelöſt; ich habe ihn aber ſchon wieder eingeſetzt.“ „Recht Schade,“ ſagte der

Miniſter, „daß der Ring nicht zu haben iſt: er gefällt mir beſſer als Alles was ich in euerm Laden geſehen habe.“ „Es ſind doch wohl ſchönere darin,“ ſagte der Meiſter, „denn ich meine es ſeitdem in der Kunſt weiter gebracht zu haben. Vor zwei Jahren, als dieſer Ring bei mir gekauft wurde, war ich faſt noch ein Anfänger.“ „Es iſt freilich Geſchmacksſache,“ ſagte der Miniſter: „mir gefällt nun dieſer einmal am beſten. Da es aber eure eigene Arbeit iſt, wie ihr ſagt, ſo wäre es euch wohl nicht ſchwer, mir einen ganz ähnlichen zu machen.“ „Gewiſs,“ ſagte der Meiſter, „wenn es euch auf die Aehnlichkeit nicht ſo genau ankommt; denn ich darf dieſen nicht länger behalten: die junge Gräfin will ihn noch heute zurück haben.“ „So genau als möglich,“ ſagte der Miniſter, „müſte er dieſem gleichen, wenn er mir gefallen ſollte; aber das Unmögliche fordre ich nicht. Macht ihn ſo ähnlich als ihr nur immer könnt.“ „Ich will mein Beſtes thun,“ ſagte der Meiſter; „ich brauche aber drei Tage Zeit und unter fünfhundert Gulden kann ich ihn nicht liefern. Der junge Graf hatte ſie auch für dieſen bezahlt wie ihr aus meinem Buch erſehen könnt.“ „Die fünfhundert Gulden ſollt ihr haben,“ ſagte der Miniſter; „nach drei Tagen bringe ich das Geld: ſorgt nur, daß der Ring dann fertig ſei.“ Damit gieng er aus dem Laden. Die drei Tage wandte er nun an, ſich zu erkundigen, welche unter den ſtädtiſchen Hebammen die älteſte und vornehmſte ſei. Zu dieſer gieng er hin und gab vor, ſeine Tochter habe ein Muttermal unter dem Kinn, das ſie

ſehr entſtellte: ob ſie nicht wüſte, wie das zu vertreiben ſei. Da ſagte ſie, darüber müſſe er die Aerzte fragen: ſie hätte davon keine Erfahrung. Die Aerzte, verſetzte er, hätte er ſchon zu Rathe gezogen; ſie wüſten aber nicht Beſcheid. Darauf ſchenkte er ihr ein Goldſtück und that als wollte er fortgehen. Nun ward die Alte zutraulich und ließ ihrer Redſeligkeit freien Lauf. Sie fragte auch, welche Geſtalt das Muttermal ſeiner Tochter hätte. Ob es wie eine Kirſche, eine Erdbeere oder eine Haſelnuß ausſähe? „Nein," ſagte der Miniſter, „eine beſtimmte Geſtalt hat es nicht." „So zweifle ich," ſagte die Alte, „ob es ein rechtes Muttermal iſt. Die rühren immer von unbefriedigten Gelüſten her und haben daher ſtäts die Geſtalt der vermiſsten Frucht. Daher ſollten die Männer ſich hüten, ihren Frauen irgend einen Wunſch zu verſagen. Freilich gilt das nicht bloß von Eßwaaren, auch von andern Dingen. So habe die Gräfin ſo und ſo einmal im hohen Sommer nach Veilchen verlangt. Der Graf habe gleich Alles aufgeboten, aber ſie doch nicht früh genug herbeiſchaffen können. Davon habe denn ihre Tochter ein Veilchen mit auf die Welt gebracht. Zum Glück entſtelle es ſie nicht, denn ſie trage es zwiſchen den Brüſten. „Trüge ſie es auf der Wange oder auch nur unter dem Kinn wie eure Tochter, ſo wäre das ſchon unangenehm." Sie führte noch andere Beiſpiele an, wo es die Männer ſehr bereut hätten, ſie nicht gefälliger erwieſen zu haben. Der Miniſter ließ ſie ausreden, nahm aber dann Urlaub von der geſchwätzigen Alten und holte am dritten Tage

bei dem Goldſchmied den Ring ab, der ihm ſehr gut ausgefallen ſchien, ſo daß er die bedungene Summe mit vielen Freuden bezahlte. Als er nun in die Hauptſtadt kam, ließ er ſeinen Gegner vor Gericht fordern, behauptete, die Wette gewonnen zu haben und legte den Ring zum Beweiſe vor. Der junge Graf erſchrak, denn der Ring ſchien ihm jenem ganz gleich, den er ſeiner Schweſter vor ſeiner Abreiſe zu ſeinem Andenken geſchenkt hatte. Gleichwohl behauptete er, der Ring ſei entweder untergeſchoben oder ſeiner Schweſter entwendet. Die Richter ſchüttelten aber ſchon die Köpfe und meinten, er hätte klüger gethan, den Ring zu verleugnen. Da rückte der Miniſter noch mit dem Muttermal heraus, das er in Geſtalt eines Veilchens auf der Bruſt der jungen Gräfin geſehen haben wollte. Der Graf ward roth vor Zorn und Scham, geſtand aber ein, daß ſeine Schweſter ein Muttermal auf der Bruſt trage; das beweiſe jedoch Nichts, denn das könne er ſonſt wo in Erfahrung gebracht haben. Die Richter ſagten aber, das ſei allerdings möglich; da aber auch der Ring vorliege und Eins das Andere beſtätige, ſo könnten ſie an der Ausſage des Miniſters nicht zweifeln und müſten den Ausſpruch thun, daß der Graf die Wette verloren habe. Zwar berief ſich der junge Graf noch auf den König; allein dieſem hatte der Miniſter auf ſeiner letzten Reiſe wichtige Dienſte geleiſtet; darum mochte er, ſo gewogen er dem jungen Grafen war, das Urtheil nicht abändern. Er beſtätigte alſo, obwohl mit ſchwerem Herzen, den Ausſpruch der Richter. Als dieß dem

jungen Grafen eröffnet wurde, erklärte er, ſich in ſein Schickſal fügen zu wollen, obgleich er auf die Unſchuld ſeiner Schweſter vertraue. Er bielt nur um die Gnade an, noch einmal um ſein väterliches Schloß fahren zu dürfen. Als ihm das bewilligt wurde, ſetzte er ſich hin und ſchrieb ſeiner Schweſter einen Brief, des Inhalts, daß er ſterben müße, weil er nach dem Ausſpruch des Gerichts die Wette verloren habe, daß es dem Minnter nicht gelingen werde ſie zu verführen. Jener habe die und die Beweiſe vorgebracht und demnach das Gericht zu ſeinen Gunſten entſchieden. Als er nun im Wagen um das Schloß fuhr, erkannte ihn ſeine Schweſter, die im Fenſter lag, ſchon aus der Ferne und freute ſich ſehr, daß er ſie zu beſuchen kame. Als er aber an dem Schloß vorbeifuhr, wuſte ſie nicht was ſie denken ſollte; doch zweifelte ſie keinen Augenblick, daß er es geweſen wäre, denn es war ihr nicht entgangen, daß er einen Brief hervorgezogen und über die Mauer ihres Gartens geworfen hatte. Den ließ ſie ſogleich durch einen Diener heraufholen und erſah daraus zu ihrer großen Beſtürzung die ſchändliche Verleumdung und die große Gefahr, in der ihr Bruder ſchwebte. Es galt nun einen Rath zu erſinnen, wie ſie ſein Leben und zugleich ihre Ehre retten möchte. Endlich glaubte ſie, ihn gefunden zu haben. Sie ließ alle Goldſchmiede und Gürtler aus der Stadt berufen und trug ihnen auf, ihr einen koſtbaren Handſchuh mit Perlen und Edelſteinen reich beſetzt noch in derſelben Nacht zu fertigen. Sie ſei bereit, jeden Preis dafür zu zahlen, wenn ſie ihn nur am andern Morgen zeitig erhielte. Die Gold-

ſchmiede, von welchen wir den Einen ſchon kennen, ließen ſich einen ſo guten und raſchen Verdienſt nicht entgehen. Sie theilten ſich in die Arbeit, blieben die Nacht über am Werk und am Morgen in aller Frühe brachten ſie ihr ſchon den Handſchuh, ein Wunder der Schönheit und Koſtbarkeit. Sie zahlte den Preis ohne zu markten, ließ vor ihren Staatswagen ſechs Pferde ſpannen und befahl dem Kutſcher und zweien ihrer vertrauten Diener, ihre reichſten Livreen anzulegen. Unterwegs trieb ſie den Kutſcher zur Eile, wenn auch die Pferde darauf giengen; nur ſollte er ſorgen, daß ſie nicht ſtürzten bis ſie die Hauptſtadt erreicht hätten. Gleichwohl hätte ſie ſich faſt verſpätet, denn bei ihrer Ankunft ſah ſie gleich, daß der Zug der Wagen, welcher den jungen Grafen zum Scheiterhaufen begleiten ſollte, ſich ſchon in Bewegung ſetzte. Sie erkundigte ſich, wohin der Zug führe, und befahl dann ihrem Kutſcher, ſich mit ihrem Wagen an einer Querſtraße aufzuſtellen, an welcher der Zug vorüberkommen müße. Die Vorderſten ſollte er dann alle vorbeifahren laßen bis er ſähe, daß der königliche Wagen käme: dem ſollte er auf ihre Gefahr quer in den Weg fahren und dann ſtille halten. Als nun der Zug kam, fuhr der Miniſter, der ſie verführt haben wollte, als Zugführer im erſten Wagen voran; hinter ihm kamen viele hohe Herſchaften zu Wagen und zu Pferde; dann folgte der König und zuletzt ihr Bruder gleichfalls im Wagen, aber unter ſchwerer Bedeckung. Die Vorderſten ließ alſo der Kutſcher vorbei fahren; als aber der königliche Wagen kam, fuhr er dieſem gerade in

den Weg und hielt ſtille, ſo daß auch der König halten muſte. Da ſchickt er ſogleich ſeinen Kutſcher an den Wagen der Fremden und läßt fragen, wie ſie ſich unterſtehen könne, dem König in den Weg zu fahren. Die Gräfin läßt antworten, der Zugführer, der ſo eben vorbeigefahren ſei, hätte ihr das Gegenſtück zu dem Handſchuh geſtohlen, den ſie hier dem König ſchicke und ſeine Gerechtigkeit anflehe. Der König erſtaunte, als er den koſtbaren Handſchuh ſah, denn Schöneres hatte er nie geſehen. Da ſchickte er Befehl, der ganze Zug ſolle halten und der Zugführer ſogleich herbeikommen, ſich zu verantworten. Als er nun kam, zeigte ihm der König den Handſchuh und ſagte, das Fräulein dort im Wagen beſchuldige ihn, ihr das Gegenſtück dazu geſtohlen zu haben. Da geht der Miniſter an ihren Wagen, betrachtet das Fräulein und kommt zurück und ſagt, dieß Fräulein kenne er gar nicht und habe ſie nie in ſeinem Leben geſehen: das wolle er beſchwören. Die Gräfin bog ſich aus dem Wagen und ſprach zu dem König: „Wenn er mich nie geſehen hat und gar nicht kennt, wie kann er mich denn verführt haben? Ich bin die Schweſter des Grafen, der hingerichtet werden ſoll.“ Als das der König hörte, ſagte er: „Wenn das iſt, ſo hat er ſich ſelbſt ſein Urtheil geſprochen.“ Sogleich befahl ihm der König auszuſteigen und ſich in den Wagen zu ſetzen, worin der Bruder der Gräfin ſäße; dieſer aber ſolle nun den Zug führen und den Verleumder auf dem Scheiterhaufen verbrennen laßen. Und ſo geſchah es, und das von Rechts wegen.

52. Der Metzgerburſche.

Ein Metzgerburſche, der auf den Viehhandel gieng, führte einige Tauſend Gulden bei ſich, die Ochſen bar zu bezahlen. Ihn begleitete aber auch ein großer Bullenbeißer, der drei Männern nicht aus dem Wege gieng, und in ſeinem Wanderſtab ſteckte ein Hirſchfänger; damit glaubte er ſich auch Dreien gewachſen. Nun muſte er eines Abends durch einen tiefen Wald. Vor dem Walde lag ein Wirthshaus; da ſtärkte er ſich erſt durch einen Schluck Branntwein. Weil er nun ſchon öfter in dem Hauſe geweſen war, erkannte ihn der Wirth ſogleich und fragte, wohin er noch ſo ſpät Abends gedächte. Da nannte er die Stadt, die hinter dem Walde lag. Das ſei doch ſehr gefährlich, meinte der Wirth, daß er noch ſo ſpät durch den Wald wolle, denn da tauge es nicht. Er wiße wohl, verſetzte der Metzgerburſche, daß es da nicht ganz richtig ſei, aber das ſcheue er nicht. Vor ſechs Mann wäre ihm nicht bange, denn ſein Hund zwinge drei und drei andere nehme er auf ſich. Dabei ſaß hinter dem Tiſch ein großer wohlgekleideter Herr, der hörte dem Geſpräche aufmerkſam zu.

Als er ſein Glas geleert hatte, brach der Metzgerburſche

auf und trat ſeine Wanderung an. Wie er ein Stück Wegs gegangen iſt, ſitzt da ein Bettler wie ein Mönch gekleidet und hält ſeine Mütze hin. Er wirft ein Almoſen hinein und geht vorüber. Kaum funfzig Schritt weiter ſitzt ein zweiter, dem erſten ganz gleich, und ſo alle funfzig Schritt einer. Als er aber tiefer in den Wald kommt, ruft hinter ihm eine kräftige Stimme: „Heda, Landsmann, nehmt mich mit!“ Als der Fremde herankommt, iſt es ein großer anſehnlicher Herr im Mantel. Der fragt, ob er auch durch den Wald nach dem nächſten Orte wolle? ſo könnten ſie Geſellſchaft machen. In dem Walde tauge es nicht viel, ſie wollten ſich zuſammenhalten. Das ſei ihm recht, ſagte der Metzgerburſche; er fürchte ſich aber nicht ſehr, und wenn auch ihrer Sechſe kämen. Sein Hund nehme es mit Dreien auf und in ſeinem Stock ſtecke ein Hirſchfänger, mit dem brauche er ſich vor drei Andern nicht zu fürchten. Da ſagte der Fremde: Laßt doch den Stock einmal ſehen. Da giebt er ihm den Stock in die Hand. Der Herr zieht den Hirſchfänger heraus und wägt ihn in der Hand; als aber eben der Hund auf ihn zuläuft, da ſchlägt er dem Hund den Schädel entzwei und ſagt zu dem Metzgerburſchen, jetzt ſolle er ſein Geld nur gutwillig herausgeben, wenn ihm ſein Leben lieb wäre. Der Metzgerburſche ſtand wehrlos vor ihm, ſein Hund war todt und ſeine Waffe in des Feindes Hand. Was ſollte er thun? Er ſchnallte ſeine lederne Katze ab und händigte ſie dem Räuber aus. „Ein andermal prallt nicht mehr ehe ihr durch den Wald geht,“ ſagte der Räuber.

„Ihr könnt noch Gott danken, daß ihr mit heiler Haut davon kommt.“ „Es ſoll mir eine Lehre ſein,“ verſetzte der Metzgerburſche. „Was aber die heile Haut betrifft, ſo bin ich darum grade nicht froh. Hätte ich eine tüchtige Schmarre davon getragen, ſo ſähe man doch, daß ich überfallen bin. Darum möchte ich euch bitten, mir wenigſtens einen Finger abzuhauen, damit mich der Meiſter nicht für einen Betrüger hält, wenn ich mit leerer Katze und doch ohne Vieh heimkehre.“ „Das kann geſchehen,“ ſagte der Räuber: „gebt her, ich mache ſaubere Arbeit.“ Der Metzgerburſche hielt ihm aber nun den Finger ſo hoch an den Baum, daß der Räuber empor ſehen muſte. Indem er nun zuhauen will, faßt ihn der Metzgerburſche mit der Linken beim Genick und reißt ihn zu Boden; mit der Rechten zieht er ein Meßer hervor und durchſchneidet ihm die Gurgel. Da nimmt er ſeine Geldkatze und den Hirſchfänger wieder an ſich und macht ſich eilends davon, denn es war ihm bange vor den Andern, die nachkommen könnten. Wie er nun wacker zuſchreitet und der Wald ein Ende nimmt, ſieht er auf einem freien Platz eine Menge dunkler Geſtalten, die er für des Räubers ganze Bande hält. Es waren aber Jäger, die eine Treibjagd abgehalten hatten. In der Meinung, daß es Räuber wären, fällt er vor ihnen auf die Kniee und bittet flehentlich, ihm das Leben zu ſchenken. Da ſagen ſie, er ſollte nur ruhig ſein, ihm geſchähe Nichts zu Leide; ſie ſeien auch keine Spitzbuben. Was ihm denn widerfahren wäre, daß er ſolche Angſt hätte? Da erzählte er wie es ihm ergangen wäre. „Ei,“ ſagen

ſie, „den Vögeln müßen wir das Neſt ausheben. Zeigt uns doch den Platz im Walde, wo ſich das begeben hat. Wir finden gewiſs Waffen bei den Spitzbuben. Es iſt beßer, wir haben ſie als ſolche Schandgeſellen.“ Wie ſie nun dahin kommen, liegt er noch da, unter dem Mantel mit allerlei Meßern und Schießgewehren bewaffnet; auch ſteckte eine Flöte in ſeiner Taſche. Da ſagen ſie zu dem Metzgerburſchen, ſie wollten ſich hier im Gebuſch verbergen; er aber ſollte des Spitzbuben Mantel umhängen und dreimal in die Flöte blaſen. Seine Spießgeſellen würden dann herbeikommen, denn ſicherlich wären die Vögel auch in der Nähe. Das that der Metzgerburſche und wie er flötete, kamen die Spitzbuben von allen Seiten herbeigelaufen wie die Haſen, wohl an die zwanzig Kerle. Sie wurden aber aus dem Gebuſche übel begrüßt und zuſammengeſchoßen, daß ein gut Theil gleich auf dem Platze blieb. Die Uebrigen nahmen ſie gefangen und brachten ſie in den nächſten Ort. Seitdem war der Wald ſicher und der Metzgerburſche brauchte keinen Hirſchfänger mehr, wenn er hindurch wollte. Einen andern Hund wird er ſich aber angeſchaft haben.

53. Bauer und Edelmann.

Ein Bauer kam angetrunken nach Hauſe und erzählte der Frau, er hätte auch den Gutsherrn angetroffen. — Was ſagte er denn? — Er fragte wo ich her käme, und wie ich ſagte vom Markt, fragte er, ob er auch groß geweſen wär. Da ſagte ich, ich hätt ihn nicht gemeßen. Ich meine, ſagte er, ob viel Käufer und Verkäufer da geweſen wären. Ich hab ſie nicht gezählt, verſetzte ich. Wo geht denn nun der Weg hin? fragte er. Der Weg geht nicht, ſagte ich, er liegt. Das wird uns eingetränkt werden, rief die Frau beſorgt. Sagte der Herr denn weiter nichts? — Ja, er ſagte noch, was ich denn auf dem Markt gethan hätte? worauf ich ſagte, was Er alle Tage thäte, mich betrunken.

Das iſt ja noch kreuzſchlimmer! wehklagte die Frau. Ich armes Weib! Du kommſt in den unterſten Thurm: wie ſoll ich dann meine Kinderchen ernähren? Dein böſes Maul bringt uns an den Bettelſtab. Wenn morgen nichts darauf kommt, will ichs loben. Darum ließ ſich aber der Bauer kein graues Haar wachſen, ſondern gieng zu Bette und ſchlief den Rauſch

aus. Nach einiger Zeit legte ſich auch die Frau; aber ſie fand die Ruhe nicht, während der Mann lag und ſchnarchte.

Am Morgen in aller Frühe klopfte es ſchon an der Thüre. Die gute Frau fiel vor Schrecken faſt aus dem Bette. Der Bauer wollte ſich aber nicht aufrichten um nachzuſehen, wer draußen wäre. So muſte die Frau ſelber aufmachen, und ſieh, es war der Büttel, der den Bauern Schlag eilf Uhr aufs Schloß beſchied. Hab ich mirs nicht eingebildet, jammerte die Frau, daß wir verſpielt und verloren ſind. Hat gute Wege! brummte der Mann, legte ſich auf ein ander Ohr und ſchlief ruhig weiter. Gegen eilf Uhr muſte ſie ihn mit Gewalt aus dem Bette treiben, daß er die angeſagte Stunde nicht verſäumte. Inzwiſchen war ſie auf ein Mittel bedacht geweſen, wie ſie den Zorn des Gutsherrn beſchwichtigen möchte. Ich hab ein junges Häschen auferzogen, ſagte ſie zu dem Mann, das iſt fromm und zahm. Nimm es unter den Rock und bring es dem Herrn zum Geſchenk. Vielleicht erbarmt er ſich und läßt Gnade für Recht ergehen.

Der Bauer ließ es ſich unter den Kittel ſtecken und gieng, den Schlaf aus den Augen reibend, nach dem Schloße. Der Herr, dem er ſchon zu lange geblieben war, lag im Fenſter und ſah ihn ankommen. He! biſt du endlich da, rief er ihm zu, du loſer Spötter! Zu dienen, Ew. Gnaden, verſetzte der Bauer. Als er aber in den Schloßhof getreten war, ließ der Gutsherr alle Hunde auf das Bäuerlein hetzen. Indem ſie eben auf ihn einſprangen, ließ er wie vor Schrecken den Haſen

fallen, der gleich vor den Hunden Reißaus nahm. Als die Hunde den Hasen laufen sahen, jagten sie hinter ihm drein und krümmten dem Bauer nicht ein Haar. Der Kerl kann mehr als Brot essen, dachte der Edelmann.

Der Bauer trat nun in die Stube, wo der Tisch gedeckt stand und der Gutsherr sich eben niedergelaßen hatte. Der Bauer bedachte sich nicht lange und setzte sich neben ihn. Als nun die Suppe gebracht ward, gab man ihm keinen Löffel. Ein Schelm, der seine Suppe nicht ißt, sagte der Edelmann. Da nahm der Bauer eine Brotkruste, steckte sie an die Gabel und löffelte damit die Suppe aus. Ein Schelm, der seinen Löffel nicht ißt, sagte er dann, indem er seine Brotkruste verspeiste. Darauf ward ein großes Stück Wildbrät aufgetragen, das am Einen Ende schon in Scheiben zerlegt war; dieser Theil stand aber dem Herren zugekehrt. Da habt ihr eine schöne Schüßel, sagte der Bauer und kehrte die Schnitten nach seiner Seite. „Ja," sagte der Edelmann; „sie kostet aber auch viel Geld," und kehrte die Scheiben wieder zu sich. Wenn sie viel Geld kostet, so ist sies auch ehrlich werth, sagte der Bauer, indem er die Schüßel noch einmal drehte. Da gab der Herr nach und der Bauer ließ es sich wohl schmecken.

Zum Schluß kam ein Gericht Fische, ein großer und ein kleiner. Der große ward dem Gutsherrn, der kleine dem Bauern vorgesetzt. Da nahm der Bauer seinen Fisch an die Gabel und hielt ihn ans Ohr. Was machst du da, Bauer? fragte der Edelmann. — Ich habe den Fisch etwas gefragt, und er

hat mir geantwortet. — Was haſt du ihn gefragt? — Mein Vater iſt im Rhein ertrunken, ſagte der Bauer; da hab ich den Fiſch gefragt, ob er mir nichts von ihm zu melden wüſte. — Und was ſagte der Fiſch? — Er ſagte, er wär noch viel zu jung, jener groſſe dort würde beſſer Beſcheid wiſſen. Da vergönnte ihm der Herr, den groſſen Fiſch zu fragen. Der Bauer ſpießte ihn an die Gabel und hielt ihn ans Ohr; alsbald aber führte er ihn zum Munde und biß ihm den Kopf herunter. Bauer, wer hat dir das erlaubt? fragte der Herr. Gnädiger Herr, war die Antwort, der Fiſch geſtand mir, er habe meinen Vater gegeßen, dafür muß ich ihn wieder eſſen. Hiemit ließ er ſich den groſſen Fiſch wohl ſchmecken; der Herr hatte das Nachſehen. Dafür ſollte der Bauer nun ſeine Strafe bekommen.

Nach Tiſche fragte der Herr: Bauer, kennſt du auch Wein? — Nein, Herr. — Nun, ſo muſt du ihn kennen lernen. Er rief zwei Knechte beiſeit, flüſterte ihnen etwas ins Ohr und ſchickte ſie mit dem Bauer in den Keller. Da lagen die Fäßer neben einander. Sie fiengen bei dem geringſten an, den Wein zu koſten. Der Bauer muſte den Krahnen aufdrehen; der eine Knecht hielt das Glas; der andere öffnete den Spund. Der Bauer ſprach dem Wein beherzt zu; doch entgieng ihm nicht, als ſie ſich dem letzten und beſten Faße näherten, daß hinter demſelben zwei Peitſchen lehnten, die er offenbar auch koſten ſollte. Solcher Trank behagte ihm nicht. Kaum hatte er alſo an dieſem Faße den Krahnen in der Hand, als er ihn

auch gleich mit allen Kräften herauszog, indem er ſich betrunken ſtellte. Der Wein ſchoß heraus; die beſtürzten Knechte ſprangen hinzu und hielten die Daumen gegen das Krahnenloch; konnten aber doch dem Verluſt nicht ganz wehren. Inzwiſchen griff der Bauer mit beiden Fäuſten nach den Peitſchen und ſchlug nach Kräften auf die jammernden Knechte ein. Gleichzeitig ſtampfte und trampelte der Herr oben auf den Boden, die Knechte zu ermuntern, daß ſie den Bauern, den er für den Gepeitſchten hielt, nur nicht ſchonen ſollten. Der Bauer bezog die Ermunterung auf ſich und ſchlug zu bis die Beiden am Boden lagen und der edle Wein über den Boden floß. Dann ſah er ſich im Vorkeller um, ſchob ein Paar Schinken und eine Seite Speck unter den Kittel, half ſich die Treppe hinauf und ſchlich ſchwer gekrummt über den Schloßhof. Nun haſt du es doch einmal gekriegt, rief ihm der Herr vom Fenſter zu. — Ja, Herr, verſetzte der überladene Bauer, ich hab es ſo ſchwer gekriegt, wenn ich und meine Frau das Brot dazu hätten, könnten wir ein halb Jahr davon zehren. Alſo ſchritt er zum Schloßthor hinaus.

54. Die Himmelfahrt.

Zwei Räuber, die einen guten Fang gethan hatten, maßen im Weinhaus hinter der Kirche das Geld mit Scheffeln. Dabei überraschte sie der Küster und fragte, wie sie zu all dem Gelde kämen. Da er nicht gerade für einen Hexenmeister galt, so sagte ihm einer der Spitzbuben, gute Leute hätten ihm das Geld für ihre Himmelfahrt gegeben: es sei zur Erbauung einer Kirche bestimmt. Wollt ihr eures dazu thun, so sollt ihr auch lebendig in den Himmel kommen. Lebendig? fragte der Küster; brauche ich nicht erst zu sterben? Ganz und gar nicht, sagte der Räuber, wir schaffen euch mit Stiefeln und Sporen hinein. Da hätte ich wohl Lust, meinte er; aber der Herr Pfarrer müste auch mit dabei sein. Dem einen Räuber schien das bedenklich; aber der andere sagte: Wenn der Herr Pfarrer sein Geld mit dazu giebt, so kann er auch lebendig in den Himmel eingehen. Der Küster wollte gleich zu dem Herrn Pfarrer laufen; aber er kehrte noch einmal zurück und fragte: Wann kann es denn geschehen und wo bringen wir euch das Geld hin? — Noch diese Nacht, war die Antwort; das Geld bringt in die Kirche. So will ich euch die Schlüssel holen gehen, erbot sich

der Küſter. Wozu das? ſagte der Räuber, die Thür thut ſich uns von ſelber auf. Wenn ihr dieſe Nacht die Kirche erleuchtet ſeht, das ſoll euch ein Zeichen ſein, daß es an der Zeit iſt. Wenn ihr nicht gleich kommt, ſo kann euch auch ein Zeichen mit der Glocke gegeben werden. Aber der Glockenthurm iſt abgeſchloßen, warf der Küſter ein. Sorgt nicht, verſetzte der Räuber, alle Pforten öffnen ſich den Frommen, daß ſie eingehen. Das ſind Engel Gottes, dachte der Küſter und lief zu dem Pfarrer. Die Schlüßel hätteſt du doch annehmen ſollen, meinte der eine Räuber. Ei, ſagte der andere, wozu hätten wir denn die Dietriche? wären nur erſt die Krebſe zur Stelle, Kirche und Glockenthurm wollen wir ſchon aufbringen. Was für Krebſe? fragte der andere. Verlier die Zeit nicht mit unnützen Fragen, verſetzte jener; du biſt ein Fiſcher und muſt ſie herbeiſchaffen. Wozu ſie gut ſind, wirſt du ſchon ſehen. Ich gehe unterdes und kaufe die Wachsdochte. Das Geld wollen wir hier unter dem Todtengebein verſcharren. Da holt es Niemand.

Der Küſter hatte inzwiſchen dem Herrn Pfarrer von den Engeln Gottes erzählt, die ſie beide lebendig in den Himmel ſchaffen wollten, wenn ſie ihr Geld für die Stiftung einer Kirche hergäben. Der Herr Pfarrer meinte, den Himmel wolle er ſchon ſo verdienen. Daß ihm das Sterben erlaßen würde, ſei freilich für einen Gewinn zu achten; aber wenn ſeine Köchin nicht mit bei der Himmelfahrt ſei, ſo könne er ſich nicht dazu entſchließen. Die Jungfer Köchin, ſagt der Küſter, wird gewiſs

gerne dabei ſein wollen, und wenn ſie ihr Erſpartes dazu legt, ſo getraue ich mir die Engel Gottes zu erbitten, daß ſie ihr auch zu einer lebendigen Himmelfahrt verhelfen. Die Jungfer Köchin ward hereingerufen und befragt: Es fiel ihr zwar ſchwer, von ihren erſparten Pfennigen zu ſcheiden; aber der Herr Pfarrer ſagte, im Himmel gebe es wieder neues Geld. So gab ſie endlich, obwohl ungern, ihren Willen drein. Mit Ungeduld erwarteten nun die drei frommen Leute das gegebene Zeichen; aber die Kirche wollte nicht hell werden. Endlich meinte doch der Küſter, daß ein ſchwacher Schimmer durch die Fenſterſcheiben bräche. Die Jungfer Köchin leugnete noch; allmählich ward es aber heller und zuletzt ſo hell, daß ſelbſt der Widerſpruchsgeiſt der Jungfer Köchin zugeſtehen muſte, daß die Kirche erleuchtet ſei. Jetzt war bei dem Küſter kein Halten mehr; das Zeichen mit der Glocke wollte er nicht abgewartet haben: die Bauern möchten ſonſt Unrath merken und mitfahren wollen. Eilends nahmen ſie die Geldſäcke unter den Arm und liefen der Kirche zu. Das Thor war offen und wie der Küſter bemerkte, auch der Glockenthurm. In der Kirche ſahen ſie ein bewegtes Meer kleiner Lichterchen: ein ſeltſamer, ſchöner Anblick. Die Räuber hatten den Krebſen brennende Wachsdochte auf die Scheeren geklebt und nun krochen ſie hin und her und erhellten die Kirche. Das ſeien die Seelen der Verſtorbenen, hieß es, die auch noch erlöſt würden, wenn die Kirche erbaut ſei. Da legten ſie ihr Geld dem einen Engel in die Hände und verlangten die Himmelfahrt anzutreten. So ſchlüpft hier hinein, ſagte der Engel und

hielt einen Sack auf. Der Herr Pfarrer war etwas wohl beleibt und gieng ſchwer hinein; als er aber einmal drinn war, erweiterte ſich der Sack und gab auch noch dem magern Küſter und der kurzen Jungfer Köchin Raum. Es war gleichwohl ſchwere Laſt, und als der Weg angetreten ward und den Berg hinaufführte, konnten die Engel den Sack nicht ſchleppen ohne daß es Kopfſtöße ſetzte. Autſch, autſch! ſchrie die Jungfer Köchin. Aber die Engel ermahnten zur Geduld. Habt ihr nicht gehört, daß der Weg zum Himmel ſteil und ſteinig iſt? Weiterhin waren Pfützen nicht zu vermeiden; die Hindurchgeſchleppten klagten darüber; aber die Engel ſprachen: Jetzt ſind wir ſchon in den Wolken. Inzwiſchen war es Morgen geworden. Der Hirt trieb eben die brüllenden Rinder zum Thor hinaus. Da hört ihr ſchon die himmliſchen Heerſcharen ſingen, ſagten die Räuber, warfen den Sack in die Dornen und brachten ihr Geld in Sicherheit.

55. Die kluge Grete.

Es war einmal eine kluge Magd, die dachte immer gar fleißig nach über die Dinge, die da kommen könnten. Einsmals wurde sie hinunter geschickt in den Keller, den Gästen Wein zu zapfen. Wie sie nun da unten vor dem Faß saß und zapfte, giengen ihr wieder allerhand kluge Gedanken durch den Kopf, was daraus werden sollte, wenn dieß und das geschähe. Und wie sie das so recht bedachte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und vertiefte sich ganz in den Gedanken an das unermeßliche Unglück. Inzwischen saßen die Gäste da oben und hatten nichts zu trinken. Als der Wirth merkte, daß sie unruhig wurden, sprach er selbst: Wo die Gret auch bleibt mit dem Wein! Lauf doch einmal herunter, Hans, und sieh zu, warum sie den Gästen den Wein nicht herauf bringt. Da gieng der Hans hinunter und als er in den Keller kam, sprach er zu der Gret: Wo bleibst du doch so lange und bringst den Gästen den Wein nicht herauf? Ach, Hans, sprach die Gret, du denkst gar nicht was mir für erschreckliche Dinge durch den Kopf gehen. Stell dir nur vor:

Hier sitz ich und denke
Und zapfe Getränke

Und denke wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg (kriegte) ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann ſein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Das iſt aber auch wahr, Gret, ſagte der Hans, das wär ja ein erſchreckliches Unglück! Hiemit ſetzte ſich der Hans zu der Gret und half ihr zapfen und über das große Unglück nachdenken, das geſchähe, wenn es ſo käme wie ſie dachte. Unterdeß hatten die Gäſte da oben noch nichts zu trinken und wurden ganz ungeduldig. Der Wirth merkte es und ſprach zu der Frau: So geh doch einmal ſelbſt hinunter und ſieh, wo die Zwei mit dem Wein bleiben. Da gieng die Frau ſelbſt hinunter in den Keller und wie ſie die Zwei vor dem Faß ſitzen ſah und nachdenken, ſprach ſie: Ums Himmelswillen! was treibt ihr Zwei hier beiſammen, daß ihr den Gäſten den Wein nicht herauf bringt? Ach, Frau, ſagte Hans, ihr glaubt nicht, was die Gret wieder einen klugen Gedanken gehabt hat und was für erſchreckliche Dinge geſchehen könnten. Hört nur ſelbſt:

Wir ſitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind,
Und das Kind, das fiel',

Und fiel in dem Zimmermann ſein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Das iſt freilich wahr, ſagte die Frau, das wär auch ein ganz erſchreckliches Unglück. Und hiemit ſetzte ſich die Frau zu der Gret und dem Hans und half ihnen zapfen und nachdenken, was es für ein groß Unglück wär, wenn es ſo käm wie ſie dachten. In der Zwiſchenzeit hatten aber die Gäſte da oben noch immer nichts zu trinken und fiengen an zu wettern und zu fluchen. Als der Wirth das hörte, ſprach er: Martel, ich will ſelbſt einmal hinunter gehen und zuſehen, wo ſie mit dem Wein bleiben. Da gieng der Wirth ſelber hinunter und wie er in den Keller kam und die Drei beiſammen ſitzen ſah und nachdenken, brach er los: Zum Henker! was ſteckt ihr hier die Köpfe zuſammen und bringt den Gäſten den Wein nicht hinauf? Ach, Mann, ſagte die Frau, wenn du wüſteſt, was die Gret einen klugen Einfall gehabt hat von den erſchrecklichen Dingen, die da geſchehen konnten. Denk nur einmal an:

Wir ſitzen und denken
Und zapfen zu tranken
Und denken wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret krög ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann ſein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Potz Schlapperment! ſagte der Wirth, das muß ich geſtehen,

das wär mein Seel ein ganz entsetzliches Unglück. Und hiemit setzte der Wirth sich auch mit hin zu der Frau und half ihnen nachdenken über das große Unglück, das es wär, wenn es so käm wie sie dachten. Aber mit alle dem hätten die Gäste da oben verdursten können. Das wollten sie nicht und fiengen an gewaltig zu lärmen und zu toben. Endlich sagten sie: Wir müßen, hol uns der Guckuck! selbst einmal hinab in den Keller geben und sehen, warum sie uns den Wein nicht herauf bringen. Da giengen sie hinunter und wie sie in den Keller kamen und die Vier in einer Reihe sitzen saben und nachdenken über das große Unglück, schrieen sie: Alle Teufel! was hockt ihr hier unten beisammen und laßt eure Gäste da oben verdursten! Ach, ihr Herrn, sagte der Wirth, es ist gut, daß ihr kommt, ihr könnt uns behülflich sein. Denkt an, die Gret hat gar einen klugen Einfall gehabt, welch erschreckliche Dinge geschehen könnten. Und nun sitzen wir hier und denken

Und zapfen zu tränken
Und denken, wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Aber die Gäste sagten: Wir können euch nicht weiter behülflich sein, denn das Faß ist ausgelaufen und der Wein schwimmt durch den Keller.

36. Das Heiligthum.

Zwei Gevatterleute betrieben dasſelbe kaufmänniſche Geſchäft, aber mit ſehr ungleichem Erfolge, denn der eine nahm zu an Glücksgütern, der andere gieng zurück. Das war nun ſehr einfach, denn der eine war unverdroſſen thätig, während der andere nur ſeinem Vergnügen nachgieng und ſeine Leute ſchalten und walten ließ. Gleichwohl meinte er nicht, daß es mit natürlichen Dingen zugehen könnte. Da ſprach er eines Tags zu ſeinem Gevatter: Sagt mir doch nur, wie ihr es anfangt, daß ihr in euerm Handel reich werdet, während es mit mir den Krebsgang geht. Wir haben doch ein Geſchäft und führen einerlei Waare; ihr aber gewinnt dabei und ich verliere. Ich bin doch auch kein Spieler noch Zecher. Ich habe ſchon gedacht, ihr müſt ein Heinzelmännchen oder einen Hausgeiſt haben, der euch Glück und Segen bringt, daß euch Alles geräth und einſchlägt. Oder wißt ihr eine geheime Kunſt oder habt ein köſtliches Reliquienſtück, denn ſonſt weiß ich mir es nicht zu deuten. Der Gevatter wollte ihn nicht beſchämen und ſprach: Ein Heinzelmännchen hab ich nicht, verſteh auch keine geheime Kunſt; aber

ein köſtliches Reliquienſtück hat mir allerdings mein Vater hinterlaßen, das vom heiligen Grabe kommt. Das hänge ich um den Hals und trage es täglich durch das ganze Haus, in den Keller und auf den Boden und davon kommt mir der Segen. Ach, beſter Gevatter, ſprach Jener, thut mir doch die Liebe und leiht mir euer köſtliches Heiligthum, nur auf kurze Zeit, vielleicht daß es ſich dann bald mit meinen Umſtänden beßert, denn es ſteht wirklich bedenklich darum. Der Gevattersmann ſprach: Kommt morgen zu mir, ſo ſollt ihr es haben. Da gieng er heim und zog eine wurmſtichige Seidenſchnur durch eine Haſelnuß und gab es dem Gevatter, als er am Morgen zu ihm kam, es als ein Heiligthum am Halſe zu tragen. Der dankte ihm und that nach ſeiner Anweiſung, trug das Heiligthum täglich durch das ganze Haus, in Küche und Keller, Stall und Scheuer, auf Heu- und Kornböden und in alle Vorrathskammern. Da ſah er denn die heilloſe Verwahrloſung überall, und wie im Keller mit Wein, Bier und Oel, in Küche und Speiſekammer mit Brot, Fleiſch und Gemüſe, im Stall mit dem Vieh, in den Gewölben mit den Waaren, auf dem Boden mit Frucht und Samen nachläßig und verſchwenderiſch umgegangen ward, und als er in ſeine Schreibſtube kam, und ſeine Bücher aufſchlug, fand er, daß die Briefe nicht eingetragen, die Rechnungen nicht ausgeſchrieben, die bezahlten Poſten nicht gelöſcht, die unbezahlten nicht beigetrieben wurden. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: er begriff jetzt, warum er zurück wirthſchaftete und verſtand ſeines Gevatters Meinung mit dem Heiligthume,

das er im ganzen Hauſe umbertragen ſollte und nahm ſich vor, ein anderer Menſch zu werden und täglich ſelbſt auf ſein Geſchäft zu merken. Das hat er auch gehalten und iſt ein reicher Mann geworden. Das Heiligthum aber brachte er dem Gevatter wieder und ſagte ihm doppelten Dank, einmal für den guten Rath und dann für die ſchonende Art, wie er ihm den Rath beigebracht hatte.

57. Der kluge Mann ohne Glück.

Ein Hauſierer, der mit Hülfe eines Eſels einen kleinen Handel mit Seidenwaaren betrieb, die er in Süddeutſchland einkaufte und in Weſtfalen wieder abſetzte, pflegte die eine Hälfte des Sacks, womit er ſein Thier belud, mit Steinen als Gegenfracht zu füllen, während die andere die Waaren enthielt. Nahm er die Verpackung in der Heimat vor, wo er volle Muße hatte, ſo war das Gleichgewicht leicht gefunden; hatte er aber unterwegs etwas verkauft und muſte nun einen Theil der Steine ausſchütten, damit ſein Eſel auf beiden Seiten gleich ſchwer trüge, ſo koſtete ihm das oft viel Kopfbrechens, ſonderlich, wenn ſich auf der Straße ein Kreiß von Neugierigen um ihn ſammelte, die ihm mit An- und Abrathen das Concert verdarben. Wie er einſt in ſolcher Verwirrung ſich durch einen herzhaften Fluch erleichterte, trat ein Mann zu ihm und ſagte: Guter Freund, laßt mich einmal machen. Ich will es ſo einrichten, daß euer Eſel nur halb ſo viel Laſt hat und doch auf beiden Seiten gleich ſchwer trägt. Der Hauſierer ſah den Wundermann mit großen Augen an und ließ ihn gewähren. Da ſchüttete dieſer die Steine auf die Straße, zählte dann die Waarenpäckchen

ab und vertheilte ſie gleichmäßig in die beiden Hälften des Sacks und der Eſel trug richtig auf beiden Seiten gleich ſchwer und doch nur halb ſo viel als zuvor. Da ſagte der Händler ſeinem Wohlthäter im Namen ſeines erleichterten Eſels großen Dank für ſeine ſinnreiche Erfindung, und zwar mit aufrichtigem Herzen, denn er überſchlug im Stillen, daß nun ſein grauer Gefährte doppelt ſo viel Waaren tragen könne als bisher, mithin ſein Gewinn ſich verdoppeln müße. Dieſe Hoffnung ſcheint ſich ihm auch erfüllt zu haben; denn als der Seidenhändler ein ander Mal wieder in dieſelbe Stadt kam, gedachte er ſeinem Rathgeber in Anerkennung ſeines nun bewährt gefundenen Rathes einen Beſuch abzuſtatten. Leider wuſte er aber ſeine Wohnung nicht; da begegnete er ihm zum Glück auf der Straße. Als er nun ſein dankbares Herz vor ihm ausgeſchüttet hatte, ließ er ſich ins Geſpräch mit ihm ein und fragte dabei nach ſeinem Gewerbe. Viel, meinte er, müſt ihr nicht zu ſchaffen haben, da ihr ſtäts auf der Straße zu finden ſeid; und doch ſeht ihr nicht darnach aus als ob ihr von euern Zinſen lebtet. Da geſtand dieſer, er habe allerdings nicht gar viel in die Suppe zu brocken; ein Gewerbe aber betreibe er nicht. Das wundert mich, ſagte der Hauſierer kopfſchüttelnd; ich ſollte denken, einem ſo geſcheidten Manne könne es gar nicht fehlen, bei jedem Gewerbe reich zu werden. Da irrt ihr ſehr, verſetzte der Pflaſtertreter, ich hab es auf alle Weiſe verſucht, und mit keiner hat es mir gelingen wollen. Ich hab einmal kein Glück! Mit dieſen Worten ließ er den Hauſierer ſtehen und bog in eine andere Straße ein.

Ich hab kein Glück! Dieſe Worte tönten dem Hauſierer noch in den Ohren nach, als er ſchon vor dem Städtchen war. Haſt du kein Glück, dachte er, ſo kannſt du auch nicht zum Glücke rathen und ich war ein Narr, daß ich mich von dir belehren ließ. Ich hätte erſt nachfragen ſollen, ob du dir auch ſelber zu rathen wüſteſt. Hiemit ließ er ſeinen Eſel ſtille ſtehen, räumte den Sack aus, packte die noch unverkauften Waaren alle wieder nach ſeiner alten Weiſe in die eine Seite des Sacks und ſah ſich nach Steinen um, womit er die andere beſchweren und das Gleichgewicht wieder herſtellen wollte. Zum Glück war die Gegend gebirgig und der nächſte Felſen ſo verwittert, daß er leicht einige zerbröckelte Steine davon riß und ſo den nöthigen Ballaſt gewann. Damit zog er weiter von Ort zu Ort und betrieb ſein Geſchäft und verkaufte hier ein Päckchen und dort ein anderes und verſäumte nicht, ſeinen ohnedieß jetzt wieder unter ſchwerer Laſt ſeufzenden Eſel auf der einen Seite um ſo viel zu erleichtern als er auf der andern abgeſetzt hatte. Wie er aber das letzte Päckchen an den Mann gebracht hatte, hob er den Sack ab und ließ den Reſt der Gegenfracht luſtig auf die Erde kollern. Das geſchah auf öffentlicher Straße, wo es ihm an Zuſchauern nicht fehlte. Darunter war aber Einer, der ſich die Sache näher betrachtete. Er hob einen der Steine auf, ſchlug ein Stück mit dem Schlegel davon, prüfte den Bruch mit der Brille auf der Naſe und fragte mit wachſendem Erſtaunen: Wie kommt ihr an dieſe Steine, guter Freund? Ich will euch fünf Thaler geben, wenn ihr mir nachweiſt, wo ſie

gebrochen werden. Ich gebe zehne, rief ein Anderer, der auch Hammer und Schlegel auf der Mütze trug. Zwanzig! rief der erste wieder und so boten diese Beiden sich auf bis zu fünfhundert Thalern. Als kein weiteres Aufgebot erfolgte, schlug der Hausierer munter ein und freute sich, den Rathschlägen des klugen Mannes ohne Glück nicht länger nachgelebt zu haben.

38. Die drei Schweſtern und das ſeltſame Brautpaar.

Eine Frau hatte drei Töchter, die ſie längſt gern an den Mann gebracht hätte; aber kein Freier wollte anbeißen, weil ſie einen Fehler an ſich hatten, der darin beſtand, daß ſie nicht rein ſprechen konnten. Endlich meldete ſich aber doch ein junger Mann bei der Mutter und ſagte, er hätte wohl Luſt eine von ihren drei Töchtern zu heiraten: nächſtens würde er kommen zu ſehen, welche ihm am Beſten gefiele. Da ſagte die Mutter zu ihren Töchtern: Hört ihr wohl, wenn der Freier kommt, ſo müſt ihr ganz ſtille ſein wie die Mäuſe und euch um nichts bekümmern als um euer Spinnrad. Ja, liebe Mutter, ſagten die Töchter, das wollen wir thun, darauf kannſt du dich verlaſſen. Als nun der junge Mann ſeinen Beſuch abſtattete, da ſaßen die drei Schweſtern und ſpannen und ſprachen kein Wort. Die Mutter aber unterhielt ſich mit dem Freier und ſtrich ihre Töchter heraus, wie fleißig ſie wären und ſagte, mehr als ihre Töchter könnte kein Mädchen im ganzen Dorfe ſpinnen. Aber während ſie ſo ihre Töchter rühmte, verlor die eine den Trat (Faden) und rief: De Dat de bicht (der Trat der bricht). Da ſagte die andere gleich: Töt an (Knöt oder knüpf an).

worauf die dritte unwillig hinzufügte: Mode sad wi solle nich peke, pecken alle de (Mutter sagte, wir sollen nicht sprechen, und sprechen alle Drei). Da sah der Freier, wo das Laken geschoren war, nahm einen kurzen Abschied und wenn die Schwestern nicht ausgesponnen haben, so spinnen sie noch.

Wenn es bei dem mündlichen Vortrag vorstehender Geschichte schon darauf ankommt, daß der Erzähler die mangelhafte Aussprache der Schwestern gut nachzuahmen wiße, so ist bei der nachstehenden nahverwandten noch viel mehr an der Kunst und dem mimischen Geschick des Erzählers gelegen:

Zwei adlige Eheleute thaten sich kaum so viel auf ihre Ahnen als auf ihre Gesichtsbildung zu Gute und Beide mit gleichem Recht, denn dem Eheherrn war der Mund nach der rechten Seite gewendet, der Frau Gemahlin aber nach der linken. Sie hatten nur einen einzigen Sohn, der, wenn er auch die Vorzüge der Eltern nicht geerbt hatte, sich doch wieder einer eigenthümlichen Schönheit erfreute, denn ihm war die Oberlippe über die Unterlippe gewachsen. Als dieser zu männlichen Jahren kam, wünschten die Eltern, daß er das Geschlecht fortführe; auch war er selber nicht abgeneigt, eine standesgemäße Lebensgefährtin zu wählen, nur müße sie hübsch „in der Art" bleiben: an dieser Bedingung hielten sie alle Dreie fest. Nun war es freilich nicht so leicht, hier eine passende Wahl zu treffen; doch gelang es endlich dem Scharfblick eines wohlmeinenden Hausfreundes, ein Fräulein auszumitteln, die allen Ansprüchen zu genügen schien, sonderlich da ihr die Unterlippe über die

Oberlippe gewachſen war, wodurch ſie die Reize jener zu ergänzen und das Kleeblatt erſt zu einem ſeltenen zu machen verſprach. Die jungen Leute, die für einander geſchaffen ſchienen, waren ſich gewogen. Die Eltern willigten beiderſeits ein und der Verlobung folgte die Hochzeit auf dem Fuße und ward mit großer Pracht begangen. Als es nun am Abend in die Kammer gieng und die Braut ſich ſchon verſchämt in die Decken hüllte, wollte der Bräutigam das Licht ausblaſen, konnte aber damit nicht zu Stande kommen, denn wie viel er auch blies, ſo blies er doch immer zu tief und traf die Flamme nicht. Endlich bemerkte es die Braut, und gedachte ihm zu helfen, ſprang aus dem Bette und ſprach: So muſt du blaſen! Aber auch ſie traf die Flamme nicht, ſie blies und blies und blies immer zu hoch, und der Bräutigam blies mit und blies zu tief und ſo bliesen ſie Beide drunter hin und drüber hinaus und das Licht brannte luſtig weiter. Zum Glücke hatte die Brautmutter draußen an der Thüre gelauſcht und der Verlegenheit des Brautpaars abzuhelfen, öffnete ſie mit dem Nachſchlüßel, trat herein und ſagte: Ihr blaſt zu tief und blaſt zu hoch, ſo müſt ihr blaſen! Weil ihr aber der Mund nach der linken Seite ſtand, blies ſie immer an der Flamme vorbei, und da ihr Blaſen nicht half, blies auch der Bräutigam wieder mit und blies von oben drunter hin, und die Braut blies auch wieder und blies von unten drüber hinaus und alſo bliesen ſie alle Drei und das Licht brannte luſtig fort und kümmerte ſich nicht um ihr Blaſen. Inzwiſchen vermiſste der Brautvater unten bei den Gäſten die

Brautmutter, ſchlich ihr nach vor die Kammer, lauſchte an der Thüre und hörte das Blaſen, trat herein und ſagte: Ihr blaſt alle nicht recht: ſo müſt ihr blaſen! Weil ihm aber der Mund nach der rechten Seite ſtand, blies auch Er immer vorbei, und da ſein Blaſen nicht half, blies auch die Brautmutter wieder mit und blies Er rechts und Sie blies links und der Bräutigam blies von oben drunter hin und die Braut von unten drüber hinaus und ſo bliesen ſie alle Vier und das Licht brannte luſtig weiter und kummerte ſich um all ihr Blaſen nicht. Inzwiſchen vermiſsten die Gäſte Brautmutter und Brautvater und ſchickten den Hausfreund hinaus, zu ſehen, wo die Wirthe blieben. Der ſuchte ſie überall im Hauſe und kam an die Kammerthür, horchte und hörte das Blaſen von Oben nach Unten, von Unten nach Oben, von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten. Da trat er leiſe hinein und ſagte: Das macht ihr Alle nicht recht, ſo müſt ihrs machen! Und hiemit ſpitzte er Daumen und Zeigefinger, griff in die Flamme und löſchte ſie aus, ohne zu blaſen. — Und wenn Nachbar Andres das erzählte, der es vortrefflich nachzumachen wuſte, wie ſie alle Viere bliesen, ſpitzte er, um zu zeigen, wie der Hausfreund das Licht auslöſchte, gleichfalls Daumen und Zeigefinger und putzte das einzige Licht in der Stube aus, daß wir Alle im Dunkeln ſaßen und meinten, wir wären auch mit in der Hochzeitkammer.

59. Hier hilft kein Maulſpitzen, es muß gepfiffen ſein.

Den Urſprung dieſes Sprichworts zu erläutern, erzählt man folgende Geſchichte: Zwei Räuber ſetzten ſich unter den Galgen und warteten auf den dritten, der mit ihren Sachen nachkommen ſollte. Da ſagte der eine zum andern: Unſer Geſell iſt ein rechter Dummbart, er läuft noch einmal an und dann kann es uns auch ſchlecht geben: wir müßen ſehen, daß wir ihn los werden. Der andere ſagte: Das wollen wir bald fertig kriegen: laß mich nur machen. Als der dritte nun nachkam und ſich über ihren Warteplatz entſetzte, ſagte der zweite: Biſt du denn bange vor dem Galgen? Freilich, ſagte er, ich mag nicht daran hangen. Ach, meinte der andere, ich glaube, das iſt ein leichter Tod; laß uns das einmal verſuchen. Ich will dir den Strick um den Hals legen und dich hinaufziehen, und wenn du das nicht länger aushalten kannſt, ſo brauchſt du nur zu pfeifen, ſo laß ich dich wieder herab: darauf kannſt du dich verlaßen. Der dritte war gutmüthig genug, ſich das gefallen zu laßen. Als er nun hieng und den würgenden Strick nicht länger aushalten konnte, ſpitzte er den Mund, wollte pfeifen und konnte es nicht. Da ſagten die andern aber: Hier hilft kein Maulſpitzen, es muß gepfiffen ſein! und ließen ihn hangen.

60. Der Eierkuchen.

Ein rechtſchaffener Mann hatte eine gottloſe Frau, die zum Glück nicht klug genug war, ihn zu verderben wie ſie gern gewollt hätte. Eines Tags klagte ſie ihrer Nachbarin wie leid und läſtig ihr der Mann wär und wie ſie gern Alles thäte ihn los zu werden, ſie wüſte aber nicht Mittel und Wege. Die Nachbarin, die es gut mit dem Manne meinte, gab ihr zur Antwort: Dazu weiß ich euch keinen Rath; mich dünkt aber, ihr hättet ſchon viel gewonnen, wenn ihr es nur dazu brächtet, daß er blind würde: wie leicht könntet ihr ihm dann einmal unverſehens einen Stoß geben, daß er ins Waſſer fiele und euch kein Vorwurf träfe. Das iſt wohl wahr, ſagte die Frau; aber wie ſollte ich das machen, daß er blind würde? Dazu weiß ich Mittel, ſagte die Nachbarin; backt ihm nur täglich einen Eierkuchen, ſo werden ſeine Augen allmählich abnehmen und zuletzt gar nichts mehr ſehen. „Hätte ich das gewuſt," ſagte die Frau, „Eierkuchen iſt mein Mann für ſein Leben gern, er hat aber ſein Leibgericht noch nicht oft bei mir geſehen; jetzt ſoll er es alle Tage haben." Dies Geſpräch erzählte die Nachbarin ihrem Nachbarsmann, der ihr ſehr dafür

dankte, daß ſie ihm zu ſeinem Leibgericht verhalf, denn nun backte ihm die Frau alle Tage Eierkuchen und er ließ ſie ſich wohlſchmecken. Nach einiger Zeit fieng er an zu klagen, daß ihm ſo dunkel vor den Augen würde: er fürchte, zuletzt gar blind zu werden. Aber die Frau tröſtete ihn: Das bildeſt du dir nur ein, lieber Mann, ſetze dir doch ſo was nicht in den Kopf. Weil ſich aber nun die Kraft der Eierkuchen zu bewähren ſchien, backte ſie ihm jetzt zwei für einen und dem Mann ward es nun täglich dunkler und dunkler vor den Augen, bis er zuletzt erklärte, er ſähe nun gar nichts mehr und wär ſtockblind. Die Frau wollte es ihm immer noch ausreden; er blieb aber dabei und ſagte: Das iſt doch ein elendes Leben. Blinder Mann, ein armer Mann, heißt es im Sprichwort, und Sprichwort wahr Wort. Kein Hund möchte länger ſo leben. Wenn du mich noch ein Bißchen lieb haſt, ſo hab Mitleid und hilf mir aus dieſem Elend. Jeder Tod ſoll mir eine Wohlthat ſein. Ja, wie ſoll ich das machen? ſagte die Frau, und freute ſich heimlich, daß ſie bald am Ziel ihrer Wünſche ſtände. Das iſt gar leicht zu machen, ſagte der Mann; du brauchſt mich ja nur an des Müllers Teich zu führen und mir dann einen Stoß zu geben, ſo bin ich erlöſt aus dieſem Jammerthal. Hab doch ein Einſehen! Ach Mann, ſagte die Frau, wie könnt ich das über mein Herz bringen, dich ertrinken zu ſehen! Liebe Frau, ſagte der Mann, du thuſt mir ja den gröſten Liebesdienſt. Wenn du es nicht über dein Herz bringen kannſt, mich ertrinken zu ſehen, ſo will ich

mich hinter eine Strohmatte ſtellen, daß du mich nicht ſiehſt. Du giebſt dann der Strohmatte den Stoß und die Strohmatte ſtößt mich hinunter, nicht du. So bin ich erlöſt und du haſt dir keinen Vorwurf zu machen. Wenn es denn nicht anders ſein kann, ſagte die Frau, und du es durchaus ſo haben willſt, ſo will ich dir in Gottes Namen helfen, daß du davon kommſt. Sie giengen alſo nach dem Teiche, der Mann ſtellte ſich hinter die Matte, die Frau nahm einen Anlauf und rannte aus Leibeskräften dawider. Der Mann aber, der recht gut ſah, war ſchnell bei Seite geſprungen, die Bürde wich der Gewalt des Stoßes und die Frau ſtürzte mit ihr kopfüber ins Waßer. Ach Hülfe, Hülfe, lieber Mann, rief ſie und jammerte, ich ertrinke! Hilf mir doch heraus. Ja, liebe Frau, herzlich gerne, ſagte der Mann; aber wo biſt du? ich kann dich nicht ſehen; du weiſt ja, die Eierkuchen haben mich ganz blind gemacht.

61. Die Widerſpenſtige.

Der gute Markart hatte die üble Adelheid zur Frau; die that ihm alles gebrannte Leid und gab ihm nicht ſatt zu eſſen. Als ſie ihn einſt wieder faſten ließ, fiel ihm ein, daß er noch ein Paar Pfennige in der Taſche hätte, damit wollte er ſich im Dorf einen Weck kaufen. Sie merkte aber was er vor hatte und ſchlug ihn ſo lange bis er das Geld herausgab. Da dachte er, was ſoll ich anfangen, daß ich ſie auf meinen Weg bringe? Eben liefen Leute vorbei, die auf den Jahrmarkt wollten, der im nächſten Orte gehalten wurde. Da ſprach er zu ihr: Da rennt auch wieder Mancher auf den Markt, der beſſer daheim bliebe. Du kannſt Gott danken, daß du keinen Mann haſt, der allen Meſſen und Märkten nachzieht wie dieſe da, die Hab und Gut verkaufen. Was? rief die üble Adelheid, willſt du noch groß thun? Jetzt muſt du auch auf den Markt. Ach nein, liebe Adelheid, laß uns daheim bleiben, daheim iſts fein. Nichts da, rief ſie, wir gehen auf den Markt. So laß uns wenigſtens das Geld zu Hauſe laßen, damit wir es unſern Kindern nicht vertun. Nun hör Einer, rief ſie, das Geld nehm ich mit und verzehr es: die Kinder

können ſich auch plagen. Er muſte alſo mit auf den Markt. Da begegnete ihnen ein Mann in einem neuen blauen Rock, der gefiel dem guten Markart. Sieh doch, liebe Adelheid, ſprach er zu ihr, was das für eine Narrentracht iſt. Die Kinder auf der Straße werden ihm nachlaufen, wenn er nach Hauſe kommt. Was haſt du gegen den Rock, alberner Tropf? du ſollſt auch ſo einen tragen. Ach nein, liebe Adelheid, mach mich nicht zu Spott. Es iſt ja über meinen Stand, ſo theures Zeug zu tragen. Muß es ſein, ſo kauf mir nur einen ganz ſchlechten. Den allerbeſten muſt du haben, ſag ich dir, der auf dem ganzen Markt zu finden iſt. Damit gieng ſie in den Laden und ließ ihm ſieben Ellen vom feinſten blauen Tuch anmeßen. Nun laß uns aber auch nach Hauſe gehen, ſonſt gibt noch mehr darauf. Wo denkſt du hin? Jetzt bleiben wir gerade hier. Ach, liebe Adelheid, ſo laß uns doch nicht zu viel an unſer Eßen und Trinken legen. Ich nehme gern mit Schwarzbrot vorlieb, und will auch keinen Wein trinken, Waßer thuts auch; die Zeiten ſind gar zu ſchlecht. Zeiten hin, Zeiten her, rief die üble Adelheid, du ſollſt Weißbrot eßen und den beſten Wein trinken. Damit führte ſie ihn ins Wirthshaus und ließ wacker anrichten. Hier gefällt es mir wohl, ſagte der gute Markart, hier möcht ich bleiben bis morgen früh. Als ſie das hörte, ſtand ſie auf, zahlte die Zeche und trat den Heimweg an. Der Weg führte am Waßer vorbei. Geh doch nicht ſo nah am Ufer, rief der gute Markart, du könnteſt hineinfallen und ertrinken. Nun geh ich gerade hier am Rande, rief ſie,

weil du dein loſes Maul nicht halten kannſt. Sie gieng aber ſo nah am Abhang, daß der Rand unter ihr wich: da fiel ſie ins Waßer und ertrank. Der gute Markart hätte ſie gerne wieder herausgezogen, aber ſchon war ſie vom Waßer verſchlungen. Siehſt du, du haſt mir nicht folgen wollen; nun iſt es dein Schade. Wüſte ich nun, wo ich dich ſuchen ſollte, ſo zög ich dich gerne wieder heraus. Ich will aber mein Beſtes thun, und nach dir ſuchen wo ich denke, daß du zu finden biſt. Damit gieng er aufwärts längs dem Waßer her und fiſchte nach ihr mit einem langen Rechen, den er auf einer Wieſe fand. Da begegnet ihm Einer und fragte: Wonach fischt ihr hier, guter Freund? Nach meiner Frau, ſagte der gute Markart, die iſt mir ſo eben ins Waßer gefallen. „Hier an der Stelle?“ Nein, ſagte der gute Markart, weiter unten. Ei, Freund, ſagte der Mann, ſo müſt ihr nicht hier oben ſuchen, der Strom wird ſie herabgeführt haben. Da kennt ihr meine Frau ſchlecht, ſagte der gute Markart, dazu war ſie zu widerſpenſtig, daß ſie mit dem Strom ſchwimmen wollte. Sie iſt all ihr Lebtag gern gegen den Strom geſchwommen. Ach, ſagte der Fremde, war ſie ſo Eine, ſo mag euch euer Suchen wohl frommen. Wenn ihr ſie aber nicht bald findet, ſo laßt es lieber ganz ſein. So Eine findet ihr immer wieder. Da folgte der gute Markart ſeiner Lehre und ließ ſein Suchen bleiben, hat auch bald wieder eine gefunden: wenn die nicht beßer war, ſo war ſie doch ſchwerlich ſchlimmer.

62. Kleeſam.

In einer kleinen Stadt ſtarb ein Mann, der ſeinen beiden Söhnen nichts hinterließ als Haus und Garten: darein muſten ſie ſich theilen. Der ältere half ſich bald: er freite eine kinderloſe Wittwe, die ihm ſo viel mitbrachte, daß er ſeinen Theil des Hauſes ausbauen und Gaſtwirthſchaft treiben konnte. Der jüngere hatte nur ein armes Mädchen geheiratet, die ihm Kind auf Kinder gebar; die aßen ihm die Haare vom Kopfe bis er zuletzt ſo arm ward, daß er ſein Brot im Gemeindewald mit Holzhacken verdienen muſte. Der reiche Bruder, der kinderlos blieb und noch alle Tage reicher ward, gab aber dem armen nichts; auch hätte es ſeine Frau nicht gelitten, die ihrer Schwägerin ſpinnefeind war und ſie ein Bettelweib über das andere ſchalt, wenn ſie ſich nur bei ihr blicken ließ.

Nun fuhr einmal der Holzhacker mit zwei Eſeln in den Wald, Laub und Reiſer zur Feuerung zu holen. Sein Mittagsbrot hatte er in die Taſche geſteckt, weil er den ganzen Tag arbeiten muſte. Als er nun zu Mittag da ſaß und ſein trockenes Schwarzbrot verzehrte, hörte er ein Geräuſch, als wenn ein ganzer Haufen gewappneter Männer daher käme. Vor Angſt kletterte er auf

einen Eichbaum und ſah, daß es Räuber waren, die ſchwere Säcke daher ſchleppten. Gerade unter ſeinem Baum machten ſie Halt und einer der Räuber, den er für den Hauptmann hielt, trat vor den Berg und rief: Kleeſam, thu dich auf! Da that der Berg ſich auf und die Räuber trugen ihre Säcke hinein; als ſie aber drinne waren, rief der Hauptmann: Kleeſam thu dich zu, und der Berg ſchloß ſich. Nun merkte der Holzbauer ſich den Platz wohl, blieb aber ruhig auf ſeinem Eichbaum ſitzen. Nach einiger Zeit that ſich der Berg auf, die Räuber kamen heraus und der Hauptmann rief: Kleeſam, thu dich zu; da ſchloß ſich der Berg. Darauf zieben die Räuber ihres Weges fort in den Wald. Als der Holzhacker ſieht, daß reine Bahn iſt, denkt er, du willſt doch ſehen, ob ſich der Berg auch aufthut, wenn du ſo rufſt. Damit klettert er von dem Baum, trat vor den Berg und rief: Kleeſam, thu dich auf! Richtig, der Berg thut ſich auf: er geht hinein, eine Treppe hinunter und gelangt in ein großes Gewölbe, da liegen ganze Haufen Gold. Gleich lief er zurück und holte die Leintücher, die er um Holz und Reiſer zu ſchlagen pflegte, wenn er nach Hauſe fuhr. Die füllte er im Gewölbe ſo ſchwer mit Gold als er dachte, daß ſeine Eſel tragen konnten. Mühſam ſchleppte er dann den Schatz die Treppe hinauf und rief: Kleeſam, thu dich zu! worauf der Berg ſich ſchloß. Da belud er ſeine Eſel und trieb ſie fröhlich nach Hauſe. Wie er nun heimkommt, geht er erſt ins Haus und ſchickt die kleinen Kinder in den Garten; nur ſeine älteſte Tochter Marianne, die ein

linges Mädchen war, durfte bei der Mutter bleiben. Darauf lud er die Esel ab, trug die Schätze in das Zimmer und erzählte den beiden wie er daran gekommen sei. Nun hatten die eine große Freude, daß sie auf einmal reich waren und nicht mehr im Wald die schwere Arbeit zu thun brauchten. Die Frau hätte aber doch gerne gewußt wie viel sie besäßen. Da schickte sie ihre Tochter Marianne zu den reichen Leuten, ihren Schwägern, ein Scheffelmaß zu borgen: damit sollte das Geld gemessen werden. Die Schwägerin wunderte sich, was sie wohl messen wollten: sie hätten ja nicht das liebe Brot im Hause. Aber Marianne versetzte: Ihr habt doch wohl selbst gesehen, daß mein Vater so eben mit zwei Eseln nach Hause getrieben kam. Im nächsten Ort ist Markt, wie ihr wißt: da hat er Linsen eingekauft für den Winter; was übrig bleibt wollen wir im Frühjahr im Garten säen. Das Geld haben wir uns lange zusammen gespart. Da lieh die Schwägerin ihr den Scheffel, schmierte aber aus Vorwitz Talg hinein; vielleicht bleibe etwas hangen, woran sie sehen könnte was sie gemessen hätten. Nach einiger Zeit schickte sie eine Magd hin, den Scheffel zurückzufordern, denn die Neugier ließ ihr keine Ruhe; auch war ihr bange, sie bekäm ihr Gemäß nicht wieder. Als der Scheffel wieder gebracht wird, war richtig etwas am Boden hangen geblieben, aber Linsen nicht; es war ein blankes Goldstück. Sogleich lauft sie zu ihrem Manne und sagt: Was meinst du wohl, was sie gemessen hätten? Gold haben sie gemessen. Sieh nur selbst! Wie kommen sie daran? Das geht nicht mit rechten Dingen

zu. Der Gaſtwirth ſchüttelt den Kopf und ſagt: Das iſt mir ſelbſt zu rund. Ich muß es aber wißen und das noch heute. Da geht er gleich hinüber zu ſeinem Bruder, zeigt ihm das Goldſtück und ſagt, nun müße er ihm bekennen, wie er daran käme, ſonſt zeige er es den Gerichten an, denn er dulde in ſeinem Hauſe keinen Unterſchleif. Der Holzhacker wollte erſt Ausflüchte machen; aber der Gaſtwirth ſetzte ihm ſo zu, daß er ihm endlich Alles erzählen muſte. Er zeigte ihm auch den Berg und lehrte ihn die Worte, die er ſprechen müſte, damit der Berg auf- und zugienge. Da fuhr der Reiche gleich des andern Tages mit zwölf Pferden vor den Berg und ſagte: Kleeſam, thu dich auf! und der Berg that ſich auf. Da gieng er mit vierundzwanzig großen Säcken hinunter, füllte ſie alle mit Goldſtücken und ſchleppte einen nach dem andern die Treppe herauf bis an die Thüre. An der Thüre ſagte er: Thüre thu dich auf! die Thüre blieb aber zu. Er hatte das rechte Wort vergeßen und konnte ſich nicht mehr darauf beſinnen; vergebens nannte er Alles daher was ihm einfiel: die Thüre wollte nicht aufgehen. Da kamen zufällig die Räuber daher und ſahen die zwölf Pferde vor dem Berge ſtehen. Da ſagen ſie zu einander: Was ſoll denn das bedeuten? gewiſs iſt unſere Schatzkammer verrathen. Sogleich gehen ſie an den Berg und hören inwendig Jemand rufen. Da befiehlt der Hauptmann, den Ausgang zu beſetzen und was herauskomme nieder zu machen. Wie er nun ruft: Kleeſam thu dich auf! ſtürzt der Gaſtwirth hervor, und gleich wird ihm der Kopf abgeſchlagen. Die

Räuber trugen dann die Säcke wieder hinab in das Gewölbe, ließen den Berg ſich ſchließen und verſcharrten den Leichnam unter dem Eichbaum in hohem Laub. Die Pferde ließen ſie laufen und giengen ihres Weges in den Wald.

Als nun am Abend der Gaſtwirth nicht nach Hauſe kommt, geht die Frau in der Nacht zu ihrem Schwager und klagt ihm ihr Leid: ihr Mann wäre ſchon ſeit dem Morgen fort und noch immer nicht zurück; die Pferde wären aber ledig in den Stall gelaufen. Er ſollte doch einmal im Walde nachſehen, ob ſich keine Spur von ihm fände. Da ahnt ihm gleich nichts Gutes und verſpricht, wenn er bei Tagesanbruch nicht daheim wäre, im Wald nach ihm zu ſuchen. Als er nun am Morgen nicht gekommen war, nimmt er ſeinen Eſel mit Einem großen Sack und treibt in den Wald vor den Berg. Da ruft er: Kleeſam, thu dich auf! worauf der Berg aufgeht. Da lauft er die Stiege hinab ins Gewölbe und findet Niemand, ſieht aber die vierundzwanzig Säcke ſeines Bruders gefüllt da ſtehen. Er läuft wieder herauf, läßt den Berg ſich ſchließen und ſucht nach und findet ihn endlich enthauptet unter dem Laube. Da ſteckt er den Rumpf mit dem Haupte in den Sack, lädt ihn auf den Eſel, legt noch Reiſig darauf und treibt heim. Wie er nach Hauſe kommt, giebt er der Frau Auskunft, tröſtet ſie ſo gut er kann und verſpricht, wenn die Schätze im Berge nicht verrathen würden, Alles redlich mit ihr zu theilen. Er werde ihr auch beiſtehen, daß ſie die Gaſtwirthſchaft fortführen könnte. Zunächſt käme es jetzt darauf an, ihren Mann

begraben zu laßen ohne daß es Aufſehen gäbe und weder die Gerichte von der Schatzhöhle hörten, noch die Räuber erführen, daß ſie von ihr wüſten und ſie ſchon beraubt hätten. Das begriff die Gaſtwirthin, willigte in Alles und ließ ihm auch freie Hand, wie er es anſtellen wollte, daß ihr Mann begraben würde ohne daß man in der Stadt erführe wie er geſtorben wäre. Sie könnte ſelber nichts thun als ihn heute für krank ausgeben und morgen ſeinen Tod bekannt machen: in der Nacht müſte er aber Rath ſchaffen, daß ſie morgen die Leiche beſichtigen laßen könnte ohne daß ſein gewaltſamer Tod herauskäme. Nun fragte der Holzhacker ſeine Tochter Marianne um Rath: da ſagte ſie, vor der Stadt wüſte ſie einen armen Schuhflicker wohnen, durch den wollte ſie dem Oheim den Kopf wieder aufſetzen laßen und es ſchon ſo einrichten, daß er nichts verrathen könnte. Da wartete ſie die Nacht ab und ſchlich ſich als Mann verkleidet hinaus zu dem Schuhflicker und ſagte, er könnte ein ſchön Stück Geld verdienen, wenn er nur eine Viertelſtunde arbeitete; er müſte ſich aber die Augen verbinden laßen: ſo ſollte er bis an das Haus und hernach wieder zurück geführt werden. Der Schuhflicker konnte das Geld wohl brauchen und willigte nach einigem Bedenken ein. Da verband ſie ihm die Augen und führte ihn in das Haus zu der Leiche. Da nahm ſie ihm das Tuch ab und ſagte, nun hätte er weiter nichts zu thun als dieſem Manne den Kopf wieder aufzunähen. Der Schuhflicker macht ſich gleich an die Arbeit und in weniger als einer Viertelſtunde ſaß der Kopf wieder feſt auf dem Rumpfe.

Da kriegte er einen doppelten Friedrichsdor und ward von dem Mädchen mit verbundenen Augen wieder heimgeführt.

Kurze Zeit darauf kamen die Räuber wieder an den Berg und fanden, daß der Leichnam, den ſie verſcharrt hatten, verſchwunden war. Da ſagte der Hauptmann zu den Räubern, jetzt könnten ſie ſehen, daß ihre Schatzhöhle verrathen wäre. Sie müſten nun herausbringen, wer den Leichnam hätte fortſchaffen und beſtatten laſſen: derſelbe wüſte auch von der Höhle. Denn wenn ein Anderer ihn gefunden hätte, ſo würde es ſchon längſt Lärm gegeben haben. Wer das nun ausmitteln wollte, der ſollte ſich melden. Da erbot ſich einer der Räuber, der ſich für ſehr ſchlau hielt, auf Kundſchaft zu gehen. Der verkleidete ſich als ein fahrender Schüler und trieb ſich lange in der Stadt und der ganzen Gegend umher, bekam aber nirgend Wind. Da kommt er eines Tags an der Bude des Schuhflickers vorbei und tritt hinein, weil an ſeinem Fußgeſchirr etwas zu beſſern war. Wie er nun fragt: Was giebt es Neues, Meiſter? ſagt der Schuhflicker: Neues nichts, als daß ich vor etlichen Tagen einem Mann den Kopf aufgeſetzt habe. Da freut ſich der Räuber und denkt: Hella, nun komm ich endlich auf die Spur. Wie er aber fragt, ob er ihm denn ſagen könnte, wo das geſchehen wäre, ſagt der Schuhflicker: nein, denn man hätte ihn mit verbundenen Augen dahin und wieder zurückgeführt. Da fragt der Räuber, ob er ſich denn getraute, den Weg wieder zu finden, wenn man ihm die Augen verbände. Er wollte ihm einen doppelten Friedrichsdor geben, wenn er

ihm das Haus zeigen könnte. Der Schuſter ſagte, er wollte es verſuchen und glaubte wohl, daß es gerieth, denn er hätte die Schritte gezählt und wär auch immer grad ausgegangen. Als es nun Nacht wurde, verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und wie er ausgezählt hatte, blieb er ſtehen und hatte auch das richtige Haus getroffen. Da zog der Räuber ein Stück Kreide heraus und macht damit einen Kranz um den Knopf an der Hausthüre. Darauf führte er den Schuſter mit verbundenen Augen wieder zurück, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und gieng zu ſeinem Hauptmann und ſagte, er könnte ihm nun morgen das Haus zeigen. Am Morgen war aber Marianne früh ausgegangen, Milch zu kaufen. Wie ſie zurückkommt, ſieht ſie um den Knopf an der Thüre einen Kranz gemalt. Da denkt ſie, das hat was zu bedeuten, nimmt ein Stück Kreide und malt an allen Hausthüren die Reihe herauf und herunter um jeden Knopf einen Kranz. Als nun der Räuber mit dem Hauptmann kommt, ihm das Haus zu zeigen, kann er es nicht finden, weil an allen Hausthüren der Kranz um den Knopf gemalt iſt. Da wird der Hauptmann zornig und läßt den Räuber erſchießen, weil er ſich hatte überliſten laßen. Da meldete ſich ein anderer, der kommt auch zu dem Schuhflicker und fragt was es Neues gäbe. Da ſagt der Schuhflicker, weiter nichts als daß er neulich Einem den Kopf wieder aufgenäht hätte. Da fragt er, ob er ihm denn das Haus zeigen könnte. Das konnte er nicht, ſagte der Schuhflicker, denn er

wär mit verbundenen Augen dahin und wieder zurück geführt worden. Wenn man ihm denn die Augen wieder verbände, ob er sich dann das Haus zu finden getraute? Er sollte einen doppelten Friedrichsdor haben, wenn er es ihm zeigte. Das könnte gerathen, sagte der Schuhflicker, denn er hätte die Schritte gezählt und wär auch immer grad ausgegangen. Als es nun Nacht wurde, verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und als er ausgezählt hatte, blieb er stehen und hatte auch wieder das richtige Haus getroffen. Da zog der Räuber ein Stück Kreide heraus und malte einen Strich an das Haus. Dann führte er den Schuster mit verbundenen Augen wieder zurück an sein Haus, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und berichtete dann seinen Hauptmann, er könnte ihm nun morgen das Haus zeigen. Am Morgen war aber Marianne wieder früh ausgegangen Milch zu holen; da sieht sie, wie sie zurückkommt, den Strich ans Haus gemalt. Da malt sie an alle Häuser die Reihe herauf und herunter einen Strich, und als der Räuber dem Hauptmann das Haus zeigen will, kann er es nicht finden, weil der Strich an alle Häuser gemacht war. Da wird der Hauptmann zornig und läßt auch diesen Räuber erschießen. Darauf geht er selber zu dem Schuhflicker und fragt was es Neues gäbe. Der Schuhflicker sagt, nichts als daß er neulich Einem den Kopf aufgenäht hätte. Ob er ihm denn nicht sagen könnte, wo das gewesen wäre? Nein, sagt der Schuhflicker, denn er wär mit verbundenen Augen dahin und zurück geführt

worden. Er hätte aber die Schritte gezählt und wär auch immer gradaus gegangen. Wenn er ihm nun einen doppelten Friedrichsdor gäbe, wollte er ſich die Augen wieder verbinden laßen und dann das Haus wohl finden. Der Hauptmann ſagte ihm den doppelten Friedrichsdor zu, fragte aber noch, wer ihn denn beſtellt hätte, ein Mann oder eine Frau? Da ſagt der Schuhflicker, der Kleidung nach wär es ein Mann geweſen; aber nach der Stimme ein Mädchen. Nun wartet er bis es dunkel ward, da verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und als er ausgezählt hatte, blieb er ſtehen und hatte auch zum drittenmal das richtige Haus gefunden. Der Hauptmann war aber klüger geweſen und hatte alle Häuſer gezählt von der letzten Ecke bis da, wo der Schuhflicker Halt gemacht hatte, und alſo wuſte er nun ſichern Beſcheid. Darauf führte er den Schuhflicker mit verbundenen Augen wieder an ſein Haus, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und gieng dann zu ſeinen Kameraden. So viel Leute er nun noch hatte, ſo viel Fäßer kaufte er, und noch eins mehr, das ließ er mit Oel füllen; in die andern aber ſteckte er je einen ſeiner Räuber, gab aber auch dieſe für Oelfäßer aus und ſich ſelbſt für einen Oelhändler. So kommt er an das Haus, das er ſich gemerkt hatte, eines Abends mit den Fäßern gefahren und fragt, ob er für die Nacht da Herberge fände mit ſeinen Karren und Pferden. Da hieß es Ja, wenn Raum genug im Hofe wäre für ſo viel Karren, ſo könnte er da Herberge finden. Da fuhr er auf

den Hof und ſtellte ſeine Karren mit den Fäßern alle in Eine Reihe; die Pferde ſpannte er ab und zog ſie in den Stall, wo ſie wohl verpflegt wurden. In der Nacht, wenn Alles ſchliefe, ſo war es verabredet, ſollte er dann nur an die Fäßer klopfen, ſo würden die Räuber ſogleich den Fäßern den Boden ausſtoßen und ihm beiſtehen, Alles im Hauſe niederzumetzeln: hierauf wollten ſie ihre Pferde aus dem Stalle nehmen und auf und davon reiten: ihre Schatzhöhle wäre dann nicht mehr verrathen.

Als nun ſchon Alles im Hauſe ſchlief, denn auch der Oelhändler hatte ſich zu Bette gelegt, war die fleißige Marianne noch häuslich beſchäftigt, und ſah es gern, daß der alte Hausknecht ihres Oheims ſich am Feuer dehnte, denn er war gefällig und gieng ihr zuweilen auch wohl zur Hand. Darüber fieng ihr die Lampe an ſehr dunkel zu brennen: ſie ſah hinein und fand, daß ihr an Oel gebrach. Der Oelkrug war aber auch erſchöpft; es muſte ein anderer aus dem Keller geholt werden. Da klopfte ſie dem alten Johann auf die Schulter und bat ihn, eine Kanne Oel aus des Oheims Keller zu holen. Ich weiß, daß noch eine da liegt, ſagte ſie; damit iſt aber auch Matthäus am letzten. Muß ich für des Oheims Wirthſchaft die Arbeit beſorgen, ſo kann er auch das Oel dazu hergeben. Der alte Johann raffte ſich aus ſeinem Halbſchlummer auf und taumelte die Treppe herunter; beim Heraufgehen aber ſtolperte er und zerbrach den Krug. Das iſt eine ſchöne Beſcherung, ſagte das Mädchen: wo kriegen wir nun Oel auf die Lampe? die Läden ſind längſt alle geſchloſſen. Sollen wir

hier im Dunkeln ſitzen und haben all die Oelfäßer im Hofe liegen? Geſcheidte Leute müßen keine Narren ſein. Man ſoll dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verbinden. Der Herr Oelhändler gäb uns gern ein Paar Tropfen Oel, wenn er nicht ſchliefe; er würde aber verdrießlich, wenn ich ihn darum weckte. Laß uns einmal ſehen, ob nicht eins der Fäßer rinnt; ſonſt müßen wir einen Bohrer nehmen. Da gieng ſie in den Hof und klopfte an das erſte Faß: das klang aber hohl und zugleich hörte ſie darin fragen: Iſt es ſchon Zeit? Ei, denkt ſie, iſt es ſo gemeint? Da giebt ſie leiſe Antwort: Nein, noch nicht. Sie geht und klopft auch an die andern Fäßer: die klangen alle hohl, und aus allen hörte ſie fragen, ob es ſchon Zeit wäre. Nein, ſagte ſie leiſe, noch nicht. Nur das letzte Faß klang nicht hohl, denn das war voll Oel. Da ſagte ſie zu dem Hausknecht: Jetzt ſteh mir bei, Johann, denn ſonſt ſind wir alle des Todes. Alle Fäßer ſtecken voll Räuber und Mörder: wir wollen ihnen aber das Bad mit ihrem eigenen Oel geſegnen. Stich ſchnell das Oelfaß an; ſo will ich den großen Keßel an den Haken hängen und ein tüchtig Feuer darunter machen: wenn du dann das Oel in den Keßel ſchütteſt, ſoll es bald glühend ſein. Da bohrte der alte Hausknecht ein Loch in das Oelfaß, ſteckte einen Zapfen hinein und trug im Eimer ſo lange Oel in den großen Keßel bis er ganz voll war. Es währte auch nicht lange ſo fieng das Oel an zu ſieden und zu ſchäumen. Als es nun ganz glühend war, ſchöpfte er Eimer um Eimer voll und goß das ſiedende Oel Faß um Faß durch

die Spundlecher den Räubern auf den Leib, daß ſie alle des Todes waren. Als das abgethan war, löſchte ſie gleich ihre Lampe aus und ſcharrte Aſche über die Kohlen, damit der Räuberhauptmann meinen ſollte, ſie wäre ſchlafen gegangen. Sie ſtellte ſich aber mit dem Hausknecht heimlich auf Wache, um zu ſehen, was er anfangen würde, wenn er dächte, daß Alles in Ruhe wäre. Es währte auch nicht lange, ſo machte er das Fenſter auf und ſtieg in den Hof. Da klopfte er an ein Faß, erhielt aber keine Antwort. Beſtürzt gieng er weiter, und klopfte an alle Fäßer; als er aber an keinem Antwort erhielt, ſah er wohl, daß ſein Spiel verloren wär und ihm nichts Eiligeres zu thun bliebe als ſich auf und davon zu machen. Dazu erſah er ſich denn auch ſofort Gelegenheit, indem er aus dem Hof durch die Tenne in den Garten lief und hier über die Hecken ſpringend das Weite ſuchte. Marianne hatte es wohl geſehen: ſie hielt es aber noch nicht für gerathen, ſich ſchlafen zu legen; ſie weckte erſt ihren Vater, erzählte ihm was geſchehen ſei und rieth ihm, mit Hülfe des treuen Hausknechts den Fäßern die Böden einzuſchlagen und die todten Räuber im Garten zu verſcharren. Der Vater lobte ihre Klugheit und folgte auch ſogleich ihrem Rath. Hernach werden auch die Fäßer und Karren bei Seite geſchoben, ſo daß am Morgen jede Spur der Räuber getilgt war.

Als der Räuberhauptmann alle ſeine Kameraden verloren hatte, ſah er wohl, daß er die Sache anders angreifen müſte. Da gieng er hin und kaufte das Haus, das dem Wirthshaus

gegenüber gerade feil war; da legte er einen ſchönen Laden an, der viele Käufer herbeizog. Nun hätte er gerne gewuſt, wer es wohl wäre, der ſeine Anſchläge ſo ſchlau zu vereiteln gewuſt hätte. Da nahm er eines Abends ein Stück Kreide und malte wieder einen Kranz um des Nachbars Thürknopf; am andern Morgen aber ſtellte er ſich zeitig auf die Lauer um zu ſehen, was nun geſchähe. Am andern Morgen gieng Marianne wie gewöhnlich in aller Frühe Milch holen und bemerkte, als ſie zurückkam, daß wieder ein Kranz um den Thürknopf gemalt war. Da trug ſie die Milch ins Haus und kam bald darauf mit einem Stück Kreide in der Hand zurück. Sie beſann ſich aber noch und gieng wieder ins Haus, ohne ihr erſtes Vorhaben auszuführen. Da dachte der Räuberhauptmann: du biſt klug! haſt dich aber doch verrathen. Von Stund an ſetzte er ſich vor um Mariannen zu werben. Er beſuchte auch ihre Eltern und ließ deutlich merken, daß er ſein Abſehen auf die Tochter gerichtet hätte. Dem Vater wäre der Eidam ſchon recht geweſen, die Tochter wollte ihm aber nie Rede ſtehen was ſie von dem Freier hielte. Da ſtellte einmal der Vater ein großes Gaſtmal an und lud auch den neuen Nachbar dazu ein. Marianne, welche die Küche beſorgte, that abſichtlich kein Salz in die Speiſen. Bei Tiſche gab ſie Acht auf den Nachbar und bemerkte, daß er alle Speiſen ungeſalzen verzehrte. Daran erkannte ſie, daß er keine Liebe zu ihr trüge. Nach dem Eſſen ließ der Vater Muſikanten kommen und da muſte Marianne den erſten Walzer mit dem Nachbarn tanzen.

Dabei fühlte ſie deutlich, daß er Waffen bei ſich trüge. Da geht ſie nach dem Tanz ſtillſchweigend in die Küche und ſteckt ein ſcharfes Meſſer zu ſich. Als die Muſik wieder anhebt, muß ſie auch den zweiten Walzer mit ihm tanzen. Aber mitten im Tanz ſtößt ſie ihm das Meſſer ins Herz, daß er todt zu Boden ſtürzt. Alles wundert ſich und ſtellt ſie zur Rede; da ſagt ſie ganz ruhig: ich bin ihm nur zuvorgekommen, denn er hat Mir nach dem Leben geſtanden. Unterſucht ihn nur, ſo wird es ſich finden. Wie ſie nun nachſahen, fanden ſie Dolche und geladene Piſtolen bei ihm, in ſeiner Wohnung aber Papiere, woraus ſich ergab, daß es der Räuberhauptmann war, der ſo lange die Gegend unſicher gemacht hatte.

63. Die drei Brüder.

Es war einmal eine Herſchaft, die hatte Alles genug, nur keine Kinder: darüber waren ſie ſehr traurig. Da fuhren ſie einſt auf ihrem See und fiengen einen Fiſch, den ſollten ſie, wie darauf geſchrieben ſtand, in vier Stücke zerſchneiden: den Kopf dem Hunde vorwerfen, ein Stück dem Pferd geben, das andere mit einander verzehren und den Schwanz in die Erde graben. Das geſchah da bekam der Hund drei Junge, das Pferd drei Füllen, die Frau drei Söhne und wo der Schwanz begraben war, lagen drei Schwerter. Als die Kinder heranwuchſen, gaben die Eltern jedem der drei Söhne ein Pferd, einen Hund und ein Schwert. Da wollten ſie auch nicht länger daheim bleiben, nahmen Urlaub von den Eltern und zogen fort in die Welt. Eine Weile ritten ſie zuſammen bis ſie an einen groſsen Baum kamen, bei dem ſchieden ſich ihre Wege. Da hieb jeder mit ſeinem Schwert in den Baum und ſagten, an den Hieben wollten ſie erkennen, wenn ſie wieder dahin kämen, wie es einem Jeden in der Welt ergienge. Alſo nahmen ſie Abſchied von einander und ritt der eine links, der andere rechts und der dritte gradaus.

Nun kommt der eine, der links geritten war, erſt durch einen groſsen Wald, dann in eine ſchöne Allee, und am Ende der Allee ſieht er ein ſchönes Schlöſschen ſtehen. Wie er an das Schlöſschen kommt, brennt da ein groſses Feuer. Er geht darauf zu mit ſeinem Pferd und Hund: da kommt ein altes Weib daher und ſagt: Schuch, was iſt es kalt! Wenn dirs kalt iſt, ſagt er, ſo komm und wärme dich. Nein, ſagt ſie, ich fürchte mich vor deinem Hund. Gieb mir ein wenig Haar aus ſeinem Schwanz, ſo weiſs ich, daſs er mich nicht beiſst. Indem er ihr nun die Haare geben will, verwünſcht ſie ihn, daſs er mit Pferd und Hund in Salzſteine verwandelt ſteht.

Bald darauf kommt der andere Bruder an den Baum und ſieht an den drei Hieben, daſs es dem Einen ſeiner Brüder nicht gut ergienge, denn der eine Schnitt war ganz roth. Da ritt er ihm nach und kommt bei der Nacht in den Wald. Da hätte er gerne Herberge gehabt, fand aber nirgends ein Haus ſtehen. Endlich ſieht er ein Licht, aber fern ab vom Wege: da ritt er auf das Licht zu und wie er näher kommt, ſteht da ein groſses Schloſs. Er pocht an, da macht ihm ein ganz ſchönes Mädchen auf: die fragt er, ob er da übernachten könnte. Ja, ſagt das Mädchen, übernachten könnte er da wohl, ſie wollte es ihm aber nicht rathen, denn er würde in der Nacht gewiſs umgebracht. Ei, ſagt er, davor wär ihm nicht bange; wenn er nur die Nacht unter Dach und Fach wäre. Da läſst ihn das Mädchen ein. Wer denn hier auf dem Schloſs wohne? fragt er. Da ſagt das Mädchen: Hundert Spitzbuben wohnten

darauf. Wie eilf Uhr blieben ſie gewöhnlich aus, dann aber kämen zweihundert heim und fragten, ob Jemand da eingekehrt wäre. Hernach zögen dieſe wieder fort mit ihrem Hauptmann; um zwei Uhr kämen aber die andern dreihundert. Die Spitzbuben hätten auch ſie ihren Eltern geraubt; ſie wagte es aber nicht, ihnen zu entlaufen, denn ſie wüſte wohl, die Spitzbuben würden ſie gleich wieder einholen und dann müſte ſie es mit dem Leben entgelten. Da ſprach er dem Mädchen Muth zu: er wollte ſie ſchon von den Räubern erlöſen. Sie ſollte ihm nur das gröſte und ſchönſte Zimmer im ganzen Schloß anweiſen, und ſeinem Pferde gleich einen Scheffel Haſer geben und ſeinem Hunde Fleiſch und Brot ſo viel er freßen möchte. Nach dem Eſſen wolle er ſich dann ein wenig ſchlafen legen; um halber eilf aber ſollte ſie ihn wecken. Da machte ihm das Mädchen ein Bette in den groſsen ſteinernen Schloßſaal, und trug ihm ein gutes Nachteſſen auf; ſeinem Pferde aber hatte ſie einen Scheffel Haber gegeben und ſeinem Hunde Fleiſch und Brot ſo viel er freßen mochte. Darauf wartete ſie bis es halb eilf ſchlug: da kam ſie und weckte ihn. Schnell ſprang er auf und kleidete ſich an; gieng dann in Stall und holte Pferd und Hund zu ſich in den Saal. Mit dem Schlage eilf Uhr kamen auch wirklich die zweihundert Spitzbuben und fragten das Mädchen, ob Jemand eingekehrt wäre. Ja, ſagt das Mädchen, ein Herr mit Pferd und Hund. Wo er denn wäre? In dem groſsen ſteinernen Schloßſaal. Da gieng der Hauptmann gleich mit ſechs Mann hinein, und wie er ſah, daß der Fremde mit Pferd

und Hund in dem beſten Zimmer war, ward er ſehr wild und ſagte, ſein Saal wär kein Pferdeſtall und auch kein Hundeſtall: er muſte jetzt gleich ſterben. Da fragte der Ritter, ob das ſein Volk denn alle wäre, die ſechs Mann, die er bei ſich hätte? Nein, ſagte der Hauptmann, er hätte zweihundert Mann. Nun, ſagte der Ritter, die möchte er doch gern alle beiſammen ſehen eh er ſtürbe. „Die Freude könnt er haben," ſagte der Hauptmann, und holte ſeine Leute alle herein. Als ſie nun drinnen ſind, ſagte der Ritter, nun ſollten ſie doch Thüren und Fenſter alle feſt zuſchlieſſen, damit ſie nicht geſtört würden. Als das auch geſchehen war, fragt der Ritter ſein Pferd, ob es ihm getreu wär? Da winkt das Pferd mit dem Kopfe Ja. Und du, mein Hund, fragt er, biſt du mir auch getreu? Da winkt der Hund auch Ja. Gut, ſagt der Ritter, ſo helft mir denn Alles zu zerſchlagen und zu zerſchmeiſſen. Damit zieht er ſein Schwert und ſchlägt dem Hauptmann den Kopf ab. Da fieng das Pferd an Alles zu zerſchlagen und zu zerſchmeiſſen und wo das Pferd nicht dran konnte, das holte der Hund herbei und warf es ihm unter die Hufe und ehe eine Viertelſtunde vergieng, hatten ſie alle Zweihundert ums Leben gebracht und auch die Leichen ſchon wieder bei Seite geſchaft. Darauf muſte das Mädchen dann Waſſer holen, um den Saal zu reinigen und Alles wieder ſauber mit Sand beſtreuen, daſs man nicht ſah, was geſchehen war. Pferd und Hund ſtellte er dann wieder in den Stall und befahl dem Mädchen, dem Pferd wieder einen Scheffel Haber zu geben und dem Hund Fleiſch

und Brot ſo viel er freßen möchte. Er ſelbſt wollte ſich wieder ein wenig ſchlafen legen; um halber Zwei möchte ſie ihn aber wieder wecken. Das Mädchen gab dem Pferd einen Scheffel Haſer, dem Hund Fleiſch und Brot ſo viel er freßen mochte und wartete dann, bis es halber Zwei war: da kam ſie und weckte ihn. Sogleich ſprang er auf und kleidete ſich an; gieng dann nach dem Stall und holte Pferd und Hund zu ſich in ſeinen Saal. Schlag zwei Uhr kommt nun der andere Hauptmann mit den dreihundert Spitzbuben und fragt das Mädchen, ob Jemand da eingekehrt wäre. Ja, ſagt das Mädchen, ein Herr mit Pferd und Hund. Wo er denn wäre? In dem großen ſteinernen Schloßſaal. Da gebt der Hauptmann gleich allein in den Saal und als er ſieht, daß er Pferd und Hund bei ſich hat, wird er zornig und fragt, was er da machte. Darnach hätte er nicht zu fragen, giebt ihm der Ritter zur Antwort. Da werde ich gleich zwölf Mann herbeiholen, ſagt der Hauptmann, die werden dich Vogel ſchon anders pfeifen lehren. Da gebt er hinaus und kommt gleich wieder zurück mit zwölf Spitzbuben, die waren alle ganz roth von Blut und hatten große Meßer in den Händen. Da lacht der Ritter ihn aus und fragt, ob das ſein Volk denn alle wäre, die lumpigen zwölf Mann. Nein, ſagt der Hauptmann, ſie wären zu Dreihundert. Nun denn, ſagt er, ſo möchte er ſie doch alle Dreihundert beiſammen ſehen eh er ſtürbe. Das Vergnügen könnte er haben, ſagt der Hauptmann. Damit gebt er hinaus und holt ſeine dreihundert Mann herein. Da fragt er den Hauptmann, ob ſie das nun

alle wären? Ja, ſagt der Hauptmann. Gut, ſagt er, ſo ſollten ſie nur Thüren und Fenſter feſt zuſchließen, damit ſie nicht geſtört würden bei der Arbeit. Als das geſchehen iſt, fragt er ſein Pferd, ob es ihm auch getreu wäre? Ja, nickt das Pferd mit dem Kopf. Und du, mein Hund, biſt du mir auch getreu? Da nickt der Hund auch Ja. Wohlan denn, ſagt er, ſo helft mir Alles zu zerſchlagen und zu zerſchmeißen, daß Keiner mit dem Leben davon kommt. Damit zog er zuerſt ſein Schwert und ſchlug dem Hauptmann den Kopf ab. Da fing das Pferd an, Alles zu zerſchlagen und zu zerſchmeißen und wo das Pferd nicht dran konnte, das ſchleppte der Hund herbei und warf es ihm unter die Hufe und eh eine Viertelſtunde verging, waren alle Dreihundert ums Leben gebracht und auch die Leichen alle ſchon wieder bei Seite geſchafft. Dann mußte das Mädchen Waßer herbei holen und den Saal ſcheuern und dann Alles wieder ſauber mit Sand beſtreuen, daß man nicht ſah, was geſchehen war. Dann fragte er das Mädchen, ob nun Keiner mehr da wäre. Nein, ſagte das Mädchen, kein Einziger, der ganze Wald iſt rein. Das Schloß war aber voll Geld und Silber: das zeigte ihm das Mädchen Alles. Das iſt nun Alles uns Beiden, ſagt er zu ihr, denn weil du mir ſo treu geweſen biſt, ſollſt du meine Frau werden. Das gefiel dem Mädchen wohl. Da blieb er bei ihr bis gegen den Morgen: da erwachte er und ſah im Walde ein großes Feuer brennen. Das Mädchen ſchlief noch und er wollte es nicht wecken, hätte aber doch gern gewuſt was das große Feuer bedeute. Da nahm er Pferd

und Hund aus dem Stall und ritt darauf zu. Wie er nun durch den Wald reitet, kommt er in eine schöne Allee und am Ende der Allee sieht er ein schönes Schlößchen stehen und vor dem Schlößchen brennt das große Feuer. Er geht darauf zu mit seinem Pferd und Hund: da kommt ein altes Weib daher und sagt: Schuch, was ist es kalt! Wenn dir kalt ist, sagt er, so komm doch und wärme dich. Nein, sagt sie, ich fürchte mich vor deinem Hund. Gieb mir ein wenig Haar aus seinem Schwanz, so weiß ich, daß er mich nicht beißt. Indem er ihr aber die Haare geben will, verwünscht sie ihn, daß er wie sein Bruder mit Pferd und Hund in Salzstein verwandelt steht.

Nach einigen Jahren kommt auch der dritte Bruder wieder an den Baum und sieht, daß die Schnitte seiner beiden Brüder ganz blutroth sind. Da reist er ihnen nach und kommt in den Wald und als es dunkel wird, sieht er von Fern ein Licht schimmern. Er reitet darauf zu und kommt an das Schloß: da klopft er an. Die junge Frau macht ihm auf und wie sie ihn sieht mit Pferd und Hund, meint sie, es wär ihr Geliebter und fällt ihm um den Hals. Sie hatte auch schon ein Kind, das kam gelaufen und rief: Guten Tag, lieber Vater! Da sagt er: Gewiß ist meiner Brüder Einer hier gewesen. Da erzählt ihm die junge Frau, wie die Räuber sie gefangen hätten und wie ein Ritter gekommen wäre mit Pferd und Hund, die hätten gerade so ausgesehen wie er mit seinen Thieren. Sein Bruder hätte den Räubern den Garaus gemacht und dann zu ihr gesagt, nun sollte sie seine Frau sein. Am andern Morgen

wär er aber wieder verſchwunden geweſen und nun hätte ſie ihn ſchon einige Jahre vergebens erwartet. Ja, ſagt er, das iſt ohne Zweifel einer meiner Brüder geweſen: wir drei Brüder ſehen einander ſehr ähnlich. Sei aber gutes Muths; dieſe Nacht will ich hier zubringen, morgen früh aber ſehen wie ich ihn erlöſe. Da blieb er die Nacht in dem Schloß; am Morgen aber ritt er hinweg und kam in den Wald und in die ſchöne Allee, und am Ende der Allee ſah er ein ſchönes Schloßchen ſtehen. Wie er vor das Schloßchen kommt, brennt da ein großes Feuer. Er gibt darauf zu mit ſeinem Pferd und Hund. Da kommt ein altes Weib daher und ſagt: Schuck, was iſt es kalt! Da ſagt er: Wenn dir kalt iſt, ſo komm doch her und wärme dich. Nein, ſagt ſie, ich fürchte mich vor deinem Hund; gib mir ein wenig Haar aus ſeinem Schwanz, ſo weiß ich, daß er mich nicht beißt. Aha! ſagt er, ſieht das ſo aus! Du haſt hier auch meine Brüder verwünſcht. Damit faßt er ſie beim Kragen und prügelt ſie jämmerlich durch und ſagt, wenn ſie ſeine Brüder nicht gleich wieder lebendig machte, ſchmeiße er ſie in das Feuer. Da konnte die Alte nicht anders, ſie muſte ſeine Brüder wieder lebendig machen mit ihren Pferden und Hunden. Da ſagt er zu ſeinen Brüdern, nun ſollten ſie bei der Alten bleiben und ſorgen, daß ſie nicht entwiſchte; er hätte hernach noch ein Hühnchen mit ihr zu pflücken. Darauf gieng er in das Schloßchen, da war ein Zimmer ſchöner als das andere; zuletzt kam er in den Saal, da war es am ſchönſten und an der Wand ſtand ein prächtiges Bette mit ſeidenem

Vorhang. Er zog den Vorhang hinweg, da lag eine wunderſchöne Königstochter in tiefem Schlaf. Die Königstochter war ſo ſchön, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſie zu küſſen. Da hört er es hinter ſich raſcheln: er blickt ſich um und ſieht mitten im Saal ein großes Feuer brennen. Gleich ſpringt er vom Bette, zieht ſein Schwert, und ſtürzt ſich mit gezogener Klinge mitten durch die heiße Flamme. Da ſieht er hinten in der Ecke ein ganz fremdes Geſicht, das grinzt ihn an. Er fürchtet ſich aber nicht, ſondern geht darauf los und haut dem Geſpenſt den Kopf ab. Da gab es ein fürchterliches Krachen, als ob die Welt zuſammenbräche; davon erwachte die Königstochter: da ſtand ſie auf, gieng ihm entgegen und begrüßte ihn als ihren Erlöſer und Bräutigam. Sogleich ſprangen auch viel tauſend kleine Erdgeiſter hervor, neigten ſich vor ihm und ſagten, er müſte nun auch noch alle Bäume im Wald und der großen Allee mit ſeinem Schwerte berühren, und dann dem alten Weibe den Kopf abhauen: damit würden auch ſie und das ganze Königreich erlöſt, denn von der alten Hexe wären ſie und das ganze Land verwünſcht worden. Da gieng er hin, berührte die Bäume alle einen nach dem andern und gieng dann zu ſeinen Brüdern und hieb der alten Hexe den Kopf ab. Da kam ſogleich Alles wieder in den alten Stand, das ganze Königreich, das ſo lang verſunken geweſen war, ſtieg aus der Tiefe mit allen Häuſern und Palläſten und dem königlichen Schloß; die Generale und Officiere mit allem Kriegsvolk ſtanden davor in Parade und das Volk aus der Stadt drängte ſich um ihn

ber und rief ihn mit großem Jubel zum König aus. Darauf ward eine prächtige Hochzeit gerüstet, bei der die beiden Brüder vermählt werden sollten: der eine mit der Königstochter, der andere mit der jungen Frau auf dem Räuberschloß. Der dritte Bruder ward ausgeschickt, Vater und Mutter auch dazu herbeizuholen: als sie aber ankamen, hatte er auch noch dazu seine Braut mitgebracht und so konnten sie eine dreifache Hochzeit begehen, die vierzehn Tage währte. Als sie nun vorüber war, begleitete er mit seiner jungen Frau die alten Eltern in ihre Heimat und nach ihrem Tode erbte er das väterliche Gut. So hatten sie alle Drei genug.

64. Der dankbare Todte.

Heinrich, ein reicher Hamburger Kaufmannssohn, reiſte in Geſchäften in fremde Länder. Wie er nun in ein heidniſches Land kommt, ſieht er auf einem Sklavenmarkt ein ſchönes Mädchen feil bieten, jedoch zu ſo hohem Preiſe, daß ſich keine Käufer finden. Das Mädchen gefiel ihm wohl ſehr gut, aber ſo viel Geld meinte er nicht anlegen zu dürfen. Da redete das Mädchen ihm zu, er möchte ſie doch erlöſen, ſie würde ſo grauſam behandelt; bei ihm habe ſie es gewiſs beſſer: ſie verſpreche auch, ihm immer treu zu dienen. Er entſchließt ſich nun, ein Gebot zu thun, das wird aber nicht angenommen; da giebt er endlich was der Sklavenhändler gefordert hat. Wie er nun mit ihr ans Meer kommt, wo er ſich einſchiffen will, ſieht er einen Todten da liegen, der von zwei Männern mißhandelt wird. Er fragt, warum ſie den Mann ſchlügen? und erhält zur Antwort, der Todte hätte nichts als Schulden hinterlaſſen und kriegte nun ſo lange Schläge bis Jemand käme, der ſeine Schulden bezahlte. Da ſagt er, ſie ſollten ihn in Ruhe laſſen: er wolle die Schuld bezahlen. Das thut er denn und läßt den Todten auch noch ehrlich begraben. Darauf

schifft er sich mit ihr nach Hamburg ein, wo er sein elterliches Haus bezieht und das Mädchen ihm die Haushaltung besorgen soll. Er faßt aber bald so große Liebe zu ihr, daß er sie durchaus heiraten will. Das Mädchen will darein wohl willigen, bedingt sich aber noch ein Jahr Frist. Diese Zeit benutzt sie nun, heimlich auf ihrem Zimmer zu arbeiten. Als das Jahr vorüber ist, bestürmt sie Heinrich wieder mit seinen Heiratsanträgen. Da sagt sie zu ihm, er müsse erst noch eine Reise machen; wenn er davon zurückkehre, so wolle sie ihn gerne heiraten. Hier habe sie zwei Koffer gepackt und in jeden einen Brief gelegt. Wenn er an die andere Seite des Meeres komme, sagte sie, werde er einen vornehmen Schiffmann finden: dem solle er nur die beiden Koffer geben: das Weitere werde sich dann von selber ergeben. Heinrich wußte nicht, was er in den Koffern hatte, auch nicht, was in den Briefen stand. Als er aber an die andere Seite des Meeres kam und den vornehmen Schiffmann fand, gab er ihm die beiden Koffer mit den Briefen. Dieser öffnete den einen sogleich, las den Brief und packte dann den ganzen Koffer aus, der voller Fahnen und Flaggen war. Damit verzierte der Schiffmann das Schiff, nahm den Heinrich an Bord und fuhr dann nach der Königestadt, wo er mit Kanonenschüssen und großem Jubel empfangen ward. Da stieg er mit dem Kaufmannssohn ans Land und gab dem König den andern Koffer. Dieser öffnete ihn, fand den Brief und ersah daraus, daß seine Tochter, die ein Schiffmann entführt hatte, der dann Seeräubern in die Hände

gefallen war, von Heinrich auf dem Sklavenmarkt erkauft worden und jetzt seine Braut sei. Die Flaggen und Fahnen, die das Schiff mit der Freudenbotschaft verziert habe, seien alle von ihr selber gestickt. Da freut sich der König sehr und empfängt Heinrich sehr freundlich; bittet ihn aber, sogleich wieder heimzufahren und seine Tochter zu holen: dann sollte er bei ihm bleiben und König werden. Da besteigt Heinrich ein Schiff; das gehörte aber wieder demselben Schiffmann, der die Königstochter entführt hatte. Als dieser hört, wie sich die Sache verhält, stößt er Heinrich unversehens vom Verdeck ins Waßer, und fährt dann nach Hamburg, die Königstochter heimzuholen. Sie erkennt ihn nicht und da er vorgiebt, von dem König ihrem Vater geschickt zu sein, der sie mit ihrem Bräutigam vermählen wolle, so läßt sie sich bereden und schifft sich mit ihm ein. Unterwegs aber entdeckt er ihr, ihr Heinrich sei auf der See ertrunken: wenn sie nun zu ihrem Vater zurück wolle, so müß sie versprechen, ihn zu heiraten. Heinrich war aber nicht wirklich ertrunken, sondern ein Geist hatte ihn gerettet, der Geist des Todten, den er freigekauft und ehrlich hatte begraben laßen. Da ward er von dem Geiste in die Königstadt getragen, wo er dem Königsschloß gegenüber in dem ersten Gasthofe so lange wohnte bis endlich seine Braut mit dem Schiffmann ankam. Da schlich er sich, wie ihm der Geist gerathen hatte, in den Garten hinter dem Schloße und versteckte sich im Gebüsch. Der König war sehr erfreut, seine Tochter wieder zu sehen und empfieng sie mit großen Freuden. Leider

war ſie aber ſehr traurig; und als der König die Urſache hörte, durfte er ſie nicht darum ſchelten. In der nächſten Nacht konnte die Königstochter nicht ſchlafen; erſt gegen den Morgen ſchlummert ſie ein: da träumt ihr, ihr Heinrich wär in ihres Vaters Garten. Vor Freuden wacht ſie auf und läuft gleich in den Garten: da findet ſie ihren Geliebten, der ihr erzählt, wie der Schiffmann an ihm gehandelt hat. Nun hält ſie ſich ihres Gelübdes entbunden und entdeckt Alles ihrem Vater, der den Schiffmann ſogleich verhaften und hinrichten läßt. Die Tochter vermählte er ſogleich mit Heinrich, ihrem Erleſer, und nach dem Tode ſeines Schwähers fiel ihm auch das Königreich zu.

65. Der gläſerne Berg.

Ein reicher Mann hatte einen einzigen Sohn Namens Wilhelm. Als der heranwuchs, hörte er ſo viel von den Wundern der Fremde erzählen, daß er ſeinem Vater immer anlag, er möchte ihn doch auf Reiſen ſchicken. Der Vater hätte lieber geſehen, wenn er zu Hauſe geblieben wäre; er hielt aber ſo lange an bis er ihn endlich ziehen ließ. Als er nun eine Weile umhergezogen war, kam er eines Tags an ein großes ſtilles Waßer: da war nirgend ein Schiff zu ſehen und doch wäre er gern hinüber geweſen. Wie er ſo daſteht und wartet, hört er es plötzlich durch die Luft rauſchen und ſieht über ſein Haupt drei große Vögel fliegen. Er verfolgt ſie mit den Blicken und ſieht, wie ſie ſich an einer nahen Bucht niederlaßen. Indem ſie die Erde berühren, legen ſie ihre Flügel ab, und ſtürzen in drei ſchöne Mädchen verwandelt, ins Waßer. Da geht Wilhelm leiſe hinzu, nimmt eins von den Flughemden (Rabenalen) und eilt damit hinweg. Als nun die Mädchen gebadet hatten und wieder fortfliegen wollten, findet die eine ihr „Rabenal“ nicht. In großer Beſtürzung ſteigt ſie das Ufer hinan, ſieht den jungen Mann, der es ihr geraubt hat noch in der Nähe und läuft ihm weinend nach. Wie ſie nun zu ihm kommt, bittet ſie ihn flehentlich, es ihr zurückzugeben.

Er konnte aber ihrer Bitte nicht willfahren, denn je mehr er ſie ſah und ihre Stimme hörte, je lieber ward ſie ihm. Da ſagt er, das Flughemd gebe er ihr nicht wieder, denn er könne nicht ohne ſie leben, ſo gut gefalle ſie ihm. Sie ſolle mit ihm kommen, ſo wolle er ſie zu ſeiner Frau nehmen. Da willigt ſie endlich ein und fährt mit ihm zu ſeinen Eltern, wo ſie wohl aufgenommen und bald mit Wilhelm vermählt wird. Nun lebten ſie eine Weile glücklich mit einander; einſt aber muſte er auf vierzehn Tage verreiſen; da gab er ſeiner Mutter den Schlüßel der Kiſte, worin er das Rabenal verborgen hatte und bat ſie, ihn wohl vor ihr zu hüten. Als nun die vierzehn Tage zu Ende giengen, ſagt die junge Frau zu ſeiner Mutter, ſie wolle ihrem Mann eine Stricke entgegen geben; es ſei aber ſo heiß und ſie habe kein Tuch, ſich vor der Sonne zu ſchützen. Da vertraut ihr die Mutter den Schlüßel der Kiſte. Sie öffnet ſie, das Tuch herauszunehmen und findet unverhofft das „Rabenal". Sogleich legte ſie es an und fort war ſie. Wie nun der Sohn nach Hauſe kommt, fragt er zuerſt nach ſeiner Frau und ſucht ſie vergebens im ganzen Hauſe. Da geſteht endlich die Mutter, ſie habe ihr den Schlüßel der Kiſte vertraut und ſeitdem nichts mehr von ihr geſehen. Da ſah er gleich, er habe ſie verloren und gerieth in ſolche Verzweiflung, daß er ſich faſt ein Leid gethan hätte. Traurig geht er zu Bette; am Morgen aber, nach einer ſchlafloſen Nacht, findet er am Spiegel geſchrieben, wenn er ſie wieder haben wolle, müße er ſie auf dem gläſernen Berg

erlöſen. Nun wuſte er nicht, wo der gläſerne Berg wäre und Niemand konnte es ihm ſagen. Endlich denkt er, ich will nur wieder auf das groſse, ſtille Waſſer zugehen, wo ich ſie gefunden habe: vielleicht höre ich da von ihr Kunde. Wie er ſich nun auf den Weg macht und eine Strecke gegangen iſt, liegt da eine groſse prächtige Feder zu ſeinen Füſsen. Er hebt ſie auf und kommt damit an das Waſſer; findet aber wieder kein Schiff und ſieht auch weit und breit keinen Menſchen. Nur ein groſser Vogel fliegt am Ufer hin und her. Da denkt er, was mag dem armen Vogel ſein? Er geht hinzu und fragt ihn, ob er vielleicht ſeine Feder ſuchte? hier wäre ſie. Da freut ſich der Vogel, läſst ſich die Feder wieder in ſeinen Schwanz ſtecken und fliegt dann ſtolz am Himmel umher in weitem Bogen. Als er zurück iſt, fragt er Wilhelm. Warum biſt du an das ſtille todte Meer gekommen; willſt du vielleicht hinüber? Ja, ſagt Wilhelm, das möchte er wohl. Da hebt ihn der Vogel auf und fliegt mit ihm hinüber. Wie er nun drüben iſt, ſteht er vor einem groſsen Berg, der war von lauter Glas. Da ſagt der Vogel: Nun werde er wohl auch gern auf den Berg wollen. Ja, ſagt Wilhelm, das wär ihm wohl lieb. Da bringt ihn der Vogel auch noch auf den Berg und ſagt ihm, nun ſollte er grade fortgehen bis er an eine Hütte käme: da möchte er klopfen und wenn ihm aufgethan würde, um Arbeit fragen. Der Vogel ſetzt ihn nieder und fliegt fort; er aber geht weiter bis er an die Hütte kommt. Wie er anklopft, thut ihm ein altes Weib auf und fragt was

ſein Begehren ſei. Ob er hier Arbeit fände? Ja, ſagt das alte Weib, Arbeit ſollte er haben. Sogleich geht ſie mit ihm in einen großen Wald, giebt ihm ein gläſern Beil und zeigt ihm wohl hundert Bäume, die ſollte er alle umbauen: wenn er das vor Abend nicht fertig brächte, drehe ſie ihm den Hals um. Da macht er ſich gleich ans Werk; aber beim erſten Schlag ſpringt ihm das Glasbeil entzwei. Nun ſitzt er da in großer Noth und Betrübniſs bis zu Mittag: da kommt ein junges Mädchen, ihm Eſſen zu bringen. Als die ſieht, daß er ſo traurig da ſitzt, fragt ſie was ihm fehle. Da erzählt er, das alte Weib habe ihm befohlen, alle dieſe Bäume umzubauen; aber beim erſten Schlage ſei ihm das gläſerne Beil entzweigeſprungen. Das Mädchen ſagt, darüber ſollt er nicht traurig ſein, ſondern ſich das Eſſen wohl ſchmecken laßen und ſich hernach ein wenig ſchlafen legen. Er konnte aber vor Angſt nicht viel eſſen und hernach auch nicht einſchlafen; doch ſchloß er die Augen und ſtellte ſich als ob er ſchliefe. Als er ſie aber wieder aufthut, ſieht er, daß der ganze Wald abgehauen iſt. Da denkt er: das hat gut gegangen, nun wirſt du wohl durchkommen, und geht fröhlich nach der Hütte. Wie er dahin kommt, ſteht die Alte vor der Thüre und fragt: ob er die Arbeit verrichtet hätte. Ja, ſagt er, die wär gethan. Da ſagt die Alte, ſie wolle nachſehen ob Alles in Ordnung wär und ihm dann morgen ein ander Stück Arbeit geben. Als ſie nun nachgeſehen hat, ſagt ſie, es wär gut; für heute könnte er ſchlafen gehen. Am andern Morgen ſchüttet ſie Korn,

Weizen und Haſer durch einander, und kommt dann an ſein Bette und heißt ihn das Alles wieder aus einander leſen, jedes auf Einen Haufen. Er giebt ſich gleich an die Arbeit, kommt aber nicht vorwärts; als es Mittag war, hatte er noch keine Handvoll von jedem Theil beiſammen. Da ſetzt er ſich ermüdet nieder und blickt traurig vor ſich hin. Als nun das Mädchen kommt und bringt ihm zu eſſen, ſieht ſie ihn da ſitzen und fragt, warum er ſo traurig wär. Er ſagt, die Alte hätte ihm befohlen, das Alles vor Abend aus einander zu leſen; das wär doch unmöglich. Darüber ſollt er nicht traurig ſein, ſagt das Mädchen, ſondern ſich das Eſſen wohl ſchmecken laßen und ſich hernach ein wenig ſchlafen legen. Da aß er erſt und es ſchmeckte ihm dießmal ein wenig beßer; dann legte er ſich ſchlafen und als er wieder aufwachte, ſah er, daß jedes Häufchen für ſich lag und Alles gehörig geſondert war. Da denkt er, das hat gut gegangen, nun wirſt du wohl durchkommen, und geht fröhlich nach Hauſe. Als er heimkommt, ſteht die Alte vor der Thüre und fragt, ob die Arbeit fertig wäre. Ja, ſagt er, es ſei Alles geſchehen. So wolle ſie nachſehen, ſagt ſie; wenn ſie zufrieden wäre, ſollte er morgen ein ander Stück Arbeit haben; für heute könnt er ſchlafen gehen. Am andern Morgen weckt ſie ihn und geht mit ihm hinaus aufs Feld: da zeigt ſie ihm zwei Bäche, die neben einander trieben. Den einen ſollte er in den andern ausſchöpfen bis nichts mehr darin wäre. Er giebt ſich auch gleich fleißig ans Schöpfen; als er aber drei bis vier Stunden gearbeitet hat, iſt des

Waſſers in dem Bach noch nicht weniger geworden. Ermüdet ſetzt er ſich nieder und blickt traurig vor ſich hin. Zu Mittag bringt ihm das Mädchen das Eſſen und als ſie ihn da ſitzen ſieht, fragt ſie, warum er ſo traurig wäre. Er ſagt, ihm ſei befohlen, den einen Bach in den andern auszuſchöpfen; er hätte auch ſchon fleißig gearbeitet, aber ſo gut als gar nichts ausgerichtet. Da ſagt das Mädchen, darüber ſollt er nicht traurig ſein, ſondern ſich das Eſſen wohl ſchmecken laßen und ſich hernach ein wenig ſchlafen legen: ſo wolle ſie die Arbeit für ihn thun. Morgen aber bekäme er eine Arbeit von der Alten, die würde ſchwerer ſein als dieſe. Er müße nur wißen, daß ſie ſeine Gemahlin ſei, die er hier auf dem Glasberg erlöſen ſollte. Wenn er ſie nun morgen aus dreihundert Frauen, die ſich alle gleich ſähen, herausfände, ſo wär er frei und hätte die Erlöſung vollbracht; könnte er das aber nicht, ſo wär es ihr beider Unglück. Er ſollte aber die Reihe zwei- oder dreimal auf und abgehen bis er fühlte, daß er mit einer Nadel geſtochen würde; daran möchte er ſie erkennen. Da gieng er fröhlich nach Hauſe und ſagte der Alten, die an der Thüre ſtand, die Arbeit ſei geſchehen. So wolle ſie nachſehen, ſagt ſie, ob das auch wahr ſei. Da geht ſie hin und ſieht nach, und als ſie zurückkommt, ſagt ſie, für heute möcht er ſchlafen gehen, morgen aber wollte ſie ihm neue Arbeit geben. Am andern Morgen kommt ſie ihn zu wecken und führt ihn in einen großen Saal. Da waren wohl dreihundert ſchöne Frauen; eine ſah aus wie die andere: da ſollte er ſeine Gemahlin

herausſuchen. Da fängt er an und geht durch die Reihen auf und ab und das alte Weib immer hinter ihm drein. Als er nun ſchon zweimal auf- und abgegangen iſt und ſich das drittemal wieder umwenden will, fühlt er ſich heftig in die Bruſt geſtochen. Sogleich kehrt er ſich um, faßt die nächſte und zieht ſie an ſeine Bruſt und küſst ſie. In demſelben Augenblick gab es ein fürchterliches Donnern und Krachen in dem Saal: das alte Weib war in tauſend Stücke auseinander geſprungen und der Glasberg verſunken; an ſeiner Stelle aber ſah er eine ganze Stadt zum Vorſchein kommen, die wimmelte von Menſchen. Er ließ ſich das aber Alles nicht angehen, ſondern nahm ſeine Gemahlin bei der Hand und gieng mit ihr dem Meere zu. Wie er dahin kommt, iſt es nicht mehr ſtill und todt, ſondern große Schiffe und kleine Kähne ſchaukelten darauf umher, Fiſcher warfen ihre Netze aus, Mühlen hämmerten, Waaren wurden aus- und eingeladen und allerlei Gewerbe getrieben. Da ließen ſie ſich überſchiffen und kamen bald wieder in ihre Heimat, wo ſie wohl empfangen wurden und das alte Leben fröhlicher fortſetzten.

Nach einiger Zeit hörte man ſagen, der König, der auf dem Glasberg verzaubert geweſen, habe Briefe ausgehen laßen und ſeinem Erlöſer Reich und Krone verheißen, wenn er ihm ſeine Tochter wieder zuführe. Das Schreiben kam auch zu Wilhelm, er zeigte es ſeiner Frau und ſie erkannte gleich, daß es ihr Vater ſei. Sogleich beſchließen ſie, zu ihm zurückzukehren, nehmen Urlaub von den Eltern und treten die Reiſe an. Als ſie an das große Waßer kommen, iſt ſchon ein Schiff

in Sicht; ſie müßen aber warten bis es landet. Unterdes ſieht Wilhelm einen Todten am Ufer liegen und zwei Männer beſchäftigt, ihn zu ſchlagen. Er geht hinzu und fragt, warum das geſchehe. Da ſagt man ihm, der Todte hätte nichts als Schulden hinterlaßen und würde nun ſo lange geſchlagen bis ſich Jemand fände, der für ihn bezahlte. Er fragt, wie viel denn die Schuld betrage: da nennt man ihm eine große Summe. Die bezahlt er ſogleich und legt noch ſo viel hinzu, daß der Todte ehrlich begraben werden konnte. Inzwiſchen kommt das Schiff heran: er miethet es und es findet ſich, daß ihm gerade noch ſo viel übrig geblieben iſt als die Miethe beträgt. Wie ſie ſchon eingeſtiegen ſind, kommen zwei Officiere und fragen den Schiffer, ob ſie mitfahren könnten. Der Schiffer bittet Wilhelm es zu geſtatten, und dieſer giebt ſeine Einwilligung. Die Officiere erkannten aber die Königstochter, denn ſie hatten in ihres Vaters Dienſten geſtanden. Nun verdroß es ſie ſehr, daß ein Fremder ſie erlöſt haben und mit ihrer Hand das Königreich erwerben ſollte. Als ſie nun eine Weile gefahren ſind, gehen ſie eines Abends mit Wilhelm auf dem Verdeck ſpazieren und ſtoßen ihn unverſehens über Bord. Der Königstochter, die ſie allein in der Kajute finden, ſagen ſie, ihr Begleiter ſei durch Zufall ins Waßer geſtürzt. Sie würden ſie aber ſogleich ermorden, wenn ſie nicht eidlich gelobte, ihrem Vater zu ſagen, Sie wären es, die ſie vom Glasberg erlöſt hätten. Da muß ſie es endlich geloben. Als nun das Schiff landet, gehen ſie mit ihr auf das Schloß,

bringen dem König ſeine Tochter zurück, geben ſich für die Erlöſer aus und fordern den verheißenen Lohn. Der König iſt voller Freude, ſeine Tochter wiederzuſehen und fragt ſie, ob ſie ſchon zwiſchen ihren Erlöſern gewählt habe. Sie verneint das, auch war ſie ihnen beiden herzlich gram; ſie durfte aber ihrem Vater nichts ſagen, nicht einmal, warum ſie ſo traurig ſei. Sie hielt ihren Wilhelm für todt; der war aber nicht ertrunken: ein Geiſt hatte ihn aufs Trockene gezogen und geſagt, Er wäre der Todte, deſſen Schulden er bezahlt und ihm ein ehrliches Begräbniſs erkauft hätte. Jetzt ſollte er nun gleich vor das königliche Schloſs gehen und ſich in dem Wirthshaus gerade gegenüber einmiethen; wenn dann der König mit ſeiner Tochter an ihm vorübergienge und ihn am Fenſter ſähe, werde ſich das Weitere ſchon finden. Das thut Wilhelm und erhält ein Zimmer mit der Ausſicht nach dem königlichen Schloſs. Da fragt eines Tags der König ſeine Tochter, ob ſie nicht mit den beiden Officieren ſpazieren gehen wolle: die friſche Luft müſte ihr gut thun; ſie wär ja immer ſo traurig. Da ſagt ſie, mit Ihm wolle ſie wohl gehen, aber mit jenen beiden nicht, ſo weit wär ſie noch nicht mit ihnen. Da nimmt der König ſeine Tochter an den Arm und geht mit ihr aus dem Schloſse, als eben Wilhelm in dem Wirthshaus gegenüber im Fenſter liegt. Als ſie da vorbeikommen, ſieht die Königstochter hinauf, erkennt ihren Gemahl und fällt vor Freuden in Ohnmacht. Der König ſucht ſie wieder zu ſich zu bringen, was ihm auch bald gelingt. Da fragt er, was ihr die Ohnmacht zugezogen

habe. Sie ſagt, der junge Mann da oben im Fenſter wär ihr ſo bekannt vorgekommen. Darauf geben ſie weiter; als ſie aber auf der Heimkehr vom Spaziergang wieder an dem Wirthshaus vorbeikommen, wo Wilhelm noch im Fenſter liegt, fällt ſie aufs Neue in Ohnmacht. Der Vater bringt ſie wieder zu ſich und fragt auch dießmal, was ihr die Ohnmacht verurſacht habe: er erhält aber nur wieder dieſelbe Antwort wie zuvor; mehr durfte ſie ihm ihres Eides wegen nicht ſagen. Sogleich läßt der König den Fremden allein zu ſich rufen und fragt ihn, Wer er wäre. Da erzählt er ſeine Schickſale und offenbart Alles. Der König fragt, ob er ein Wahrzeichen vorzulegen hätte? Ja, ſagt er, und zieht einen Ring hervor und ein Tuch, das ſie ſelber geſtickt hatte. Der König erkennt den Ring und ruft gleich ſeine Tochter herein. Da fällt ſie dem Fremden um den Hals, herzt und küßt ihn und beſtätigt alle ſeine Ausſagen, denn ſie hielt ſich ihres Eides entbunden, da die Wahrheit ohne ihr Zuthun ans Licht gekommen war. Der König ließ ſogleich ein großes Gaſtmal rüſten, zu dem er auch die beiden Officiere lud; heimlich aber befahl er, alle Ausgänge mit Wachen zu beſetzen. Die Officiere meinten, die Königstochter ſollte heute zwiſchen ihnen beiden wählen und fanden ſich unbeſorgt ein. Ueber Tiſch ſchlug nun der König ein Spiel vor: ein Jeder ſollte der Reihe nach eine Geſchichte erzählen. Er ſelber hub der Erſte an und erzählte, wie ſein Königreich durch einen böſen Zauberer verwünſcht geweſen, wie er aber jetzt ſein Reich und ſeine Tochter wieder erlangt habe.

Darauf erzählten die beiden Offiziere ein Langes und Breites, wie ſie es angeſtellt hätten, das Reich und die Königstochter zu erlöſen, und wie einer von ihnen ſie zur Gemahlin haben und König werden ſollte. In dieſem Augenblick trat Wilhelm in den Saal. Die Officiere erſchraken und gaben ihre Sache verloren: als ſie ſich aber hinaus ſchleichen wollten, ſtreckten die Wachen die Hellebarden vor und wehrten den Ausgang. Nun hub Wilhelm an und erzählte von den drei Vögeln, die ſich in Mädchen verwandelt hätten; von dem Rabenal, das ihm die Eine zur Gemahlin erworben, wie er ſie aber wieder verloren und dann auf dem Glasberg hätte erlöſen ſollen; von den Arbeiten, die ihm auferlegt worden, von dem alten Weibe, die in Stücke zerſprungen, von dem Todten, der miſshandelt worden ſei und zuletzt wie ihn die Officiere über Bord geſtoßen, der Geiſt des Todten aber wieder ans Land gezogen hätte. Zugleich legte er die Wahrzeichen vor, welche von der Königstochter anerkannt wurden. Als er zu Ende war, ſetzte er ſich neben ſeine Gemahlin auf den Platz, der bis dahin zwiſchen ihr und dem König für den Bräutigam leer geblieben war. Noch einmal verſuchten jetzt die Officiere zu entfliehen; aber wieder verſperrten die Hellebarden den Ausgang. Da fragte der König ſeine Tiſchgenoßen, was den beiden Verrätern für Strafe gebühre. Da ward das Urtheil gefunden, ſie ſollten im Gefängniſs zu Tode hungern. Da ließ der König ſie greifen und das Urtheil vollſtrecken; Wilhelm aber erhielt zu der Königstochter auch das Reich.

66. Der würdige Sohn.

Ein König hinterließ vier Söhne, die ſich um die Nachfolge im Reiche ſtritten. Jeder wollte allein König werden, um ſeinen Brüdern keinen Antheil an der Herrſchaft, noch einen Theil des Reiches gönnen. Da verſammelten ſich die Großen des Landes und beriethen ſich, welchem von den vier Söhnen die Krone gebühre. Zuletzt wurden ſie einig, nicht der älteſte, ſondern der würdigſte ſolle ſeinem Vater im Reiche folgen. Auf den Rath eines alten Mannes beſchloßen ſie dann in einer geheimen Sitzung, den Leichnam des ſeligen Königs aus ſeinem Grabe zu nehmen und die Söhne aufzufordern, nach ihm zu ſchießen, indem beſchloßen ſei, derjenige ſolle das Reich erben, welcher ſich als der beſte Schütze bewähre. Das geſchah, der Leichnam ward an einen Baum befeſtigt und die vier Söhne mit Pfeil und Bogen davor geſtellt. Als nun der erſte ſchoß, traf er die rechte Hand des Königs und frohlockte laut, denn er meinte nicht, daß ſeiner Brüder Einem ein beßerer Schuß gelingen werde. Da ſchoß der zweite und traf den Todten mitten ins Angeſicht: dieſer ſchrieb ſich den Sieg mit noch größerer Zuverſicht zu. Als aber der dritte zum Schuße kam, durchbohrte

ſein Pfeil des Todten Herz. Da glaubte er das Spiel gewiſs gewonnen zu haben, denn ein beſſerer Schuß wär unmöglich. Nun war aber noch der vierte übrig. Als der an das Ziel geſtellt wurde und den Leichnam anſah, traten ihm die Thränen in die Augen: Weh mir, rief er, mein Vater, daß ich deinen Leichnam von deinen eigenen Söhnen verwundet ſehen muß! Damit warf er Pfeil und Bogen fort und erklärte, nicht ſchießen zu wollen. Da liefen die Fürſten des Landes hinzu, hoben ihn auf ihre Schultern und riefen ihn zum König aus; das Volk jauchzte ihm zu und ſo ward er als der wahre Erbe des Reichs auf den Thron ſeines Vaters geſetzt; die drei andern aber ſprach man ihrer Ehren und Rechte verluſtig und jagte ſie aus dem Lande.

67. Zwiebeln und Knoblauch.

Das iſt Zwiebeln für Knoblauch, ſagt man wohl in Köln von einer nicht ſonderlich einträglichen Spekulation. Die Redensart erklärt ſich aus folgender Geſchichte. Ein Kaufmann kam auf den Einfall, ein ganzes Schiff mit Zwiebeln zu befrachten und nach den überſeeiſchen Landen damit zu fahren, die man erſt jüngſt entdeckt hatte. Wirklich fuhr er damit in ein Land, wo man noch keine Zwiebeln kannte, die neue Frucht aber ſo wohlſchmeckend befunden wurde, daß man ihm ſeine Zwiebeln mit Gold aufwog. Nach einiger Zeit wollte ein anderer Kaufmann das nachahmen, aber nicht mit Zwiebeln, ſondern mit Knoblauch. Er belud alſo ein Schiff mit dieſer Frucht und fuhr nach dem Lande, wo die Zwiebeln ſo gut bezahlt worden waren. Da fand denn auch der Knoblauch noch viel mehr Beifall als vorher die Zwiebeln und der Kaufmann hoffte ein noch beſſeres Geſchäft zu machen als ſein Vorgänger. Weil man aber das Gold für viel zu gering hielt, eine ſo köſtliche Waare zu bezahlen, belud man ſein Schiff mit dem, was man für koſtbarer hielt als Gold. Wie er nun zuſah, was er geladen hatte, da waren es Zwiebeln.

68. Drei Urtheile.

Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher. Da gieng der arme zu dem reichen, und bat, damit er ſein Feld umackern könne, ihm doch ein Pferd zu leihen. Der reiche lieh ihm das Pferd, gab ihm aber kein Geſchirre dazu. Da band der arme den Pflug an des Pferdes Schweif; als er aber einigemal auf- und abgepflügt hatte, gieng dem Pferde der Schweif aus. Er brachte es ſeinem Bruder wieder: dieſer wollte es aber nicht annehmen, ſondern verlangte ein anderes von gleichem Werthe dafür. Wenn er ihm das nicht ſchaffe, werde er ihn verklagen.

Der arme Mann gieng traurig hinweg und kam an ein Wirthshaus. Er hatte Hunger, aber kein Geld; indes zog ihn der Geruch der Speiſen ſo ſtark an, daß er hinein gieng, ſich daran zu laben. Als er aber in die Wirthsſtube kam, ſtürzte er vor Erſchöpfung nieder und fiel des Wirthes Kind, das am Boden ſpielte, zu Tode. Der Wirth drohte, ihn deshalb zu verklagen. Traurig und mit leerem Magen verließ der arme Mann das Haus.

Sein Weg führte ihn über eine Brücke, unter welcher zwei Fischer, Vater und Sohn, ihre Netze auswarfen. Indem er ihnen zusah, sank er aufs Neue in Ohnmacht, fiel von der Brücke herab und schlug den alten Mann zu Tode. Sogleich gieng der Sohn und verklagte ihn.

Als er nun vor Gericht kam, nahm er drei Tücher und band in jedes einen Stein. Als nun die erste Sache zur Verhandlung kam, und der Richter ihn fragte, was er auf seines Bruders Klage zu erwiedern hätte, zeigte er dem Richter das Tuch und erzählte dann, wie es gekommen sei, daß er den Pflug dem Pferd an den Schwanz gebunden hätte. Der Richter meinte, der Verklagte hätte ihm einen Beutel Geld gezeigt: da entschied er den Handel dahin, der reiche Bruder solle dem armen das Pferd so lange laßen bis ihm der Schwanz wieder gewachsen wäre.

Als er nun wegen des Kindes verhört wurde, zeigte er dem Richter das andere Tuch und erzählte, wie er vor Hunger umgefallen sei und das Kind erschlagen habe. Da entschied der Richter, der Wirth möge ihn in die Kost nehmen, damit er nicht wieder vor Hunger umfiele.

Nun kam die Sache wegen des alten Fischers an die Reihe. Da zeigte er dem Richter das dritte Tuch und erzählte, wie er ohnmächtig von der Brücke gefallen sei und den alten Fischer erschlagen habe. Da fiel das Urtheil dahin aus, der Verklagte habe sich unter die Brücke in den Nachen zu legen und der Sohn des Fischers möge ihn dann von der Brücke herab gleichfalls zu Tode fallen.

Als die Sitzung aufgehoben war, rief der Richter den Armen bei Seite und verlangte das Geld, das er ihm gezeigt hätte. Da band er die drei Tücher auf und zeigte, daß kein Geld darin sei, sondern ein Stein. Da fragte der Richter, ob er ihm denn habe drohen wollen, ihn mit dem Steine zu werfen, wenn er nicht zu seinen Gunsten entschiede. Nein, sagte der Arme; aber er leide seit einiger Zeit am Stein, und da hätte er nur sein Mitleid in Anspruch nehmen wollen. Der Richter lachte und hieß ihn nach Hause gehen.

69. Der Katze die Schelle anhängen.

Thiermärchen

Die Mäuſe hielten einmal eine Volksverſammlung, um ſich zu berathen, wie ſie den Nachſtellungen der Katzen entgehen ſollten. Da war aber guter Rath theuer und vergebens rief der Vorſitzer die erfahrenſten Männer der Gemeinde auf, bis endlich ein junger Mäuſerich zwei Finger emporſtreckte und um die Erlaubniſs bat zu ſprechen. Als dieſem nun das Wort gegeben ward, hub er an und ſprach: Ich habe lange darüber nachgedacht, warum uns die Katzen ſo gefährlich ſind. Das liegt nicht ſowohl an ihrer Geſchwindigkeit, von der ſo viel Weſens gemacht wird: würden wir ſie zur rechten Zeit gewahr, ſo wären wir wohl behende genug, in unſer Loch zu entſpringen ehe ſie uns etwas anhaben könnten. Ihre Ueberlegenheit liegt vielmehr in ihren ſammtenen Pfoten, hinter welchen ſie ihre grauſamen Krallen ſo lange zu verbergen wiſſen bis ſie uns in den Tatzen haben. Denn da wir den Schall des Katzentritts nicht vernehmen, ſo tanzen und ſpringen wir noch unbeſorgt über Tiſch und Bänke, wenn der Todfeind ſchon hervorſchleicht und den Buckel zum Sprunge krümmt, uns zu haſchen und zu

würgen. Darum iſt meine Meinung, man müße der Katze eine Schelle anhängen, damit ihr Schall uns ihre Nähe verkünde bevor es zu ſpät iſt. Dieſer Vorſchlag fand ſo großen Anklang, daß er alsbald zum Beſchluß erhoben ward. Es fragte ſich jetzt nur noch, Wer es übernehmen ſolle, der Katze die Schelle anzuhängen. Der Vorſitzer meinte, hierzu werde Niemand geeigneter ſein, als derjenige, der ſo ſchlauen Rath erdacht habe. Da gerieth der junge Mäuſerich in Verlegenheit und ſtotterte die Entſchuldigung heraus, hiezu ſei er zu jung, er kenne die Katze nicht genug: ſein Großvater, der ſie beſſer kenne, werde dazu geſchickter ſein. Dieſer erklärte aber, eben weil er die Katzen zu gut kenne, werde er ſich wohl hüten, einen ſolchen Auftrag zu übernehmen. Auch ſonſt wollte ſich Niemand hierzu verſtehen und ſo blieb der Beſchluß bis auf dieſen Tag unausgeführt und die Herrſchaft der Katzen über die Mäuſe ungebrochen.

70. Die drei Wünſche.

In alter Zeit ward einmal in einem Dorfe eine neue Kirche gebaut, die heute noch ſtehen ſoll. Da war nun ein armer Mann, der hatte ſich redlich geplagt manches Jahr, war aber immer ſo arm geblieben wie eine Kirchenmaus. Er hatte zehn Kinder und oft nicht ein Stückchen Brot im Hauſe. Gar gerne hätte er aber doch auch ſein Scherflein zum Baue der Kirche beigetragen, wenn er nur gewuſt hätte, wo hernehmen.

Als nun die Reichen mit Wagen und Karren die Steine zum Baue der Kirche herbeifuhren, ſprach der arme Mann bei ſich ſelbſt: „Was ſoll ich Armer thun? Ich habe nicht Karren, ich habe nicht Pflug!“ Da kam es ihm in den Sinn: Ich will die Hotte nehmen und des Nachts, wenn Alles ſchläft und ruht, die Steine zum Kirchenbau herbeitragen. Und ſo that er.

Wie er nun ſo in der Nacht hantierte, trat ein altgrau Männchen zu ihm und fragte: Was macht ihr ſo ſpät hier, guter Freund? Ach, ſagte der Arme, ich habe nicht Karren, ich habe nicht Pflug, und möchte doch auch gern zum Kirchenbau beiſteuern; darum nehm ich die Hotte und trage Steine herbei, wenn Alles ſchläft und ruht. Da ſprach das Männchen

zu ihm: Nun, das soll dir nicht unbelohnt bleiben. Ich gebe dir dreier Wünsche Gewalt. Der arme Mann bedachte sich und sprach: So wünsche ich mir, wenn ich sterbe, den Himmel und die ewige Seligkeit; für dieses Leben aber die alte Kiste voll Geld, die auf dem Speicher steht, daß sie nie leer wird. Sonst brauch ich nichts: den Himmel und das Geld. Aber das Männchen sprach: Dein Haus ist klein und fällt bald ein; wer weiß, ob dus erlebst, daß du ein neues baust. Thu also noch Einen Wunsch. Nun gut, sagte der arme Mann, so wünsch ich mir das Haus noch einmal so groß. Das ist dir Alles gewährt, sagte das Männchen und verschwand.

Als er nun heim kam, war das alte Haus verschwunden und ein anderes, noch einmal so groß, stand an der Stelle. Dabei war die alte Kiste voller Goldstücke und füllte sich immer wieder von Neuem. Er lebte nun im Glücke vergnügt und froh, und vergaß auch der Armen und der Gotteshäuser nicht.

Was sich begeben hatte, war im Dorfe kein Geheimniss geblieben, Jung und Alt sprach davon. Da hörte es auch ein reicher Mann, der ein rechter Werwolf war: er hatte mehr als er brauchte und doch nicht genug. Wenn es mir auch so glückte, dachte er, und nahm die Hotte und trug, weil Alles schlief und ruhte, Steine zum Bau der Kirche herbei. Da kam alsbald ein altgrau Männchen zu ihm und sprach: Freund, was machst du hier so spät? Da sprach der reiche Mann: Ich nehme die Hotte und trage Steine herbei, wenn Alles schläft und ruht. Dann hast du, sprach das Männchen zu ihm, dreier

Wünſche Gewalt. Der reiche Mann hatte ſich ſchon im Voraus darauf bedacht und ſprach: So wünſche ich zum Erſten meinem alten Gaul zwei Augen hell und klar; die Ehre, die beiden andern Wünſche zu thun, will ich meinem Eheweib vorbehalten. Gut, ſagte das Männchen, eure Wünſche ſind euch gewährt. Als der reiche Mann nun nach Hauſe kam, gieng er gleich in ſeinen Stall; da ſtand ſein alter ſchelet Gaul und hatte zwei Augen hell und klar. Nun gieng er ins Haus zu ſeiner Frau und ſagte: Ich hatte dreier Wünſche Gewalt: der erſte Wunſch iſt gethan: unſer alter ſchelet Gaul hat wieder Augen hell und klar. Die Ehre, die beiden andern Wünſche zu thun, hab ich dir, mein Eheweib, vorbehalten. Da ſprach das Eheweib ganz erzürnt: Wünſchteſt du dem alten ſchelen Gaul zwei Augen hell und klar, ſo wollt ich, daß du Narr gleich gäbſt ſchel (ſchel würdeſt). Kaum hatte das Eheweib den Wunſch ausgeſprochen, ſo war ihr Mann ſo ſchel, wie der alte Gaul geweſen war. Das verdroß den Ehemann ſo, daß er nun den letzten Wunſch that und zu ſeinem Eheweib ſprach: Weiſt du ſonſt nichts zu wünſchen, du albern Ding, ſo wünſch ich, daß du gleich „gäbſt blind.“ Und ſo geſchah es, und das war ihr Lohn.

71. Das volle Geſicht.

Ein Marktſchreier und Zahnbrecher kam mit ſeinen Theriakbüchſen in einen Marktflecken, gab ſich für einen Doctor aus und berühmte ſich großer Arznei und Kunſt. Eine reiche alte Bäuerin daſelbſt, die an böſen Augen litt, forderte dieſen Arzt zu ſich und ward mit ihm um den Lohn einig, jedoch mit dem Beding, daß ſie ihm nichts zu geben brauchte bevor ſie ihr volles Geſicht wieder erlangt hätte. Er durfte Solches, um ſeine vorgegebene Kunſt nicht in Zweifel zu ſtellen, nicht abſchlagen, traute ſich jedoch ſelber nicht allzuviel und gedachte ſich darum bei Zeiten vorzuſehen, daß er zu ſeinem Lohn käme. Da ließ er das Weib in eine finſtere Kammer legen, ſalbte ihr täglich mit einem Schmer die Augen, deckte ſie ihr mit Pflaſtern völlig zu und ſo oft er von ihr gieng, ließ er jetzt einen Keßel, dann eine Pfanne oder Tiegel, jetzt Kleider, dann Leinwand oder ſonſt dergleichen mit ſich heim gehen. Was geſchieht? Die Frau ward wider ſein Erwarten geſund und wohlſehend. Alsbald kommt der Arzt, ſein verheißenes Geld zu verlangen, da er ſie geſund gemacht hätte, wie er Solches vor Allen erweiſen wollte, denen ihr Mangel vorhin bekannt

geweſen. Es iſt nicht alſo, antwortete die alte Frau: ich habe mein volles Geſicht keineswegs wieder erlangt wie bedungen worden, vielmehr ſehe ich jetzt viel ſchlimmer denn zuvor, denn ehe ich mich eurer gefährlichen Kunſt vertraute, ſah ich noch mit rothen und dunkeln Augen überall viel Kleider und Hausrath, Keſſel und Tiegel; jetzt aber ſehe ich mit den hellen nur die leeren Räume. Obgleich nun nicht eure Kunſt, ſondern Gott mich geſund gemacht hat, ſollt ihr doch, wenn ihr Alles, was ihr mir entwendet habt, wieder an ſeinen Ort bringt, nach der Abrede bezahlt werden. Als der Schalk das hörte, trollte er ſich hinweg und ſoll noch wieder kommen.

72. Gottes Wille geſchieht.

Ein König ritt mit ſeinem Geſind auf die Jagd und fand einen Hirſch, dem ſetzte er nach. Und der Wald war finſter und ein dichter Nebel ſtieg auf. Der König verlor den Hirſch aus den Augen und dazu ſein Geſinde. Da ſuchten ſie den Herrn an ihrem Theil und er ſie an dem andern und fanden ſich nicht. Wie er nun allein in der Irre ritt, überfiel ihn die Nacht, daß er nicht wuſte, wohin er ſich wenden ſollte. Endlich ſah er ein Licht in der Ferne: da ſpornte er ſein Roſs und kam zu einem kleinen Waldhäuschen und klopfte an, ſich Herberge zu erbitten. In dem Häuslein wohnte ein Förſter, der den Herren nie geſehen hatte: er fragte alſo wer er wäre, und wohin er ſo ſpät noch gedächte. Da ſprach er: Ich bin ein ſchlichter Edelmann, der ſich im Walde verirrt hat; darum bitte ich euch, mich dieſe Nacht zu behalten. Der Förſter antwortete: In Gottes Namen, gebt herein; was ich habe theil ich gern mit euch. Da nahm er ſein Roſs und ſtellte es in den Stall, deckte den Tiſch und trug das Beſte auf was er hatte. Im Geſpräche fragte der König, wer Herr des Waldes wäre. Jener antwortete: Der König, und ich bin ſein Förſter.

Ich gäb euch gern ein gutes Bette, aber mein Weib liegt in Kindesnöthen, da bedarf ſie ſelbſt des einzigen das ich habe. Nach dem Eſſen, als es Schlafenszeit ward, bettete er dem Herrn in einem Stall und nach dem erſten Schlaf hörte der König eine Stimme, die ſprach: Dieſe Nacht wird ein Kind geboren, das nach dir König ſein wird. Und dieſe Stimme hörte er dreimal. Der König erſchrak und gedachte bei ſich: es wird doch nicht des Förſters Kind ſein, das nach mir regieren ſoll; das wollt ich zu verhindern wiſſen. Wie er ſo dachte, vernahm er die Stimme eines neugeborenen Kindes und erſchrak noch mehr, und gedachte: wenn es ein Knabe iſt, den ſie geboren hat, ſo iſt kein Zweifel, die Stimme meint des Förſters Kind. Das ſoll aber nicht geſchehen, daß eines gemeinen Mannes Sohn mir im Reiche folge. Als der Morgen kam, ſtand er auf, zog ſein Roſs aus dem Stalle, berief den Förſter und ſprach zu ihm: Ich bin dein Herr, der König. Der Förſter erſchrak und bat um Gnade, daß er ihm nicht mehr Ehre bewieſen und ihn die Nacht im Stalle hätte ſchlafen laſſen. Der König ſprach: Fürchte dich nicht, ich danke dir, daß du mir in der Noth Herberge gegeben haſt. Sage mir, hat dein Weib dieſe Nacht ein Kind gewonnen? Er antwortete: Ja, ſie hat einen Knaben geboren. Der König ſprach, ſo zeige mir das Kind. Er brachte es und der König ſah es ſcharf an und gewahrte ein Mal an ſeiner Stirne; das merkte er ſich wohl und ſprach zu dem Förſter: Das Kind will ich erziehen und an Sohnesſtatt annehmen. Nach ſechs Wochen werde ich nach

ihm senden. Der Förster sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß ihr mir mein Kind erzieht; aber Gott vergelt es euch, daß ihr euch also demüthigt. Darüber kam des Königs Jagdgesinde und begleitete ihn heim in sein Schloß. Nach sechs Wochen berief der König drei seiner geheimsten Diener und sprach: Reitet zu dem Förster, bei dem ich die Nacht im Walde zubrachte und holt das Kind, dessen seine Frau in jener Nacht genas und wenn ihr in den Wald kommt, so tödtet es heimlich und bringt mir sein Herz. Das gebiet ich euch bei euerm Leben. Die Diener sprachen: Herr, euer Wille soll geschehen. Da ritten sie zu dem Förster in den Wald und baten ihn um das Kind: sie wollten es dem König bringen, daß es erzogen würde: und der Förster gab es ihnen. Wie sie nun durch den Wald ritten und eine fügliche Statt gefunden zu haben meinten, das Kind zu tödten nach des Königs Gebot, setzten sie es auf die Erde und wollten es umbringen. Aber das Kind lächelte sie an und hob die Händchen zu ihnen auf. Da sprach Einer: Ach wie große Sünde wär es, wenn wir das Kind tödteten, das so schön und unschuldig ist. Da sprachen auch die andern: Wir wollen es nicht tödten; laßt uns nur bedenken, wie wir es am Leben erhalten und es doch vor dem König verantworten. Einer sprach: Hier im Walde laufen viel junger Sauen: laßt uns eine tödten und das Herz dem König bringen für des Kindes Herz. Dem Rathe folgten sie, legten das Kind auf einen Baum am Wege, wo es leicht gefunden werden mochte und brachten des Frischlings Herz dem König.

Da nahm es der, warf es ins Feuer und sprach: Nun will ich sehen ob du nach mir regieren wirst. An demselben Tage aber, wo das Kind auf den Baum gelegt ward, ritt ein Graf in den Wald jagen mit seinen Hunden, und wie die Hunde an den Baum kamen, wo das Kind lag und weinte, blieben sie stehen und bellten nach dem Baum hinauf. Als der Graf das vermerkte, ritt er mit den Seinen an den Baum, hörte das Schreien des Kindes und sah es auf dem Baume liegen in ein schlechtes Tuch gewickelt. Da nahm er es herab in seinen Schooß und brachte es heim zu seiner Frau, und weil sie keine Kinder hatten, sprach er zu ihr: Liebe Frau, sprechen wir zu den Leuten, das Kind sei unser: ich hoffe wir gewinnen Freude davon. Das gefiel der Gräfin wohl und nach wenigen Tagen war es über all ihr Gebiet erschollen, die Gräfin hätt einen Sohn geboren, worüber große Freude war. Das Kind wuchs heran und ward allen lieb und nach sieben Jahren ward es zur Schule geschickt und gerieth wohl bis zu seinem zwanzigsten Jahre. Da geschah es, daß der König einen Hof berief, und dazu Edel und Unedel, Reich und Arm entbot. Da kam auch der Graf dahin und brachte den Knaben mit an den Hof. Nun sah der König den Knaben an und gewahrte das Mal an seiner Stirne, das er in dem Hause des Försters bemerkt und wohl behalten hatte. Da sprach er nach Tisch zu dem Grafen: Wessen Sohn ist der Knappe, der euch bedient? Der Graf versetzte: Es ist mein Sohn. Aber der König sprach: Sage mir die Wahrheit bei deinem Eid. Da gestand der Graf,

er wiße nicht eigentlich weßen Sohn er ſei: er habe ihn vor zwanzig Jahren auf der Jagd in einem Baum gefunden in ein ſchlechtes Tuch gewickelt. Als das der König hörte, berief er heimlich ſeine Boten, die er zu dem Förſter nach dem Kinde geſandt hatte und ſprach ihnen ernſtlich zu, ſie ſollten ihm die Wahrheit geſtehen, wie es mit dem Kind ergangen ſei. Sie antworteten und ſprachen: Herr, ſichert uns vor dem Tode, ſo wollen wir euch die Wahrheit bekennen. Der König gab ihnen Sicherheit. Da geſtanden ſie, daß ſie aus Furcht vor der Sünde dem Kind Barmherzigkeit erzeigt hätten. An ſeiner Statt tödteten wir ein kleines Wildſchwein, deren da viel umherliefen, brachten euch ſein Herz und legten das Kind in einen hohlen Baum. Da dachte der König: Es iſt es derſelbe, der nach mir König werden ſoll. Aber ich werd es zu verhindern wißen. Da ſprach er zu dem Grafen: Laßt den Jüngling hier an unſerm Hofe. Er dachte aber nur darauf, wie er ihn umbringen möchte. Nun war die Königin in einem andern Lande mit ihrer Tochter, ferne von dem König. Eines Tags rief er den Jüngling zu ſich und ſprach: Du muſt zu der Königin reiten und ihr einen Brief bringen, denn ich habe lange nichts von ihr und meiner Tochter gehört. Der Jüngling ſprach: Herr, ich bin bereit. Da berief er ſeinen Geheimſchreiber und hieß ihn einen Brief ſchreiben des Inhalts: Frau, ſobald ihr dieſen Brief ſeht und leſt, ſo unterlaßt es nicht, bei euerm Leben, den Boten der ihn bringt, binnen dreien Tagen zu todten. Den Brief ſchloß er mit ſeinem königlichen Inſiegel

und gab ihn dem Jüngling; der machte sich auf und ritt drei Tage: da kam er am Abend zu einem Ritter ganz ermüdet von dem langen Wege. Der Ritter empfieng ihn wohl als des Königs Boten und gab ihm zu essen und zu trinken, und nach dem Essen hieß er ihn ruhen, denn er sah wohl, daß er müde war. Da streckte sich der Jüngling auf ein Ruhebette und schlief alsbald ein; der Brief aber hieng in seiner Gürteltasche vor ihm nieder. Nun wollte der Ritter sehen wie ihm gebettet wäre und trat in die Kammer und sah in der Gürteltasche den Brief mit des Königs Insiegel und der Aufschrift an die Königin. Da bedachte er sich ob er den Brief aufbrechen sollte und lesen. Es befand sich aber, daß er den Brief herausnehmen mochte ohne das Siegel zu verletzen. Als er nun den Brief las und sah, daß er dem Jüngling zum Tode gemeint war, that es ihm leid für den Knaben, daß er selbst sein Verderben mit sich führen sollte und gedachte bei sich: Wie große Sünde wär es, wenn man einen so schönen, wohlgezogenen Jüngling also in den Tod gäbe. Aber wahrlich es geschieht nicht, wenn Gott will wie ich. Da ließ er alsbald einen andern Brief schreiben dieses Inhalts: Liebe Frau und Königin, ich gebiete dir bei deinem Leben, daß du den Boten, der dir diesen Brief bringt, wohl empfangest und ihm binnen dreien Tagen unsere einzige Tochter zur Gemahlin gebest. Und lade alle Edelleute, Ritter und Knechte zu der Hochzeit und begehe sie herrlich und löblich. Diesen Brief besiegelt der Ritter mit des Königs Insiegel und legte ihn dem Jüngling in die Gürteltasche. Darauf weckte er

ihn, erwies ihm noch große Ehre und behielt ihn über Nacht. Als der Morgen kam, stand der Jüngling auf, nahm dankbar Urlaub von dem Ritter und ritt seines Weges. Als er zu der Königin kam, grüßte er sie von des Königs wegen und übergab ihr den Brief. Als sie den gelesen hatte, küsse sie den Boten und sprach: Sei willkommen, liebes Kind. Ich will meines Herrn Gebot gern erfüllen. Da ließ sie sogleich zur Hochzeit rüsten und beschied dazu Ritter und Knechte, Edelleute und Bürger auf den dritten Tag. Also ward die Hochzeit festlich begangen und den Brautleuten große Gabe und manches schöne Kleinod verehrt. Die Gäste fuhren wieder heim, der Jüngling aber blieb bei seinem Gemahl und der Königin. Bald darauf kam auch der König daher gefahren: da hörte er unterwegs rühmen, wie schön die Königin die Hochzeit ausgerichtet hätte. Darüber erschrak er und verwunderte sich sehr. Als die Königin hörte, daß ihr Herr gefahren käme, sprach sie zu ihrem Gesinde: Wir wollen ihm entgegen reiten ihn zu empfangen. Da ritten sie und holten den König ein, und als sie sich trafen, empfieng sie ihren Herrn und der König umarmte sie zärtlich. Als er aber den Jüngling an ihrer Seite sah, erschrak er sehr und sprach: Ihr seid ein Kind des Todes. Sie bat um Gnade und sprach: Herr, was hab ich wider euch gethan, womit ich den Tod verdient haben sollte? Der König versetzte: Ich habe dir bei deinem Leben geboten, den Jüngling, der dir den Brief brächte, binnen dreien Tagen zu tödten. Herr, antwortete die Königin, ich habe doch noch den Brief,

den ihr mir ſandtet. Darin ſteht, ich ſollte bei euern Hulden und bei meinem Leben dem Beten binnen drei Tagen unſere Tochter geben. Und iſt das geſchehen? fragte der König. Ja, ſagte die Königin, ſie ſind Mann und Frau. Der König ſprach: So zeigt mir den Brief, den ich geſandt habe. Als er aber den Brief geleſen hatte und ſein Inſiegel daran ſah, rief er aus: O welche Thorheit begeht der Menſch, wenn er es anders ordnen will als es Gott geordnet hat. Und alsbald kuſte er den Jüngling und nahm ihn zu ſeinem Sohn an. Und nach dem Tode ſeines Schwähers ward er König an ſeiner Statt.

73. Eulenſpiegel in der Fremde.

Eulenſpiegel wurde immer von ſeiner Mutter geſcholten, daß er kein Handwerk lernte, damit er ſich ehrlich ernähren möchte. Nun geſchah es, daß andere Burſchen aus dem Flecken, worin er mit ſeiner Mutter wohnte, auf die Wanderſchaft giengen, weil ihre Lehrzeit aus war. Da ermahnte ihn ſeine Mutter aber und aber, daß er doch auch in die Fremde gienge, damit er die Welt erführe und etwas Nützliches lernte. Dazu war Eulenſpiegel bereit, ſchnürte kürzlich ſeinen Bündel und trat mit einem guten Mundvorrath in der Taſche, ſeine Reiſe an. Als der aber verzehrt war und ihn zu hungern anfieng, kamen ihm ſeiner Mutter Fleiſchtöpfe in den Sinn, beſann ſich auch nicht lange, ſondern kehrte bei einbrechender Nacht wieder heim. Da ſchlich er ſich heimlich durch den Hof und verkroch ſich in den Hühnerſtall, daſelbſt hielt er ſich ruhig bis an den Morgen. Da er nun erwachte, ſah er einen Fuchs aus dem Hühnerſtall ſchleichen, der einen jungen Hahnen im Maule trug. Da erzürnte ſich Eulenſpiegel heftig, ſtreckte die Fauſt drohend aus dem Hühnerſtall und rief: „Warte, du Erzdieb! ich ſollte jetzt nicht in der Fremde ſein, wie wollt ich dich!“ Das vernahm Eulenſpiegels Mutter und verwunderte ſich ſehr ſeiner erſten Herberge.

74. Wie thut das, Drickeschen, wie thut das?

In Wermersdorf, am Fuße des Tomberas, lebte ein armer Tagelöhner, Namens Trickes (Henricus), der aller Welt dadurch auffiel, daß er auf der rechten Seite seines Angesichts mit einem stattlichen Bart geziert war, auf der linken aber dieses Schmuckes gänzlich entbehrte. Fragte man ihn nach dem Grunde dieser Einseitigkeit, so pflegte er wohl folgende Geschichte zu erzählen:

Als ich noch ein junger Schnauber war, ein Vollbeck, dem die ersten Bartbaare sprossten, verführte ich oft im Uebermut allerlei Schelmstücke. Unter andern spielte ich einst drei Weibern einen Streich, die im Ruf der Hexerei standen. Bekanntlich wenn man Erde, die bei einer eben eingesegneten Leiche aus dem Grabe gehoben ist, auf die Kirchenschwelle streut, können die Hexen nicht aus der Kirche kommen. Das hatt ich in Erfahrung gebracht, und eines Tages, als ich neben einem Grabe stund, in welches der Todte eben hinabgesenkt war, ließ ich meine Mütze wie von ungefähr hinunter fallen und sprang dann selbst hinab um sie wieder zu holen; mit der Mütze zugleich aber hob ich ein paar tüchtige Erdschollen auf, was Niemand bemerkt haben kann. Des andern Morgens, als die

Exequien gehalten wurden, waren auch die drei alten Weiber in der Kirche, denn sie versäumten nicht leicht eine Gelegenheit, die Andächtigen zu spielen. Da zerdrückte ich meine Erdschollen auf der Kirchenschwelle, und versteckte mich wie ein Vogelfänger, um zu sehen, ob der ausgestreute Samen wirke und meine Vögel gefangen wären. Und richtig, als der Dienst zu Ende war, blieben die drei Starmatzen sitzen und rührten sich nicht, nur daß sie zuweilen scheu umsahen und den Rosenkranz strichen. Der Küster, der die Thüre gern geschlossen hätte, harrte eine Weile, ob sie nicht bald nach verrichteter Andacht von selber giengen; als sie aber dazu gar keine Anstalt machten, und ihm die Geduld ausgieng, trat er mit dem Schlüsselbund vor sie hin und sagte, der Dienst sei zu Ende, die Lichter ausgelöscht, er müsse jetzt die Thüren schliessen, und wenn sie nicht eingesperrt sein wollten, möchten sie so gut sein hinaus zu gehen. Die Weiber schwiegen still und sahen nicht auf, wie in Andacht versunken: er muste sein Sprüchlein ein andermal vorbringen. Da sagte die Jüngste, welche die Verschlagenste war: Die Kirche ist noch nicht gekehrt, Küster; bis ihr das verrichtet habt, stört uns nicht in der Andacht. Die Kirche ist gekehrt, versetzte der Küster, und wenn ihr nicht geht, so sperre ich euch ein. Das hat nichts zu sagen, entgegnete sie: es ist das Haus des Herrn und seiner Diener. Die Thure gehört aber auch zum Haus, und da liegen noch grosse Brocken. Damit sah sie wieder vor sich und zählte die Körner an ihrem Rosenkranz. Mochte er nun wollen oder nicht, so muste er den

Beſen nehmen und die Kirchenſchwelle rein fegen. Als das geſchehen war, erhoben ſich meine drei Hexen, die ich nun kannte, und ehe der Küſter die Thüre ſchloß, war ich aus meinem Verſteck geſchlüpft und unbeſchrieen, wie ich dachte auch unvermerkt, hinaus geſchlichen.

Meine drei Hexen hatten aber Lunte gerochen, und ſchon die Nacht darauf ließen ſie michs entgelten. Ich hatte in der Mannenbäckerei die Wache, wo die Pflaumen, nachdem die Mannen herausgenommen waren, auf Hürden gelegt, in der Ofenhitze getrocknet werden ſollten. Als ich nun im erſten Schlafe lag, denn dem hatte ich in der behaglichen Wärme, die der Ofen ausſtrömte, nicht widerſtehen können, fühlte ich plötzlich einen zuckenden Schmerz in der Backe: ich hätte laut aufſchreien mögen. Wie thut das, Trickeschen, wie thut das? fragte die jüngſte Hexe, die auf mir lag wie ein Alp, und ſchon wieder ein anderes meiner zarten Flaumhaare zwiſchen Daumen und Zeigefinger faßte, um es auszuraufen. Nicht gut, ſagte ich, und verſuchte aufzuſtehen und den Alp abzuſchütteln, vermochte es aber nicht. Und jetzt riß ſie das Haar aus und faßte wieder ein anderes und fragte: Wie thut das, Trickeschen, wie thut das? So fuhr ſie fort bis ſie ſich müde gerauft hatte. Da ſtand ſie auf und ließ die andere über mich, und dieſe auch, als ſie nicht mehr konnte, die dritte, und wär es nicht bald Tag geworden, ſo hätten ſie mich vielleicht herumgedreht und auf der andern Seite von vorn angefangen. Aber mit dem erſten Hahnenſchrei waren ſie wie vom Winde

verweht verſchwunden. Ich ſtand nun auch auf und begriff nicht, warum ich es vorher nicht vermocht und die Wetterhexen blitzblau geſchlagen hatte. Noch desſelben Tags fieng mir aber die Backe zu ſchwellen und zu ſchwären an, und das dauerte lange, und als ſie endlich wieder glatt war, blieb ſie glatt und kein Haar wuchs nach bis auf den heutigen Tag, denn wo die Hexen getanzt haben wächſt kein Gras. Mir war es aber eine Lehre, meinen Vorwitz einzuſtellen und die Hexenverfolgungen namentlich, und wandelte mich je wieder die Luſt an, ſo war es als zwickte es mich in die Backe und fragte: Wie thut das, Trickeschen, wie thut das?

75. Dank und Undank.

Der Kaiſer zu Rom wollte eines Tages von einer Stadt zu der andern reiten, als ihm ein Mann begegnete, welchen er fragte, wer er wäre? Er antwortete: „Herr, ich bin ein armer Mann, aus euerm Lande gebürtig und Undank genannt.“ Da ſprach der Kaiſer: „Wüßte ich, daß du mir getreu wäreſt, ſo nähm ich dich auf in meine Dienſte.“ Das verhieß ihm der Arme und freute ſich, worauf ihn der Kaiſer mit ſich an ſeinen Hof nahm. Hier hielt er ſich in allen Dingen gar weislich und gewann durch leutſeliges Betragen des Kaiſers Herz ſo ſehr, daß er ihn zu ſeinem Schaffner und Hofmeiſter beſtellte. Und da er ſah, wie gut er aufgenommen war, überhob er ſich im Uebermuth und drückte die Armen und Geringen. Nun war an der Nähe des Pallaſtes ein Wald, worin ſich viel wilde Thiere aufhielten. Der Hofmeiſter ließ darin überall Gruben anlegen, und ſie mit Laub überdecken, daß wenn die Thiere darüber liefen, ſie hineinfielen und gefangen wurden. Eines Tages ritt der Hofmeiſter durch den Wald, und gedachte in ſeinem Hochmuth, wie doch kein Mächtigerer in dem ganzen Reich ſei als er. Und wie er in

ſolchen Gedanken einherritt, ſtürzte er unverſehens in eine der Gruben.

Nicht lange darauf kam ein Löwe und fiel in dieſelbe Grube, und darauf eine Meerkatze und eine große Schlange, die gar ſchrecklich anzuſehen war, die fielen Alle neben ihn in die Grube. Da muſte der Hofmeiſter zwiſchen den drei Thieren in der Grube liegen in Furcht und Aengſten, und wie laut er auch um Hülfe ſchrie, es nutzte ihm nichts, denn es kam ihm Niemand zu Hülfe. Nun wohnte ein armer Mann Namens Wido in der Stadt, der alle Tage in den Wald holzen gieng, damit er ſich und ſeinem Weibe das Leben friſte. Der kam auch dieſes Tages, und gieng an ſeine Arbeit nicht weit von der Grube, in welche der Hofmeiſter geſtürzt war, und da dieſer ſeine Axt ſchallen hörte, da hub er wieder an, laut um Hülfe zu ſchreien. Als der Holzhacker das hörte, gieng er hinzu und fragte, wer er ſei? Er ſprach: Ich bin des Kaiſers Hofmeiſter, und befreiſt du mich hier aus dieſer Grube, ſo will ich dir zu Ehren und Gut verhelfen, denn ich bin hier in Geſellſchaft eines Löwen, einer Meerkatze und einer großen Schlange, und jeden Augenblick des Todes gewärtig, ohne zu wiſſen, von welchem der Unthiere ich verzehrt werde. Da ſprach Jener: Ich bin ein armer Mann, und habe nichts als das Holz, das ich fälle, wovon ich mich, mein Weib und meine Kinder ernähre. Wenn ich nun den heutigen Tag unnütz verbringe, und auch von euch noch betrogen werde, ſo komm ich zu Schaden. Da ſprach der Hofmeiſter: Bei der Treue,

die ich Gott und meinem Herrn dem Kaiſer ſchuldig bin, ſchwör ich dir Alles das zu erfüllen, was ich dir verſprochen habe. Da lief der Holzhacker zurück in die Stadt, und brachte ein langes Seil, das er in die Grube herabließ. Sogleich ſprang der Löwe empor, und hielt ſich ſo feſt daran, daß der Holzhacker meinte, er habe den Hofmeiſter herausgezogen.

Und da der Löwe herauf kam, dankte er dem Retter mit freundlicher Gebärde, und gieng in den Wald ſeinem Fraße nach. Darauf ließ Nido den Strick wieder hinein und zog ihn zurück, und wie er glaubte, er habe den Hofmeiſter hinauf geſchleift, da war es die Meerkatze. Und alſo zog er auch die Schlange herauf, und der Hofmeiſter war noch drunten. Da ließ er den Strick zum viertenmal hinab, womit ſich der Hofmeiſter umgürtete, und von dem Holzhacker hinaufgezogen ward. Alsdann zogen ſie beide das Pferd aus der Grube. Sogleich ſchwang ſich der Hofmeiſter darauf, und ritt nach Hofe; der Andere aber gieng nach Hauſe und erzählte ſeinem Weibe alles was ihm begegnet war, und wie der Hofmeiſter verſprochen habe, ihn reich zu machen, worüber ſie große Freude hatte. Am Morgen ſtand er auf, gieng gen Hof und klopfte an. Der Thorwärtel fragte, was er wolle? Er ſprach: Ich bitte dich, geh zu dem Hofmeiſter und ſprich, der Mann mit welchem er geſtern im Forſte geſprochen, begehre Zutritt. Da gieng der Thorwärtel und richtete den Auftrag aus; aber der Hofmeiſter ergrimmte und ſprach: Geh hin und ſage, ich habe Niemand in dem Walde geſehen: er ſolle ſeiner Wege

geben, ich wiſſe nicht, wer er ſei. Der Thorwärtel kam zurück und ſagte ihm, was er von dem Hofmeiſter gehört. Da erſchrak der arme Mann und gieng traurig heim und klagte ſeinem Weibe mit bitterm Leid, wie ſchnöde er betrogen ſei. Die Frau ſprach: Laß es gut ſein; der Herr iſt vielleicht heute beſchäftigt geweſen und hat dich darum alſo abgefertigt. Das glaubte er und beruhigte ſich wieder. Des andern Morgens ſtand er früh auf und gieng abermals nach Hof; aber der Hofmeiſter ließ ihn mit harten Worten bedeuten, nicht mehr an das Thor zu kommen, ſonſt werde er ihn ſo zurichten, daß ihn nicht dahin zurück verlangen ſolle. Als er das ſeinem Weibe mit Schmerzen hinterbrachte, tröſtete ſie ihn und ſprach: Verſuch es noch zum drittenmal, vielleicht giebt ihm Gott beſſere Laune und verſagt er dir wieder Gehör, ſo ſchlag es dir aus dem Sinn und laß ihn zufrieden. Darin folgte er ihr, ſtand des Morgens früh auf und bat den Thorwärtel, ihn noch einmal dem Hofmeiſter zu melden. Dieſer ließ ſich wieder überreden, und als der Hofmeiſter ſeine Rede vernahm, entbrannte er in Zorn, lief eilends hinaus, und ließ den armen Holzhacker ſo hart ſchlagen, daß er für todt liegen blieb. Als das ſein Weib vernahm, kam ſie mit einem Eſel vor das Thor, lud ihn auf, und brachte ihn nach Hauſe. Er lag wohl ein halbes Jahr bettlägerig und verzehrte ſein Bißchen Armut mit den Aerzten in ſeiner Krankheit. Als er ſich wieder etwas erholt hatte, gieng er nach ſeiner alten Gewohnheit in den Wald, Holz zu fällen. Da begegnete ihm der Löwe, welchen er aus

der Grube gezogen, und trieb einen Eſel vor ſich her: der war ſchwer beladen mit Ballen voll köſtlicher Kleinode, und da er zu Wido herankam, blieb er ſtehen mitſamt dem Eſel, und neigte ſich vor ihm, als wollte er ihm danken für ſeine Mühe. Darauf kehrte er ſich um und gieng ſeiner Straße und ließ ihm den Eſel. Da trieb ihn Wido in großen Freuden nach Hauſe, und band die Ballen auf, und fand darin ſo viel des Gutes, daß er ein reicher Mann war. Doch gieng er des andern Tages wieder in den Wald nach Holze, da kam die Meerkatze und half ihm bei der Arbeit, woran er erſah, daß ſie ihm erkenntlich ſein wollte. Und als er fertig war und den Eſel mit dem Holze heim trieb, da kam ihm die Schlange entgegen, die er aus der Grube gezogen und trug einen Stein im Munde von drei Farben, weiß, ſchwarz und roth. Und als ſie zu ihm kam, ließ ſie den Stein vor ihn fallen und wandte ſich dann zurück in den Wald. Wido hob den Stein auf, betrachtete ihn, und hätte gern ſeine Kraft und Tugend erkannt: gieng deshalb zu einem weiſen Mann, der den Lauf des Geſtirnes verſtand und frug ihn nach den Eigenſchaften des Steins. Und als der weiſe Mann den Stein ſah, verlangte ihn ſehr nach ſeinem Beſitz, und bot ihm ſogleich hundert Pfund dafür. Er ſprach, er wolle ihn nicht verkaufen, und wünſche nur ſeine Kraft und Tugend zu wißen. Die ſagte er ihm und ſprach: Der Eigenſchaften des Steins ſind dreierlei: Ueberfluß und Fülle ohne Mangel und Gebrechen, Freude ohne Trübſal, Licht ohne Finſterniß. Wer dieſen Stein

unter ſeinem Werthe kauft, bei dem bleibt er nicht, ſondern kommt wieder zurück zu dir. Wido freute ſich dieſer Rede, dankte dem Manne und begab ſich fröblich zu ſeinem Weibe, und erzählte ihr von ſeinem Glücke, worüber ſie groſſe Freude hatten. Darauf nahmen ſie zu an Ehre und Gut durch die Kraft des Steins und Wido kaufte ſich Erb und Eigen und ward bald zum Ritterſtande erhoben. Als aber der Kaiſer erfuhr, daß Wido durch die Kraft des Steins ſo raſch emporgekommen, ſandte er nach ihm, und da er vor ihn kam, ſetzte er ihn darüber zu Rede und Wido geſtand, daß er Alles der Wirkung des Steines verdanke. Der Kaiſer begehrte den Stein zu kaufen, aber Wido verſagte es und ſprach, er bedürfe des Steins ſelber. Da ſprach der Kaiſer: Entweder du giebſt mir den Stein zu kaufen, oder ich vertreibe dich aus meinem Reiche. Da Wido das hörte, ſprach er: Weil es euch ſo ernſt damit iſt, ſo will ich euch den Stein verkaufen, ſage euch aber fürwahr, bezahlt ihr mir nicht ſeinen vollen Werth, ſo bleibt er euch nicht, und kommt wieder zu mir. Der Kaiſer antwortete: „Ich will dir ihn bezahlen, daß du zufrieden biſt," und gab ihm dreißig tauſend Gulden für den Stein; Wido nahm das Geld und ließ den Stein bei dem Kaiſer. Des andern Morgens fand Wido den Stein wieder in ſeiner Kiſte, und als ſein Weib das erfuhr, ſprach ſie: Geh geſchwind und bring dem Kaiſer den Stein zurück, daß er nicht ſage, du habeſt ihn darum gebracht. Das that Wido, gieng mit dem Stein nach Hof zu dem Kaiſer und fragte ihn, wo er den Stein habe?

Der Kaiſer verſetzte, er habe ihn in ſeiner Kiſte verſchloſſen. Da zeigte ihm Wido den Stein, und da der Kaiſer das ſah, fragte er, wie er zuerſt in Beſitz des Steines gelangt ſei? Da erzählte ihm Wido, wie er ſeinem Hofmeiſter aus der Grube geholfen nebſt den wilden Thieren, und wie ſich die Thiere ihm erkenntlich bewieſen und der Hofmeiſter ſeine Treue an ihm gebrochen habe. Wie der Kaiſer das vernahm, ſchickte er zu dem Hofmeiſter und ſetzte ihn zur Rede, und da er es nicht läugnen konnte, ergrimmte er und ſprach: O du Böſewicht! mit Recht wirſt du Undank genannt, denn du biſt falſcher und treuloſer als die wilden Thiere und haſt Gut mit Uebel vergelten; das ſoll dir nicht ungeſtraft hingehen: daher ertheile ich all dein Gut und Beſitzthum mit ſamt deinem Amt dem Ritter Wido, und dich ſoll man noch heut an den Galgen hängen. Da lobte man insgemein den Kaiſer um ſein gerechtes Urtheil, und Wido verwaltete ſein Amt ſo weislich, daß er nach des Kaiſers Tod zu ſeinem Nachfolger erwählt ward und bis an ſein Ende das Reich in Frieden regierte.

76. Das iſt ſtarker Taback.

Man hört wohl ſagen und die Frauen ſtimmen dem gerne bei, der Rauchtaback ſei eine Erfindung des Satans, von wegen ſeines hölliſchen Stanks. Dem muß aber wohl nicht ſo ſein, denn nach der folgenden Erzählung ſcheint der Teufel kein ſonderlicher Kenner des Tabacks.

Ein Liebhaber des beſagten viel verſchrieenen Krauts hatte ſich unvermuthet eines Beſuchs ſeiner ſataniſchen Herrlichkeit zu erfreuen. Was ſie mit einander zu verhandeln hatten, weiß ich nicht; der Wirth wollte aber bei dem Geſchäft ſeine Pfeife, die eben im beſten Zuge war, nicht wegſtellen, und ſo forderte es denn die Höflichkeit, daß er dem Gaſte auch eine anbot. Der Teufel, der gern Alles mitmacht, und auch hier kein Neuling ſcheinen wollte, ſchlug es nicht aus. Da reichte ihm der Schmaucher, um den Verſucher zu verſuchen, ein Schießgewehr ſtatt einer Pfeife. Sie iſt ſchon geſtopft, ſagte er, und meinte, geladen. Der Teufel nahm es an, ſteckte den Lauf in den Mund und fieng an zu ziehen. Unterdes zündete jener einen Fidibus an und hielt ihn dem Teufel unten vor die

Pfanne, wo das Pulver aufgeſtreut war. Der Schuß gieng los und der Satan bekam eine gute Ladung Schrot ins Geſicht. Da verbiß er zwar den Schmerz, meinte aber doch: Das iſt ſtarker Tabak! Und das iſt ſeitdem ſprichwörtlich geblieben.

77. Frau Weke.

Ein Räthselmärchen.

Frau Weke war von ansehnlichem Wuchs: sie maß sechs Fuß und darüber; darauf that sie sich nicht wenig zu Gute. Als sie aber älter wurde, setzten ihr Gicht und Krämpfe und im Winter der Frost so zu, daß ihr der Uebermuth gebrochen ward. Dabei schrumpfte sie allmählich zusammen. Es war auffallend wie sie abnahm: alle Tage schien sie weniger zu werden; es war als sänke sie in die Erde. Bald war sie nicht mehr größer als ein Wickelkind; aber viel frommer, denn sie weinte nicht, sondern ertrug Alles mit Geduld und suchte ihren Trost im Gebet. Als man nun sah, daß sie sich Alles gefallen ließ, legte man sie in eine Wiege und deckte sie mit Wolle zu. Sie schwand aber noch immer mehr; bald war sie nur noch daumenlang: da gab man auch der Wiege eine andere Bestimmung und bettete ihr in einen Schuh, der mit Sperlingsfedern gefüllt war. Sperlinge wurden ihr auch gebraten; sie hatte aber ewige Zeit an Einem genug. Dabei trank sie aus einer Haselnußschale. Sie sang immer für sich hin fromme

Lieder; aber der Ton war fein und allmählich verhallte er gänzlich. Um dieselbe Stunde, zu Mitternacht, soll sie gestorben sein. Der Sarg, in dem sie begraben ward, war ein Pillendöschen; ihr Sohn trug es in der Tasche nach dem Kirchhofe. Er liess ihr noch einige Messen lesen; hernach war keine Rede mehr von Frau Ricke.

78. Die Herenfahrt.

Bonner Vespelchen.

Et wor ens en Mädge, doran thät 'ne junge Minsch freie. Op 'ne Samstag Ovend, we dä Trikes Kirevend gemaht hatt, deh ginf hä noh singer Gewenthet noh singem Mädge. Hä kraut also noh dem Drüdge singem Hus; esser hä sung de Dühr ze. Jetz sink hä an ze kleppe, esser et mahd em kener op. Endlich sink hä an widder die Dühr ze deue, on wupp! do sprung se op. Hä sink jetz an ganz hörsch heren ze gehn, sung esser op kener Dühr 'ne Schlößel. Op enmol hürt hä en der Köch en paar Woert redde. Hä lurt am Schloßelsloch herenn on seq, dat sing Mädgen en Töppche en der Hand hatt, on thät sing Motter domet schmere. De Motter dät en paar Woert redde on flutsch! do wor se am Kamin herus. No hatt dä Trikes esser de Woort net verstande. Wie de Motter no am Kamin herus wor, do geht de Doechter on nimmt och en Töppge, schmert sich, on sät: „Tütte ma Tüt, zom Schorsten herüt, üver alle Heken en Strüch." On flutsch! do war se och am Kamin herus. Jetzt fängt dä Trikes an de Köchendühr opzosprenge, nimmt dat Döppge, schmert sich domet, on sät

de nämliche Woort, eſſer onräch, de er ſich behalden hatt: „Tütte ma Tüt, am Schorſten herüt, dorch alle Heken on Strüch.“ On wutſch do wor er och am Kamin herus. Wel hä eſſer plaaz über alle Heken on Strüch, „dorch alle Heken on Strüch“ geſaat hat, do floq hä dorch Böhm, Hecke, Strüch ꝛc. on ſing Geſeech, Händ on Alles wor janz verkratz on verſchonne. Endlich we hä janz verkratz wor, do kom hä op 'ne Berg an, wo de Here tanze thäte on Muſik maten met ahl Geeßen on Mannen. Op eenmol jüht er och ſing Drükgen en de Wetter tabei, on wurd do gewahr, dat ſing Mädgen en Her wor, de alle Samſtags op den Herentanz gink. Des andern Tags wer et aot, do goſ hä et an, on all Heren wurte verbraunt.

Jetz kom en Mus,
Do wor dat Verzellchen us.

Anhang.

Neugriechische Märchen von Kalliopi.

1. Das Töpfchen.

Es war einmal ein alter Mann, der hatte einen schönen Johannisbrotbaum, von dem er alle seine Kinder ernährte. Nun, der Baum wuchs und wuchs so hoch, daß er zuletzt beinah an den Himmel stieß, und der alte Mann pflegte hinauf zusteigen, Schoten zu pflücken und sie seinen Kindern zum Essen hinunterzuwerfen. Eines Tages stieg er hinauf bis in den Gipfel: da hörte er in der Luft Winter und Sommer sich streiten, wer von ihnen der beste sei? Winter sagt: ich bin der beste; Sommer sagt: nein, ich bin der beste. Endlich sahen sie den alten Mann auf seinem Brotbaum und kamen überein, sie wollten ihren Streit vor ihn bringen. Das geschah. Der alte Mann antwortete ganz verwirrt: „Ja, ja, Winter und Sommer sind beide so gut, daß es sehr schwer ist, zwischen ihnen zu wählen. Winter bringt uns Regen und erweicht den Boden,

daß wir ſäen können, und Sommer kommt und bringt uns Hitze und reift unſer Korn." Die Streitenden waren ſehr zufrieden mit dieſer weiſen Antwort, ſchenkten dem alten Manne aus Dankbarkeit ein irdenes Töpfchen, und ſprachen: „Es wird dir Alles bringen was du bedarfſt; nur verrathe Niemanden dein Geheimniß." Der alte Mann war ſehr froh, kletterte herunter und befahl dem Töpfchen, daß es ihm einmal ein Mittagbrot bringen ſolle. Da im Augenblid war der Tiſch mit herrlichen Speiſen beſetzt und die ganze Familie ſetzte ſich daran und wunderte ſich woher das käme. Den folgenden Tag wurde von dem Töpfchen ein ähnlicher Schmaus gebracht. Nun aber quälte den alten Mann ſeine Frau: er möchte ihr doch ſagen wie ers nur anfange, ſo gut Mittag zu kochen. Bald bat ſie, bald drohte ſie: er konnte zuletzt nicht mehr widerſtehen und verrieth ihr ſein Geheimniß. Einige Tage darauf begab es ſich, daß ihr Sohn eine ſchöne junge Prinzeſſin ſah, welche in ihrer Nähe wohnte, und er verliebte ſich ſterblich in ſie. Als er nach Hauſe kam, bat er ſeine Mutter: ſie möchte zur Königin gehen, die ſollte dann den König bitten, ihm ſeine Tochter zur Frau zu geben. Dieſen Wunſch hielt die Mutter für ſehr vernünftig, der Vater aber lachte und wollte ſie davon abbringen, aber vergebens. So gieng die Mutter fort, und der König erfuhr den Wunſch ihres Sohnes: „Was bedeutet das?" ſagte der König, „welcher Bettler hat die Frechheit, meine Tochter zu begehren?" Aber die Mutter blieb bei ihrer Bitte. „Wohlan denn," ſagte der König, „ich will ſie

geben, wenn ihr morgen früh einen Pallaſt habt, aber der muß viel ſchöner ſein als der, in welchem das Mädchen jetzt wohnt und meinem Königsſchloß gegenüber ſtehen." Die Mutter gieng fort, nahm das Töpfchen und befahl ihm, den Pallaſt zu bauen. Den folgenden Morgen ſah der König aus ſeinem Fenſter: ſieh, da ſtand ein Pallaſt ſeinem Schloße gegenüber, ſtralend von Silber und Gold. Da verweigerte er ſeine Tochter nicht länger und ſie wurde denſelben Abend dem Sohn des alten Mannes verlobt. Das war ein großes Feſt, zu dem auch der alte Mann und ſeine Frau geladen wurden. Der König aber und ſeine Diener brachten es dahin, den alten Mann trunken zu machen und ihm ſein Geheimniſs zu entlocken. Dann nahmen ſie ſein Töpfchen aus ſeinem Buſen und legten ein anderes hinein. So gieng der alte Mann, ohne etwas von ſeinem Verluſt zu ahnen, nach Hauſe. Als er aber des andern Tages ſein Mittagsbrot forderte, rührte ſich kein Töpfchen, und er entdeckte den Streich, den man ihm geſpielt hatte. In ſeiner Verzweiflung gieng er zum Könige und flehte ihn an, das Töpfchen wiederzugeben, aber er war unerbittlich. Es war nur ein Mittel übrig; er kletterte auf ſeinen Bretbaum und fieng wieder an, Schoten hinunter zu werfen. Aber es waren nur zwei oder drei daran, und er ſtieg bis in den Gipfel, indem er umſonſt nach mehr ſuchte. Während er da oben ſaß, hörte er wieder Winter und Sommer ſich ſtreiten. Er rief ihnen zu und flehte ſie an um des Himmels willen, ihm wieder zu ſeinem Töpfchen zu verhelfen. Aber ſie antworteten: „Haben

wir es dir denn nicht gesagt, daß du Meinem dein Geheimniss ausplaudern solltest? Das ist die verdiente Strafe für deine Thorheit." Da sagte der alte Mann: „So habt doch um meiner Kinder willen Erbarmen." „Gut," antworteten sie: „nimm diesen Knittel und diesen Strick; wen du befiehlst, den werden sie prügeln und binden." Der alte Mann kletterte schnell von seinem Baume herunter, und gieng in den Pallast, wo er die ganze Familie des Königs versammelt fand. Sogleich befahl er seinem Strick, alle zu binden, und dann seinem Knittel, sie zu prügeln. Knittel und Strick giengen und erfüllten ihre Pflicht so gut, daß in kurzer Zeit alle um Gnade schrieen. Er erhielt sein Töpfchen wieder, der junge Mann heiratete die junge Prinzessin und der alte Mann lebte mit seiner Frau in Frieden und Ueberfluß bis sie starben.

11. Der närriſche Knecht.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen närriſchen Knecht, den er aufs Feld ſchickte, die Schafe zu hüten. Aber ſtatt die Schafe zu hüten, ſtieg er auf einen wilden Birnbaum und fieng an, die Holzbirnen herunter zu ſchütteln. Sogleich verſammelten ſich die Schafe unter dem Baum, um die gefallenen Birnen zu freſſen. Der närriſche Knecht rief ihnen zu: „Schafe, Schafe, freſſt mir nur die reifen nicht, laſſt die beſten für mich.“ Aber die Schafe hörten auf ſeinen Befehl nicht, und als er vom Baume geſtiegen war, fand er nur noch einige ſchlechte und ungenießbare Birnen. Da nahm er ſein Meſſer heraus, und ſchlachtete wüthend alle Schafe, ausgenommen einen alten Widder, auf deſſen Horn gerade eine reife Birne hängen geblieben war, die er aß. Darauf gieng der närriſche Knecht nach Haus zu ſeinem Herrn. „Wo ſind die Schafe?“ fragte der Herr. „O, die habe ich alle todt geſtochen, außer dieſem Widder, weil ſie mir meine Holzbirnen gefreſſen haben.“ „Biſt du toll oder ein Spitzbube?“ rief der zornige Herr, ließ einen Soldaten kommen und ſchickte ihn ins Gefängniſs. Als der närriſche Knecht darin ſaß, hob er die Thüren aus ihren Angeln, nahm ſie auf den Rücken und gieng fort. Nun waren aber die Thüren von Eiſen, ſo daß er müde wurde; darum ſtieg er auf

einen Baum, die Thüren immer in den Händen und war bald faſt eingeſchlafen. Da begab es ſich, daß gerade etliche Kaufleute kamen, ſich unter denſelben Baum ſetzten, und da ihr Abendeſſen hielten. In ſeinem Schlaf ließ er die Thüren los und ſie fielen donnernd hinunter mitten unter die unglücklichen Kaufleute. Die ſprangen auf, machten ſich auf die Beine und liefen davon, indem ſie im Schrecken all ihre Waare im Stich ließen. Der Narr war höchlich erfreut über dieſen Zufall, kam hinunter und nahm von ſeiner Beute Beſitz. Es war eine große Menge Weihrauch. Unſer Narr nahm ihn auf den Rücken und trug ihn auf die Spitze eines hohen Berges. Dann machte er hier ein großes Feuer an und warf allen Weihrauch mitten in die Flammen. Nun traf es ſich gerade, daß die allerheiligſte Jungfrau im Himmel krank war; als ſie aber den Weihrauchduft roch, wurde ſie ſogleich geſund und ſandte einen Engel zu dem Menſchen herab, der das für ſie gethan hatte. Alſo flog der Engel herab an den Ort, wo unſer Narr ſaß und dem Rauch nachſah, wie er ſo ſchön in der Luft wirbelte und ſprach zu ihm: „Die Allerheiligſte hat mich geſandt, dich mit in den Himmel zu nehmen, damit du dort für dich nehmen kannſt was dein Herz begehrt.“ „Ich brauche nicht in den Himmel zu gehen,“ ſagte der Narr; „gieb mir nur eine Pfeife, die wie ich darauf pfeife alle Welt, die ſie hört, zum Tanzen bringt.“ Der Engel gab ihm die Pfeife, und verſchwand. Der Narr verließ den Berg und vermiethete ſich als Saubirt bei einem alten Prieſter. Den andern Morgen trieb er ſeine Schweine in den Wald, nahm ſeine Pfeife heraus, that

und ergetzte ſich bis an den Abend an den brotloſen Sprüngen der beſtigen Geiſſen. Die armen Schweine! ſie tanzten immerfort bis ihnen die Beine vor Ermattung anſchwollen, daß ſie am Abend zweimal ſo dick waren als am Morgen. O, dachte der alte Prieſter, als er ſie heimtreiben ſah, das iſt einmal ein guter Zaubrer, den ich mir da gedungen habe: meine Schweine ſind ſchon zweimal ſo fett als ſonſt. Den andern Morgen fieng der Narr aufs Neue dieſelbe Geſchichte an, und brachte Schweine, Bäume und Büſche zum Tanzen ſo weit um ihn her als er ſehen mochte. Einige Menſchen, welche näher kamen, um zu ſehen, was es da gebe, wurden auch angeſteckt und der boshafte Narr, der ſich herzlich über ihr Unglück freute, ſpielte fort und fort bis er vor Müdigkeit aufhören muſte. Einer von den Männern aber entfloh glücklich, lief nach Hauſe zu dem Prieſter und erzählte ihm, was ſein vortrefflicher Knecht machte. Der alte Prieſter lief eilig dahin, verbarg ſich hinter die Büſche und ſah dem Narren zu. Kaum aber war er da, als der Narr wieder anfieng zu pfeifen, die Schweine zu tanzen und die Büſche, zwiſchen denen der arme Prieſter ſtak, es ihnen nachmachten. Umſonſt ſchrie er ihm zu, daß er aufhören ſollte, er trieb es nur um ſo ärger, daß zuletzt die Dornen den Bart des alten Mannes faßten, ſein Geſicht zerkratzten und ſeine Kleider zerriſſen. Als der Narr von ſeinem Spaß genug hatte, nahm er ſeine Pfeife und gieng im großen Jubel davon. Der arme Prieſter entkam dem Unheil ſo gut er konnte; und ſo endet die Geſchichte von dem närriſchen Knecht.

111. Die drei goldenen Aepfel.

Es war einmal ein reicher und mächtiger König, der lebte in einem herrlichen Pallaſt und hatte Alles was ſein Herz begehrte, nur daß ſeine Frau kinderlos war. Die Königin trauerte auch darüber und that manches fruchtloſe Gelübde, um den gewünſchten Segen zu erlangen; endlich gelobte ſie, wenn ihr ein Kind geſchenkt würde, wolle ſie drei Springbrunnen machen, davon ſolle der eine vierzig Tage lang Milch, der andere Honig, der dritte Wein für die Armen ausſtrömen. Nach einiger Zeit erfüllten ſich die Wünſche der Königin und ſie gebar einen ſchönen Knaben. Ueberglücklich vergaß ſie bei Freuden und Feſten zu Ehren des jungen Gaſtes ihr Gelübde ganz. Da träumte ihr einmal des Nachts, eine alte Frau ſtände an der Seite ihres Bettes und drohte ihr, wenn ſie jetzt ihr Gelübde nicht endlich erfülle, werde der junge Prinz ſterben. Des Morgens erzählte ſie den Traum ihrem Gemahl und drang in ihn, daß er doch jetzt die Brunnen machen laſſen möchte; er aber achtete nicht darauf und es geſchah nichts. Die folgende Nacht hatte die Königin denſelben Traum und drang des Morgens wieder in den König, auf dieſe Warnung zu achten,

aber vergebens. Die dritte Nacht ſtand die alte Frau wieder an ihrem Bett, aber mit einem finſtern, drohenden Geſicht. Die Königin, nun ernſtlich beunruhigt, überredete ihren Gemahl, daß die Sicherheit ihres Sohnes von der Erfüllung dieſes Gelübdes abhänge, und der König, der ſie nicht länger quälen wollte, erfüllte ihre Bitte. Es wurde nach Arbeitern geſchickt, und in kurzer Zeit ließ der König durch ſein ganzes Reich verkündigen, daß alle Armen kommen und aus dieſen Brunnen ſchöpfen ſollten, welche vierzig Tage für ſie ſpringen würden. Den Tag, nachdem dieſe vierzig Tage verfloſſen waren, erſchien eine alte Frau an der Thüre des Pallaſtes, und bat um Erlaubniß, aus den Brunnen zu ſchöpfen. Der junge Prinz, welcher nun ſchon acht oder neun Jahre alt war, ſah gerade aus dem Fenſter, als ſie kam, fuhr ſie hart an, und befahl ihr ſogleich wegzugehen, da die vierzig Tage vorüber ſeien und die Brunnen aufgehört hätten zu ſpielen. Da warf die alte Frau einen wüthenden Blick auf ihn und rief: „Daß alles Ungemach über dich komme, weil du einer armen Frau eine Bitte abgeſchlagen haſt, und darum verfluche ich dich mit dem Fluche, die drei goldenen Aepfel zu ſuchen.“ Nun war dieß Suchen oft ſchon unternommen, hatte aber immer denen, die es wagten, das Leben gekoſtet: denn ein ſchrecklicher Drache bewachte dieſe goldenen Aepfel Tag und Nacht. Die Königin war tief betrübt, als ſie das hörte und ließ ſich ſogar herab, ſelbſt zu der alten Frau zu gehen und ihr Alles anzubieten, was ſie begehrte, wenn ſie nur dieſen Fluch von ihrem Sohne

nehmen wollte. Die alte Frau aber antwortete: „Das iſt unmöglich: der Fluch iſt einmal über meine Lippen gekommen und kann nicht zurück: dein Sohn muß es über ſich nehmen.“ Nun wuchs der junge Prinz und kam zu den Jahren des Mannesalters und wurde ſchön, fein und tapfer. Als er ſein einundzwanzigſtes Jahr erreicht hatte, nahm er einen thränenreichen Abſchied von ſeinen Freunden, gürtete ſich das Schwert um und zog aus zu dem ihm beſtimmten Abenteuer. Er reiſte weit und lange Zeit immer auf derſelben Straße; endlich kam er an einen Strom und gewahrte am Ufer eine junge Drachin: die war beſchäftigt, Kleider zu waſchen; aber mit Verwunderung ſah er, daß ſie ſtatt Waſſer aus dem Strom zu nehmen, alle Kleider mit ihrem Speichel wuſch. Das war aber eine langweilige Arbeit, und die junge Drachin ſpie und ſpie und kam doch nicht recht voran. Der junge Mann näherte ſich ihr freundlich und ſprach: „Ich will dich leichter und beſſer waſchen lehren, ſo wie man es in unſerm Lande thut.“ Dabei nahm er etwas Waſſer aus dem Strom, ſchüttelte es über die Kleider und wuſch in einer Minute mehr als ſie in vielen Stunden. Das ſah die junge Drachin aufmerkſam an und ſprach: „Junger Mann, du haſt mir einen großen Dienſt geleiſtet: wie kann ich deine Freundlichkeit belohnen?“ „Zeige mir,“ erwiederte er, „wo ich die drei goldenen Aepfel finde.“ „Ah,“ ſagte die Drachin, „du willſt in deinen Tod; doch will ich mein Beſtes für dich thun. Geh zu jenem Feigenbaum und pflücke eine Feige von ihm ab; ſie wird deiner Zunge bitter ſein, aber

kehre dich nicht daran, iß ſie ganz und gar und dann rufe laut: daß du nie in deinem Leben etwas ſo Süßes gekoſtet haſt. Dann geh weiter zu jenem Fluß, trinke von ſeinem Waßer, es wird auch bitter ſein, und rufe dasſelbe. Nahe dabei iſt die Höhle des Drachen. Schleiche dich leiſe hinauf und ſtiehl ihm, während er ſchläft, die drei goldenen Aepfel unter dem Kiſſen weg und dann eile fort, wenn dir dein Leben lieb iſt." Der junge Mann dankte ihr von Herzen und gieng ſeines Weges. Wie ſie ihm gewieſen hatte, fand er den Feigenbaum gar ſchnell, nahm eine Feige von ihm, aß ſie und rief: „Das iſt das Süßeſte, was ich je geſchmeckt habe." Dasſelbe that er mit dem Fluß. Da ſah er die Höhle des Drachen vor ſich, ſchlich ſich hinein, nahm die drei goldenen Aepfel unter dem Kiſſen des Drachen fort und gieng davon. Kurz darauf erwachte der Drache, und als er ſeine Aepfel nicht fand, flog er brüllend hinter dem jungen Manne her zum Fluß und ſchrie: „Fluß, Fluß, ertränke ihn!" Aber der Fluß antwortete: „Nein, ich gewiß nicht, denn er trank von meinem Waßer und iſt ſeit vielen hundert Jahren der erſte Menſch, der es ſüß gefunden hat." Da ſchrie der wüthende Drache: „Feigenbaum, Feigenbaum, ſchlag ihn todt!" Aber der Feigenbaum antwortete: „Nein, ich gewiß nicht, denn er aß von meinen Früchten und iſt ſeit vielen hundert Jahren der erſte Menſch, der ſie ſüß gefunden hat." Da ſchrie der Drache zum dritten Male: „Drachin, Drachin, tödte ihn!" Aber die Drachin antwortete: „Nein, ich gewiß nicht, denn er lehrte mich waſchen." So

entkam der Prinz glücklich der großen Gefahr, hatte die drei goldenen Aepfel sicher in seinem Gürtel, und schlug den Weg nach Hause ein. Er war noch nicht sehr weit gegangen, da fand er eine Quelle, wollte sich an ihr erfrischen, und setzte sich dabei nieder. Indem fiel es ihm ein, einen seiner goldenen Aepfel aufzuschlagen, um zu sehen, was darin sei. Er nahm einen Stein und zerklopfte ihn leise: und wie der Apfel auseinander sprang, da stand eine Jungfrau da, schön wie der Tag und roth wie eine Rosenknospe. Erstaunt verbeugte sich der junge Prinz tief, und verliebte sich auch gleich in seine schöne Beute. „Schöne Jungfrau," sprach er, „gieb dich zufrieden eine Weile hier zu warten, daß ich in meines Vaters Haus gehen und den Zug bestellen kann, der dich als meine Braut in deine zukünftige Wohnung führen soll." Des war die Jungfrau zufrieden, setzte sich bei der Quelle hin und erwartete seine Rückkehr. Wie sie so da saß, kam aus der Ferne eine häßliche alte Negersklavin, von ihrer Herrin gesendet um Wasser zu schöpfen. Kaum erblickte die junge Prinzessin sie, da floh sie auch schon ganz erschrocken auf einen Baum, der an der Quelle stand. Die alte Negerin kam heran, sah in dem Wasser den Widerschein des Angesichtes der Jungfrau, meinte, es sei der Widerschein ihres eigenen, warf sogleich den Eimer weg und kam zu ihrer Herrin zurück. „Wo hast du das Wasser?" fragte diese. „Ich bin viel zu schön," antwortete die Negerin, „um deine Wasserträgerin zu sein." „So?" sagte die Herrin, „nun so nimm dies für deine Mühe," und dabei

ſchlug ſie ſie nicht wenig und ſchickte ſie zum Brunnen zurück. So kam die alte Negerin wieder zum Waſſer; aber dießmal ſah ſie ſchon von Weitem die Geſtalt der Jungfrau, die auf dem Baume ſaß. Als ſie ihren Irrthum entdeckte, füllte ſich ihr Herz von Wuth an, ſie ergriff die Jungfrau am Arm, riß ſie vom Baum, zog ihr die ſchönen Kleider aus, und warf ſie in den Brunnen. Dann zog ſie ſelbſt die Kleider der Prinzeſſin an, und erwartete die Ankunft des Liebhabers. Der kam zur rechten Zeit, mit herrlichen Gewändern angethan, und ein großes Gefolge hinter ihm, wie einem Königsſohn zuſteht. Als er an der Stelle, wo er ſeine ſchöne Braut gelaſſen hatte, die häßliche alte Negerin ſah, ſchrak er zurück, und ein Zittern ging durch das ganze Gefolge. Nun ſchämte er ſich aber ſie zu verleugnen, nahm ſie mit ſich, brachte ſie ſeinen Eltern und das Hochzeitsfeſt ward bereitet. Als Alle beim Feſtmal ſaßen, erſchien eine verſchleierte Frau von gar ſchöner Geſtalt am obern Ende der Halle und begehrte den Prinzen zu ſprechen. Sie wurde vorgeführt, und der Prinz fragte ſie gütig, was ſie begehre? Sie erzählte die Geſchichte der jungen Prinzeſſin unter falſchem Namen und fragte dann: „Nun, o Prinz, was ſoll dem Menſchen geſchehen, der dieſes ſchändliche Verbrechen begangen hat?“ Da riefen Alle und die alte Negerin zuerſt. „Er ſoll von wilden Pferden in Stücke gerißen werden.“ Bei dieſen Worten hob die verſchleierte Geſtalt den Schleier auf, der ihr Geſicht verhüllte und ſprach: „Dann ſieh, o Prinz, ich bin die unglückliche Prinzeſſin, deine rechte Braut, vom Tode, den nur

die ſchwarze Sklavin zugedacht hat, gerettet durch die Nymphe jener Quelle.“ Ueberglücklich erkannte der junge Prinz die Züge ſeines geliebten Mädchens, das aus dem goldenen Apfel geſprungen war, und befahl ſogleich, daß an der ehrgeizigen Regerin der Spruch vollzogen werden ſollte, den ſie ſich ſelbſt geſprochen hatte. Das geſchah, und das junge Paar lebte lange und glücklich mit einander. Ich wollte wir wären noch glücklicher.

IV. Die heilige Paraſkeve.

Es iſt ſchon viele, viele Jahre her, da ſaßen an einem Donnerſtag Abend eine junge Frau und ihre Schwiegermutter vor der Thür und ſpannen. Ehe es finſter wurde, nahm die alte Frau Spindel und Kunkel, und ſagte ihrer Schwiegertochter: Thu du ebenſo, denn ich verſichere dich, thuſt du es nicht, ſo wird es dir ſchlimm ergehen. Eben gieng der Mond hell glänzend auf, und die junge Frau achtete nicht ſehr auf dieſe Warnung, ſondern bat die alte Frau, ſie möge nur ſchlafen gehen, und fuhr fort im Mondſchein zu ſpinnen. Alſo gieng die alte Frau und ſchlief bald ein. Nach einer Weile ſah die junge Frau eine lange, ſchwarzverhüllte Frauengeſtalt auf ſich zukommen, die hatte Zähne ſo lang, daß ſie ihr bis aufs Knie aus dem Mund hiengen, und hatte eine große Spindel in der einen und eine Kunkel in der andern Hand. Vor Schrecken konnte die arme junge Frau ſich nicht rühren; das Geſpenſt aber kam zu ihr, ſetzte ſich neben ſie und ſprach: „Komm, Nachbarin, laß uns zuſammen ſitzen und ſpinnen.“ Gleich danach ſtand ſie auf und ſagte: „Warte hier einen Augenblick, ich will gehen, mein Kind holen,“ und dabei legte ſie Spindel

und Kunkel auf den Boden und wackelte dem Kirchhof zu. Die junge Frau sah ihr nach und sah, daß sie aus einem Grab einen frisch begrabenen Leichnam aufhob und forttrug. Da warf sie Spindel und Kunkel von sich ins Gebüsch, lief ins Haus, schloß die Thüre hinter sich zu und legte sich nieder mitten unter ihre Kinder. Indes war die heilige Paraskeve zur Hausthür gekommen und rief: „Nachbarin, Nachbarin, komm und spinn mit mir!" aber die junge Frau war zu erschreckt, um antworten zu können. Und als sie nun sah, daß ihr Rufen vergeblich war, hob sie Spindel und Kunkel auf und wackelte fort, indem sie sagte: Es ist dein Glück, daß du drinnen liegst, und deine Kinder rings um dich herum; lägest du an ihrer Seite, so hättest du mir eines todten Menschen Fleisch essen sollen zur Strafe für deine Sünde. Aber Kinder sind rein, und ich komme nicht zu den Menschen, die von Christen umgeben sind." Die junge Frau starb kurze Zeit nachher; aber von diesem Besuche kommts, daß keine Frau Donnerstag Nachts im Mondschein spinnt bis auf den heutigen Tag.